Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Digitized by Google

1236.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

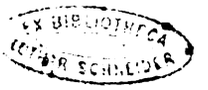
Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Einunddreißigster Band.

(Nr. 1—26.)



Berlin 1887.

Verlag von Georg Stilke

Digitized by Google

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

123351
OCT 17 1908
+X47
+G27
31
AP
.G2
1895
31

Register.

Einunddreißigster Band.

	Seite
Abel, Carl, Laut und Sinn	355
Achelis, Th., Zur Entwickelungsgeschichte der Familie	307
Bauer, Erwin, Ein „antinihilistischer" Roman	282
— Vor den Geschworenen	315. 333
Behrmann, Max, Eine russische Literaturgeschichte	184
Berghoff-Ising, Franz, Die Lage des Pachtwesens in Deutschland	210
Bernheim, H., Zur neuesten Choleraliteratur	324
— Ueber magnetische Erziehung	132
Blind, Karl, Stimmen aus Frankreich	225
Boettcher, Friedrich, Im Wahlkampfe	81
— Rückblicke auf die Florentiner Feste	363. 380
Bormann, Walter, Bühnenbearbeitungen von Wilhelm Buchholz	21
Braun, Ad., Zur Zukunft der europäischen Landwirthschaft	17
Buchwald, Otto, Buchdrama und Lesedrama	362
Bulle, Oskar, Lyrische Winterabende	57
— Dramatische Aufführungen	30. 78. 111. 236. 253. 287. 349. 365
— Die Dichtung der Zukunft	203
— Ein dänischer Humorist	265
— Aus Hegel's Briefwechsel	328
— Professorenroman und Professorenkritik	138
Carriere, M., Gesammelte Aufsätze von Wilhelm Lübke	169
Castelnuovo, Enrico, Zehn Jahre verlobt. Autorisirte Uebersetzung	59. 76
Die „Gegenwart" und Herr Katkow	385
Diercks, G., Ein spanischer Romandichter	55
Duboc, Julius, Illegitimes in der Wissenschaft	212
du Prel, Carl, Ein neues hypnotisches Experiment	268
Düntzer, H., Goethe's Tagebücher und Briefe aus Italien	136
— Schiller und Goethe in ultramontaner Beleuchtung	215
— Goethe und Minchen Herzlieb	377
Ehrlich, Heinrich, Opern und Concerte	62. 157
— Verdi's „Othello"	124. 270
— „Merlin". Große Oper von Ph. Rüfer	173
— „Die goldene Legende". Operette von A. Sullivan	222
— Eine deutsche und eine englische Operette	318
— Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Hans von Bülow und Anton Rubinstein	395. 411
Falb, Rudolf, Das Erdbeben an der Riviera	164
Fiege, Rud., Neue Operetten	142
Fischer, C. W. Th., Die Gesetze der bildenden Kunst	339
Fitger, A., Eine neue Strömung in unserer Malerei	199. 218
Fuld-Mainz, Ludwig, Die Beschränkung der Oeffentlichkeit vor Gericht	196
— Der Fall Schnäbele in straf- und völkerrechtlicher Betrachtung	289
Garborg, Arne, Jugend. Autorisirte Uebersetzung	284. 301
Gebhardt, Bruno, Wilhelm Scherer und seine Goethe-Aufsätze	38
— Aus den Denkwürdigkeiten des Grafen Vitzthum	166
— Die Apologie des Grafen von Beust	231
— Zur Geschichte der Schlacht bei Sedan	360
Geiger, Ludwig, Sphinx locuta est	19
— Der Briefwechsel von Goethe und Carlyle	404
Ghislanzoni, Antonio, Der Verstorbene	155
Gneist, Rudolf, Die heutige Lage der englischen Verfassung nach den drei Reformbills von 1832, 1867, 1885, und die irische Frage	113
Gopčević, Spiridion, Neues aus Bulgarien	1
— Panslavismus und Panrussismus	241
Groß, F., Ein Wiener Roman	248
Guttmann, G. J., Ein österreichischer Hochtory	387
Hallwich, Hermann, Die neuere Wallenstein-Literatur	101
Hann, P., Die Flucht aus Aegypten	90
— Anarchisten in Amerika	242
Hartmann, Eduard v., Frankreich und Deutschland	65
— Am Vorabend der Wahlen	97
— Gehört die Baukunst zu den freien Künsten?	389
Hellwald, Friedr. von, Die Italiener am Rothen Meere	161
Hinschius, P., Der Staat und die katholische Kirche in Preußen	321
Jensen, Wilhelm, Frühlingsconcert	308
— Eine Gerichtssitzung	140
Jentsch, Karl, Die letzten Bände von Janssen's Geschichtswerk	40
Jessen, Peter, Carl von Piloty und die deutsche Kunst	5
— Die Baukunst auf Ausstellungen	69
— Eine Pietà von Arnold Böcklin	207
Junker von Langegg, F. A., Ueber japanische Malerei	295. 313
K., Aus den Concertsälen	127
Kalle, Fritz, Volkswirthschaft in der Schule	148
Kielland, Alexander, Siesta	186
Killermann, J. G., Die Besitzsteuer	273
Kleinert-Iserlohn, Gustav, Witz und Humor	326. 344
Kohut, Adolph, Professor Ludwig Uhland und seine Schüler	264
— Ein Cultusminister als Schriftsteller	331
Korolenko, Wladimir, Eine Osternacht. Autorisirte Uebersetzung	250
Kurs, Major a. D. Victor, Die Militärvorlage und der Reichstag	33
— Zur Creditvorlage für Festungsumbau	291
Linke, Oscar, Robert Hamerling's „Blätter im Winde"	107
Lorm, Hieronymus, Der falsche Idealismus	246. 267
Lotheißen, Ferdinand, Conservative Nothsignale in Frankreich	198
Lübke, Wilhelm, Kupferstich und Radirung	379
M., L., Vom Pariser „Salon"	375
— Aus dem Pariser Kunstleben	406
Malkowsky, Georg, Das neue Museum für Völkerkunde	29
— Gespenster. Familiendrama in drei Aufzügen von Henrik Ibsen	45
— Die Eduard von Steinle-Ausstellung	188
— Henrik Ibsen als Lyriker	301
— Ausstellungen	93. 252. 317. 382
— E. v. Gebhardt's Cartons für das Kloster Loccum	398
Marées, G. v., Militärische Jugenderziehung	371
Marholm, L., Henrik Ibsen's neueste Dramen	7
— Alexander Kielland	149
— Zola auf dem Theater	311
Marsop, Paul, Traumlyrik. Anmerkungen für Schumann-Freunde	182
Meyer-Jena, G., Der Befähigungsnachweis im Handwerk	257
Muyden, Gustav van, Das Telephon in Gegenwart und Zukunft	35
— Die Augenblicks-Photographie	275
Nagel, A., Die Verbrennung	50
Olzem, Fritz, Die preußische Landtagssession	353
Philosophus, Zur Reform der Universitäten	373
— Die Aussprache des Griechischen	409
Quarck, Max, Das Wirthschaftsjahr 1886	129
— Das Branntweinmonopol in Oesterreich-Ungarn	226

Digitized by Google

Seite
R., J., Englische Arbeiterversicherung 293
Reinhold, Karl Theodor, Die Bilanz der Gegenwart für Frankreich und Deutschland 305
Roderich, Albert, Humoristische Nemesis 42
Roquette, Otto, Dresdener Erinnerungen 204. 220. 234
Rüttenauer, Benno, Wilhelm Jensen als Realist 121
Sachtler, H., Die politischen Parteien in Deutschland 145
Sänger, P. J., Die Moorcultur 244
Sahler, C., Die Blinde 109. 125
Schneidewin, Max, Eduard v. Hartmann und unser Geistesleben 309
Schvarcz, Julius, Taine über Napoleon I. 298
Schwarzkopf, Gustav, Memento! Eine Studie 170
Schwiedland, Eugen, Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag 82
Schütze, Paul, Vom niederdeutschen Literaturgebiete 71
— Ein freiherrlicher Poet 228
Sievers, E. W., Zur neuesten Shakespeare-Forschung 392
Siewert, Franz, Die Friedensarbeit unserer Kriegsmarine . . 369
Spectator, Die Auflösung des Reichstags 49
Sterne, Carus, Unser drittes Auge 2
Thaler, Karl v., Cavour's Briefe 52. 73
Tolstoi, Graf Leo, Wovon die Menschen leben. Eine Pfingstlegende. Autorisirte Uebersetzung 346
Voß, Richard, Das Gebot der heiligen Agnes. Aus meinem römischen Skizzenbuch 12. 27
Walcker, Karl, Gambetta's politische Reden 10. 24
— Reichs-Einkommensteuer und Erbschaftssteuer 179
— Die Branntweinsteuer 337
— Die Zuckersteuer 401
Wiener, A., Krisen im Burgtheater 341
Wollmann, Moriz, Der Socialismus in Belgien 261
Ziel, Ernst, Zwei novellistische Novitäten 153
Zolling, Theophil, Dramatische Aufführungen 14
— Gustav Freitag's Selbstbiographie 84. 104
— Der hochdeutsche Ganghofer 87
— Aus Hebbel's Tagebüchern 279
— Johannes Scherr und sein Nachlaß 357
— Aus Gurlitt's Kunstsalon 143
— Therese Raquin. Drama von E. Zola 397
— Unsere Theater 413
Zum neunzigsten Geburtstage unseres Kaisers 177
Zur Lage im Elsaß 209

Notizen.

Amyntor, Durch Nacht zum Licht 255. Bähr, Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren 111. Baumann, Londinismen 158. Baumgarten, Geschichte Karls V. 255. Bienemann, Die Statthalterschaftszeit in Liv- und Esthland 283. Böttcher, Schauspieler-Eitelkeit 190. Boy-Ed, Abgründe des Lebens 383. Brand, Londoner Streifzüge 95. Bruck, Von Hüben und Drüben 350. Brunold, Gedichte. Von Robert Keil 174. Buchholtz, Die Leiter 366. Bull, Ole Bull 399. Canini, Il libro dell' amore 351. Chavanne, Im alten und neuen Congostaate 366. Christ, Eine Frühlingsfahrt nach den Canarischen Inseln 351. Conrad, H. George Eliot 367. Conrad, Sappho 303. Drache, Dämmerstunden 207. Eckardt, M. Merian 383. Eckart, Garlieb Merkel 319. Eckstein, Pia 271. —, Violanta 351. Egelhaaf, Kaiser Wilhelm 191. Ein städtisches Volkstheater und Festhaus. Von M. Carriere 399. Engel, Griechische Frühlingstage 94. Erhard, Die Lehnsjungfer 319. Ertl, Liebesmärchen 31. Eucken, Thomas von Aquino 351. Frenzel, Dunst 255. Gehrts, Die Nachfolge Christi 351. Goedecke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 255. Gothein, Culturentwickelung Süditaliens in Einzeldarstellungen 47. Grasberger, Aus der ewigen Stadt 254. Gsell-Fels, Süd-Frankreich 254. Heiberg, Eine vornehme Frau 191. Heimburg, Die Andere 319. Heine-Ausgaben 175. Heine's Sämmliche Werke 415. Hevesi, Auf der Sonnenseite 46. Hilty, Politisches Jahrbuch 239. Hohenried, Kattenburg 255. Huther, Goethe's Faust 319. Jullien, Richard Wagner et ses oeuvres 94. Importirtes Genie 207. Junghans, Die Amerikanerin 351. Kaden, Sonnenbrut 367. Keyser, Die Lora-Nixe 319. Klinkhardt, Das höhere Schulwesen Schwedens 255. Körting, Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert 239. Kohut, Karschin 382. Leixner, Dämmerungen. Von M. Carriere 15. Linke, Ergo bibamus 351. Literaturkalender 158. Löwen, Natur und Sitte 207. Lohmeyer, Deutsche Jugend 319. v. Lützow, Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart 47. Mantegazza, Anthropologisch-culturhistorische Studien 190. Marsop, Unsere Illusionen 318. —, Die Aussichten der Wagner'schen Kunst in Frankreich 350. Martin, Briefe der Königin Luise 366. Meißner, Mosaik 191. Meyer, Homer und die Ilias 223. Ohnet, Noir et Rose 191. Pecht, Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts 63. Peters, Deutsch-national 271. Rangabé, Novellen 383. Ranke's Weltgeschichte VII. Von K. Braun-Wiesbaden 94. Ranke, Der Mensch 366. Reinhardstöttner, Aufsätze und Abhandlungen 350. Riemann, Opernhandbuch 271. Roquette, Ueber den Wolken 175. Roscher, System der Finanzwissenschaft 366. Sanders, Deutsches Stilmusterbuch 351. Sax, Staatswissenschaft 383. Schwarzkopf, Durch scharfe Gläser 190. Stahr, Lessing 254. v. Stein, Entstehung der Aesthetik 271. Stern, Erinnerungsblätter 351. Stern, Venezianische Novellen 366. Stockton, Ruderheim 366. Suttner, Ein schlechter Mensch 367. Telmann, Vae victis 367. Toursky, Nouvelles slaves 367. Tuch, Der erweiterte deutsche Militärstaat 191. Uhl, Farbenrausch 190. Uhland-Festschriften 271. Vitu, Les mille et une nuits du théâtre 111. Vocke, Die Abgaben 383. Vollbrecht, Dissonanzen 207. Yriarte, Autour du Concile 175. Waldmüller-Duboc, Das Geheimniß 255. Walter, Candidat Müller 383. Wenck, Deutschland vor 100 Jahren 367. Weise, Bibliotheca germanica 383. Wichert, Aus verstreuter Saat 175. Wiese, Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen 319. Wolkenstein, Gedichte. Von M. Carriere 189. Wothe, Des Weibes Glück 239.

Offene Briefe und Antworten.

Zum letztenmal Jaques Saint-Cère 15. Zum allerletztenmal Jaques Saint-Cère. Von Paul Heyse 47. Noch einmal „die Uebervölkerung der Erde". Von Dr. med. Moriz Alsberg 63. Molbech's „Dante" und die Münchener Hoftheater-Censur 95. Ueber A. Fitger's „Eine neue Strömung in unserer Malerei". Von Anton von Werner 238. Nochmals zur „Neuen Strömung in unserer Malerei". Von A. Fitger 254. Schlußwort zur „Neuen Strömung in unserer Malerei". Von A. v. Werner 271.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 1. Januar 1887. Band XXXI.

SCHREIBER

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Neues aus Bulgarien. Von Spiridion Gopčević. — Unser drittes Auge. Von Carus Sterne. — **Literatur und Kunst:** Carl von Piloty und die deutsche Kunst. Von Peter Jessen. — Henrik Ibsen's neueste Dramen. Von L. Marholm. — Gambetta's politische Reden. Von Karl Walcker. — **Feuilleton:** Das Gebot der heiligen Agnes. Aus meinem römischen Skizzenbuch. Von Richard Voß. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Zum letztenmal Jacques Saint-Cère. — Inserate.

Neues aus Bulgarien.

Von Spiridion Gopčević.

Der erste Anprall Rußlands auf die bulgarische Regentschaft ist glücklich abgeschlagen, und Kaulbars hat das Feld geräumt. La Russie boude et se recueille — um bei nächster Gelegenheit den Angriff fortzusetzen, wie dies in der bekannten russischen Hartnäckigkeit und Ausdauer begründet liegt. Ueber die Art und Weise des Auftretens von Kaulbars und der von ihm beliebten Mittel zum Ziele wurde bereits in diesen Blättern gesprochen (Nr. vom 13. Nov.); der Unparteilichkeit halber soll nur noch einer gegentheiligen Ansicht hier Raum gegeben werden: ein werther Freund, welcher mit Kaulbars bei dessen Rückzug aus Bulgarien eine Unterredung hatte, schreibt mir nämlich Folgendes hierüber:

„Ihr Urtheil über Kaulbars ist zu hart und gründet sich offenbar auf das, was die „Kölnische Zeitung" und andere bulgarophile Blätter über ihn verbreiteten. Mir hat Kaulbars ungemein gefallen, und ich halte ihn für einen der anständigsten Menschen, die ich kennen gelernt ... Unter Anderem sagte er mir, der Czar habe nicht die Absicht, Bulgarien zu annectiren, sondern er wolle nur einen vernünftigen Fürsten und eine vernünftige Regierung. Rußland, welches Bulgarien unter schweren Opfern befreit hat, beabsichtige nur das Wohl des Volkes. Es könne nicht einen Fürsten dulden, der mit allen Anderen, nur nicht mit Rußland liebäugelt, denn für seine Opfer müsse es auch fordern, gegebenenfalls darauf rechnen zu können, daß es in Bulgarien einen aufrichtigen Freund habe ... Kaulbars hat gewiß in Bulgarien manchen Fehler gemacht, aber Vieles, was man über ihn erzählt, ist lediglich erfunden. Sie wissen ja am besten, wie trefflich es die Bulgaren von jeher verstanden haben, die europäische Presse zu beeinflussen und zu mystificiren!"

Letzteres läßt sich wohl nicht bestreiten, aber sicher ist, daß Kaulbars nicht nur „manche", sondern sogar sehr viele Fehler in Bulgarien begangen hat und daß die schönen Worte über Rußlands Uneigennützigkeit, welche der General zu meinem Freunde gesprochen, mit seinen Thaten nicht im Einklang stehen. Ueberdies sind mir von anderer Seite über Rußlands Absichten auf Bulgarien und seine Machinationen gegen die serbische Regierung Mittheilungen zugekommen, welche mir die Ueberzeugung beibrachten, daß Rußland es mit der Unabhängigkeit der Balkanstaaten nicht ehrlich meine. So lange ein so eingefleischter Panrusse wie Katkow seinen unheilvollen Einfluß auf die russische Politik und insbesondere auf den Czaren selbst ausübt, kann kein ehrlicher Südslave Rußland unbedingtes Vertrauen entgegenbringen.

Rußland hat sich augenblicklich zurückgezogen und nimmt eine abwartende Stellung ein, aber man weiß, daß es sich deshalb noch nicht für geschlagen hält, und da den russischen Staatsmännern gewöhnlich alle Mittel recht sind, vorausgesetzt, daß sie zum Ziele führen, so darf man wohl erwarten, daß Rußland demnächst in irgend einer anderen Weise die Welt durch einen unvermutheten Schachzug überrascht.

In Bulgarien schöpft man einstweilen Athem und sammelt Kräfte, um auch den nächsten russischen Angriff abzuschlagen. Ob es der Regentschaft gelingen wird, werden wir ja bald sehen. Ueber sie schreibt mir einer meiner Freunde aus Bulgarien Nachstehendes:

„... Ich habe Stambulow keinen Augenblick aus den Augen gelassen und kann Sie versichern, daß der Mann Alles, nur kein Patriot ist. Ihm wäre es am liebsten, wenn die Wahl und Ernennung des Fürsten noch zwanzig Jahre auf sich warten ließe, denn die Rolle eines Regenten gefällt ihm ungemein und er möchte es am liebsten zeitlebens bleiben. Dabei ist er von unausstehlichem Hochmuth und Eigendünkel. (Diese beiden Eigenschaften habe ich selbst an Stambulow niemals entdeckt; er müßte sie höchstens erst jetzt angenommen haben. S. G.) Von Mutkurow gilt das Gleiche, und einer möchten den anderen zum Henker wünschen, um allein regieren zu können. Der dritte Regent ist die reine Null. Jeder sucht sein eigenes Interesse, und das dumme Volk läßt sich von dem Kleeblatt an der Nase herumführen. Herr v. Huhn ist nach wie vor die Egeria des Kleeblattes."

Da aus der Entfernung nicht zu beurtheilen ist, inwiefern mein Freund Recht hat oder übertreibt, sei diese Mittheilung ohne weitere Bemerkung gegeben.

Die Regentschaft hat nun die Pause benutzt, welche der verunglückten Wahl des Prinzen Waldemar gefolgt ist, um einen anderen Fürsten aufzutreiben. Theils aus diesem Grunde, theils um die Stimmung bei den verschiedenen Regierungen zu erforschen, wurde die sogenannte Sobranje-Deputation entsendet, bestehend aus den ehemaligen Ministern Stoilov und Grekov und dem angesehenen Ostrumelier Kalčov. Stoilov und Grekov hatten nebst Načović unter Alexander I. das unheilvolle Triumvirat gebildet, welches den Fürsten zu seiner sechsjährigen Mißregierung verleitet und ihn gänzlich verdorben hatte. Diese beiden Männer findet der Leser charakterisirt in meinem Werke „Bulgarien und Ostrumelien." Kalčov hingegen ist ein ebenso anständiger als gebildeter Mann ohne politischen Ehrgeiz, daher der einzige wahre und reine

Digitized by Google

Patriot, den ich in Bulgarien gefunden. Während seines Aufenthaltes in Berlin benutzte er die Gelegenheit, sich mit mir wiederholt über die bulgarischen Angelegenheiten zu unterhalten.

Auf meine Bemerkung:

„Es thut mir lang schon weh',
Daß ich Dich in der Gesellschaft seh'!"

erwiderte er, er hätte nicht ablehnen können, da man sonst einen dritten Conservativen in die Deputation gewählt hätte, während er so in derselben das liberale Element vertrete. Ich frug ihn sodann, was er zu meiner in Nr. 46 der „Gegenwart" entwickelten Idee einer Personalunion zwischen Serbien und Bulgarien sage.

„Der Artikel ist in Bulgarien bemerkt worden", antwortete er, „und man erörterte vielfach die von Ihnen angeregte Frage. Viele (darunter ich selbst) hätten sich wohl mit dem Gedanken befreundet, aber die Person des Königs Milan war uns nicht recht. Ich muß indeß gestehen, daß ich, seitdem wir mit dem Könige selbst sprachen, anderer Meinung geworden bin. Der König nahm uns sehr freundlich auf, ebenso Garašanin und Franasović, welch' letzterer überhaupt einer der liebenswürdigsten und prächtigsten Menschen ist, die mir bisher begegnet sind.

„Der König sprach über den letzten Krieg mit einer Offenherzigkeit und Selbstverleugnung, welche uns geradezu verblüffte und im Sturme für ihn einnahm. Er verurtheilte die bisherige gegenseitig feindselige Politik Serbiens und Bulgariens als den größten beiderseits begangenen Fehler und erklärte sich bereit, die verschiedenen Mißhelligkeiten zwischen beiden Regierungen endgültig zu beseitigen. Er meinte, das Interesse der Unabhängigkeit sei beiden Staaten gemeinsam und diese müßten daher zusammenhalten, statt sich gegenseitig zu befehden.

„Diese Worte des Königs haben auf uns großen Eindruck gemacht und wir freuten uns doppelt zu hören, daß Serbien nicht daran denke, jetzt den günstigen Augenblick zu benutzen, um Bulgarien für den letzten Feldzug zu züchtigen.

„Ueberhaupt muß ich Ihnen gestehen, daß wir Alle über König Milan falsche Ansichten haben. Er ist von einer erstaunlichen Intelligenz und entwickelt in seinen Erörterungen so viel Geist und Scharfsinn, daß wir alle hierüber lebhaft erstaunt waren. Ihre Idee gefiel mir nun um so besser und ich schrieb daher gleich nach der Audienz unseren Freunden in Bulgarien, sie sollten, wo sie nur könnten, für die Idee einer serbisch-bulgarischen Personalunion Propaganda machen. Freilich ist die gegenwärtige Lage nicht hoffnungerregend, aber es schadet nicht, wenn man sich in Bulgarien an diese Idee gewöhnt. Wie schade ist es doch, daß König Milan wegen des letzten Krieges, den unser Volk ihm persönlich in die Schuhe schiebt, bei uns so unpopulär ist; wäre jener Krieg nicht gewesen, so können Sie überzeugt sein, daß wir sofort die Personalunion beantragen und das Volk uns zustimmen würde. So aber heißt es warten, bis die Erinnerung an den letzten Krieg etwas mehr verblaßt ist."

Ich äußerte mein Erstaunen über die Candidatur des Prinzen von Coburg. „Hat Ihnen denn die Regierung des Battenbergers, welcher ebenso unvorbereitet war, als er auf einen schwierigen fremden Thron gesetzt wurde, wie es jetzt der Prinz von Coburg wäre, noch nicht die Augen darüber geöffnet, daß ein nichtslavischer Fürst auf dem bulgarischen Thron nur eine Jammerfigur vorstellen würde? Oder hat Ihnen der Prinz etwa den Eindruck eines genialen Menschen gemacht?"

Herr Kalčov schüttelte den Kopf und gab zu, daß diese Candidatur eben nur der Strohhalm gewesen sei, an den man sich in der Verzweiflung geklammert. Da es mir schien, als ob die Bulgaren auf einen deutsch-russischen Krieg rechneten, äußerte ich meine feste Ueberzeugung dahin, daß die beiderseitigen Interessen Rußland und Deutschland auf „thurmhohe Freundschaft" hinwiesen und daß am wenigsten bei Lebzeiten des deutschen Kaisers an die Möglichkeit eines Krieges auch nur gedacht werden könne. Ich erklärte mich daher für überzeugt, Bismarck werde der Deputation nur rathen, sich mit Rußland auszugleichen. Wie mir Herr Kalčov später mittheilte, ist dies seither in der That geschehen.

Bezüglich des Mingreliers erklärte Herr Kalčov mit aller Entschiedenheit, daß ihn Bulgarien niemals als Fürsten annehmen werde; man wolle ihn ebenso wenig als den Fürsten Dondukov-Korsakov, den ich in meinem Werke allzugünstig beurtheilt hätte und der lange kein so trefflicher Regent gewesen sei, als es mir aus der Entfernung geschienen habe.

Auf meine Frage, ob man dann vielleicht an die Wiederwahl des Battenbergers denke, versicherte Kalčov lebhaft:

„Angesichts des entschiedenen Vetos der russischen Regierung wäre dies die größte Unklugheit, welche wir begehen könnten, denn dies hieße Rußland frech herausfordern, und mit unserer Selbstständigkeit wäre es dann vorbei . . . Nein, an die Wiederwahl des Prinzen Battenberg denkt bei uns Niemand, und daher werden wir uns auch wohl hüten, mit ihm während der Reise zusammenzukommen."

Nun ist aber die Deputation doch mit dem Battenberger in Köln zusammengekommen; mit der Aufrichtigkeit meines Freundes Kalčov darf man es daher, trotz seines warmen Protestes, nicht so genau nehmen. Jedenfalls war dieser Zwischenfall sehr ungeschickt, denn er kann dem Battenberger nichts nützen und muß die Spannung zwischen Rußland und der Regentschaft nur vergrößern. Einen noch gefährlicheren Mißgriff begeht die Deputation mit der Reise nach London, denn wenn sie den Rathschlägen der Egoisten an der Themse Gehör schenken sollte, so dürfte es mit der bulgarischen Herrlichkeit bald zu Ende sein.

Unser drittes Auge.

Von Carus Sterne.

Die Fruchtbarkeit der durch Darwin in die Wissenschaften eingeführten entwickelungsgeschichtlichen Betrachtung bewahrheitet sich fast täglich durch die Entdeckung neuer Beziehungen zwischen den einzelnen Lebewesen, wobei Bildungen, die bisher aller Erklärungsversuche spotteten, oft mit einem Schlage in ein klares, ungeahntes Licht gerückt erscheinen. Eine der überraschendsten Entdeckungen solcher Art hat uns das Jahr 1886 beschert oder, sagen wir besser, zur Vollendung gebracht: die Deutung eines bisher mit den abenteuerlichsten Nachreden behafteten Organes unseres Gehirns, der vielberufenen Zirbel nämlich, in welcher Descartes den Sitz der Seele suchte. Es ist ein ovales oder kegelförmige Organ von der Größe unserer kleinsten Gartenbohnen, welches tief in der großen queren, das Vorderhirn von den hinteren Gehirntheilen abgrenzenden Spalte versteckt liegt und auf der Grenze von Zwischenhirn und Mittelhirn entspringt. Die älteren Anatomen verglichen es seiner Gestalt wegen mit einem verkleinerten Zapfen der Arve oder Zirbelkiefer und nannten es, weil sie es für ein drüsenartiges Organ hielten, die Zirbeldrüse (glandula pinealis), aber sie sondert meistens nichts Sichtbares ab, und daher kam wohl Descartes auf die Idee, daß sie unsichtbare Dinge — Gedanken — abscheiden, mit einem Wort den Sitz der Seele darstellen möchte.

Bevor wir über diese allerdings etwas kühne Schlußfolgerung lächeln, müssen wir uns erinnern, daß sich früh die Neigung geregt hatte, die Bedeutung der einzelnen Theile des menschlichen Gehirns zu ergründen und daß man lange vor Descartes für die einzelnen Geistesthätigkeiten, wie Gedächtniß, Phantasie, Gefühl u. s. w. besondere Gehirnregionen in Anspruch genommen hatte. Für eine vorläufige Unterbringung bot die Zirbel sicherlich mehr Vortheile als der die beiden Hemisphären des Großhirns verbindende Balken, in welchem der königliche Leibarzt La Peyronie den Palast der Seele suchte, oder gar die ebenfalls in dieser Richtung beanspruchte Hypophysis des Gehirns, von der wir nachher

Digitized by Google

sprechen. Nach der Ansicht des Descartes sollte die Seele ein ausdehnungsloses Wesen sein, welches in der Mitte des Gehirns thront und dort die „Lebensgeister“ empfängt, welche ihm Nachrichten aus allen Körpertheilen bringen und Befehle dahin tragen. „Was ich hier »Geister« nenne“, sagt Descartes im zehnten Artikel seines Buches über die „Leidenschaften der Seele“, „sind nur »Körper«“.

J'entends les esprits corps et pétris de matière

wie es der Schalk Lafontaine erläutert hat. Diese körperlichen Geister sollten also in einem System von Nervenkanälen, welches von der Zirbel, wie das Blutadersystem vom Herzen, ausstrahlt, kreisen und die einzelnen Glieder bewegen, wie das Wasser in den hydraulischen Kunstwerken, die damals eine beliebte Spielerei der Parke darstellten, die einzelnen Figuren bewegt. In seiner „Abhandlung über den Menschen“ hat uns Descartes seine Ansichten an den Grottenwerken erläutert, in denen der Eintretende z. B. eine badende Diana verscheucht, einen Neptun und wasserspeiende Ungeheuer durch seine Bewegung, der Fliehenden zu folgen, hervorlockt und in denen Musikinstrumente geblasen und sogar Worte gesprochen wurden, alles durch das Wassersystem, — ein grobes Bild des Nervensystems, in welchem die Lebensgeister circuliren. Zu ihrer Centralregierung brauchte er ein Organ, welches, wie das Herz mitten in der Brust, mitten im Gehirn liegt, und dazu bot sich wie von selbst die nur durch ein paar dünne Stielchen mit dem übrigen Körper zusammenhängende Zirbel, groß genug, um den ausdehnungslosen Maschinenmeister aufzunehmen. Das anatomische Messer konnte ihm natürlich nicht beikommen, aber es fand oft das Aeußere und Innere der Zirbel mit feinen, harten Körperchen aus phosphorsaurer Magnesia (Gehirngries) besetzt, wodurch wohl die Redensart von den Leuten, welche „Grütze im Kopf“ haben, aufkam.

Die vergleichende Anatomie zeigte allmählich, daß nicht nur der Mensch seine Zirbel hat, sondern daß dieses Organ allen Wirbelthieren zukommt, auch den niedersten unter ihnen, denen Descartes keine Seele zugestehen wollte, und daß es bei diesen sogar oftmals viel stärker entwickelt ist, als beim Menschen. Daraus ging hervor, daß man es in der Zirbel des Menschen und der höheren Wirbelthiere mit einem stark verkümmerten, sogenannten rudimentären Organ zu thun hat, was auch durch das Studium der Entwickelungsgeschichte bestätigt wurde, sofern es in ganz jungen Wesen eine verhältnißmäßig stärkere Entwickelung aufweist als in erwachsenen. Das Gehirn aller echten Wirbelthiere setzt sich aus fünf Anschwellungen des Rückenmarks zusammen, die, von vorn nach hinten gezählt, als Vorder-, Zwischen-, Mittel-, Hinter- und Nachhirn bezeichnet werden und bei den niederen Wirbelthieren durch Einschnürungen von einander getrennt, in gerader Linie auf einander folgen. Von diesen fünf Abtheilungen besitzt nun die zweite, das durch die überwiegende Entwickelung des Vorderhirns bei höheren Thieren mehr in's Innere des Gesammthirns gerückte Zwischenhirn, einen oberen und einen unteren Anhang, eine Epi- und eine Hypophyse, die bis vor Kurzem in ihrer Bedeutung gleich räthselhaft waren und von denen die erstere unsere Zirbel darstellt.

Mit der Hypophysis können wir uns hier nicht näher beschäftigen und wollen nur erwähnen, daß sie ebenfalls bei niederen und ganz jungen Wirbelthieren eine größere Ausbildung zeigt, als bei höheren und erwachsenen Thieren und sich somit gleichfalls als rudimentäres Organ ausweist. Man weiß auch, daß sie bei einigen vorweltlichen Thieren, z. B. bei den theilweise durch ungeheure Körpergröße ausgezeichneten Lindwürmern oder Dinosauriern der Secundärzeit einen in den Schlund mündenden Canal bildete, wie er auch noch heute im Embryonalleben gewisser Thiere wiederkehrt. Man hat die Hypophysis früher als eine Art Schleimdrüse (Glandula pituitaria) des Gehirns ansehen wollen, und es wäre vielleicht ganz gut, wenn das geistige Organ ebenso wie der übrige Körper, eine Pforte hätte, um den Unrath, der in ihm neben dem Guten entsteht, abzusondern. Nachdem man dann erkannt, daß die Hypophysis gleich der Epiphysis zu den rudimentären Bildungen zu rechnen ist, hat man beide als Ueberreste eines Schlundrohrs ansehen wollen, welches in ähnlicher Weise, wie es bei den Gliederthieren geschieht, ein ringförmiges Gehirn durchbohrt hätte, um sich als Urmund in der Gegend des nunmehrigen Scheitels der höheren Wirbelthiere zu öffnen. Durch diese namentlich von dem Begründer der zoologischen Station in Neapel Anton Dohrn verfochtene Idee, sollte der Gehirn- und Körperbau der Wirbelthiere in eine unmittelbare Beziehung zu denjenigen der Gliederthiere gebracht werden, aber, wie wir sogleich sehen werden, ist diese Aussicht durch die neuen Entdeckungen in Betreff der Epiphyse oder Zirbel beträchtlich vermindert worden.

Schon seit längerer Zeit waren Vermuthungen aufgetaucht, daß wir in der allen Wirbelthieren zukommenden, scheinbar zwecklosen Epiphysis das Ueberbleibsel eines im Verlaufe der Weiterentwickelung verloren gegangenen, unpaarigen Sinnesorgans zu erkennen hätten, welches nur bei den niederen und älteren Wirbelthieren in voller Ausbildung vorhanden gewesen wäre. Vor ungefähr zwanzig Jahren hatte L. Stieda beim Frosch mitten auf dem Kopfe zwischen den beiden Augen einen lichten, etwas erhabenen Fleck wahrgenommen, welcher von einem unter der Haut liegenden, flach linsenförmigen Körper herrührt, und von ihm als Stirndrüse angesprochen wurde. Leydig, der dieses Organ gelegentlich seiner Untersuchungen über den „sechsten Sinn“ der im Wasser lebenden niederen Wirbelthiere (Fische und Amphibien) zu den von ihm näher untersuchten Hautsinnesorganen hatte rechnen wollen, sprach bald darauf (1872) die Vermuthung aus, daß dieses bisher übersehene Organ auf der Stirne des Frosches vielleicht jenen Nebenaugen zu vergleichen sein möchte, wie sie Insekten aller Classen so häufig auf dem Scheitel tragen. Diese Vermuthung gewann einen greifbaren Hinterhalt, als A. Götte in seiner durch die Beobachtung und Darstellung der kleinsten Einzelheiten ebenso ausgezeichneten, als in der Deutung derselben meist fehlgreifenden „Entwickelungsgeschichte der Unke“ (1875) zeigte, daß jenes Stirnwärzchen der Frösche der Endknopf der Epiphyse sei, welche als dünner Strang die Schädeldecke und Hirnhaut durchbohre und somit durch den bisher allein bekannten Basaltheil, die Epiphyse, mit dem Gehirn in unmittelbarer Verbindung stehe. Letzteres hat sich nicht bewahrheitet und Götte's Deutung des Organs, die von verschiedenen Forschern widerlegt wurde, soll uns hier nicht weiter beschäftigen. Wir wollen zur Vorgeschichte der richtigen Erkenntniß nur noch der im Jahre 1878 von Ehlers gemachten Beobachtung gedenken, daß bei den niedersten heute lebenden Fischen, den Haien und Rochen, die Epiphysis sich ebenfalls zu einem langen Strange verlängert, der erst ein Stückchen mit den Hirnhäuten verläuft, dann frei aus dem Hirn heraustritt und in ein Bläschen endigt, welches mit dem aus Knorpelsubstanz bestehenden Schädeldach so verwachsen ist, daß in demselben ein Loch entsteht, wenn man es vorsichtig herauspräparirt.

Die wichtigste Entdeckung dieser Richtung wurde dann vor etwa drei Jahren von dem Berliner Oberstabsarzt und Professor Rabl-Rückhardt gemacht, welcher bei dem Studium des Gehirns der Knochenfische fand, daß die Anlage der Epiphyse, ebenso wie die der beiden Augen, zuerst als Ausbuchtung der oberen Hirnwand in der sogenannten optischen Region erscheint, so daß man erwarten müßte, aus der mittleren Anlage, ebenso wie aus den beiden seitlichen, ein Auge hervorgehen zu sehen. Aber es kommt nur zu der Bildung eines kleinen Bläschen, welches dicht unter dem Schädeldach liegt, dessen Stiel aber aus demselben Gehirntheil entspringt, aus welchem die beiden Sehnerven hervortreten. Zu einem ähnlichen Schlusse, daß es sich nämlich bei der Epiphyse um ein verkümmertes Sehorgan handeln müsse, war unabhängig von dem Genannten, noch ein anderer Zoologe, Ahlborn, auf Grund ähnlicher Studien geführt worden, allein es ist sehr zweifelhaft, ob ihre beiderseitigen Darlegungen sehr bald auf die Zustimmung der Fachgenossen hätten rechnen dürfen, wenn nicht ein paar ebenfalls unabhängig von einander (und ohne Kenntniß der Arbeiten dieser beiden Vorgänger) im Anfange des Jahres 1886 gemachte Entdeckungen die letzten Zweifel an der Richtigkeit dieser Ansichten gehoben hätten.

Digitized by Google

Es handelt sich um zwei jüngere Zoologen, Henri W. de Graaf in Leiden und W. Baldwin Spencer in Oxford, die sich vor Kurzem an die Untersuchung der Epiphyse bei verschiedenen Eidechsen gemacht hatten, und bei mehreren derselben, an der Stelle des obenerwähnten „Stirnflecks" der Frösche, Organe antrafen, welche noch vollständig den Bau eines Augapfels mit Linse und Netzhaut zeigen, aber unterhalb der Haut und des Schädeldachs liegen. Allein das knöcherne Schädeldach hat an dieser Stelle eine Oeffnung, das sogenannte Scheitelloch, durch welches das Stirnauge frei nach oben zu blicken vermöchte, wenn sich nicht außen die Oberhaut darüber hinwegspannte. Unter Anderen fand W. de Graaf dieses Scheitel- oder Stirnauge bei unserer gemeinen Blindschleiche sehr wohl erhalten und sein Zustand erinnert an die bekanntlich ebenfalls unter der Haut liegenden Augäpfel verschiedener im Dunklen lebender Thiere, aber die Verbindung mit dem Gehirn scheint verkümmert zu sein. Wir müssen das Organ also ebenso wie bei den Fröschen, wo es außerhalb des Schädels liegt, als die abgeschnürte äußere Anschwellung der Epiphyse betrachten, nur daß dieselbe hier fast völlig noch den Bau eines Sehorganes, als welches sie offenbar früher gedient haben muß, behalten hat.

Noch lehrreicher stellten sich diese Verhältnisse bei der von Spencer untersuchten neuseeländischen Brückeneidechse (Hatteria punctata) dar, einem in seiner Heimath mit abergläubischer Furcht betrachteten Thiere, von welchem sich seit einigen Monaten ein lebendes Exemplar in Berlin, ursprünglich im zoologischen Institut der Universität, jetzt im Aquarium, befindet. Bei diesem übrigens harmlosen Thiere hat sich das Cyclopenauge anscheinend noch vollständig functionsfähig unter der Oberhaut erhalten, und was die Hauptsache ist: es steht auch noch durch einen Sehnerven mit der optischen Region des Gehirns in Verbindung. Wir dürfen sonach vielleicht annehmen, daß es bei ihr, wie auch noch bei mehreren anderen Reptilen, noch heute im beschränkten Maße als Sinnesorgan thätig ist, um so mehr, da nach R. Wiedersheim die bedeckende Kopfhaut bei ihr, wie bei allen anderen Reptilien, welches dieses Scheitelauge noch in einiger Ausbildung besitzen (nämlich den Blindschleichen, Chamäleons, Monitors und gewöhnlichen Eidechsen) an der betreffenden Stelle pigmentfrei und transparent ist, ebenso wie das Bindegewebe, welches unter der Haut den mittleren Augapfel der Brückeneidechse bedeckt. Offenbar kann das Organ jetzt nicht mehr als ein, deutliche Bilder aufnehmendes Auge wirken, aber andererseits kann man sich kaum vorstellen, daß es, ohne irgend eine Function auszuüben, in so vollkommener Erhaltung seit lange bestehen konnte. Rabl-Rückhardt hatte daher auch neuerlich, aber freilich, bevor er die neuesten Entdeckungen auf diesem Gebiete kannte, die Vermuthung ausgesprochen, daß die Leistung des am Scheitelloch nach außen blickenden Mittelauges der Reptilien, welches bei den vorweltlichen Arteu offenbar noch in größerer Vollkommenheit erhalten war, vielleicht diejenige eines Organs des Wärmesinnes gewesen sein möge, „dazu bestimmt, seinen Träger vor der zu intensiven Einwirkung der tropischen Sonnenstrahlen zu warnen, wenn sie in träger Ruhe, nach Art ihrer noch lebenden Vettern, der Krokodile, sich am Strande und auf den Sandbänken der Liassee sonnten."

Thatsächlich besteht nun eine beträchtliche Verschiedenheit zwischen dem Bau des neuentdeckten Scheitelauges und der beiden Seitenaugen aller Wirbelthiere, die möglicherweise auf eine gewisse Verschiedenheit der Functionen hinweist, vielleicht aber auch dadurch erklärt werden kann, daß das Mittelauge nicht die volle Ausbildung erhält, sondern auf einer früheren Bildungsstufe stehen bleibt. Seine Linse bildet sich nach Spencer's Beobachtung nicht durch Einstülpung eines Oberhauttheiles und seine Netzhaut zeigt in der Anordnung der Stäbchen (nach de Graaf) den Typus der Augen verschiedener Mollusken, nämlich der Tintenfische, Flügel- und Kielfüßler. An demselben Thiere finden sich somit die Typen des regelmäßigen Wirbelthierauges und des Auges gewisser Wirbellosen vereinigt. Bekanntlich besteht auch bei den Insecten eine erhebliche Verschiedenheit zwischen dem Bau der facettirten Seitenaugen und der meist einfachen Scheitelaugen. Auch dort ist man nicht sicher darüber, was diese Verschiedenheit bedeutet.

Die Thatsache, daß sich das Mittelauge unter den bisher untersuchten Thieren am vollkommensten bei der neuseeländischen Brückeneidechse erhalten hat, ist nach mehr als einer Richtung von besonderem Interesse. Dieses Thier verdient nämlich, wie wir aus den Untersuchungen von Günther und anderen Zoologen wissen, mehr als ein anderes luftathmendes Wirbelthier, den Namen eines vorweltlichen Wesens, oder wie man sehr paradox zu sagen pflegt, eines „lebenden Fossils", sofern seine näheren Verwandten schon im Beginne der Secundärzeit gelebt haben, und seitdem vollständig ausgestorben sind. Dieser letzte Stammhalter eines uralten Geschlechtes, dessen Tage ebenfalls gezählt erscheinen, besitzt unter anderen noch auf beiden Seiten ausgehöhlte Wirbel, wie sie nur bei den Fischen vorkommen und den ältesten Luftwirbelthieren eigen waren, und ebenso finden sich im Bau des Schädels, des Gehörorgans und der Lunge Bildungen, die noch wahrhaft amphibisch sind und nur den ältesten Reptilien zukamen. Das Scheitelauge ist also bei diesem Thiere in Gesellschaft vieler uralter, bei allen anderen lebenden Reptilen längst verschwundener Körperbildungen bis auf unsere Zeit vererbt worden.

Wir dürfen das Scheitelauge sicher als eine derartige uralte Erbschaft bezeichnen, denn nach dem allgemeinen Vorkommen seines Rudiments, der Epiphysis, im Gehirne aller höheren und niederen Wirbelthiere kann nicht weiter daran gezweifelt werden, daß es sich bei ihm nicht um eine vereinzelte Bildung bei einzelnen Arten, sondern um ein gemeinsames Besitzthum aller Wirbelthiere handelt, die zu einer gewissen Zeit gelebt haben, und selbst bei den noch lebenden Verwandten der Vorfahren des Stammes, bei dem Amphioxus und den Ascidien findet man Andeutungen eines solchen unpaaren Auges. Wir haben gehört, daß sich bei den niedrigsten Fischen, den Haien und Rochen noch heute das dritte Auge in verkümmerten Zustande nachweisen läßt. An den Versteinerungen mehrerer fossilen Panzerfische der silurischen Meere sieht man sehr deutlich das Scheitelloch, durch welches dieses Auge emporblickte, und besonders groß erscheint die Oeffnung bei den ältesten Amphibien, den gänzlich ausgestorbenen Panzerköpfen (Stegocephalen) der Primärzeiten. Auch die im Liede gefeierten Meerdrachen (Ichthyosaurus- und Plesiosaurus-Arten) besaßen dieses Scheitelauge, wie es scheint noch in voller Ausbildung, und an dem Schädel eines erst im laufenden Jahre von Cope beschriebenen Raubsauriers der permischen Epoche zeigten sich Spuren einer ungewöhnlich bedeutenden Entwickelung der Epiphyse, die ihrer Zeit sicher noch als Sehorgan wirkte.

Naturgemäß drängt sich hier die Frage auf, wie es zu erklären sei, daß ein in den Primär- und Secundärzeiten so vielfach nachweisbares Organ, fast in allen Zweigen des Wirbelthierstammes schließlich unterdrückt und zurückgebildet worden ist? Wie mir scheint, dürfte die Erklärung in einem schon durch andere Thatsachen sehr wahrscheinlich gemachten Wechsel der Beleuchtung unseres Erdballes liegen. Es ist klar, daß ein mit einem Scheitelauge versehenes Thier sich heutzutage der Mittagssonne kaum ohne die Gefahr, geblendet zu werden, aussetzen könnte, aber in der Primärzeit muß entweder die Atmosphäre viel dichter gewesen sein, oder die Sonne weniger hell geschienen haben, denn auch die baumartigen Charakterpflanzen jener Epoche, die Farne und Lycopodiaceen vertragen ein sehr grelles Licht nicht, und ihre heute lebenden Verwandten kommen nur im Waldschatten auf. In der Folge mag die Kraft der Sonnenstrahlen in einer für das Scheitelauge bedenklichen Weise zugenommen haben, oder es muß ein anderer Umstand in's Spiel getreten sein, dem das Scheitelauge bei allen seinen Vortheilen nicht Stand halten konnte.

Es ist nun leicht zu verstehen, daß die Rückbildung bei niederen Thieren nicht so weit zu gehen brauchte, wie bei den höheren, wo der Raum in der Schädelkapsel durch das wachsende Großhirn in Anspruch genommen wurde, und das Gehirn überhaupt nach dem Verlust des Scheitelauges noch bedeutende Wandelungen durchzumachen hatte. Daher finden

Digitized by Google

wir das Rudiment dieses Organs in den verschiedenen Thierclassen in sehr ungleichem Zustande, und während der Ueberrest der Augenblase bei Fischen und Reptilen meist dicht unter dem Schädeldach, oder innerhalb desselben liegt, ist er bei den Amphibien nach außen gedrängt, und völlig von den centralen Theilen abgeschnitten worden. Bei den höheren Wirbelthieren hat das Uebergewicht, welches die Entwickelung des Vorderhirns bei ihnen genommen hatte, bis es bei den Primaten zuletzt alle hinter ihm liegenden Gehirntheile überwuchs, den Rest des unpaaren Auges der Vorfahren tief in den Grund der Spalte gedrängt, welche dasselbe von den hinteren Theilen scheidet und während die äußere Endung des Organes sonst bis zum Schädeldach hervorragte, muß man seinen centralen Rest, die Zirbel, bei ihnen jetzt ganz im Innern des Gehirns suchen. Sie mußte dort unverständlich erscheinen, bis die genetische Methode eine Vergleichung aller Theile des Menschenhirns mit den entsprechenden Stücken der Gehirne niederer Wirbelthiere in dem Sinne verlangte, daß alle diese Theile bis zu einem gewissen Grade homolog, aus einander entstanden und auf einander zurückführbar sein müßten. Der hohe Grad von Zurückbildung der Zirbel bei allen höheren Wirbelthieren läßt es übrigens nicht als wahrscheinlich erscheinen, daß dieses Sinnesorgan noch bei den ältesten Säugethieren in Thätigkeit gewesen sein möchte.

Literatur und Kunst.

Carl von Piloty und die deutsche Kunst.

Von Peter Jessen.

Als auf der Jubiläums-Kunstausstellung noch in letzter Stunde das nachgelassene Bild Pilotys auftrat, das den Meister künftig in unserer National-Galerie vertreten wird, und seit sich um dieses Hauptstück eine Sonderausstellung seines ganzen Schaffens geschlossen hat, wurden wir in Berlin erst inne, wie unsere Vorstellung von des Mannes Wesen und Thaten sich mehr auf Hörensagen als auf Anschauung gründet. Die entscheidenden Werke hatte nur der Glückliche zu Gesicht bekommen, den sein Weg nach München oder auf eine Weltausstellung geführt hatte; die Holzschnitte der illustrirten Zeitungen gaben eben das Beste, Farbe und Ton, nicht wieder, und daß die vereinzelten wandernden Leistungen der letzten Jahre nicht mehr die Vollkraft des Bahnbrechers wiederspiegelten, fühlten auch die Unerfahrenen heraus. Man wußte sich also keinen rechten Rath, wenn die einen Piloty mit vollen Worten priesen, eine rührige Schaar kritischer Gegner aber nur leeres Pathos und hohle Prunktechnik an ihm zu finden behauptete.

Wie schwer wird es doch nicht nur den Künstlern, sondern auch dem Publikum, die Ueberlieferungen und Gewohnheiten der mehreren deutschen Kunstcentren in That und Urtheil auszugleichen. Man lebt, empfindet und schafft verschieden in der stimmungsfähigen, poetischen, beschaulichen Atmosphäre von München, in dem weltmännisch beweglichen heutigen Düsseldorf oder gar in dem rastlosen Berlin; und wer auch nur ein Künstlerfest in Berlin und Dresden hat vergleichen können, weiß, daß es nicht schwer ist, sich von heute auf morgen um dreißig Jahre zurückversetzen zu lassen. Man wird uns immer darauf verweisen können, wie glücklich sich in dieser Mannigfaltigkeit der Kunstkreise die verschiedensten Strebungen nach und nach festgesetzt und entfaltet hätten; wo wären wir ohne Ludwig I., ohne die Semper'sche Thätigkeit in Dresden und die dortige Bildhauerschule, wie ermuthigend ist nicht selbst der kurze, kühne Versuch gewesen, in Weimar die modernsten Meister zu einem Vortrabe deutscher Kunst zusammenzuschließen. Die Frage ist aber, ob es nicht eben jetzt an der Zeit sei, die Eigenthümlichkeiten lebhafter auszutauschen, ob man nicht im Interesse der nationalen Kunst eben der Reichshauptstadt häufiger den künstlerischen Zuspruch des letzten Sommers wünschen müsse, ob vor allem das Berliner Publikum schon reif sei, über andere als seine eigenen Meister zu Stuhl zu sitzen.

Man vergleiche einmal damit den Umsatz der öffentlichen Meinung in Fragen der Musik. Man ist mit sich ebenso uneinig, ja mit mehr Erbitterung, allein es kommen doch aller Orten beide Parteien voll zu Gehör, und selbst in kleineren Städten können sich an fremden Virtuosen aller Schulen und Instrumente die heimischen Kräfte Ziel und Maßstab bilden. Ganz recht, die bildende Kunst ist nicht auf's Wandern eingerichtet. Doch wenigstens für die Hauptstädte sollte man alles thun, um die verschiedenen Strömungen auszugleichen, um vor Allem in Berlin gerade dem süddeutschen Wesen die Wege zu ebnen.

Es hat zum großen Theil an dieser örtlichen Zersplitterung gelegen, wenn sich die deutsche Malerei unseres Jahrhunderts in so scharfen Sprüngen und Gegensätzen bewegt hat. Die Kunst der Franzosen konnte sich, von Anfang an in der sicheren, technischen Schule des 18. Jahrhunderts gebildet, an dem einen Mittelpunkt weit stetiger entwickeln; und wie erbittert sich dort auch Classicisten und Romantiker, die Meister der Linie und des Colorits, befehdet haben, so springt für den unbefangenen Beobachter doch aus den verschiedenen Richtungen der einheitliche Zug zum Sicheren, Großen, Monumentalen heraus. Die Deutschen dagegen geberdeten sich seit Asmus Carstens mit Vorliebe als künstlerische Neuerer oder Revolutionäre. Man vernichtete die Perrücke und den Zopf, um ganz aus sich selbst heraus die neue Offenbarung zu schöpfen. Carstens kämpfte grundsätzlich für die Methode, zu der er sich selbst mit eiserner Kraft erzogen hatte: nie nach der Natur zu zeichnen, sondern die Formen an der Antike oder dem Modell so lange zu studiren, bis man sie auswendig wisse und aus dem Gedächtniß mit ihnen schalten könne. Die ganze Schule unserer Monumentalmaler, die Heiden und die Christen, Cornelius und Overbeck, lebten bei höchsten geistigen Zwecken doch künstlerisch vorwiegend von der Reproduktion, von der traditionellen Formanschauung, welche sie aus dem Studium der großen Italiener sich gewannen. Auf die Kleinmaler, die Landschafter und Genremaler, welche nebenher mit treuem Auge einem freilich engen Gebiete der Wirklichkeit nachgingen, die Heß und Adam, sah man mit Stolz hinab; als die Düsseldorfer am Ende der zwanziger Jahre anfingen, mit bescheidener Kraft die Farbe, die Stimmung und schlichte, zum Gemüth redende Stoffe einzuführen, mußten sie den Hohn selbst eines Goethe erfahren. Es gehörte ein ganzer Mann dazu, um in München selbst, angesichts der Fresken des Cornelius, den Bann zu brechen und die Richtung, welche die vornehmen Großmaler am tiefsten verachteten, den Colorismus, in's Feld und zum Siege zu führen. Wer ein Herz hat für die deutsche Kunst, muß den Namen dieses Kämpfers in höchsten Ehren nennen.

„Ernst liegt das Leben vor der ernsten Seele". Carl von Piloty ist es Zeit seines Lebens durch Anlage und Erfahrung bitterer Ernst auch um seine Kunst gewesen. Von Klein auf unter des Vaters Leitung an dessen Lebenswerke, der lithographischen Vervielfältigung der Münchener Gemäldegalerie, thätig, mußte der Achtzehnjährige nach seinem frühen Tode schon 1844 das umfangreiche Geschäft und die Sorge für eine zahlreiche Familie übernehmen. Die Pflicht verschärfte seinen Charakter; das frühe Studium der alten Meister hat seine Richtung und seine Erfolge vorgezeichnet. Wer so viele Jahre der bildsamen Jugendzeit darauf gewandt hatte, gerade den Coloristen der Münchener Sammlung als Nachbildner mit Stift und Pinsel gerecht zu werden, war der Mann, ihre Lehren auch im eigenen Schaffen darzustellen. So fielen die malerischen Keime, welche in den vierziger Jahren die farbigen Historienbilder der Belgier überall in Deutschland ausstreuten, gerade hier auf den reifsten Boden. Pariser Lehren übermittelte ihm sein Schwager Schorn, der aus den Ateliers von Gros und Ingres eben jetzt nach Hause kehrte; mit 21 Jahren führte die erste größere Reise den Jüngling nach Venedig, und

Digitized by Google

in den folgenden Jahren fand er in Antwerpen und Paris die besten Kräfte auf dem Wege nach denselben Zielen, welche ihm seine Farbenstudien in Italien vorgesteckt hatten. So mannigfache Anregungen, alle mit unvergleichlicher Thatkraft verarbeitet, spiegelten sich gleich in seinen ersten Gemälden wider; man fand in den schwermüthigen Genrebildern, der „sterbenden Wöchnerin" von 1850 und der „Amme", welche ihr eigenes Kindchen dem Tode nahe wiederfindet, coloristische Züge, welche bis dahin kein Zeitgenosse in Deutschland hatte ausrunden können. Und dieses Helldunkel, diese Lichtführung, diese Farbenschiebungen gaben sich nicht als Nachahmungen dieses oder jenes alten oder neuen Vorbildes, sondern waren Stück für Stück mit eisernem Fleiße der Natur selbst abgewonnen. Form und Farbe waren wie Vorwürfe aus Erlebnissen des Künstlers entsprungen.

Allein die coloristischen Zufälle der zeitgenössischen Wirklichkeit wollten der farbefrohen Phantasie des jungen Meisters auf die Länge nicht Genüge thun. Seit ihm 1854 der Auftrag wurde, die Stiftung der katholischen Liga auf großer Fläche für das Maximilianeum zu malen, war seine Richtung auf das Historische bestimmt. Sie hing mit einem Zuge der Zeit eng zusammen.

Jetzt eben stand die deutsche Bildung voll und ganz unter dem Zeichen unserer klassischen Dichter. An zwei Generationen hatte Schiller's Geist sein gewaltiges Erziehungswerk geübt. Seine geschichtlichen Helden waren die ersten Träume der Jugend, und schon bewiesen selbst die Philosophen, daß das entgötterte Zeitalter seine Ideale, ja seine Religion in der Geschichte und ihren Heroen wiederfinden werde. Die Aesthetiker lehrten, für die Kunst sei nur auf diesem Felde noch eine Art von Frist zu erhoffen, da sie doch mangels einer Mythologie eigentlich zum Tode verurtheilt sei. Als darum 1855 Piloty mit seinem „Seni vor der Leiche Wallensteins" zum ersten Mal vor weiteste Kreise trat, galten nicht nur die erstaunlichen Offenbarungen der Farbe, des Lichts und der Technik, sondern auch das Gegenständliche, die historische Auffassung selbst, für etwas Unerhörtes und unbedingt Vollkommenes.

Man war völlig im Recht, wenn man den Fortschritt herausfühlte gegen Lessing's allgepriesenen „Huß vor dem Scheiterhaufen", der fünf Jahre früher seinen Siegeszug selbst über die deutschen Grenzen hinaus gemacht hatte. Dort hatte vorwiegend die reformatorische Tendenz das breite Publikum erobert; vorgeschrittene Kenner aber konnten auch über der soliden, mannhaften Arbeit nicht übersehen, wie undramatisch und künstlich die Anordnung, wie unzulänglich die Motivirung sei. Den großen Landschafter hatten die Vorurtheile der Zeit zu einem mittelmäßigen Historienmaler gemacht. Jetzt dagegen übte ein geborener Colorist an dem ersten Helden unserer Nationaldichtung die ganze verführerische Kunst einer völlig ungewohnten Palette. Wie das Morgengrauen in das unheimliche Zimmer um den Ermordeten spielte, wie die Kleider und die seidenen Vorhänge durch einander schimmerten, war das Entzücken der Künstler; der Laie philosophirte mit dem gedankenvollen Seni über Heldengröße und Weltgeschick. Piloty war der erste deutsche Maler seiner Tage im eigensten Verstande des Wortes. Schon wandten sich ihm die Jüngeren als Schüler zu, und unaufhaltsam stieg sein Stern bis zur „Thusnelda im Triumphzuge des Germanicus" von 1873, und bis er 1874 als Kaulbach's Nachfolger auch amtlich an die Spitze der Münchener Akademie trat.

Man hat sich damals von dieser neuen Historienmalerei doch wohl zu viel versprochen. Ob ein feineres Auge schon jetzt den hippokratischen Zug in ihrem Antlitz hätte wahrnehmen können? Die moderne Malerei ist stets der Richtung der modernen Literatur um einige Schritte nachgefolgt. Die deutschen Gefühlsmaler schöpften aus der sentimentalen Dichtung der deutschen Romantiker Stimmung und Stoffe; die Franzosen der Julirevolution machten den historischen Roman der Engländer auf dem Festlande populär und gaben damit der eigentlichen Geschichtsmalerei ihre Antriebe. Es ist bezeichnend, daß das entscheidende Werk des Delaroche, die Ermordung des Herzogs von Guise, schon von 1835 datirt. Als zwanzig Jahre später der Seni als deutsches Seitenstück erschien, hatte sich im französischen Roman schon die neue Tendenz durchgesetzt, welche für die zweite Hälfte des Jahrhunderts Dichtung und bildende Kunst beherrschen sollte, die Richtung auf die Gegenwart, die Wirklichkeit, auf Ernst und Spiel, Leid und Freude im Leben der zeitgenössischen Welt. Auch auf der Bühne löste das moderne Kleid die historischen Prunkgewänder ab, und nach und nach empfand man auch in deutschen Theatern, daß durch die Klassiker allein die Schaulust, das dramatische Bedürfniß selbst der historisch gebildeten Klassen nicht zu befriedigen sei. Wir stecken noch mitten darin, diese Einsicht fruchtbar zu machen.

Wagt es nun endlich die deutsche Malerei, sich entschlossen auf den gesunden Urboden der Gegenwart zu stellen, so müssen auch andere Gewohnheiten der historischen Schule schärfer in die Augen springen. Am unverzeihlichsten ist den Gegnern Pilotys immer seine Dramatik, sein Pathos erschienen, das man erbittert als falsch und hohl tadelte. An dem ruhigen Seni ließ sich nicht gar viel aussetzen; aber an der ganzen Reihe der kleineren Compositionen, an dem Nero, dem Tode des Cäsar, an Heinrich VIII. und endlich an der Thusnelda schienen die Geberden theatralisch und gespreizt; an dem sterbenden Alexander auf der Kunstausstellung vermißte man wiederum die wahre, innere Größe eines tragischen Moments. Die Einwürfe sind leicht gemacht: nur sind die Krittler selten zu bewegen, klar auszudrücken, welche Art von Gestikulation sie im Einzelnen oder im Ganzen an die Stelle gesetzt wissen möchten. Man überzeugt sich dabei leicht, wie schwankend die Begriffe und die Ansprüche bezüglich der Geberdensprache im heutigen Deutschland sind.

Denn die nationalen Gewohnheiten des Südens und des Nordens, der Stämme und der Racen sind darin durchaus nicht einstimmig. Bei dem Niederdeutschen prägt sich Stimmung und Leidenschaft fast nur in den Gesichtszügen aus; selbst etwa sein Zorn muß schon hoch steigen, bis er in die Fingerspitzen eindringt. Beweglicher ist die Art des Rheinländers, des Sachsen; aber auch im Süden gibt es wieder Volksschläge, welche alle Laune in sich hineinzehren. Das haben die echtesten Meister deutschen Blutes recht wohl gefühlt und waren ehrlich genug, es auszusprechen. Man vergleiche etwa das heilige Abendmahl bei Dürer mit der bewegten Scene Lionardos: wenn hier der Schrecken, die Entrüstung, die Wißbegier, der Schmerz sich in zwölf Köpfen und vierundzwanzig Händen in immer neuen Erregungen spiegeln, so sind bei dem Deutschen alle Sinne und Glieder gelähmt angesichts der schmerzlichen Eröffnung des Heilands; es schiene ihnen wie Entweihung, die feierliche, lastende Stille durch persönliche Aeußerung zu brechen. Und ähnliche Charakterzüge mag man auf jedem Bilde und Blatte Rembrandts verfolgen; auch hier dieselben leisen, feinen Regungen, deren zarte Winke keiner so wie er verstand.

Es war also ein sehr zweifelhafter Gewinn für die deutsche Dramatik, wenn unsere Klassicisten sich ausschließlich die Geberden der großen Italiener zum Muster nahmen. Mag sich die rein menschliche Würde höher darstellen in dem Schritt und Mantelwurf eines Rafael oder Andrea del Sarto, so konnte doch ein unbefangener Deutscher sie nur mit Zwang nachfühlen, und unter den Händen von Copisten und Schülern, dort wo sie aus zweiter Hand nachgeahmt wurden, mußten sie nothwendig hohl und unglaubwürdig werden. Wir haben viel zu thun, bis wir uns ganz auf uns selbst besinnen und der gewohnten Schablone endlich zu entsagen vermögen. Geberden pflanzen sich wie Formen und Farben in Ateliers und Akademien fort, und nur die frische Wirklichkeit könnte uns erlösen.

Es wird auch den Genießenden nicht ganz leicht werden, diese Gewohnheiten in der bildenden Kunst oder vor der Bühne zu vergessen. Wir wären auch des deutschen Theaterstils sicherer, wenn wir uns entschlossener an unser eigenes Wesen hielten. An Beweglichkeit und Ausdruck mit dem Italiener oder auch nur dem Franzosen zu wetteifern, bleibt uns doch wenig Hoffnung. Man sehe sich nur im täglichen Leben, in der Gesellschaft, im Salon um: wie selten stoßen wir da auf einen Mann oder gar eine Frau, an deren Geberdensprache wir

Digitized by Google

Freude hätten und uns wieder erinnerten. Man weiß es in Theaterkreisen und unter erfahrenen Laien recht wohl, daß die jüdische Race im Ganzen nicht nur für das bewegtere Gespräch, sondern auch für lebhafte Gestikulation günstiger veranlagt ist, als im Ganzen der deutsche Schlag. Aber wenn auch seit Generationen unter französischem und jüdischem Einfluß auch die breitere Berliner Gesellschaft gewisse freiere Züge in Sprache und Geberde angenommen hat, so wird die große Masse der Deutschen, der Laien wie der Künstler, aus ihrer Haut nicht herausfahren können.

In Piloty kam das welsche Blut zum Vorschein, das ihm von seinem Großvater, einem geborenen Italiener, her in den Adern rollte. Der heftige, nervöse Mann empfand auch künstlerisch hastig und feurig. Er brauchte nicht den todten Meistern ihre Gesten abzusehen und war weit ehrlicher als die meisten der gepriesenen urdeutschen Künstler: allein dafür ist ihm die edle Einfalt, zu der sich in den besten deutschen Werken, bei Feuerbach etwa, das deutsche dramatische Vermögen durchringt, versagt geblieben. Ein Romane würde ihn besser verstehen als wir. Und doch wie leicht hätte er hunderte seiner Verehrer in seine Bahnen ziehen können.

Wir werden es der Selbstverleugnung dieses ganzen Mannes nie genugsam danken, daß er seine Ehre nicht darein setzte, sein ganzes Wesen auf seine Schüler zu übertragen. Es ist nicht ausgemacht, ob es je einen Lehrer gegeben, der so allseitig wie Piloty nur das Lehrbare hat zu übermitteln gesucht, nicht die Stoffe noch die Auffassung, weder Formanschauungen noch technische Universalrecepte, sondern der nur das eine Ziel im Auge hatte, die Eigenart jedes Schülers zu ihrer vollen Kraft zu erkennen und zu entwickeln. Man gehe die Reihe seiner Schüler durch oder erinnere sich nur der besten Namen: Makart, Lenbach, Gabriel Max, Dietz, oder der Landschafter, welche die Farben des Historienmalers in der dankbaren, schimmernden Luft der Münchener Ebene wiederfanden; niemand entzog sich seinem Zauber, und über jeder Ausstellung der beiden letzten Jahrzehnte hätte der Name Piloty stehen können.

Es ist anziehend, darüber nachzusinnen, wie sich die Malerei in Berlin entwickelt hätte, wenn der Meister im Jahre 1869 dem Rufe zur Leitung der Berliner Akademie nachgekommen wäre. Man hätte längst in Hülle und Fülle gehabt, wonach man heute immer wieder ohne Erfolg strebt: uns einflußreiche, mächtige Kräfte aus München zu bleibender Wirksamkeit zu gewinnen. Allein es verdient wohl der Ueberlegung, ob damit nicht ein fremder Tropfen in unser Blut übernommen worden wäre, ob sich der Meister auch mit den kühleren norddeutschen Naturen so, wie mit den Seinen, abgefunden hätte, ob nicht der langsame, sichere Weg zum gesunden Realismus eher gehemmt als gefördert worden wäre. Denn so wenig auf der Ausstellung Piloty's unvollendetes Werk als maßgebend für die Münchener Schule gelten konnte, so unzulänglich andere leitende Talente, vor allem Fr. Aug. Kaulbach, der neue Director, der Nachfolger Piloty's, vertreten waren, so war es schwer, sich des Eindruckes zu erwehren, daß die Düsseldorfer und Berliner frischer und sicherer vorwärts schritten. Der Reiz der Phantasie, ein leiser Zauber der Romantik, der lebhafte Colorismus selbst ließen es nicht ganz vergessen, daß dahinter doch viel Angelerntes und Nachgeahmtes, viel Altmeisterei stecke. Sollte Gefahr sein, daß die verführerischen Vorbilder der reichen Galerie, welche einst die neue Zeit in München heraufführen halfen, schließlich den Augen ihrer Copisten die unbefangene Klarheit schwächten? Daß man im Norden geraderen Blickes in die Natur hinaussähe? Und wäre es wirklich nicht ganz ohne Grund, daß sich heimische und ausländische Talente wieder stärker nach Paris als nach dem lange so begehrten München sehnen?

Wer Piloty's Lebenswerk in der Sonderausstellung der National-Galerie auch nur nach Skizzen und Nachbildungen hat verfolgen können, möchte vertrauen, daß dieser eiserne Geist auch diesen Gefahren die Stirn geboten und mit Selbstverleugnung die richtigen Mittel gefunden hätte. Auch seine Nachfolger werden im rechten Sinne eintreten; schon auf der Ausstellung zeigten ja einzelne Versuche, was man auch für die Luft- und Lichtmalerei neuesten Schlages von den erprobten Münchener Paletten erwarten dürfe. Die Akademie wird den Namen ihres großen Lehrers und Meisters noch lange als beste Mahnung über ihre Pforten schreiben; und wenn das deutsche Publikum in Piloty's Werken nicht den letzten Grund unseres deutschen Wesens ausgeprägt findet, so sollte es sich stets bewußt sein, daß einer unserer besten Kämpfer und Förderer stets darauf Anspruch hat, mit Achtung und Verehrung genannt zu werden.

Henrik Ibsen's neueste Dramen.

Von L. Marholm.

Sein Bild sieht man in allen Buch- und Papierhandlungen Kopenhagens; das scharfe Gesicht mit dem schneeweißen Haar und dem gekniffenen Mund. Er selbst ist nie zu sehen. Er kommt und geht in Verborgenheit, wenn er überhaupt einmal in seine skandinavische Heimath reist und wer ihn in seiner Einsamkeit aufsucht, hört selten Dinge von ihm, die seinen Ohren schmeichelhaft klingen. Der eine der beiden Classiker Norwegens ist ein Einsiedler — mißtrauisch und verschlossen, der andere eine gesellige Natur von allumfassender Sympathie, ein hundertmal getäuschter und mißbrauchter, immer wieder vertrauender Menschenfreund, immer zugänglich, wie eine katholische Kirche. Ibsen möchte man jetzt schon — da er noch lebendig und sehr rüstig unter uns wandelt — den Dunklen nennen, das Kopfzerbrechen, das er seinen Commentatoren unter den bewundernden Nachkommen seiner Landsleute einmal verursachen wird, wird keine Kleinigkeit sein. Es stecken so viele Widerhäkchen in seinen halb pangermanischen, halb national-norwegischen Dichtungen; vorübergehende Zeitfragen sind bunt durcheinander mit den tiefsten socialen und individuell-menschlichen Problemen an ihnen hängen geblieben. Ibsens Dramen verlangen eine gespannte, lauernde, ich möchte sagen Ibsen'sch disponirte Aufmerksamkeit — Replik schließt sich an Replik, wie eine Kette glänzender, eckig geschliffener Jetkugeln, keine einzige ist überflüssig, keine einzige ist unfertig — erschlafft das dieser Concentration ungewohnte Interesse nur einen Augenblick, so entgleitet ihm der Faden und die ganze Herrlichkeit schimmert zerstreut und zusammenhanglos am Boden. Es ist Absicht in dieser fest vernieteten Technik.

Ibsen ist mit den Jahren immer tiefsinniger geworden. Sein localer Ruhm und seine große Wirkung begannen mit seiner überirdischen Periode. Mit der Erlösungs- und Rechtfertigkeitsidee in „Peer Gynt" und in „Brand"; dann hielt er sich an die Erde, und sein Ruhm und seine Wirkung verbreiteten sich mit seinen gesellschafts-reformatorischen Dramen auch über Deutschland; die confessionelle-dogmatische Speculation ist überwunden — er ist ganz humanistischer und pangermanischer Geist — „Die Stützen der Gesellschaft", „Der Bund der Jugend", „Nora", „Der Volksfeind" behandeln sociale, politische, sittliche, communale Zustände. — Da erscheinen „Die Gespenster" und mit ihnen beginnt Ibsens letzte, unterirdische Periode. Er versenkt sich in die Wurzeln menschlicher Lebensbedingungen, verfolgt sie bis in ihre letzten, klammernden Fasern, untersucht das Erdreich, von dem sie sich nähren und schreibt die Familientragödie „Die Gespenster", wo schließlich jede individuelle Schuld aufgehoben und aufgelöst wird in Geschlechtsschuld, Volkserbtheil, Schicksal.

Nun hat er das Gebiet wiedergefunden, auf dem seine Natur von Hause aus heimisch ist. Es ist dunkel ringsum, Nacht, Urnacht. Aber unsere, seiner Leser Augen sind an dieses Dunkel nicht gewöhnt, wir können diese athemraubende, schwarze Last kaum ertragen. Wir sehen lange nichts Anderes, als das kreisende Nichts, er sieht die geheimnißvoll verworrenen Anfänge des Lebens. Aus diesem Dunkel, in das er mit uns taucht, glimmt ein blasser, zitternder Schein. Es ist das

Digitized by Google

grenzenlose, unruhige Verlangen nach Freude, die Sehnsucht nach Licht, viel Licht, ein seliges Meer von Licht. Denn das war durch alle seine Wandlungen ein Ibsenscher Grundgedanke: nicht von außen läßt sich Lebenskraft, Entwicklung, Klarheit einimpfen, sie sollen nicht überkleiden, wie man eine Holzskulptur mit Farben überkleidet — nein, sie müssen von innen heraus organisch erzeugt werden, in einer eigenthümlichen Selbstbefruchtung. Es ist etwas Zwitterhaftes darin, ein Mißtrauen gegen die natürliche Zeugung. Brand erzeugt in sich selbst seinen Glauben, er lebt den Gott, er ist der Gott, an den er glaubt. Mit seinem Zusammenbrechen bricht die persönliche Gottesidee für Ibsen überhaupt zusammen. Jener Ruf von oben: „Er ist deus caritatis" mitten in Lawinengebraus und Verschüttung ist nur ein Echo auf Brands letzte verzweifelnde Frage. — Hier ist Ibsen an der Grenze der Erkenntniß angelangt: über den Menschen hinaus, hinter ihn zurück führt kein Weg, fällt kein Licht. Als er diese Grenzen zum ersten Mal erblickte, kehrte er um und warf sich auf die socialen und sittlichen Probleme — den Menschen als Gesellschaftsprodukt in seinem Verhältniß zur Gesellschaft. Aber nach einigen Jahren begann das Dunkle, das Undurchdringliche wieder seine Macht über ihn zu üben. Er zog sich wieder auf seinen Philosophensteig am äußersten Rande der Erkenntniß zurück. Dort hielt er Gericht über seine gesellschaftsreformatorische Thätigkeit. Im Angesicht des „Nichtwissenkönnens" prüfte er seine Menschenerziehermission, und das Resultat dieser Prüfung war seine „Wildente".

„Sie sind mit der idealen Forderung wieder einmal in ein Tagelöhnerhaus gekommen", sagt der materialistische Arzt in der „Wildente" zu Gregers Werle, in dem Ibsen mit bitterer Ironie sich selbst gezeichnet hat. — „hier wohnen keine zahlungsfähigen Leute". Und die Schlußworte desselben Arztes sind: „O das Leben wäre schon ganz schön, wenn wir nur diese gesegneten Incassatoren los wären, welche armen Leuten mit der idealen Forderung in die Thüren rennen."

Nie ist Ibsen nach meinem Gefühl größer und weiser gewesen, als in dieser harten Selbstverurtheilung. Armen, aus der Hand in den Mund lebenden Alltagsmenschen ethische Forderungen präsentiren, die sie nicht begriffen und sie dafür durchpeitschen, daß sie schwach von Begriff waren, das war in „Nora", „Volksfeind", „Stützen der Gesellschaft" u. s. w. Ibsens liebste Beschäftigung. Er wollte der Schulmeister seines Volks sein, der zur besseren Beherzigung nicht mit Ruthen, sondern mit Skorpionen züchtigte und was brachte er damit zu Wege? eine neue Gattung „verhutzelter" Phrasenmacher an Stelle der alten, Gallertmenschen — er, dessen stolzes Ziel es war, ein Volk von Persönlichkeiten zu erziehen.

Man mißt Ibsen mit einem zu kurzen Maßstab, wenn man ihn den Moralisten nennt; er ist, wenn ich so sagen darf, der Individualist par excellence. Die Moral, eine sehr moderne, sehr radicale Moral, gilt ihm möglicher Weise als nichts mehr, denn als das (nordischer Auffassung nach) wirksamste Mittel zur vollen Entwicklung der Persönlichkeit. Die Persönlichkeit ist ihm das Höchste und Absolute, die einzige, productive Lebensincarnation. Und es ist sehr fein, sehr charakteristisch, wie er in „Rosmersholm" zwischen der freigeborenen und der freigewordenen Persönlichkeit unterscheidet, wie er die eine in Rosmer personificirt und beide in Rebekka ineinander schachtelt und aneinander zu Grunde gehen läßt. Jene ist es, die alles Große vollbringt, ungetheilt, unreflectirt, ganz Naturkraft, rücksichtslos, verbrecherisch, sieghaft kraft ihrer Ganzheit. Diese ist durch das Räderwerk der Reflexion und Moral gegangen; sie ist köstlich zugeschliffen, unendlich verfeinert, edel, wohlwollend, hilfsbereit — aber unter der Vervollkommnungsarbeit ist eins ihrer zartesten Organe verletzt worden und von diesem einen siechen Punkte schleicht es wie Lähmung durch alle ihre Glieder; es untergräbt ihre Thatkraft, es bricht ihre Lebensfreude, es unterbindet jede fruchtbare Wirkung nach außen: sie hat ein krankes Gewissen.

Nicht daß eine Schuld diese sensiblen Menschen drückt, ein begangenes Unrecht ihr Gemüth überschattet: das ist ja eben ihr Verhängniß, daß sie nicht einmal ein Unrecht begehen können. Ein frisches, robustes Unrecht! Gregers und Rosmer sind wunderliche Cerebralmenschen, Asketen aus Disposition, Vollkommenheitsfanatiker, die sich an die Seelen anderer Menschen hängen und ihren Willen aufsaugen, die die ethischen Lebensbedingungen immer mehr und mehr verdünnen, bis in dieser verdünnten Reinheitsluft keine normalen Lungen mehr athmen können; sie sind wiederauferstandene Brands in einem langen, verklärten Heiligenleibe mit der alten, blutigen Forderung: Alles, oder nichts! — Producte psychischer Uebercultur . . . sie haben ein krankes Gewissen.

Gregers-Ibsen und Rosmer-Ibsen — die Helden seiner beiden letzten Dramen sind in gewissem Sinne Selbstporträts — leiden in vorgeschrittenem Grade „an einer nationalen Krankheit, die indeß nur sporadisch auftritt", sie haben „ein acutes Rechtschaffenheitsfieber." Beide gehen mit der Absicht um, Gesellschaftsreformatoren zu werden. Gregers betrachtet es als seine „Lebensaufgabe" die „wahre Ehe" zu begründen, Rosmer will die Leute von Rosmersholm (Norwegen) zu „frohen Adelsmenschen" erziehen. Beide wollen sie dieses Ziel erreichen, indem sie „die Gemüther befreien und die Gesinnungen läutern."

Aber das ist ja eben die verzweifelte Erfahrung, an der Ibsen als Greis die Hoffnungen und Kämpfe seiner Mannesjahre mißt, daß sich Tagelöhnerseelen nicht zu adeligem Selbstbewußtsein erziehen lassen, daß das Streben nach seelischer Vornehmheit sogut ein Luxusbedürfniß ist, wie feine Wäsche und scrupulöse Reinlichkeit. Eine hohe sittliche und geistige Cultur setzt eine sichere, öconomische Grundlage voraus, wo die materielle Selbsterhaltung die Menschen in Athem hält, geben sie keinen Deut für die ideelle. Armuth macht stumpf und erzieht einen geistigen Bettelstolz wie in der „Wildente", religiöser Druck verschüchtert und verengt, wie Rosmer und Mortensgaard in „Rosmersholm."

Und so sieht man denn hinter den Vorgängen dieser Dramen sich einen anderen, ganz persönlichen Vorgang abspielen. Da liegt Ibsen selbst gegen Ibsen zu Felde: der realistische Ibsen, der nüchterne Lebensbeobachter und Menschenkenner gegen den idealistischen Ibsen, den Vorkämpfer menschlicher Veredlung und sittlicher Erhebung, den Mann des begeisterten Glaubens an die siegende Macht der Ueberzeugung. Es hat etwas unendlich Rührendes und Stärkendes den alten Mann und berühmten Dichter, nachdem er gegen eine Welt gekämpft, als Kämpfer gegen sich selbst in die Schranken treten zu sehen, zu sehen, wie er, nie zufrieden mit den gewonnenen Resultaten und mißtrauisch gegen sich selbst, nachdem er Andere geprüft und gewogen, nun damit endet: sich selbst zu prüfen bis in's Leben.

Der Idealismus mit seinem speculativen Ursprung ist ihm verdächtig; er liegt in Streit mit der Erfahrung, er ist in letzter Consequenz Ueberspannung, er entspringt vielleicht einer krankhaften Disposition — der Idealist Gregers Werle hat eine dem Trunk ergebene Selbstquälerin zur Mutter. Und Rosmars Vorfahren sind ein in steifer Correctheit verknöchertes Geschlecht aus der norwegischen Beamtenaristokratie. Beide stammen aus erschöpften Familien, in Beiden scheint der Geschlechtstrieb erloschen zu sein. Der summarische Gedanke der „Wildente" ist ungefähr folgender: der Idealismus ist eine Abnormität — wie die Persönlichkeit eine Abnormität ist.

Aber eher kommen zehn Reiche in's Himmelreich, für wie schwierig das auch an heiliger Stelle gehalten wird, als ein geborener Idealist aus seiner Haut schlüpft. Als Gregers Werle, seinen Selbstmord andeutend, sagt: er sei froh der dreizehnte Mann bei Tisch zu sein, antwortete der Materialist des Stückes: Der Teufel glaub's! Diese humoristische Schlußwendung in dem bitterernsten Stück ist vorausweisend. Nein, Gregers-Ibsen geht nicht aus dem Spiel! Er kann's nicht liegen lassen. Er nimmt's auf und führt's weiter; „Rosmersholm" ist die nächste Versuchsstation. Wenn seine erschütternden Bußpredigten zu nichts geholfen haben, wenn die Ideale, die er aufstellte, zu nichts dienten, als in Tagelöhnerwohnungen die „Lebenslüge" aufrecht zu erhalten, wenn sein Wirken nichts ist, als Nahrung für den Selbstbetrug — was dann? Und im Gegen-

Digitized by Google

satz zu Stuart Mill, der meint: wenn das Unerreichbare nicht als Ziel gesetzt wäre, würde das Erreichbare nie erreicht worden sein — sagt Ibsen: verlangt das Unerreichbare nicht, Menschenerzieher, überspannt Eure Forderungen nicht. Kein schädlicherer Irrthum als unzureichende Kenntniß der menschlichen Natur und ihrer Bedingungen — — und keiner, der schwerer zu vermeiden wäre.

Und der ganze Ibsen in seiner Größe ist in den Aeußerungen in „Rosmersholm", wo er die Lebensenergie als das Köstlichste preist und in ihrer Vereinigung mit der frohen Schuldlosigkeit die Persönlichkeitscombination sieht, der alles Große und Gute zu vollbringen gelingen wird. Aber die frohe Schuldlosigkeit ist nicht das Gut dieses kämpfenden Uebergangsgeschlechtes, auf dessen Nacken eigne und fremde Schuld drückt, um das Geschlechtsschuld gespenstisch kreist, wie das jagende weiße Pferd um Rosmersholm. Eins aber ist dem Geschlecht der Gegenwart gegeben zu üben: die entsagende Liebe. Und wie ein Refrain klingt es durch die beiden tiefmelancholischen Stücke, kaum wahrnehmbar in der „Wildente", stärker und schwellender in „Rosmersholm": Lebensmuth, Lebensmuth! und entsagende Liebe.

Bekanntlich ist Ibsen immer symbolisch, auch wo er ganz realistisch und wirklichkeitstreu zu sein scheint. Seine Menschen sind halb geschaut, halb construirt — genial geschaut, fehlerhaft construirt. Zur Hälfte setzen sie sich selbst auseinander, da sind sie unvergleichlich, zur Hälfte setzen sie Ibsen'sche Gedanken auseinander, dabei brechen sie gelegentlich mitten durch, wie Nora. Sein letztes Stück „Rosmersholm" leidet vielleicht am stärksten unter diesem Mangel, dafür hat er nie früher in solchem Grade unmittelbare, lebendige Menschen geschaffen, wie in der „Wildente". — Die Wohnungen kleiner Leute pflegen ihren eigenen Geruch zu haben; einen unendlich nuancirten, manchmal sehr anheimelnden. Sie besitzen darin etwas Individuelles, wie die Räume reicher Leute es in ihren Farben- und Möbelzusammenstellungen haben. Die Dachwohnung in der „Wildente" hat einen solchen persönlichen Duft. Ein Gemisch von Leimfarben, Essengerüchen, Küchenausdünstung und Reinlichkeit. Es wird viel gegessen beim Photographen Ekdahl, das heißt, er ißt viel, mit Bedienung von Frau und Tochter. Das Geschlecht der Ekdahl hat einmal zu den stolzesten Familien der Gegend gehört, bis der „alte Lieutenant" für betrügerisches Waldfällen auf Staatsgrund in's Zuchthaus kam. Jetzt ist er Contorschreiber beim Großhändler Werle, mit dem zusammen er jene Holzgeschäfte gemacht hatte und unterhält sich mit seinem Sohne, dem Photographen, von Kaninchen- und Hühnerzucht auf der Bodenkammer. Der ehemalige Bärenjäger aus dem Hochgebirge ist Kaninchenjäger auf dem Dachraum geworden. Er hat das Freiluftleben vergessen. Das Prachtstück ihres hochgelegenen Geflügelhofes ist eine zu Schanden geschossene wilde Ente. Sie hat auch das Freiluftleben vergessen und gedeiht gut unter'm Dach — sie ist sogar fett geworden. Der Großhändler Werle hat sich des Sohnes seines Compagnons im Unglück angenommen, er hat ihm die Wohlthaten erwiesen, mit denen die Gutsituirten den Schlechtsituirten beizustehen pflegen, er hat ihn mit seiner ehemaligen Geliebten verheirathet und ihm eine Lebensstellung verschafft, die ihn aus seinen Kreisen fernhält. Das sind alte Geschichten. Der Photograph Ekdahl hat jetzt schon eine vierzehnjährige Tochter.

Da kehrt Ekdahls Freund, des Großhändlers Sohn, Gregers, nach fünfzehnjähriger Abwesenheit, heim. Die gemüthliche Häuslichkeit des Photographen, die ja allerdings auf einigem Verschweigen und Vertuschen erbaut ist, erfüllt ihn mit Entsetzen. „Dies Geschlecht ist wie die wilden Enten, haben sie nur ein paar Schrotkörner unter den Flügel bekommen, so tauchen sie unter und beißen sich fest in Tang und Algen und all das Teufelszeug auf dem Meeresgrund und kommen nie wieder herauf." Aber Gregers will wie der flinke Hund sein, der die Wildente heraufholte, wobei sie zu ihrem lahmen Flügel allerdings noch einen lahmen Fuß bekam. Sein Vater soll das Leben dieser Menschen nicht veröden, wie er das Leben seiner Mutter verödet hatte. Zwar ist die Ehe zwischen Ekdahl und Werle's ehemaliger Haushälterin glücklich und Gina hat über ihren hauserhaltenden Arbeiten „die alten Intriguen" fast vergessen. Aber eine Ehe, die auf dem „Sumpf des Verschweigens" erbaut ist, ist keine „wahre Ehe". Die wahre Ehe besteht in Aufrichtigkeit und der „Opferstimmung der Vergebung," und mit beißender Ironie stellt Ibsen neben das Geheimniß im Ekdahlschen Hause die auf voller Aufrichtigkeit in gegenseitiger Sündenvergebung beruhende Ehe, die der alte Werle eben mit seiner galanten, stellvertretenden Hausfrau, der muntern Wittwe Sörby, einzugehen im Begriff steht.

Gregers beginnt nun sein Aufrichtungswerk an Hjalmar Ekdahl, der schon unter seinen Schulkameraden für ein Zukunftslicht gegolten und so etwas Herzgewinnendes in der Stimme hatte und so einen idealen Sinn, der sich auch im Familien-tête-à-tête nicht verleugnet: „kein Bier, gib mir die Flöte!" Aber Gina ist gar nicht aus dem Gleichgewicht ihrer gesunden, beschränkten Natur zu bringen und Hjalmar enthüllt sich nach und nach (äußerst witzig) als ein ganz gewöhnliches modernes Erziehungsproduct: als eine Nachahmungsbegabung, eine Persönlichkeit aus zweiter Hand. Stück für Stück wird ihn die moderne Bildungstoilette ausgezogen und wir sehen und reiben uns die Augen und sehen wieder — — es ist ja gar kein Mensch dahinter; Niemand! Nichts als ein egoistischer Lebensinstinkt, der nicht viel verlangt, Gott bewahre! nur soviel, wie ohne viel Mühe zu haben ist — keine Unsittlichkeit! Hjalmar ist ein reinlicher Mensch mit Abscheu vor Ausschweifungen . . . . nichts als eine unendliche Leere, ein Bedürfniß, Andere handeln zu lassen und Anderen die Schuld zu geben, in diesem Fall seiner armen Tochter, die vielleicht ohne sein Zuthun in die Welt gekommen.

Und Ibsen legte den vollen Lebensernst, den die Alten nicht mehr zu empfinden fähig sind, auf das Mädchen im Uebergangsalter mit seiner gährenden Kraft; halb Kind, halb Weib, beschließt sie dem Vater als Beweis ihrer Liebe, das Liebste, was sie hat, die Wildente zu opfern, und da das Schreien und Sträuben des Thieres das vereitelt, erschießt sie, verwirrt und verzweifelt, in stummberedter Opferhandlung sich selbst.

Dieses schlichte, rührende Kind-Weib ist eine der schönsten unter Ibsens vielen starken, echten, schönen Frauengestalten. Der strenge Menschenverächter und Männerrichter hat einen grenzenlosen Glauben an die Mission des Weibes. Es verräth sich nicht undeutlich, daß er von der freigewordenen, in den Gebrauch aller ihrer Kräfte getretenen Frau das sittliche Reformwerk der Zukunft erwartet. Aber hier hält die schöpferische Kraft mit der Anticipation nicht gleichen Schritt.

Rebekka in „Rosmersholm" ist solch ein freigeborenes Weib. Aber symbolisch ist ihr ein verhängnisvolles Geschlechtserbe mitgegeben: in Ehebruch erzeugt, durch Blutschande ahnungslos gegangen, wird sie mitten im muthigen Vorwärtsringen mit einer Welt von Kraft in Geist und Gliedern von der ererbten, wüthenden, sinnlichen Begierde ergriffen und zum Verbrechen getrieben. Die Todten und Begrabenen, die überwundene alte Zeit geht um in der neuen und lebt gespenstisch weiter in ihrem Blute. „Die Todten hängen lange an Rosmersholm".

Auf diesem dunklen Hintergrunde spielen sich die stillen Vorgänge in Ibsens letztem Drama ab. Rosmers und Rebekkas Charaktere sind nicht ohne innere Widersprüche. Neben ihnen stehen die mit wenigen Strichen scharf profilirten Nebenpersonen, die so echt Ibsensch sind: der Rector Kroll, der Repräsentant der norwegischen Orthodoxie, der Mann, der immer Recht hat, weil er immer die Autorität auf seiner Seite hat, und immer Recht thut, auch wenn er Rosmer in seinem Blatt denunciren läßt, eine ausgezeichnet wahre Pharisäergestalt; der kleine, einflußreiche Redacteur Mortensgaard, die große Mittelmäßigkeit, „die kapabel ist das Leben ohne Ideale zu leben. Und das eben ist das große Geheimniß des Handelns und Siegens"; der vagabundirende Romantiker Brendel, der in der düstern, stillen Tragik der letzten Scene bankerott zu den Bankerotten kommt.

Ibsens Dichterarbeit ist keine auferbauende: das verrichtet

Digitized by Google

für Norwegen sein klassischer Nebenmann Björnson. Aber welch ein befreiender Luftstrom weht uns aus seinen Werken entgegen und füllt uns die Lungen! Sein Gewerb ist Niederreißen. Wo früher beklommene Straßen mit muffigen Häusern gestanden, circulirt jetzt reine Luft. Andere mögen kommen und sich unter gesünderen Bedingungen ansiedeln.

Gambetta's politische Reden.

Von Karl Walcker.

Auf Wunsch Gambetta's veranstaltete J. Reinach eine Sammlung der Reden des berühmten Staatsmannes. Dieselbe erschien 1880 bis 1885 in elf starken Bänden unter dem Titel Discours et plaidoyers politiques de M. Gambetta publiés par M. Joseph Reinach*) und dürfte, trotz den interessanten Stellen, die sie enthält, in Deutschland und in anderen Ländern, selbst in Frankreich, sehr wenig beachtet und besprochen worden sein. J. Reinach, der Chefredacteur der von Gambetta am 5. November 1871 begründeten Zeitung République française, war ein intimer politischer und persönlicher Freund desselben, und er verleugnet diese Freundschaft in den geschichtlichen Ausführungen und Erläuterungen seines Sammelwerkes natürlich nicht. Trotzdem gehört dasselbe zu den besseren, objectiveren Quellenwerken der französischen Literatur, überhaupt der Weltliteratur. Ein gewisses Streben nach Unparteilichkeit muß man dem Herausgeber zugestehen. Reinach theilt Dinge mit, die mancher andere Herausgeber todt geschwiegen hätte. Dahin gehören z. B. folgende Angaben. Gambetta wurde am 8. December 1881 in der Deputirtenkammer vom radicalen Republikaner H. Maret erst als „Cäsar", d. h. als Dictator, als Tyrann, und dann als „Vitellius", d. h. als Schlemmer, bezeichnet. Am 16. August 1881 ließen Scandalmacher, die nach Reinach aus Intransigenten und einer Anzahl Bonapartisten bestanden, Gambetta in einer großen Wählerversammlung in der radicalen Pariser Arbeitervorstadt Belleville nicht zu Worte kommen. Gambetta, der 1869 von den Intransigenten Bellevilles in den Gesetzgebenden Körper gewählt worden war, gerieth durch die erwähnten Unterbrechungen in Wuth, verlor seine Selbstbeherrschung und schleuderte seinen Feinden die bekannten Worte zu, sie seien betrunkene Sclaven, die er bis in's Innerste ihrer Höhlen zu finden wissen werde. Reinach behauptet ferner, die Zeitung Pays, das officiöse Journal des Elysée, d. h. des Präsidenten Grévy und seines Schwiegersohnes Wilson, habe die Scandalmacher halb und halb vertheidigt, für „mildernde Umstände" (!) plaidirt. Auch Reinach gibt übrigens in seinem 1884 gehaltenen Vortrage über Gambetta als Redner zu, daß die leidenschaftlichen Reden desselben gegen Napoleon III., Bazaine, die Royalisten, die Clericalen und die Intransigenten etwas Uebertriebenes, Ungerechtes und Banales haben.

Der elfte Band der Discours enthält ein dem Anschein nach sehr gutes Portrait Gambetta's und ein alphabetisches, trotz seinen Mängeln brauchbares Sachregister, aber fast nichts über die Jugendgeschichte Gambetta's, der am 2. April 1838 in Cahors, der Hauptstadt des Departements Lot, geboren wurde und am 31. December 1882 starb. Reinach erwähnt nur beiläufig, daß Gambetta von seiner Mutter altes Juristenblut (sang des vieux légistes) und väterlicherseits das Feuer der italienischen Improvisatoren geerbt hat. Die Familie Gambetta soll nämlich aus Genua vor Zeiten nach Frankreich eingewandert sein. Der Vater des berühmten Politikers soll Krämer in Cahors gewesen sein, oder noch sein.

Gambetta studirte in Paris die Rechte und ließ sich bereits 1859 als Advocat daselbst nieder. Die Reinach'sche Sammlung der Reden Gambetta's beginnt indeß erst mit dem Jahre 1868, mit der berühmten Rede, welche der dreißigjährige, damals noch ziemlich unbekannte Advocat am 14. November 1868 in der Baudin-Denkmal-Affaire hielt. Er vertheidigte den nachmaligen Communard Delescluze, griff den Staatsstreich vom 2. December 1851, überhaupt Napoleon III. heftig an und plaidirte für die Republik. Gambetta wurde dadurch mit einem Schlage eine Tagesgröße und im folgenden Jahre 1869 in Belleville und in Marseille in den Gesetzgebenden Körper gewählt. Er entschied sich für Marseille, wo er als Nachfolger Berryer's (!) gewählt worden war. Damit begann die politische Laufbahn des nachmaligen Dictators von Tours, Kammer- und Ministerpräsidenten.

Die Bonapartisten warfen Gambetta in der Deputirtenkammer vor, er habe bei seinem Eintritt in den gesetzgebenden Körper dem Kaiser Napoleon III. 1869 den Eid der Treue geschworen und diesen Eid nicht gehalten. Dieser Vorwurf scheint begründet zu sein, Gambetta stellte wenigstens die Leistung des Eides nicht in Abrede. Seine Gegner von rechts und links warfen ihm auch in der Deputirtenkammer und in der Presse wiederholt vor, er habe sich bei den Kriegsanleihen und Lieferungen von 1870/71 in widerrechtlicher Weise auf Kosten des Staates, der Steuerzahler, bereichert. Gambetta erklärte diesen Vorwurf wiederholt für eine Verleumdung, er behauptet z. B. in seiner Rede vom 15. November 1877, er habe über seine Kriegsverwaltung Rechnung gelegt. Von anderer Seite wird behauptet, die französischen Kriegsrechnungen von 1870/71 seien noch heute nicht ganz abgeschlossen und in Ordnung gebracht. Ich bin nicht im Stande, zu constatiren, wer bei diesen gegenseitigen Anklagen Recht und Unrecht hat. Ich will nur beiläufig constatiren, daß Gambetta nach Reinach 1869—1879 gar nicht als Advokat prakticirte und 1879 nur ausnahmsweise als Anwalt seines von den Ultramontanen verleumdeten politischen Freundes Challemel-Lacour auftrat.

Gambetta's zum Theil gründliche classische und juristische Bildung war in nationalökonomischer, socialpolitischer, kirchenpolitischer und sogar in staatsrechtlicher Beziehung dilettantisch und lückenhaft. Er äußerte z. B. am 19. Februar 1872 auf der Tribüne, das Institut des Staatsrathes sei eine der besten Schöpfungen der französischen Monarchie (was richtig ist), und in anderen Ländern nicht (!?) bekannt. Trotzdem sind Gambetta's Ausführuugen über die französische Monarchie und Republik von Interesse. Auch Gambetta's Reden zeigen, daß die Republik in Frankreich keineswegs so fest begründet ist, wie z. B. die Republik in der Schweiz und die Monarchie in Deutschland. Er sah sich einmal in der Deputirtenkammer, eben auf Grund der demokratischen Doctrin von der Volkssouveränetät, genöthigt, zuzugestehen, daß die beiden Kammern vereint das formelle Recht haben, die französische Monarchie wieder herzustellen. Ja, Gambetta macht nicht einmal den Versuch, zu beweisen, daß diese Wiederherstellung eine innere Unmöglichkeit in sich schließe. Er führt nur aus, daß die Bonapartisten, die Legitimisten und die Orleanisten die und die Schattenseiten hätten und (zur Zeit) nicht im Stande seien, die Republik zu beseitigen. Gambetta behauptet ferner, nur in der Republik könne der Volkswille zur Geltung gelangen. Er vergißt dabei, daß ein verständiger Volkswille auch in England und anderen constitutionellen Monarchien zur Geltung gelangen kann und oft genug zur Geltung gelangt ist. Gerade Gambetta selbst war ein grundsätzlicher theoretischer und praktischer Verächter des Volkswillens wie seine guerre à outrance, sein berüchtigtes Wahldecret vom 31. Januar 1871, sein Listenwahlproject, überhaupt sein Streben nach der Dictatur, sogar sein an und für sich berechtigtes Eintreten für die allgemeine Wehr- und Schulpflicht beweisen. Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?

Gambetta sucht ferner nachzuweisen, daß das schlechtweg sogenannte allgemeine Stimmrecht (d. h. das allgemeine gleiche Stimmrecht ohne Steuerclassen und ohne Bildungscensus, ohne Wissensminimum) dem Princip der Monarchie widerstreite. Das ist schief ausgedrückt. Deutsche, englische, amerikanische, fran-

*) Paris, G. Charpentier.

Digitized by Google

zösische, schweizerische und andere Gegner des allgemeinen gleichen Stimmrechtes haben in viel logischerer Weise ausgeführt, daß dies Wahlrecht, wenigstens abstract betrachtet, etwas Socialistisch-Communistisches hat, also auch der Idee einer antisocialistischen Republik widerstreitet.

In Betreff der Frage des Listenscrutiniums, der Listenwahl, enthält das Reinach'sche Werk reiches Material; auch eine ausführliche Denkschrift der Anhänger des Arrondissementsscrutiniums, der Arrondissementswahl, ist mitgetheilt. Freunde und Gegner der Listenwahl sind mit Recht darin einig, daß dieselbe die Tendenz hat, in weiten Kreisen bekannte Persönlichkeiten aus der Wahlurne hervorgehen zu lassen; während die Arrondissementswahl die Tendenz hat, locale Größen aus der Wahlurne hervorgehen zu lassen.

Gambetta's Ausführungen über die französischen Conservativen, Liberalen und Intransigenten, über die Bedeutung des Senates und der Deputirtenkammer übergehe ich der Kürze halber, weil sie mehr für französische wie für nichtfranzösische Leser von Interesse sind. Von größerem und allgemeinerem Interesse war und ist die Kirchen- und Schulpolitik Gambetta's und der Gambettisten. Gambetta polemisirte häufig gegen die Ultramontanen. Ich theile die wichtigsten bezüglichen Stellen im Nachfolgenden in chronologischer Reihenfolge mit, nach der auch Reinach die Reden Gambettas in der Regel ordnet. Der Letztere führte am 16. November 1871 aus, der Papst habe im Syllabus von 1864 alle Grundlagen des modernen Frankreichs mit dem Anathema belegt. In derselben Rede beklagt Gambetta die Unterdrückung des niederen, meist bäuerlichen Klerus durch den höheren, meist feudalen französischen Klerus, ohne übrigens eine Hauptursache dieses Uebelstandes, nämlich die massenhafte Anstellung bloßer Pfarrverweser statt eigentlicher Pfarrer durch die Bischöfe, zu erwähnen. In der Rede vom 22. September 1872 heißt es in Betreff der französischen Schulbrüder, dieselben hätten das Gelübde der Keuschheit abgelegt, hielten es aber nicht; sie hätten niemals (legitime) Vatergefühle gekannt und dürften sich deshalb nicht das Recht anmaßen, die Erziehung des modernen Frankreichs zu leiten. Schon in dieser Rede stellte Gambetta den Franzosen die in einigen (bloß einigen?) Theilen Deutschlands bestehende Laienschule — wir Deutsche würden sagen „Staatsschule" — zum Muster auf. In der Rede vom 30. September 1872 wird die klerikale Partei als der Feind Frankreichs bezeichnet, der sein Stichwort im Auslande, in Rom, hole. Gambetta bezeichnet sich zugleich selbst als den Vertreter des unentgeltlichen, weltlichen (laïque) und obligatorischen Volksunterrichtes. Auch in den Reden vom 2. October 1872, 4. Mai 1877 und 12. August 1881 kehrt der Gedanke wieder, daß der Klerikalismus der Feind sei. In der in Nantes gehaltenen Rede vom 16. Mai 1873 heißt es (übereinstimmend mit einer Stelle in H. v. Sybel's Geschichte der Revolutionszeit), die französische Revolution habe den Völkern in politischer Beziehung noch größere Wohlthaten gebracht wie die Reformation. Gambetta gab also zu, daß die Reformation den Völkern große Wohlthaten gebracht hat. Er spottete in einer anderen Rede über die klerikalen französischen Universitäten, die sog. freien Universitäten im Gegensatze der Staatsuniversitäten, über den Versuch der Klerikalisirung der medicinischen Wissenschaft; und er führte wiederholt, z. B. am 24. Juni 1873, aus, daß der Klerikalismus die Rückkehr zum ancien régime vor 1789 bedeute und befördere. In Lille bemerkte Gambetta 1876, das vom 12. Juli 1875 datirte Gesetz über den höheren Unterricht sei nicht französisch, sondern römisch. Im übrigen Europa, ja in der ganzen Welt, werde dagegen der ultramontane Geist von den Regierungen und den Völkern bekämpft. In England habe Gladstone, in Amerika der Präsident Grant den Alarmruf erhoben. Gladstone hat bekanntlich eine viel gelesene, in's Deutsche übersetzte Broschüre über die vaticanischen Decrete und die Unterthanentreue geschrieben; eine antiultramontane Aeußerung Grant's ist mir indeß nicht bekannt. Gambetta fuhr fort, auch Deutschland, Italien, Spanien, ganz Nordeuropa, Rußland seien gegen den Ultramontanismus. Aehnlich wies er 1876 in Bordeaux auf die Laienschulen Englands, der Schweiz, Hollands, der Vereinigten Staaten und Deutschlands hin. Es sei eine Schande für Frankreich, daß sein Schulwesen vom deutschen Schulwesen übertroffen werde. Europa lache über die ultramontanen französischen Gegner der Volksbildung. Deutschland habe Frankreich nicht bloß wegen seiner militärischen Fortschritte, sondern auch wegen der Ueberlegenheit seiner Bildung besiegt. In der Rede vom 4. Februar 1877 wies Gambetta ebenfalls auf die Laienschulen Hollands, Schwedens, Belgiens und Englands hin, und am 4. Mai 1877 äußerte er, die französischen Klerikalen wollten den Senat zu einer Art „Piusverein" machen. Ich bemerke dazu, daß der deutsche Piusverein 1848 gestiftet wurde. Wenn ich nicht irre, giebt es in Oesterreich, in der Schweiz und in anderen Ländern ebenfalls Piusvereine. Am 16. Juni 1877 warf Gambetta den französischen Ultramontanen unter Anderem vor, daß sie von den Conservativen und Liberalen Englands, Deutschlands, Rußlands, Oesterreichs, Ungarns, kurz, ganz Europas verurtheilt würden. Aehnlich heißt es in der Rede vom 9. October 1877, die Ultramontanen betrachteten Frankreich als ihren letzten Zufluchtsort, als ihre letzte Festung; Oesterreich habe das Concordat aufgehoben, Italien, Spanien, Deutschland, Holland, England seien ebenfalls gegen den Ultramontanismus. Deutschland vervielfältige seine Anstrengungen, um seine südlichen Provinzen (provinces du sud) von den alten ultramontanen Einflüssen zu befreien. Am 18. September 1878 hob der Redner hervor, daß die 400,000 Ordensmitglieder, welche Frankreich außer seiner Weltgeistlichkeit habe, die sociale Gefahr bildeten. Am 12. August 1881 lenkte Gambetta die Aufmerksamkeit des Publikums auf das ungeheure Vermögen der Todten Hand hin. Er meinte, dasselbe sei ein Scandal in einem Lande von Bauern und kleinen Eigenthümern. Er habe eine Karte der localen Vertheilung der Güter der Todten Hand in Frankreich anfertigen lassen. In der Rede vom 12. August 1881 wird der Papst als ein Fremder bezeichnet, der den französischen Mönchen von außen her Gesetze dictire. Andererseits bemerkte Gambetta wiederholt, daß es ihm durchaus fern liege, die Religion anzugreifen, und daß es darauf ankomme, das Concordat, überhaupt die Gesetze streng durchzuführen. Er bekämpfte 1876 als Präsident der Budgetcommission der Deputirtenkammer die von der äußersten Linken geforderte Aufhebung des Cultusbudgets, er plaidirte ferner am 10. November 1876 in der Deputirtenkammer gegen die Aufhebung der französischen Gesandtschaft beim Vatican; er führte unter Anderem an, man müsse die diplomatischen Traditionen des Landes, die katholischen Clientel Frankreichs in der Welt conserviren.

Gambetta's Leichenbegängniß in Paris und Beerdigung in Nizza war trotzdem ein sog. Civilbegräbniß. Reinach erwähnt wenigstens in seinem ausführlichen Berichte mit keiner Silbe die Anwesenheit eines römisch-katholischen, alt-katholischen oder protestantischen Geistlichen. Ein politischer Freund Gambetta's, der katholische Historiker Henri Martin, verordnete dagegen in seinem letzten Willen, er solle protestantisch beerdigt werden, was auch geschah.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Das Gebot der heiligen Agnes.

Aus meinem römischen Skizzenbuch.

Von Richard Voß.

Ich kannte ihn und er hat es mir selbst erzählt. Er war ein Bildhauer von Talent und Ruf. Größeren Ruhm erlangte er in gewissen Kreisen durch die Zügellosigkeit seiner Leidenschaften. Rücksichtsvolle Menschen nannten ihn einen Lebemann; einen Mann, der sein Leben genoß. Aber er war und that Schlimmeres. Da plötzlich ging eine seltsame Veränderung mit ihm vor. Er zog sich von den Menschen, besonders von den Frauen, auffallend zurück, er wurde in sich gekehrt, beinahe schwermüthig. Die Genossen seiner einstigen Ausschweifungen nannten ihn spottend Sanct Augustin. Später lernte ich ihn — wir wohnten Beide in Rom — näher kennen, und in einer unvergeßlichen Sommernacht erfuhr ich von ihm die kleine Episode aus seinem Liebesleben, welche in ihm jene Veränderung bewirkt hatte. Er erlaubte mir, sie nieder zu schreiben; ich lasse ihn selbst reden . . .

„Ich war niemals ein Moralist, und bei gewissen Dingen gab es für mich kein Bedenken; weder vorher, noch nachher. Ich hielt es damit sehr einfach: Ich sagte zu mir selbst: es liegt nun einmal in Deiner Natur und ich sehe nicht ein, weshalb Du Deiner Natur nicht folgen sollst. Im Gegentheil: es ist sittlich, ihr zu folgen. Die Welt steckt voller Heuchelei; verachte sie, habe den Muth, wahr zu sein und nicht besser scheinen zu wollen, als Du bist. Du bist jung, Du lebst nur einmal; also: Lebe!

Das that ich. Alles Andere war mir gleichgültig. Ich war eben ein Egoist und machte kein Hehl daraus. Man sagte mir: es gibt tugendhafte Frauen. Ich hatte nichts dagegen; doch es war mir lieber, wenn ich die Frauen nicht tugendhaft fand; wenigstens nicht mit einer Tugend ausgestattet, die ich nicht besiegen konnte. Ich hielt die Tugend für etwas sehr Ueberflüssiges und war froh, die glückliche Charaktereigenschaft zu besitzen, mir über die Untugend des schönen Geschlechts keine Scrupel zu machen.

Sie kennen die Römerinnen. Ich habe es bei diesen Meisterwerken der Schöpfung stets laut und leise gepriesen, daß der Himmel sie nicht sentimental geschaffen. Es wäre schade um sie! Meiner Natur nach war ich durchaus unbeständig und meiner Natur nach konnte ich keine Thränen vertragen. Diesen Erguß einer gefühlvollen Frauenseele hat man bei den Römerinnen kaum zu riskiren; viel eher bei Dieser und Jener einen Messerstich. Nun, ich war nicht feige.

Alles in Allem war es ein trauriges Ritterthum, bei dem es schließlich immer auf das Brutale hinauslief. Auch das war recht jammervoll, daß man weniger von meiner Tüchtigkeit, als von meiner Liederlichkeit sprach. Ich kam dadurch in die Mode. Es war kläglich, aber es war nun einmal so: um den Helden dieser und jener Skandalgeschichte zu sehen, sah man sich meine Sachen an; ja, es geschah — ich schäme mich jetzt es zu sagen — daß ich damals in meinem Casino vor Porta del Popolo Damen aus der guten Gesellschaft empfing, von welchen Manche mich und meine Werke „genial" fand, und das aus keinem anderen, als dem eben angedeuteten Grunde. Es gefiel mir noch dazu.

Alles das klingt wenig erbaulich. Wozu jedoch soll ich mir schmeicheln? Ich thäte damit weder mir noch Ihnen einen Gefallen; denn nicht allein der Maler und Bildhauer sollen von einem Menschen Act nehmen. Was thut ein Schriftsteller mit der Gewandung? Es ist Draperie.

Wie es so geht, war ich gerade einmal von einer Leidenschaft geheilt, indessen bereit zu jeder Stunde mit Leib und Seele einer neuen zu verfallen. Solche Zwischenpausen sind unangenehm. Ich arbeitete noch weniger, als sonst, war aber auch zum Müßiggehen unlustig; überdies lag mir eine neue Composition im Sinn. Es sollte eine weibliche, sehr jugendliche Gestalt sein; eine Sclavin, von dem Verkäufer solcher lebendiger Waare frisch auf den Markt gebracht. Man hat ihr das Gewand abgenommen und ihren unberührten Leib zur Schau ausgestellt: wer das Meiste bietet, dem fällt er zu. Damit sie sich das Gesicht nicht bedecken kann, sind ihre Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt worden. Schauer gehen durch ihren Körper, ihr Haupt ist auf die Brust gesunken, ihre Züge sind starr wie entgeistert; hätte sie die Hände frei und hätte sie ein Messer, so würde sie es sich in's Herz stoßen.

Nicht, daß ich darüber nachgedacht, ob es in Wirklichkeit so hätte geschehen können, ob ein Mädchen aus solcher Ursache Hand an ihr Leben legen würde. Der Vorgang war mir nichts Anderes, als ein gutes Motiv; ich hätte ihn in Marmor dargestellt, ohne daran zu glauben.

Mein unbefriedigter Zustand machte mich ruhelos. Auch im Atelier hielt ich es nicht lange aus. Verpfuscht und langweilig kam mir meine fertige Arbeit vor; ich mochte sie nicht mehr ansehen. Uebrigens war sie bereits verkauft: an eine reiche Amerikanerin.

Das Beste, was ich thun konnte, war, Nichts zu thun. Man weiß, daß sich das an keinem Ort der Welt herrlicher ausführen läßt, als in Rom: In Rom faullenzen, ist für Manchen von größerem Nutzen, als vielleicht in einer anderen Stadt der Fleißigste der Fleißigen zu sein. Damit tröstet sich Mancher. So verbrachte ich denn meine Tage im Café Nazionale, bei Morteo, im Corso, an irgend einer Straßenecke, in irgend einer Fiaschetteria, Birreria, Trattoria. Ich mochte auch denken, daß bei einem solchen Leben in Rom, einem Künstler die großen Entwürfe in den Kopf geflogen kommen, wie im lieben herrlichen Schlaraffenlande die Tauben in den Mund. Das ist wenigstens so die allgemeine Ansicht, in Folge deren bekanntlich in Rom die bummelnden und verbummelten Epigonen Rafaels und Michelangelos zu Schaaren anzutreffen sind.

Also ich bummelte.

Da sitze ich eines Sommernachmittags in einer Weinschänke an der Piazza Montanara, meinem alten Lieblingsaufenthalt. Es ist schön dort; gegenüber den schwarzen Steinmassen des Marcellustheaters und dem Gassengewirr des Monte Savelli, wo es in den Ghetto geht. Dort hat auch Goethe gekneipt! Wer römisches Volksleben kennen lernen will, der gehe nach dem kleinen Platz unter dem Capitol, mit den rauschenden Brunnen, von denen man freilich vor Geschrei und Straßenlärm nicht viel hört. Denn wie geht es zu auf dieser Piazza Montanara: Sabiner, Abruzzesen, Campagnolen, Volk aus dem Albanergebirge, der Sabina, der Küste, den Marken, Römer, echter römischer Plebs! Vor jener biederen Fiaschetteria zu sitzen, je nach der Jahreszeit, im Schatten oder in der Sonne, langsam einen Quinto feurigen Genzanesers nach dem andern ausschlürfend und dabei in das Gewimmel vor sich zu sehen; all das braune, schmierige, zerlumpte und verwilderte Volk in buntem Durcheinander — eine köstliche Siesta! Es ist ein ununterbrochenes Gehen, Laufen und Drängen. Sie stehen in dichten Reihen zusammen, sie lagern vor den Häusern, sie liegen mitten auf dem Platz. Das zankt, schreit und lärmt. Auf offener Gasse wird der Haushalt eingerichtet, wird geflickt und gekocht, gespeist und geschlafen. Dazwischen Ausrufer, alles Mögliche ausschreiend, Händler mit allem Möglichen und Unmöglichen handelnd. Dazwischen Priester, Mönche, Nonnen; dazwischen Ochsenwagen, Karren, Equipagen — das ist Rom, das wahre Rom, das ist noch ein Stück vom alten Rom.

Und wenn nun gar einmal eine Frauengestalt auftaucht, die wie eine Königin aus alten Heldengesängen einherschreitet, eine stolze braune Schönheit der wilden Sabina, oder eine herrliche Albanerin, oder ein wunderliebliches Kind aus Nettuno; im purpurrothen Rock, goldene Blumen zitternd in den schwarzen Flechten — — Herrgott, sind das Weiber! Dann weiß man doch, wozu man in Rom ist, weshalb man jung ist und Blut in den Adern hat.

Digitized by Google

Nun, eine Schönheit war sie nicht, auch nicht stolz, nicht unbändig, nicht wild; keines von jenen ungezähmten braunen Geschöpfen, deren Küsse wie Schlangenbisse sind. Sie war noch blutjung, höchstens fünfzehn Jahre, das reine Kind. Und so zart, so schmächtig, so dürftig. Die kleine Gestalt, überschlank, das Gesichtchen hager und bleich wie Wachs, mit keinem Tropfen Blut in den Wangen. Nur ihre Augen, die waren prachtvoll; groß und schwarz und wundersam leuchtend — wie im Fieber. Dabei ihr Blick todttraurig. Haare hatte sie, daß ihr Haupt zu zierlich erschien für die Last der düstern Strähne und sie das Köpfchen gesenkt halten mußte.

Sie war schlimmer, als armselig gekleidet: in ein altes maisfarbenes Seidenkleid, widerwärtig herausgeputzt, mit schwarzem Schleier, großen Blumen und bunten Bändern. Natürlich war sie nicht allein. Ein altes feistes, ekelhaftes Weib war bei ihr, dessen Beruf sich auf den ersten Blick erkennen ließ: auch eine Händlerin!

Sie kamen über den Platz herüber; das Weib voraus, das Mädchen dicht hinter ihr drein. Es war, als schritt sie mit gefesselten Füßen. Sie hatte etwas Lebloses. Ich erschrak fast, als sie mit der Alten eintrat. Sie strebte der hintersten Ecke des düsteren Raumes zu, mit einer Bewegung, als wollte sie sich verkriechen. Aber ihre Besitzerin rief sie zurück und setzte sie, die keinen eigenen Willen zu haben schien, an den Tisch, zunächst der Thür, so daß sie von der Straße aus von Jedermann gesehen werden konnte. Das Weib selbst nahm an der anderen Seite des Tisches Platz; ich saß Beiden gerade gegenüber.

Nun bestellte die Alte mit kreischender Stimme im neapolitanischen Dialekt zu trinken. Sie ließ Vermouth bringen, wovon sie dem Mädchen das Glas voll schenkte; für sich that sie Wasser hinzu. Ich beobachtete die Beiden. — — Was war das für ein seltsames Geschöpf? Wie kam die Kupplerin dazu? War sie schon verkauft? Und an wen wohl zuerst? Weshalb war sie so entgeistert? Vor Entsetzen vor dem, was mit ihr geschehen sollte, oder vor dem, was mit ihr geschehen war? Vielleicht also tugendhaft, wirklich tugendhaft! Jenun, deshalb stieß sie sich doch kein Messer in die Brust. Ich glaubte nun einmal nicht an die Lucrezien. Wie aber, wenn sie noch unschuldig wäre? So war dieser Tag wohl der letzte ihrer Unschuld. Nun, die Alte würde ein gutes Geschäft machen. Der Henker hole diese Krämerinnen mit Lebendigem! Doch was ging's mich an? Trotzdem mußte ich immer hinübersehen; immer das feine, fahle Gesicht anstarren und die großen, weit offenen Augen. Für einen Maler wäre der Kopf eine Aquisition gewesen; ich konnte Nichts damit anfangen. Schade!

Die Alte redete leise, eindringlich in das Mädchen hinein und sah dabei unsäglich widerwärtig aus. Während ihres Zischelns schielte sie unablässig hinaus auf die Straße, ob Jemand ihre Waare gesehen und Lust darnach habe. Ich glaube nicht, daß das Mädchen ein Wort von dem Geflüster verstand oder nur hörte. Da sie nicht trank, wurde sie zum Trinken genöthigt. Sie begriff, was die Alte von ihr verlangte und gehorchte, eine schmale blasse Kinderhand nach dem Glase ausstreckend und dieses an die Lippen führend. Doch nippte sie nur von dem starken Getränk; das machte die Kupplerin wüthend. Da trank das Kind. Es leerte das ganze Glas.

Unterdessen war das Weib auf mich aufmerksam geworden und schien mich sogleich für den Rechten zu halten. Sie gestikulirte zu mir herüber, grinste, machte mir verstohlen ein Zeichen. Zuerst wollte ich aufstehen und fortgehen. Ich blieb aber doch; ich blieb auch, als die Seelenverkäuferin mich ansprach.

Sie war fremd in Rom; erst gestern angekommen, direct aus Neapel. Das Mädchen war ihre Nichte; ein armes Ding aus der Felsenstadt Frosinone. Weil sie ganz allein in der Welt stand und weil die Welt so schlecht war; aus christlicher Liebe und Barmherzigkeit, hatte das gute, gute Weib der Verlassenen sich angenommen und sie mit sich nach Rom gebracht. In dieser großen, heiligen Stadt wollte sie für das Mädchen ehrliche Arbeit suchen; denn sie waren arm, arm, aber redliche Menschen. Wäre die Nichte nur nicht so scheu, so furchtsam, so schreckhaft. Das dumme Ding! Als ob ihr Etwas zu Leide geschehen könnte, wenn ihre Tante, die gute, gute Frau, bei ihr war. Freilich, wenn man erst vierzehn Jahre alt und noch nie in einer Stadt gewesen ist. — — Und Rom war so groß. Die vielen, vielen Menschen! Ach, und die Männer. Kaum daß die Tante die Nichte vor den Männern zu hüten vermochte. Sie hatten sich in Trastevere eingemiethet, unweit der Kirche Santa Maria. Den ganzen Tag waren sie nach Arbeit umhergelaufen, ohne welche zu finden. Nun hatten sie sich gestärkt, nun wollten sie nach Hause. Aber sie wußten den Weg nicht; ob ich sie nicht begleiten und zurückbringen wollte?

Ich hatte nur mit halbem Ohr dem Geschwätz zugehört, unverwandt das Mädchen ansehend, und plötzlich war mir ein begehrlicher, niederträchtiger, satanischer Gedanke gekommen. — — — Warum soll ein Anderer —? Du kannst es doch nicht hindern, daß sie verdirbt. Nimm Du sie Dir; sei Du der Erste. Wie gesagt: ein niederträchtiger, nichtswürdiger Gedanke! Aber Sie sollen auch das erfahren. Um kein Haar will ich mich vor Ihnen besser machen, als ich bin — als ich damals gewesen. Wenigstens diesen Vortheil sollen Sie von dieser unseligen Geschichte haben. Nehmen Sie sie als ein Bekenntniß, als eine Beichte. Nur absolviren Sie mich nicht!

Hören Sie weiter.

Ich erwiderte der Schändlichen: Bis Santa Maria in Trastevere wäre es allerdings etwas weit; ich hätte mir jedoch für den Abend Nichts vorgenommen und könnte sie daher mit ihrer Nichte begleiten. Damit hatte ich die mir angebotene Waare gekauft, es handelte sich nur noch um den Preis. Doch wußte die Alte, daß sie diesen würde hoch ansetzen können; sie las es mir von der Stirne ab, es stand in meinen Augen geschrieben. Ich erhob mich und zahlte; natürlich auch für die Kupplerin. Die Alte schenkte ihrer Nichte und sich selber noch einmal ein (dieses Mal trank auch sie den Vermouth ohne Wasser) und gebot dem Mädchen:

„Trink aus! Wir gehen nach Hause. Dieser Herr wird uns begleiten. Er ist ein Galantuomo, der Dir Etwas schenken wird. Du bist ein armes Ding und kannst es gebrauchen. Nun komm und sei brav."

Das Mädchen sah mich starr an und begann heftig zu zittern. Aber sie stand auf, als ob sie emporgezogen würde, als ob ihre Glieder steif wären. Sie blieb stehen, that keine Bewegung, wandte kein Auge von mir. Ich frug nach ihrem Namen. Da sie beharrlich schwieg, beeilte sich die Alte, mir zu erwidern:

„Sie heißt Ersilia, Herr; Ersilia Mazzini aus Frosinone. Vater und Mutter sind todt. Es ist ein armes, junges Blut. Noch gänzlich unerfahren und rein, Herr, rein wie die Unbefleckte selber. Im Mai wird sie fünfzehn. Madonna, sie weiß Nichts davon, — Nichts davon, wie es in der Welt zugeht, mein' ich. Aber sie wird es schon noch erfahren, sie wird es schon noch lernen, sie wird noch ganz lustig werden. Dann wird es eine Freude sein, dann wird es sich gut mit ihr leben lassen. Was sagt Ihr, Herr?"

Ich hatte Nichts gesagt; ich hatte das Mädchen betrachtet und mir war's, als sänken von der jungen Gestalt die Hüllen, als stände sie plötzlich vor mir, nackt und bloß, der jungfräulichste, holdseligste Leib. Und plötzlich wußte ich, daß ich gefunden, was ich suchte: das Modell zu meiner „gefesselten" Sklavin". Das war sie, die junge schlanke, überzarte Gestalt, die ich für meine Figur beständig im Kopfe trug; das war der blasse, lebende, kindliche Körper, die holdselige Hülflosigkeit, die zum Kauf ausgestellte lebendige Waare — Alles, wie ich es als Marmorbild vor mir gesehen. Nur dieses Grausen vor einem unbekannten furchtbaren Etwas, diese Ahnung eines entsetzlichen Schicksals, dieses Erstarrte und Entgeisterte war mir ein vollkommen neues Moment, ein Vorwurf, der mir noch niemals gebraucht zu sein schien, den ich verwerthen wollte.

Zugleich fiel mir ein: Und sie ist das, was Du darstellen willst, sie ist eine gefesselte Sklavin, eine auf den Markt gebrachte Waare, die beschaut und geprüft, um die gefeilscht und die erhandelt wird. Aber nicht, daß es mich kalt überlaufen, nicht daß ich vor mir selber Grausen und Ekel

Digitized by Google

empfunden, nicht daß ich abgelassen hätte, daß ich entwichen wäre. Im Gegentheil: jetzt war ich entschlossen.

Die Kupplerin hatte das Mädchen vor uns hergehen lassen; sie drängte sich an mich, sie zischelte mir Etwas zu: eine Zahl; ziemlich hoch, unverschämt hoch. Ich nickte nur: es sei gut. Ich merkte wohl, daß wir den Begegnenden auffielen, natürlich nur den Männern. Einige blieben stehen und blickten uns nach, Einer folgte uns sogar. Da es ein Fest werden sollte, so kaufte ich ein: eine Foglietta Muskatwein, Gebäck, Früchte und Süßigkeiten. Die Alte belud sich damit, meine Freigebigkeit preisend und das Mädchen auffordernd, sich darüber zu freuen. Dieses blieb stumm. Es fehlte nicht viel, so hätte die Kupplerin auf der Gasse ein Gezänk angefangen. Nur mit Mühe beruhigte ich sie.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Wiener in Berlin", das alte Vaudeville Holtei's, wird zwar nicht mehr gegeben, aber die Wiener in Berlin, wir meinen die Autoren und Darsteller aus der Donaustadt, erklären sich auf den weltbedeutenden Brettern an der Spree in Permanenz. Sie rücken ihre von Wiener Voraussetzungen, Gestalten und Redensarten erfüllten Dramen in's Rampenfeuer, und der unverfälschte Lerchenfelder Dialekt regiert oft so unumschränkt, daß er gelegentlich auch die wenigen Autochthonen unter unseren Schauspielern zwingt, einmal „weanerisch" zu radebrechen. Letzteres gelingt meist weniger gut, und der Sprachenhader ist manchmal so arg, daß er des Zuschauers Freude am Stück zu beeinträchtigen droht und auch die Kritik zu berechtigten Protesten veranlaßt.

Dieses Urwienerthum kommt in dem im Wallner-Theater aufgeführten Volksstück „Einer vom alten Schlag" von Karlweis und Chiavacci zur vollsten Erscheinung. Die Verfasser, zwei wohlbestallte Wiener Bahnbeamten, sind mit bestem Willen an die Arbeit gegangen, ihr ernstes Streben ist durchaus nicht zu verkennen, aber ihre Leistung hebt sich in der Hauptsache nicht viel über das Niveau des landläufigen Volksstückes mit einem Stich in's Possenhafte. Die Umwandlung eines bornirten alten Wiener Handelsherrn und seines leichtsinnigen Sohnes zu dem goldenen Mittelmaß geschäftlicher Tüchtigkeit erscheint in der sprunghaften dramatischen Behandlung nicht recht glaubhaft, sondern könnte nur in den allmählichen Uebergängen der epischen Darstellungsweise zu Tage treten. Die einzelnen Bilder sind an und für sich recht hübsch und stellenweise von drastischer Wirkung, psychologischer Feinheit und sogar dramatischem Geschick. Daß der jüngste Sohn während der fünf Jahre, durch die das Stück läuft, nicht wie die übrigen Personen älter wird, sondern stets der geckenhafte Fant bleibt, wollen wir den Autoren ebenso wenig ankreiden, als den kindischen Eigensinn seines sonst angeblich vernünftigen Erzeugers. Das Stück hätte eigentlich nur von Wienern gespielt werden sollen. Es macht einen sonderbaren Eindruck, daß Weib und Söhne des Wieners Heinfelder norddeutsch sprechen. Die besten Kräfte stellten die beiden Gäste: Fräulein Bach spielte mit gewinnender Anmuth und tieferem Verständniß; Herr Schweighofer, der mit einigen Couplets eine große Lachwirkung erzielte und seinen gewöhnlichen Fehler, bloße Caricaturen zu liefern, diesmal vermied, war der Glücksstern des Stückes. Es war im Ganzen eine freundliche Première, zu der nur die beiden Autoren verdrießliche Gesichter schnitten, denn — sie saßen in Dresden eingeschneit!

Bedenklicher war schon das Unterfangen des Herrn Camillo Walzel (Zell), ein so ausgesprochenes Pariser Boulevardstück wie „Nounou" von Hennequin und Millaud in's Wienerische zu übersetzen und uns diese Localisirung unter dem Titel: „Die Kindsfrau" im Belle-Alliance-Theater vorzuführen. Wer das ausgelassene Vaudeville in Paris mit der Couplet-Vortragskünstlerin Madame Judic, der es auf den Leib geschrieben wurde, gesehen hat, wird es in dieser Verballhornung nur mit Mühe wieder erkennen. Immerhin war Herr Zell so gütig, noch eine Anzahl lustiger Situationen und anmuthiger Dialogpointen nicht durch eigene Einfälle zu verderben. Diese Pariser Originalscherze ohne Wiener Zuthat übten denn auch in Berlin die heiterste Wirkung aus. Welch possirliche Figur ist nicht der ordnungsliebende Großvater, der überall aufräumt und den Staub abwischt und dabei in die verfänglichsten Situationen kommt und bald unter, bald aus dem Bette der hübschen Kindsfrau gezogen wird! Uebrigens boten auch hier die meisten Darsteller ihre echtesten Wiener Urlaute auf, was mit einer theilweise durchgeführten Berlinisirung der Handlung im Widerspruche stand. Man denke sich nur den spazzacammino und die Böhmin in einer Berliner Küche! Die Titelrolle gab Frau Geistinger. Zwar rief die begeisterte Reclame, womit der Kindsfraumann die stramme Jugendlichkeit seiner Eheliebsten demonstrirte, beim Publikum ein gewisses Lächeln hervor, aber wo ist die deutsche Soubrette, die der ewigjungen Künstlerin eine solche Figur nachspielt? Wie sie resolut geht und steht, lacht und weint, ihre Zungenfertigkeit, das degagirte und doch decente Spiel, die Einfachheit der Mittel, die Natürlichkeit jedes gesprochenen, die Fülle jedes gesungenen Wortes? Ihre Stimme hat nur wenig gelitten, und der Vortrag ihrer Couplets gemahnte an ihre beste Zeit. Wie hübsch sang sie das drollige Wiegenlied von Albert Millaud:

Der Vater sieht dich an und spricht:
Nein, das ist meine Nase nicht. —
Wenn das nicht Vaters Nase wär',
Wo hätt' sie denn der Junge her? — —
Mein lieber Junge, gräm' dich nicht,
Der Vater spricht im Scherz;
Und hast du seine Nase nicht,
So hast du doch sein braves Herz.

Da wurden die Pointen nirgend überdeutlich gemacht, die Rührung niemals mühsam heraufgeholt, die beabsichtigte Stimmung war immer zur Stelle: Alles war schlicht und natürlich im monotonen Singsang des Eiapopeia. Wahrlich, die Künstlerin hat es nicht nöthig, ihr Auftreten in Berlin jedesmal als unwiderruflich letztes anzukündigen: bei solchen Leistungen gibt man noch lange nicht die Abschiedsvorstellung.

Ein Wiener Kind ist auch Franz von Schönthan, der wohl daran that, sich für sein neues Stück mit einem echten Berliner, dem jugendlichen Liebhaber des Deutschen Theaters, Herrn Gustav Kadelburg, zu associiren. Offenbar hat sich der treffliche Schauspieler nicht damit begnügt, seine Rolle effectvoller auszuarbeiten, denn er pflegt gelegentlich mit Glück selbst zur Feder zu greifen und hat manches amüsante Feuilleton verfaßt und auch schon dramatische Lorbeeren gepflückt. Das vieractige Lustspiel: „Goldfische" ist ein Lieutenantsstück in der Art des „Veilchenfressers", eines in der Stadt der Pickelhauben mit begreiflichem Glücke cultivirten Genre's. Auch hier handelt es sich darum, einen flotten preußischen Lieutenant in lustig verwickelten Situationen zu zeigen, wo er sich immer als unwiderstehlicher Herzenbrecher und überlegener Weltmann zeigt und gelegentlich auch den Mann von Ehre und Herz, den schneidigen Helden hervorkehrt. Tänzeln und Lächeln, Coursschneiden und Sectkneipen, Ritterlichkeit und Gutmüthigkeit und dann wieder in Ehrensachen der Brustton der Ueberzeugung und das patriotische Pathos — Herr Kadelburg brauchte sich nur seiner Glanzrollen, die ihn zu einem Liebling der Berliner machten, zu erinnern, und dieses gute Gedächtniß hat ihn auch als Autor nicht im Stiche gelassen. Eine Idee oder zusammenhängende Handlung wird man hier vergeblich suchen. Nur der Situationswitz, der als theatralischer Effect dem stets unsicheren Dialogwitz immer überlegen sein wird, verknüpft dieses Conglomerat von Liebesscenen, in dem drei Pärchen durcheinanderwirbeln und sich am Schlusse regelrecht verloben. Leider sind die Combinationen der Situationskomik schon so ziemlich alle theatralisch ausgebeutet, und so wird man denn auch hier fortwährend an die bewährtesten Lustspielscenen von Kotzebue, Benedix und Rosen, von Labiche, Hennequin und Meilhac erinnert, aber sie sind fast immer geschickt herbei- und ausgeführt, so daß man gerne noch einmal darüber lacht. Manchmal wird die Situation nach Moser'schem Muster an ein Requisit geknüpft; ist keine Gießkanne zur Hand, wie im „Stiftungsfest", so heißt man auch eine armlose Gipsbüste oder eine halboffene Thür willkommen. Frau Niemann-Raabe, die in einem reizenden Deshabillé zwischen Thür und Angel mit dem verführerischen Garde-

Digitized by Google

Dragonerlieutenant eine Liebeserklärung austauscht, macht mit ihrem berühmten Lächeln und Lachen das Uebrige. Die größte Kunst der Autoren besteht in solchen Stücken darin, mit ihrem haarlos tollen Wirrwarr von Mißverständnissen und Verwechselungen den Zuschauer fortwährend zu beschäftigen und nicht zur Sammlung und Besinnung kommen zu lassen, und Schönthan und Kadelburg zeigen auch richtig in den ersten Acten ein vollgeschüttelt Kaleidoskop unerschöpflich bunter Bühnenbilder. Sobald aber die Spaßvögel anspruchsvoll ernst und pathetisch werden und uns gar rühren und erschüttern wollen, verderben sie sich das Spiel und verrathen uns damit unklug, daß ihre Figuren innerhalb dieser Gesellschaftskreise und im Leben überhaupt unmöglich wären und daß das Ganze eine flüchtige und nichtige Bühnenexistenz führt, deren einzige Berechtigung nur in ein paar dankbaren und zu Dank gespielten Rollen zu suchen ist.

Notizen.

Dämmerungen. Eine Dichtung von Otto von Leixner. (Stuttgart, Bonz & Co.) — „Ubi caritas, ubi claritas", dieser schöne Spruch von Hugo an St. Victor als Motto des Buches scheint uns darauf hinzudeuten, daß der Dichter aus der Nacht zum Lichte emporstrebt, daß die Liebe ihn zur Klarheit führen wird; und es ist auch so, aber das Düstre waltet vor, in der Seele des Autors, wie im Getriebe der Welt; Schmerz und Zweifel dort, Elend und Sünde hier, und das Morgenroth, das durch die dunkle Wolke bricht, weckt mehr der Sehnsucht und der Ahnung, als daß es einen Tag des Friedens und der Freiheit heraufführte. Vielleicht soll er den Dämmerungen folgen; der Dichter gehört noch zu denen, welche an Ideale glauben und auch das trostspendende Amt der Poesie hochhalten, daß der moderne Pessimismus verschmäht und der auf seine Kraft pochende Naturalismus verhöhnt. In vielfach rührenden Worten schildert Leixner das Paradies des kindlichen Glaubens; aber der Zweifel vertreibt ihn daraus; der Materialismus stellt ihm den Naturmechanismus vor Augen, und sein mitfühlendes Herz trauert um die Schmerzen einer Welt, wo ein Wesen vom Tod des anderen sich nährt und ein wildes Ringen um die Luft dünkt ihm der einzige Sinn des Lebens; er gibt sich dem Taumel und Rausch liebeleeren Sinnengluth dahin, bis das Antlitz der Mutter vor der Phantasie des Ermatteten auftaucht. Und zu einem schöneren Tag erwacht, freut er sich der Kunst, als ob sie die Erlöserin der Menschheit wäre, bis sein Hymnus zu ihrem Preis vor dem Anblick der Millionen verstummt, die, unter das Joch der Nothdurft gebeugt, von Phidias und Rafael, Goethe und Beethoven nichts wissen, nichts haben, und nun fragt er selbst die antiken Marmorgestalten: „Deckt ihr den ewigen Gott, deckt ihr das ewige Nichts?" Er will Antwort auf die schwere Frage, ein Dolchstoß, ein Schuß — und er wird sie haben. Schon hält er das geladene Gewehr in der Hand, da zuckt ein Blitz aus der Wetterwolke und beleuchtet das Bild der Mutter an der Wand; und er bittet vor demselben ihr Herz um Vergebung. Er sucht Heilung für seine Wunden in der Natur, in der Alpenwelt; prächtige Bilder umgeben ihn, von Felsenhöhen schaut er den Sturm auf dem wogenden See; auf schwachem Kahn ringt ein Jüngling mit der tobenden Welle, sich und die Geliebte zu retten; das Ruder bricht, und einander umarmend sinken beide in das nasse Grab. Diese Liebe im Tod mahnt ihn an der Liebe allwaltende Macht; er erkennt sie nun auch in dem dornengekrönten Heiland, und faltet die Hände zum Gebet. Nun erwarten wir Lieder der Versöhnung, Darstellung eines im Kampf mit den Zweifeln aus bitteren Lebenserfahrungen wiedergewonnenen Glaubens, der nicht im Zwiespalt mit der Wissenschaft steht, sondern gerade aus und über ihren Ergebnissen sich aufbaut; und in der That, der Dichter beginnt eine andere Strophe: „Es kam zu mir der Gott!" — aber er bekennt, daß er den Hauch Seines Geistes nicht zu schildern vermöge, und so bleiben wir unbefriedigt für diesmal in der Dämmerung; der Dichter sagt uns nur, daß er sich als einen Keim erkenne, den Gottes Macht zum Blühen, zum Reifen dränge. Da sollen wir also wohl warten, bis er uns später Blüthen und Früchte bringen wird! Mit einem Herzen voll Liebe tritt er wieder in die Welt aus der Waldeseinsamkeit; aber wieder sind es Bilder des Elendes, sittlicher und wirthschaftlicher Verkommenheit leiblicher und geistiger Noth, die er uns vorführt, fast mehr Nacht- als Dämmerungsbilder, wohl meist Erlebnisse, mit satten Farben kräftig gemalt, erschütternd, — aber nicht den Gott der Liebe offenbarend; doch bricht hie und da ein Sonnenstrahl tüchtiger Gesinnung oder treuer Hingebung durch das Dunkel. Die Stärke des Verfassers ist mehr Empfindung und Anschauung als Gedanke; er gibt uns Gedankendichtungen, aber als Dämmerungen, Ahnungen; in Gefühlen und Bildern; so hat er ja auch das Andachtsbuch eines Weltmannes geschrieben. Er wirkt mehr durch Stimmungen auf das Herz, als durch Ideen auf den Geist. So sind auch die entscheidenden Wendungen durch ein Bild, ein Crucifix, eine Vision mehr äußerlich veranlaßt, als innerlich durch Gedankenentwickelung motivirt. In einem prächtigen Schlußgedichte ist er voll quälender Erinnerung heimgekehrt von seinen nächtlichen Wanderungen nach den Höhlen des Elendes und der Sünde; da sieht er an der Wand Michel Angelo's weltrichtenden Christus, und es wird ihm klar, wie so viel Elend doch der Sünde Sold ist, wie die Selbstsucht, die sich am Mahl des Lebens weidet, während die Brüder darben, den Neid und Haß der Armen aufruft. Der zürnend richtende Heiland aber wird zum leidenden Erlöser und der Dichter erkennt den Segen des Leides; „der großen Meisterin, der Noth", wie Hölderlin sie genannt hat. Der Dichter schließt mit dem Gebet:

O wecke, Vater, die Propheten,
Die furchtlos vor die Großen treten,
Die Starken und die Reichen lehren,
Vom Dienst des Scheins sich abzukehren,
Daß allen Brüdern kommen mag
Der Geisterauferstehungstag,
Wo sich der Liebe Reich entrungen
Dem dunkeln Schoos der Dämmerungen!"

M. Carriere.

Offene Briefe und Antworten.

Zum letztenmal Jacques Saint-Cère.

In Sachen des Verfassers der französischen Schmähschrift: „L'Allemagne telle qu'elle est" erhalten wir eine von einigen Münchener Schriftstellern und Künstlern „eingehend erwogene" Zuschrift, welche wir leider wegen Raummangels ebenso wenig vollinhaltlich zum Abdruck bringen können, als die Berichtigung der Herren Ollendorff und Saint-Cère in Nr. 50. Wir entnehmen daraus nur die folgenden Hauptpunkte:

1) Daß Herr Armand, dessen wirklicher Name Rosenthal ist, mit Saint-Cère identisch, geht auch daraus hervor, daß jener wiederholt in München die Absicht geäußert hat, ein Werk über Deutschland „telle qu'elle est" zu schreiben und daß dieser in seinem Buch ein Gespräch mit Herrn Hofkapellmeister Levy anführt, das Letzterer nur mit dem sogenannten Herrn Armand geführt zu haben erklärt.

2) Herr Rosenthal hat durchaus kein Recht, sich auf Zeugnisse der Herren Dr. Paul Heyse, Prof. Franz von Lenbach oder anderer bekannter Münchener Persönlichkeiten zu berufen. Im Anfange seines Münchener Aufenthaltes ist es ihm allerdings gelungen, diese und andere Herren über seine Person und seinen literarischen und moralischen Werth zu täuschen und zwar durch unrichtige Angaben ꝛc. Herr Rosenthal stellte sich u. A. als Redacteur des Pariser „Voltaire" vor, wurde aber von diesem Blatte dementirt.

3) Auch mit dem Militärpaß, auf welchen Herr Rosenthal sich beruft, hat derselbe schon in München manipulirt; dieser Paß gibt jedoch bezüglich der Zeit und des Ortes der Ausfertigung und der Identität des Inhabers zu großen Bedenken Anlaß.

Die übrigen die Ehrenhaftigkeit und gerichtliche Unbescholtenheit des deutsch-französischen Revancheschriftstellers in Frage stellenden Punkte glauben wir unterdrücken zu müssen. Damit sind, für uns wenigstens, die Acten Jacques Saint-Cère-Armand-Rosenthal geschlossen.

Redaction der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Deutscher Kalender.

30 Originalzeichnungen von Emil Doepler d. J. und einleitender Text von

Julius Wolff.

Preis 1 Mark. Preis 1 Mark.

Verlag von **Reinhold Kühn** in **Berlin** W., Leipziger Str. 115.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von Carl von Schlözer.

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Gallerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Soeben erschien:

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. in Neudrucken herausg. von *Bernhard Seuffert.*

Band 25: **Kleine Schriften zur Kunst** von Heinrich Meyer. Preis geh. ℳ 4.20 (für Abonnenten der Sammlung nur ℳ 3.20), in Ganzleinenband 50 ₰ mehr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gebr. Henninger in Heilbronn.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in den Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Entwickelung.

Eine sozialphilosophische Darstellung

von

Leopold Jacoby.

Zweite Auflage.

I. Theil 2 ℳ 50 ₰. II. Theil 3 ℳ.

Zürich 1886.

Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

= Neueste Romane und Novellen =

aus der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Wilh. Berger, Schwankende Herzen. Roman. Mit Original-Illustrationen von E. Thiel und L. Bechstein. Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Leo Warren, Die Jagd des Todes. Roman. 2 Bände. Geheftet 8 Mark; fein gebunden 9 Mark.

In zweiter Auflage erschienen soeben:

Joh. van Dewall, Katharine Ollsand. Roman. 3 Bände. Geheftet 12 Mark; fein gebunden 15 Mark.

M. v. Reichenbach, Coeurdamen. 2 Novellen. Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Blutjung
und andere Erzählungen
von
E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis ℳ 3.—

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen.
Roman
von
Björnstjerne Björnson.

Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis ℳ 4.—

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben;* die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Wer seine Kinder an den langen Winterabenden angenehm beschäftigen, sie **ruhig und artig** sehen will, der kaufe einen der berühmten

● Patent-Steinbaukasten. ●

Der Erfolg ist ein **überraschender,** wie jeder bestätigen wird, der gesehen hat, mit welchem Eifer die Kinder **immer und immer wieder mit den farbigen Steinen** bauen. Man hüte sich vor **wertlosen Nachahmungen** und achte auf nebenstehende Fabrikmarke. Reichillustrierte Preislisten mit vielen Gutachten angesehener Pädagogen senden auf Verlangen gratis und franko

F. Ad. Richter & Cie.,
Rudolstadt, Wien, Olten (Schweiz), Rotterdam, London E.C., 1. Railway-Place, Fenchurch-Street.

Hierzu eine Beilage von Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 8. Januar 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Zukunft der europäischen Landwirthschaft. Von Ad. Braun. — **Literatur und Kunst:** Sphinx locuta est. Von Ludwig Geiger. — Bühnenbearbeitungen von Wilhelm Buchholz. Von Walter Bormann. — Gambetta's politische Reden. Von Karl Walcker. (Schluß.) — **Feuilleton:** Das Gebot der heiligen Agnes. Aus meinem römischen Skizzenbuch. Von Richard Voß. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Das neue Museum für Völkerkunde. Von Georg Malkowsky. — Dramatische Aufführungen. Die Zauberin am Stein. Volksdrama in vier Aufzügen von Franz Nissel. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Zur Zukunft der europäischen Landwirthschaft.

Von Ad. Braun.

Nicht nur Europa, auch Amerika leidet unter einer, wenn wir von einer kurzen Unterbrechung absehen, vierzehnjährigen Krise, unter der schwersten und längsten unseres Jahrhunderts. Aengstlich lugt der Fabrikant und der Kaufmann nach den glückverheißenden Zeichen eines wirthschaftlichen Aufschwunges; oft ließ man sich in den letzten Jahren durch vorübergehende und zufällige Erscheinungen in die nur zu gerne geglaubte Hoffnung versetzen und immer wieder zerstörte bittere Enttäuschung die gewonnene Zuversicht. Auch heute glaubt die Geschäftswelt das Ende der Krise in Bälde erwarten zu können. Auch diesmal dürfte dieser Optimismus mit schweren materiellen Opfern bezahlt werden.

Es ist genügend Grund vorhanden, einen resignirten Pessimismus Platz greifen zu lassen, da der weitaus größere Theil der Bevölkerung Europas und Nordamerikas auf Jahrzehnte hinaus zur Unterconsumtion gezwungen sein wird und diese Thatsache unbedingt zu einer Verminderung der Gesammtproduction, demnach auch zu einer Stillsetzung vieler Betriebe, zu weiteren großen Capitalsverlusten einerseits, zur Steigerung der Arbeitslosigkeit, Wachsen der Noth, des Mißbehagens und der Unzufriedenheit der ärmeren Volksschichten andererseits führen muß. — Die Kaufkraft unserer landwirthschaftlichen Bevölkerung wird eine immer geringere, denn die Getreidepreise sind in einem unaufhaltsamen Rückgange begriffen; Steuern und Lasten unserer Bauern nehmen nicht ab, sondern eher in besorgnißerregender Weise zu. Parallel mit dieser Entwickelung läuft folgerichtig die zunehmende Ueberschuldung des Grund und Bodens, die von Jahr zu Jahr häufiger werdende Vertreibung der Landwirthe von ihrem Besitze. So stieg in Westösterreich (Cisleithanien) die Hypothekarbelastung in der Zeit von Anfang 1873 bis Ende 1884 um fast eine Milliarde Gulden ö. W. (40,9 %) von 2271,8 auf 3200,7 Millionen Gulden; in Galizien, wo die Verhältnisse am traurigsten sind, soll im letzten Jahrzehnte fast der zehnte Theil des Grundbesitzes in andere Hände übergegangen sein. Natürlich leiden nur Mittel- und Kleinbesitz unter diesen Folgen und nicht der Großgrundbesitz, wie die Ergebnisse der österreichischen Statistik beweisen. Der Klein- und Mittelbesitz in der Landwirthschaft ist erst am Anfange seines dornenvollen Weges angelangt, er wird noch viel Schmerzlicheres zu erdulden haben.

Die Verhältnisse der europäischen Landwirthschaft haben sich von Grund aus geändert. — Die Getreideversorgung der meisten europäischen Staaten geschah noch bis tief in unser Jahrhundert hinein durch die inländische landwirthschaftliche Production, auch England konnte im ersten Viertel unseres Säculums seinen Getreidebedarf selbst decken, ja noch in den Jahren 1852—59 kamen von der Weizenconsumtion der britischen Bevölkerung noch drei Viertheile auf die einheimische Production, in den Jahren 1876—77 mußten freilich schon 57,4 % des englischen Weizenbedarfes importirt werden. — In Frankreich überwog noch vor 14 Jahren die Cerealienausfuhr die Einfuhr um mehr als eine halbe Million Tonnen. Deutschland war bis 1851 wenigstens bei günstiger Ernte im Stande mehr Roggen aus- als einzuführen, die regelmäßige Mehreinfuhr von Gerste begann 1871, die von Weizen 1873. Während noch in den vierziger und fünfziger Jahren 4½ Millionen Centner Weizen aus Deutschland mehr ein- als ausgeführt wurden, und auch in den sechziger Jahren sich die Ziffer auf 3,7 Millionen belief, war Anfangs der siebziger Jahre jener Ueberschuß fast auf Null reducirt*), und ist seitdem der Import trotz Einführung und Erhöhung der Zölle auf Getreide, von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, ganz stetig gestiegen. Im Jahre 1884 betrug die Mehreinfuhr von Weizen nach dem deutschen Zollgebiete über 14⅓ Millionen Centner, Roggen wurden mehr als 19,1, Gerste mehr als 8, Hülsenfrüchte, Hafer und andere Getreidearten fast 12 und Wolle fast 1,9 Millionen Centner mehr eingeführt, als ausgeführt. Eine Mehrausfuhr kann hingegen constatirt werden bei Mühlenfabrikaten um fast 2, bei Zucker um nicht ganz 12, und bei Branntwein und Spritproducten um mehr als 1⅓ Millionen Centner. Für Großbritannien ist die Einfuhr von Cerealien noch bedeutungsvoller, wie für das deutsche Reich. Die Weizeneinfuhr betrug in den Jahren 1882 und 1883 jedesmal mehr als 64 Millionen Cwt. (ca. 33 Millionen Metercentner), einen tieferen Stand hatte die Weizeneinfuhr eigenthümlicherweise im Jahre 1884, wo sie ca. 47⅓ Millionen Cwt. (à 50,8 Kilo) betrug, der Rückgang ist wohl auf allzugroße Einfuhr in den vorangegangenen Jahren und deswegen verbliebenen Vorrathes zurückzuführen. Im Jahre 1883 wurden ferner nach England noch fast 16⅓ Millionen Centner Weizenmehl, und mehr als 63⅓ Millionen Centner Gerste, Hafer und Mais eingeführt, während der Roggenbedarf noch fast ausschließlich durch die inländische Production gedeckt werden kann. Der Gesammtimport an Getreide und Mehl betrug in England im Jahre 1882, spätere Zahlen liegen mir nicht vor, über 125⅐ Millionen Centner! Doch auch thierische

*) Conrad Landwirthschaft III. in Schönberg's Handbuch II. S. 269.

Digitized by Google

Producte müssen in immer steigenden Progression nach England eingeführt werden, so im Jahre 1883 474,750 Rinder, 1,116,115 Schafe, fast 3,7 Millionen Centner Speck und Schinken, annähernd 1,1 Millionen Centner Rindfleisch, mehr als $2^1/_3$ Millionen Centner Butter und 1,8 Millionen Centner Käse! Diese Producte wurden zum weitaus größten Theile aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, aus Rußland und Britisch-Indien eingeführt, an diese schließen sich an Deutschland, Australien, Aegypten, Britisch-Amerika und andere continentale und überseeische Länder.

Der Ausfall des Getreidebedarfes eines europäischen Reiches wird, wie wir sehen, heute von den Producenten des ganzen Erdenrundes gedeckt, wir sind, die Zahlungsfähigkeit aller Consumenten vorausgesetzt, unbedingt gesichert vor einer Hungersnoth. In den großen Ausfuhrhäfen und Stapelplätzen liegen stets Hunderttausende von Tonnen Getreide zur Verschiffung und zum sofortigen Consum bereit. Das Angebot von Cerealien ist seit der ungeahnten Entwickelung des Weltverkehres stets größer als die Nachfrage.

Die King'sche Regel, nach der bei Ernteausfällen von 10, 20, 30, 40, 50 % der Getreidepreis um 30, 80, 100, 280, 450 % steigen soll, hat ihre Geltung verloren, seitdem nicht mehr die Production des eigenen Landes für die Preisbildung entscheidend ist, seitdem die Verkehrsverhältnisse total revolutionirt sind. Heute steigt bei einem Ernteausfalle in einem Lande der Preis des Getreides, wenn überhaupt, so nur ganz unmerklich, die Preise werden nicht mehr local bestimmt, sondern unterscheiden sich auf dem ganzen Erdballe fast nur um die Differenz der Transport- und Versicherungsspesen. Die Getreidepreise haben in der Gegenwart eine stete Tendenz zum Fallen, so betrug in England der Preis des Weizens in den Jahren 1850—60 $125^1/_2$ Mark pro Centner, 1878—80 nur noch 103 Mark, um im Jahre 1883 auf 93,8 und im Jahre 1884 sogar auf 79,9 Mark zu sinken, in Preußen können wir die gleiche Entwickelung constatiren, die Weizenpreise waren in den angeführten Perioden bezw. Jahren 105,7—105,6, —92,5—86,0 Mark. Die Erklärung dieser auffallenden Preisrückgänge liegt keineswegs in der Verbilligung der Productionskosten des Getreides in England und Preußen, sondern in der Möglichkeit beliebig große Quantitäten von Weizen und Roggen in kürzester Frist aus fremden Productionsstätten herbeizuschaffen, so daß unsere Landwirthe beim Absatze ihrer Waaren die Preise nicht nach den eigenen Productionskosten, sondern nach denen des südrussischen Bauern und des jenseits des Mississippi wirthschaftenden Farmers richten müssen. Die Verbesserung der Communicationsmittel hat eben die Bande der Volkswirthschaft gesprengt und uns in eine Weltwirthschaft versetzt. Die Transportkosten haben sich, auf der See noch mehr als auf dem Lande, außer Europa mehr als bei uns, so sehr vermindert, daß man heute bei gleichen Kosten weit größere Quantitäten Getreide von Chicago, als vor 50—60 Jahren aus Ungarn in's Innere Deutschlands schaffen kann.

Bis ganz vor Kurzem galten Rußland und Nordamerika als die einzigen und gefährlichsten Gegner der west- und centraleuropäischen Landwirthschaft. Man ließ sich durch die gerne geglaubten Vorspiegelungen beruhigen, daß die Kraft dieser Concurrenten wegen ihrer angeblich ganz irrationellen Bewirthschaftung des Bodens und wegen der nicht mehr großen Ausdehnungsfähigkeit der bebauten Fläche bald werde erlahmen müssen, man ließ sich ferner sagen, daß die stark steigende Bevölkerungszahl in diesen Landgebieten bald einen stets steigenden Consum und einen in gleichem Verhältnisse sinkenden Export werde zur Folge haben müssen.

Diese Anschauungen erscheinen uns nicht nur optimistisch, sondern auch kurzsichtig, da in den Vereinigten Staaten und in Canada noch viel Land unbebaut ist, die weitere Entwickelung des Eisenbahn- und Canalnestes eine steigende Weizenproduction zur Folge haben dürfte, in Rußland hingegen die Productionsweise in außerordentlich hohem Maße verbesserungsfähig ist, was für die Verkehrsverhältnisse, die, mit den amerikanischen verglichen, sich in einem fast kindlichen Zustande befinden, noch weit mehr gilt. Würden aber die angeführten Trostgründe wirklich ihre Berechtigung haben, so wäre unserer Landwirthschaft trotz alledem nicht geholfen, denn weit gefährlichere Gegner als Rußland und Nordamerika drohen ihr entgegenzutreten!

Britisch-Indien, Hinterindien, Südafrika, das südliche Brasilien, die La Plata-Staaten, Chile ꝛc. bereiten sich zur Approvisionirung Europa's vor. Diese Erwartung ist keine unbegründete, die nächsten Jahre werden unzweifelhaft für die Richtigkeit dieser Anschauung sprechen. Als Beweis können wir Ostindien anführen, das noch im Jahre 1880 eine Weizenausfuhr von nicht viel mehr als einer Million Metercentner hatte, dagegen im abgelaufenem Fiscaljahre (1885—86) schon fast elf Millionen Metercentner in einem beiläufigem Werthe von 180,000,000 Mark exportirte.

Indien hat in den wenigen Jahren, seitdem es für die Lebensmittelversorgung unseres Erdtheiles in Betracht kommt, sämmtliche Länder, die Weizen nach Großbritannien exportiren, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, überflügelt. Auch nach Deutschland gelangt (über Antwerpen) schon der Weizen aus dem „ältesten Culturlande"; auf holländischen, belgischen, schweizerischen, italienischen, französischen, ja selbst auf österreichischen und egyptischen Märkten wird indischer Weizen ausgeboten und gerne gekauft. Das Zusammenwirken einer Reihe wirthschaftlicher Factoren hat die auf tiefster technischer und sehr niedriger öconomischen Stufe stehenden indischen Weizenproducenten in die Lage versetzt, als sehr beachtete und noch mehr zu fürchtende Lieferanten auf den europäischen Märkten zu erscheinen. Die Aufhebung des Weizenausfuhrzolles fiel mit der fortschreitenden Erniedrigung des Silberpreises, mit der Ausdehnung des Eisenbahn- und Straßennetzes, der Verbilligung der Land- und Seefracht zusammen. Diese Momente werden ihre Wirkung noch weiter und vielleicht in viel schärferer Weise ausüben. Die Werthrelation der beiden Edelmetalle wird für das weiße Metall weiter ungünstiger. Silber hat vor wenigen Wochen seinen bisher tiefsten Stand erreicht und dies bedeutet weitere Silberverschiffungen nach Indien, denen entsprechende Exporte von Weizen nach Europa naturgemäß folgen müssen. Vom Eisenbahn- und Straßennetze sind erst die wichtigsten Hauptadern gezogen, nach Ausbau des Netzes werden weit größere Quantitäten Getreide den Weg nach den indischen Ausfuhrhäfen finden können. Die Verbilligung der Seefracht ist in Folge der steigenden Concurrenz und Vermehrung der Schifffahrtslinien mit Gewißheit zu erwarten. Von größter Wichtigkeit zur Beurtheilung der Aussichten der ostindischen Weizen-Concurrenz ist die Betrachtung der Ausdehnungsfähigkeit des Weizenareals.*) Für den Weizenanbau kamen im April des Jahres 1885 20,718,000 Acres in Betracht. Das bei Aufrechterhaltung der Weide zum Weizenanbau noch geeignete Areal wird auf mindestens 56,385,000 Acres, also auf fast das Dreifache der bis jetzt bebauten Fläche geschätzt. Berücksichtigt man die ganz niedrige Bewirthschaftungsmethode, eine einigermaßen rationelle Bewirthschaftung würde die Erträge um mindestens 30—70 % steigen lassen, so kann man sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß wir erst am Anfange der ostindischen Weizenconcurrenz stehen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Indien zu Ende unseres Jahrhunderts gegen 50 Millionen Metercentner Weizen exportiren wird, die, der Berechnung die heutigen Getreidepreise zu Grunde gelegt, einen Werth von fast 900 Millionen Mark repräsentiren würden.

Die Herstellung und Lieferung des Bushel Weizen nach England kommt dem indischen Exporteur um 5 Pence billiger zu stehen als dem amerikanischen. Schon heute lastet die indische Concurrenz schwer auf das Einkommen des amerikanischen Farmers, viele mußten schon auf den Ertrag der Bodenrente verzichten, sich mit der Verzinsung des investirten Capitals und ihrem Arbeitslohne begnügen, die Rente des Durch-

*) Wir folgen hier, so wie schon oben, bei den Daten über den ostindischen Weizenexport, der vor Kurzem erschienenen Arbeit von Dr. Jul. Wolf. Thatsachen und Aussichten der ostindischen Concurrenz im Weizenhandel. Tübingen 1886, Laupp.

Digitized by Google

schnittsfarmers ist von 5,25 auf 1,75% gesunken. Bei der rationellen Wirthschaft des Amerikaners und bei dem niedrigen Stande der Frachttarife ist eine Verbilligung der Production dort nicht leicht möglich, es wird nur die eine übrig bleibende Verbesserung noch gemacht werden können, die Bewirthschaftung im Großen, und das heißt nichts anderes, als die Zusammenlegung von Grundstücken, das Aufhören des Mittel- und Kleinbesitzes, und das Vorwalten des Großbetriebes. Wenn man nun im jugendkräftigen Amerika mit seinem fast jungfräulichen Boden, seinen ausgezeichneten und spottbilligen Communicationsmitteln, der unbedeutenden Belastung mit Steuern und Hypotheken, ohne ernstliche Militärlasten, zu einer solchen Entwickelung allein durch die Fortschritte der indischen Landwirthschaft gedrängt wird, um wie viel schwieriger werden sich da die Verhältnisse der europäischen Landwirthschaft gestalten, die all' der Vortheile der amerikanischen Urproduction entbehren. Wie erst, wenn zu der Zeit, wo Indiens Production ihren Culminationspunkt erreicht haben wird, die übrigen schon erwähnten Länder genügend vorgeschritten sind, um Europa mit landwirthschaftlichen Producten zu überschwemmen!

Es sind traurige Zustände, in denen sich die europäische Landwirthschaft befindet, aber noch weit traurigeren Verhältnissen geht sie entgegen! Keine der herrschenden Schulen in der Nationalöconomie wird ein Mittel zur baldigen Verbesserung dieser Verhältnisse angeben können. Aus dem großen wirthschaftlichen Processe, in dem wir erst eingetreten sind, der aber vor Ablauf so mancher Jahrzehnte nicht abgeschlossen sein wird, dürfte von selbst das Heilmittel hervorgehen.

Unsere landwirthschaftliche Bevölkerung wird auf einen noch tieferen Stand ihrer Lebenshaltung sinken, ihre Kaufkraft und deshalb auch die der anderen producirenden Classen der Gesellschaft wird entsprechend abnehmen, die Krise wird fortdauern, so lange die von uns angeführten Verhältnisse dauern werden. Mancher Sonnenstrahl wird trotzdem hier und da durch das trübe Gewölk dringen, man lasse sich aber dadurch nicht täuschen und reiße sich aus der lethargischen Vertrauensseligkeit, in die man uns einzulullen sucht.

Literatur und Kunst.

Sphinx locuta est.

Von Ludwig Geiger.

Der gewöhnliche Leser, welcher die den folgenden Zeilen vorangestellten Worte liest, muß sie so auffassen, daß des Räthsels Lösung von der sonst so schweigsamen Aufgeberin des Räthsels geboten werde. Und erfährt er außerdem, daß in dem Buche, welchem die folgende Besprechung gilt*), von Goethe's „Faust" die Rede ist, so muß er zu dem Glauben gelangen, hier sei die wahre Enthüllung des Geheimnisses mitgetheilt, an dessen Offenbarung manche Generationen mühevoll, aber erfolglos gearbeitet haben.

Dies meint der Herausgeber dieser neuen Faustausgabe und der Verfasser des neuen Faustcommentars eigentlich auch, er will es nur nicht Wort haben. Er lebt im Bewußtsein einer großartigen neuen Entdeckung und ist stolz auf dieselbe, wie nur ein moderner Entdecker sein kann, aber er möchte doch die Bescheidenheit wahren, die dem Genius ziemt. Der Titel des Buches soll daher, wie wir an zwei Stellen (I, 15; II, 170) belehrt werden, nicht etwa dem ominösen Roma locuta est gleichen, an das er so seltsam anklingt, sondern er soll das Charakteristische der neuen Forschungsmethode bezeichnen, die eben darin besteht, den Faust als eine große Räthselsammlung aufzufassen und durch die Lösung der einzelnen Räthsel zur Erkenntniß des Gesammträthsels allmählich vorzudringen.

Eine solche überraschende Erklärung wird uns an einer Stelle gegeben, an der wir sie gewiß nicht erwarten. In den „pharsalischen Feldern" (zweiter Theil des „Faust") sagt die Sphinx milde zu dem brutal gewordenen Mephistopheles:

Du magst nur immer bleiben,
Wird dich's doch selbst aus unsrer Mitte treiben.

Die Erklärer waren an dieser Stelle vorübergegangen. Wie unrecht! Sie ahnten nicht, daß die Sphinx „bekanntlich" das Alphabet, — natürlich das griechische ist; in der „Mitte" dieses Alphabets steht „Beta" — daß die Griechen gar nicht die drei ersten Buchstaben nennen, wie wir: A, B, C, sondern nur α und β stört den Erklärer nicht —, Beta aber heißt „Bet"; das Beten also vertreibt den Mephistopheles. Wenn dieser nun die ihm erwiesene Artigkeit mit einer anderen erwidert:

Du bist recht appetitlich oben anzuschauen,
Doch unten hin, die Bestie macht mir Grauen —

so meinten wir einfältiglich, daß mit solchen Worten auf die vorn menschenähnliche, hinten thierähnliche Gestalt der Sphinx angespielt werde, von der wir bereits als Quartaner gehört hatten. Weit gefehlt! Mephistopheles spricht zwar zur Sphinx, aber eben deswegen vom „Alphabet". Und zwar meint er zur Abwechselung das französische und nicht das griechische, daher bedeuten seine Worte — ich citire wörtlich: „Im Anfang heißest Du Alpha, das klingt recht hübsch; aber weiter unten folgt: une bête, eine Bestie". Nun wissen wir's.

So ausgerüstet können wir weiter in's Geheimnißvolle eindringen. Der „Faust" ist also eine große Räthselsammlung, und die Erklärung des ganzen Werkes nur möglich, wenn man die zahlreichen einzelnen Räthsel gelöst hat.

Diese Lösung ist jedoch schwieriger als man denkt, nicht bloß wegen der großen Zahl der Räthsel, sondern wegen der Sprache, in der sie vorgetragen werden. Es gibt nämlich eine besondere Faustsprache: eine Bildersprache, und zwar derart, daß der Dichter für dieselben Begriffe stets dasselbe Bild beibehalten hat. Man denke: 60 Jahre lang — diese Zeit bekennt Goethe seinem Freunde Wilhelm v. Humboldt — während er am Faust gearbeitet, sprach er außer Deutsch noch eine andere Sprache. Freilich im Geheimen! Und nun verstehen wir erst, warum der Dichter (Venet. Epigr. 29) Deutsch den „schlechtesten Stoff" nennen kann, in welchem er Leben und Kunst verderbe, — er meint das Doppelleben, das er, „der unglückliche Dichter" zwischen gewöhnlichem Deutsch und Faust-Deutsch zu führen gezwungen war. (Diese Entdeckung ist von mir, ich überlasse sie aber dem Verfasser gern zur freiesten Benutzung.)

Zudem hatte der arme Goethe nicht einmal ein Lexikon, zur Faustsprache nämlich, — es müßte sich denn ein solches in einem heimlichen Fache des Goethe-Archivs finden. Wir aber haben ein solches und können demselben ohne Mühe entnehmen, daß Stern = Einfall, Geld = Sophisterei, Wasser = Gesprochenes, Holz = Dummheit ist. Glücklicherweise braucht man nicht jedes einzelne Wort zu lernen, sondern kann sich, da es Wort- und Begriffsgruppen gibt, auf ein Schlagwort beschränken, aus dem sich die übrigen Worte leicht ergeben. Weiß man z. B. — und eigentlich müßte das doch jedes Kind wissen —, daß Stadt = Gehirn ist, so muß man ziemlich verstockt sein, wenn man nicht alsbald merkt, daß Mauer = Schädel, Mauerhöhle = Augenhöhle ist, ja wir schelten uns selbst als verblendet, daß wir nicht von selbst gemerkt haben, daß das in der Mauerhöhle befindliche Bild der schmerzensreichen Mutter = die Thräne ist.

Nun könnten Faustleser der alten Methode einwenden, Margarethe könne doch nicht vor einer Thräne niederknieen. Wir aber lachen ihrer, daß sie die Faustsprache nicht kennen und daher nicht wissen, daß Margarethe gar keine Person, sondern die Naivetät ist. Gretchens Gebet zur Mater dolorosa

*) Sphinx locuta est. Goethe's Faust und die Resultate einer rationellen Methode der Forschung von Ferdinand August Loubier. Berlin 1887. Verlag von George & Fiedler. 2 Bände nebst einem Nachtrag.

Digitized by Google

ist nichts anderes als „ein hochpoetischer Erguß über die Thränen selbst. Die Naivetät beweint ihren Untergang.“ Und wie sinnvoll sich nun Alles zusammenfügt. Statt des geschwätzigen Lieschen, das die Klatschereien ihrer Mutter über Bärbelchen und deren Geliebten vorträgt, hören wir die üble Nachrede, von der Bosheit gezeugt, über Stimme und Klang (d. h. große Sängerinnen) raisonniren. (Ob Goethe die Patti oder Lucca vorgeahnt, wird uns leider nicht gesagt.) Nun können wir noch ohne den Commentator weiter gehen. Margarethe versteckt sich in's Gartenhäuschen (Holz) und wird von Faust (Verstand) gesehen, d. h. die Naivetät versteckt sich hinter die Dummheit, wird aber doch vom Verstande erkannt.

Aber wir sind ja noch gar nicht im Gartenhäuschen. Sonst könnten wir gelegentlich andeuten, daß Faust gar keinen Mord begeht, wenn er Valentin tödtet, denn es ist ja nur der speculirende Verstand, der den gesunden Menschenverstand (das Unbewußtsein) todtsticht, was, nach der Meinung unseres Commentators täglich vorkommt. Auch dürften wir der Herausgeber spotten, die bisher keinen Grund für das Lied fanden, das Gretchen beim Auskleiden (= Enthüllen) singt (= spricht); es bedeutet: „die Naivetät enthüllt sich, sobald sie spricht.“

Ehe wir jedoch in's Gartenhäuschen kommen, müssen wir die Scene, „der Nachbarin Haus“ kennen lernen. Da in demselben Verstand und Naivetät (Faust und Gretchen) zusammenkommen; warum sollen sich nicht auch Negation und Gelegenheit (Mephistopheles und Marthe) daselbst treffen. Dies neue Quartett führt nun in der That ganz andere Gespräche, als wir bisher zu hören gewohnt waren. Wenn Mephistopheles der Marthe mittheilt, ihr Mann sei todt und lasse sie grüßen, so bezieht sich das natürlich nicht auf den seligen Schwerdtlein, sondern auf den Versuch, das Lotteriespiel, das eine Niete ergeben hat; das nicht hinterlassene Schaustück ist die Gewinnliste und der Lotterieplan; die dreihundert Messen aber, welche Marthe singen lassen soll, deuten an, daß „auf ca. dreihundert Messen (Jahrmärkten) die Looſe ausgerufen werden.“ Aus dem Duo wird aber nun ein Trio; Mephisto räth Gretchen, „in die Eh' zu treten“, d. h. dem Glücke einmal die Hand zu bieten und Gretchen, das, der früheren Erklärung nach, im Charakter des jungen Mädchen zu antworten schien: „Ach nein! das geht jetzt noch nicht an“, erwidert naiv: „In die Lotterie pflegen nur alte Frauen zu setzen“.

Wir möchten den Genuß, den diese köstliche Enthüllung gewährt, nicht durch kritische Bemerkungen verderben; aber darauf hinweisen müssen wir doch: Marthe ist ja keine alte Frau, sondern der Versuch. Das ist ja aber der Fluch veralteter Auffassungen: man kann sich zu schwer von ihnen losmachen! Und so ist der Entdecker der Faustsprache an dieser schönen Stelle in die Fallstricke derer gerathen, welche nichts von einer Faustsprache wissen.

Der böse Wortsinn! Nicht immer zwar behindert er unsern Commentator. Ohne ihn würden wir nicht den Muth haben, Autorennamen und Zeitschriftentitel, die Goethe nennt, umzudeuten. Durch ihn geführt jedoch, wagen wir zu behaupten, daß Hennings' „Genius der Zeit“, „Musaget“ nicht etwa zwei Journale bedeuten, welche von dem erstgenannten Schriftsteller herausgegeben wurden, sondern „Genius der Zeit“ heißt „das deutsche Reich im Mittelalter“; mit der Erklärung anderer störender Kleinigkeiten, wie z. B. dem Namen Hennings, läßt sich ein großer Mann überhaupt nicht ein.

Demgemäß dürfen wir das „Intermezzo“ der Walpurgisnacht nicht etwa wie wir es bisher thaten, als literarisches Geplänkel, als Nachspiel der Xenien auffassen, obwohl diese ausdrücklich genug in demselben genannt werden, sondern als satirische Schilderung der politischen Verhältnisse Europas um 1808 (damals erschien nämlich der 1. Theil des Faust; ob freilich damals das „Intermezzo“ geschrieben wurde, dafür besitzen wir nicht das geringste Zeugniß, alle inneren wie äußeren Beweise sprechen vielmehr dagegen.) Und da wir diese Weisheit erkundet haben, dürfen wir die Verse des „Neugierigen Reisenden“:

Sagt, wie heißt der steife Mann?
Er geht mit stolzen Schritten;
Er schnopert, was er schnopern kann,
„Er spürt nach Jesuiten“

nicht etwa auf C. F. Nicolai deuten, obwohl dieser eine vielbändige Reisebeschreibung veröffentlicht, mit unbändigem Stolz auf die Gegner herabgesehen, neugierig in Alles, was ihn nicht anging, seine Nase hineingesteckt und mit falschem Aufklärichtt überall katholische Bestrebungen zu spüren gemeint hat, sondern auf Spanien, das — wir überlassen dem Commentator die Verantwortung dafür — nach Jesuiten spürte. Und wenn der Proktophantasimist sagt „Und dennoch spukt's in Tegel“, so ist das nicht etwa wiederum eine Klage des Berliner Aufklärers, daß der Aberglaube trotz seiner Anstrengungen nicht ausgerottet sei, daß es vielmehr nahe bei Berlin und noch dazu auf dem Landgut der Brüder Humboldt spuke, — denn „das ist bekannt“, setzt der Commentator charakteristisch hinzu — sondern „Tegel“ muß hier, weil es der Herr so will, „Kopf“ heißen (in der Faustsprache?) und das Ganze „bezieht sich auf die anfängliche Sympathie, die Wilhelm von Humboldt für die Revolutionsidee gezeigt hat“.

Mit der Auflösung der Räthsel und dem Erlernen der Faustsprache ist es aber noch nicht genug. Man könnte es trotz dieser vielfachen Kenntnisse versuchen, den Faust als eine einheitliche Dichtung zu erfassen; aber wie weit wäre man dann von dem wahren Verständniß des Werkes entfernt. Der Plan des Werkes ist vielmehr ein dreifacher: ein poetischer, ein philosophischer, ein culturhistorischer. Bei dem gelassenen Aussprechen dieses großen Wortes überkommt den Verfasser doch nun ein kleines Bedenken. Er, der sich um Quellen sonst wenig kümmert, für den die große Goetheliteratur ebensowenig da ist, wie die literarhistorischen Quellen überhaupt — denn das ist ja eben seine Methode, den Faust abgelöst von allem Uebrigen rein für sich zu betrachten — möchte doch Goethe selbst und dessen Zeitgenossen zu Zeugen seiner hochwichtigen Entdeckung machen. Da man nun durch fleißiges Unterlegen aus Briefen so ziemlich Alles was man wünscht entnehmen kann, so hat der Commentator auch einige Stellen zusammengebracht, die ihm passen. Ihm, aber nicht uns. Denn es gehört die ganze Halsstarrigkeit und Vertrauensseligkeit des Verfassers dazu, Stellen wie die folgende für sich zu deuten. Goethe schreibt an Schiller (11. März 1801): „Man könnte verlangen eine gedrängte lichtvolle Darstellung des Bestehenden im Menschen mit Entwickelung der Phänomene der Cultur aus demselben. Man betrachte sie nun als ein Ganzes der Gegenwart, oder der Succession, oder als beides zugleich.“ Vor diesen Worten steht nun, wie der Commentator ehrlich genug bekennt: „Wegen der Preisfrage sind wir ganz einig“, aber was schadet das? Goethe sagt: Preisfrage, meint aber den Faust; und da er von Cultur spricht, Historisches andeutet und als Dichter, Poetisches voraussetzen läßt, so ist er jetzt als unverwerflicher Zeuge des dreifachen Faustplans erwiesen.

Noch schlimmer ist das Folgende, weil hier Herr Louvier nicht mehr ehrlich zu Werke geht. Er citirt einen Brief an Pfenniger, 26. April 1771. Daß der Brief aus dem Jahre 1774 stammt und an Pfenninger gerichtet ist, will ich nicht urgiren. Aber es verdient eine ernste Rüge, daß die Stelle „daß das Alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter anderen Combinationen sentire und darum ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß“ ohne Weiteres auf den Faust bezogen wird, während der Blödeste aus dem Zusammenhange sieht, daß die Stelle sich auf theologische Differenzen bezieht, und daß den Worten als triumphirender Schlußsatz des Herausgebers folgt: „Damit aber ist die Existenz einer besonderen Faustsprache vom Dichter selbst constatirt“.

Wer mit solchen Waffen streitet, der verdient weder eine ernste noch eine satirische Widerlegung. Ich deute daher nur noch kurz an, daß eine vierte Entdeckung (1. Räthselsammlung, 2. Faustsprache, 3. dreifacher Plan) das Ganze krönt. In den Scenen, die später verfaßt wurden, ist nämlich die damals neue Kant'sche Philosophie und insbesondere die „Kritik der reinen Vernunft“ von einem mächtigen Einfluß auf den „Faust“

Digitized by Google

gewesen; alle „Stücke" des Kant'schen Werkes sind in der Schlußscene personificirt, „Kant selbst erscheint im 2. Theile". Natürlich ist das Alles, wie der Verfasser bescheiden hinzufügt, „unzweifelhaft nachgewiesen". Ich will diesen kühnen Satz nicht mit den kleinen Fragen behelligen, was bei der sechzig Jahre lang währenden Entstehung des Faust Worte wie „später" oder „damals" bedeuten sollen. Nur um dem Leser den Gedanken des Verfassers nahe zu bringen, sei angedeutet, die Mater gloriosa ist die Vernunft, die „seligen Knaben" die transcendentalen Ideen, der Pater seraphicus die transcendentale Aesthetik, die drei Büßerinnen sind: Glaube, Liebe, Hoffnung und auch Gretchen (bekanntlich = Naivetät) ist eine Sünderin, weil sie sich dem Verstand zugewandt hatte.

Man könnte fragen: Lohnt es sich denn überhaupt, so ausführlich wie wir gethan, von einem derartigen Buche zu sprechen? Darauf muß ich antworten: Ich habe noch immer vor dicken Büchern einen heillosen Respect. Ich kann mir nicht denken, daß ein Mann, der fast tausend Seiten niederschreibt, sich über die ganze Welt lustig machen will und ebensowenig, daß ein ernster älterer Mann — denn als solcher wird mir der Verfasser geschildert — völligen Unsinn zu Tage fördern kann. Und wirklich finden sich in dem Werke Lichtblicke, Geistesblitze eigenster Art. Manches wird scharfsinnig gedeutet und einzelne Räthsellösungen — wenn es denn einmal Räthsel sein müssen — sind sehr geistreich. Dazu rechne ich die Deutung (II. Theil V. 3030 ff.) des „Generalissimus" auf Schütz, den Herausgeber der Jenenser Literaturzeitung und die Beziehung des Hexeneinmaleins auf die Zehn Gebote. Beide Deutungen brauchen nicht richtig zu sein, aber sie frappiren durch ihre Originalität und durch merkwürdig zutreffende einzelne Züge.

Aber schließlich: wenn auch ein paar Dutzend Räthsel richtig gelöst sein sollten, — die ganze Stellung der Aufgabe ist eine Verkehrtheit, ja noch mehr: sie ist eine Blasphemie.

Die Umgestaltung der Anschauungen läßt sich nicht für Jahre, geschweige denn für Jahrzehnte voraussagen. Es gab eine Zeit, da man den „Faust" nur philosophisch betrachtete, jetzt leben wir in der Periode der historisch-philologischen Behandlungsweise; vielleicht bereitet sich die Zeit vor, da man dieses räthselhafte Buch nur als ein großes Räthselwerk aufschlägt und Zeit und Kräfte dazu verwendet, die einzelnen Räthsel aufzulösen. Sollte eine solche Zeit kommen, dann würde Jeder zu bedauern sein, der darin zu leben verurtheilt wäre. Jeder Sinn für Poesie wäre dann verschwunden, jede Ahnung des Unergründlichen, Unauflöslichen im Menschenherzen wäre vernichtet. Unsere Liebeslieder würden Rechenexempel, die Ausbrüche tiefer Leidenschaft, wilder Seelenqual, aufbrausenden Jubels, in denen unsere Dichter ihr echtes menschliches Gefühl offenbart haben, würden zu öden fratzenhaften Schatten herabgewürdigt.

Doch wir brauchen uns derartigen Befürchtungen nicht hinzugeben. Das Louviersche Buch wird, und wenn es auch ein paar Dutzend Gläubige findet, eine große Curiosität bleiben. Es geschieht in Deutschland nicht zum ersten Male, daß Gelehrsamkeit und Scharfsinn ganz vergeblich verwendet worden sind. Schade um die Zeit und um die Mühe, die auf richtige Bahnen gelenkt, vielleicht ganz schätzenswerthe Resultate hätte hervorbringen können!

Bühnenbearbeitungen von Wilhelm Buchholz.

Von Walter Bormann.

Wilhelm Buchholz hat, seitdem er etliche Jahre hindurch am Münchener Hoftheater eine dramaturgische Stellung versieht, hinter einander eine Reihe von Bühnenbearbeitungen alter und neuer Werke dem Theater geliefert. Nachdem er zuerst die weniger lohnende Mühe übernommen, Julius Leopold Klein's „Zenobia" für die Bühne einzurichten, ein Werk, das trotz seiner theilweise wirklich schönen theilweise nur blendenden Sprache als Ganzes kein innerliches Leben und keine dramatische Kraft besitzt, seinen Verfasser also zu dem ihm oft beigelegten Namen eines Kraftdramatikers nicht von fern berechtigt, hat darauf Buchholz mit der Umgestaltung einer Trilogie Karl Lebrecht Immermann's in das fünfactige Trauerspiel „Alexis" sich ein rühmenswerthes Verdienst erworben. Dann wurde das Stück eines lebenden dänischen Dichters, Molbech's „Dante", von Buchholz bearbeitet. Jetzt hat er ein von der deutschen Bühne niemals ganz verschwundenes, aber dennoch auch keineswegs allgemein dem deutschen Repertoire zugehöriges Trauerspiel eingerichtet, Joseph Marius Babo's „Otto von Wittelsbach".

Die Bühnenbearbeitungen haben in Deutschland eine alte Geschichte. Seit den Tagen, da nach langem Winterschlafe Geist und Phantasie ihr Recht zurückverlangten, das ganze Volk im Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit auferweckend, seit den Tagen, da die erschütternden Herzenstöne jenes gewaltigen stammverwandten Dramatikers mit ihrer zwingenden Wahrheit die Seelen der Deutschen bewältigten, begriff man auch die Nothwendigkeit, die Dichtungen in solcher Gestalt vorzuführen, wie sie nach den jeweiligen Bedürfnissen der Bühne und der ganzen Zeit allein genießbar waren. Zuerst Schröder, dann unsere Dichterheroen selbst, zumal Schiller, dann Tieck, Holbein, Deinhardstein, Eduard Devrient, West, Laube, Dingelstedt, Pabst, Wehl, neuerlich auch Otto Devrient, Oechelhäuser und Wilbrandt haben von verschiedenen Richtungen aus viele Werke in solcher Weise zurechtgestellt. Es ist keine Frage, daß, wenn man so allerhand Bedürfnissen entgegenkam, dem reineren Geschmacke durchaus nicht immer gedient wurde. Ein gewisses Recht aber durfte der Bearbeiter immer beanspruchen, der selbst mit manchen Vergröberungen und Verflachungen sein Publikum doch für den unvertilgbaren edlen Kern großer Dichtwerke nach Kräften empfänglich machte. Weit größer dagegen noch wurde seine Berechtigung dann, wenn es angemessen schien, auf Grund des edlen Geschmackes, welchen die deutsche Bühne seit den Schöpfungen Lessing's, Goethe's, Schiller's zweifellos sich errungen hat, von großen dramatischen Werken manche Auswüchse zu entfernen, welche als berechtigte Zugeständnisse an die gute Laune vergangener Zeiten einstmals vom frischen Geiste der Gegenwart getrieben wurden, ohne daß diese oft wilden und ungebändigten Schößlinge neben dem tieferen, unzerstörbaren Leben des Ganzen in gleicher Geltung fortzuleben vermögen. Ihr größtes Recht endlich und wahrstes Verdienst erhält die Bearbeitung, wenn sie eine Dichtung umgestaltet, welche zwar die echteste dichterische und dramatische Kraft in sich trägt, aber dennoch die wirksame Form, die ihren Werth allein in das volle Licht stellt, von ihrem Verfasser nicht empfangen hat.

Es gibt einen Widerstreit zwischen Genie und der glücklichen Hand einer gewissen Begabung. Wie manche Naturkräfte so kann das Genie auch vernichtend wirken bei allem Reichthum, den es mit unerschöpflichen Händen ausgießt, es dringt dann jähe und gewaltsam vor wie der Strom, der im Frühling übertritt, wie das fruchtbare Hochgewitter, das Wolkenbrüche entsendet, wie der Lenz, der, wo er Leben und Wärme spendet, die zerstörenden Lawinen zu Thale rollt.

Die rechte Uebung, die feine, geschickte Hand des Talentes hat dann die Aufgabe, das Genie zu bändigen, den Gegensatz zwischen Natur und Kunst aufzuheben, die Kraft auch überall

Digitized by Google

mit der Schönheit zu vereinigen und in ihrer Wirkung sicher zu stellen; gleichwohl möge der Bearbeiter, der zu solchem Zwecke die Feder ansetzt, immerdar sich bewußt bleiben, daß er all seine Geschicklichkeit allein in Dienst der Phantasie stellen soll, welche ein bedeutendes Werk erschuf, daß er bei allen Erfolgen, die er für dasselbe erringt, ein Verdienst zwar, aber nur in zweiter Reihe, ansprechen darf, daß seine theatralische Einsicht und Erfahrung von viel leichterem Gewichte ist, als der geniale dramatische Wurf, welcher das Werk in das Dasein rief. Er gestehe sich, daß er bloß eine Arbeit übernimmt, welche der gereifte Künstler in der Regel an seinen Schöpfungen selbst auszuführen im Stande ist, während geniale Erfindung und Gestaltung der feinen Hand, die so geschickt säubert und glättet und bessert, nur selten zu Gebote steht. Mehr oder minder hat freilich auch der Bearbeiter wohl die Gelegenheit, seine Erfindungsgabe zu bewähren; er darf dies aber nur thun, indem er der fremden Phantasie ergänzend sich anpaßt, somit nur in beschränktem Maße. Seine Pflicht muß es sein, so viel es angeht, im kleinsten Worte das fremde Werk zu schonen, und nur einer besseren und reineren Wirkung zu Liebe, ist er befugt zu ändern.

Babo's „Otto von Wittelsbach" ist eines der Ritterstücke, welche der durch Goethe's „Götz von Berlichingen" gegebenen Anregung ihre Entstehung verdanken. Es wird seinem Verfasser stets zu hoher Ehre gereichen; denn es ist von wahrhaft dichterischem Geiste durchdrungen, in der Sprache von höchst schlagenden und treffenden Wirkungen, knapp, eindrücklich, markig und oft von echter Leidenschaft. Es gehört freilich nicht zu den dramatischen Werken höchster Wirkung, welche mit der Fülle der in ihnen angeregten Motive, mit der Mannigfaltigkeit der neben und gegen einander handelnden Charaktere, mit der festgeschlossenen Einheit, die trotz aller Vielheit der Eindrücke durch eine packende, klar hervortretende Hauptperson erzielt wird, so schicksalschwer wie das ganze Weltverhängniß selbst daherrollen. Eine wahrhaft fesselnde Gewalt übt hier einzig der Charakter Otto's von Wittelsbach, des Helden, aus; aber auch anderen Gestalten ist wenigstens dies oder jenes Wort in den Mund gelegt, welches trefflich charakterisirend an seinem Platze steht, wie namentlich Otto's Waffenträger, der treue Wolf, Otto's Kinder, der biedere alte Friedrich von Reuß, der Herzog und die Herzogin in Bayern, die Töchter Philipp's von Schwaben, welche einmal in einer Scene voll wunderbarer Naivetät mit dem Helden des Stückes sich unterreden, und Kaiser Philipp selbst in manchen Aeußerungen uns auf das Lebendigste entgegentreten. Der Kaiser Philipp büßt durch seinen namenlosen Undank, durch die Schwäche, in der er falschen Einflüsterungen Gehör gibt, jede Theilnahme ein, man findet ihn nicht einmal ritterlich, viel weniger kaiserlich. Man darf aber einwenden, daß der Dichter wohl, wie er es auch ausspricht, einen Fürsten schildern wollte, dem die Krone den Sinn verwandelt und verrückt hat, einen König, wie er vor grauen Zeiten schon im Hader Achills und des Atriden oder in der Undankbarkeit Gunther's gegen Siegfried, oder, wenn wir das Bereich der Geschichte betreten, im Benehmen des gekrönten Ferdinand gegen Wallenstein Vorbilder hat. Nur daß Philipps Undank schnöder ist, als der von jenen allen; nichts gibt es, was ihn im Geringsten entschuldigt. Mittelst der dann und wann sich rührenden Gewissensbisse, der sich regenden Reue und der bei der Ermordung noch gewährten Verzeihung hat ihn der Dichter gleichwohl, wie unerquicklich er sei, zu keiner ganz unwahren Gestalt gemacht. Wie schwach freilich und wahrhaft im Niedergange zeigt sich die ganze kaiserliche Macht in dem Manne, der im Bewußtsein des mächtigen Beistandes, welchen ein deutscher Fürst ihm erwiesen, für sein eignes Ansehen so zittert, daß er nur mit nichtswürdiger Kabale sich zu helfen weiß! Wahrlich, so kennen wir keinen Kaiser aus der Reihe der großen sächsischen und salischen Geschlechter! Wie die Hohenstaufen in ihrer Berührung mit dem wälschen Wesen Grausamkeit und Falschheit erlernten, so ist es merkwürdig zu sehen, daß mehr als einem von ihnen ein unnatürliches plötzliches Ende bereitet wurde.

Einen ganz außerordentlichen Zauber hat aber, wie wir bereits sagten, Babo um den Helden des Stückes gewoben. So viel Fürstlichkeit und Hoheit, so viel Mannheit zugleich und Deutschheit, Biederkeit, Geradheit, Kühnheit und doch wieder auch so viel Einfalt und kindliche Herzensgüte im Vereine mit all der Kraft — das ist eine so wundervolle Mischung, daß kaum ein Dichter sich rühmen darf, er habe eine Gestalt verkörpert, die herzerfrischender wäre.

Daß diese Gestalt mit solchen Vorzügen der geschichtlichen Ueberlieferung wenig entspricht, wollen wir nicht zu sehr betonen, obwohl wir gar nicht meinen, daß der Dichter etwa um die Geschichte unbekümmert bleiben dürfe. Ihre Wahrheit muß ihm heilig sein; wie sich dieselbe aber in seinem Geiste darstelle, wie die von dem Geschichtsschreiber überlieferten Charaktere oder einzelne berichtete Thatsachen eine Umänderung erfahren dürfen, um einer höheren Absicht, einer tieferen Wahrheit zu dienen, das ist Sache der dichterischen Eingebung und Freiheit, in welche einzugreifen Niemand berufen ist, bis er vor dem vollendeten poetischen Gebilde steht, das durch sich selbst offenbaren soll, ob es Wahrheit biete oder nicht.

Und ist es nun Wahrheit, daß jener fürstliche Mann mit allen seinen glänzenden Tugenden zum Kaisermörder werden konnte? Babo läßt seinen Helden selber sagen: „Kaisermord! — O, Jammer und Wehe über den Menschen, der mit solcher Kraft, mit solchem Blut und Herzen und Sinn, in diese Welt kommt! Natur, schaffe keine Menschen mehr aus männlichem Stoff, wenn du gute Mutter heißen willst! Sie taugen nicht für diese Zeit; ihr Loos ist Elend und Verderben. Sollen Deine Kinder glücklich sein, so gib ihren Sehnen keine Kraft, ihren Adern keine Wärme, ihrem Busen kein Herz; gib ihnen Schalkssinn und eine doppelte Zunge und immer lächelnde Lippen: dann schaffst du Meisterstücke in dieses Krankenhaus." Mit dieser Stelle, die sehr an den Ton der „Räuber"*) erinnert, wie denn der Einfluß dieses Trauerspieles neben demjenigen des Götz sich auch durch andere Beispiele vermuthen läßt, wird der Welt im Ganzen die Schuld dafür zugeschoben, daß gerade die Edelsten den tiefsten Fall thun müssen. Wenn wir aber auch die Gesunkenheit eines Karl Moor uns gefallen lassen, der zwar Räuber wird, aber doch als Räuber noch jeglicher Feigheit und Gemeinheit den Krieg erklärt, so wird der ritterliche Fürst uns gänzlich verleidet, der vom Jähzorn so weit fortgerissen wird, daß er sein blankes Schwert durch niedrigen, verruchten Mord entweiht. Die Gestalt des Helden, wie gelungen sie sonst sei, wird dadurch widerlich befleckt. Da Otto maßlos gekränkt und gereizt worden, so könnten wir allenfalls eine solche That begreifen. Nicht alles, was wir begreifen, wirkt aber dichterisch und tragisch. Die dichterische Wahrheit ist zugleich Wahrheit des Lebens, aber sie will geläutert sein von jeder öden Zufälligkeit, welche unsere Theilnahme abspannt und ein armseliges Bedauern hervorruft, anstatt daß uns sogar in den Vergehungen und Verbrechen spannende, interessante Züge vor Augen gestellt werden. Ein Mord kann poetisch, kann tragisch sein, wenn eine von allen Dämonen zerrissene Seele, wie diejenige Macbeths, in unheimlicher Nacht ihn vollbringt, Charaktere, die ganz der Macht des Bösen gehören, wie Richard III. und Adelheid von Walldorf, dürfen planmäßig mit Dolch und Gift ihre Ziele verfolgen; man kann aufathmen, wenn ein Tell, der „das Letzte von den Seinen abwehrt", sich und das Land von einem Wütherich errettet. Nicht aber darf dieser offene, gerade Otto von Wittelsbach durch solche plötzliche Unthat sich alles Heldenthumes entkleiden.

Es handelt sich da um einen hauptsächlichen Fehler des Stückes. Weil derselbe aber nur in einer kurzen Handlung von wenigen Worten enthalten ist, so wäre es nicht ausgeschlossen, ihn beseitigen zu können.

Der Bearbeiter, um bei dieser Gelegenheit denn zu dessen Einrichtung überzugehen, hat ihn beseitigt und mit Glück verbessert. Indem bei ihm Otto den Kaiser das Schwert ziehen heißt und denselben dann im Gefechte niederstößt, hat Buch-

*) Die „Räuber" sind im gleichen Jahre wie „Otto von Wittelsbach" herausgegeben (1781), vermuthlich aber einige Monate vorher.

Digitized by Google

holz mit einer so geringen Aenderung auch nichts gethan, was dem Geiste des ganzen Stückes irgend zuwiderliefe, sondern es befindet sich nun alles im besseren Einklange als vorher. Ein regelrechter Zweikampf findet nicht statt; Ottos That bleibt ein Mord und er vergreift sich an der heiligen Person des Kaisers, aber seine Unthat erscheint in weit milderem Lichte.

Das wirkliche Verdienst, welches Buchholz mit dieser glücklichen Verbesserung um das Stück sich erworben, wird dann noch durch viele geschickte Aenderungen, zumeist Zusammenziehungen und Kürzungen, manchmal auch Einschaltungen vermehrt. Man merkt es, daß Buchholz das Drama gründlich in sich aufgenommen hat und darin zu Hause ist, er verwerthet die eigenen Worte des Dichters, die er am ursprünglichen Platze getilgt hat, mehrere Male an anderer Stelle, um eine Lücke auszufüllen. Die geschickte Hand der Bearbeitung läßt sich sicherlich nirgends verkennen.

Den vierten Aufzug, in welchem die Handlung etwas erlahmt, hat er durch beträchtliche Kürzungen vereinfacht. Die hübsche Scene, in welcher die Herzogin mit Otto's Kindern ihren Gemahl im Zelte auf der Heerstraße erwartet, ist aus dem vierten Aufzug in den Anfang des fünften übernommen worden. Sehr passend ist in den letzteren noch ein Auftritt eingeschoben zwischen Otto und Beatrix, der Kaiserstochter, die den Helden über den Tod hinaus unverbrüchlich liebt.

Weniger einverstanden sind wir mit den zahlreichen Strichen, die in der Rolle Philipps von Schwaben vorgenommen sind. Das innerliche Zerwürfniß in dessen eigner Brust müssen wir kennen lernen, wenn der Kaiser überhaupt noch eine dramatische Gestalt sein soll; sonst scheint er nur noch aufzutreten, um die Handlung und die Rolle Otto's zu ergänzen. Auch bedauern wir, daß Buchholz die Bekenntnisse fressender Reue, mit welchen Otto nach der That sich selbst foltert, diese Aeußerungen, welche so ganz und gar aus dem treuherzigen, wackeren Gemüthe des Helden hervorströmen, getilgt hat. Außerdem halten wir die Vertauschung vieler Wörter des Textes mit anderen, wenn sie auch oft mit Recht vom Bearbeiter vorgenommen ward, für überflüssig, zuweilen auch nicht für passend. Wir sind der Ansicht, daß der Bearbeiter die Worte des Dichters stets mit möglichster Pietät zu bewahren habe. Das Streben nach Glätte der Sprache, das den Bearbeiter leitete, darf nicht zu weit führen; Eigenart und Gedrungenheit des Ausdruckes sind für die dramatische Rede oft viel wesentlicher. Es hat z. B. wenig Zweck, das Wort „Gattin" im Munde des Herzogs mit dem Worte „Gemahlin" zu ersetzen oder, wenn Wenzel zu Otto sagt: „Ihr seid des Kaisers Liebling und Vertrauter", dafür zu schreiben: „Ihr seid des Kaisers auserwählter Liebling und Vertrauter". Eben weil die Aenderungen an sich unwichtig sind, so wünschten wir in solchen Fällen die ursprüngliche Form bewahrt. Wenn aber Otto spöttisch ruft: „Blauer Ritter, ich rath' euch, laßt euer Schwert daheim und zieht mit eurer Zunge zu Felde!", so ist es nicht bloß unnütz, sondern eine Verschlechterung, wenn Buchholz dafür setzt: „laßt euer Schwert in der Scheide u. s. w."; denn der Spott ist viel stärker, wenn das Schwert für Wenzel überhaupt unnütz ist und ganz zu Hause bleibt. Und klingt es nicht viel kräftiger, wenn Otto, da er sich als die Beute schmählicher Falschheit sieht, ausruft: „Himmel und Erde! wenn ich daran denke, daß mein argloses, gutwilliges Gemüth so gemißhandelt wird!" als wenn er nach Buchholz sein Gemüth „betrogen" nennt?

Auch über die angeführte Bearbeitung des Immermann'schen „Alexis" sei noch Einiges bemerkt. Alexis ist bei Immermann ganz ebenso wie Otto von Wittelsbach ein Held, der unsäglich leidet, der, von Falschheit und Tücke umringt, sich im Stücke fast nur leidend verhält, ähnlich wie auch König Lear. Gegenüber diesem greisen Helden, der im Wahnsinn verzweifelt, ist hier ein Jüngling dargestellt, der, wie unterdrückt auch und schmerzlich niedergehalten in der kräftig strebenden Brust niemals die Hoffnung verliert. Solche beinahe nur leidenden Helden wirken nur dann erschütternd, wenn wir auch in ihrer Demüthigung eine seltene Kraft ihrer Seele ahnen, welche zu großen Thaten fähig wäre. Wird solche Kraft uns fühlbar, so wird die erschütternde Wirkung übermächtig. Auch Hamlet und Faust wirken dergestalt nur durch die außerordentliche Natur, welche sie gehemmt und leidend ahnen lassen. Der Wittelsbacher Held wirkt bei dem schreienden Unrecht, das ihm widerfährt, minder erschütternd, weil er zu sehr als urkräftige, unbeugsame Reckengestalt dargestellt ist und sogar in seinem Liebesdrange keinerlei weichmüthige Regungen verräth. Eigentlich erschütternd kann er erst wirken, wenn die erlittene Unbill ihn zum Kaisermorde fortreißt und der geradeste, ehrenhafteste, tapferste Mann mit solchem Flecken fortan ruhelos durch die Welt irrt. Wenn er sich im Stücke ferner auch lange vorherrschend leidend verhält, so wissen wir, daß in der Vergangenheit ihm große Thaten und Verdienste zugehören und, indem er endlich die Hand zur Gewaltthat erhebt, schreitet er auch im Drama vom Leiden bedeutsam zum Handeln fort. Anders Alexis. Zu eigenen gewichtigen Handlungen gelangt er nicht. Daß er als Erbe, nachdem der Vater todt gesagt worden, die ihm angebotene Krone ergreift, ist ja nur die Einleitung zu Thaten; er ist stolz und selbständig genug, sich dann dem Einflusse der Bojaren entziehen zu wollen. Willen aber und trefflicher Vorsatz nur bleibt sein Theil, die Macht gebricht ihm. Kommt er also zu gar keiner That? Zu einer doch! Als der todt gemeldete Czar, sein Vater, zurückkehrt, und das Schwert Gleboff's auf ihn gezückt wird, da schützt Alexis dessen Leben. Es ist das eine Handlung, mit der er sich der übernommenen Macht und der Gelegenheit zu eigenen weltbedeutenden Thaten wieder begibt, aber trotzdem ist es eine That, welche erst recht die Hoheit und Festigkeit seines fürstlichen Sinnes darlegt. Es wird sogar diese That weltbedeutend, insofern er das Leben des Kaisers errettet, welchen die Welt Peter den Großen benannte. So ist sein Handeln nur edel und im Vergleiche zu dem Schmachvollen, das er erleidet, fast erhaben zu heißen. Wird mithin ein solcher Held nicht ein Verstoß gegen die alte Regel des Aristoteles sein, daß die tragische Katastrophe von einer „großen Verschuldung" begleitet sein müsse? Allerdings würde gegen dieselbe verstoßen sein, wenn Alexis der einzige Held des Stückes wäre und nicht neben ihm als anderer Held und eigentlicher Träger der ganzen Handlung, an dem unter Schuld und Sühne das Schicksal sich vollzieht, sein großer Vater stünde. Der Untergang des Alexis ist nur die schwere Vergeltung, welche Peter erduldet; dem Sterbenden selbst ist der Tod kein grauses Verhängniß, er braucht nicht einmal wie andere tragische Helden die düsteren Todesschatten, welche die freudige Lebenssonne verdunkeln, mit Sammlung seiner ganzen Seelengröße und Stärke zu überwinden; nein, wie Cordelia, Desdemona, Ophelia, Max Piccolomini stirbt er schuldlos und rein in der Blüthe der Jugend, in deren Mitte zu verscheiden nach dem Glauben der Alten ein Geschenk der Götter ist. Furchtbar gestraft aber wird durch seinen Tod der große Kaiser, da er den würdigen Erben, den er bis kurz vor dessen Tode verkannt hatte, hingeopfert sieht durch Kreaturen, welche ohne Liebe für ihn und sein Lebenswerk die Erbschaft des Reiches einst übernehmen sollen. Der Charakter Peters bietet gleichfalls das höchste dramatische Interesse. Als wahrhaft großer Gebieter tritt er uns entgegen, die entfesselten Naturelemente wie die empörten Gemüther seines Volkes rasch bezwingend, Segen und Licht überall ausgießend über das vom Nebel der Barbarei umnachtete Land und gleichwohl selbst auf seinem Throne nie die reine, sonnige Luft der Höhe athmend. Denn er meint, daß „kein einziger es von Herzen gut mit ihm meine". Barbaren sind seine ersten Helfer und Räthe, nein, schlimmer als Barbaren, die Klugheit und Bildung, welche sie kennen und üben, ist die mit Rohheit verschwisterte Selbstsucht und Hinterlist. Der große Herrscher Rußlands wird in der Tragödie Immermann's von dieser Kleinheit und Gemeinheit selbst betrogen. Man lernt in dieser interessanten Charakteristik die Grenzen menschlicher Schwäche kennen, die selbst dem außerordentlichen Geiste gezogen sind. Bei Immermann ist die Falschheit von Menzikoff und Katharina, sowie die gegenseitige Eifersucht der Bojaren, welche sich gegen den abwesenden Herrscher verschwören, weit ausgesponnen worden; Peter muß da

Digitized by Google

zuletzt nach manchem Schwanken, nachdem er über die Empörung leicht Herr geworden, den tückischen Einflüssen sich gefangen geben und willigt in den Untergang seines Sohnes Alexis. Diese Behandlung Immermann's kann, obschon nicht bloß die durch bedeutende Gedanken edel ausgeprägte Sprache, sondern auch zum großen Theil die Ausführung der Charaktere den echten Dichter bekundet, dennoch nicht das nöthige dramatische Interesse auf die Dauer erhalten. Wie unbeschränkt nämlich auch der Poet in der Wahl seiner Stoffe aus dem großen Gebiete der Geschichte sonst bleibe, eine höhere Cultur und Bildung muß es doch sein, an welchem das Handeln seiner wichtigsten Charaktere gemessen werden soll, wie dies Freytag in seiner „Technik des Dramas" vorschreibt. In den beiden sich folgenden Dramen „Die Bojaren" und „Das Gericht von Petersburg" bei Immermann kommen wir nicht ganz zur Klarheit über das Fühlen, Wollen und Thun der Menschen; es liegt über der Dichtung die trübe Luft eines ungesitteten, barbarischen Volkes. Auch die Denkweise Peters, wenn auch die Niederlage des großen Kaisers gegenüber der Gemeinheit bis zu einem gewissen Grade zu verstehen ist, erscheint bei Immermann allzu schwankend trotz manchen interessanten Gesichtspunkten; es ist dem Dichter nicht gelungen, uns verständlich zu machen, warum zuletzt der Czar sich zu dem Opfer des eigenen Sohnes, das uns an sich so widerwärtig ist, entschließen müsse. Eine arge That aber, die der Dramatiker nicht ganz gut motivirt, benimmt seinem ganzen Werke Antheil und Glauben.

Darum hat Buchholz, dessen feine und geschickte Hand auch in der Einrichtung des Alexis deutlich zu erkennen ist, wohl daran gethan, die Stücke in eines zusammen zu ziehen, indem er den dritten Aufzug und das Ende des zweiten mit dem verkürzten Schauspiele „Die Bojaren" verband und den Schluß so umgestaltete, daß nur die Bosheit Menzikoff's dem gefangenen Prinzen den Untergang bereitet, Peter aber, Rache dem Mörder gelobend, vor der Welt die Unthat verbirgt.

„Am Herzschlag starb Alexis Romanow". Diese Kunde wird dem Volke; denn Peter will nicht, daß durch einen Mord, der an „dem ihm wiedergeschenkten" theuren Sohne, vor seinen Augen in der sicheren Haft verübt wurde, sein Ansehen leide. Mit der Geschichte steht diese Darstellung wenigstens kaum in nachweisbarem Widerspruch, und Buchholz ist es gelungen, dergestalt doch ein aufführbares, wirksames Bühnenstück herzustellen, in dem über aller Verworrenheit und Rohheit der Barbarei Peter und Alexis als zwei groß angelegte Charaktere hervortreten. Neben ihnen können dann auch die mannigfachen intriganten Charaktere, Eudoxia, Katharina, Gleboff, Menzikoff, zum Abbild einer noch argen und wüsten Zeit zusammenwirkend, ihr Interesse beanspruchen, sowie andererseits die zarte Gestalt der den Prinzen wahrhaft liebenden Euphrosyne.

In Bezug auf die Behandlung der Sprache müssen wir dem Bearbeiter den Vorwurf wiederholen, daß er manche Wörter des Urtextes unnöthig und nicht zum Vortheil geändert hat. Wenn z. B. Gleboff sagt:

So werd' ich auf der Stelle
Verfertigen den König, der uns taugt,

so ist es sicherlich keine Verbesserung, wenn Buchholz anstatt „verfertigen" das Zeitwort „berufen" einsetzt; denn daß Gleboff den Fürsten nur als seine Puppe erwählen will, wird mit der Aenderung verwischt. Warum wird statt „des Knäbleins schwachen Schritt" „des Knaben u. s. w." geschrieben? So sind manche Stellen unnütz verändert. Im Uebrigen ist anzuerkennen, daß wieder mit feinem Bedacht Immermann's eigene Worte aus anderen Theilen des Stückes öfter herbeigezogen sind, um sie am passenden Orte zu verwerthen, und daß zumeist Aenderungen und Kürzungen des Textes mit dem richtigen Sinne vorgenommen wurden.

Zu dem ergreifenden Gesange der sterbenden Bojaren hat Mendelssohn noch die Musik geliefert. Daß der Epilog „Eudoxia" aber in seiner überkünstelten und undramatischen Sprache von dem Bearbeiter ganz bei Seite gelassen ward, ist nur zu loben.

Sowohl „Alexis", wie „Otto von Wittelsbach" haben wir am Münchener Hoftheater aufführen sehen. Dagegen ist die Darstellung von Molbech-Buchholz' „Dante" neuerdings durch die neueste religiöse Empfindlichkeit unserer Censur, welche unser Repertoire zu purificiren droht, fraglich geworden.

Aus älterer und neuerer Zeit besitzt die deutsche Bühne im Gebiete des ernsten Dramas genug Werke, die getrost die Probe einer Aufführung bestehen dürfen. Mit Einrechnung Shakespeare's haben wir ein so reiches Repertoire, daß es sogar schwer ist, oft genug alles Wichtige dem Publikum vorzuführen, und mit dem Mangel eigener Werke die Einschleppung ausländischer Waare zu entschuldigen, ist vergebliches Bemühen.

Gambetta's politische Reden.

Von Karl Walcker.

(Schluß.)

Gambetta's Volkswirthschaftspolitik war streng centralistisch, um nicht zu sagen ultracentralistisch. Er bezeichnete z. B. in seiner Grenobler Rede vom 26. Sept. 1872, Paris als den Kopf und das Herz des Vaterlandes. Angesichts solcher und ähnlicher Tendenzen bedeutet es nicht viel, daß Gambetta in einem vom 16. October 1871 datirten Schreiben an ein Mitglied des Generalraths des Departements Allier den Generalräthen das Studium und die Pflege der localen Bedürfnisse und Interessen empfiehlt, dieselben gleichsam zu permanenten Enquêtencommissionen machen will. Anerkennenswerther ist es, daß eine der ersten Maßregeln des Ministeriums Gambetta die Errichtung eines besonderen Ministeriums der Landwirthschaft war. Gambetta sprach sich gelegentlich für das Coalitionsrecht und Gewerkvereine (associations professionelles) der Arbeiter, für die Wahl einer Anzahl Arbeiter in die Deputirtenkammer und den Senat, für ein Bündniß der Bourgeoisie und der Arbeiter, der Städte und des Landes aus; ja, er gab sogar zu, daß die Aristokratie noch jetzt Frankreich Dienste leisten könne.

In der Grenobler Rede vom 26. September 1872 heißt es dagegen, in ganz Frankreich habe man ein neues Wählerpersonal des allgemeinen Stimmrechtes: die städtischen und ländlichen Arbeiter, denen die Zukunft gehöre, hätten begonnen, sich an der Politik zu betheiligen. Das sei ein charakteristisches Zeichen dafür, daß das Land sich an eine andere sociale Schicht wenden wolle, um mit der republikanischen Staatsform zu experimentiren (sic!), nachdem es viele andere Staatsformen versucht habe. Er, Gambetta, fühle und verkündige das Auftreten einer neuen socialen Schicht (d'une couche sociale nouvelle) in der Politik. In der Nationalversammlung wurde Gambetta am 12. Juli 1873 vom conservativen Abgeordueten de Kerdrel dieses geflügelten Wortes wegen heftig angegriffen. Gambetta entgegnete, der Ausdruck sociale Schichten sei schon vor ihm in der Nationalversammlung gebraucht worden, und er habe in Grenoble nur Thatsachen, die Folgen der großen französischen Revolution und der Einführung des allgemeinen Stimmrechts, constatirt. In der in Auxerre am 1. Juni 1874 gehaltenen Rede nahm Gambetta jenes geflügelte Wort in verschämter Weise zurück. Er erklärte, er habe nicht das „schlechte Wort die Classen" gebraucht, welches er überhaupt nie brauche; er habe nur von einer socialen Schicht gesprochen, die sich in allen Stockwerken (étages) der Gesellschaft gebildet habe. Das war offenbare Sophistik. In der Rede vom 12. Juli 1873 und in anderen Reden, z. B. in derjenigen vom 19. Mai 1881, kommt auch bei Gambetta der Ausdruck Classen wiederholt vor. In einem vom 24. September 1874 datirten Schreiben Gambetta's an ein Mitglied des Generalrathes des Departements Allier heißt es, die Betheiligung der neuen socialen Schichten, der kleinen Bourgeoisie, der Arbeiter und Bauern, an den öffentlichen Angelegenheiten habe sehr wohlthätig, aufklärend und ernüchternd, auf den demokratischen Geist gewirkt. Gambetta betonte

Digitized by Google

ferner Louis Blanc gegenüber mit Recht, daß es nicht eine sociale Frage, sondern unzählige sociale Fragen gibt, was Roscher ebenfalls hervorhebt. Es ist dagegen eine Uebertreibung, wenn der berühmte Redner am 12. December 1880 behauptete, Auguste Comte sei der mächtigste Denker des 19. Jahrhunderts gewesen.

In der Handelspolitik sprach Gambetta sich in vorsichtiger Weise für Handelsverträge, überhaupt für den Freihandel aus. Der rasche Sturz des Ministeriums Gambetta war zum Theil eine Folge der Eisenbahnpolitik, welche man von demselben erwartete. Die sechs großen, privilegirten, ihr Monopol nicht selten mißbrauchenden Eisenbahngesellschaften Frankreichs fürchteten, Gambetta werde die Rechte und Interessen des Staates und Publikums energisch wahrnehmen, oder gar die Bahnen verstaatlichen. Gambetta wünschte in seiner Festrede vom 10. Mai 1882 ironisch, daß die ganze Presse Frankreichs in der Eisenbahnfrage frei sein möge. Der Finanzminister im Cabinet Gambetta, Allain Targé, sprach sich noch schärfer aus. Er äußerte einmal in der Deputirtenkammer: „Wissen Sie, was diese Macht der großen Eisenbahngesellschaften ist? Sie ist die größte, die es in diesem Augenblicke in Frankreich gibt, nächst dem Staate und den Jesuiten.*)"

Gambetta plaidirte wiederholt, zum Theil in eingehender, ja halb schwärmerischer Weise für die Einkommensteuer, deren Schwierigkeiten und Schattenseiten er übersah. Er äußerte sich gelegentlich auch über die indirecten Steuern und über die sogenannte Rentenconversion. Er erklärte die Letztere am 18. September 1878 für noch nicht zeitgemäß.

Das Ministerium Gambetta wurde am 14. November 1881 ernannt und trat schon am 26. Januar 1882, also nach 73 Tagen, zurück. Die nächste Veranlassung dieses raschen und jähen Sturzes war die Niederlage, welche das Cabinet in der Listenwahl-Frage erlitt. Dazu kamen noch verschiedene andere Gründe, z. B. Gambetta's dictatorisches Wesen, seine Schwankungen zwischen den Radicalen und Gemäßigten, das erwähnte Fiasco, welches er am 16. August 1881 in Belleville gemacht hatte, die Gegnerschaft der großen Eisenbahngesellschaften, der Haß der ultramontanen Partei, der Einfluß der in Frankreich hinter den Coulissen so mächtigen ultramontanen Frauenwelt und Anderes.

Wenn man Gambetta's politische, meteorartige Laufbahn von 1868 und 1869 bis 1882 betrachtet, so muß man unwillkürlich an die Faustsage des deutschen Volksbuches denken, dessen Held sich dem Teufel verschrieb, mit Hülfe des Teufels große Dinge verrichtete, aber schließlich vom Teufel geholt wurde. Dieser Teufel, dem Gambetta sich gleichsam verschrieben hatte, war der Radicalismus von Belleville, überhaupt von Paris. Derselbe Gambetta, der so häufig und mit Recht feudalultramontane Rückfälle ins ancien régime, in die Zeit vor 1789, bekämpfte, machte sich, gleich bei seinem Eintritt ins parlamentarische Leben im Jahre 1869, eines noch weiter gehenden Rückschrittes ins Mittelalter schuldig, d. h. er ließ sich von seinen radicalen Belleviller Wählern ein sogenantes mandat contractuel oder, wie man gewöhnlich sagt, mandat impératif vorschreiben. Er berief sich dabei mit Unrecht auf die Instructionen (cahiers) der Mitglieder der Generalstaaten von 1789. Diese cahiers war eben ein mit dem innersten Wesen der modernen Volksvertretung unvereinbarer Rest des mittelalterlichen Ständewesens. Das politische Programm, welches Gambetta sich 1869 von seinen Belleviller Wählern octroyiren ließ, enthielt neben berechtigten, oder wenigstens discutabelen Forderungeu auch einige sehr extravagante Forderungen. Der Inhalt dieses Programmes wird von Reinach nicht vollständig mitgetheilt, aber der reactionäre Minister de Fourtou hielt Gambetta am 16. Juni 1877 in der Deputirtenkammer verschiedene Punkte des Programmes vor, uud Gambetta gab die Richtigkeit der meisten Citate Fourtou's zu. Der Minister hob unter der Heiterkeit der Rechten hervor, daß Gambetta, un ancien partisan de la guerre à outrance, 1869 seinen Wählern la suppression des armées permanentes, causes de ruines pour les finances et les affaires de la nation versprochen hatte. Der Exdictator von Tours gab dies zu, behauptete aber, im Programm habe es ferner geheißen: et leurs remplacement par les armées nationales. Fourtou entgegnete darauf, diese Worte hätten im Programm nicht gestanden. Dasselbe enthielt unter Anderem folgende Forderungen: Die Wahl der Maires durch das allgemeine Stimmrecht. Die Streichung des Cultusbudgets. Die Trennung der Kirche vom Staate. Die Einführung des allgemeinen, weltlichen, unentgeltlichen und obligatorischen Volksunterrichts mit Zulassung der begabtesten Schüler zum gleichfalls unentgeltlich zu ertheilenden höheren Unterricht. Die Ernennung aller öffentlichen Beamten durch Wahlen (d. h. also die Wahl aller Justizbeamten, Polizeibeamten ꝛc. auf Grund des allgemeinen Stimmrechtes!). Fourtou verlas ferner am 16. Juni 1877 in der Deputirtenkammer das Antwortschreiben, welches Gambetta 1869 an seine Belleviller Wähler richtete. Es heißt in demselben unter Anderem: „Bürger, Wähler! Ich nehme dies Mandat (soll heißen: diese Candidatur) an .... Ich schwöre diesem Vertrage Gehorsam und dem souverainen Volke Treue. Léon Gambetta, radicaler Candidat." Reinach gibt an einer anderen Stelle, im ersten Bande, den vollständigen Text der Réponse au cahier de mes électeurs. Man ersieht daraus, daß Fourtou der Kürze halber die Mitte des ziemlich langen, sich auch auf die cahiers von 1789 berufenden Gambetta'schen Schreibens weggelassen, indeß die wichtigsten Stellen, den Anfang und das Ende, wortgetreu mitgetheilt hat. Herr von Fourtou hatte ferner im Wesentlichen Recht, wenn er behauptete, Gambetta habe noch am 23. Mai (soll heißen am 23. April) 1875 in Belleville gesagt: „Gilt dieser Vertrag noch? Ja, der Vertrag ist noch immer da." Nach Reinach fragte Gambetta: „Gilt der Vertrag noch immer?" und die Wählerversamulung antwortete mit Ja! Ja! Bravos und anhaltendem Händeklatschen.

In grellem Widerspruche mit jenem mandat impératif von 1869, führte Gambetta in den 1870er und 1880er Jahren wiederholt in verschiedenen Reden aus, daß das allgemeine Stimmrecht erzogen und aufgeklärt werden müsse. Er sagte sogar 1881 démocratie c'est démopédie. Das Wort Demopädie ist offenbar nach Analogie der Cyropädie Xenophon's gebildet.

Am 10. August 1881 erließ das „republikanisch-radicale Comité" des 20. Arrondissements von Paris, d. h. Belleville's, ein sehr langes, von Gambetta ausdrücklich gebilligtes, bei Reinach abgedrucktes Wahlmanifest, in welchem es heißt, das Programm von 1869 müsse modificirt werden. Die schönen Träume vom Weltfrieden, von der Ersetzung der stehenden Heere durch nationale Milizen müßten aufgegeben werden. Die englische Decentralisation passe nicht für Frankreich, die Liga des Südens und die Liga des Westens hätten 1870/71 die französische Staatseinheit gefährdet. Das Comité wolle nur die administrative Decentralisation und die politische Centralisation u. s. w. Die meisten übrigen Ausführungen des Wahlmanifestes enthielten nur eine Art Quintessenz der Gambetta'schen Ideen und Reden der 1870er und 1880er Jahre. Dies Manifest wurde von den Radicalen Belleville's als Verrath am Programm und Vertrage von 1869 betrachtet, und sie rächten sich dafür durch die erwähnten Scandalscenen vom 16. August 1881. Trotzdem und trotz dem Fiasco des „großen Ministeriums" Gambetta hätte derselbe aller Wahrscheinlichkeit nach noch eine bedeutende politische Rolle gespielt, wohl früher oder später den Präsidentenstuhl der französischen Republik bestiegen, wenn er nicht im besten Mannesalter auf eine mysteriöse Weise um's Leben gekommen wäre. Nach Reinach hat sich Gambetta am 27. November 1882 im Versehen selbst mit einem Revolver verletzt. Es gibt indeß noch zwei andere Versionen. Nach der einen soll eine verlassene Geliebte Gambetta's auf ihn geschossen haben; nach der anderen Version soll er beim Versuche, eine verlassene Geliebte am Selbstmorde zu hindern, verletzt worden sein. Jedenfalls ist es Thatsache, daß Gambetta seit vielen Jahren ein Verhältniß mit einer Dame Léonie Léon hatte (die auch von Reinach als

*) Vgl. A. von der Leyen im Archiv für Eisenbahnwesen 1882 S. 387.

Digitized by Google

ergebene Freundin und Hausgenossin Gambetta's bezeichnet wird), daß er sie aber nach dem Tode ihres Mannes nicht heirathete, und daß der junge Mann, den er unter dem Namen Massabie in Leipzig und Dresden eine Zeit lang hat erziehen lassen, sein und der Madame Léon Sohn war. Es ist ferner eine Thatsache, daß Gambetta 1881 ein Reise nach Deutschland machte; es fragt sich indeß, ob die Zeitungsnachricht begründet ist, daß er dabei die beiden genannten Städte berührt hat.

Ein gewisser kosmopolitischer Zug lag, trotz der chauvinistischen Ader Gambetta's und seinem „Kriege bis auf's äußerste", von jeher in seinem Wesen. Schon am 14. November 1868 bemerkte er in seiner berühmten Baudin-Denkmal-Rede, der Proceß des 2. Decembers 1851, des Staatsstreiches Napoleon's III., werde stets in Paris, London, Berlin, in Newyork, in der ganzen Welt verhandelt werden, und überall werde das Gewissen der Menschheit dasselbe verurtheilende Verdict fällen. Andererseits finden sich in den späteren Reden Gambetta's seine bekannten Revancheideen, die übrigens manchmal absichtlich in eine gewisse orakelhafte Zweideutigkeit gehüllt sind, um für eine Friedens-, oder Kriegspolitik freie Hand zu lassen. Am 16. November 1871 äußerte Gambetta z. B., die Franzosen müßten niemals vom Auslande sprechen, aber immer fühlen lassen, daß sie an dasselbe denken; und in der Rede vom 18. April 1872 heißt es, die wahre Revanche sei die Reform der nationalen Sittlichkeit (la réformation de la moralité nationale). Am Grabe E. Quinet's meinte Gambetta am 29. März 1875, der Verstorbene habe schon vor 1870 mit prophetischem Blick hinter den nebelhaften und pedantischen Thesen der deutschen Universitäten die Invasion erschaut. Seit wann stellen die deutschen Universitäten als solche irgend welche Thesen auf? Gambetta spielte wahrscheinlich auf die Hegel'sche und Schelling'sche Philosophie der 1830er und 1840er Jahre an. Er wußte offenbar nicht, daß diese Standpunkte schon vor 1870 längst überwunden waren, und daß z. B. der Hegelianer Lorenz von Stein eine Geschichte der socialen Bewegung in Framkreich geschrieben hat, der, trotz den Mängeln des Stein'schen Werkes, weder die Franzosen noch ein anderes Volk etwas Ebenbürtiges an die Seite zu setzen haben.

In Cherbourg predigte Gambetta am 9. August 1880 mit folgenden Worten die Revanche, die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens: „Les grandes réparations peuvent sortir du droit: nous ou nos enfants pouvons les espérer . . ." Derselbe Gedanke kehrt in der Wahlrede wieder, welche Gambetta am 12. August 1881 in Belleville hielt. Er führte aus, es sei möglich, daß Frankreich ohne (!) Krieg auf dem Wege des Rechtes und der Gerechtigkeit Elsaß-Lothringen dereinst wieder erlangen werde. Ein in seiner Art so kluger Mann wie Gambetta kann unmöglich an eine solche Wiedererwerbung Elsaß-Lothringens im Ernste geglaubt haben. Er sprach aber zu radikalen Wählern, welche 1869 für die allgemeine Entwaffnung geschwärmt hatten, und spiegelte ihnen deshalb 1881 jene Fata Morgana einer bequemen, unblutigen Revanche vor. Gambetta's Phrasen vom „Rechte" Frankreichs auf Elsaß-Lothringen sind ähnlich unhistorisch, unlogisch und abgeschmackt, als wenn ein Franzose sagen wollte: „Frankreich hat ein Recht auf den Besitz von Hamburg, Bremen, Hannover, Amsterdam, Brüssel, Turin, Florenz und Rom; denn alle diese Städte haben unter Napoleon I. zu Frankreich gehört." Ja, mit gleicher Logik könnte ein Engländer behaupten, England habe das „Recht", von Frankreich die Herausgabe von Dünkirchen, Calais und Paris (!) zu fordern. Wurde Heinrich VI. von England doch 1430 in Paris zum König von Frankreich gekrönt.

Gambetta gab 1870 und später, z. B. 1876, zu, daß der Krieg von Napoleon III. provocirt worden war. Er stimmte indeß 1870 trotzdem für den Kriegscredit. Ja, er verstieg sich sogar 1871 in einer Leichenrede zu Bordeaux zu der Phrase, das Elsaß sei die traditionelle Wiege des französischen Patriotismus. Als ob die Franzosen zur Zeit der Jungfrau von Orleans und Bayard's keinen Patriotismus besessen hätten! Am 9. Mai 1872 äußerte Gambetta indeß in Paris gegenüber einer Elsässerdeputation, die er kurzweg zur race française (!) rechnete, sie hätten von den Deutschen eine höhere intellectuelle Cultur (une culture intellectuelle plus grande) entlehnt. Aehnlich heißt es in der Rede vom 28. Februar 1876, Frankreich müsse von England die Preß-, Versammlungs- und Preßfreiheit, von Deutschland die allgemeine Wehr- und Schulpflicht entlehnen. Die militärpolitischen Ansichten, welche Gambetta in seiner Belleviller Wahlrede am 12. August 1881 aufstellte, stehen übrigens zum Theil nicht bloß mit dem deutschen Vorbilde, sondern auch mit dem gesunden Menschenverstande im Widerspruch. Die Forderung des Redners, daß Niemand Finanzbeamter werden dürfe, der nicht mindestens ein Jahr Unteroffizier gewesen sei, ließe sich allenfalls durchführen, und die Herabsetzung der Dienstzeit der Soldaten auf drei Jahre wäre sehr wohl möglich; aber Gambetta's Forderung der ersatzlosen Aufhebung des allerdings reformbedürftigen französischen Einjährig-Freiwilligen-Institutes kann kaum ernst gemeint gewesen sein. Eine dreijährige Dienstzeit könnte man weder in Frankreich noch in einem anderen Culturlande den besitzenden und gebildeten Classen zumuthen und ihrer mächtigen Opposition gegenüber praktisch durchsetzen.

Reinach führt ferner die interessante Thatsache an, daß die französische Unterrichtsliga 1866 und 1867 im elsässischen Dorfe Beblenheim und in Metz entstand. Der Einfluß des deutschen Geistes ist dabei unverkennbar. Die Begründer der Liga, Männer mit echt französischen Namen, bedauerten in ihrem Manifeste vom 15. November 1866, daß in Frankreich nicht dieselbe Vereinsfreiheit existire, wie in Amerika, in der Schweiz, in Belgien, und selbst im Preußen des Herrn von Bismarck. Diese Liga hielt 1881 in Paris einen Congreß ab, auf dem Gambetta sprach und trotz seiner Galanterie den Umstand beklagte, daß Frau Rosen-Dufaure, eine eifrige Förderin der Liga (dem Anschein nach eine Belgierin) keine Französin sei. Er erinnerte an Beblenheim, die Wiege der Liga, und an Goethe's Wort: „Mehr Licht!"

1881 machte Gambetta eine Reise nach Deutschland. Als Zweck derselben gab er 1881 in seiner in Havre gehaltenen Rede das Studium der Handelshäfen von Bremen, Hamburg, Lübeck und Stettin an. Die Times behauptete indeß, Gambetta habe heimlich eine Zusammenkunft mit dem Fürsten Bismarck gehabt, um demselben seine friedlichen Absichten in Bezug auf das deutsche Reich darzulegen. Ich weiß nicht, ob diese von Reinach dementirte Nachricht begründet ist, oder nicht. Jedenfalls ersieht man aus dem Reinach'schen Werke selbst, daß Gambetta, in rühmlichem Unterschiede von vielen Franzosen, am 18. Juli 1882 in der Deputirtenkammer bei Gelegenheit einer Debatte über Aegypten mit verdienter Anerkennung von der auswärtigen Politik des Fürsten Bismarck sprach, der mit Unrecht als ein Feind Frankreichs betrachtet werde. Man müsse diesem ebenso charakterfesten (ferme) als sich selbst beherrschenden und zur rechten Zeit kühnen Politiker die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich nur mit Dingen beschäftige, welche direct das deutsche Interesse berühren. Man dürfe nicht in allen Combinationen und Affairen die Hand des Fürsten Bismarck suchen.

Die Reden Gambetta's enthalten überhaupt viel Material über die auswärtige Politik Frankreichs, über Tunis, Aegypten, Griechenland, Tonkin ꝛc. F. H. Geffcken behauptet im Schönberg'schen Handbuche der politischen Oeconomie, Gambetta habe 1882 lediglich aus Parteirücksichten die Verweigerung des geringen Credites von 10 Millionen Francs durchgesetzt, den das Ministerium Freycinet für Aegypten forderte, und der hingereicht hätte, um Frankreichs Condominium am Nil aufrecht zu erhalten. Am 4. Juli 1878 erklärte Gambetta dem Pariser Times-Correspondenten, eine französisch-russische Allianz sei seit dem Berliner Congresse von 1878 unmöglich, weil England und Oesterreich, England und Frankreich dieselben Interessen im Orient hätten. Er billige nicht alle Theile des Berliner Vertrages, aber er gehöre nicht zu den Gegnern des Congreßwerkes. Ja, Gambetta erklärte sogar am 18. Juli 1882 in der Deputirten-

Digitized by Google

kammer, daß man die französisch-englische Allianz um den Preis der größten Opfer aufrecht erhalten müsse.

Ein Gesammturtheil über den Menschen und den Politiker Gambetta wäre gegenwärtig verfrüht. Die Zukunft wird wahrscheinlich noch so manche wichtige Aufklärungen über die Coulissengeheimnisse der Parteikämpfe, der inneren und äußeren Politik Frankreichs zur Zeit Gambetta's bringen. Gewisse Licht- und Schattenseiten desselben können indeß schon gegenwärtig von der historischen Kritik constatirt werden, und zu den Lichtseiten Gambetta's gehört ohne Zweifel sein kosmopolitisch-culturfreundlicher, antiultramontaner,*) die hohe Bedeutung der deutschen und englischen Cultur anerkennender Zug, seine starke Betonung der Culturgemeinschaft der ganzen gebildeten Menschheit.

Feuilleton.

Das Gebot der heiligen Agnes.

Aus meinem römischen Skizzenbuch.

Von Richard Voß.

(Schluß.)

Wir kamen in Trastevere an, wo die Alte, die natürlich trotz ihres neapolitanischen Dialektes in Rom vollständig heimisch war, die Führung übernahm. In der Nähe der Marienkirche gelangten wir an unser Ziel, einem hohen, düsteren, ruinenhaften Gebäude. Wir traten ein, das Mädchen voraus, und gingen eine dunkle, steile, schmierige Treppe hinauf. Die Wohnung der Kupplerin lag im obersten Stockwerk und bestand aus einigen öden Kammern, die von leidlicher Sauberkeit waren. In der einen befand sich, beinahe den ganzen Raum einnehmend, eine mächtige eiserne Bettstelle, am Kopf- und Fußende mit großen blanken Schildereien bemalt, grell bunte Darstellungen aus einer Heiligenlegende. In dieses Gelaß trat das Weib mit uns ein; die Maske abwerfend, forderte sie den bedungenen Kaufpreis. Ich warf ihr das Geld hin. Ein Goldstück fiel zu Boden und rollte vor die Füße des Mädchens. Dieses that einen leisen Wehelaut, wich vor dem rollenden Metall zurück und flüchtete in eine Ecke, wo sie sich niederkauerte. Das Weib stürzte ihr nach, warf sich auf sie, schimpfte sie, schlug ihr in's Gesicht, wollte sie bei den Haaren in die Höhe zerren. Ich packte die Megäre, riß sie von ihrem Opfer fort, stieß sie zur Kammer hinaus und schloß hinter ihr ab. Sie pochte an die Thür, fluchend und schimpfend, und ihrem lebendigen Eigenthum drohend, es todt zu schlagen, falls es sich nicht gefügig bezeige.

Ersilia lag in ihrer Ecke auf den Knieen; beide Hände vor das Gesicht gedrückt, schien sie leidenschaftlich zu beten. Ich stellte mich, ihr den Rücken kehrend, an's Fenster, und schaute durch die trüben Scheiben wie durch einen Schleier hinaus. Ueber die Dächer und Kirchen Trasteveres hinweg sah ich auf Rom und die Campagna mit dem Albanergebirge und der Sabina; auf Sanct Peter und Vatikan, auf das ganze öde, wilde, herrliche Land bis zum Soracte. Von der sinkenden Sonne ging ein unirdischer, dunkler Glanz aus; wie Flammenschein lag es über Himmel und Erde. Es war so groß, so feierlich, so unsäglich erhaben. Mir ward es eng um die Brust. Mein Herz klopfte heftig, mein Blut stürmte durch die Adern, mein Athem ging schwer. Ich stieß das Fenster zurück, beugte mich weit, weit vor. Das Fenster ging auf einen dunklen Hof hinaus; gleich einem Abgrund that es sich unter mir auf. Unwillkürlich fuhr ich zurück. Dann stand ich und schaute zu, wie der Glanz erblaßte, wie die Dämmerung kam, wie die Schatten wuchsen. Hinter mir vernahm ich Seufzen, Schluchzen, Stammeln. Zuletzt ward es still.

Es dunkelte. So lange hatte es gewährt, bis ich von meinem schändlichen Entschlusse abgekommen. Ich wollte mit der Kupplerin reden, ihr die Sklavin abkaufen, sie freigeben, sie zu rechtlichen Leuten bringen. Ich wollte sie retten; wenigstens vor mir. Es war vielleicht der erste gute Entschluß meines Lebens, meinen entflammten Begierden abgerungen.

Ihr mitzutheilen, daß sie vor mir bewahrt bleiben sollte, daß ich sie auch vor Anderen bewahren wollte, wandte ich mich um. Sie hatte sich erhoben und stand am Fußende des Bettes, mit einem solchen eigenthümlich verklärten Ausdruck, einem so leuchtenden, verzückten Blick, wie ich ihn nur auf Bildern von Schwärmerinnen und Märtyrerinnen gesehen. Erst nachdem ich sie eine Weile voller Befremden betrachtet (was sie gar nicht zu bemerken schien), erkannte ich, worauf sie in so unbeschreiblicher Weise hinsah; nicht anders, als habe sie eine Vision.

Es waren die Malereien am Bette. In roher, aber für eine kindliche Phantasie gewiß packender Weise, waren auf den blechernen Tafeln zwei Scenen aus dem Martyrium der heiligen Agnes dargestellt. Das erste Gemälde zeigte, wie die Heilige zum Richtplatz geführt ward. Zwei Henkersknechte rissen ihr das strahlende Gewand ab, der Eine griff begehrlich nach ihrer entblößten Schulter, aber der Andere drängte ihn fort. Die junge Märtyrerin that keine Bewegung, sich gegen die rohen Hände zu schützen, ja, sie schien gar nicht zu empfinden, daß diese sich nach ihrem jungfräulichen Leib ausstreckten. Ihr Antlitz war freudig verklärt zum Himmel aufgehoben, um ihr Haupt schimmerte bereits eine matte Gloriole. Auf dem zweiten Bilde wurde der Märtyrerin das Haupt abgeschlagen. Sie starb in Verzückung, die ganze Gestalt von einem goldigen Gewölk umflossen. Auf beiden Darstellungen erschien in dem geöffneten Himmel die Madonna und schaute lächelnd der Schändung und Enthauptung ihrer Jüngerin zu.

Da das seltsame Geschöpf meine Gegenwart gänzlich vergessen zu haben schien, so rief ich sie an: „Ersilia!"

Sie fuhr zusammen, als wäre sie aus tiefem Schlafe geweckt worden, wandte ihren Blick langsam von den Bildern ab, mir zu, und sah mich an; immer noch mit verklärtem Ausdruck. Ich sagte;

„Du bist ja plötzlich ganz verändert. Was ist Dir widerfahren?"

Sie antwortete mit hohem Ernst und so leise, daß ich sie kaum verstehen konnte: „Ach, die Bilder."

„Was ist's damit?"

„Es ist das Martyrium der heiligen Agnes, Herr; die heilige Agnes, Herr, ist meine Schutzpatronin. Ich habe sie gebeten, mir beizustehen, da hat sie mir die Bilder gezeigt."

Was meinte die Schwärmerin? Ihr Gebahren kam mir so sonderbar vor, daß ich an Verstellung dachte. Vielleicht spielte sie die Fromme. Aber aus welchem Grunde? Vielleicht war überhaupt Alles nur Komödie, eine zwischen Kupplerin und Dirne abgekartete Sache, um die Waare kostbarer zu machen. Ich mußte dahinter kommen. So begann ich denn von Neuem:

„Wie kann die heilige Agnes Dir die Bilder erst gezeigt haben, da sie doch immer an dem Bette waren, darin Du gewiß schon seit langer Zeit schläfst."

„Nein, Herr."

„Wie?"

„Als ich gestern hier hereingeführt wurde, habe ich die Bilder nicht gesehen. — Die heilige Agnes hat sie mir erst heute gezeigt; seht, wie schön sie sind."

„Warum soll gerade die heilige Agnes sie Dir gezeigt haben?"

„Weil ich zu ihr gebetet habe, mir kund zu geben, was ich thun soll."

„Was also sollst Du thun?"

„Ach, Herr — —"

*) Mit der obigen Bemerkung soll übriges nicht Alles gebilligt werden, was Gambetta und manche Gambettisten, namentlich Paul Bert, auf dem Gebiete der Kirchen- und Schulpolitik gesagt, gethan und gelassen haben.

Digitized by Google

Sie hatte mit derselben leisen, kaum verständlichen Stimme, aber mit vollkommener Ruhe und Sicherheit gesprochen, wie von der unerschütterlichen Ueberzeugung durchdrungen, daß die heilige Agnes für sie ein Wunder gethan. Nur meine Frage: was die Heilige ihr zu thun geboten? hatte sie in Verwirrung gebracht. Theils um sie von ihrer fixen Idee abzubringen, theils um mehr von ihr zu erfahren, setzte ich das Gespräch fort:

„Höre, Ersilia — —"

Sie hatte sich wieder den Bildern zugewendet; ihr Wesen fiel mir mehr und mehr auf; das Starre aus ihren Zügen war verschwunden, so daß ich erst jetzt sah, wie reizend sie waren — der Kopf einer Psyche! Psychenhaft waren auch die schlanken Linien des Halses, mußte die zarte schmächtige Büste sein.

„Also, Ersilia, höre — —"

Sie sah mich nicht an, aber ich merkte, daß sie aufhorchte.

„Jene Frau, jenes Weib — —"

Ein Schauer überlief sie; etwas von jenem früheren, entgeisterten Ausdruck kehrte auf ihr Gesicht zurück. Mit gesteigerter Inbrunst blickte sie auf das Martyrium der Heiligen.

„Jenes Weib ist natürlich nicht Deine Tante?"

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Deine Eltern sind auch nicht todt?"

„Mein Vater ist todt."

„Aber Deine Mutter?"

„Meine Mutter — —"

Ein Laut wie ein Stöhnen.

„Deine Mutter lebt?"

Sie hauchte ein Ja.

„Deine Mutter — Ersilia, Deine Mutter hat Dich jenem schändlichen Weibe überlassen?"

Sie darauf eben so leise, mit einem unsäglich schmerzlichen Ton wie unterdrücktes Schluchzen:

„Meine Mutter ist arm, meine Mutter ist krank — am Fieber. Und vier junge Geschwister. Madonna! Der Checco, und die Pepina. Die weinten, als das Weib mich von ihnen fortnahm. Sie hängten sich mir um den Hals und wollten mich nicht gehen lassen. Ich versprach, ihnen aus Rom Ciambelli mitzubringen. Da lachten sie."

Sie fuhr sich mit der Hand — ein solches winziges, schmales, blasses Kinderhändchen — nach dem Herzen, ein Bild des Schmerzes und der Hülflosigkeit. Ich betrachtete sie schweigend, nicht wissend, was ich aus ihr machen, was ich von ihr denken sollte. Dann begann ich von Neuem:

„Deine Mutter, Ersilia — —"

Sie hob den Kopf und seufzte tief auf.

„Deine Mutter hat Dich doch gewiß lieb gehabt?"

„Ja, ja, ja!"

„Warum hat sie Dich dann fortgegeben?"

„Was sollte sie machen? Wir wären Hungers gestorben."

„Konntest Du nicht arbeiten?"

„Sie wollten mir Nichts zu arbeiten geben, weil ich gar so jung und so schwach wäre. Und meine Mutter immer krank und meine kleinen Geschwister immer hungrig! Wir hungerten Alle. Ach, Herr, Herr, wenn ich doch wieder hungern könnte! Als ich gar nicht mehr aus noch ein wußte, flehte ich zu meiner Schutzpatronin, der heiligen Agnes. Die heilige Agnes erschien mir im Traume und sagte mir, daß sie mir helfen wollte und befahl mir, zu gehorchen. Tags darauf kam jene Frau zu uns und bot meiner Mutter hundert Skudi für mich und ich bat meine Mutter, mich ihr mitzugeben: die heilige Agnes hätte es mir geboten. Als ich fortging, bekamen meine Geschwister satt zu essen: Maccaroni und Minestra."

Sie schwieg und ich dachte: es ist Alles Verstellung, es ist Alles Lug und Trug! Ich glaube kein Wort davon. Dann rief ich ihr zu:

„Höre, Ersilia, Du hättest in ein Kloster gehen sollen."

Sie fing nur das Wort Kloster auf; es war zu dunkel, als daß ich den Ausdruck ihres Gesichtes hätte erkennen können, aber ihre Stimme klang ganz feierlich:

„Ach, Herr, das Kloster!"

„Was weißt Du davon?"

„Ach, Herr, hätte ich im Kloster bleiben können, bei den guten Schwestern."

„So warst Du dort?"

„Freilich, Herr, bis zu meinem dreizehnten Jahre. Weil die Mutter gar so arm war, nahmen die Nonnen mich auf. Im Kloster war es schön! Die liebe Madonna und die guten Heiligen! Ach, und die Legenden — —"

Ich dachte: Ist das eine Heuchlerin! Das schmeckt allerdings nach dem Kloster. Und dann Dirne werden — — Pfui!

Die Nacht hing wie ein schwarzer Vorhang vor dem Fenster, aus der Tiefe drang das Geräusch der großen Stadt herauf, in Trastevere sang das Volk und spielte dazu die Guitarre. Und jetzt, dem geöffneten Fenster gerade gegenüber, ging hinter dem Monte Cavo der Vollmond auf, so glühend roth, als stiege die große glänzende Scheibe aus einem Ocean von Blut empor. Ich näherte mich dem Mädchen. Wenn sie war, was ich vermuthete, so konnte ich mein Gewissen beruhigen, so hatte ich nicht nöthig, großmüthig zu sein, so — —

Aber ich wollte noch besser erkennen. Ich sagte:

„Also die Legenden haben Dir so gut gefallen; und nun hat die heilige Agnes Dir die hübschen bunten Bilder gezeigt. Weißt Du denn, was sie darstellen?"

Sie war ruhig stehen geblieben und wandte mir das Antlitz zu. Bei dem matten Glanz des aufsteigenden Mondes sah das feine bleiche Gesicht beinahe unirdisch aus.

„Du kennst die Legende von der heiligen Agnes, Ersilia?"

Geheimnißvoll flüsternd erzählte sie mir die fromme Begebenheit:

„Sie ist eine reine Jungfrau gewesen und sollte den heiligsten Glauben abschwören. Weil sie aber nicht davon lassen wollte, haben die Heiden sie zum Tode verurtheilt. Solches ließ Gott zu, auf daß sie selig werde und heilig. Und damit Alles, was über sie bestimmt worden, an ihr sich erfülle, haben die Männer, die sie richteten, sie zuvor ihrer Jungfrauenschaft beraubt und darnach sie getödtet. Heilige Agnes, Fürbitterin, bitte für mich!"

Der Mond beleuchtete jetzt ihre ganze Gestalt, ein feiner weißlicher Glanz umwob sie. Ich beschloß, sie jetzt vollends zu ergründen. Je nach dem Ergebniß wollte ich dann sogleich gehen, oder — bleiben. Ich sagte:

„Höre, Ersilia: wenn ich jetzt zu der schändlichen Frau ginge, und ihr verspräche, die hundert Skudi, die sie Deiner Mutter für Dich gezahlt, ihr wieder zu geben und noch fünfzig dazu; und wenn ich Dich dann nach Frosinone zurückbrächte, zu Deiner Mutter und Deinen Geschwistern, dem Checco und der Pepina — — Wie? Du willst nicht? Du willst nicht wieder zu Deiner Mutter zurück? Du willst bei der Seelenverderberin bleiben? Du willst das schändliche Handwerk, das sie Dich lehren will, betreiben? Willst Du, Ersilia?"

Sie schwieg. Also wirklich Alles Komödie! Ich wäre gegangen; aus Entrüstung, aus Widerwillen, aus Ekel. Wäre sie nur nicht das idealste Modell für meine gefesselte Sclavin gewesen. Ich schwöre es Ihnen zu: der Künstler hielt mich zurück, nicht der Wüstling. Noch einen letzten Versuch wollte ich machen.

„Rede, Ersilia,"

„Ach, Herr — —"

„Was?"

„Sie läßt mich nicht fort. Gestern war Einer hier, ein Schrecklicher, ein wahrer Teufel! Der bot ihr für mich noch viel, viel mehr. Aber sie wollte nicht. Ihr kennt sie nicht, Herr. Das hilft Nichts, lieber Herr. Es ist mir so bestimmt worden und wie es mir bestimmt ward, muß es sich an mir erfüllen."

„Welcher Unsinn! Woher kommt Dir diese Weisheit?"

Sie hob ihre Hand, sie streckte den Arm aus. Feierlich stand sie da im Mondesglanz. Dann wiederum geheimnißvoll flüsternd:

„Die heilige Agnes, Herr, meine liebe Schutzpatronin. Als ich vorhin zu ihr betete und nicht aus noch ein wußte, hat sie mir geboten, daß ich an mir geschehen lasse, wie es an ihr geschehen ist."

Digitized by Google

„Mädchen, Du belügst mich!"

„Nein, Herr."

„Du bist eine ganz abgefeimte — —"

„Herr?!" Das voll höchsten Staunens, als begriffe sie mich gar nicht.

„Du solltest noch tugendhaft sein?"

„Ach, lieber Herr, ja."

„Du hättest noch nie einem Manne angehört?"

„Nein! Nein!"

„Dann also noch jungfräulich wie die heilige Agnes selber gewesen."

Ich verspottete, ich verhöhnte sie. Aber sie schien es gar nicht zu bemerken. Ernsthaft entgegnete sie mir: „Ja, Herr."

„Dann sage mir: warum thatest Du, als ich Dich heute mit dem Weibe traf, so verzweifelt, als ob Du von Sinnen wärest? Jetzt bist Du ganz ruhig, ganz heiter."

„Heute Nachmittag wußte ich noch nicht, was die heilige Agnes mir gebieten würde."

„Davon sei still! Höre, Ersilia — —"

„Herr?"

„Graut es Dir immer noch vor mir?"

Sie blickte mich an, lange, lange. Es war ein seltsamer, ein unvergeßlicher Blick. Dann schüttelte sie leise den Kopf. Sie sah in diesem Augenblick unsäglich liebreizend aus. Ich näherte mich ihr, um sie an mich zu ziehen; sie wich nicht mehr vor mir zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Tag graute, als ich erwachte. Wo befand ich mich? Langsam kam mir die Erinnerung zurück: Die Erinnerung an das wunderlichste Erlebniß, an die wundersamste Liebesnacht. Ich schloß meine Augen wieder und stellte mir das süße Geschöpf vor, das ich in meinen Armen gehalten, ich stellte mir das Leben vor, das ich mit ihr führen wollte, mit ihr der Holdesten, Reinsten! Ich wollte sie zu mir nehmen; nicht einen Tag länger sollte sie bei dem schändlichen Weibe bleiben, um jeden Preis wollte ich sie von der Seelenverderberin loskaufen. Mein sollte sie sein, mein allein.

„Ersilia, Liebste — —"

Ich flüsterte mit geschlossenen Augen ihren Namen; aber sie antwortete nicht. Ich streckte meine Hand aus, ich wollte sie an mich ziehen. — — Neben mir war das Bett leer. Ich ermunterte mich, erhob mich, schaute mich um. Sie war auch nicht in der Kammer. Ich stand auf, kleidete mich hastig an und wollte hinaus. Der Riegel an der Thüre war gar nicht zurückgeschoben worden. Aber das Fenster stand offen. Allmächtiger Gott!

Ich stürzte hin, beugte mich hinaus. Drunten, tief drunten, auf dem Pflaster des Hofes, sah ich eine weiße Gestalt — — —

Heil'ge Agnes, bitte für sie!"

Aus der Hauptstadt.

Das neue Museum für Völkerkunde.

Am 18. December ist durch einen feierlichen Act das Ethnologische Museum an der Ecke der Königgrätzerstraße und des über kurz oder lang zu erwartenden Durchbruchs der Zimmerstraße eröffnet worden, und eine beschränkte Anzahl des den Zwecken dieser wissenschaftlichen Anstalt näher stehenden Publikums hat bisher Gelegenheit gehabt, sich mit den neuen Räumen und einem Theil der in ihnen aufgespeicherten Schätze vertraut zu machen. Mit einem kräftigen, säulengetragenen Rundbau vorspringend und mit den wuchtigen Sandsteinmassen seiner langen Seitenflügel das zierliche benachbarte Kunstgewerbemuseum schier erdrückend, trägt der ganze Bau den soliden Charakter eines echt wissenschaftlichen Instituts, das sich absichtlich von aufdringlichem Prunk fern hält. Die streng constructiven Formen der italienischen Frührenaissance unterstützen diesen Eindruck, indem sie die architektonische Gliederung scharf hervorheben, ohne sich viel um ornamentale Vermittelung zu kümmern. Schmucklos wie das Aeußere, ist das Innere. Wenn man die Stufen zu der mächtigen, von Doppelsäulen getragenen Vorhalle hinaufgeschritten, befindet man sich drei Doppelthüren gegenüber, die in einen ellipsenförmigen Kuppelraum führen. Den äußeren Bogenöffnungen entsprechend, gewähren fünf Rundbogen einen malerischen Durchblick, rechts und links auf die in das erste Stockwerk führenden Treppen, in der Mitte auf einen fächerförmigen, glasüberdeckten Lichthof. Von diesem ausgehend schließen sich die Ausstellungsräume zu einem unregelmäßigen Viereck zusammen, dessen einzelne Seiten je einen mächtigen Saal von 15 Meter Breite bei verschiedener Länge bilden. Dieselbe Anordnung findet sich in allen drei Stockwerken wiederholt. Fügen wir nun noch hinzu, daß sich im Erdgeschoß Dienstwohnungen, Werkstätten und Lagerräume, über der Rotunde eine Aula mit amphitheatralisch ansteigenden Sitzplätzen für 200 Zuhörer und um diese herum Arbeitszimmer für die Assistenten und die Bibliothek befinden, so ergibt sich schon aus dieser gedrängten Uebersicht der Raumvertheilung, in wie eminent praktischer Weise sich die bewährte Architektenfirma Ende und Böckmann mit den an einen Museumsbau zu stellenden Anforderungen abgefunden hat. Besonders die Beleuchtungsfrage ist geradezu mustergiltig gelöst. Sämmtliche Säle erhalten durch zwei mächtige Fensterreihen Doppellicht, das nirgends störend wirkt, da die Mittelreihe der hohen Ausstellungsschränke, durch innere Scheidewände getrennt, sich nach beiden Seiten hin öffnend, eine Kreuzung desselben verhindert. Auch der Feuersicherheit ist in denkbar vollkommenster Weise Rechnung getragen. Die Bedachung besteht aus Holzcement über einer einen halben Stein starken Wölbung zwischen Eisenträgern. Ueber den Wellblechdecken der Säle liegt eine Betonschicht und über dieser ein Fußboden aus Mettlacher Thonplatten. Auch für das Gerippe der Ausstellungsschränke hat man mit Rücksicht auf die Sicherheit der in ihn aufbewahrten Schätze der Eisenconstruction den Vorzug gegeben.

Nachdem wir somit der praktischen Anlage des Ganzen unsere Anerkennung gezollt, wird die Frage erlaubt sein, ob man derselben nicht zu Ungunsten des decorativen Elements zu große Concessionen gemacht. Schon beim Eintritt in die Rotunde durchschauert uns die ganze Eiseskälte strenger Wissenschaftlichkeit, Cottaer Sandstein und Weissenstädter Granit sind recht achtbares, solides Material, aber in ihrer Zusammenstellung mit Messing und matter Vergoldung ergeben sie eine Farbenscala, die kühl wirkt, kühl bis in's Herz hinein, so sehr, daß selbst Otto Lessing's Phantasie sich für die malerische Ausstattung der Kuppel mit salviatischem Glasmosaik nur bis zur Darstellung eines blauen, winterlich wirkenden Sternenhimmels erwärmen konnte. Unter den bekannten Bildern des Thierkreises, die von einer Mitternachtssonne schwach beleuchtet werden, haben sich die am Firmament vertretenen Gottheiten ein frostiges Rendezvous gegeben. Venus, Jupiter, Merkur, Mars, Diana, Apollo, Chronos, sie Alle sind mit den hergebrachten Attributen erschienen um — vor Kälte blau zu werden. Dem prächtigen Material des farbigen Glasstiftes ist hier unserer Meinung nach Gewalt angethan. Die Mosaiktechnik drängt ihrer ganzen Eigenart und Entwickelung nach auf scharf umrissene Zeichnung der Einzelfigur und auf leuchtende Farbenpracht. In diesem Kuppelbilde löst sich Alles in einen blauen, unschönen Gesammtton auf. Und was haben schließlich die nebelhaften Sternbilder mit der so ausgesprochen irdischen Wissenschaft der Völkerkunde zu thun? Die Beziehungen zwischen Himmel und Erde spielen natürlich auch in der Ethnologie eine Rolle, aber der Thierkreis, wie die Sternbilder sind für dieselben viel zu äußerliche, vor Allem aber bedenklich verbrauchte Symbole. Auch der sich um die Trommel der Kuppel ziehende Figurenfries leidet an charakterloser Allgemeinheit, die sich technisch in der grauen Schattirung auf mattröthlichem Fond ausspricht. Erstgeburt, Hausbau, Erziehung, Ausfahrt, in der Fremde, in der Heimath, das Vermächtniß, das Alles sind Formen, in denen sich das allgemein menschliche Dasein vollzieht, aber die Völkerkunde ist auf die Erforschung der Sondertypen gerichtet, sie verlangt farbige Bilder des Völkerlebens, wie es sich unter verschiedenen Himmelsstrichen herausgebildet. Gegen die zwischen diesen Scenen in farbigen Medaillons ausgeführten Allegorien der Religion, der Gesetzgebung, des Ackerbaues, der Industrie, des Handels, der Wissen-

Digitized by Google

schaft und Kunst läßt sich inhaltlich nichts einwenden, in der Darstellungsform sind sie fast ausnahmslos verunglückt. Unter all' diesen Frauengestalten findet sich nicht eine einzige Idealfigur und der ausgesprochenste Realist wird doch nicht umhin können, für die Verkörperung abstrakter Ideen eine gewisse über das irdische Maaß hinausgehende Schönheit der Erscheinung in Anspruch zu nehmen. Die ältliche Dame, von Todtenschädel, Rabe und Eule umgeben, ist wahrlich nicht geeignet, einen Jünger der Wissenschaft zu verlocken, und auch der Ackerbau verkörpert sich seiner Bedeutung nach recht ungenügend in einem müden Bauernmädchen mit Sense und Pflugschar.

Aus dieser Farbenöde sehnt sich das Auge heraus, ohne an der malerischen Gruppirung und Verschiebung der architektonischen Formen des großen Lichthofes Genüge zu finden, ja es empfindet selbst das wenig harmonische Roth der Treppenwände als eine angenehme Unterbrechung. Ob und wie diesem Mangel an Farbe abzuhelfen ist, muß natürlich den sachverständigen Kreisen überlassen bleiben, vielleicht läßt sich durch discrete Anbringung von Stoffdraperien der Gesammteindruck der Vorräume heimlicher und wohnlicher gestalten.

Gegen die schmucklose Ausstattung der eigentlichen Ausstellungssäle wird sich wenig einwenden lassen, da hier, wie schon bemerkt, die Forderungen genügender Beleuchtung und Feuersicherheit als zunächst maßgebende Factoren aufgetreten sind. Eine reichere Decorirung der eisernen Träger und eine angemessene Verkleidung der nichts weniger als schönen Wellblechdecken dürfte allerdings besagten Forderungen keinen erheblichen Eintrag thun.

Daß sich unsere ethnologische Sammlung im Laufe der Zeit zu einer der reichsten aller Länder entwickelt hatte, war ein offenes Geheimniß, so lange es an einem angemessenen Local zur Aufstellung derselben fehlte. Aus der Kunstkammer hervorgegangen, fristete sie lange Zeit ein kümmerliches Dasein, im Museum, in Monbijou und im königlichen Schlosse vertheilt. Uebersichtlich zusammengestellt und geordnet präsentirt sie sich nun in überraschender Fülle und Reichhaltigkeit. Im Parterregeschoß befinden sich links in zwei Sälen die vaterländischen Sammlungen aus der Mark Brandenburg und die prähistorischen Gold- und Silberfunde aus verschiedenen Ländern und Landestheilen, rechts die Schliemannschenkung, die trojanischen und mykenischen Fundstücke umfassend. Das erste Stockwerk enthält in acht Sälen die afrikanischen, amerikanischen und australischen Sammlungen. Was besonders in der ersten der genannten Abtheilungen an ethnographisch wichtigen Schätzen aufgehäuft ist, erscheint wohl geeignet, uns mit Stolz und Hochachtung für deutschen Forschermuth zu erfüllen. Es sind glänzende Namen, die uns überall von den Etiquetten der einzelnen Ausstellungsgruppen entgegenleuchten. Neben Barth, Nachtigal und Schweinfurth machen ihre jüngeren Nacheiferer, Flegel, Pogge, v. Francois, Ludwig Wolf und Büchner Figur. Die Sammlung der mexikanischen Alterthümer, in Saal II, III und V aufgestellt, findet in ihrer Reichhaltigkeit und Vollständigkeit nirgends ihres Gleichen. Im zweiten Stockwerk ist man mit der Ordnung und Aufstellung der indischen, chinesischen und japanesischen Objecte beschäftigt und das dritte ist für die Aufnahme der anthropologischen Sammlungen bestimmt.

Schon jetzt darf man ohne Uebertreibung aussprechen, daß kein anderes Land so übersichtlich geordnete, der Wißbegier des Publikums und dem Forschungseifer des Gelehrten in solcher Lichtfülle sich darbietende ethnologische Schätze aufzuweisen hat, aber uns will bedünken, als habe das ganze Institut von vorne herein mehr unter der Aegide der gestrengen Göttin Pallas Athene, als unter dem Schutze ihrer Schwestern, der Musen, gestanden. Das Museum der Griechen war nicht allein für die exclusiven Zusammenkünfte der Zunftgelehrten bestimmt, es zeigte schon durch seine äußere Ausstattung, daß seine Säulengänge sich der Gesammtmasse der Bildung und Belehrung Suchenden öffneten. Das Antlitz der Dame Wissenschaft ist ernst, aber wenn sie gefallen will, muß sie sich ihrer weiblichen Eigenschaften erinnern und selbst die kleinen Hülfsmittel der Koketterie gelegentlich nicht verschmähen.

Wenn irgend eine Wissenschaft zum Eindringen in weitere Volksschichten prädestinirt ist, so ist es die Ethnographie. Ferne Gegenden und fremdartige Volksstämme reizen schon die Phantasie des Kindes, und was kann schließlich dem Erwachsenen interessanter sein, als die Erscheinungsformen, unter denen sich das menschliche Leben bei verschiedenen Daseinsbedingungen manifestirt? Aber dieses Interesse will gereizt und genährt sein. Dem Auge des Gelehrten offenbaren sich überall Unterschiede, wo der gebildete Durchschnittsmensch nur eine Anhäufung wesentlich gleichartiger Objecte sieht und ermüdet nach einem Ruhepunkt für sein Anschauungsvermögen sucht. Wir haben der übersichtlichen Anordnung und Aufstellung unserer ethnologischen Schätze unsere Anerkennung nicht versagen können, der Fachmann wird sich aus dem Entzücken über die Fülle des Materials in ein tiefgehendes Verständniß hinüberretten, der sogenannte Gebildete — und ihm gebührt volle Berücksichtigung seiner Ansprüche — wird sich hoffnungslos unter dieser Masse von Urnen, Thonfiguren, Lanzenspitzen und Holzschnitzereien verirren. Was er verlangt, ist Anschauung, die sich nicht durch massenhafte Aneinanderreihung von Einzelobjecten, sondern durch eine seiner Phantasie entgegenkommende Gruppirung erreichen läßt. Hundert Bronceringe und Spiralen sagen ihm nicht so viel, als ein einziges Modell eines Hünengrabes, ein Pfahlbau im kleinsten Maßstabe vergegenwärtigt ihm das Leben seiner Vorfahren besser, als zehn Feuersteinbeile und Pfeilspitzen. Will man den Zweck eines Museums für Völkerkunde voll und ganz erreichen, dann mache man aus ihm nicht allein eine Stätte streng fachwissenschaftlichen Studiums, sondern man komme dem Anschauungs- und Abwechselungsbedürfniß des größeren Publikums entgegen. Die weiten Ausstellungsräume bieten Platz genug, um die langen Aneinanderreihungen gleichartiger Einzelobjecte zu unterbrechen und hier und da eine Gruppirung von Gebrauchsgegenständen zu bilden, die einen Einblick in das Alltagsleben der verschiedenen Völkertypen in Haus und Gemeinde, in Krieg und Frieden gewährt. Wenn dabei gelegentlich der Phantasie und dem ästhetischen Sinn Spielraum gelassen wird, so dürfte das dem ernst wissenschaftlichen Charakter des Instituts kaum schaden.

Georg Malkowsky.

Dramatische Aufführungen.

Die Zauberin am Stein.

Volksdrama in vier Aufzügen von Franz Nissel.

Das Ostend-Theater scheint sich der mit dem Schillerpreis Gekrönten besonders annehmen zu wollen: auf Wildenbruch's kraftvolles Glaubensdrama läßt es jetzt seines Schicksalsgenossen markloses Volksstück folgen. Wir wissen nicht, ob dieses letzterwähnte Werk von besonderem Einfluß auf das Urtheil der Schiller-Preisrichter gewesen ist, oder ob sie hauptsächlich die anderen Dramen Nissel's im Auge hatten, als sie ihm die Auszeichnung für seine dramatische Thätigkeit zuerkannten; auf jeden Fall kann die „Zauberin" eine ausdrückliche Hervorhebung innerhalb der neueren dramatischen Literatur nicht beanspruchen, denn sie zeigt, neben großen sprachlichen und scenischen Vorzügen, im Ganzen eine Künstlichkeit in der Composition und eine Unklarheit in der Handlung, welche ihre unmittelbare und kräftige Wirkung arg beeinträchtigen.

Das Hexenmotiv ist sehr beliebt in der neueren Literatur; in Romanen, Novellen und Dramen, die zum Theil von bedeutenden Autoren herstammen — ich erinnere nur an Freytag, Storm, Hans Hoffmann, Fitger — ist der tragische Conflikt benützt worden, zu welchem in geistesdunkler Zeit der Aberglaube der Menge und die vorzeitige Aufklärung Einzelner so häufig geführt haben. Wir sehen in den meisten dieser poetischen Schöpfungen unschuldig Leidende, deren unverdientes, hartes Schicksal unser Herz erbeben macht; die tragische Schuld wird nicht ihnen aufgebürdet, sondern den Verhältnissen und Vorurtheilen, in denen sie leben; sie kämpfen als Märtyrer der Geistesfreiheit den aussichtslosen, aber erhebenden Kampf gegen den Aberglauben und die Thorheit ihrer Umgebung und gehen unter als echte, tragische Helden, die mit ihrem Tode nur die Schuld ihrer Zeit, nicht aber eine persönliche, bezahlen.

Anders faßt Nissel, dessen Drama älter ist als Fitger's „Hexe",

Digitized by Google

Freytag's „Markus König" und Storm's neueste Hexennovelle, dieses Problem an. Er läßt seine Zauberin schuldig sein, zwar nicht schuldig der Zauberei und übernatürlicher Künste, aber des Hochmuthes und des frevelhaften Spieles mit dem abergläubischen Wahne des Volkes. Margarethe, die Wirthin „am Stein" ist als junges Geschöpf aus ihrem hader- und schuldvollen Elternhause entflohen und bei einem Einsiedler in geheimnißvollen Künsten und Wissenschaften erzogen worden. Als sie nach dem Tode der Eltern heimkehrt, um ihr Erbe, das Wirthshaus am Traunsee, anzutreten, lastet auf ihr der Fluch des Elternhauses, die Verachtung und das böse Mitleid des Volkes. Sie sucht durch segensreiche Wirksamkeit, durch Krankenpflege und Heilkunst, die Liebe ihrer Landsleute zu erringen, aber sie erntet nur Argwohn: ihre Kunst macht sie verdächtig, sie wird gemieden und gefürchtet und in ihrem selbstgefälligen Hochmuth zieht sie das Letztere dem Geliebtwerden vor und verbreitet absichtlich den Glauben an ihre Zauberkraft. Hierbei ist zu bemerken, daß diese Motivirung für das seltsame Auftreten der Hexe in den früheren Acten erst durch ihr Selbstbekenntniß im letzten Acte gegeben wird, daß also bis dahin der Zuschauer vor demselben psychologischen Räthsel steht, wie es das Landvolk am Traunsee zu lösen hatte, und daß hierdurch eine besondere Unklarheit in das ganze Gefüge des Dramas kommt. Denn das Wesen der dramatischen Spannung besteht doch sicherlich nicht in der Kunst, dem Publikum drei Acte hindurch ein Räthsel aufzugeben, das im vierten errathen wird.

Die Zauberin wird von Franz, dem reichen Müllerssohne, an das Krankenbett seiner Schwester gerufen und fährt mit ihm, begeistert durch seine aufopferungsvolle Liebe für jenes Mädchen, über den stürmischen See dahin. Zwischen Sturmestosen und Wellengebraus keimt die Liebe Beider zu einander empor; sie bricht bald bei dem Jüngling in hellen Flammen aus, aber das hoheitsvolle Mädchen, das er liebt, ist ja die Zauberin. Sie sagt ihm selbst mit keinem Worte, daß sie es nicht ist, sie läßt sich von dem Müller, nachdem das kranke Kind gerettet ist, vom Hofe weisen und schlägt, als der Jüngling ihr nacheilt, die von ihm ihr dargebotene Hand mit leidenschaftlicher Wildheit aus, nachdem sie mit ebenso glühender Leidenschaft an seinem Hals gehangen. „Zu seinem Besten", so sagt sie, „schwöre ich, daß ich niemals sein Weib werden will." Auf jeden Fall meint sie, daß er den Fluch, der auf ihr lastet, nicht theilen soll. Aber auch dies muß man erst errathen; die Motivirung dieser stürmischen Liebesscene ist unklar bis zur Unverständlichkeit.

Der verschmähte Liebende irrt als Verwahrloster in den Bergen umher; Margarethe, verlassen von Allen, selbst von ihrer alten Magd, muß zu der Verachtung, die das Volk auf sie häuft, noch das Elend der eigenen Erkenntniß tragen, daß sie den Geliebten unglücklich gemacht habe. Die Eltern des Jünglings kommen und flehen sie um ihre Hülfe, um Lösung des Zaubers, an. Sie soll, wie sie dem Sohne Liebeswuth angehext habe, ihm nun den Haß gegen sich selbst einflößen, damit er heimkehre. Wieder bricht bei diesem Ansinnen ihre Wildheit und ihr Stolz hervor. Sie flucht dem alten Müller, sie droht ihm mit allen Uebeln, die eine Hexe erzeugen kann. „Sterben sollst Du", so schreit sie, „daß Du dieses von mir verlangst; Feuer soll auf Dein Haus herabregnen — wenn ich eine Hexe bin, und Seuche Dein Vieh verderben — wenn ich eine Hexe bin." Dieser Conditionalsatz am Schlusse des Fluches ist für ein Volksstück wirklich zu fein und dialektisch angelegt, und wiederum steht man am Ende dieses dritten Actes vor dem ungelösten Räthsel der Persönlichkeit der Zauberin. Der Bösewicht des Stückes, ein früherer Liebhaber, dem sie einstmals den Tod am Galgen prophezeit hat und der nun von Rachegefühl gegen sie erfüllt ist, hört diese Drohungen Margarethens und schleicht, als der Vorhang fällt, mit den Worten davon: „Nun weiß ich, wie ich sie verderben kann."

Margarethe will in der Nacht nach diesem Vorgange entfliehen; sie will sich in der Einsamkeit verbergen, um Niemandem mehr durch ihr fluchbeladenes Dasein zu schaden. Als sie bei dem mitternächtigen Schlage der Glocke eben ihr Haus zu verlassen im Begriffe steht, bemerkt sie einen Feuerschein: die Mühle brennt. Sie eilt hinaus, um Hülfe wachzurufen, aber das Volk steht, ohne eine Hand zu rühren dabei: „Was Hexenkunst angesteckt hat, können wir nicht retten." Sie sinkt zusammen unter dem schweren Verdachte; schon stürmt auch der Müller herbei mit seinen Knechten, um die Hexe zu fangen. Aber Franz entreißt sie dem wüthenden Volke, schlägt den Nächsten nieder und flieht mit ihr in die Berge. Dort finden beide den Feind Margarethens, den Bösewicht des Stückes. Er hört das Bekenntniß der Zauberin, daß sie nie Hexenkünste gekannt, sondern nur mit dem Wahne des Volkes gespielt habe, er bekennt vor dem Volke, das nun mittlerweile auch herangekommen, daß er die Mühle angesteckt habe. Die Zauberin steht gerettet, gesühnt da — aber sie hat Gift genommen und stirbt sogleich nach ihrer Rehabilitation in den Armen ihres Geliebten.

Die Schwächen des Stückes werden in dieser kurzen Inhaltsübersicht deutlicher hervorstechen, als es vielleicht beim Anhören desselben der Fall ist. Denn eine schöne, edle Sprache und ein höchst geschickter Scenenbau täuschen oft genug über sie hinweg. Gleichwohl wird auch der Nichtreflektirende über die höchst mangelhafte Motivirung der Handlungsweise der Heldin nicht hinwegkommen können. Stolz und Hochmuth streiten in ihr jederzeit mit Aufopferungsfähigkeit und Nächstenliebe; plötzliches Aufwallen tiefer Leidenschaftlichkeit, dann wieder ein kühles, fast pessimistisches Ueberlegen; Begeisterung für ihre Kunst und geheime Wissenschaft und dann wieder Abscheu vor der merkwürdigen Rolle, die sie dadurch vor der Welt spielt, tauchen auf und nieder, und drei Acte hindurch schwankt ihr Bild nur in nebelhaften Umrissen vor unseren Augen, bis es sich im vierten durch ihr Selbstbekenntniß zu schönerer Reinheit herausbildet. So kommt es, daß wir eine wirkliche Sympathie nicht für die Titelgestalt fassen können und daß wir in unserem Fühlen gerade so hin- und herschwanken, wie in unserem Urtheile.

Die — übrigens sehr wenigen — Nebenfiguren des Stückes sind durchweg besser und schärfer charakterisirt und boten für die Darsteller des Ostend-Theaters keine sonderlichen Schwierigkeiten dar, so daß die Aufführung des Stückes eine recht lobenswerthe genannt werden kann, denn auch Fräulein Lenau als Margarethe zeigte sich als eine Künstlerin, die trotz der spröden Rolle, doch mit Verständniß und Leidenschaft die Hauptpartien wiedergab. Nur der Bösewicht des Herrn Kanow müßte etwas gemildert werden; es wird einem ja angst und bange bei seinem fürchterlichen Zähneknirschen und großartigen Augenrollen. O. B.

Notizen.

Liebesmärchen von Emil Ertl. (Leipzig, Liebeskind.). — In geradezu prachtvoller, mit reichstem Bilderschmuck verzierter Ausstattung bietet sich uns das Erstlingswerk eines jungen österreichischen Poeten dar. Ertl steht noch ganz im Banne Baumbach's, sowohl was Auffassung der Dinge als Behandlung der Sprache betrifft. Leider konnte er sich von Geziertheiten und Süßlichkeiten nicht immer frei halten, was eben die Wirkung so mancher Skizzen in bedenklicher Weise beeinträchtigt. Er zeigt aber so viele liebenswürdige Seiten seines Talents, daß wir von dessen Reife wirklich Gutes erwarten dürfen. Sehr sinnig ist „Das größte Leid"; minder gelungen trotz hübscher Ansätze „Das Herz aus Eisen"; hier möchte Ertl mit Hauff in die Schranken treten. Sehr schön ist „Rübezahl", hier zeigt Ertl's Talent so recht seine Wahlverwandtschaft mit Baumbach. Zu den besseren Skizzen gehören ferner „Der Stöckelvater" und „Duseldumm und Augentrost". Das Buch dürfte namentlich seiner glänzenden Ausstattung wegen große Beachtung in der Damenwelt finden.

E. W.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,

Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Londinismen — **Slang und Cant** — ein Wörterbuch der **Londoner Volkssprache**, sowie der üblichsten englischen **Gauner-, Matrosen-, Sport- und Zunft-Ausdrücke** ꝛc. ꝛc. Nebst einer geschichtlichen Uebersicht der **Quellen**, mehreren Musterstücken und einer kurzgefaßten Grammatik. Ein Supplement zu allen englisch-deutschen Grammatiken und Wörterbüchern von **H. Baumann**, Master of Arts of London University, Headmaster of the Anglo-German School, London. — 352 Seit. 8°, brosch. 4 ℳ; eleg. geb. 4 ℳ 60 ₰.

Langenscheidt'sche Verl.-Buchh., Berlin, SW. 11.

Wer seine Kinder an den langen Winterabenden angenehm beschäftigen, sie ruhig und artig sehen will, der kaufe einen der berühmten

● **Patent-Steinbaukasten.** ●

Der Erfolg ist ein **überraschender**, wie jeder bestätigen wird, der gesehen hat, mit welchem Eifer die Kinder **immer und immer wieder mit den farbigen Steinen** bauen. Man hüte sich vor **wertlosen Nachahmungen** und achte auf nebenstehende Fabrikmarke. Reichillustrierte Preislisten mit vielen Gutachten angesehener Pädagogen senden auf Verlangen gratis und franko

F. Ad. Richter & Cie.,
Rudolstadt, Wien, Olten (Schweiz), Rotterdam, London E.C., 1. Railway-Place, Fenchurch-Street.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schiller**, Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. nebst: **Lessing**, Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. und **Goethe**, Sämmtl. Werke. Vollständigste Ausg. letzter Hand. 55 Bde. zusammen 40 ℳ. — **Schlosser**, Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch**, 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes**, übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske**. 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue**, Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart"**, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

☛ Soeben erschien im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Von der roten Erde.

Westfälische Dorfgeschichten und andere Erzählungen

von

Otto Weddigen.

Preis elegant broschiert 3 Mark.

Der durch seine Dichtungen schon in weiteren Kreisen bekannte Verfasser bietet in seinem vorliegenden neuesten Werke eine Sammlung trefflicher Erzählungen, die nicht verfehlen wird, das Interesse jedes Freundes der „roten Erde" zu erregen und sich recht sehr als **passendes Festgeschenk** eignen dürfte.

Soeben erschien die von der Wissenschaft seit 2000 Jahren vergeblich gesuchte Lösung der

Quadratur des Kreises

geometrisch dargestellt v. **O. Widemann**, Ing. **Berlin, Hlge. Geist Str. 4, I. im Selbstverlag. Preis 1 Mark.**

Eduard Rühl's Verlag in Bautzen.

Soeben erschien:

Dämmerstunden.

Gedichte von **Clemens Drache.**

Eleg. brochirt 1 ℳ 50 ₰. Eleg. geb. 2 ℳ 40 ₰.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schmidt, Alex., Shakespeare-Lexicon. A complete dictionary of all the english words, phrases and constructions in the works of the poet. Second edition. **2 Vols.** Mk. 24.—, geb. Mk. 29.—

Deutscher Kalender.

30 Originalzeichnungen von **Emil Doepler d. J.** und einleitender Text von

Preis 1 Mark. **Julius Wolff.** **Preis 1 Mark.**

Verlag von **Reinhold Kühn** in **Berlin** W., Leipziger Str. 115.

Wichtige Ankündigung einer **Wohlfeilen Ausgabe** der vorzüglichsten sprachwissenschaftlichen à 4 ℳ 50 ₰. = **Werke** von **Prof. Dr. Aug. Boltz.** = (früher 7 ℳ 50 ₰.)

Vorschule d. Sanskrit. Hülfs- u. Uebungsbuch für Jedermann, besonders für **Lehrer moderner Sprachen.** ℳ 4. 50.

Beiträge z. Völkerkunde aus Wort u. Lied. 8 Abhandlungen u. Vorträge **nebst Sammlung v. über 100 Dichtungen in 20 Sprachen u. Dialekten** i. Urtexte u. metr. Uebersetzg. ℳ 4.50.

Im selben Verlage erschien: **Prof. Ldg. Frauer** (Stuttgart).

Lehrbuch d. althochd. Sprache u. Literatur. **Für höhere Schulen u. z. Selbstunterricht.** 25 Bogen. gr. 8°. ℳ 4. 50.

Wichtige Novität! *Soeben erschienen!* **Ernst Weigand's**

Die Wurzeln d. musikal. Ausdrucks. **Eine reine Klangtheorie,** auf Grund **seiner neuen Notation.** M. 9 Taf. ℳ 3.

„Weigand's „Reine Klangtheorie" legt den Grund zu einer wirklich musikwissenschaft-„lichen Schule .... etc. *(Wiesbadener Presse.)*

„Ein Werk ... welches der, in der **musikal. Wissenschaft herrschenden Zerfahrenheit,** ein „Ende zu machen wohl geeignet ist ... etc. *(Darmstädter Tagblatt.)*

„Ihre Erforschungen (recherches) sind **unbedingt sehr scharfsinnig** .... und hätten Sie „den Stein der Weisen gefunden, so würden Sie nicht die Freude haben, die Ignoranten und „diejenigen zu überzeugen, **welche aus Denkfaulheit** (esprit de paresse) **jede Neuerung** zurück-„weisen, und sei sie die sonnenklarste Wahrheit! *(Prof. Marmontel, Paris.)*

Durch jede Buchhandlg. od. **direct** von **Ernst Kern's Verlag, Oppenheim a/Rh.**

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 15. Januar 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Militärvorlage und der Reichstag. Von Major a. D. Victor Kurs. — Das Telephon in Gegenwart und Zukunft. Von Gustav van Muyden. — **Literatur und Kunst:** Wilhelm Scherer und seine Goethe-Aufsätze. Von Bruno Gebhardt. — Die letzten Bände von Janssen's Geschichtswerk. Von K. Jentsch. — **Feuilleton:** Humoristische Nemesis. Von Albert Roderich. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: Gespenster. Familiendrama in drei Aufzügen von Henrik Ibsen. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Zum allerletztenmal Jaques Saint-Cère. Von Paul Heyse. — Inserate.

Die Militärvorlage und der Reichstag.

Von Major a. D. Victor Kurs.

Infandum regina jubes renovare dolorem. So begann vor etwa 13 Jahren in dieser Zeitschrift einer ihrer Mitarbeiter seine Besprechung der damaligen Militärvorlagen, und unter der „Königin" dürfte er die Redaction der „Gegenwart" verstanden haben. Vielleicht denkt das deutsche Publikum, welches die Reichstagsverhandlungen über die jetzige Vorlage liest, ähnlich, nur daß es je nach seinem politischen Standpunkt die Reichsregierung meinen mag, die eine verfrühte Erneuerung des Septennats und mehr Mannschaften als bisher verlangt, oder die Reichstagsmajorität, die keine dieser Forderungen ganz zu erfüllen gedenkt und selbst ihre theilweise Erfüllung von Bedingungen abhängig gemacht wissen will, deren Acceptirung nach Ansicht der Reichsregierung eine Schwächung derselben Wehrkraft bewirken würde. Je nachdem der Einzelne den Gründen „der Reichsregierung" — um diesen kurzen Ausdruck statt des richtigeren „der verbündeten Regierungen" beizubehalten — oder der Reichstagsmajorität mehr Gewicht beilegt, wird er in dieser oder jener den Friedensbrecher erblicken, der „den unsäglichen Schmerz" — den Kampf um die Höhe und Dauer des für das deutsche Heer von der Volksvertretung zu Bewilligenden und um die Art der Zusammensetzung und Ausbildung des Heeres — zu erneuern gebietet.

Die Reichsregierung sagt: Deutschland ist wegen seiner geographischen Lage gefährdeter, als einer seiner beiden mächtigsten Nachbarn, Frankreich und Rußland; denn es lassen sich Fälle denken, in welchen es von zwei Seiten, nämlich von eben diesen beiden Nachbarreichen zugleich, angegriffen werden kann, während diese nur eine als bedroht ansehbare Grenze haben. Durch die Verstärkung ihrer Heeresmacht in Frieden und Krieg, welche Frankreich und Rußland in weit höherem Maße als Deutschland seit Jahren haben eintreten lassen, ist derjenige Vorsprung, den Deutschland durch die seit längerer Zeit eingeführte allgemeine Wehrpflicht wenigstens vor Frankreich voraus hatte, mehr als eingeholt, und selbst im Bunde mit Oesterreich wird Deutschland in absehbarer Zeit erheblich schwächer sein, als seine Nachbarn. Deshalb ist eine Verstärkung unserer Heeresmacht im Frieden nothwendig, die eine entsprechende oder vielmehr vervielfältigte Verstärkung im Kriege sicherstellt. Daß diese Sicherstellung möglichst bald, und zwar schon ein Jahr vor Ablauf der Giltigkeit der jetzt für die Heeresformation maßgebend gewesenen Normen eintrete, ist durch die schon gegenwärtig vorhandene Spannung der politischen Lage geboten.

Das Maß der Verstärkung spannt die individuellen Kräfte der deutschen Nation nicht mehr an, als sie es in dem Anfang der 70er Jahre waren; wir überweisen ja genau so viel Rekruten weniger der Ersatzreserve, wie wir in das Heer einstellen, nämlich in Preußen und den „eng verbundenen" Contingenten 11,853, in Sachsen 1662, in Württemberg 405 und in Bayern 1473, zusammen 15,393 Mann. Wir würden gern die Verstärkung dauernd bewilligt sehen, begnügen uns aber mit einer Bewilligung auf sieben Jahre, weil diese Zeit genügt, um feste Rahmen für die Neuformationen zu geben. — Eine gesetzliche Beschränkung der Dienstzeit für die Infanterie können wir nicht zulassen, da in zwei wichtigsten Dienstzweigen — der Ausbildung im Schießen und der im Patrouillendienst — die Erfahrungen zu stark dafür sprechen, nur für die bestausgebildeten Leute auf das dritte Dienstjahr zu verzichten. Der Vergleich mit früheren Zeiten kann uns in dieser Ueberzeugung nicht wankend machen, da damals in allen Dienstzweigen weit geringere Anforderungen gestellt werden konnten als jetzt. — Um die neuen Truppenkörper — 31 Infanterie- resp. Jägerbataillone, 24 Batterien (Feld-) Artillerie, 9 Compagnien Eisenbahntruppen, 1 Compagnie Pioniere, 14 Compagnien Train — sofort aufstellen zu können, sollen für diese außer etwa 9500 Ersatzrekruten Leute von zweijähriger Dienstzeit mit herangezogen werden. Der Rest der Ersatzrekruten soll in vorhandene Truppentheile, soweit diese einer Verstärkung bedürftig sind, eingestellt werden.

Nicht so einfach sind die Deductionen der Parteien wiederzugeben, aus denen sich die Reichstagsmajorität ad hoc zusammensetzte. Vorweg ist jedoch zu bemerken, daß der Werth jener Deductionen durch zwei Umstände erheblich herabgemindert wird. Erstens nämlich ist die Majorität, soweit dies die Commissions- und Plenarberathungen haben erkennen lassen, keine so große, daß sie an und für sich imponiren könnte. Zweitens gehören dieser Majorität Parteien an, die wohl die Zahl der Opponenten, nicht aber das Gewicht der Argumente derselben verstärken. Denn daß ein von der Berechtigung der Existenz und der Tendenzen seiner Partei überzeugter elsässer Protestler, Däne, Pole, Welfe oder Socialdemokrat nicht auch aus Abneigung gegen das deutsche Reich in seiner jetzigen Gestaltung und Verfassung, sondern nur aus den Gründen, die bisher von Vertretern der Majorität gegen die Vorlage in's Feld geführt sind, sich den Gegnern dieser letzteren zugesselle, das glaube, wer kann. — Jene Gründe nun sind etwa die folgenden: Frankreich stellt jährlich weniger Rekruten ein als in den Motiven der Regierungsvorlage behauptet ist; desgleichen ist die Friedenspräsenz- wie Kriegsstärke seines Heeres geringer als behauptet. Rußland hat seit Annahme des letzten

Digitized by Google

deutschen Septennats zwar seine Rekrutenziffer, nicht aber seine Friedenspräsenz erhöht. Das Bündniß mit Oesterreich-Ungarn verstärkt die Wehrkraft des Deutschen Reichs im Verhältniß von 2:3, also von 3 auf 5. Von einer für Deutschland nachtheiligen Aenderung der politischen Lage ist Nichts bekannt, von einer acuten Gefahr für Deutschland ebensowenig. Keinesfalls darf der Reichstag eine solche Gefahr anerkennen, ehe ihm vom Auswärtigen Amt durch einen Vertreter desselben eine Mittheilung darüber gemacht ist. Die Vorlage belastet das deutsche Volk in personeller Beziehung zu bedeutend, indem auf die nächsten sieben Jahre etwa 15,400 Rekruten jährlich mehr als bisher eingestellt und außerdem 1887/88 über 20,000 Mannschaften, die zwei Jahre gedient haben, zur Ableistung eines dritten Dienstjahres herangezogen werden sollen. Vor Allem aber ist die finanzielle Belastung unerträglich; denn nicht genug, daß durch die Neuformationen, die Kasernirungsbauten u. s. w. einmalige Ausgaben in sehr beträchtlicher Höhe entstehen, so verursacht die jährliche Unterhaltung der erhöhten Rekrutirung einen dauernden Mehraufwand von zwanzig Millionen Mark, wobei einige offenbar nothwendige Ausgaben noch nicht einmal mit gerechnet sind. Es ist endlich gar nicht abzusehen, woher diese Ausgaben gedeckt werden sollen; denn die Finanzlage des Deutschen Reichs ist eine sehr ungünstige.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß einerseits die vorstehende Aufzählung keine erschöpfende ist und daß andererseits nicht jedes Mitglied der Oppositionsparteien die gesammte Argumentation, wie sie hier wiedergegeben, zu der seinigen gemacht hat. Immerhin ist es zu verwundern, daß eine Coalition von Oppositionsparteien, aus deren Schooß diese Argumente — die kurz dahin zusammenzufassen wären: Eine Vermehrung der Rekrutenziffer ist in militärischer Hinsicht unnöthig, in finanzieller verderblich — vorgebracht wurden, nicht rund und nett erklärt hat: Wir beantragen, dem vorliegenden Gesetzentwurf die Zustimmung zu versagen und es bis zum Ablauf des bisherigen Septennats, also bis zum 1. April 1888, beim Alten zu belassen. — Wenn statt dieser einfachen Antwort Beschlüsse — in der Commission — zu Stande gekommen sind, die einer theilweisen Erfüllung der Forderungen der Regierungsvorlage entsprechen, so kann der Grund für dieses prima facie überraschende Resultat nur darin gesucht werden, daß die bedeutendsten beiden Oppositionsparteien ihrer Wählerschaften nicht vollständig sicher sind, oder daß sie die Ueberzeugung von der Unangreifbarkeit ihrer eigenen Argumente nicht in derjenigen Festigkeit besitzen, die sich im Ton und Inhalt der Reden ihrer Führer markirte. Wenn es aber schon überraschen konnte, daß in der Reichstagscommission Vermittelungsvorschläge gemacht wurden und Annahme fanden, so war jedenfalls das Ergebniß der gesammten Verhandlungen der Commission noch weit überraschender. Ihre 1. Sitzung hielt die Commission, die durch Plenarbeschluß vom 4. Dec. v. J. mit der Durchberathung der Regierungsvorlage betraut worden war, am 9. und ihre letzte (8.) vor den Ferien am 17. Dec. Weder der Antrag Huene — Bewilligung der projectirten Neuformationen für die Specialwaffen sowie der geforderten neuen fünf Infanterie-Regimenter vom 1. April 1887 bis 31. März 1890, und der beantragten Verstärkungen für alle Truppentheile sowie von 16 Infanterie-Bataillonen auf ein Jahr, nämlich bis zum 31. März 1888 — noch der Antrag Stauffenberg — Bewilligung der gesammten Neuformationen und Verstärkungen (nach Abzug der Zahl der Einjährig-Freiwilligen) bis zum 31. März 1890 unter principieller Festsetzung zweijähriger Dienstzeit für die Infanterie — erlangten die Majorität; der durch ein Compromiß der Deutsch-Freisinnigen und des Centrums in der 8. Sitzung endlich zur Annahme gebrachte Antrag der Commission ging vielmehr dahin, statt der pro 1887/94 geforderten Präsenzstärke von 468409 Mann eine solche von 450,000 bis zum 31. März 1888 und eine solche von 441,200 Mann von da ab bis zum 31. März 1890 — ohne Anrechnung der Einjährig-Freiwilligen — zu bewilligen; die Differenz zwischen den beiden letzteren Quoten (8800 Mann) sollte einer für ein Jahr bewilligten Neuformation von 16 Bataillonen Infanterie und außerdem den etwa temporär nöthig erscheinenden Verstärkungen in den Grenzdistricten, die Differenz zwischen der Quote von 441,200 und der bisher gesetzlich fixirten von 427,274 Mann den übrigen in der Regierungsvorlage beantragten Neuformationen entsprechen, wobei freilich 468,409 weniger 450,000 resp. 441,200 = 18,400 resp. 27,209 Mann an der Präsenzstärke, wie sie die Vorlage beantragte, fehlten. In der zweiten Lesung — dieselbe fand nach einer achtzehntägigen Pause statt, welche vom Berichterstatter der Commission zur Herstellung der ersten 32, ziemlich splendid gedruckten Seiten des Berichts benutzt werden konnte — hatten sich die Ansichten soweit geklärt, daß zwar „vom 1. April 1887 ab" die Neuformirung aller Specialformationen und jener fünf Infanterie-Regimenter und eventuell „vom 1. April 1887 bis 31. März 1888" die Neuformirung von weiteren 16 Infanterie-Bataillonen genehmigt, eine neue Festsetzung der Präsenzstärke oder deren Gültigkeitsdauer aber gar nicht beliebt wurde. Mit diesem wunderbaren Ergebniß der Berathungen seiner Commission tritt der Reichstag, während diese Zeilen in den Druck gehen, in die zweite Plenarlesung der Vorlage. In welcher Weise der Torso, den die Commission dem Plenum übergeben hat, von diesem ergänzt werden wird, ist um so schwerer vorauszusagen, als der Reichskanzler, wie zu erwarten, in die Debatten eingegriffen hat; wie die Parteiverhältnisse im Reichstage sich einmal zugespitzt haben, kann dieses Eingreifen das Schicksal der Regierungsvorlage ebensogut verschlimmern als verbessern. Wegen dieser Schwierigkeit der Voraussage muß hier eine retrospective Betrachtung genügen.

Diese mag zunächst an die obenbezeichneten Argumente der Gegner der Vorlage anknüpfen. Daß Mitglieder des Deutschen Reichstags mit dem Kriegsministerium Rußlands oder Frankreichs Verbindungen haben sollten, die sie mit authentischen Material in Bezug auf die Armeen dieser Staaten versähen, ist nicht anzunehmen; vielmehr werden die Reichstagsmitglieder ihre Informationen, soweit sie denen der Reichsregierung widersprechen, aus Zeitungen oder Zeitschriften beziehen. Daß sie indeß im Stande wären, das in solchen gebotene Material in derjenigen Vollständigkeit zu sammeln und mit derjenigen fachmännischen Kritik zu sichten, wie das im Generalstab geschieht, ist ebensowenig wahrscheinlich, wie es wahrscheinlich ist, daß von Seiten der Commission der Reichsregierung in ihrer amtlichen Eigenschaft tendenziös die Stärke der genannten Staaten übertrieben dargestellt werde. Mag daher Einzelnes auch wirklich anfechtbar sein, was jene Commissare vorgebracht haben, im Ganzen — das dürfte nur von Wenigen bestritten werden — wird man ihren amtlichen Darlegungen, nach welchen eine dauernde Verstärkung unserer Heeresmacht nothwendig ist, wenn anders diese nicht sehr in Nachtheil gerathen soll, Glauben schenken müssen.

Etwas weniger klar steht es mit demjenigen Theil der Motivirung der Vorlage, der auf die gegenwärtige politische Situation Bezug nimmt. Man braucht von Militärangelegenheiten herzlich wenig zu verstehen, um einzusehen, daß eine am 1. April 1887 bewirkte Vermehrung der Rekrutenzahl für einen Frühjahrs- oder Sommerfeldzug 1887 von wenig oder keiner Bedeutung ist. Vielleicht aber liegt die Frage so: Haben bestimmte politische Ereignisse im Spätherbst 1886 stattgefunden, die die Gefahr einer Kriegskoalition gegen Deutschland so nahe erscheinen ließen, daß man, um der Wiederkehr ähnlicher Constellationen gegenüber besser gerüstet zu sein, sich zu einer thunlichst raschen Vermehrung der Rekrutenzahl entschloß? Diese Frage wird man — ganz abgesehen von bekannt gewordenen Aeußerungen hoher Personen — vielleicht schon zu bejahen geneigt sein, wenn man sich der amtlichen Aeußerungen der Reichsregierung und ihrer Organe erinnert: „Die Situation ist nicht soweit gereift, um von deutscher Seite her amtlich und öffentlich besprochen zu werden." Der Reichskanzler kann „aus dem Gebiete der bisher nicht öffentlich bekannt gewordenen Situation Nichts hinzufügen, was gegenwärtig ohne Schaden für unsere auswärtigen Beziehungen und für den allgemeinen Frieden gesagt werden könnte." Die — hier — unterstrichenen Worte deuten jedenfalls auf ganz bestimmte Vorkommnisse. —

Digitized by Google

Daß die Durchführung der Regierungsvorlage durch die Einziehung von über 15,000 Rekruten mit mindestens 30monatlicher durchschnittlicher Dienstzeit die nationale Productionskraft ungleich mehr schädigt, als durch die etwa achtzehnwöchentliche Einziehung derselben Leute als Ersatzreservisten, ist ebenso klar, wie der fernere finanzielle Nachtheil der Vorlage, daß das Reichsbudget mit über 20 Millionen Mark dauernden Mehrausgaben belastet werden würde. Da aber vom rein finanziellen Standpunkt aus jede, auch die weitestgehende Beschränkung der Präsenzziffer — und diese hängt ja von dem Rekrutencontingent wesentlich ab — ebenso willkommen sein würde, wie vom rein militärischen Standpunkt aus ihre weitestgehende Erhöhung, so muß die Frage dahin präcisirt werden, ob die Mehrausgabe überhaupt noch erträglich erscheint und ob sie im Verhältniß steht zu der durch sie erreichten Erhöhung der Sicherheit des Reiches nach außen.

Was nun den ersten Punkt anbetrifft, so fallen zwar bekanntermaßen alle Zusammenstellungen über die Heeresausgaben der einzelnen größeren Reiche, auf den Kopf der Bevölkerung reducirt, zu Gunsten des Deutschen Reiches aus, allein dem gegenüber kann man immer noch einwenden, das Deutsche Reich sei ein im Ganzen nicht reicher Staat und der Reichsangehörige trage neben seinen Staatslasten noch erhebliche andere Lasten, die bei anderen Staaten in den Staatsabgaben mit stecken. Es wird daher die Frage lieber so zu stellen sein: Ist die Mehrausgabe von 47 Pfennig pro Kopf und Jahr im Vergleich zu der jetzigen von 9 Mark 53 Pfennig wirklich so sehr beträchtlich, daß man, um sich ihr ganz oder theilweis zu entziehen, derjenigen Vermehrung der Sicherheit unserer Grenzen entbehren möchte, die die Vorlage binnen wenig Jahren schafft? — Und was den hiermit eben schon berührten zweiten Punkt anbetrifft: Erreichen wir wirklich durch jenes Plus an jährlichem Geldaufwand eine entsprechende Vermehrung unserer Sicherheit? Bedenkt man, daß die Durchführung der verstärkten Rekrutirung uns im Laufe des Septennats ein Mehr von mindestens 80,000 Mann, und zwar in ordnungsmäßig gegliederten Truppenkörpern, zuführen würde, so wird man auch hierüber nicht viele Zweifel mehr unterhalten können.

Es fragt sich nur, ob nicht eine geringere Einstellung von Rekruten in das Heer, bei gleichzeitiger Ausbildung des Restes in der Ersatzreserve, genügen dürfte. Aber das ist nicht ganz der Weg, den die Reichstagscommission eingeschlagen hat. In ihrer ersten Lesung erniedrigt sie die vorgeschlagene Erhöhung der Präsenzziffer für das erste Jahr um 18,409, für die beiden folgenden Jahre um 27,209 Mann, über die spätere Zeit bestimmt sie Nichts und einen großen Theil der Neuformationen will sie nur auf ein Jahr bewilligt wissen. Sie erlaubt also die Einziehung der gesammten Rekrutenzahl für das Heer (statt, wie bisher, theilweis für die Ersatzreserve), bewilligt aber nur einen Theil der Neuformationen auf drei Jahre, so daß deren Qualität eine geringere wird, und einen anderen Theil nur auf ein Jahr. Daß derartige Neuformationen zum größten Theil durch Abgabe aus anderen Truppentheilen gebildet, daß also nach dem einjährigen Bestehen jener Neuformationen die diesen Zugetheilten, soweit sie nicht Dreijährige oder Dispositionsurlauber, wieder ihren alten Truppentheilen überwiesen werden müssen, daß dadurch eine heillose Confusion innerhalb der Truppen entsteht, und daß alle diejenigen Kosten, die als einmalige für die Neuformationenzu betrachten sind, bei einer Formirung für ein Jahr ziemlich genau so hoch sind, wie bei einer solchen für sieben, ist unbeachtet geblieben. Daß ferner die Durchführung des Vorschlages der Formirung von Truppen für ein einziges Jahr die Gefahr eines Conflikes, wie ihn Preußen in den sechziger Jahren erlebt hat, mit sich bringt, ist ebenfalls nicht berücksichtigt. Noch unglücklicher ist der Ausfall der zweiten Lesung, diese läßt die Frage der Präsenzziffer ganz in der Schwebe und bahnt ihre Lösung nur in einer Resolution an. Beiden Commissionsanträgen gemeinsam ist der Nachtheil, daß sie Provisorien von zu kurzer Dauer schaffen. Von allen Entrüstungsadressen ganz abgesehen, glauben wir, daß das deutsche Volk in seiner Mehrheit ganz zufrieden ist, wenn es seine Heereseinrichtungen auf längere Zeit sicher gestellt weiß, und daß ihm mit kurzen Provisorien so wenig gedient ist, wie mit Ersparnissen auf Kosten seiner Sicherheit.

Das obenerwähnte Eingreifen des Reichskanzlers in die Verhandlungen des Plenums hat zunächst nur so viel klargestellt, daß die Nichtbewilligung des Septennats mit der Auflösung des Reichstags beantwortet werden würde. Hierdurch ist die Hoffnung Derer stark herabgemindert, die in dem neuen, für die Plenarberathung eingebrachten Antrag Stauffenberg — Bewilligung sämmtlicher Verstärkungen und Neuformationen, sowie der von der Reichsregierung geforderten Präsenzziffer — eine der Regierung genügende Abschlagszahlung erkennen wollten. Die Mehrheitsparteien ihrerseits halten vorläufig noch an der Ansicht fest, daß die Genehmigung der Regierungsvorschläge statt auf sieben nur auf drei Jahre ja durchaus nicht eine weitere Genehmigung nach Ablauf dieser 3 Jahre ausschlösse.

Das Telephon in Gegenwart und Zukunft.

Von Gustav van Muyden.

Eine kurze Spanne Zeit ist vergangen, seitdem Ph. Reis in Frankfurt zum ersten Male die menschliche Stimme auf weitere Entfernungen auf elektrischem Wege durch einen Draht übertrug und es Graham Bell gelang, das Telephon in das praktische Leben einzuführen, und doch hat dieses Verkehrsmittel bereits eine Verbreitung gefunden, die man vor wenigen Jahren für durchaus utopisch gehalten hätte. Der Fernsprecher spielt, so jung er ist, in unserem Verkehrsleben schon eine so bedeutende Rolle, daß selbst der Telegraph diesen Mitbewerber zu fürchten beginnt, und daß die Zeit nicht mehr fern zu sein scheint, wo er eine förmliche Umwälzung in den Beziehungen zwischen den Gliedern der menschlichen Gesellschaft hervorrufen werde. Leider fehlte es jedoch bisher an statistischen Ausweisen über die Verbreitung des Fernsprechers, weil die meisten Staaten, wohl zu ihrem Leidwesen, die Bedeutung des Telephons verkannt und dessen Ausbeutung vielfach Privatgesellschaften überlassen haben, deren Angaben, falls solche überhaupt zu erlangen sind, allzuoft der Zuverlässigkeit entbehren.

Um so freudiger ist es unter diesen schwierigen Verhältnissen zu begrüßen, daß das Journal télégraphique, amtliches Organ des Welttelegraphenvereins, sich bemüht hat, wenigstens eine annähernd genaue Statistik des Standes des Fernsprechwesens am Schluß des vergangenen Jahres aufzustellen und auf diese Weise ein Urtheil über dessen Verbreitung zu ermöglichen.

Was zuvörderst die erste Stufe, gleichsam die Kinderschuhe der Telephonie, den Verkehr innerhalb ein und derselben Ortschaft, anbelangt, so gestaltet sie sich nach den letzten Nachrichten wie folgt:

	Zahl der Angeschlossenen
Deutsches Reich	12423

(Darunter sind jedoch einige Tausend „unechte" Telegraphenstationen nicht einbegriffen, die mit dem nächsten Hauptamt nur telephonisch verkehren.)

	Zahl der Angeschlossenen
Oesterreich-Ungarn . . .	3092
Belgien	3484
Dänemark	1470
Spanien	601
Frankreich	7177
Großbritannien	15495
Italien	8280
Luxemburg	120
Niederlande	2293
Portugal	826
Rußland	5270
Schweden und Norwegen .	5904
Schweiz	5097
in Europa insgesammt	71532 Angeschlossene.

Die Vereinigten Staaten von Amerika wiesen dafür Ende

Digitized by Google

1885 bereits die erstaunliche Zahl von 137,570 Telephonabonnenten auf! Von den übrigen Ländern Amerikas sind besonders Brasilien und Argentinien, von den australischen die Colonie Victoria zu nennen. Neuseeland, China (Schanghai) und die Sandwichinseln haben aber auch bereits eine erhebliche Anzahl Angeschlossener. Sie besitzen zusammen 13,659 Telephonabonnenten.

Die ungefähre Bevölkerungszahl der erwähnten Länder haben unsere Leser wohl im Kopfe. Sie erkennen also gleich aus obiger Aufstellung, daß der Fernsprecher höchst ungleich vertheilt ist. Von den Vereinigten Staaten, der Heimath des Telephons, sehen wir, weil dort abnorme Verhältnisse obwalten und der Yankee überhaupt sehr neuerungssüchtig ist, ab. Woher kommt es aber, daß beispielsweise das gewerbreiche Frankreich gegen Deutschland so sehr zurückgeblieben ist, daß die kleine Schweiz und das wenig bevölkerte Schweden-Norwegen sogar Rußland die Wage halten, daß Großbritannien mit seinem hochentwickelten Verkehr, wenn man die erwähnten „unechten" Telegraphenämter zurechnet, sich noch nicht auf die Stufe Deutschlands aufgeschwungen hat? Es liegt nahe, den Grund in den für den Telephonanschluß geforderten Gebühren zu suchen, und es soll nicht bestritten werden, daß die übertriebenen Ansprüche vieler Privattelephongesellschaften auf die Entwickelung hemmend eingreifen müssen. So kostet dieser Anschluß in Berlin und, irren wir nicht, in ganz Deutschland 150 Mark, in Paris aber 480 Mark, in London 400, in Wien 300 Mark. Etwa gleiche Preise wie in Deutschland werden dagegen in den Hauptstädten Italiens gefordert, wo der Fernsprecher sich überhaupt einer regen Betheiligung erfreut, während die Schweiz, welche aber nur kleine Städte aufweist, sich mit 120 Mark begnügt, und die schwedischen Taxen etwa den deutschen entsprechen. Es wirken aber auch andere Ursachen für die ungleiche Dichtigkeit des Fernsprechnetzes mit, und wir glauben nicht ganz fehl zu gehen, wenn wir annehmen, daß die Mangelhaftigkeit der übrigen öffentlichen Verkehrsmittel vielfach dabei eine Rolle mit spielt. Wie kommt es, um ein Beispiel aus einem verwandten Gebiete herauszugreifen, daß die Schweiz, deren Handel und Gewerbe dem des Deutschen Reiches sicherlich nachsteht, und deren Bevölkerung auch nicht gebildeter ist, als die unserige, im Verhältniß zwei bis drei Mal mehr Telegramme absendet und empfängt als Deutschland? Wir wüßten keinen anderen Grund dafür anzugeben, als die mit dem bisherigen Fehlen der Nachtzüge zusammenhängende Mangelhaftigkeit der Postverbindungen. Der Berliner Kaufmann hat bis 8 Uhr Abends Zeit, um an seinen Kölner Geschäftsfreund zu schreiben, und dieser findet den Brief den anderen Morgen auf seinem Pult. Der Züricher empfängt dagegen, obwohl die Entfernung nur halb so groß ist, den Abends aufgegebenen Brief seines Genfer Collegen erst nach etwa 24 Stunden. Da greifen die Leute zum Telegraphen, und das ist ihnen nicht zu verdenken. Mit dem Fernsprecher wird es sich wohl ebenso verhalten. Wo die Stadtpost ungenügend ist, nimmt man eben zum Fernsprecher seine Zuflucht.

Wir verkennen übrigens keineswegs, daß noch andere Faktoren: die Gesprächigkeit, das Mittheilungsbedürfniß der Bevölkerung, das geringere oder größere Entgegenkommen der Behörden bez. Gesellschaften ꝛc. ebenfalls eine Erklärung für die ungleiche Vertheilung des Fernsprechers abgeben.

Sehr auffallend sind auch die Unterschiede zwischen den Millionenstädten. Es zählen nämlich:

Berlin . . .	4300	Abonnenten	oder	1	auf	306	Einwohner
Paris . . .	4054	"	"	"	"	691	"
London . .	4193	"	"	"	"	1134	"
Wien . . .	946	"	"	"	"	1268	"
New-York und Brocklyn	11354	"	"	"	"	167	"

Darnach nimmt die deutsche Reichshauptstadt in Europa unbedingt den ersten Rang ein, was wohl zum guten Theil den billigen Gebühren zuzuschreiben sein dürfte. Selbst in New-York, wo sich zahlreiche Gesellschaften gegenseitig unterbieten, kostet der Anschluß zwischen 262 und 780 Mark, in Brocklyn 400 M. Die Zahl der Berliner Abonnenten ist eine um so auffallendere, als sich die Hauptstadt Deutschlands nicht nur einer musterhaft organisirten Stadtpost und mehrerer Privatpostanstalten, sondern auch eines ausgedehnten Rohrpostnetzes erfreut, einer Einrichtung, die in Amerika ganz unbekannt ist.

Aus den eben mitgetheilten Angaben geht hervor, daß, abgesehen von den Haustelephonen, Ende 1885 in runden Zahlen in der ganzen Welt 223,000 Personen sich des Vorzuges erfreuten, die Mitbewohner ihres Aufenthaltsortes elektrisch anrufen zu können.

Darnach hat der Fernsprecher noch ein ungeheures Gebiet zu erobern. Nehmen wir an, die Erde trage 500 Millionen Menschen, die den Errungenschaften der Technik überhaupt nicht unzugänglich sind; ziehen wir dann die Bewohner des platten Landes und der kleineren Orte, also etwa 90 Procent als nicht telephonfähig, ab, so verbleiben noch immer 50 Millionen Sterbliche bezw. etwa 10 Millionen Hausstände, denen die Segnungen der Reis'schen Erfindung zugänglich zu machen sind. Die 223,000 Angeschlossenen bilden aber nicht einmal 5 Procent des obigen Betrages. Es eröffnet sich daher den Telephon- und Drahtfabrikanten ein schönes Feld der Thätigkeit.

Wir gehen nun zur zweiten Stufe der Telephonie über. Bis vor Kurzem war, abgesehen von den telephonisch betriebenen Telegraphenämtern des Deutschen Reiches, der Fernsprecher nur ein Ortsverkehrsmittel, eine verbesserte Stadtpost, ein auf der Höhe der Zeit stehender Dienstmann. Nachdem es sich aber herausgestellt hatte, das Telephon sei weittragender als man zuerst annahm, kam man, besonders in Deutschland, in England, in der Schweiz und den Vereinigten Staaten, auf den Gedanken, auch nicht allzu entfernte Ortschaften an einanderzuschließen, sei es mittelst der öffentlichen Fernsprechämter, sei es mittelst Verbindung der einzelnen Centralstellen, und zwar wurden hierzu entweder besondere Leitungen angelegt, oder man bediente sich des weiter unten zu besprechenden Systems des Belgiers van Rysselberghe. Das Deutsche Reich besitzt bereits 23 solche Verbindungen zwischen einzelnen Ortschaften, darunter die längste in Europa, die Berlin-Lübecker, Frankreich 4, Großbritannien 17, die Schweiz 39 und die Vereinigten Staaten 8, darunter aber die längste (515 Kilometer), zwischen Kansas-City und St. Louis. Die Zahl dieser Anschlüsse ist in rascher Zunahme begriffen, jedoch hauptsächlich bei uns und in der Schweiz, also in den Ländern, wo die Telegraphenverwaltungen so weit ausschauend waren, das Telephon für einen integrirenden Theil des Telegraphenmonopols zu erklären, indem sie einsahen, daß beide Verkehrsmittel unzertrennlich verbunden sind. Ja es wurden, wie oben bereits erwähnt, Telegraphie und Telephonie, gleich nach der Erfindung des Fernsprechers im Deutschen Reiche in der Weise verschmolzen, daß man öffentliche Fernsprechämter und bald darauf einige Tausend „unechte" Telegraphenämter schuf, das heißt Nebentelegraphenämter, die mit dem nächsten Hauptamt nur telephonisch verkehren. Die bei diesen Aemtern aufgegebenen Telegramme werden telephonisch befördert und erst auf dem Hauptamt in die Telegraphensprache übertragen, während umgekehrt die für die Nebenämter bestimmten Telegramme erst hier aufgeschrieben wurden. In mehreren Ländern mit staatlichem Fernsprechbetriebe besteht auch die sehr nützliche Einrichtung, daß der „Angeschlossene" seine Telegramme bei dem nächsten Telegraphenamt telephonisch aufgeben kann, und die an seine Adresse gerichteten Telegramme auf demselben Wege empfängt, was begreiflicherweise eine erhebliche Beschleunigung zur Folge hat. Was aber die im Wesentlichen deutsche Einrichtung der „unechten" Telegraphenämter anbelangt, so bietet sie den unermeßlichen Vortheil, daß auch die unbedeutendste Ortschaft ohne wesentliche laufende Kosten an das die Welt umspannende Drahtnetz angeschlossen werden kann. Telegraphiren ist nicht Jedermanns Sache; das Telephoniren erfordert dagegen keinerlei Vorkenntnisse und es vermag jeder Postbeamte diesen Dienst zu versehen. Welchen Anklang der Gedanke gefunden hat, beweist übrigens der Umstand, daß das erwähnte Journal télégraphique bereits vor etwa zwei Jahren den Vorschlag machte, im Inlandverkehr kleiner Länder und im Pro-

Digitized by Google

vinzialverkehr größerer Staaten überhaupt den Telegraphen durch den Fernsprecher zu ersetzen.

Wir kommen nun zu der dritten Stufe, zu der Telephonie auf weite Entfernungen bezw. zur Welttelephonie.

Dieser großartige Gedanke ist vom Staatssecretär von Stephan längst in's Auge gefaßt. Das beweisen die im Jahre 1885 auf Deutschlands Vorschlag vereinbarten Normativbestimmungen für den Welttelegraphenverkehr. Dieselben sind allerdings noch nicht in Kraft getreten, weil die Bedingungen bis vor Kurzem zum Theil noch nicht vorhanden waren. Das Betreten der dritten Stufe ist indessen seit einigen Wochen ermöglicht, und zwar durch die epochemachenden Versuche, über welche wir jetzt kurz berichten wollen.

Welche Bedingungen sind zu erfüllen, wenn der internationale Telephonverkehr zur Wirklichkeit werden soll?

Die erste Bedingung ist, daß ein und dieselbe Linie sich zum Telegraphiren sowohl wie zum Telephoniren benutzen läßt, und zwar ohne daß sich diese Arten des Gedankenaustausches gegenseitig stören. Unerläßlich ist freilich diese Bedingung nicht, weil, wie die Erfahrung bei der zweiten Stufe der Telephonie gelehrt hat, besondere Telephondrähte sich bezahlt machen, sobald der Verkehr eine gewisse Ausdehnung erlangt. Sehr erwünscht ist aber immerhin die Sache, und so dürfte das erwähnte Verfahren van Ryfselberghe's, welches die gleichzeitige Verwendung der vorhandenen Leitungen für beide Zwecke ermöglicht, als ein hochbedeutsamer Fortschritt anzusehen sein.

Die zweite Bedingung ist gleichfalls keine unerläßliche und deren Erfüllung lediglich eine Geldfrage. Wir meinen die Ersprießlichkeit der Ersetzung der eisernen Leitungen durch kupferne, sobald man dieselben für die Zwecke der Telephonie auf weite Entfernungen benutzen will. Diese Bedingung, auf die wir unten zurückkommen, ist übrigens bereits zum Theil erfüllt.

Die dritte Bedingung endlich ist, daß der Fernsprecher der Entfernungen spottet, daß seine Stimme ebenso weit dringt, wie der Puls des Telegraphenapparates. Diese Bedingung wäre nunmehr, laut einem amtlichen Berichte des Herrn van Ryfselberghe an die belgische Telegraphenverwaltung, im Wesentlichen erfüllt, und es stände nichts mehr im Wege, daß Berlin sich mit Pecking, der Canadier mit dem Bewohner vom Kap Horn unterhält.

Den beregten Bericht wollen wir nunmehr in gedrängtem Auszuge wiederzugeben suchen:

Da die Entfernungsbedingungen in Europa nicht vorlagen, begab sich Herr van Ryfselberghe im letzten Frühjahr, zur Vornahme von entscheidenden Versuchen mit seinen Apparaten, nach den Vereinigten Staaten, deren größere Telegraphengesellschaften ihm ihre Linien zur Verfügung gestellt hatten. Der erste Versuch auf der Linie Grafton-Parkersburg (167 Kilometer) bot in Bezug auf die Entfernung nichts Besonderes. Es wurde aber durch denselben die wichtige Thatsache festgestellt, daß der gleichzeitige Betrieb des Fernsprechers und des Quadruplex-Telegraphen, also eines mit außerordentlicher Geschwindigkeit arbeitenden Telegraphen, recht gut möglich ist, und daß beide Betriebe, Dank den die Induktion aufhebenden Apparaten van Ryfselberghe's, einander nicht im Geringsten stören.

Entscheidend war auch ein zweiter Versuch zwischen Grafton und Fostoria (368 Kilometer) insofern, als er bewies, daß man auf diese an sich schon erhebliche Entfernung mittelst eiserner Leitungen telephonisch verkehren kann; darüber hinaus drang jedoch die Stimme nicht durch und es waren nur einzelne Worte zu hören, oder es erfuhr die Stimme des Sprechenden eine solche Veränderung — sie wurde so dumpf —, daß man sie nicht mehr erkannte.

Wir übergehen die weiteren Versuche mit dünneren kupfernen Leitungen auf Entfernungen bis etwa 1000 Kilometer, die im Großen und Ganzen sehr befriedigend ausfielen, und gelangen nun zu dem entscheidenden Experiment, zu den Sprech-Versuchen zwischen New-York und Chicago auf eine Entfernung von 1625 Kilometern, das heißt, da die Rückleitung in Anschlag zu bringen ist, durch eine Leitung von 3250 Kilometern. Gleichsam in's Deutsche übersetzt, entspricht dies dem telephonischen Gespräch eines in Basel wohnenden Kaufmanns mit einem Geschäftsfreunde in Eydtkuhnen an der russisch-deutschen Grenze!

Ermöglicht wurde dieser Versuch durch die Bereitwilligkeit der United Lines Telegraph Co., welche zwischen beiden Städten direkte Telegraphenlinien betreibt. Die Leitungen sind sechs Millimeter dick und bestehen aus einer mit Kupfer überzogenen Stahlseele. Praktisch sind solche Linien, wie van Ryfselberghe versichert, den rein kupfernen in Bezug auf das Leitungsvermögen gleich zu achten. Durch das Telephoniren erfuhr der Telegraphenbetrieb keine Unterbrechung.

Leider hat sich bisher keine Gelegenheit zu der Ermittelung geboten, ob die menschliche Stimme auch durch ein längeres unterseeisches Kabel dringen würde, weshalb wir oben nur Landstrecken als Beispiel angeführt haben. Daß es aber gelingt, auch über den Ocean zu telephoniren, ist kaum zu bezweifeln. Hat doch Graham Bell sich mehrfach in diesem Sinne ausgesprochen.

Aus dem New-York-Chicagoer Versuche ergab sich endlich die Thatsache, daß der Fernsprecher viel weiter reicht als der gewöhnliche Telegraphen-Apparat. Mit Hülfe besonderer, sehr feinfühliger, und eine besondere Vorbildung erfordernder Apparate gelingt es zwar bekanntlich seit Jahren, telegraphische Zeichen durch 4 — 5000 Kilometer lange, sorgfältig isolirte, unterseeische Kabel zu befördern. Auf Landlinien ist es jedoch nicht der Fall, und es muß bei größeren Entfernungen jede Depesche mehrere Male umtelegraphirt, also gleichsam aufgefrischt werden, während die telephonische Botschaft der Entfernung spottet. Darin liegt sicherlich auch ein großer Vorzug der Reis'schen Erfindung.

Wäre man nun berechtigt, aus den erwähnten Versuchen den Schluß zu ziehen, daß der Fernsprecher den Telegraphen allmählich ganz verdrängen werde? Nun, auch die sanguinischsten Freunde des neuen Verkehrsmittels dürften das nicht zu behaupten wagen. Außer Frage steht es aber, daß, wenn Herr van Ryfselberghe nicht etwa Schönfärberei getrieben hat, der Fernsprecher seinem Concurrenten mit der Zeit bedeutenden Abbruch thun, und sich, sobald erst gewisse praktische Schwierigkeiten überwunden sind, zu einem Welt-Verkehrsmittel emporschwingen möchte. Besäße das Telegramm den Charakter der Echtheit, welcher einem eigenhändigen Briefe bezw. einer eigenhändigen Unterschrift innewohnt, so wäre demselben allerdings nicht so leicht beizukommen. Wie die Dinge aber jetzt liegen, und so lange die sogenannte Facsimile-Telegraphie nicht in die Praxis getreten ist, dürfen nur chiffrirte, so wie kollationirte, bezw. an den Absender behufs Controle rücktelegraphirte Depeschen auf unbedingte Authenticität Anspruch machen. Dem gegenüber besitzt der Fernsprecher den Vortheil, daß, wenn die miteinander Verkehrenden persönlich bekannt sind, der Klang der Stimme an sich schon dafür bürgt, daß kein Betrug im Spiele ist. Im kaufmännischen Verkehr, zumal im internationalen, kommt aber leider eine solche persönliche Bekanntschaft selten vor. Auch geschieht es wohl nur ausnahmsweise, daß die Leiter von Behörden, Fabriken, kaufmännischen Geschäften persönlich das Gespräch führen: meist überlassen sie die Arbeit ihrem Personal, so daß auch der Fernsprecher die Täuschung keineswegs ausschließt.

Endlich stellen sich der Einführung der Welt-Telephonie noch zwei Hindernisse entgegen, die den Förderern der Sache manches Kopfzerbrechen machen dürften.

Das erste Hinderniß liegt in der nothwendigerweise beschränkten Anzahl der Leitungen. Ein Hauptvortheil des Fernsprechers besteht in dem raschen, nahezu sofortigen Gedankenaustausch. Bei den Orts-Fernsprechnetzen bedient nun ein Draht nur eine beschränkte Anzahl Stationen, und es ereignet sich daher selten, daß die Verbindung nicht nach wenigen Augenblicken hergestellt werden kann. Sobald man aber z. B. eine Telephon-Verbindung zwischen Berlin und Paris einrichten will, ändert sich die Sache. Im Verhältniß so viel Leitungen anzulegen, wie sie beim Ortsverkehr vorkommen, geht

Digitized by Google

aus praktischen und finanziellen Gründen kaum an. Soll aber der Anrufende erst warten, bis eine Linie frei wird — und dieses Warten kann, wie der Telegraphenverkehr beweist, bisweilen ein langes sein — so geht der eine Hauptvortheil der Telephonie verloren, und es ist der Wettbewerb derselben mit dem Telegraphen im höchsten Grade erschwert.

Das zweite Hinderniß liegt in der Verschiedenheit der Sprachen. Ein in einer fremden Sprache abgefaßter Brief oder Telegramm übersetzt man sich mit aller Muße, oder läßt ihn übersetzen. Beim Fernsprecher ist dies aber kaum möglich, und es würde ein eigentlicher Welt-Telephonverkehr in vielen Fällen an der Klippe scheitern, daß die Verkehrenden einander nicht verstehen, bezw. die erforderlichen umfangreichen Sprachkenntnisse nicht besitzen. Dagegen hilft nur die Einführung einer geschäftlichen Weltsprache. Davon sind wir aber entfernter denn je — trotz Volapük und Pasilingua.

Der alte, bewährte Telegraph wird also stets seine Rechte behalten, was aber keineswegs ausschließt, daß sein jüngerer Bruder, der Fernsprecher, namentlich im inländischen Verkehr und im Verkehr mit Ländern gleicher Zunge, selbst auf die größten Entfernungen binnen Kurzem eine achtunggebietende Stellung erobern wird.

Literatur und Kunst.

Wilhelm Scherer und seine Goethe-Aufsätze.

Von Bruno Gebhardt.

Das abgelaufene Jahr hat der deutschen Wissenschaft schwere Verluste gebracht. Aber während Ranke, Waitz, Duncker in hohem Lebensalter von uns schieden, riß der Tod Wilhelm Scherer in der Blüte seiner Kraft, mitten aus einer Fülle von Plänen, Entwürfen und Arbeiten hinweg. Wer Scherer's Lebensthätigkeit würdigen will, muß sie nach drei Richtungen hin betrachten: sie erstreckte sich auf sein akademisches Lehramt, auf seine streng wissenschaftliche Beschäftigung und auf seine Wirksamkeit als Journalist. Daß Scherer als akademischer Lehrer hochbedeutsam war, daß in Wien, Straßburg und Berlin seine Vorträge einen großen Kreis fesselten, daß werthvolle Anregungen von ihm ausgingen, wird Niemand bestreiten; aber Scherer hat mit bewußter Absicht eine Schule gebildet, die im Gegensatz zu anderen Kreisen der gleichen Wissenschaft stand, seine Schüler wuchsen in einseitigen Traditionen heran und übertrumpften in ihrer Polemik nicht selten den Meister, sie bilden unter sich eine — durchaus nicht stille — Gemeinde, deren erster Grundsatz die Verehrung ihres Lehrers ist, eine Pietät, die Niemand tadeln kann; deren weitere Aufgaben ein Kampf gegen alle abweichenden Richtungen, ein sehr enges Zusammenhalten untereinander sind. Von Gottsched und Klopstock bis auf unsere Tage hat sich oft genug gezeigt, welche Gefahren auf wissenschaftlichem und litterarischem Gebiete aus den „Schulen" erwachsen können, und viele Schäden fallen dem Beobachter auf, wenn er den heutigen Betrieb und die gegenwärtige Vertretung der deutschen Philologie in's Auge faßt.

Scherer's Arbeiten auf dem Gebiete der Grammatik können wir hier unberücksichtigt lassen; in seinen letzten Lebensjahren hat er sich ausschließlich der literarhistorischen Forschung zugewendet und reiche und verdiente Erfolge erzielt. Er bereicherte die Wissenschaft mit werthvollen Untersuchungen, aber er spendete zugleich weiteren Kreisen formvollendete Arbeiten, welche die Resultate jener in edelster Weise populariſiren sollten. Und aus dieser doppelten Thätigkeit als Forscher und Schriftsteller ging das Hauptwerk seines Lebens hervor, die „Geschichte der deutschen Literatur". Daß und wieviel eigene Forschung zu Grunde liegt, ist jedem Kenner offenbar, und manche Behauptung hat von fachmännischer Seite begründeten Widerspruch erfahren. Trotzdem wird Keiner leugnen, daß das ganze Werk nach Anlage und Ausführung wohlgelungen ist, daß der Durcharbeitung des Stoffes die künstlerische Darstellung zur Seite steht, daß es ein Muster ist, wie die Bücher beschaffen sein müssen, die dem Gelehrten nothwendig sind, dem Gebildeten zu Genuß und zur Freude gereichen.

Zu den schönsten Partien des ganzen Werkes gehören die beiden letzten Kapitel, die klassische Epoche und die Romantik. Aus der Zahl der großen und kleinen Geister, die hier charakterisirt werden, ragt machtvoll empor Goethe. Ihm hat Scherer das regste Interesse, das vollste Verständniß zugewendet, und wer diese Abschnitte las, gab sich freudiger Erwartung auf genußreiche Stunden hin, die ihm eine Goethe-Biographie aus der Feder unseres Autors bereiten würde. Länger als ein Decennium reichen Scherer's Vorarbeiten zurück, nun wurde das Goethe-Archiv eröffnet, alle Bedingungen schienen erfüllt, um den Plan zur That reifen zu lassen, als der Tod alle Hoffnungen zu nichte machte. Statt eines Buches über Goethe müssen wir uns an einer Sammlung*) der zerstreuten Einzelarbeiten genügen lassen.

Der vorliegende Band umfaßt 14 Aufsätze, von denen einige an neu erschienene Werke oder Briefwechsel anknüpfen. Die beiden „Goethe als Rechtsanwalt" und „Der junge Goethe als Journalist" hätten meines Erachtens ohne Schaden fehlen dürfen. Der erstere war seiner Zeit gegen eine üble Recension des bekannten Buches von Kriegk gerichtet und bietet eine weiter nicht bedeutende Apologie von Goethe's Eigenart auch in seinen Proceßschriften; der letztere ist durch die von Scherer in Verbindung mit Seuffert besorgte Herausgabe des Jahrgangs 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen längst überholt.

Eröffnet wird die Sammlung durch die Abhandlung: Goethe-Philologie. Sie ist orientirender Art, deutet die Stellung der Goethe-Studien in unserer Zeit an, bricht eine Lanze für die Theilnahme des „vielgeschmähten Dilettantismus" an denselben und überschaut in raschem Ueberblick eine Reihe von Arbeiten aus den siebziger Jahren, die die Kenntniß von Leben und Werken des Dichters gefördert haben. Daran schließen sich Aufsätze zur Biographie. An vorsichtige Vermuthungen über das Original jenes reizenden Gretchens aus „Dichtung und Wahrheit" wird eine Charakteristik der „Mitschuldigen" geknüpft. Die Beziehungen des Dichters zu Sophie v. La Roche, ihrer Tochter Maximiliane und ihrer Enkelin Bettina werden auf Grund des Briefwechsels angedeutet. Die von Urlichs herausgegebenen Briefe werden unter Heranziehung von Jacobi's „Allwill" und „Woldemar" zu einer Darlegung von Goethe's Verhältniß zu Johanna Fahlmer und ihrem Kreise ausgebeutet.

Weit wichtiger und werthvoller sind die nun folgenden Beiträge zur Erläuterung einzelner Werke oder zur Vervollständigung einzelner Fragmente. Was die ausgezeichnetste Kenntniß von Goethe's Leben, das beste Verständniß seiner Werke, das eindringendste Studium seines Stiles, unterstützt von bewundernswerther combinatorischer Phantasie, von der Gabe des freisinnigsten Nachfühlens dichterischer Stimmungen, von der Fähigkeit ausklingende Töne bis in ihre letzten Schwingungen zu erhorchen, von der Fertigkeit die verborgensten Fäden aufzusuchen, die abgerissenen fortzuspinnen, leisten kann, ist hier geleistet. Scherer lebt in den Dichtungen, und sie leben in ihm auf; seine einschneidende, scharfsinnige Kritik zerreißt das Werk nicht, weil sie die Einheit des Ganzen immer im Auge behält. Er weist Lücken und Fehler in der Composition auf, aber die Schlüsse, die er daraus zieht, die Bemerkungen, die er daran knüpft, tragen immer wieder zum Verständniß des Gesammtwerkes bei. Er ergänzt aus dem Geiste des Dichters heraus, und er kann es ohne Willkür und Zwang, weil ihm eine Art congenialen Nachempfindens verliehen ist. Es ist eine Freude, an seiner Hand durch die Reiche Goethe'scher Dichtung zu wandern, und mit seinen Augen erblickt man, was vielen Andern verborgen blieb. Und wie bescheiden denkt er dabei von seiner Thätigkeit! Nichts liegt

*) Aufsätze über Goethe von Wilhelm Scherer. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

ihm ferner als der bornirte philologische Standpunkt so mancher seiner Nachtreter und journalistischen Handlanger: daß das Dichterwerk fast bloß da ist, um Conjecturen und Anmerkungen daran zu knüpfen. Er sagt ausdrücklich in voller Unbefangenheit (S. 330): „Es wäre ein schlechtes Zeugniß für ein literarisches Kunstwerk, wenn es nicht den Schlüssel seines Verständnisses in sich selbst trüge, wenn es einer von außen her geholten Weisheit bedürfe, um in das Innere einzudringen, um den Zusammenhang, um die Schönheit zu begreifen und die volle Wirkung zu empfinden. Ja, es fragt sich, ob die vielen Kenntnisse, die wir an unsere literarischen Schätze heranbringen, das unbefangene Verständniß nicht mehr stören, als sie es fördern — und ob wir für die ästhetische Bildung der Nation nicht besser sorgen würden, wenn wir ihr weniger über die Entstehung der großen Dichtungen mittheilten und sie lieber an die Kunstwerke selbst heranführten, um den Blick für deren Schönheit zu schärfen. Nicht auf das Wissen kommt es an, sondern auf den Geschmack und auf die Fähigkeit zu genießen!"

So wahr diese Sätze sind und so beherzigenswerth ihr Inhalt, so wird trotzdem die Forschung, sei sie ästhetischer oder literaturgeschichtlicher Art, suche sie die Quellen und Anlässe, oder die Folgen und Nachahmungen oder was sonst immer, nicht aufhören dürfen und sollen, denn anders ist der naive, anders der bewußte Genuß. Das Kunstwerk soll in erster Reihe erfreuen und erbauen, aber der Genuß wird größer und dauernder, wenn ich die Gründe der Wirkung erkenne. Zum Geschmack und zur Genußfähigkeit erzieht das Wissen und darum ist es nothwendig; losgelöst, für sich allein bestehend tritt es in seinem Werthe zurück. Gewiß ist zum Verständniß des „Werther" nicht nothwendig, „eine Silbe von Goethe's Liebe zu Lotte und von dem Selbstmord des jungen Jerusalem zu wissen," aber ein erhöhtes und gereiftes Verständniß ist nur durch das Wissen davon möglich. Und mehr als bei jedem anderen Dichter bekanntlich gerade bei Goethe, bei dem Sein und Leben das Beste zu jedem Werke thaten, der die Worte schrieb: „Meine Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind."

Mit eben diesen Worten leitet Scherer einen wichtigen Abschnitt in seinem Aufsatze „Bemerkungen über Goethe's Stella" ein. Man hat den Stoff zu diesem Trauerspiel, wie zu Lessing's Sara Sampson auf das Verhältniß Jonathan Swift's zu Esther Johnson (Stella) und Vanessa zurückgeführt, nach anderer Ansicht soll die bekannte Sage von der Doppelehe des Grafen von Gleichen, die im Stücke selbst von Cäcilie erzählt wird, den Anstoß gegeben haben — beide Anregungen vereinigten sich mit persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen des Dichters. Nach Urlich's Vorgang sieht Scherer in Cäcilie ein Abbild von Johanna Fahlmer. In Fernando sind Momente aus Goethe's eigenem Empfinden, auf die Gestaltung der Stella kann Lili eingewirkt haben, den Conflict eines Herzens, das in Doppelliebe schwankt, hat der Dichter oft selbst durchgekämpft, dazu treten Züge aus dem, im „Woldemar" romanhaft beschriebenen Verhältniß zwischen Fritz Jacoby, seiner Gattin und der gemeinschaftlichen Freundin Johanna Fahlmer — Beziehungen, die zu diesem „Schauspiel für Liebende" mitwirkten und seinen Aufbau, der zuerst nicht tragisch schloß, gestalteten.

Galt es in dieser, an Winken für das Verständniß der „Stella" reichen Abhandlung rückwärts liegenden Spuren nachzugehen, so schreitet der Forscher in den Aufsätzen „Iphigenie in Delphi", „Nausikaa" und „Pandora" vorwärts, trägt alle Aeußerungen und Bruchstücke dieser geplanten oder unvollendeten Dramen zusammen und sucht aus den Theilen das Ganze zu erkennen oder aus dem Ganzen die Theile zu deuten.

Ueber „Iphigenie in Delphi" wissen wir nichts weiter, als was Goethe in der „Italienischen Reise" mittheilt. Aus Bologna vom 18. October 1786 kommt die erste Nachricht über den Plan, den er in Kürze andeutet, und aus diesen Angaben mit Benutzung der antiken Quelle sucht Scherer die Charaktere und Motive zu entwickeln. Mehr als darüber wissen wir über die geplante Tragödie „Nausikaa", deren Entstehung ebenfalls der italienischen Reise angehörte, auf der ihm das Alterthum neu und lebendig entgegentrat. In den Werken findet sich ein Scenarium, Fragmente eines ersten Aufzuges und zerstreute Bruchstücke, deren Einreihung in den Gang der Handlung höchst schwierig ist.*) Will man die ganze Feinheit, Sorgfalt, Vorsicht und Kenntniß Scherer's bewundern, so sehe man sich zuerst die dürftigen Angaben, die uns geblieben sind, an und lese dann, was der Forscher und Kenner daraus bildet, was er darin sieht. Er entwirft das Bild eines Dramas, das in seiner Gestaltung und Motivirung Goethe's würdig wäre, von dem er mit Recht sagen darf, die unterbliebene Ausführung ist ein wahrer unverschmerzlicher Verlust für unsere Literatur. Der Herausgeber deutet in einem Nachwort an, daß diese Probleme Scherer — nicht nur als Forscher — an's Herz gewachsen waren. Ich weiß nicht, ob Scherer jemals sich mit eigenen poetischen Productionen versucht hat, aber wenn er es auch nie gethan hat — er war trotzdem ein Dichter. Wer so nachfühlen und fortbilden kann, der besitzt alles, was den wahren Poet ausmacht: Phantasie und Gestaltungskraft, Fülle und Schwung der Gedanken. Er zieht bei seiner Reconstruktion selbstverständlich die Odyssee heran, deren Gestalten er schön zu charakterisiren weiß, auch Erinnerungen und Eindrücke, die bei einer etwaigen Ausführung des Stückes Goethe beeinflussen konnten, deutet er treffend an. Hätten vielleicht auch weitergehende Studien manches an dem Plan verändert, so bleibt dieser Aufsatz über Nausikaa ein dauerndes Denkmal für Scherer's Kunst und ein maßgebendes methodologisches Vorbild.

Von der „Pandora" ist ein erster Aufzug und ein Schema zur Fortsetzung vorhanden; hier ist die Interpretation wichtiger als ein Nachspüren des Fortganges. Die Studie ist, wie eine (S. 282 abgedruckte) handschriftliche Beilage zeigt, keineswegs abgeschlossen. In dem schon ausgearbeiteten Aufzug sind Stellen vorhanden, die zu dem Schönsten gehören, was Goethe gedichtet hat, doppelt wichtig wird das „Festspiel", wie es der Dichter nennt, als Frucht des Friedens von Tilsit. Die schönen Worte, in denen Scherer die Bedeutung darlegt, lauten: „So ist denn Goethe's „Pandora" ein Denkmal aus der dunklen und doch glorreichen Epoche, in welcher sich Deutschland nach tiefem Falle sammelte zu neuer Erhebung. Damals schärfte der große Dichter, Denker und Prophet seinen Deutschen ein, und wir dürfen es als ein Vermächtniß nehmen für alle Zeit: das Menschliche ist nicht in prometheisch äußerer Kraft und Tüchtigkeit beschlossen, nicht in Arbeit, Gewerbefleiß, Reichthum, kriegerischer Machtentfaltung. Ein Höheres, Geistigeres muß hinzukommen, die Güter, nach denen der beschauliche Mensch verlangt, die ewige, sittliche Schönheit, womit Kunst und Wissenschaft das Leben schmücken."

Die letzten drei Aufsätze beschäftigen sich mit „Faust". Scherer's Faust-Studien sind von so eminenter, bahnbrechender Bedeutung für die Erklärung und das Verständniß des Werkes, daß ihre Resultate im Zusammenhange dargelegt zu werden verdienen und das lebendige Interesse der gebildeten Welt zu fesseln geeignet sind.

*) Am meisten zweifelhaft ist mir die Stellung, die Scherer dem Fragment: „Dort wirst Du in dem schönen Lande wandeln u. s. w. (S. 197) anweist. Er setzt es in die vierte Scene des dritten Aufzuges, von der es in der Skizze heißt: Frage, unverheirathet. Die schöne Gefangene. Er lobt ihr Land und schilt seines. Sie gibt ihm zu verstehen, daß er bleiben kann." Kann Ulysses wirklich in der Lobrede auf das Phäakenland, in dem er sich selbst befindet, obige Worte sprechen? Das Futurum „wirst", das „dort" am Anfange und die Worte „in dem schönen Lande" weisen doch auf einen anderen Ort hin, als auf den, an dem sich Ulysses und Nausikaa befinden. Ich möchte das Fragment in den ersten Aufzug Scene 3 setzen und als Worte der Eurymedusa ansehen, die die zukünftige Heimath der Nausikaa nach ihrer Vermählung schildert oder noch lieber als Fragment aus der Schilderung des Traumes, den Nausikaa erzählt. Doch bleiben alle Annahmen nur Hypothesen von größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit.

Digitized by Google

Die letzten Bände von Janssen's Geschichtswerk.

Von K. Jentsch.

Ein trauriges Kapitel! Nicht deswegen traurig, weil Janssen den Protestantismus so schwarz wie möglich malt; das hat Döllinger in seinem Werke „Die Reformation, ihre innere Entwickelung und ihre Wirkungen im Umfange des lutherischen Bekenntnisses" weit gründlicher besorgt. Auch nicht deswegen, weil etwa Janssen's Einwirkung tiefer und weiter ginge als diejenige Döllinger's. Das Umgekehrte ist der Fall. Aus Döllinger's Buche hat die jetzt lebende ältere Generation akademisch gebildeter Katholiken ihre Ansicht über die Reformation geschöpft, und durch zahllose Schriften theils polemischer theils novellistischer Art ist diese Ansicht im Volke verbreitet worden. Janssen vermag den Katholiken Deutschlands nichts Neues zu bringen. Gekauft wird sein Werk*) ja weit mehr als seiner Zeit das von Döllinger, weil die seitdem organisirte ultramontane Agitation für Verbreitung „guter Bücher" sorgt, aber schwerlich viel gelesen; die ersten zwei Bände lasen sich gut; weiterhin wird die Lectüre, theils durch den unerquicklichen Inhalt, theils weil es der unübersichtlichen Zersplitterung der Reichsgeschichte in Territorialgeschichten folgen muß, je länger desto ungenießbarer; selbst viele Besitzer des Buches mögen sich mit den Auszügen begnügen, welche ihnen die „Germania" auftischt. Daß Janssen in der protestantischen Welt weit mehr Aufsehen erregt als vor vierzig Jahren Döllinger, liegt nicht an der Sache, sondern an der inzwischen eingetretenen Meinungsänderung der Protestanten; vor vierzig Jahren hielten sie ziemlich allgemein die katholische Kirche für einen „galvanisirten Leichnam"; seit anno 1872 hat sich ihnen die Erkenntniß aufgedrängt, daß die alte Kirche wirklich noch lebt, und sie bequemen sich nun dazu, den Lebensäußerungen derselben einige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Auch der Inhalt der letzten zwei Bände (im 6. und 7. wird's noch unangenehmer zugehen) ist es zunächst noch nicht, was mich veranlaßt von einem traurigen Kapitel zu sprechen, endlich auch nicht der Umstand, daß Janssen die confessionelle Geschichtsschreibung im großen Stile betreibt — denn welchen anderen Standpunkt könnte ein gläubiger Sohn der alleinseligmachenden Kirche wohl einnehmen als den confessionellen? Sondern das Unglück ist, daß die protestantische Polemik gegen Janssen ganz allgemein und ganz unbefangen sich ebenfalls auf den confessionellen Standpunkt stellt.

Damit ist jene auf protestantischem Boden erwachsene Philosophie und Geschichtswissenschaft, welche zuerst durch Lessing und Herder volksthümlich wurde, zu den Todten geworfen und an ihrer Stelle die alte parsisch-gnostisch-manichäische Geschichtsphilosophie retablirt, welche Augustinus in seinen Büchern De civitate Dei für die rechtgläubigen Christen bearbeitet hat. So sitzen wir nun wieder ein Jeder ganz behaglich im Schoße Ahuramasda's, sind aller Mühe der Erwägung gegentheiliger Ansichten überhoben, und haben im Dienste unseres Lichtreichs weiter keine Verpflichtung, als die Kinder der Finsterniß todt zu schlagen, die natürlich sich ihrerseits für die Kinder des Lichts und uns für das auszurottende Teufelsgezücht halten.

Zwei Grundansichten geschichtlicher Betrachtung wurden den Deutschen, als dieselben, der dogmatischen Zanktheologie überdrüssig, anderen Studien sich zuwandten, von ihren Philosophen dargeboten. Nach Hegel sind die socialen, kirchlichen, politischen Gebilde, gleich den entsprechenden Meinungen, ebensoviele Stadien einer fortschreitenden Entwickelung. Jedes Glied derselben ist fürs Ganze nothwendig, daher seiner Zeit berechtigt, verliert aber seine Berechtigung, sobald das nächst höhere vollendet ist: die katholische Kirche hat der evangelischen, diese der Aufklärung, diese dem absoluten Staate Platz zu machen, welcher, als vollkommenste Verkörperung der absoluten sittlichen Idee, kein von ihm unabhängiges Gebilde in seinem Machtbereiche duldet. Nach Leibniz-Herbart-Lotze'scher Auffassung lebt die Menschheit nicht sowohl in einer Zeitreihe, als in einer räumlichen Fülle coexistenter Gestalten sich aus, wobei allerdings die chronologische Entwickelung nicht ausgeschlossen ist, indem die einen Gestalten früher, die anderen später in's Dasein treten, nur daß die älteren den jüngeren nicht weichen, sondern neben denselben sich behaupten.

Ist es nicht geradezu absurd, daß man Janssen seine glänzende Schilderung des 15. Jahrhunderts übel genommen hat in unserer Zeit der Renaissancefexe? Ist es doch, als ob die norddeutsche Seele in zwei Hälften zerfiele, die wissenschaftlich-ästhetische Hälfte, mit welcher sie für das Quattro- und Cinquecento schwärmt, und die confessionelle, mit welcher sie dieselbe Periode verabscheut. Oder will man die Scheidung aus dem Subject in den Gegenstand verlegen und allen Ernstes es für möglich halten, daß jene Welt der heitersten liebenswürdigsten Lichtgestalten eine Ausgeburt finsterer Köpfe und schwarzer Seelen gewesen sei? Uebrigens machen sich die Katholiken eines ähnlichen Widerspruchs schuldig, da sie die Renaissance, als die vermeintliche Mutter der Reformation, eigentlich verabscheuen müßten. Hie und da thun sie es ja, machen sich aber dann lächerlich mit dem vergeblichen Bemühen, das vermeintlich Schlechte jener Zeit von den gepriesenen Vorzügen zu trennen. Der berüchtigte Jesuit P. Baumgartner, dessen Specialität die Abschlachtung der deutschen „Geistesheroen" ist (die Gänsefüßchen mache ich in seinem Sinne), hat sich in seinem Pamphlet auf Lessing in der drolligen Weise geholfen, daß er die chronologische Ordnung umkehrt und Luther zum Vater der Renaissance macht. Die falsche Fassung des Verhältnisses Luthers zur Renaissance ist das proton Pseudos, aus welchem das ganze Wirrsal widersinniger Kritiken entspringt. Der frische, freie, fröhliche und kühne Geist freilich, aus welchem Luthers Sturmlieder hervorbrachen: die Thesen, der Weckruf „an den Kaiser und christlichen Adel deutscher Nation", der Schlachtenruf „über die babylonische Gefangenschaft der Kirche", dieser Geist freilich war ein echtes Kind der Renaissance. Jener dogmatisch-kirchliche Luther aber, welcher von 1522 ab die lutherischen Landeskirchen gebaut und mit den Papisten über die sola fides gestritten hat, der war das grade Gegentheil von seinem Zwillingsbruder, mit dem er zusammen in die Brust des einen Titanen gebannt war. Die Reformation war die Reaction des christlichen Geistes gegen den heidnischen Geist der Renaissance.

Kein Zweifel: das 17. Jahrhundert wird vom 15. weit überragt im materiellen Wohlstand, in der individuellen Freiheit, in der geistigen Bildung, im Kunstgeschmack und in den Kunstleistungen. Aber dieses Zugeständniß muß man durch die für Janssen weniger erfreuliche Bemerkung ergänzen, daß der geistige Fortschritt der Renaissance die Gebildeten des 15. Jahrhunderts, namentlich in Italien, längst über den confessionellen Katholicismus hinausgeführt hatte, und daß ohne die Dazwischenkunft der Reformation die katholische Kirche, als Religionsgesellschaft wenigstens, verloren gewesen wäre. Man braucht nur den einen Machiavelli gelesen zu haben, um mit Burckhardt („Cultur der Renaissance in Italien") zu schließen: Hätte das Papstthum seinem natürlichen Hange folgen dürfen, dann würde es seine Säcularisation selbst vollzogen haben. Einer jener weltmännischen Päpste aus den Geschlechtern der Borgia, der Medici oder Farnese würde geheirathet und den Kirchenstaat seinen Kindern hinterlassen haben. Da kam Luther; die Hierarchie sah sich um ihrer Selbsterhaltung willen zur Gegenreformation gezwungen, und diese stellte den Katholicismus wieder her oder, genauer gesagt, schuf den modernen Katholicismus, welcher in der Kirchenspaltung mit den Völkern des Nordens auch die Hälfte seines geistigen Inhalts verlor. Dieser moderne Katholicismus nun wetteiferte mit seinem Gegner, dem orthodoxen Protestantismus, in dem Bestreben, die durch den Genius von Althellas entfesselten Geister auf's neue in dogmatische Bande zu schlagen; und dieser Wetteifer führte jene Zeit herbei, vor welcher uns

*) Geschichte des deutschen Volkes. Freiburg, Herder'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Heutigen (vorläufig Gott sei Dank noch) graut, da jede der beiden Parteien sich beeiferte, durch die größere Anzahl gemarterter und verbrannter „Hexen" die unzweifelhaftere Echtheit ihres Christenthums zu beweisen. Ueber dieses Unglück muß uns die Erwägung trösten, daß ein ungehemmter Fortschritt der Renaissance in den Abgrund der Lüderlichkeit geführt haben würde, weil bei der damaligen Schwäche der Staatsgewalt nach Sprengung der Fesseln, die der religiöse Glaube der Selbst- und Genußsucht anlegt, keinerlei Schranke mehr vorhanden war, welche die Auflösung des Socialkörpers in rücksichtslos raubende und genießende Individuen hätte verhindern können. Es galt, zuvörderst das Christenthum zu retten, und dann erst den abgerissenen Faden der klassischen Studien wieder aufzunehmen; während letzteres das Verdienst unserer Winckelmann, Lessing, Goethe und Schiller ist, haben wir das erstere Luther zu danken; Luther, und nicht dem Papste.

So preiswürdig die Weisheit und christliche Gesinnung auch sein mag, welche aus den Decreten und Canones des Tridentinischen Concils, aus den erbaulichen Lehren des Catechismus Romanus spricht, ohne Luther, das muß immer und immer wieder gesagt werden, ohne Luther würden weder jene Decrete und Canones, noch dieser Katechismus vorhanden sein. Mit Gewalt haben Karl V. und König Ferdinand den Entschluß zur Einberufung den Päpsten abringen und mit Gewalt die versammelten Väter am Auseinanderlaufen verhindern müssen. Auch ist der ursächliche Zusammenhang zwischen Luther und der Wiedergeburt des Katholicismus nicht etwa so zu verstehen, daß jener „Böse" nur die im Katholicismus schlummernden guten Kräfte durch Reizung geweckt hätte, „ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will, und stets das Gute schafft." O nein! Geist von Luthers Geiste war es, was die katholischen Reformatoren beseelte. Theils spontan hervorgesprungen, theils durch die deutsche Reformation geweckt, aber durchaus parallel laufend mit letzterer, wirkten in Italien die Reformbestrebungen jener Männer, die sich um den edlen Cardinal Contarini scharten; eine reine und tiefe Auffassung der Rechtfertigungslehre im Gegensatze einerseits zur Werkheiligkeit andererseits zur Verweltlichung war die Seele ihres Lebens. Unter dem Einflusse theils äußerer Ereignisse theils des romanischen Naturells, welches im religiösen Gebiete gern die Richtung auf schwärmerische Ascese nimmt, spaltete sich der Strom der italienischen Frommen. Die eine Hälfte verfolgte entschieden protestantische Tendenzen und erlag der Gewalt der Inquisition (allein 3000 des Protestantismus verdächtige Schullehrer zählte das furchtbare Tribunal in seinen Registern); die andere Hälfte trat in den Dienst der Hierarchie und half ihr jene Gegenreformation durchführen, deren Product die heutige katholische Kirche ist. Ihr Führer war der Zelot Caraffa, der Stifter des Theatinerordens, der Wiederhersteller der Inquisition, als Papst Paul IV. genannt.

Wenn ich von der Reformpartei sage: „sie trat in den Dienst der Hierarchie", so ist das für den Anfang der neuen Periode nicht ganz correct; die Päpste mußten von den mit dem deutschen Kaiser verbündeten Reformern gezwungen werden, sich ihres geistlichen Berufs zu erinnern und ihre geistliche Stellung ernsthaft zu nehmen. Und wie haben sie sich gegen diesen Zwang gesträubt! In dem Augenblicke, da Karl V. ernstlich an die Unterdrückung der Protestanten zu gehen gedachte, verschwor sich Clemens VII. mit des Kaisers Todfeinden, suchte er den kaiserlichen General Pescara zum Verrath zu verleiten, und erließ er ein Breve, welches darauf berechnet war, die Gemüther aller Christen gegen Karl V. aufzuhetzen. Karl antwortete in einem Schreiben, welches „in Gesinnung und Sprache eines Oberhauptes der christlichen Kirche weit würdiger war als das päpstliche Breve". (Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen I, 147). Die Protestanten haben dieser Intervention des Papstes den Reichstagsabschied zu Speier vom J. 1526 zu verdanken, auf welchen „die legale Existenz der protestantischen Partei im Reiche sich gründet." (Ranke, „Die Römischen Päpste in den letzen vier Jahrh." I, 69). Und was that Paul III. im J. 1546? Vom Kaiser gedrängt, hatte er sich endlich zur Berufung des Concils verstanden und zum Kriege gegen die Protestanten Hülfstruppen gestellt. Aber der Wunsch, seinem Enkel das Herzogthum Mailand zu verschaffen, die Furcht, der Kaiser könnte nach Niederwerfung der deutschen Opposition auch in Italien festen Fuß fassen, die Besorgniß, das Concil möchte mit der Kirchenreform Ernst machen, das Alles zusammen überwog bei weitem seinen Eifer gegen die Ketzer. Darum zog er nach den ersten Erfolgen Karls in Oberdeutschland seine Truppen zurück und suspendirte unter nichtigen Vorwänden das Concil! „Es lautet seltsam, aber nichts ist wahrer", sagt Ranke, „in dem Augenblicke, da ganz Norddeutschland vor der Wiedereinführung der päpstlichen Gewalt zitterte, fühlte sich der Papst als ein Verbündeter der Protestanten. Er bezeigte seine Freude über die Fortschritte des Kurfürsten Johann Friedrich wider Herzog Moritz: er wünschte nichts sehnlicher, als daß sich derselbe auch gegen den Kaiser halten möge: Franz I. ließ er ausdrücklich ermahnen, „die zu unterstützen, die noch nicht geschlagen seien". Erst am 23. Mai 1555 bestieg die katholische Reform in jenem Peter Caraffa den päpstlichen Stuhl.

Die Sucht der Parteien, aus der Reformation alle Uebel bezw. alle Segnungen der neueren Zeit abzuleiten, entspringt aus jener Ueberschätzung der Religion, welche außerhalb Deutschlands unbekannt ist, und die auch in Deutschland erst zur Herrschaft gelangte, als seit der Mitte des 16. Jahrhunderts das ganze Culturleben der Deutschen von der Theologie verschlungen wurde. Die Religion ist sehr Vieles, aber sie ist nicht Alles; sie ist ein wesentlicher Bestandtheil des Seelenlebens, aber sie ist nicht der ganze Mensch. Was kann es Ungeheuerlicheres geben als die den Katholiken geläufige Behauptung, daß die Reformation die Mutter der Revolution sei, da doch der fürstliche Absolutismus nirgends willigere Stützen findet als in den lutherischen Landeskirchen, während das Mittelalter die Revolution in Permanenz genannt werden darf, und ein italienischer Geschichtsschreiber die Zahl der Revolutionen vor Luther in seinem Vaterlande auf über 6000 berechnet! Des Jesuiten Mariana Buch „de rege et regis institutione", welches das Recht der Unterthanen auf Selbsthülfe gegen tyrannische Fürsten nachzuweisen versucht, erregte so großes Aufsehen, weil am Ende des 16. Jahrhunderts der Absolutismus des ancien régime schon Wurzel gefaßt hatte. Zweihundert Jahre früher würde man, in Italien wenigstens, einer Theorie wenig Beachtung geschenkt haben, die von der Praxis längst überboten war. Und andererseits, wenn die materielle Cultur unserer Zeit den Reformatoren zu Gute geschrieben wird, weil die Dampfmaschine und die Elektrotechnik aus protestantischen Ländern stammen, so ist das ungefähr ebenso weise, wie wenn man sich für die moderne Erd- und Himmelskunde beim Papste bedanken wollte, weil Columbus und Kopernikus fromme Katholiken gewesen sind. Nicht das „naturwissenschaftliche Zeitalter" herbeizuführen war Luthers Beruf — das würde ohne die von ihm verursachten Religionsstreitigkeiten wohl noch rascher gekommen sein, nachdem durch die Erdumseglungen und durch das kopernikanische System der Grund gelegt, und durch die Erfindung der Buchdruckerkunst die erste Beschleunigung der Gedankenmittheilung gegeben war — sondern den Nordländern einen ihrem Klima*) und ihrem Naturell angemessenen Cultus zu schaffen, und eine geistige Region herzustellen, in welcher der forschende Geist sich frei bewegen kann, ohne sich durch die Collision mit religiösen Dogmen in sittlich gefährliche Scrupel zu verwickeln.

*) Um die klimatische Berechtigung der Kirchenspaltung zu verstehen, muß man sich starke Gegensätze vor Augen stellen: etwa Sevilla oder Neapel auf der einen und die norwegische Bauernschaft auf der anderen Seite. Es leuchtet ein, daß dort der Altar im kühlen, weiten Kirchenraum, oder in der Waldkapelle, oder an der Straßenecke, hier die Bibel bei der Studierlampe auf dem Familientisch der naturgemäße Mittelpunkt des Cultus ist. Daraus ergibt sich alles Uebrige, und die Bekehrungssüchtigen auf beiden Seiten werden gegen diese Natur der Dinge nicht viel ausrichten. In Deutschland, dem Lande der Mitte, sind beide Confessionen berechtigt.

Digitized by Google

Die zweite Wohlthat ist bekanntlich erst nach Ueberwindung der zweihundertjährigen dogmatischen Periode des Protestantismus und sozusagen gegen Luthers Willen eingetreten, sofern man den Luther nach 1522 meint.

Wenn Janssen nach einer den Katholiken geläufigen Auffassung die Verantwortung für die Zerissenheit Deutschlands und den Verfall der Kaisermacht den Reformatoren zuschiebt, so vergißt er mehr als einem Historiker erlaubt ist den jämmerlichen Zustand, in welchem sich das Reich schon reichlich 200 Jahre lang vor der Reformation befunden hatte, sowie eine Reihe von ihm selbst zugestandener Erscheinungen im Reformationszeitalter. Die lutherischen Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg haben im Allgemeinen treu zu Kaiser und Reich gestanden, während Bayern sich durch seine streng katholische Gesinnung nicht abhalten ließ, gelegentlich ein wenig gegen die Habsburger zu conspiriren. Daß die calvinischen Pfälzer unruhige Geister waren, ist richtig. Andererseits vermag ich der bei Protestanten häufigen Ansicht nicht beizupflichten, daß ein Kaiser, der im Gegensatz zu dem Spanier Karl den deutschen Geist verstanden und sich an die Spitze der Reformation gestellt hätte, schon damals den deutschen Einheitsstaat aufgerichtet haben würde. Da war denn doch das Territorialfürstenthum schon zu festgewurzelt! Rücksichtslose Geister von der Art der Pfälzer*) würden, um einen Vorwand gegen den lutherischen Kaiser zu gewinnen, nicht bloß calvinisch, sondern katholisch oder noch Schlimmeres geworden sein. So weit ging keines Fürsten Reichstreue, daß er von seiner Territorialhoheit auch nur ein Tüpfelchen geopfert hätte. Als auf dem Reichstage zu Regensburg 1594 von kaiserlicher Seite der Vorschlag gemacht wurde, daß die Türkenhülfe nicht, wie üblich, in Form von Römermonaten, sondern in der Form des „Gemeinen Pfennigs" bewilligt werden solle, da protestirten alle Stände, Bayern voran, ohne Unterschied der Confession auf das lebhafteste.**) Die Römermonate nämlich wurden, gleich unseren heutigen Matricularbeiträgen, von den Regierungen erhoben, der „Gemeine Pfennig"***) hingegen war eine Kopfsteuer, welche alle Bewohner des Reiches in ein unmittelbares Verhältniß zum Kaiser gebracht hätte.

Zur Stützung seiner bekannten Behauptung, die Reformation sei nicht Herzenssache des deutschen Volkes gewesen, sondern von den Obrigkeiten zwangsweise verbreitet worden, weiß Janssen auch noch im fünften Bande einige Belege beizubringen. Für die Zeit von 1517—1525 darf man die Streitfrage als entschieden ansehen: dem Verkündiger der neuen frohen Botschaft von der „evangelischen Freiheit" fiel das ganze Volk zu, daran ist kein Zweifel. In der späteren Zeit einer Luther selbst unerwarteten und unerwünschten kirchlichen Neubildung und Kirchenspaltung liegen die Dinge nicht mehr so einfach. Zwang wurde geübt, brutaler Zwang, aber natürlich von beiden Seiten. Zugeben muß man Janssen, daß die damals viel gepriesene „deutsche Libertät" im Munde der Fürsten die uneingeschränkte Gewalt über ihre Territorien, und im Munde der Ritter die Willkürherrschaft über die Bauern bedeutete; auch was Janssen von dem Plane einer calvinischen Republik erzählt, welchen die Adligen der österreichischen Erblande, namentlich die Tschechen Böhmens und Mährens hegten, und daß in einer solchen Adelsrepublik die Bauern und Kleinbürger sehr schlecht gefahren sein würden, scheint der Hauptsache nach richtig zu sein. Endlich ist nicht zu bestreiten, daß von dem säcularisirten Kirchen- und Stiftungsvermögen die Fürsten und die Adligen den Löwenantheil an sich rissen, und daß der gemeine Mann hier und da kalt wurde gegen das „Evangelium", als er wahrzunehmen glaubte, daß durch dasselbe seine materielle Lage eher verschlimmert als verbessert worden sei. Aber es fehlt doch auch nicht an reichlichen und zuverlässigen Schilderungen aus den verschiedensten Landestheilen, wie gleichgiltig dem gemeinen Manne das katholische Kirchenwesen, wie verachtet bei ihm der Clerus war, wie lebhaft er das Bedürfniß nach einer reineren Religion empfand, mit welch' rührender Liebe und Treue er, auch in Verfolgungen, das ergriffene Evangelium festhielt.*)

Es versteht sich, daß Janssen der protestantischen Polemik jener Zeiten, an deren Wiege die Grazien bekanntlich nicht gestanden haben, eine Unmasse Papier einräumt, wohl einige hundert Seiten. Ich will kein besonderes Gewicht darauf legen, daß die Katholiken auch geschimpft haben, denn es wäre vergebliche Mühe, leugnen zu wollen, daß ihnen die Protestanten darin „über" waren, zumal Lutheraner und Calvinisten sich für verpflichtet erachteten, nicht allein die „Papisten", sondern auch sich gegenseitig mit unverwüstlicher Ausdauer zu schelten. So komisch die urwüchsigen Grobheiten, die drolligen Zoten dieser eigenartigen Polemik oft anmuthen, der ingrimmige Haß, aus dem sie hervorquellen, wirkt unheimlich. Indeß, so unliebenswürdig der Haß ist, eine unentbehrliche Triebkraft der Weltgeschichte bleibt er doch. In jener Zeit, da der Zerfall der Kirche in zwei oder mehr Confessionen der Mehrzahl der Christen noch als ein unerträgliches Uebel erschien, da von beiden Seiten alle Kräfte aufgeboten wurden, den Widerpart zu sich herüber zu ziehen, da es nicht an verständigen, wohlmeinenden Männern fehlte, die auf Religionsgesprächen zu dem Ergebniß kamen, daß die Trennung nicht motivirt sei, daß man um Worte streite, daß alle Parteien in den Grundlehren des Christenthums übereinstimmten, da war es lediglich jener scheinbar unvernünftige Parteihaß, welcher die Einigung hintertrieb. Und diese sollte hintertrieben werden, weil die Trennung, deren wohlthätige Wirkung bezw. Nothwendigkeit darzulegen hier kein Raum mehr ist, von der Vorsehung beschlossen war. Haß bildete die harte Kruste, welche das noch weiche neue Gebilde schützend umgab und vor dem Zerfließen bewahrte. Ob dieser Haß auch heute noch, oder ob er heute wieder nothwendig sein mag? Ich möchte glauben, daß keine der Confessionen in ihrem Bestande gefährdet sein würde, wenn der aus Haß geborene Kampf auf Leben und Tod sich in den friedlichen Wettkampf umsetzte.

*) Man lese die Charakteristik eines dieser Herren bei v. Bezold: „Briefe des Pfalzgrafen Johann Casimir", I. 16.

**) „Die Politik Bayerns 1591—1607." Von Felix Stieve, I. 218.

***) Bekannt aus jenen Versuchen einer Reichsreform, welche Ranke im ersten Buche seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" erzählt.

Feuilleton.

Humoristische Nemesis.

Von Albert Roderich.**)

Für mich ist das Ideal der irdischen Weiblichkeit eine Frau, die von Herzen gut ist, mit der man verständig sprechen kann und die gut Apfelkuchen zu backen versteht. So ein Ideal nach meinem irdischen Sinne ist die verwittwete Frau Professor Mentow, und wenn wir beide zusammen vierzig Jahre jünger wären, könnte ich mir vielleicht die Möglichkeit einer Versuchung denken, die fragwürdigen Freuden meines Jung-

*) Siehe z. B. die Schilderung der kirchlichen Verhältnisse der Inner- und Vorderösterreichischen Länder bei Hirn: „Erzherzog Ferdinand II. von Tirol", S. 71—210.

**) Wie man weiß, ist der von dem Literarischen Institut von Greiner & Caro in Berlin ausgeschriebene Preis für ein humoristisches Feuilleton keinem der zahlreichen Bewerber zuerkannt, sondern zu gleichen Theilen dem Verein „Berliner Presse" und dem „Schriftsteller-Verein" überwiesen worden. Mit vier anderen Einsendungen kam auch die obige Humoreske in die engere Wahl, ohne die Mehrheit der Stimmen erlangen zu können. Wir bieten unseren Lesern also die Gelegenheit, das Urtheil der Herren Preisrichter, über deren Leiden bereits einer von ihnen, Wilhelm Goldbaum, in Nr. 45 der „Gegenwart" Einiges ausgeplaudert hat, im Hinblick auf eine der relativ besten Concurrenzarbeiten einer nachträglichen Prüfung zu unterziehen. D. R.

Digitized by Google

gesellenstandes gegen die freudigen Fragwürdigkeiten der Ehe zu vertauschen.

Wer weiß aber, ob dann nicht die Macht der Gewohnheit — nein, die Schwäche der Gewohnheit — mir die liebenswürdige Unterhaltung und den herrlichen Mittagstisch meiner Freundin zu einer geringwerthigen Alltäglichkeit herabwürdigen müßte. — Jetzt, da ich wöchentlich nur ein oder zwei Mal mit der werthen Frau in ihren freundlichen, behaglichen Räumen plaudern und speisen darf, jetzt erfüllt schon beim Plaudern die Aussicht auf die fleischlichen Genüsse meinen unsterblichen Geist mit heiterem Wohlbehagen, und wiederum meinem sterblichen, vergänglichen Ich werden die Freuden der Tafel erhöht durch die Erwartung der nachfolgenden geistigen Speise.

Und wie liebenswürdig im besten Sinne des Wortes war meine verehrte Freundin gegen uns Gäste gerade heute gewesen, wie viele hübsche und menschenfreundliche Worte waren da in unserer kleinen Gesellschaft hin und her geworfen worden, und wie war der Rothwein doch excellent! Was ist das Beste bei einem guten Mittagessen? Die Cigarre nachher, behaupte ich, und deshalb hatte ich mich in den stillsten Winkel eines kleinen Nebenzimmers zurückgezogen und blies in jener behaglichen Stimmung des halb ruhenden Körpers und des halb erregten Geistes künstlerisch vollendete Rauchringe in die Luft.

Ich richtete mich, halb unwillkürlich, schnell aus meiner etwas sehr bequemen Lage auf, als die Dame des Hauses plötzlich und unerwartet vor mir stand.

„Ach, mein werther Herr, warum haben Sie sich denn sofort nach Tische in diesen entlegenen Winkel zurückgezogen?"

„Ich wollte mit meiner geliebten Cigarre allein sein, — wenn Sie aber, gnädige Frau, ein wenig mit mir plaudern wollen, dann opfere ich mit Vergnügen den gerollten Tabak."

„Mit Vergnügen opfert Niemand, — aber, wenn ich nun ein wenig mit Ihnen plauderte und Ihnen zugleich erlaubte, den gerollten Tabak weiter zu rauchen?"

„Dann, gnädige Frau, wären Sie — eine gnädige Frau."

„Also darf ich wissen, in welchen Gedanken Sie so tief versunken waren, daß Sie mich nicht einmal kommen hörten und sahen?"

„O ja — meine Gedanken folgten dem Rauche meiner Cigarre, und ich grübelte darüber nach, ob denn ein gar so großer Unterschied für das Weltall vorhanden sei zwischen diesem Rauche meiner Cigarre und den rauchenden Vulkanen, die vor hunderttausend Jahren unsere Erdschichten durcheinander schüttelten. Der Professor sprach vorhin bei Tische so anregend davon. Die Ringe von Rauch, die ich in die Luft blies, wurden in meinem Geiste zu einer riesigen Anzahl von Nullen, mit denen ich die ungeheure Nichtigkeit meiner armen kleinen Menschenseele auszurechnen versuchte. Ich suchte zu ergründen, um wie viel wichtiger es denn wohl für das unermeßliche Ganze sein könnte, wenn ein Xerxes seine Millionen über den Hellespont führt, oder wenn eine Schnecke den Chimborazzo erklimmt? — Was ist beides in der grenzenlosen Oede von Raum und Zeit? Die gegenwärtige Stunde vertilgt das vergangene Jahr, um von der nächsten Minute wieder verschlungen zu werden, o wie klein sind wir Menschen! — Aber auch Sie sind in Sinnen versunken, warum antworten Sie mir nicht?"

„Während Ihre Gedanken vergebens Raum und Zeit zu durcheilen versuchten, waren die meinigen in einem kleinen Zimmer dieses kleinen Hauses, wo in einem kleinen Bette mein Kind schläft. Ich kostete ein wenig im Voraus mein Glück, wenn es mir morgen früh seine Händchen um den Hals schlingt und Mutter ruft."

„O wie groß sind wir Menschen! kommen Sie, verehrte Frau, steigen Sie mit mir in einen Luftballon und lassen Sie uns ein wenig emporsteigen über das Alltägliche."

„O, o, lieber Freund — Sie wollen die Wirthin ihren Gästen per Luftballon entführen. Und dann möchte ich mich auch heute kaum in so unsicheren Regionen Ihrer Führung anvertrauen. Sie sind heute so pessimistisch, so ernsthaft — Sie, der Philosoph des lebenslustigen Humors — hat Ihnen vielleicht der Apfelkuchen nicht geschmeckt?"

„Verehrte Frau, wenn Sie doch einmal in die geheimsten Tiefen meines Gemüthes eingedrungen sind, so will ich Ihnen gestehen, — ich habe überhaupt gar nichts von dem Apfelkuchen gegessen."

„Nicht möglich! Sie sind krank!"

„Nein, der Kuchen war an mir vorübergegangen, ehe ich ihn überhaupt gewahrt hatte. Aber, das wundert mich nicht. Heute ist kein guter Tag für mich. Fräulein Emma v. Kanten ist ja hier, und sie hat sogar bei Tische neben mir gesessen. Das kann nimmer gut gehen."

„Sie hat wohl wegen Ihres letzten Feuilletons über die Frauenemancipation mit Ihnen gezankt?"

„Fräulein von Kanten zankt nicht mit mir, denn sie haßt mich."

„Ah wirklich?! Und ich glaubte doch, einmal gehört zu haben, daß Sie vor Jahren zu dem Fräulein in recht — angenehmen Beziehungen gestanden haben."

Ich wußte, daß meine sonst so discrete Freundin viel mehr aus Theilnahme für mich als aus Neugier diese Bemerkung machte und entgegnete deshalb:

„Verehrte Frau, Sie sind wie immer gut unterrichtet und, wenn Sie wollen, erzähle ich Ihnen gern die Geschichte meiner — angenehmen Beziehungen zu Fräulein von Kanten; sichere ich mir dadurch doch auch vielleicht auch die Theilnahme Ihrer Freundesseele an meinem Geschick, wenn es heute über mich hereinbricht."

„In der That, Sie machen mich begierig,"

„Also vor beinahe nun zwanzig Jahren lernte ich Fräulein von Kanten kennen. Sie war geistreich, hübsch, aus sehr angesehener Familie, und ich war ein wohlgestalteter Jüngling, der noch zu etwas mehr als zu den landesüblichen schönsten Hoffnungen zu berechtigen schien. Ich gründete gerade damals mit einem Theile des sehr beträchtlichen Vermögens meines Vaters die große Zeitung, an deren Spitze ich noch heute stehe. Das Fräulein und ich sahen einander fast täglich in einer befreundeten Familie, wir plauderten, scherzten, lachten, faßten Neigung zu einander und wußten bald, daß eine lebenslänglich wirkende Erklärung unmittelbar bevorstände. Ich weiß, jeder von uns wußte, daß auch der andere das wisse. So weit waren wir schon. Da eines Tages erschien Fräulein Emma in einer kleinen Gesellschaft mit einer Brustschleife von — meiner allerdings unmaßgeblichen Ansicht nach — so sonderbarer Form und Farbenzusammenstellung, daß ich eine spottende Bemerkung darüber nicht unterdrücken konnte. Darob aber ward das Fräulein sichtlich ungehalten und behandelte mich den ganzen Abend mit stark herabgestimmter Freundlichkeit. Das trieb mich zum Nachdenken, und ich sagte mir: wen ein tadelnder Scherz so empört, der ist auch im Ernste zu tadeln. Ich habe nur ihre Schleife gering geschätzt, dafür glaubte sie mich selber gering schätzen zu dürfen. Sieh dich vor, junger Mann! Und ich beschloß, das Fräulein noch vor dem entscheidenden Worte auf eine größere Probe zu stellen.

„Wenige Tage später wollte ich die junge Dame zu einem Spaziergange abholen. Auf dem Tische ihres Zimmers lag ein allerliebster heller Sommerhut, den Fräulein Emma eben zum ersten Male den Straßenpassanten vor die Augen führen wollte. Nicht weit davon stand eine geöffnete Flasche Wein. Meine Gedanken sprangen zu einem schnellen Entschluß zusammen. Ich goß mit geschickter Ungeschicklichkeit die Flasche Rothwein über den neuen hellen Sommerhut.

Die Wirkung war eine betrübende, niederschlagende. Das Fräulein verfiel nach einem Momente des stieren Entsetzens in recht unangenehme Zornesausrufungen und Vorwürfe; sie stampfte sogar mit dem sonst so zierlichen Fuße heftig auf und — mit einem Worte, sie ward in dem Augenblicke mehr als häßlich und geistlos, — sie ward unliebenswürdig. So weit nun glaube ich nach gangbar menschlichen Begriffen correct, zum mindesten verzeihlich, gehandelt zu haben. Oder sind Sie anderer Meinung, verehrte Freundin?"

„Nach den gangbar menschlichen Begriffen haben sie vielleicht verzeihlich gehandelt — nach den gangbar weiblichen wohl kaum."

Digitized by Google

„Nun einerlei — in der Fortsetzung meines Thuns beging ich die tragische Schuld, die mich sicher im fünften Acte zerschmettern wird. Ich sagte dem Fräulein in der Erregung des Disputes: „Ich habe den Wein absichtlich über den Hut gegossen, um Deinen Charakter kennen zu lernen! Ich habe ihn kennen gelernt!“ Da wuchsen plötzlich an die kleinen Schlangen des Aergers und der Zankluft, die bisher aus den Augen des Mädchens züngelten, die Furienhäupter der Wuth und des Zornes, und — o, all Ihr Männer, die Ihr freien wollt, — erst prüfet, wodurch das Weib Eurer Wahl zornig gemacht wird, und wie es sich geberdet im Zorne!

„Ich eilte von dannen, und am nächsten Tage reiste Fräulein Emma von Kanten auf längere Zeit zu auswärtigen Verwandten. Es sind nun fast zwanzig Jahre seitdem vergangen, und ich habe das Fräulein seit der Zeit in langen Zwischenräumen einige Male in Gesellschaften getroffen und jedes Mal, wenn ich sie getroffen, ist mir zur selbigen Stunde irgend etwas Fürchterliches zugestoßen. Das eine Mal habe ich einer Dame die Schleppe abgetreten, das zweite Mal bin ich in einem wohlpräparirten Toaste stecken geblieben, das dritte Mal — ach, einerlei, wenn ich jene Dame sehe, ist mir wie dem Seefahrer, der das Geisterschiff des Fliegenden Holländer schaut — er weiß, ihm steht ein Unheil bevor. Und heute hat sie gar neben mir gesessen — weh mir, was wird mir heute noch geschehen!“

Frau Professor Mentow lachte.

„Lieber Freund, Sie werden da von einer ganz gerechten humoristischen Nemesis verfolgt. Sie haben es wahrscheinlich durch Ihren ernsthaften Scherz verschuldet, daß jene Jungfrau im Zorne zur alten Jungfer geworden ist, die jetzt für Frauenrechte kämpft, weil ihr das Frauenrecht versagt ist.“

„Ja auch bei Tische hat sie fast ausschließlich von den Rechten der modernen Frau gesprochen, aber ich glaube sie kämpft nicht — sie streitet nur dafür.“

„In der That, lieber Freund —“

Die Frau Professorin kam nicht weiter in diesem Satze, denn die Thüre ward im selben Augenblicke geöffnet, und einer meiner Mitgäste rief, uns gewahrend, herein: „O, hier sind Sie versteckt, und drinnen streitet man sich um Sie oder über Sie, — und dann entführen Sie uns auch noch unsere liebenswürdige Frau Wirthin!“

Wir erhoben uns schnell und traten in den Salon. Die kleine Gesellschaft saß in lebhafter Unterhaltung beim Kaffee. Frau Emerich, die intime Freundin des Fräuleins von Kanten, rief mir zu, sobald sie meiner ansichtig ward: „Ah, da ist ja der Lästerer — vielleicht hat er die Gewogenheit, uns einen Commentar zu seinen räthselhaften Aeußerungen über die Frauenfrage zu geben.“

Ich nahm mich tüchtig zusammen, setzte mich mit gewaltsam erzwungener Ruhe in einen Schaukelstuhl und sagte mit vermeintlicher Gelassenheit:

„Gnädige Frau, ich glaube, Sie haben hier in diesem Augenblicke gar keine Frauenfrage, sondern eine Männerfrage behandelt.“

„Wie?! was ist das?!“

„Ja, ich glaube, die hier gemeinte Frauenfrage hat einige Aehnlichkeit mit der socialdemokratischen: Der Socialdemokrat hört auf es zu sein, wenn er Rentier geworden ist, und die meisten Mädchen halten die Frauenfrage für gelöst, wenn sie Gattin geworden sind. Es ist also eine Männerfrage.“

Fräulein Emma von Kanten warf mir einen vergifteten Blick herüber und sagte mit scharfer Betonung:

„O mein Herr, wir haben hier bis jetzt ganz ernsthaft debattirt, und zwar über die Ansichten, die Sie selber in Ihrem Feuilleton über die Frauen öffentlich geäußert haben. Wenn Sie es jetzt für nöthig halten, Ihre vielleicht etwas bleichwangige Argumentation mit der Schminke eines beschönigenden Scherzes zu beleben, so sage ich Ihnen im Tone der tiefsten Ueberzeugung: Die Frau ist dem Manne ebenbürtig. Sie soll nicht seine Sclavin sein, sie ist berufen mitzuwirken für die höchsten Ziele der Menschheit!“

„O mein Fräulein, wenn Sie Recht hätten — wie Unrecht hätten Sie! Sie wollen dem Manne ebenbürtig sein und doch keine Sclavin! Wir Männer sind aber selbst Sclaven — Sclaven der Arbeit, der Verhältnisse, des Erfolges, — Sclaven des Ehrgeizes, der Wissenschaft — und, da Sie uns ebenbürtig sein wollen, — ist es denn ein gar so verächtlicher Sclavendienst, wenn Sie all' Ihre unzähligen Liebenswürdigkeiten und Reize in einem blumendurchwirkten Fächer zusammenhalten, um dem ermüdeten Mitsclaven die lästigen Insekten der Sorgen und Mühen fortzufächeln?“

„Das heißt,“ rief jetzt die Aelteste der Anwesenden, „das heißt in gewöhnlichen Worten: Wir sollen Köchinnen, Kinderwärterinnen und Krankenpflegerinnen werden. Und unser Herz, unser Geist, unsere Ideale?!“

„Gnädige Frau, war es nicht meist Ihr höchstes Ideal, den Mann mit Ihrer Liebe beglücken zu dürfen? Und ist es nicht jetzt Ihr höchstes Ideal, Ihre einzige Tochter recht, recht glücklich verheirathet zu sehen?“

„Allerdings!“

„Also, verehrte Frau, es ist jetzt Ihr höchster Ideal, — Schwiegermutter zu werden! Ja, glauben Sie es einem erfahrenen Idealisten; — unsere irdischen Ideale sind veränderlich wie alles Irdische. Nenne mir Deine Ideale, und ich will Dir sagen, wie alt Du bist.“

„O, er will uns auf den Flügeln seiner Phrasen entfliehen,“ rief jetzt Fräulein von Kanten, „haben Sie uns denn nicht in Ihrem Zeitungsartikel die Ebenbürtigkeit unseres Geistes abgestritten? Haben Sie nicht die Behauptung aufgestellt, es gäbe keine classische Dichterin, und wenn es eine — zwei — zehn gebe — das wäre nichts gegen »die überwältigende Majorität der Geisterfürsten aus dem Männergeschlechte«, wie Sie sich auszudrücken beliebten.“

„O,“ fuhr Frau Emerich zornig fort, „und was er von den Erfindungen sagt! Wie boshaft! daß die Frauen das Pulver nicht erfunden haben oder das Dynamit, das findet er natürlich, — aber wir hätten doch wenigstens die Nähmaschine erfinden können! — Abscheulich!“

„Geehrte Frau,“ entgegnete ich, „die meisten Wahrheiten sind abscheulich!“

„Gut,“ rief jetzt Frau Emerich in recht erregtem Tone, „wenn Sie denn doch der Wahrheit zu ihrem Rechte verhelfen wollen — ich kann Ihnen jetzt die Gelegenheit dazu geben. Ich habe Gedichte von einer jungen Dame bei mir, die ich für außerordentlich talentvoll halte, für die ich eine ruhmvolle Zukunft voraussehe. Wollen Sie in Ihrer Wahrheitsliebe die junge Dame durch Ihre einflußreiche Zeitung in die Oeffentlichkeit einführen, wenn Sie die Dichterin nach Ihrer besten Ueberzeugung dessen würdig erachten?“

„Das will ich,“ entgegnete ich bestimmt. Frau Emerich zog eine zierliche Ledertasche hervor und nahm aus dieser einige Papiere, die sie mir hinreichte.

„Bitte, lesen Sie“ — Und ich las einige offenbar von Damenhand geschriebene Verse über höchst abgenutzte Gegenstände in höchst gewöhnlicher Form und höchst unbedeutenden Worten. Die unvermeidlichen »Sonne und Wonne« und »Liebe und Triebe« waren auch vorhanden und einmal war in strafwürdigster Dichter-Roheit »Freude« auf »heute« gereimt.

Ich gab das Manuscript zurück und sagte: „Geehrte Frau, ich bedaure Ihnen sagen zu müssen, daß nach diesen Proben und meiner Ueberzeugung die junge Dichterin als solche durchaus keine Zukunft zu erwarten haben wird.“

„Ah, und womit wollen Sie dies harte Urtheil begründen?“

„Wenn Jemand in seinem achtzehnten Jahre schlechte Verse macht, — nun, der kann vielleicht im dreißigsten Jahre noch gute Verse machen, — wer aber im achtzehnten Jahre Verse wie diese von so unaussprechlicher Geringwerthigkeit macht; — der macht sie im höchsten Alter noch ebenso nichtsnutzig. Wollen Sie übrigens meinem Urtheil allein nicht trauen, so lese ich mit Ihrer gütigen Erlaubniß ein paar Verse vor.“

Und ich las mit gütiger Erlaubniß der Freundin des Fräulein Emma von Kanten ein paar Verse vor, und sämmt-

Digitized by Google

liche Anwesende vereinten sich mit mir in der Ansicht, daß niemals unbedeutendere Worte zu überflüssigeren Versen verarbeitet worden wären. Selbst Fräulein von Kanten betonte besonders scharf, daß sie mir in diesem Falle Recht geben müsse; die Gedichte wären doch zu ungewöhnlich gewöhnlich. — Mir ward etwas unbehaglich zu Muthe, als meine Exfreundin sich so kampflustig an meine Seite stellte.

„Also, meine Herrschaften," ergriff nun mit erhobener Stimme Frau Emerich das Wort, „dieser Mann, der selber so hoch steht in der Meinung der literarischen Welt und der so verächtlich von unserem Frauengeiste spricht, — er behauptet, daß das Weib, welches diese Verse gemacht, kein Dichter sei und es nie werden könne?!

„Das behaupte ich."

„Nun denn, — das Weib, welches diese Verse gedichtet hat — ist — dieser Mann!"

Frau Emerich hatte sich bei diesen Worten hoch aufgerichtet und streckte ihren Arm gegen mich aus, als wollte sie mich auch körperlich zu Boden schlagen. Das unheimliche Gefühl, das mich bei der Rede der Dame befallen hatte, steigerte sich um ein Bedeutendes, als jetzt Fräulein Emma von Kanten ebenfalls ein Papier hervorzog, mir dasselbe dicht unter die Augen hielt und ausrief: „Kennen Sie diese Handschrift?"

Ich las dieselben nichtigen Verse von vorhin auf stark vergibtem Papier in mir unheimlich bekannt scheinenden Schriftzügen.

„Diese Verse," wandte sich nun Fräulein von Kanten an die hocherstaunte Gesellschaft, „diese Verse, welche die Tochter meiner Freundin copirt hat, diese Verse von »so unaussprechlicher Geringwerthigkeit« — hat vor ungefähr 20 Jahren unser großer Kritiker selbst gedichtet. Ich weiß es ganz genau, denn er hat mir selber die — hoffnungslosen Verse gewidmet!"

Da war sie wieder, die Nemesis, — die erbarmungslose Nemesis!

Ich war ein wenig in den Schaukelstuhl zurückgesunken, — ich schlug die Augen nieder vor all den lachenden Mienen und spöttischen Blicken. Nur auf dem Antlitze meiner lieben Freundin, der liebenswürdigen Wirthin, sah ich stilles Mitleid.

Endlich erhob ich mich, — ein wenig langsam, — ein wenig unbeholfen — endlich sagte ich mit etwas unsicherer Stimme:

„Meine Damen und Herren, — ich bin geschlagen, besiegt, ich bekenne es, — aber ich will auch Buße thun, — wen ich öffentlich ungerecht angeschuldigt habe, dem will ich auch öffentlich Genugthuung geben, — ich werde die ganze Geschichte meiner Buße in meinem nächsten Feuilleton erzählen!"

„Die ganze Geschichte?!" fragte Fräulein Emma von Kanten, und ihr höhnisches Lächeln verschwand unter einer leichten Falte der Besorgniß.

„Die ganze Geschichte, mein verehrtes Fräulein."

„Das ist eine unedle Rache!"

„Meinen Sie das wirklich? Nun denn, in der That, ich darf vielleicht in eigener Sache nicht ein so schweres Urtheil fällen. Ich werde also unseren Fall vor einen Gerichtshof bringen. Es ist ein Preis ausgesetzt für ein humoristisches Feuilleton — ob unsere Geschichte an die Oeffentlichkeit kommt oder nicht, — das sollen die Preisrichter entscheiden."

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Gespenster.

Familiendrama in drei Aufzügen von Henrik Ibsen.

Die einmalige Aufführung in einer Wohlthätigkeits-Matinée im Residenztheater macht dem geheimnißvollen Flüstern über dieses wundersame Stück ein Ende, es stellt die in ihm aufgeworfenen ethischen Fragen unter öffentliche Discussion und zwingt die ernsthafte Kritik, ihren Einfluß auf das Urtheil des Publikums geltend zu machen. Wir tragen kein Bedenken, von vorne herein zu erklären, daß wir voll und ganz auf Seiten des Dichters stehen und ihm bedingungslos das Recht einräumen, was sein Inneres bewegt, in der von ihm gewählten Kunstform zu verkörpern. Der in Nummer 1 der „Gegenwart" abgedruckte Aufsatz von L. Marholm überhebt uns einer allgemeinen Charakteristik Ibsen's, und wir sind somit in der Lage, uns ausschließlich mit den „Gespenstern" beschäftigen zu können. Eine Inhaltsangabe des Stückes ist unerläßlich und wird die Wirkung um so weniger beeinträchtigen, als die tiefernste Sprache desselben mit dem etwaigen Spannungsbedürfniß des Durchschnittspublikums nichts zu thun hat.

Der Tischler Engstrand hat seine Arbeit an dem von der Wittwe des Kammerherrn Alving zum Andenken an ihren verstorbenen Gatten begründeten Asyl für verwahrloste Kinder beendet und sucht seine Tochter, die im Hause der Dame dient, auf, um sie eventuell zu sich zu nehmen. Er hat die Absicht, unter bigotter Firma eine Seemannskneipe mit weiblicher Bedienung zu gründen und gedenkt dabei seine Tochter als Kellnerin oder Schlimmeres zu verwenden. Regine ist übrigens nicht so recht eigentlich seine Tochter, der würdige Engstrand hat sich mit Hülfe der bekannten goldenen Brücke über einen kleinen Fehltritt seiner verstorbenen Frau fortgesetzt. Regine weiß das, macht ihr Selbstbestimmungsrecht geltend und verräth aussichtsvollere Absichten auf den Sohn ihrer Herrin, der soeben aus Paris zurückgekehrt ist. Engstrand weist sie beim Fortgehen auf die Ermahnungen des zur Einweihung des Asyls erwarteten Pastor Manders hin, der ihr die Pflichten des Kindes gegen den Pseudovater schon klar machen werde. Eine kokette Scene mit dem eben eintretenden Geistlichen deutet an, daß Regine in Ermangelung eines Bessern auch nicht abgeneigt wäre, sich der Pflege eines alleinstehenden Herrn, etwa des Herrn Pastors selbst, zu widmen. Frau Alving erscheint und nimmt den Bericht ihres bevollmächtigten Berathers über das am folgenden Tage zu eröffnende Asyl entgegen. Die Mittheilung von den Absichten Engstrends mit Regine erregen sie heftig, sie gedenkt, dieselbe in ihrem Asyl zu beschäftigen. Der Eintritt ihres Sohnes Oswald unterbricht ihre Unterredung. Der junge Maler hat in Paris das schöne freiheitsfreudige Künstlerleben genossen und tritt eifrig für die Berechtigung desselben dem Pastor gegenüber ein. In der nun folgenden Scene zwischen Frau Alving und Manders kommt es zu einer heftigen Auseinandersetzung. Der Seelsorger weist sie auf ihre Pflichtvergessenheit dem verstorbenen Gatten und dem lebenden Sohne gegenüber hin. Wir erfahren, daß Frau Alving im ersten Jahre ihrem allen Ausschweifungen ergebenen Manne fortgelaufen ist und bei ihrem Jugendfreunde, eben dem Pastor Manders, Schutz gesucht hat. Auf die Heiligkeit des Ehegelöbnisses hingewiesen, ist sie in ihr freudloses Heim zurückgekehrt, und der Lebenswandel Alving's hat sich nach der Meinung des Geistlichen, der nie wieder ihr Haus betreten, seither so gebessert, daß er als Bekehrter gestorben ist. Auch gegen den Sohn hat sie sich eine Pflichtverletzung schuldig gemacht, sie hat ihn schutzlos in die Welt hinausgeschickt, und als Verlorenen — so urtheilt der Herr Pastor — hat sie ihn zurückerhalten. Da wallt es heiß auf in dem Herzen der gekränkten Frau. Sie hat sich gelobt, daß Manders einmal Alles erfahren solle. Morgen wird er zum Andenken ihres Mannes eine weihevolle Festrede halten, heute will sie sprechen. Alving hat sich nicht geändert, er ist nach neunzehnjähriger, qualvoller Ehe als Wüstling gestorben. Die unselige Frau hat seine Trinkgelage theilen müssen, um die

Digitized by Google

Schande hinter den vier Wänden ihres Hauses zu verbergen. Sie hat ihre eigene Magd flüstern hören: „Lassen Sie mich los, Herr Kammerherr! Lassen Sie mich in Ruhe!“ Sie hat das gefallene Mädchen an den für Geld zu Allem bereiten Engstrand verheirathet und die uneheliche Tochter ihres Gatten, Regine, zu sich genommen. Ihren Sohn hat sie in die Fremde geschickt, um ihn von der verpestenden Luft ihrer Umgebung frei zu halten. Jetzt hat sie mit dem ganzen Vermögen Alving's, mit der Kauffumme, für die er sie mit Leib und Seele erhandelt, das Asyl gegründet, damit Oswald nichts, garnichts mit dem Erbe seines Vaters zu thun habe. Und nun hat die lange häßliche Komödie ein Ende. Von jetzt an wird es sein, als hätte der Verstorbene niemals in diesem Hause gelebt. Da ertönt Regines Stimme aus dem Speisesaal: „Oswald, aber Oswald! Bist Du närrisch? Laß mich!“ Und zwischen Frau Alving's Lippen ringt es sich heiser hervor: „Gespenster! Das Paar aus dem Blumenzimmer geht wieder um.“

Innerlich gebrochen kehrt im zweiten Aufzug die unglückliche Mutter aus dem Speisezimmer zurück. Das beinahe dreißigjährige Vertuschen und Heucheln ist nutzlos gewesen, aus dem Grabe reckt es sich zu ihr empor, widrig und gespensterhaft. Ja sie ist feige gewesen, unsäglich feige, als sie mit dem sogenannten Pflichtgefühl die Stimme ihres Herzens übertäubte. Gespensterfurcht, knechtische Abhängigkeit von verrotteten Ansichten, Angst vor dem Urtheil der Menge hat sie in unwürdige Ketten zurückgeschmiedet, sie hat ihre Last achtzehn Jahre lang getragen, nutzlos. Der Tischler Engstrand holt den Pastor Manders zu einer kleinen Erbauungsstunde in das Asyl ab und Frau Alving macht die Entdeckung, daß ihr im Speisezimmer zurückgebliebener Sohn von seinem Vater auch den Hang zum Trinken geerbt hat. Er trinkt, um die furchtbare Angst vor einer ebenfalls nach dem Urtheil der Aerzte ererbten Disposition zum Blödsinn zu übertäuben, er trinkt, weil er an diese Erbschaft von einem Vater, den er niemals gekannt, aber stets als einen Ehrenmann rühmen gehört, nicht glauben kann und sein Leiden als ein durch sein fröhliches Jugendleben selbst verschuldetes betrachtet. Seine einzige Rettung sieht er in der Vereinigung mit der lebensfrischen Regine, er verlangt sie von seiner Mutter zur Frau. Oswald kann in der Enge, in der drückenden Nebelluft der Heimath nicht leben, er will mit Regine hinaus in die Welt, in der man arbeitet und sich des Daseins freut. Soll Frau Alving ihm Alles mittheilen, die letzten Ideale des an sich schon Geisteskranken zerstören? Pastor Manders sagt: „Das werden Sie doch nicht thun.“ Die unglückliche Mutter klammert sich an das, was ihr Sohn als Lebensfreudigkeit bezeichnet, sie ist niemals so recht lebensfreudig gewesen, vielleicht kann sie noch einmal einen Theil der Schuld auf sich nehmen, die Laster des Vaters durch seine in der Ehe mit ihr nicht befriedigte Lebensfreudigkeit entschuldigen und so der Selbstquälerei Oswalds ein Ende zu machen, ohne daß „die Ideale fallen“. Inzwischen hat Engstrand bei Gelegenheit der erwähnten Vorandacht das Asyl angezündet, es brennt bis auf den Grund nieder. Was gilt Frau Alving jetzt das Asyl? Sie hat Wichtigeres zu thun, sie muß den Sohn retten vor der Selbstvernichtung! Ja, der Kammerherr Alving ist auch so voll strotzender Kraft und Lebensfreudigkeit gewesen, die sich bisweilen austoben mußte auf Abwegen, die aber doch nie eine rechte Bethätigung fand, so daß er „ein gebrochener Mann war, ehe Oswald geboren wurde“. So, nun braucht sich ihr lieber Sohn nicht mehr mit Selbstvorwürfen zu quälen, und Regine — sie ist ja seine leibliche Schwester, jetzt darf sie es sagen — wird ihn pflegen und wieder gesund machen. Aber Regine bedankt sich für die ihr zugemuthete Rolle, auch sie hat etwas von jener Lebensfreudigkeit in sich und zieht schließlich das Seemannsheim der Krankenpflege vor. Und nun tritt an die unselige Mutter das Furchtbarste heran. Oswald hat schon einmal einen Anfall von Irrsinn gehabt, er weiß, daß eine Wiederholung desselben mit unheilbaren Blödsinn enden muß. Er ringt seiner Mutter das Versprechen ab, ihn vor dem entsetzlichen Schicksal des Rückfalls in hülfloser Kindheit zu bewahren, indem sie ihm im geeigneten Augenblick eine Dosis Morphium verabreicht, die er stets bei sich führt. Dieser Augenblick tritt ein, die Mutter bricht neben ihm zusammen, sie tastet nach dem Gift, und der Vorhang fällt.

Wir fordern die schärfste Kritik heraus, in diesem Zusammenhange der Handlung eine Lücke, einen Mangel in der Folgerichtigkeit zu entdecken. All' diese Menschen handeln, wie sie aus ihrem Wesen heraus unter dem Drucke der gegebenen Verhältnisse handeln müssen. Und es sind Menschen von Fleisch und Blut, keine Theaterpuppen. Diese Frau, deren innerstes Wesen sich nach dreißigjähriger Heuchelei aufbäumt: „Ich kann nicht mehr! Ich muß mich zur Freiheit emporarbeiten! Ich war feige, entsetzlich feige!“ Dieser gutmüthige, ängstliche Pastor, der aus seiner Furcht vor der öffentlichen Meinung gerade soviel Muth schöpft, um das liebende Weib, das mit dem Rufe: „Hier bin ich, nimm mich!“ in sein Zimmer stürzt, mit dem Hinweis auf eine selbstmörderische Pflichterfüllung von seiner Schwelle zu stoßen. Der Tischler Engstrand, der „dieses große Kind, um dessen Hals Frau Alving ihre beiden Arme schlingen möchte,“ für sein Seemannsheim zu interessiren weiß, und ihm schließlich gar einredet, er, der Pastor Manders, habe das nicht versicherte Asyl in Brand gesteckt. Und schließlich die Producte all' der in der Vergangenheit liegenden Unnatur, der in seiner Lebenskraft gebrochene Oswald und die lebensfreudige Regina. Sie alle sind allerdings keine besonders erquicklichen Figuren, aber wahr bis ins innerste Mark hinein.

Und nun die Idee des Stücks! Sie ist durch die Kritiken nach der Aufführung in Meiningen mit unglaublichem Mißverstehen verschoben worden. Wer es nicht gelesen oder gesehen hatte, mußte annehmen, es handle sich hier um die widerliche Darstellung einer ohne eigene Schuld ererbten Krankheit. O nein, meine Herren, die Krankheit, von der Sie sprechen, ist nur eine Folge der Krankheit, von der Ibsen spricht. Wie Gespenster gehen verrottete Ansichten, Anstandsregeln und naturwidrige Moralgesetze um, die Furcht vor diesen Gespenstern jagt die unseligen Kinder ihrer Zeit in Unnatur und Heuchelei hinein, und aus Unnatur wird Unnatur geboren. Frau Alving ist feige gewesen, unsäglich feige. Ibsen ist es nicht. Noch niemals sind in so ruhiger, natürlicher Sprache die Schäden der modernen Gesellschaftsordnung aufgedeckt worden. Aber „wir sind ja alle mit einander so gottsjämmerlich lichtscheu“ wie Pastor Manders. „Wie sollte es sonst mit der menschlichen Gesellschaft werden?“

Das Stück ist von einem sittlichen Ernst erfüllt, der die ganze französische Ehebruchskomödie als Possenreißerei erscheinen läßt. Moralische Entrüstung ist ihm gegenüber absolut nicht angebracht. Nur die ästhetische Frage wird zu discutiren sein, ob es nicht über den Rahmen eines dramatischen Kunstwerks hinausgeht, Themata, wie die von Ibsen angeregten, von der Bühne herab zu erörtern. Darauf gibt es nur eine Antwort: Ein Dichter wie Ibsen hat das Recht und die Pflicht, sein ganzes geistiges Sein in der ihm angemessen erscheinenden Form auszugestalten. Wem das nicht gefällt, der mag sich die Ohren zuhalten; einen Dramatiker von seinem Caliber mundtodt machen wollen, ist ein vergebliches Bemühen.

Die Ausstattung und Inscenirung im Residenztheater war wie immer eine musterhafte. Director Anno hat ein eigenes dramatisches Tactgefühl, das ihn jedem Stücke die ihm eigenthümliche Stimmung verleihen läßt. Der Pastor Manders des Herrn Reicher war tadellos, aus einem Guß und ohne Nähte. Frau Frohn faßte die Wittwe Alving zu jugendlich, sie vergaß, daß die Dame beinahe fünfzig Jahre alt ist. Der Engstrand des Herrn Würzburg, sonst gut und charakteristisch, erschien nach der Richtung des Komischen hin ein wenig outrirt. Ueber die Leistung des Herrn Walkner wollen wir uns Schweigen auferlegen. Er war ein liebenswürdiger Naturbursche, der sich so stellte, als ob er einmal die Gehirnerweichung bekommen wollte. **Georg Malkowsky.**

Notizen.

Auf der Sonnenseite. Ein Geschichtenbuch von Ludwig Heveſi. (Stuttgart, Bonz & Co.) — Diesmal erzählt uns der rasch beliebt gewordene Humorist keine Geschichten, die „auf der Schneide“ zwischen Ernst und Scherz anmuthig balanciren, sondern fast lauter Menschenschicksale „auf der Sonnenseite“ des Glücks. Und befreiender, unter Thränen lächelnder, also echter Humor ist es, der uns da über das traurige Einerlei der Alltäglichkeit erhebt und nur selten einmal dem absichtlichen, ungemüthlichen

Digitized by Google

Witz das Wort gönnt. Humor in Erfindung und Stimmung und Komik in der Darstellung finden wir in der köstlichen Geschichte: „Ein starkes Paar", wo die Leiden und Freuden einer Marienbader Kurstgastliebe mit den prächtigsten Farben geschildert sind. Ebenfalls ein Cabinetsstück der komischen Hyperbel, die doch nirgends zur Manier wird, ist auch die lustige Künstlerscene: „Die Nase des großen Condé", wobei nur das Wortspiel: „Mir nicht" aus der Rolle fällt, denn die Plauderer unterhalten sich jedenfalls französisch. Mit echtem Humor ist der vergeßliche „Daniel Löwengruber" getränkt, und voll reizender Schalkhaftigkeit und hübscher Pointen sind die „Lebenden Bilder", die zuerst in der „Gegenwart" erschienen. Als Charge ist wohl „Alexanders Neujahrsnacht" gemeint, aus der sich eine tolle Posse im Stil des Palais Royal gewinnen ließe. Kurz, auch das Minderwerthige und allzu Barocke verräth überall den witzigen Kopf, tiefen Menschenkenner und fesselnden Plauderer, und wer dieses köstliche Buch unter seinem Weihnachtsbaum fand, der tritt mit einem freundlichen Hausgeist in's neue Jahr hinüber.

Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart. Redigirt von Carl von Lützow. (Wien, Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst). In dem soeben ausgegebenen vierten Hefte dieses Prachtwerkes bietet die aus der Feder eines Praktikers, des Xylographen und Radirers W. Hecht, stammende Abhandlung über den Holzschnitt einen klaren Ueberblick über das ganze Gebiet dieser volksthümlichen Reproductionsart und ihre Entwickelung. Beherzigenswerth ist namentlich, was der Verfasser über das Verhältniß zwischen Maler und Holzschneider und die allzu „publikummäßige" Erziehung unserer Xylographen schreibt. Der illustrative Theil ist überaus reich und zeigt den modernen Holzschnitt in seiner besten Gestalt und nach allen Reproductionsmethoden. Bilder wie Max' „Faust und Gretchen im Garten", in Holz geschnitten von W. Hecht, Cloß' „Schilflied" und Max' Illustration zu Wieland's „Oberon", Holzschnitte von A. Cloß, gehören unstreitig zu dem Besten auf dem Gebiete dieser Kunstgattung. Hieran reihen sich würdig der Linsenmaier'sche Holzschnitt nach Alma Tadema's „Scene aus dem römischen Leben" und der Schnitt von Kresch nach Max' „Mephisto". Eine Radirung von Forberg, „Das Judenvirrtel in Amsterdam", nach Achenbach, sowie ein Stich nach Rembrandt's „Pilger von Emmaus", dem Grabstichel des Altmeisters Gaillard entstammend, ergänzen die Reihe der Kunstbeilagen auf das Glänzendste. Wir kommen nach Vollendung dieses typographisch vornehm ausgestatteten Werkes jedenfalls auf dasselbe zurück.

Die Culturentwicklung Süditaliens in Einzeldarstellungen. Von E. Gothein. Breslau, Köbner.) — Ein sehr bedeutsames Werk, das zwar, wie schon der Titel besagt, leider keine zusammenhängende Geschichte der neapolitanischen und sicilischen Culturentwicklung, aber in geistvoll entworfenen Schilderungen und streng wissenschaftlichen Untersuchungen doch die Bausteine zu einer solchen Darstellung bietet Immerhin ist es dem Leser ziemlich leicht gemacht, sich selbst ein Gesammtbild zu construiren, das im Einzelnen da und dort von den classischen Renaissance-Studien Jacob Burckhardt's abweicht, aber im Ganzen doch stets die Resultate jener grundlegenden genialen Arbeit bestätigt Meisterhaft ist zunächst Gothein's erster einleitender Aufsatz, doch auch die folgenden Monographien und Feuilletons wird man mit Interesse lesen. Ueberraschend und erheiternd sind namentlich die Capitel über süditalische Heiligengeschichte, vornehmlich den Stadtheiligen Neapels, den San Gennaro, wobei Gothein die Traditionen und Quellen des Martyrologiums bis in die älteste Mythologie hinein verfolgt und den echt italienischen localpatriotischen Heiligencultus trefflich charakterisirt. In den mehr populären Essays über Aquila und Leonessa zeigt sich der Verfasser als scharf beobachtender und reizvoll darstellender Feuilletonist.

Offene Briefe und Antworten.

Zum allerletztenmal Jacques Saint-Cère.

Sehr geehrter Herr!

Auf Ihre Anfrage in Betreff jenes zweifelhaften Herrn Armand oder Rosenthal kann ich Ihnen nur erwidern, daß ich eines Tages seinen Besuch empfing, nachdem er sich schriftlich bei mir angemeldet hatte unter dem Titel eines rédacteur du Voltaire, der über die literarischen Zustände Deutschlands sich zu orientiren wünsche, da er als Berichterstatter nach der Balkanhalbinsel geschickt, hier aber durch contre-ordre zurückgehalten worden sei. Ich empfing ihn freundlich und arglos und war erfreut, ihn so wohlunterrichtet zu finden, was mir freilich späterhin nicht mehr wunderbar erschien, nachdem ich erfahren, daß er mehrere Jahre in Leipzig gelebt und an der Zeitschrift Sacher-Masoch's mitgearbeitet hatte. Da sein Aufenthalt sich verlängerte, kam er öfters zu mir, bat um meine Erlaubniß zur Uebersetzung mehrerer meiner Novellen, zog mich wegen einer Uebertragung des Deutschen Novellenschatzes (mit Auswahl) zu Rathe und war bei alledem so liebenswürdig, so sehr bon enfant, daß ich, selbst als unliebsame Gerüchte über ihn zu rumoren begannen, nichts Schlimmeres von ihm glauben mochte, als daß er den Boden unter den Füßen verloren habe und sich auf alle Weise anstrenge, sich wieder auf festen Fuß zu stellen. Hierzu sollte auch ein artistisches Unternehmen dienen, für das er die hiesigen Künstler interessirte, l'art à Munich, bei Goupil herauszugeben. Inzwischen hatten aber einige vorsichtige Künstler in Paris Erkundigungen eingezogen, deren Ergebniß war, daß der Voltaire ihn desavouirte, Goupil ihn nicht als seinen Vertreter anerkennen wollte. Er kam in großer Aufregung zu mir, zeigte mir eine Menge Briefe französischer Redactionen, Honoraranweisungen für Correspondenzen ꝛc., auch ein Billet Goupil's, der ihm schrieb, von der Sache könne vielleicht die Rede sein, wenn er sie ihm mündlich vortrage, endlich seinen französischen Paß, der auf einen R. Armand, né à Paris ausgestellt und, so viel ich urtheilen konnte, in bester Ordnung war. Auch hatte die hiesige französische Botschaft keinen Anstand genommen, ihn zu legitimiren, ja sogar, als er das künstlerische Project auf's Tapet brachte, ihn bei dem Prinzen Luitpold einzuführen. In meinem Hause war er einen Abend gewesen und hatte allgemein den günstigsten Eindruck gemacht. Ich nahm daher unter meinen Bekannten seine Partei, als sich ein plötzliches Mißtrauen gegen ihn erhob, bis er eines Tages abgereist war, NB. ohne Schulden, vielmehr mit Zurücklassung sämmtlicher ihm von den Künstlern anvertrauter Skizzen. Noch einige Male schrieb er mir aus Frankreich, schickte Zeitungen und Bücher — und war plötzlich verschollen, bis Herr Saint-Cère ihn uns wieder in Erinnerung brachte.

Dies ist das Wichtigste, was ich über ihn auszusagen hätte. Doch scheint mir der ganze Fall überhaupt nicht wichtig genug, um ausführliche Acten darüber anzulegen. Ich wenigstens bereue es nicht, einem etwas windigen Landfahrer mehr Vertrauen geschenkt zu haben, als er verdiente, da ich gewohnt bin, was ich einem Fremden sage, darauf zu prüfen, ob ich es öffentlich auszusprechen kein Bedenken tragen würde.

Mit freundlichem Gruß Ihr ergebenster

Paul Heyse.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,

Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien in unterzeichnetem Verlage:

Geschichte des französischen Romans im XVII. Jahrhundert.

Von

Dr. Heinrich Körting,

Privatdocent der romanischen Philologie an der Universität Leipzig.

Band II. **Der realistisch-satirische Roman.** 18 Bogen. 8°. Preis brosch. 6 Mk.

Mit dem Erscheinen des II. Bandes ist dieses hochbedeutende, geistreich geschriebene Werk complett geworden. Der erste Band, den Idealroman behandelnd, ist nicht nur bei Gelehrten, sondern auch in weiteren Kreisen des litterarisch gebildeten Publicums mit Beifall aufgenommen und von der Presse allgemein auf das günstigste recensirt worden. Auch den zweiten Band, den die litterarische Welt mit großem Interesse erwartet, wird die Kritik günstig aufnehmen.

Das ganze Werk ist nunmehr in zwei Bänden broschirt zum Preise von zusammen 16 Mk., gebunden in zwei eleganten Halbfranzbänden zum Preise von zus. 20 Mk. zu beziehen und bildet ein nach Inhalt und Ausstattung hervorragendes Erzeugniß auf litteraturgeschichtlichem Gebiete.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Oppeln, Ende December 1886.

Eugen Franck's Buchhandlung
(Georg Maske).

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

St. Petersburg und London
in den Jahren 1852—1864.

Aus den Denkwürdigkeiten
des damaligen k. sächsischen ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers am k. grossbritannischen Hofe
Carl Friedrich Graf Vitzthum von Eckstädt.

Oktav. Zwei Bände. XXXIV u. 746 Seiten. ℳ 12. — Elegant gebunden ℳ 14. —

Surinam.

Sein Land, seine Natur, Bevölkerung und seine Kulturverhältnisse mit Bezug auf Kolonisation.

Von

August Kappler,
früherem holländischen Kolonialbeamten.

Mit Holzschnitten und einer Karte.

Oktav. IV u. 384 Seiten. ℳ 5. —

Ein junger
lievländischer Schriftsteller,

Mitarbeiter von Rigaer, Petersburger und deutschen Zeitungen, academisch gebildet, auch des Russischen mächtig, sucht eine Stelle als Redacteur eines deutschen Blattes. Er ist in politischen, literarischen und zumal volkswirthschaftlichen Fragen wohl bewandert und, da er längere Zeit in Moskau gelebt, in russischen Dingen vorzüglich informirt. Günstige Zeugnisse stehen zu Diensten. Ansprüche sehr bescheiden. Eintritt sogleich. Auskunft ertheilt die **Redaction der „Gegenwart".**

Neuer Verlag von
Breitkopf & Härtel in **Leipzig.**

Rob. Schumann's Briefe.

Neue Folge.

Herausgeg. von **F. Gustav Jansen.**

Erste Abtheilung: 1828—1840.
Zweite Abtheilung: 1840—1854.
Dritte Abtheilung: Briefe an Verleger.

Das Recht zur Herausgabe haben die Verleger von der Familie Robert Schumann's erworben.

X, 406 S. Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Nach der freudigen Aufnahme, welche die „Jugendbriefe" Schumann's gefunden haben, bedarf es für diese neue Sammlung kaum einer Empfehlung. Sie bringt vieles Neue aus der Jugendzeit Schumann's, erstreckt sich dann aber weiter über das ganze Mannesalter bis zum Jahre 1854. Sie stellt nicht nur die in Zeitschriften und Büchern überall verstreuten interessanteren Briefe zusammen, sondern fügt diesen zahlreiche bisher ungedruckte, so namentlich die an Mendelssohn gerichteten, hinzu. Man gewinnt danach ein ungemein fesselndes Bild des ganzen Lebens und Wirkens des edlen Künstlers. Durch häufige Anmerkungen und ein sorgfältiges Register hat der Herausgeber für das Verständniss der Briefe gesorgt. Der Name des Verfassers der „Davidsbündler" bürgt für die Gediegenheit der Arbeit.

Steinbaukasten.

Infolge vielfacher Anfragen machen wir darauf aufmerksam, daß **verlorene** oder im Laufe der Zeit **beschädigte Steine** leicht ersetzt werden können. Wir versenden die **neue,** 277 Sternzeichnungen und **farbige Bauvorbilder** enthaltende **Steinpreisliste** gegen eine **Briefmarke** franko und **liefern einzelne Steine schnell und billig.**

F. Ad. Richter & Cie.,
Rudolstadt, Wien, Olten (Schweiz), Rotterdam, London E.C., 1. Railway-Place, Fenchurch-Street.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffl. Cacao.

Preise per ½ ¼ ⅛ 1/16 = Pfd.-Dose
350 200 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Hervorragendes Geschichtswerk.

Brehm, Dr., Das Insektenreich.

gr. 8. 842 S. mit 1 Karte u. Holzschn. 16 M.

Jena. **Fr. Mauke's Verlag.**

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schiller,** Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. nebst: **Lessing,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. und **Goethe,** Sämmtl. Werke. Vollständigste Ausg. letzter Hand. 55 Bde. zusammen 40 ℳ. — **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu. zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 22. Januar 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Auflösung des Reichstags. Von Spectator. — Die Verbrennung. Von A. Nagel. — **Literatur und Kunst:** Cavour's Briefe. Von Carl von Thaler. — Ein spanischer Romandichter. Von G. Diercks. — Lyrische Winterabende. Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Zehn Jahre verlobt. Von Enrico Castelnuovo. Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns. — **Aus der Hauptstadt:** Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Noch einmal „die Uebervölkerung der Erde". Von Dr. med. Moritz Alsberg. — Inserate.

Die Auflösung des Reichstags.

Die dreitägige parlamentarische Schlacht vom 11., 12. und 13. Januar fand am 14. das zum voraus angekündigte Ende. Schon am ersten Tage hatte Fürst Bismarck der Versammlung mitgetheilt, daß die Ablehnung der Regierungsvorlage sofort mit der Auflösung des Reichstags beantwortet würde, und wer den eisernen Kanzler so drohen sah und hörte, der konnte über den Ernst seiner mit dem äußersten Nachdruck und ohne jeden Vorbehalt gesprochenen Worte und die kritische Lage, in die der deutsche Parlamentarismus da wieder gerathen, gar nicht im Zweifel sein. Schroff wies die Regierung jeden Compromiß mit der Mehrheit zurück; vergeblich war der Hinweis darauf, daß der Antrag Stauffenberg die geforderte Präsenzerhöhung ohne Abstrich auf drei Jahre bewilligte; der Kriegsminister, der Reichskanzler und der Chef des Generalstabes bestanden auf der heiligen Siebenzahl. Einige unverbesserliche Optimisten hofften bis zuletzt, daß der Conflict noch vermieden würde. Sie calculirten, daß wenn etliche vierzig Ultramontane sich absentirten oder das Septennat annähmen, auch das letztere gerettet wäre. Manche dachten sich noch immer, daß die dritte Lesung abgewartet würde. Beide Hoffnungen wurden getäuscht. Von den Kämpen des Centrums wurde „kein Mann vermißt" und stimmte keiner anders als der Führer, und noch nie hatten die elektrischen Kerzen eine vollständigere Versammlung überstrahlt. Auch lag ja längst ein Beschluß des Bundesrathes vor, laut dessen die dritte Lesung nicht abgewartet werden sollte. Schon am Tage vor der Auflösung ging die kaiserliche Botschaft am Bundesrathstische von Hand zu Hand und konnte auf den Tribünen durch das Opernglas entziffert werden. Aber beide Theile beharrten starr auf ihrem Standpunkt, und der Antrag Stauffenberg wurde mit einem Mehr von dreißig Stimmen angenommen. Es war ein bewegter Augenblick, als der Reichskanzler den Präsidenten mit der Bemerkung unterbrach, er habe dem Hause eine kaiserliche Botschaft mitzutheilen, und mit fester Stimme die Verordnung, daß der Reichstag aufgelöst werde, vorlas. Mit dreifachem Hoch auf den Kaiser, dem sich einzig die socialdemokratischen Abgeordneten durch einem hastigen Exodus entzogen, gingen die Volksvertreter auseinander. Der objective Beobachter aber fragt kopfschüttelnd: Mußte es sein?

Die Zukunft wird es lehren, ob die Regierung weise handelte, indem sie die Doctorfrage, ob sieben- oder dreijährige Friedenspräsenz, wie eine Existenzfrage behandelte. In der Politik entscheidet nur der Erfolg. Hätte die Opposition die geforderte Bewilligung bemängelt oder nur für die Frist eines Jahres gegeben, so könnte sie ein Vorwurf mit viel größerem Rechte treffen. Aber die militärischen Autoritäten, denen es ein Leichtes gewesen wäre, die Unmöglichkeit eines so kurz bemessenen Provisoriums zu beweisen, haben mit nichten dargethan, daß die Armeeorganisation für mindestens sieben Jahre nothwendig festgelegt werden müsse. Auch die sämmtlichen Argumente eines so überaus gewandten Debatters, wie der Kriegsminister einer ist, vermochten keineswegs so unabweisbar zu überzeugen. Dazu kommt, daß die zwei gewichtigsten Gewährsmänner mit ihrer Motivirung nicht ganz übereinstimmten. Feldmarschall von Moltke versicherte, daß, wenn die Forderung nicht bewilligt werde, wir ganz zweifellos den Krieg haben werden. Der Reichskanzler aber bemühte sich in dem weitaus interessantesten Theile seines Plaidoyers, der von den auswärtigen Beziehungen handelte, die Lage als augenblicklich durchaus friedlich zu schildern. Die Freundschaft mit Rußland sei thurmhoch wie je; das Bündniß mit Oesterreich wurde zwar als ein platonisches, aber noch immer bestehendes bezeichnet; bloß Frankreich sei ein unsicherer Nachbar, und ob der Krieg mit ihm in zehn Tagen oder zehn Jahren ausbrechen werde, könne Niemand sagen. Jedenfalls würden wir unter keinen Umständen den „Erbfeind" angreifen. Daraus durften die Sprecher der Opposition folgern, daß unter solchen friedlichen Umständen ein Triennat vollkommen ausreiche.

Es ist nicht das erstemal, daß der Deutsche Reichstag aufgelöst wird. Seit der Gründung des Deutschen Reiches hat vielmehr die Regierung schon einmal zu diesem äußersten Mittel gegriffen. Es war im Sommer 1878 nach dem Nobiling'schen Attentat, als der Reichstag geradezu beschuldigt wurde, durch die kurz zuvor votirte Ablehnung des Socialisten-Ausnahmegesetzes die Frevelthat indirect ermöglicht zu haben. Damals unter dem frischen Eindrucke des ruchlosen Verbrechens fielen die Wahlen für die Regierung günstig aus, denn die für das Socialistengesetz gewählten Reichsboten votirten die Zolltarif-Reform. Heute liegt die Sache ähnlich, es wird sich aber nicht um sociale, sondern kriegerische Gefahren handeln, um die Armee, also einer Institution, die mit nicht geringerer Leichtigkeit die patriotische Fiber in Schwingung zu setzen gestattet. Mit seiner bekannten Offenheit hat der Reichskanzler bereits das Schlagwort verkündet: Parlamentsheer oder kaiserliches Heer! Was er freilich verschwiegen hat, daß dürfte seine Absicht sein, einem gefügigeren Parlament wieder seine Schmerzenskinder: Branntwein- und Tabakmonopol zur Adoption vorzuführen. Was sich bei dieser Gelegenheit von den Parlamentsvorrechten sonst noch abzwacken läßt, wird gewiß auch versucht werden. Der Abgeordnete Bamberger verkündete bereits von der Tribüne des

Digitized by Google

Räthsels Lösung. „Ich habe meinen Freunden schon vor Wochen gesagt: Wir werden aufgelöst. Denn der Reichskanzler, wie ich ihn zu kennen glaube, sagte sich: Im October muß ich doch die Wahlen haben, eine bessere Wahlparole kann ich aber nicht haben, als die Militärvorlage, also überlegte er es sich und brachte plötzlich die Militärvorlage. Nun wiegte man sich in der Hoffnung, die Linke und das Centrum würden an der Präsenzziffer Anstoß nehmen, dies geschah aber nicht, im Gegentheil, es soll jeder Mann und Groschen gegeben werden, und es ist lediglich die indifferente Zeitfrage, an die man sich nun klammern muß." Der deutsch-freisinnige Redner dürfte damit das Richtige getroffen haben.

Die Würfel sind also gefallen. Ob sich aber die Regierung nicht verrechnen wird? Die Militärlasten sind schon jetzt drückend genug, um in den breiteren Schichten des Volkes die Begeisterung für eine Erhöhung des Heeresbudgets zu dämpfen. Die Armee ist populär, nicht aber die Steuerschraube, die jene so mächtig in Bewegung setzt. Der Reichskanzler baut auch auf den Zauber des kaiserlichen Namens, auf seine und Moltke's Autorität, auf die durch die neuen Kirchengesetze beschwichtigten katholischen Wähler. Er gesteht offen zu, daß er eine Minderung des Centrums erwarte, und zwar setzt er hier seine Hoffnung auf die bayrischen Wähler. Wird er sich nicht täuschen? Gewiß ist die Reichstreue des Prinz-Regenten Luitpold erprobt und stark, aber das Centrum erfreut sich im schönen Bayerland einer nicht minder folgsamen Wählerschaft als am Rhein und in Westfalen. Uebrigens weist der Kanzler unumwunden schon jetzt auf eine angebliche Lücke in der Verfassung, welche die Regierung auf ihre Weise interpretiren könne. Im Falle eine Verständigung zwischen dem neuen Reichstag und den verbündeten Regierungen über die Präsenzziffer nicht zu erzielen sei, komme das verfassungsmäßige Recht des Kaisers zur Bestimmung dieser Präsenzziffer wieder in volle Geltung. Nach der Verfassung sei jeder Deutsche zu dreijährigem Militärdienst verpflichtet und habe der oberste Kriegsherr die Präsenzziffer der einzelnen Contingente zu bestimmen, und wenn bisher durch besonderes Gesetz auf Septennien die Präsenzziffer festgesetzt worden sei, so habe man dies nur gethan, weil die volle Ausführung der verfassungsmäßigen Bestimmung, d. h. der dreijährigen Einstellung aller wehrfähigen Deutschen in die Armee, finanziell zu unerträglichen Lasten führen würde. Andererseits aber sei der Reichstag nicht etwa befugt, auf dem Wege der Budget-Verweigerung, der Mittelverweigerung für die vom Kaiser eingestellten Soldaten, den Kaiser zu zwingen, die Präsenz in den vom Reichstage gewollten Grenzen zu halten. Zum Glück erklärte Fürst Bismarck, es sei die Erhöhung der Friedenspräsenz auch ohne den Reichstag und somit der offene Verfassungsconflict für jetzt nicht zu befürchten. Er selbst versicherte, daß er von jener fragwürdigen Lückentheorie erst dann Gebrauch machen würde, wenn auch der neue Reichstag das Septennat verweigern sollte. Das Septennat, das im Jahre 1880 beschlossen wurde, besteht bis zum 1. April 1888 noch fort, und es handelt sich nur um die Einführung der erhöhten Präsenzziffer am 1. April 1887. Bis dahin aber wird voraussichtlich der neue Reichstag, der am 21. Februar gewählt wird und schon im März zusammenkommen dürfte, bereits gesprochen haben.

Es wird sich also in Bälde herausstellen, ob das Auflösungsmotiv glücklich gewählt ist, um die Wähler zu bestimmen. Die Regierung hofft ohne Zweifel die beste Wirkung von dem ausgegebenen Schlagwort: Parlamentsheer oder kaiserliches Heer! aber auch Windthorst's im Reichstag oft wiederholte und vielbelachte Litanei: Jeder Mann und jeder Groschen! dürfte seine Wirkung nicht verfehlen. Dort wird man das Ganze als einen Kampf der Krone gegen das machtlüsterne Parlament, hier als einen Kampf ums Recht des Constitutionalismus ausgeben. Und wenn die Autorität des obersten Kriegsherrn und seiner Gewährsmänner Bismarck, Moltke und Bronsart von Schellendorff auch die der „parlamentarischen Strategen" Windthorst und Richter erdrückt, so wird doch die Opposition nicht müde werden mit ihrem Hinweis darauf, daß die Frage, ob drei oder sieben Jahre, nur ein Vorwand war, um die Auflösung und die officielle und officiöse Wahlagitation mit Hochdruck zu verschärfen, daß es sich nur scheinbar um die Verstärkung des Heeres handle, welche unter allen Umständen sicher stehe, und daß thatsächlich die Würfel über das Tabak- und Branntweinmonopol fallen sollen. Und somit löst der dreitägige parlamentarische Kampf sich in hundert kleinere Wahlgefechte auf. Der Streit dauert fort, nur das Terrain ist ein anderes. Die Reichsboten, deren Mandat ohnehin im September erloschen wäre, gehen frischen Muthes in die Wahlcampagne. In den conservativen Kreisen gibt man sich ausschweifenden Hoffnungen hin, und glaubt ein halbes Hundert von Stimmen zu gewinnen. Viel besser dürften die Chancen der Socialdemokraten stehen, denn diese gewinnen durch jede Steigerung der Militärlasten, wie Windthorst ganz richtig bemerkt hat. Das Centrum wird schwerlich etwas verlieren. Unsicher ist das Schicksal der Nationalliberalen, die noch immer Herrn von Bennigsen zum Wiedereintritt in die politische Arena zu bestimmen hoffen. Die freisinnige Partei geht mit einer wirkungsvollen neuen Parole in den Wahlkampf, denn ihr Vorschlag, die Lasten der Heeresvorlage durch eine Reichs-Einkommensteuer zu decken, scheint in den weitesten Kreisen Anklang gefunden zu haben. Auf alle Fälle wird der Vaterlandsfreund es beklagen, daß die politischen Leidenschaften einer verbitterten Agitation wieder alle aufgewühlt werden und ein Verfassungsconflict in schreckhafte Nähe gerückt ist.

Sind solchermaßen die Aussichten auf den inneren Frieden und die ruhige Entwickelung ziemlich trübe, so haben doch die Worte des Fürsten Bismarck über die auswärtigen Beziehungen allgemein ein freudiges Echo geweckt. Die bange Kriegsfurcht der letzten Wochen ist mit einem Schlage gewichen, und wenn das Schicksal des deutschen Constitutionalismus auch über unsere Grenzen hinaus lebhafte Theilnahme erwecken wird, so athmet die Welt doch auf bei dem Gedanken, daß sie mit Beruhigung der nächsten Zukunft entgegengehen kann.

Spectator.

Die Verbrennung.

Von A. Nagel.

Unter den Einwirkungen auf den edelsten unserer Sinne, das Auge, mußte von jeher naturgemäß die einer intensiven plötzlichen Lichtentwickelung die auffallendste und am schärfsten sich einprägende sein. Das sanfte Grün des Laubes, der Schmelz der Blumen, das lockende Blau des Wassers können niemals in dem Maße den Blick des Urmenschen gefesselt, sein Gemüth erregt haben, wie der prächtige Anblick des majestätischen Tagesgestirns oder der erhaben schreckliche eines vom Blitze entflammten Waldes.

Hier ein Feuer, dessen Glanz, die Schatten der Nacht scheuchend, Alles zu neuem Leben weckte, dort eine andere Form derselben Macht, ihn mit Tod und Verderben bedrohend. So kann es nicht Wunder nehmen, wenn wir der Sonne, dem Feuer als Gegenständen religiöser Verehrung begegnen, einer Verehrung, die um so aufrichtiger und inniger werden mußte, je mehr die junge Menschheit an der geheimnißvollen Macht wohlthätige Eigenschaften erkennen und schätzen lernte.

Welch immense Zeiträume aber liegen zwischen dem Beginn jener uralten Benutzung des Feuers, die die Definition des Menschen als des „einzigen kochenden Thieres" rechtfertigt und den ersten dürftigen Erklärungsversuchen griechischer und römischer Philosophen! Am bemerkenswertheften ist die Lehre des Aristoteles von den vier Elementen Wasser, Erde, Feuer und Luft als den Trägern der Grundeigenschaften naß, trocken, warm und kalt. Der große Stagirite betrachtet das Feuer als einen Stoff, eine Vorstellungsweise, die sich durch das Alterthum und Mittelalter bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein erhielt. Der Vorgang der Verbrennung wird als im Wesentlichen in einer Abscheidung der Feuermaterie bestehend aufgefaßt. Aehnlich erklärt Plinius die leichte Entzündbarkeit des Schwefels aus seinem hohen Gehalt an einem hypothe-

Digitized by Google

tischen Feuerstoffe. Im Laufe der Zeiten nimmt dieses nie gesehene Agens mehr und mehr eine greifbare Gestalt an, es wird endlich mit dem Schwefel selbst identisch. Die antike Vorstellungsweise spiegelt sich auch in den Theorien der neueren Zeit wieder. Auch hier bestand die Verbrennung in einer Zerstörung, einer Zerlegung der verbrennenden Körper, denen allen eine Substanz gemeinsam war, die von dem Chemiker Becher als terra pinguis, von seinem Schüler Stahl als Phlogiston bezeichnet wurde. Die meisten der von der heutigen Chemie als Elemente bezeichneten Körper waren, nach diesen Anschauungen, zusammengesetzte Stoffe, alle in höherem oder geringerem Grade mit dem unbekannten Princip durchtränkt, dessen Entweichen die Verbrennung bedingte. Schwefel und Kohle, als leicht verbrennlich, waren reich an Phlogiston; die metallurgischen Processe, die wir heute als die Reduction eines Metalloxyds — nach alter Ausdrucksweise -kalkes — bezeichnen, mußten folgerichtig als in der Zuführung von Phlogiston zum Metalloxyd bestehende Vorgänge gedeutet werden.

Es erfordert einige Anstrengung, sich in derartige Anschauungen hineinzudenken, heute, wo wir über dem raschen Fortschritt der experimentirenden Wissenschaften nur allzuleicht ihre bescheidenen Anfänge zu vergessen geneigt sind. In der That ist es kaum möglich, das Zaudern und Schwanken eines Mannes wie Robert Boyle nachzufühlen, der sich in völliger Rathlosigkeit darüber befand, ob der Schwefel einen Bestandtheil der Schwefelsäure ausmache, oder ob umgekehrt, die Schwefelsäure im Schwefel verborgen liege. Und dies Alles, nachdem er selber die Thatsache der Gewichtsvermehrung beim Verbrennungsacte, den Verbrauch einer bestimmten Menge Luft dabei beobachtet hatte!

Es erscheint vollkommen unfaßlich, daß Maß und Gewicht, jetzt die Prüfsteine physikalischer und chemischer Hypothesen, zu Zeiten Stahl's kaum eine Rolle spielten. Obwohl ihm, wie Becher das Phänomen der Gewichtszunahme eines verbrennenden Körpers aus den Versuchen Anderer vollkommen bekannt war, fanden sie darin keinen Beweis gegen ihre Anschauungsart, die nothwendig der Gewichtsverminderung zu ihrer Rechtfertigung bedurft hätte.

Indessen wäre es ungerecht, die Phlogistontheorie ohne Weiteres als müßige Spielerei verurtheilen zu wollen, da ihre wenn auch verworrenen Vorstellungen wenigstens Veranlassung zur Entdeckung wichtiger Thatsachen gegeben haben.

Wer möchte dafür stehen, daß nicht in hundert oder mehr Jahren, wenn die zahlreichen Experimente und Theorien, welche die Räthsel der allgemeinen Gravitation und der chemischen Affinität zu lösen sich heute bemühen, zu einem festen Ergebniß geführt haben — daß dann die Lehren von einer mystischen „Anziehungskraft" oder „Fernwirkung" u. s. w. nicht ebenso unbegreiflich erscheinen, wie uns die Lehre vom Phlogiston?

Eine Anzahl von Stahl's Schülern fühlte, von der Macht der seiner Lehre widerstrebenden Thatsachen gedrängt, endlich die Nothwendigkeit, der Gewichtsvermehrung in ihren Theorien Rechnung zu tragen. Doch geschieht dies auf zwei entgegengesetzte Arten. Die erste schafft sich außer dem Phlogiston noch eine ponderabele Feuermaterie, die, während das erstere entweicht, mit der verbrennenden Substanz sich verbindet und so ihr absolutes Gewicht vergrößert. Die andere Ansicht ist bei Weitem bemerkenswerther, sie gemahnt unwillkürlich in etwas an eine Nachricht, die vor neun oder zehn Jahren durch die Blätter lief, die Erzählung nämlich von Versuchen, welche in Berlin, und zwar angeblich mit überraschend gutem Erfolg, angestellt worden sein sollten, um „die Schwerkraft aufzuheben"! Der Vorstellung des französischen Chemikers de Morveau nach soll nämlich die Verbindung des Phlogistons mit einem Körper analog der eines Ballons mit seiner Gondel sein. Er sagt: „Bringen wir zwei ungefähr gleich schwere Bleikugeln unter Wasser an einer Wage in's Gleichgewicht und hängen dann an die eine Schale ein Stück Kork, einen Gegenstand, der leichter ist als Wasser, so wird diese Bleikugel in die Höhe steigen; sie wird also scheinbar leichter, obgleich wir ihr Gewicht offenbar vermehrt haben. Aehnliches gilt bei der Verbrennung: hier wiegen wir in Luft, das Metall, die Verbindung des Metallkalkes mit Phlogiston erscheint leichter als der Kalk, weil dasselbe gerade wie der Kork specifisch leichter als das Medium ist, in dem wir wiegen."

Jeder, dem die Elemente der Physik bekannt sind, sieht ein, daß mit solcher Auffassung nothwendigerweise für ein Metall ein geringeres specifisches Gewicht in Anspruch genommen wird, als für sein Oxyd, obgleich die Sache sich gerade umgekehrt verhält, wie schon Boyle gezeigt hatte. Die Erscheinung des Auftriebes (Aufsteigens) eines Körpers in einem Medium von größerem specifischen Gewicht verführte zur Construction einer Ungeheuerlichkeit, eines negativ schweren Körpers!

In das Jahr 1774 fällt die Entdeckung des Sauerstoffgases durch Priestley, das eine völlige Umwälzung der bisherigen Anschauungen hervorrufen sollte. Vor der Hand allerdings noch nicht. Man sollte meinen, daß auch die allerdürftigsten Versuche mit dem genannten Gase sofort die Unhaltbarkeit der Lehre vom Phlogiston hätten darthun müssen — allein so lebenszähe sind einmal eingewurzelte Anschauungen, daß es oft jahrelangen Anstürmens von Gegenbeweisen bedarf, um sie endgiltig zu beseitigen. Priestley sowohl, wie der Schwede Scheele, der unabhängig von jenem ebenfalls den Sauerstoff auffand, beharrten bis zu ihrem Lebensende lieber bei einer gänzlich falschen Betrachtungsweise, als daß sie von ihren Versuchen sich hätten belehren lassen!

Erst Lavoisier, den die Genialität seiner Arbeiten, wie das Tragische seines Endes zu einer der anziehendsten Gestalten in der Geschichte der Naturwissenschaften gemacht haben, verschaffte voll und ganz einer wirklich wissenschaftlichen Ansicht vom Wesen der Verbrennung den Sieg. Alle seine hierauf bezüglichen Untersuchungen tragen den Stempel des Monumentalen. Im Gegensatz zu Stahl und Scheele spricht bei ihm die Zunge der Wage das entscheidende Wort. Wenige Jahre nach der Entdeckung des Sauerstoffes ist Lavoisier zu einer festen Ansicht über die Verbrennung gediehen, daß nämlich das dabei in erster Linie Wirkende die genannte Luftart, von ihm air éminement pur genannt, ist, daß dieselbe dabei verbraucht wird, und daß die Gewichtszunahme des verbrannten Körpers soviel wie die Gewichtsverminderung des Sauerstoffes beträgt. Die Metallkalke werden als Verbindungen der air éminement pur mit den reguliniſchen Metallen, die Kohlen-, Schwefel- und Phosphorsäure als Sauerstoffverbindungen von Kohle, Schwefel und Phosphor betrachtet.

Allerdings ist auch bei Lavoisier noch von einer gewichtlosen matière du feu die Rede, doch zeigt diese nicht mehr den mystischen Charakter wie in den früheren Theorien, vielmehr stimmt sie, wie Lavoisier's Ansichten über die Zusammensetzung der Körper aus kleinsten, von jener Materie umhüllten Theilchen zeigen, in mancher Beziehung mit dem Aether der heutigen theoretischen Physik überein.

Cavendish und Watt hatten im Jahre 1781 gefunden, daß beim Verbrennen des schon von Paracelsus entdeckten Wasserstoffes Wasser entsteht; Lavoisier bestimmt auf höchst sinnreiche Weise dessen quantitative Zusammensetzung. Ebenso erfährt er die der Kohlensäure durch Verbrennen eines gewogenen Quantums Kohle in einem gemessenen Volumen Sauerstoff und nachherige Bestimmung des verbleibenden Gasrestes, indem er die entstandene Kohlensäure durch Kalilösung fortnimmt. Daß die Wärmeerzeugung im menschlichen Körper an die Aufnahme von Sauerstoff aus der Atmosphäre mittelst der Lungen geknüpft ist, daß die Respiration in der That eine langsame Verbrennung darstellt, die ohne Zufuhr in Gestalt von Nahrungsmitteln zur Selbstauflösung des Organismus führen müßte, ward ebenfalls von Lavoisier erkannt. Verbrennung ist ihm also ein Act der Vereinigung mit Sauerstoff, entweder allmählich oder, wie im landläufigen Sinne, unter heftiger Wärme- und Lichtentwickelung.

Welcher der beiden Körper der brennende ist, hängt unter Umständen — gasförmigen Zustand bei dem zweiten ebenfalls vorausgesetzt — von dem gegenseitigen Verhältniß ihrer Mengen ab. Im gewöhnlichen Leben kann dieser Fall allerdings nie eintreten; wir verbrennen Kohle, Holz, Petroleum, und Nie-

Digitized by Google

mand bezweifelt, daß diese Stoffe die brennenden, d. h. verbrannt werdenden sind, also die leidende Rolle spielen gegenüber dem in überlegener Menge vorhandenen Sauerstoffgase. Aber dies letztere kann ebenfalls die Rolle des Brennstoffes spielen: in einer überschüssigen Atmosphäre von Wasserstoffgas läßt Sauerstoff sich entzünden und brennt darin mit derselben Flamme, wie ersteres in ihm oder unserer gewohnten Atmosphäre.

Das vergangene Jahr hat nun der bisherigen Verbrennungstheorie etwas wesentlich Neues hinzugefügt, gewissermaßen einen corrigirenden Factor angebracht. Englische Forscher, wie Dixon und Baker, in Deutschland M. Traube, haben gezeigt, daß für manche Verbrennungsvorgänge die Anwesenheit einer gewissen Menge Wasser in dampfförmigem Zustande unbedingt nothwendig ist. Seltsam erscheint es in der That, daß eine Substanz, die uns von Kindheit auf als Träger des Feuchten und Kalten vorschwebt, ein Miterzeuger der wärmenden Flamme sein soll — aber exacte Versuche in dieser Richtung lassen darüber keinen Zweifel mehr. In seiner Rede zur Eröffnung der chemischen Section der British Association zu Aberdeen bemerkt Armstrong: „Baker's Versuche über Kohle und Phosphor berechtigen zu dem Schlusse, daß reiner Kohlenstoff und Phosphor unverbrennbar sind in reinem Sauerstoff." Eine vollkommen getrocknete Mischung von Sauerstoff und Kohlenoxydgas — dem oft genannten giftigen Gase, das bei unzureichenden Luftzutritt zu glühenden Kohlen sich bildet und zu Kohlensäure verbrennbar ist — wird, nach Dixon's Versuchen, weder durch den elektrischen Funken noch sonstige Mittel zur Entflammung gebracht. Dagegen tritt die Verbrennung sofort ein, wenn die geringste Menge Wasserdampf hinzugebracht wird.

Das Traube'sche Experiment ist ebenfalls recht überzeugend. In eine weithalsige, horizontalliegende große Flasche, deren Wände, behufs völliger Austrocknung der eingeschlossenen Luft, mit concentrirter Schwefelsäure benetzt worden, tritt durch ein im abschließenden Pfropfen angebrachtes Glasrohr vollkommen trockenes Kohlenoxyd ein, das vorher in freier Luft entzündet worden ist. Die Flamme des Gases verlischt in der neuen, wasserfreien Umgebung sehr bald, auch wenn — dies ist bezeichnend — reiner, trockener Sauerstoff zugeleitet wird, der bis dahin als das allein wirksame Agens galt. Wird dagegen die Wandung des Gefäßes mit Wasser benetzt und so eine feuchte Atmosphäre hergestellt, so brennt die Flamme ruhig weiter!

An Stelle der bisher angenommenen einfachen Vereinigung zweier haben wir also jetzt diesen Verbrennungsproceß als eine complicirte Wechselwirkung dreier Substanzen anzusehen.

Allerdings bietet die Auflösung dieses chemischen „Problems der drei Körper" nicht jene vorläufig unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten, die einer vollkommen exacten mathematischen Behandlung des mechanischen noch entgegenstehen.

Die Erklärung Traube's erscheint am plausibelsten, doch erfordert sie zum Verständniß ein zu specielles Eingehen auf chemische Umsetzungen und Formeln, um hier am Platze zu sein; wer sie nachzulesen wünscht, findet sie in den „Berichten der deutschen chem. Gesellschaft" für 1885. Als charakteristisch für die Mechanik des Processes sei nur noch hervorgehoben, daß die Menge des vorhandenen Wassers nur gering im Vergleiche zu den beiden anderen Substanzen zu sein braucht, da dasselbe scheinbar keine Veränderung erleidet, sondern durch seine bloße Gegenwart wirkt, wie etwa der Platinschwamm in dem bekannten Döbereiner'schen Feuerzeuge. Doch ist es aus mannigfachen Gründen sicher, daß ein derartiges, mehr passives Beharren des Wassers nicht stattfindet, vielmehr ein stetes Zersetzen und Sichregeneriren der Grund seiner Constanz gegenüber dem Verbrauchtwerden der beiden anderen Stoffe ist.

Auch die langsame, bei gewöhnlicher Temperatur vor sich gehende Verbrennung, wie sie uns im Rosten mancher Metalle entgegentritt, ist nun aus einem etwas anderen Standpunkt wie bisher zu betrachten. Es war zwar von Alters her bekannt, daß Eisen z. B. nur an feuchter Luft rostet, aber man glaubte doch, nach Bekanntwerden des Sauerstoffes, diesen als den eigentlichen Angreifer betrachten zu müssen, während dem Wasser nur die Rolle zufiel, in das gebildete Oxyd als untergeordneter Bestandtheil einzutreten.

Traube hat nun gezeigt, daß Eisen, Zink, Blei, sowohl bei Ausschluß von Wasser in trockenem Sauerstoffe, als auch umgekehrt, bei Abwesenheit des letzteren, in reinem Wasser, keine Spur von Rostansatz oder Blindwerden, d. h. Bildung von Producten langsamer Verbrennung erkennen lassen, vielmehr ihren vollen Glanz behalten. Noch mehr, Natriummetall, das an gewöhnlicher Luft augenblicklich sein silberähnliches Aussehen verliert, büßte, in trockenem Sauerstoff aufbewahrt, nicht das Geringste ein.

Vielleicht findet auch der seit undenklichen Zeiten von Schmieden geübte Brauch, die Kohlen der Esse dann und wann mit Wasser zu besprengen, um ein besseres Brennen zu bewirken, zum Theil seine Erklärung in der gedachten Wirkungsweise des Wassers.

Soviel über einen Gegenstand, der abgeschlossen schien, aber nun auf's Neue die wissenschaftliche Welt beschäftigt. Wenn nicht Alles trügt, so werden gerade die bislang für sehr einfach gehaltenen Fundamentalerscheinungen der Chemie sich in Wahrheit als sehr complicirt erweisen und eine Fülle des Neuen enthüllen. Die Wissenschaften nähern sich der von ihnen erstrebten Wahrheit gewissermaßen asymptotisch; in aller Strenge erreichen sie ihr Ziel wahrscheinlich niemals, aber sie kommen ihm näher stetig und unaufhaltsam — und das ist ihnen genug.

Literatur und Kunst.

Cavour's Briefe.

Von Carl von Thaler.

Der treffliche Quintino Sella, der unter allen leitenden Ministern des Königreichs Italien wohl der würdigste Nachfolger Cavours gewesen, hat in einer Gedächtnißrede auf den großen Begründer der italienischen Freiheit das Bild gebraucht, man könne Cavour mit einem hohen Berge vergleichen, der sich immer mehr über die benachbarten Gebirgsketten und über das flache Land zu erheben scheine, je weiter man sich von ihm entferne. Das Bild ist vollständig richtig. Je mehr Cavour's Gestalt durch die Zeit in die Ferne gerückt wird, desto mehr wächst seine Bedeutung. Während er im Leben oft heftig angegriffen und geschmäht ward, während noch in den ersten Jahren nach seinem Tode das Urtheil über ihn außerhalb Italiens sehr verschieden lautete, wird er heute allgemein und ohne Widerspruch als einer der größten Staatsmänner des Jahrhunderts anerkannt. Selbst die Moralisten, die natürlich am lautesten in Oesterreich auftraten und Cavour's Politik als falsch und heuchlerisch, als unsittlich verdammten, sehen sich nun zur Anerkennung der Meisterschaft gezwungen, mit welcher er die große diplomatische Schachpartie spielte, deren Einsatz die Unabhängigkeit seines Vaterlandes war. Wer so hohe Ziele erstrebt und erreicht, dessen politische Handlungen kann und darf man nicht mit der bürgerlichen Elle messen. Im Privatleben war Cavour ein hochachtungswerther Mann, aufrichtig und wahr bis zur Grobheit, treu und anhänglich gegen seine Freunde, ein Gentleman im schönsten Sinne des Wortes. Als Politiker mußte er manchmal zu bedenklichen Mitteln greifen, vielleicht mehr, vielleicht nur ebenso viel wie andere Staatsmänner auch. Ein kleines Land mächtigen Feinden gegenüber zur Größe zu führen, aus dem Königreich Sardinien Italien zu schaffen, — das war eine Riesenarbeit, bei der er nicht immer auf dem geraden Wege bleiben konnte. So wendete er denn zuweilen die Kunst, die sein großer Feind und Mithelfer an der Wiedergeburt Italiens mit Virtuosität übte, auf die diplomatischen Verhandlungen

Digitized by Google

an; er lernte von Mazzini und wandelte als Minister die Pfade des Verschwörers, um die österreichische Herrschaft in Italien zu stürzen oder das Königreich Neapel zu unterwühlen. Welcher unbefangene Richter wird ihn darum verurtheilen?

Ein Mann von unermüdlicher Arbeitskraft, fand Cavour während seiner rastlosen politischen Thätigkeit noch immer Zeit, einen ausgebreiteten Briefwechsel zu führen, der uns vielfache Einblicke in seine geistige Thätigkeit bietet. Der italienische Abgeordnete Chiala hat mit ebenso viel Fleiß als Pietät die Herausgabe dieses Briefwechsels unternommen und bis jetzt fünf starke Octavbände veröffentlicht, die beinahe vierzehnhundert Briefe enthalten. Ein sechster Band, der die Sammlung noch durch Nachträge ergänzen soll, steht in Aussicht.*) Die ganze Laufbahn Cavour's, seine persönlichen Beziehungen zu einer langen Reihe bedeutender Zeitgenossen, seine Anschauungen und sein Charakter werden durch diese Briefe, die ohne jede Rücksicht auf spätere Veröffentlichung geschrieben sind, und nirgends mit der Nachwelt liebäugeln, klarer und deutlicher geschildert, als es der gewissenhafteste Biograph vermöchte; sie bilden in ihrer Gesammtheit einen treuen Spiegel, aus dem uns das Bild des Staatsmannes wie des Menschen in seiner vollen Bedeutung und mit allen menschlichen Schwächen entgegentritt. Wir lernen aus ihnen auch die Wandlungen und Schwankungen kennen, denen er unterworfen war, seine Meinungen über Menschen und Dinge, seine Sorgen und Aergernisse. Wir sehen aus Dutzenden von Briefen, wie eifrig sich Cavour, selbst mitten in den Tagen schwerer politischer Entscheidungen, mit der Verwaltung seines Gutes beschäftigte, welch' ein gewissenhafter und praktischer Landwirth er war. Wir hören ihn die wärmsten Töne echter Freundschaft anschlagen, und vernehmen dann wieder beißenden Sarkasmus über Männer, die er für unfähig hält, die ihnen anvertrauten Aemter zu bekleiden. Nur Eines fehlt in diesem ausgedehnten Briefwechsel vollständig: die Liebe. Nicht ein Wort von ihr, auch nicht in den vertraulichsten Briefen aus seiner Jugendzeit. Er schreibt zuweilen an Frauen, aber stets nur in Ausdrücken achtungsvoller Höflichkeit; Keine von Allen, mit denen er in brieflichem Verkehr gestanden, hat sein Herz oder auch nur seine Sinne entflammt. Man möchte fast glauben, er habe die Liebe nie gekannt und das Weib nur vom statistischen Standpunkte als ein Werkzeug für die Zunahme der Bevölkerung gewürdigt.

Die Briefe Cavours, die Luigi Chiala gesammelt, reichen vom Jahre 1829 bis zu des Staatsmanns Tod. Im fünften Bande findet sich ein kleines Billet an den Marchese Brunone di Cambiano, das aus dem Jahre 1819 stammt, daher kein weiteres Interesse hat als dies, daß es das einzige Schreiben aus Cavours Kinderzeit ist, welches sich erhielt. Auch die Briefe aus den Jünglingsjahren sind nur insofern wichtig, als sie uns über die Gesinnungen und Gefühle des jungen Grafen Aufschluß geben, der mit sechzehn Sommern Genie-Lieutenant ward. Am Tage seiner Ernennung sagte er, der bis dahin Page des Prinzen von Carignan gewesen, zu einem Freunde: „Gott sei Dank, nun habe ich die Livrée abgelegt." Sein unabhängiger, freier Sinn prägt sich auch in den Briefen aus. Im Jahre 1829 schreibt er an einen Engländer: „Während ganz Europa auf dem Wege des Fortschritts wandelt, wird das arme Italien immer von demselben System eines politischen und religiösen Despotismus unterdrückt." Drei Jahre später heißt es in einem Briefe an denselben Londoner Bekannten: „Einerseits von den österreichischen Bajonetten, anderseits von den päpstlichen Verwünschungen bedrängt, sind wir in einer wahrhaft kläglichen Lage. Jeder freie Gedanke, jedes edle Gefühl wird wie eine Kirchenschändung oder ein Staatsverbrechen unterdrückt."

Schon damals wurden die Behörden in der Lombardei auf den jungen Mann aufmerksam, über den der österreichische Gesandte in Turin, Graf Heinrich Bombelles, einen eigenen Bericht nach Mailand geschickt hatte, worin der zweiundzwanzigjährige Cavour als ein höchst gefährlicher Mensch bezeichnet ward, dem man das österreichische Gebiet untersagen müßte. Gefährlich war er in der That; um dieses Urtheil vom österreichischen Polizei-Standpunkt richtig zu finden, braucht man nur seinen Brief an die Gräfin Circourt vom Mai 1835 zu lesen. Die Gräfin hatte ihn eingeladen, nach Paris überzusiedeln, und er antwortete ihr: „Nicht indem man sein Vaterland flieht, weil es unglücklich ist, kann man an ein rühmliches Ziel gelangen. Wehe Demjenigen, der geringschätzig den Boden verläßt, auf dem er geboren worden, der seine Brüder als Unwürdige verleugnet! Was mich betrifft, so bin ich entschlossen, mein Schicksal niemals von dem der Piemontesen zu trennen. In Glück und Unglück soll meinem Vaterlande mein ganzes Leben gehören, und ich werde ihm nie untreu werden, auch wenn ich anderwärts das glänzendste Loos finden könnte!"

Cavour mußte lange, sehr lange harren, bis es ihm vergönnt war, eine politische Rolle zu spielen, und die Geduld drohte ihn in den Jahren 1840—1848 oft zu verlassen. „Ich lebe in einer Art geistiger Hölle", schreibt er 1843 an Professor August de la Rive in Genf, „das heißt in einem Lande, wo Vernunft und Wissenschaft von Demjenigen, der die Güte hat, uns zu regieren, als Teufelszeug betrachtet werden." Da er nicht im öffentlichen Leben wirken konnte, griff er zur Feder und schrieb zahlreiche Artikel für die Genfer „Bibliothèque Universelle" sowie die Pariser „Nouvelle Revue". In einem derselben hat er seine Ansicht über politische Moral niedergelegt, die zu charakteristisch ist, als daß man sie nicht anführen müßte. Er brandmarkt die Abgeordneten, welche ihre Stimmen für Geld verkaufen, als ehrlose Schurken, entschuldigt aber die Regierungen, die dies Mittel anwenden, „weil die öffentliche Meinung, in einem verhängnißvollen Irrthum befangen, sowohl in vergangenen Jahrhunderten als auch theilweise noch in der Gegenwart den Regierungen gewissermaßen das Recht zuerkennt, anderen Sittengesetzen zu folgen als jenen, die für den Einzelnen gelten, weil sie jederzeit unsittliche Handlungen, die zu großen politischen Ergebnissen führten, mit außerordentlicher Milde beurtheilt."

Noch im October 1847 schrieb Cavour an den Marchese Costa di Beauregard: „Ich bleibe im Privatleben, weil ich es weder mit Würde, noch mit der Aussicht, meinem Vaterlande zu nützen, verlassen kann." Am 30. desselben Monats erschien ein königlicher Erlaß, der zahlreiche politische Reformen verhieß, und sechs Wochen später ward in Turin die erste Nummer des „Risorgimento" gedruckt, jener merkwürdigen Zeitung, deren Redacteure später fast alle Minister wurden. An ihrer Spitze stand Cavour, und in einem Briefe an August de la Rive setzt er das Programm des Blattes auseinander. „Ich habe mir viele Mühe gegeben, um eine gemäßigte liberale Partei zu organisiren, die im Nothfalle die Excentrischen, welche indeß in Piemont wenig zahlreich sind, zurückhalten kann. . . . Ich werde die äußere Politik zu mäßigen suchen. Was die innere Politik betrifft, so bin ich sicher, daß es mir keine große Mühe kosten wird, sie in einer klugen Bahn zu erhalten, da die Partei der Ordnung für den Augenblick die stärkste ist."

Am 8. Februar 1848 erhielt Piemont eine Verfassung, und unter den Mitgliedern der Commission, welche das Wahlgesetz auszuarbeiten hatte, befand sich auch Cavour. Seine Briefe aus dieser Zeit enthalten interessante Andeutungen über die Anschauungen, die ihn leiteten. Er verlangte, daß ein Parlament möglichst zahlreich sei, „damit auch Diejenigen darin Platz finden, die mehr arbeitsam als beredt, mehr tief als glänzend sind." Die wichtigsten Eigenschaften eines Abgeordneten nennt er Fleiß und Rechtschaffenheit; politische Kenntnisse stehen ihm in zweiter Linie, und das Listenscrutinium verwarf er unbedingt, „weil es nothwendig ist, daß die Wähler ihren Vertreter persönlich kennen." Journalisten scheinen ihm wohl geeignet für ein Mandat, weil sie „alle Tage in die Schule gehen und sich jeden Tag vervollkommnen." „Wäre ich nicht Journalist gewesen", schreibt er einmal, „so wäre ich kein Politiker geworden. Nie werde ich vergessen, was ich der Mit-

*) Die autorisirte deutsche Bearbeitung von M. Bernardi ist mit dem soeben ausgegebenen 4. Band abgeschlossen worden. (Leipzig, Verlag von F. W. Grunow.)

Digitized by Google

arbeiterschaft am Risorgimento verdanke." Die piemontesischen Wähler waren offenbar anderer Meinung, denn als am 26. April 1848 die ersten Wahlen stattfanden, fiel Cavour, der an vier Orten candidirt hatte, überall glänzend durch, und erst bei den Nachwahlen im Juli kam er mit genauer Noth in die Kammer, ohne dort in der ersten Zeit sonderlich beachtet zu werden. Nach der Schlacht bei Custozza war er als Freiwilliger in die sardinische Armee getreten, hatte jedoch bald seinen Abschied genommen. Den Krieg von 1849 bekämpfte er als ein wahnsinniges Unternehmen, was ihn nicht populärer machte, und er schien zur Bedeutungslosigkeit verurtheilt. Da kam der 7. März 1850, der Tag, an welchem Siccardi's Gesetzentwurf über die Abschaffung der kirchlichen Gerichtsbarkeit in der sardinischen Kammer verhandelt ward. Cavour hielt zu Gunsten des Entwurfs seine erste große Rede und errang einen vollständigen Triumph. Nun richteten sich die Augen des Volkes auf ihn. Der junge König Victor Emanuel umgab sich mit neuen Männern, an deren Spitze Massimo d'Azeglio stand. Von Cavour wollte er lange nichts wissen; erst die Versicherung Lamarmora's, daß der Gefürchtete im Grunde „ein seelenguter Kerl" sei, beruhigte den Monarchen, und am 11. October 1850 vertauschte Cavour das Pult des Journalisten mit dem Portefeuille des Ackerbauministers. Kaum war er in das Cabinet getreten, so warf er es durcheinander, wie der König vorausgesagt. Erst drängte er den Justizminister Siccardi, dann den Finanzminister Nigra heraus, und gegen d'Azeglio selbst, der doch sein Dutzfreund war, intriguirte er unablässig. Im Mai 1852 mußte er selbst aus dem Ministerium scheiden und ging nach England. Dort betrübte und ärgerte es ihn, daß die englischen Staatsmänner mehr von d'Azeglio hielten als von ihm, denn er konnte es nicht erwarten, an des Freundes Stelle Premier zu werden. „Wenn d'Azeglio fällt oder noch besser, wenn er geht", schrieb er aus Edinburg an den Grafen Ponza di San Martino, „so wird das ein großes Glück für das Land sein. Wenn er aber bleibt, sei es aus eigenem Antriebe, sei es einem höheren Willen zu Liebe, so muß man eben Geduld haben." Am 4. September 1852 klagt er in einem Briefe aus Paris heftig über den „verdammten Nebenbuhler" und sagt: „Es ist Zeit, daß die Komödie, welche d'Azeglio spielt, ein Ende nimmt. Will er an der Spitze der Regierung bleiben, so soll er es sagen, und er wird an uns aufrichtige Verbündete haben. Wünscht er es nicht, so soll er gehen . . ."

In dem nämlichen Briefe findet sich eine Stelle über Louis Napoleon, den Cavour damals zum ersten Male sah. „Aus den Beobachtungen, die ich bisher gemacht habe", heißt es wörtlich, „kann ich den Schluß ziehen, daß die französische Regierung will, wir sollen liberal sein, damit wir nicht unter die österreichische Herrschaft fallen; aber sie wünscht, daß wir in unseren auswärtigen Beziehungen geschmeidig seien. Wie übrigens die Regierung auch denken mag, ihre Haltung wird durch ihr Interesse bedingt sein und wir werden entweder unterstützt oder geopfert zu werden, je nachdem es Louis Napoleon in die Rechnung paßt, Oesterreich zu bekämpfen oder es sich zum Freunde zu machen. Das Maß unseres Liberalismus wird auf die französische Regierung keinen Einfluß üben."

Am 4. November 1852 erreichte Cavour das Ziel seiner unablässigen Minirarbeit gegen d'Azeglio und seines brennenden Ehrgeizes: Er trat an die Spitze des Cabinets, um bis zu seinem Tode, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung im Jahre 1859, der Leiter der Geschicke Italiens zu bleiben. Was er geleistet, gehört der Geschichte an; — wir wollen hier nur an das Urtheil erinnern, welches der greise Fürst Metternich über ihn fällte. „Die Diplomaten sterben aus", sagte der ehemalige Staatskanzler eines Tages zu dem Fürsten Joseph Poniatowski; „es gibt in Europa nur mehr einen Einzigen und der ist leider unser Gegner: Camillo Cavour."

In der ersten Zeit seiner Ministerpräsidentschaft spricht Cavour auch in den Privatbriefen fast nur von Politik. Er polemisirt auf das heftigste gegen die Curie und gegen Oesterreich. „Der römische Hof", schreibt er am 12. Februar 1853 an Lord Hatherton, „verfolgt überall das gleiche Ziel: die Knechtung der weltlichen Macht, die Herrschaft des Clerus. Während meines Aufenthalts in England war ich betroffen über die Gleichartigkeit der Anschauungen der Führer der clericalen Partei mit den Ansichten der Führer dieser Partei bei uns. Bei Ihnen bedienen sie sich der ultraradicalen Leidenschaften wie bei uns der alten reactionären Vorurtheile. Aber das Ziel, welches Rom in beiden Ländern anstrebt, ist das nämliche." Noch heftiger spricht sich Cavour über das österreichische Confiscationsdecret aus, welches alle Lombarden und Venetianer, die nach Sardinien ausgewandert waren und dort das Bürgerrecht erlangt hatten, ihrer Güter beraubte. „Das ist eine Verletzung der Gerechtigkeit", sagte er in einem Brief an Massimo d'Azeglio vom 4. März 1853, „für die es in der neueren Geschichte kein Beispiel gibt. . . . . Indem Oesterreich sardinische Bürger schädigt, beabsichtigt es unsere Regierung in den Augen Italiens und Europas zu erniedrigen. Es würde sein Ziel erreichen, wenn wir nach wiederholten und scharfen Protesten die Hände in den Schooß legen. Wir können und dürfen das nicht thun."

Als sich die Vorboten des Krimkrieges zeigen, bietet er seinen ganzen Einfluß bei dem Könige auf, um den Anschluß Sardiniens an Frankreich und England durchzusetzen. Er ist Feuer und Flamme für die Militär-Convention mit diesen beiden Mächten, und am 9. Februar 1855 vertheidigt er sie in der Kammer mit hinreißender Beredtsamkeit, wie er sie vorher nie entwickelt. Damals sprach er das berühmte Wort: „Wenn sich Rußland des Bosporus und Constantinopels bemächtigte, so würde das Schwarze Meer ein russischer See werden . . . Das darf Italien nicht dulden." Die Theilnahme Sardiniens am Krimkriege war *sein* Werk und er betrachtete sie als den ersten Schritt zur künftigen Macht. „Wir werden Nichts verabsäumen", schreibt er dem treuen Freunde Lamarmora am 31. Mai 1855, „um euch Alles Nöthige zu liefern; wir vergessen nicht, daß ihr in euren Tornistern die Zukunft des Landes tragt." — „Wir wissen", heißt es in einem späteren Brief, „daß die Zukunft des Landes in deinen Händen liegt." In einem dritten klagt er darüber, daß die sardinischen Truppen noch nicht in's Feuer gekommen wären und spricht die Befürchtung aus, wenn dies nicht vor Schluß des Feldzugs geschähe, so würde das Land und vielleicht auch Europa einen ungünstigen und ungerechten Eindruck empfangen. Die Nachricht von dem Siege an der Tschernaja versetzt ihn in einen Freudentaumel, und als er die Depesche über den Fall Sebastopols erhält, bedauert er tief und schmerzlich, daß die Piemontesen keinen Antheil an der Erstürmung genommen hätten. Er tröstet sich aber bald und schreibt am 28. September 1855 an Lamarmora: „Italien und Piemont haben in der Meinung Europas hinlänglich gewonnen; sie sind rehabilitirt. Die Niederlage von Novara ist moralisch wettgemacht, und das ist viel."

Fortan beherrscht Cavour nur mehr der Gedanke, die Unterstützung Frankreichs zum Kriege gegen Oesterreich zu erreichen. Er veranlaßt die politisch bedeutsame Reise des Königs Victor Emanuel nach Paris und London im Spätherbst 1855, auf welcher er ihn begleitet. In Paris hat er wiederholte Unterredungen mit Napoleon III., der ihm, wie ein Brief Cavours an d'Azeglio berichtet, eines Tages ganz unvermittelt sagt: „Schreiben Sie Walewski vertraulich, was ich nach Ihrer Meinung für Piemont und Italien thun kann." Cavour fordert d'Azeglio auf, ein Memoire zu verfassen, und giebt ihm dafür folgende Weisung: „Mit dem Kaiser muß man so concret als möglich sein und alle Voraussetzungen erwägen außer der eines Krieges mit Oesterreich, für den gegenwärtig in seiner Idee kein Raum ist. Die Abtretung der Fürstenthümer (Moldau und Walachei) an Oesterreich gegen die Herzogthümer (Toscana, Parma, Modena) und die Lombardei, die Verleihung der Herzogthümer an den Herzog von Modena; — das sind Gedanken, die nicht schlecht aufgenommen wurden. Auch den Plan, die Romagna dem Papste wegzunehmen, wies er nicht ausdrücklich zurück."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ein spanischer Romandichter.

Von G. Diercks.

Wenn ein nur halbwegs guter englischer oder französischer Roman erschienen ist, vollends wenn ein Jünger der französischen Naturalistenschule ein neues Werk geschaffen hat, das an Zweideutigkeiten und an Würze alles bisher Geleistete zu überbieten sucht, so finden derartige Erzeugnisse sofort den größten Beifall; blindlings stürzt sich das deutsche Publikum auf diese oft genug recht erbärmlichen Machwerke und befestigt sich in seiner kritiklosen Geschmacksverirrung. Viele ernstere wirklich bedeutende Literaturleistungen werden dagegen unbeachtet gelassen und geringschätzig verworfen, weil sie eben nicht die Sinne in dem Grade reizen, wie es dem entarteten Geschmack unserer Zeit entspricht, weil sie in ihrem Charakter abweichen von dem der Modewerke und weil man von den betreffenden Autoren nichts kennt, ihre Namen noch nicht einmal gehört hat. Ein absprechendes Vorurtheil bringt man aber im Allgemeinen ganz besonders der spanischen Literatur entgegen, von der auf Unkenntniß gegründeten falschen Voraussetzung ausgehend, daß dieselbe überhaupt nichts biete, was den modernen Geschmack Deutschlands befriedigen könne. Die Eigenart der spanischen Geisteserzeugnisse wirkt gewöhnlich nur abstoßend, weil man sich nicht die Mühe nimmt, sie zu ergründen.

Mit der gerühmten außerordentlich vielseitigen allgemeinen Bildung des deutschen Publikums steht in besonders grellem Gegensatz der Umstand, daß der fruchtbarste spanische Novellist der Gegenwart, Perez Galdos, dessen Werke sich bereits auf etwa 40 Bände belaufen, und von denen manche in mehreren Auflagen erschienen sind — ein Ereigniß von höchster Bedeutung für Spanien — bisher in Deutschland beinahe ganz unbekannt war und daß sein Meisterwerk „Donna Perfecta" bis zu diesem Jahre unübersetzt geblieben ist.

Perez Galdos darf als ein Reformator des spanischen Romans, als der Begründer der modernen Novelle in Spanien gelten, und sein Ansehen ist daselbst heute so allgemein, daß er dem Drängen seiner zahllosen Freunde hat nachgeben und in die Cortes eintreten müssen. Möge dieser Umstand nicht etwa dazu beitragen, sein literarisches Schaffen zu beeinträchtigen, wie dies so oft schon in solchem Falle geschehen ist, denn einmal in den Strudel des politischen Lebens Spaniens hineingezogen, absorbirt dieses gewöhnlich alle andern Interessen und alle Kräfte.

In dem Schaffen dieses Romanschriftstellers lassen sich bis jetzt drei Perioden unterscheiden, die sich scharf von einander abgrenzen.

Perez Galdos erscheint zuerst auf der Bühne des literarischen Lebens Spaniens um die Zeit der epochemachenden Septemberrevolution von 1868. Entschiedener Vertreter der letztern, fand er doch keinen Gefallen an der aufregenden Thätigkeit eines Journalisten, sondern neigte von vorn herein zu ruhiger literarischer Beschäftigung, zur Romanschriftstellerei. Auch hier glaubte er der Sache des Fortschritts dienen zu können, und seine ersten Werke hatten demgemäß tendenziösen historisch-politischen Charakter. Aber seine „Fontana de Oro" und „El Audaz" vermochten das Publikum nicht zu fesseln, und sie waren auch thatsächlich kaum mehr als mittelmäßig. Der Romanticismus überwucherte damals noch vollständig und der Realismus fand keinen festen Boden. Galdos nahm sich nun die Werke von Erckmann und Chatrian zum Vorbild und folgte ihren Spuren, und in dieser zweiten Periode, die von 1870 bis etwa 1881 dauerte, schuf er zunächst seine „Episodios nacionales", die in 20 Bänden die bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse vom Ende des vorigen bis zur Mitte dieses Jahrhunderts behandeln. Diese 20 Bücher, von denen jedes ein selbständiges Werk bildet, sind zwar sehr ungleich in ihrem Werthe, enthalten aber doch viel Schönes und werden aus patriotischem Interesse sehr geschätzt. Die ersten Künstler Spaniens haben durch gute Illustrationen eine Prachtausgabe dieser Serie von Romanen unterstützt. Wir sehen in ihnen Galdos sich allmählich von den Einflüssen der spanischen Romantiker wie von denen der Franzosen lossagen und selbständige Bahnen einschlagen, die ihn zum ausgeprägtesten Realismus führen.

Dann wandte er sich dem socialen Roman zu und schuf in schneller Folge eine beträchtliche Anzahl von Werken, die mehr oder minder geschätzt werden, unter denen aber „Donna Perfecta" trotz des Widerspruches der Clerikalen von der objectiven Kritik allgemein als das bedeutendste betrachtet wird. Bewußtermaßen suchte Galdos sich zunächst von den Einflüssen der während dessen entstandenen französischen naturalistischen Schule fernzuhalten, er konnte sich denselben jedoch nicht ganz entziehen, und er mußte überhaupt dem modernen Zeitgeist Rechnung tragen, dem die Romantik und Sentimentalität früherer Zeiten nicht mehr entspricht und zusagt.

Auf die im Jahre 1876 geschaffene „Donna Perfecta" folgten 1877 „Gloria", 1878 „Marianella" und „La familia de Leon Roch", ebenfalls 1878, und er steigt mit letzterem besonders von der Höhe herab, die er durch „Donna Perfecta" erreicht hatte. Zwar beharrt er im Realismus, aber seine Gestalten gleichen mehr theoretischen Schöpfungen als wirklich lebenden Wesen.

Um 1880 wurde Galdos dann mit dem französischen Naturalismus bekannt, und wenn er auch nun noch bestrebt war, nicht in völlige Nachahmung der Hauptvertreter dieser Richtung zu verfallen, seine Originalität zu bewahren, so ist der Einfluß der Franzosen doch bemerkbar. Dem Vorbilde Zola's folgend begann er eine Serie von Romanen, in denen er die bedeutsamsten Erscheinungen des heutigen socialen Lebens in ihrer Entwickelung und die Ereignisse des Lebens einer Gruppe von Individuen und Familien zu schildern bemüht ist. „La desheredada", „Tormento", „La de Bringas" bilden hier die interessanteren und besseren Werke. In seinem letzten Werke „Lo Prohibido", das an übermäßiger Breite leidet, verliert er aber den Boden der Aesthetik wiederholentlich unter seinen Füßen und ergeht sich in Schilderungen, die zwar die Corruption in den höheren Gesellschaftsschichten Spaniens photographisch getreu darstellen, aber doch oft durch ihren Charakter abstoßend wirken. Er wird sich zu hüten haben, auf diesem Wege nicht unterzugehen.

„Donna Perfecta", das uns jetzt in sechster spanischer und in erster deutscher Auflage vorliegt*), zeigt seine Eigenart, seine Vorzüge und allgemeinen Fähigkeiten in vortheilhaftestem Lichte; dieser Roman gehört der Uebergangszeit zum Naturalismus an. Wäre derselbe eine ausschließliche Schöpfung der Phantasie, so würde er nicht gerade Anspruch auf eine außergewöhnliche Schätzung machen können, denn der Vorwurf ist ein einfacher, die Art der Erzählung anspruchslos, es ist keine prickelnde, die Sinne reizende Würze vorhanden. Ebensowenig finden wir aber auch die Eigenthümlichkeiten, die dem spanischen Roman bis vor Kurzem noch in solchem Grade anhafteten, daß sie abstoßend wirkten: übertriebene Romantik und Frömmelei. Was der Novellist uns dagegen bietet — und darin liegt der außerordentlich hohe Werth dieses Romans — das ist eine gesunde Realistik, eine vorzügliche Schilderung spanischer Zustände und eine sehr feine Charakteristik der wenigen Personen, die in diesem Roman auftreten. Den Kampf des Fortschritts gegen die mittelalterliche, von dem Clerus noch sorgfältig erhaltene Weltanschauung, den der Aufklärung gegen den Obscurantismus, des Forschens und Wissens gegen den veralteten Glauben, der Wahrheit gegen die Lüge und Heuchelei zu schildern, das ist die Aufgabe, die sich Perez Galdos stellte, und er hat sie meisterhaft gelöst. Allerdings hat er sie nicht nach der Schablone derjenigen Novellisten gelöst, die nur ihre Leser zu befriedigen suchen und alle Verwickelungen schön beseitigen, auch nicht nach der Art früherer wüster Romantiker, sondern völlig naturgemäß und einfach, und ohne ein glückliches Ende zu erzwingen.

*) „Donna Pefecta" von Perez Galdos. Einzige autorisirte Uebersetzung von E. Reichel. Dresden, E. Pierson, 2 Bde.

Digitized by Google

Mit meisterhafter Hand schildert er die Zustände, wie sie heute in Spanien sind. Allerdings werden die Touristen, die dieses eigenartige Land flüchtig bereist, die großen Städte besucht haben, dieses Bild nicht wiedererkennen, denn von den wirklichen Zuständen des Landes sehen und hören sie nichts in Madrid, Barcelona, Sevilla und allen übrigen Hauptstädten. Für das Ausland hat der Roman daher noch außer seinen großen Schönheiten den Vorzug, wirklich einmal eine zutreffende Schilderung von Land und Leuten in Spanien zu geben. Wir reisen mit dem jungen Helden des Buches, einem im Auslande gebildeten Ingenieur, dem typischen Vertreter des modernen Zeitgeistes und des Fortschrittes durch die Wüsteneien, wie sie sich dem Auge des Wanderers in Castilien und Aragon, ja in ganz Centralspanien darbieten; wir überzeugen uns von dieser Mißwirthschaft, wie sie seit Jahrhunderten dort besteht und in Folge deren das Land unfruchtbar bleibt, Handel und Industrie darniederliegen; wir glauben uns aus unserer Zeit um Jahrhunderte zurückversetzt und werden Zeugen des immer noch vergeblichen Ringens der modernen Cultur, der modernen Weltanschauung mit der Allmacht der Kirche, die kein Mittel scheut, ihr Eindringen zu verhindern. Die politischen Verhältnisse der von den großen Verkehrswegen fernliegenden Ortschaften zeigen sich hier gerade so wie sie sind; die Kaziken, die begüterten Bauern, die reichen Grundbesitzer sind die unumschränkten Machthaber, die die Centralregierung bekämpfen, wenn sie nicht ihren Willen erfüllt, die den Bürgerkrieg organisiren, wenn ihre Sonderinteressen ignorirt werden. Die corrupte Justizverwaltung wird in gebührender Weise gebrandmarkt; die aller Moral entbehrende Religiosität, diese äußerliche Kirchlichkeit, der allmächtige Jesuitismus der Frömmler, der Heuchler und der Betschwestern finden ihre vernichtende Verurtheilung, und es ist bemerkenswerth, daß ein Spanier es wagte, mit solcher Energie und Unerbittlichkeit diese Zustände zu geißeln.

Die Handlung des Romans wird in der Hauptsache durch vier Personen getragen, von denen die eine den modernen Culturfortschritt, die zweite den die Cultur hemmenden Clerus, die dritte, Donna Perfecta, den Typus der geistig beschränkten Frömmlerin, die zu Ehren der Kirche und Religion nicht vor den furchtbarsten Verbrechen zurückschreckt, die vierte den der unschuldigen, harmlosen, idealistischen Kleinstädterin vertritt, um deren Besitz sich die beiden Weltanschauungen bewerben, welche in Spanien im Kampfe gegen einander begriffen sind.

Der Inhalt des Romans ist einfach und durchsichtig. Alle complicirten Verwickelungen, alle Effecthascherei ist vermieden, denn der Stoff an sich ist für den Kunstfreund, für den ernsten Leser, der sich nicht durch übermäßige Würze bestechen läßt, so interessant und anziehend, daß er der äußerlichen Hülfsmittel zur Steigerung seines wahren Werthes nicht bedarf.

Die Titelheldin, Donna Perfecta, hat sich mit den Ueberresten des großen, zum Theil von ihrem verstorbenen Gemahl vergeudeten Vermögens auf ihre Besitzungen zurückgezogen, die in einer kleinen Stadt Castiliens oder Aragons gelegen sind. Dort, in dem Herrenhause von Orbajosa, lebt sie mit ihrer einzigen Tochter Rosario und einem Stiefbruder, dem gelehrten Bücherwurm Don Cayetano. Donna Perfectas Bruder, Don Juan de Rey, Justizrath in Sevilla, hatte nur einen Sohn, José oder Pepe, wie die gewöhnliche Bezeichnung für diesen Namen ist, und die Geschwister waren übereingekommen, daß ihre Kinder sich heirathen sollten, wenn sie erwachsen sein würden. José hatte mit großem Erfolge die Ingenieurwissenschaft studirt, hatte im Auslande seine Studien ergänzt und war ein energischer Vertreter der modernen Weltanschauung geworden. Als er nach Spanien zurückgekehrt war, eröffnete ihm sein Vater den Heirathsplan und José willigte in denselben ein, vorausgesetzt, daß seine Cousine ihm und daß er ihr gefiele. Der Roman eröffnet nun mit seiner Reise nach Orbajosa, wo er mit offenen Armen aufgenommen wird, und Vetter und Base werden bald durch das Band innigster Liebe mit einander verbunden. In Perfectas Hause verkehrt aber als täglicher Gast der Canonicus Inocencio, der gegen den jungen Verwandten schon aus dem Grunde ein Vorurtheil hegt, weil er als Bewerber Rosarios erscheint, die er seinem eigenen Neffen und Schützling, einem eben den Kinderschuhen entwachsenen jesuitisch erzogenen heuchlerischen Advocaten Zacinto zur Gattin auserkoren hatte.

Die ersten Gespräche zwischen José und Inocencio führen zu einem Conflict, in dem Perfecta für den Geistlichen Partei nimmt, weil sie in José einen Atheisten erblickt. Dieser Conflict spitzt sich zu und Perfecta opfert dem glühenden Haß in den sich die Liebe für ihren Neffen umwandelt, nicht nur ihre Tochter, deren Geist über diesen Kämpfen zerrüttet wird, sondern sie läßt schließlich José sogar tödten.

Zahllose ungemein interessante Schilderungen der spanischen Zustände und Einzelheiten dieses furchtbaren Kampfes zwischen der modernen und der mittelalterlichen Weltanschauung sind es, die dieser einfachen Erzählung, die höchsten Reize verleihen.

Die Charakteristik dieser verschmitzten selbstsüchtigen spanischen Bauern, dieser engherzigen Kleinstädter, dieser Priester, die auf dem Lande und in den kleinen Städten noch ganz unumschränkt herrschen, dieses prächtigen Vertreters der heutigen Cultur und Weltanschauung, des Gelehrten vom alten Schlage, ist so ausgezeichnet, daß sie sich mit dem Besten, was andere Romanschriftsteller darin leisten, messen kann. Die seelischen Conflicte, die Verwickelungen, die die Verhältnisse herbeiführen, die Schilderungen der Denkweise, die Entstehung und Ausführung des Planes der Vernichtung des jungen Ingenieurs durch seine Tante, die „vollkommene Frau“ (Donna Perfecta), das Alles ist psychologisch so fein behandelt und so natürlich geschildert, daß es auf keinen Leser seine Wirkung verfehlen kann.

Dieses Buch zu übersetzen war keine leichte Aufgabe, und wir müssen gestehen, daß dieselbe in ausgezeichneter Weise erfüllt worden ist. Der Uebersetzer, E. Reichel, hat mit feinem ästhetischem Gefühl manche Härten des Originals gemildert, Mehreres, was dem deutschen Geschmack widerstrebt hätte, beseitigt und vor Allem auch viele Längen gekürzt und im Allgemeinen frei und geschickt übersetzt. Bei einer zweiten Auflage können wir nur die zahlreichen Druckfehler beseitigt wünschen, die allerdings hauptsächlich den des Spanischen Kundigen stören.

Lyrische Winterabende.

Von Oskar Bulle.

O, ihr schönen langen Winterabende! Es ist, als ob euch der liebe Herrgott ganz extra für die Herren Kritiker und Recensenten geschaffen hätte, damit sie durch euch ihre Sommerschuld büßten! Wie leichtsinnig schlenderten sie draußen herum, als die Lüfte noch lind wehten, draußen in den Bergen und Wäldern, während daheim bei ihnen die Bücherberge sich anhäuften und ein Wald von bedruckten Blättern sich sammelte! Da kommt ihr nun, ihr hülfreichen winterlichen Horen, und bringt mit leichtbeschwingten Schritten die helle Lampe herein zum traulichen Kamine und rückt den Sessel zurecht und laßt die Theemaschine behaglich summen. Dann nickt ihr ihm schelmisch zu, dem Pflichtvergessenen: „Darf sie nun kommen?“ — „„Wer denn?““ — „Nun, mein Gott, die neueste Literatur!“

Und sie kommt herbei, gestaltlos und ungeheuer, unfaßbar und nebelhaft, wie ein Schneesturm über den einsamen Wanderer. Dort steht er, der arme Recensent, machtlos, den Elementen preisgegeben! Bald beginnen die Sinne ihm zu schwinden, die Willenskraft erlahmt und aller Widerstand erschlafft, ein leichtes wohliges Träumen übermannt ihn: so geht es dem langsam Erfrierenden, den bald die weiche Schneedecke für immer unter sich begraben hat.

.... Und immer noch säuselt und rieselt es herab, ein Himmel voll weißer Blätter. Schon breitet sich endlos vor des Träumenden verschleierten Blicken die weite, gleichfarbige

Digitized by Google

Fläche: Prosa, eine Welt voll Prosa! Dort hat der Sturm einen Hügel zusammengeweht: ein Problem steckt darunter, das Keiner noch gelöst und ausgeglichen hat und das doch immer wieder auftaucht in der unermeßlichen Hochfluth. Dort ragt ein roher Felsblock scharfkantig und eckig aus der weißen Decke hervor: ein spitzfindiger Conflikt ist es, den ein überspannter Novellist erfand. Aber kein fester Boden breitet sich unter des sturmumwehten Wanderers Füßen. Vergeblich müht er sich und kämpft, um aus den haltlosen Massen herauszukommen, um sich nach dem sicheren Punkt zu retten, den seine Seele nur von Weitem erblickt. Immer mehr säuselt und rieselt es herab in endloser Fülle. Da tönt es wie fernes Schellengeläute an sein Ohr, ein lustiges Reimgeklingel. Es kommt näher und näher: ein flottes Gespann im raschen Fluge saust leicht über die Oberfläche dahin und fröhliche, heitere Gesellen winken von ihm her dem Versinkenden zu. Wie ihre Augen lachen und ihre Gesichter glühen in freudiger Lebenslust! „Komm' her, Kamerad!" so rufen sie ihm herüber, „was mühst Du Dich dort in Deiner bodenlosen Prosa! Fahr' mit uns, hinunter zum grünen Rhein, wo die Gläser klingen und Lieder erschallen. Hörst Du nicht, wie fröhlich und hell es tönt und klingelt, wie sanft wir dahingleiten auf Rede und Reim, wie wohlig und weich, wie lustig und leicht?" Und er schwingt sich auf. Hei! Rasch geht es dahin, durch Berg und Thal, durch Sonnenschein und Waldesgesäusel, mit hellem Klang und fröhlichem Liede, kling, kling, kling, kling . . . . .

Was war das? so schreckt er plötzlich empor. Eines Kritikers Winterabendtraum? Darf ein Kritiker überhaupt träumen? Da liegen die Bücher, über die er seine Pflicht vergaß, die Blätter mit den Kurzzeilen, die luftigen, duftigen Gesänge? Und dort neben der klarleuchtenden Lampe harrt das gespitzte Blei seiner mörderischen Aufgabe. Herbei, du Wanderstab des Kritikers, heimtückischer Bleistift, begieb dich auf deine Fahrt! Hier gleich, welch' schamlose Elision — ein dicker Strich am Rande! Dort ein unreiner Reim und auf jener Seite gar, was seh' ich, eine höchst sprachwidrige Wortform — ein Strich, ein Strich! Wie sie sich häufen, diese Striche, diese Fragezeichen, diese Bemerkungen am breiten Rande! Der Bleistift wüthet förmlich, eine gute Weile lang. Diesem Reimgeklingel, so denkt der gestrenge Herr Kritiker, muß man scharf zu Leibe gehen. Ha! welche Lust Recensent zu sein! Doch allmählich — was ist das? — sinkt wieder die Hand herab mit dem bösen Stifte, des Lesenden Lippen bewegen sich in anmuthigem Rhythmus und sein Ohr vermeint wieder das ferne Schellengeläute zu vernehmen inmitten des Schneesturmes und winterlicher Oede — kling, kling, kling kling.

Ja, wie der Klang eines Silberglöckleins, durchdringend und süß zugleich, tönt doch immer wieder in das unklare Prosageräusch unserer modernen Literatur ein gutes Reimwerk herein. Jeder Mensch hat Stunden, in denen er weiche, graziöse Verse nicht zu lesen vermag, in denen es in seiner Seele donnernd grollt und ein markiges Kampfeslied allein Gehör fände, warum sollten nicht auch eine ganze Generation und eine ganze Literatur solche Stimmungen und solche Zeiten haben? Aber sie gehen doch vorüber, und unausrottbar in der Seele jedes feinfühligen Lesers bleibt das Behagen an der Anmuth haften, auf welcher allein der Werth der modernen Romanzen beruht. Derselbe ist ja gerade in der neuesten Zeit von dem „jüngsten Deutschland" auf's Entschiedenste bestritten und in wirklich roher Weise bezweifelt worden. Denn eine rohe Auffassung ist es, die Macht der Sprache zu leugnen, wie jene schnellfertigen Kritiker es thun, welche die Poesie allein auf einer Macht des Gedankens beruhen lassen wollen, die freilich gerade bei ihnen nicht zur Geltung gelangt. Die Sprache und besonders unsere Reimsprache haben ebensolche Bedeutung für die ästhetische Bildung, wie sie die künstlerische Behandlung und Umformung eines poetischen Gedankens haben, und ein Dichter, der durch die Anmuth und durch die Feinheit seiner Verse wirkt, ist nicht geringer zu schätzen als jener, welcher uns durch die Tiefe seiner Gedankenwelt erschüttert und packt. Deshalb sind die Vorwürfe so sehr ungerecht, welche betonen, daß die „Reimklingler" und „Butzenscheibendichter", die Wolff und Baumbach und Genossen, unseren Geschmack verwirrt und verweichlicht haben. Sie wirken eben durch andere Mittel, als die „Gedanken- und Problemdichter", wie neulich von einem Kritiker des „jüngsten Deutschlands" die großen Dramatiker und Romanschreiber der Zukunft schauderhafter Weise genannt wurden.

Aber sie wirken doch, und zwar nicht nur in dem buchhändlerischen Sinne, daß sie viel und gerne gelesen werden: sie wirken durch den Zauber der Sprache zunächst auf das Ohr des Volkes und dann auch auf die feinere Empfindung der Volksseele, sie wecken das Gefühl für Wohllaut und anmuthigen Ausdruck, welches seinerseits wiederum eine harmonischere Ausbildung des Gedankens im Gefolge hat, und sie bringen mit ihrer Grazie und ihrem anspruchslosen Humor dort läuternd und erhebend ein, wo dem großen Gedanken die Thüre verschlossen bleibt. O, heilige Macht der Sprache! möchte man ausrufen, wenn man diese Dichter liest. Die Sprache offenbart sich durch sie dem Volke, ihr Geist wacht in ihnen und hat sie ganz ergriffen; nicht der Dichter meistert die Sprache, sondern sie schwebt über ihm, beherrscht ihn und thut sich ihm allein kund, damit er ihre Macht stumpferen Ohren verkünde. Er ist vom Geist der Sprache inspirirt, um es theologisch auszudrücken.

Deshalb ist es auch am wenigsten der Inhalt, sondern hauptsächlich die Form dieser Reimereien, welche auf uns wirkt, sich uns einschmeichelt, uns festhält. Sie sind gedichtet nicht für unser innerstes unausgesprochenes Sehnen, sondern für unser Sprachgefühl. Und in diesem Sprachgefühl zeigt sich auch wieder unser poetisches Empfinden, es hängt mit ihm zusammen und wird durch dasselbe ergänzt. Dies hat die Kritik allzuwenig beachtet. Sie meint, daß nur die Conception des Grundgedankens, der mehr oder minder wichtige Inhalt über den Werth einer Dichtung entscheide. Wie falsch! Woher stammt der Zauber, den Wieland's „Oberon" von jeher ausübte? Doch nicht von der Fabel, die man kaum ernstlich bis zum Ende verfolgt, doch auch nicht von der da und dort auftauchenden Lüsternheit in der Behandlung, sondern lediglich von der andauernden, graziösen Einwirkung auf unser Sprachgefühl, das sich durch Wieland's Verse umschmeichelt wähnt wie vom sanftesten Zephyr.

Und lediglich dieselbe Einwirkung ist es, welche unsere neuesten Romanzen und lyrischen Epen, oder wie man sonst die fortlaufenden Gedichte Wolff's und Baumbach's nennen will, so beliebt macht. Dem Leser ist nicht immer bewußt, was ihn eigentlich fesselt, denn gerade das Sprachgefühl bleibt so gerne im dunkelsten Hintergrunde unserer Seele. Es ist so bescheiden, so wenig aufdringlich, aber es ist doch so kräftig, und dem Dichter, der es liebkost, fliegt es gerne freudig entgegen. Auch die Kritik muß bei dieser herzlichen Begegnung so oft ihren grausamen Bleistift fallen lassen; was schadet es, wenn Julius Wolff in seiner neuesten Romanze, der „Lurlei"*) manchmal nicht rein reimt, oder harte Elisionen anbringt, oder in seiner alterthümelnden Sprachweise sagt: sie naht ihm „grüßlich", statt „grüßend" oder gar um des Reimes willen „unabwendig" aus „unabwendlich" formt? Und wenn auf jeder Seite ein solcher Schnitzer stände, hopst nicht der Reim leicht und lustig über ihn fort? Drängt es uns nicht unwillkürlich, die schönen, glatten Verse laut vor uns hinzulesen, die prächtigen Lieder zu singen und die leidenschaftlichen Stellen in hohem Tone uns vorzudeklamiren, ohne daß wir den Inhalt eigentlich mit Spannung verfolgen? Das Sprachgefühl wird angeregt, wenn wir diese Dichtung lesen, wir fragen da nicht mehr viel danach, ob auch die Sage von der Lorelei psychologisch richtig entwickelt ist, oder ob es nicht ein Mißgriff des Poeten war, die Nixe während ihres Erdenwallens so sehr realistisch und so wenig geisterhaft zu zeichnen, sondern wir geben uns ganz und ohne Reflexion dem Zauber hin, den der Wohllaut der Wolff'schen Sprache durchweg heraufbeschwört.

*) Berlin, G. Grote'scher Verlag.

Digitized by Google

Und wenn nun diese Reflexion nachträglich kommt, wenn nachträglich sich das kritische Gemüth ereifert? Ich glaube, daß die „Lurlei" zu den Dichtungen gehört, über welche nachzudenken verpönt bleiben muß, geradeso wie man auch dem Texte mancher Schubert'schen Lieder nicht näher in's Gesicht sehen darf. Die Wirkung liegt in der Musik allein, bei der „Lurlei" also in der Musik der Worte. Deshalb soll man sich auch nicht darüber beklagen, daß in dieser Dichtung so wenig Handlung ist, daß die Staffage für ein paar Menschlein so groß und weitschweifig angelegt und die Entwicklung der Fabel so dürftig motivirt ist. Hierin liegt eben nicht das Bedeutsame dieser Romanze. Es ist zu suchen in der liebenswürdigen, anmuthigen Weise, in welcher uns der Dichter seine Gebilde nahe bringt, in dem nie stockenden, reinen Fluß der Verse, die dahin strömen wie die Wogen des Rheins, bald lieblich plätschernd und murmelnd, bald laut donnernd und grollend. Wie der Dichter die landschaftlichen und seelischen Stimmungen auszudrücken weiß, nicht was er mit denselben bezweckt, das muß der Punkt sein, auf welchen wir hier unser Augenmerk zu richten haben.

Es ist deshalb nicht angebracht, den Inhalt dieser Romanze zu erzählen; er würde unbedeutend, vielleicht sogar etwas schaal und alltäglich klingen, was doch die Dichtung selbst durchaus nicht ist. Daß die Lorelei, die „schöne, schlimme Fei, die auf dem Felsen hauset, vor der dem Schiffer grauset, die

— sitzt im Abendscheine
Und strählt ihr langes Haar
Blickt lauernd hinab zum Rheine
Und singt dich in Gefahr,"

einen Treubruch rächt, den ein irdischer Mann an ihr begangen, ist der Sinn der Wolff'schen Begründung dieser schönen Sage. Es ist ein schöner und ergreifender poetischer Zug, den Wolff noch in sie hineingewebt: der unheilvollen Fei brach das Herz erst, nachdem sie durch ihren dem ganzen Männergeschlechte geltenden Racheschwur auch den von Jugend auf geliebten Jüngling in's Verderben hatte führen müssen. Nun sitzt sie dort oben, kalten Herzens, von Lieben und Leiden auf ewig geschieden. Die Wellen rauschen zu ihren Füßen und ihre Schwestern, die Nixen, singen ihr zu — in Liedern, die sehr anmuthig von Wolff gedichtet sind und verdienen, daß die Musik, die sie in sich tragen, bald ihren Tonsetzer finde.

Es ist wirklich schön, daß uns Wolff noch einen „Sang vom Rhein" gegeben hat. Die schalkhafte Muse jener gesegneten Gauen, durfte sie an ihm schweigend vorübergehen? Freilich klingt ja das Motiv düster genug aus, welches er seinem Liede zu Grunde legte, aber in Einleitung und Schlußwort und in den vielen episodischen Zwischencapiteln, die oft mit der Handlung nur lose zusammenhängen, lebt und webt die Freude an unserem vaterländischen Strome, an dem edlen Gewächse, das seine Ufer hervorbringen, und dem fröhlichen Geschlechte, das sie bewohnt. Wie munter beschwingt sich das Lied und erhebt sich zu festlichem Gepränge, wenn es an dem Gestade des majestätischen Flusses anlangt! Es muß eine Lust sein, vom Rhein zu singen. Wolff hat es wieder einmal bewiesen, und ein anderer, ungenannter Dichter, der uns bloß von sich verräth, daß er einst fideler Bonner Student war, bestätigt es uns heute, Beatus Rhenanus, so nennt sich dieser Sänger. Wie viel Fidelität liegt schon in diesem Pseudonyme! Er ist Philologe von Beruf, aber dieser dürrste aller modernen Berufe hat in ihm nicht den Humor und die herzliche Lustigkeit ertödten können, die er während seiner Studienzeit am Ufer des Rheins in sich ansammelte. Seine „lyrische Erzählung": „Attarachus und Valeria*) ist ein Meisterwerk parodistischer Epik, die besonders die vertrackte Methode unserer Novellisten und Romanschreiber, irgend eine alte Inschrift mit einer Geschichte zu umspinnen, vortrefflich handhabt und beinahe zur Satire auf dieselbe wird. In lustigen Sprüngen und flotten, genialen Reimereien erzählt uns der Verfasser, wie er als Student einst eine aus der römischen Besiedelungszeit des Rheins stammende, äußerst schwierig zu entziffernde Inschrift im „Museum für Alterthümer" gefunden und wie er sich dieselbe erklärt habe. Die Erklärung ist äußerst einfach: Der Sohn eines Freigelassenen liebte die Tochter eines römischen Patriziers, muß ihretwegen aus Rom fliehen und kommt an den Rhein, wo er Weinbauer wird. Seine Geliebte entdeckt ihn infolge eines Orakelspruches später daselbst, wird sein Weib und ermöglicht ihm, einen Großweinhandel einzurichten. Beider Sohn errichtet dann den Eltern jene räthselhafte Grabinschrift. Aber diese Geschichte ist prächtig und äußerst lustig, in Versen, die mit unwiderstehlicher Gewalt unser Sprachgefühl gefangen nehmen, erzählt. Es sei mir erlaubt, als Muster die kurze philologische Erklärung jener Inschrift hier anzuführen:

Ein frommer Sohn (ein filius pius)
Gaius Valerius Alphius
Ließ setzen (fecit) diesen Stein
Für sein Väterlein und Mütterlein
Und für sich dazu,
Als Denkmal friedreicher Todesruh'.
Die Mutter lebt noch. Der Vater ist todt.
Nun aber die Namen, die machen mir Noth:
Frau Valeria Mussala's Ehegenoß
Hieß beibenamset Attarachos:
Also, Gott weiß durch welche Tyche,
Sie ist Römerin, er war Grieche.

Und als Beispiel der gelungenen parodistischen Behandlungsweise, die eines Blumauers würdig, möge folgende Apostrophe an den Sonnengott angeführt werden:

Doch wie sie so recht im Träumen waren
Kam schon Gott Helios einhergefahren,
Der Olympier! Was ist er?
Ein Pedant, ein Philister,
Ein garstiger, quäliger
Unausstehliger Seliger.
Der Pflichttrutzer,
Der Lichtputzer,
Der Nichtsnutzer!
Richtet sich nur
Immer nach seiner Sonnenuhr,
Spionirt und blinzelt in Winkel und Ecken
Und muß mir so dumm meine Schläfer wecken.
Kann er nicht im Dunkeln das All lassen,
Einmal den Wagen im Stall lassen,
Sich ruhig in's Haus setzen
Und einmal aussetzen?
Wie er einst doch gethan dem Zeus zu Lieb'
Als der mit Alkmenen Geschichten trieb.
O, der unbestechlichen Heiligkeit!
Der göttlichen Unparteilichkeit!

Und zwischen allem diesen lustigen Singsang zuweilen prächtige formvollendete Lieder, die unwillkürlich laut und feierlich gelesen werden wollen. Es ist ein erfrischendes und anregendes Buch, wie ich kaum eine lyrische Dichtung in diesem Jahre noch gefunden.

Auch Rudolf Baumbach's „liedersüßer Mund" hat sich inzwischen ja wieder zum Sange geöffnet: eine neue Liedersammlung „Krug und Tintenfaß"*) ist erschienen, die manche schöne Perle enthält, wenn auch das Ganze nicht mehr so frisch klingt, wie seine Lieder eines fahrenden Gesellen. Aber es bleibt doch immer ein eigenthümlicher Zauber über den Baumbach'schen Gedichten schweben und selbst die alten Fabeln und Märchen, welche er in diesem Buche unter der Abtheilung: „Lehrhaftes" bringt, erscheinen durch die wunderbare Frische der Sprache wie neu. Auch er gehört zu den Dichtern, die unser Sprachgefühl ganz gefangen halten und uns hinreißen

*) Leipzig, Verlag von Fr. Wilhelm Grunow.

*) Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind.

Digitized by Google

durch den Ton, wenn auch nicht immer durch den Inhalt des Vorgetragenen. Das prächtige epische Gedicht „Horand und Hilde", welches jetzt aus der Haft, in der der frühere Verleger es hielt, erlöst ist und ebenfalls, etwas verändert, bei Liebeskind in Leipzig neu ausgegeben wird, gehört nach dieser Seite hin zu den größten Leistungen unserer modernen Liedersänger und überragt Wolff's Schöpfungen auch an Inhalt bedeutend. Der nordische Reckenton ist mit einer Gewalt angeschlagen, daß die Herzen erbeben, und auch die zarten Gefühle der Leserinnen werden an der lieblichen Gestalt der jungen Hilde sich weiden können.

Soll ich noch einen Liedersänger erwähnen, dessen Verse mir neulich den kritischen Bleistift entwanden, so muß es vor Allem Ludwig Fulda sein, welcher vor Kurzem eine frische und höchst humorvolle Novelle in Versen: „Neue Jugend"*) veröffentlicht hat. Auch hier liegt das Bedeutsame nicht im Inhalte, sondern in der Form. Der Inhalt ist eher etwas trivial, als anregend, die Ausführung aber lustig, anregend und packend in jeder Weise. Der junge Autor wendet ottave rime an und schildert mit einem Humor, der sich sicherlich an Byron's „Jung Harold" gebildet hat, ein alterndes, aber durch die Liebe sich wieder verjüngendes Menschenpaar. Ich greife auf gut Glück eine Strophe heraus, um von dem Tone des kleinen Buches einen Begriff zu geben:

Ein wohlberathener Poet verspricht
Im Anfang viel; denn Spannung thut uns noth.
Welch' reicher Lohn, wenn über dem Gedicht
Verbrennt das ganz vergess'ne Mittagsbrod,
Wenn noch im Bett beim letzten Stümpchen Licht
Ihr nachforscht, welch Geschick dem Helden droht,
Und euch erst dann entschließen könnt zu schlafen
Wenn er erreicht der Ehe sichren Hafen.

Feuilleton.

Zehn Jahre verlobt.

Von Enrico Castelnuovo.

Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns.

Wenn es je einen Tag gab, begann Großmutter Katharina im Kreise ihrer Enkelinnen das trauliche Geplauder, der mir Anlaß zur Freude hätten bieten sollen, so war es der, an welchem ich Valentino dal Giglio nach zehn langen Jahren der Trennung wiedersehen sollte. Valentin war mein Verlobter, wir hatten bereits als Kinder aneinander gehangen und unsere Familien hatten von jeher gemeint: das muß einmal ein Paar werden! Als ich jedoch 18 Jahre und er deren 22 alt war, verlor ich kurz hintereinander meine Eltern, und es ist schwer zu sagen, was aus mir geworden sein würde, wenn mich damals nicht die gute Tante Fausta zu sich genommen hätte. Das war im Jahre 1816, Ihr Mädchen, und das Reisen war in jenen Tagen noch keine Kleinigkeit wie heute, wo man allerlei Erleichterungen desselben erfunden hat. Mußte ich demnach nicht Tante Fausta und Onkel Ambrogio dankbar sein, daß sie, selbst schon vorgerückten Alters, von einem kleinen Orte Liguriens her mitten im November in Venedig erschienen, um die hülflose Weise einem neuen Heim zuzuführen? Es sind viele Jahre darüber hingegangen, daß ich auch sie verloren, aber ich habe nie aufgehört, für sie zu beten. Und doch, — bedürfen sie meines Gebetes überhaupt noch? Wer soll im Paradiese sein, wenn sie es nicht sind?

Großmutter Katharina schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie fort: Tante Fausta also und Onkel Ambros holten mich aus Venedig ab. Es wird Euch nicht wundern, daß mir trotz meiner unglücklichen Lage der Gedanke, meine Vaterstadt und Valentin verlassen zu müssen, das Herz zerriß. Am liebsten hätte ich das freundliche Anerbieten meiner Verwandten mit herzlichem Danke abgelehnt und wäre geblieben, wo ich war, wenn ich über genügende Existenzmittel zu verfügen gehabt hätte. So aber riethen mir alle meine Freunde und Bekannten, mich ja den Wünschen meiner Verwandten zu fügen, in ihren Augen erschien selbst das leiseste Zaudern als ein Fehler und eine Rücksichtslosigkeit gegen Onkel und Tante. Sogar Valentin, der in einem ähnlichen Zustande sich befand, wie ich, meinte:

„Geh', Katharina, geh' in Frieden, es gibt keinen anderen Ausweg. Du weißt ja, daß ich Dir nicht zureden würde, wenn ich Dich jetzt schon zu meiner Gemahlin machen könnte, leider aber stehe ich selbst erst am Anfang meiner Carrière und darf noch nicht daran denken, mir einen eigenen Herd aufzubauen. Waren wir nicht so wie so darauf gefaßt, fünf, vielleicht auch zehn Jahr noch warten zu müssen? Das Einzige ist, daß wir diese Jahre nun entfernt von einander verbringen müssen: aber wir wollen uns recht oft schreiben, und wollen auch getrennt so bleiben, wie wir bisher waren, nicht wahr?"

Schluchzen unterbrach seine Worte, er weinte seinen Schmerz in heißen Thränen aus.

Bald darauf reiste ich ab. Onkel und Tante wußten, daß ich meinen Bräutigam in Venedig zurückließ, und fanden es natürlich, daß ich in Briefwechsel mit ihm blieb. Ja die Tante meinte sogar: Wenn Dein Valentin ist, was er scheint, ein Mann von Charakter, so wirst Du sehen, daß er nunmehr um so eifriger und thatkräftiger arbeiten wird, seine Lage günstiger zu gestalten und Dich heimführen zu können, ehe Du es ahnst.

Genug, ich war bereits zehn Jahre bei meinen Verwandten und war gehalten, wie das dritte Kind im Hause. Zwei Kinder hatten sie nämlich selbst, und von diesen war Friedrich mit mir gleichalterig, während Mathilde bei meiner Ankunft noch ein kleines Ding war, das die Kinderschuhe noch nicht abgelegt hatte. Sie wuchs unter meinen Augen auf und liebte mich beinahe schwärmerisch, hing stets an meinen Kleidern und konnte sich duraus nicht vorstellen, daß ich jemals ihr Haus verlassen könne. Friedrich dagegen bekümmerte sich in der ersten Zeit fast gar nicht um mich, er war ein langer, schmächtiger Bursche, der mit einer solchen Leidenschaft den Freuden der Jagd, seinen Pferden und jeder anderen körperlichen Uebung anhing, daß er sich dadurch zum Schrecken seiner Eltern nicht selten den größten Gefahren aussetzte. Mit den Jahren freilich gestaltete sich nicht nur sein Aeußeres vortheilhafter, er wurde auch ruhiger und gewöhnte sich, namentlich meinen Ansichten und Mahnungen mit einer ganz besonderen Achtung entgegen zu kommen. Wenn Vater und Mutter vergeblich versucht hatten, ihn zu etwas zu vermögen, so wandten sie sich an mich: „Sprich Du mit ihm, auf Dich hört er eher, als auf uns!"

Doch zu Valentin. Man wird nicht leicht einen Liebhaber finden, der pünktlicher im Schreiben war, als er; es verging keine Woche, ohne daß ich einen Brief von ihm erhielt. Allein die Zukunftsverheißungen der Tante Fausta gingen nicht in Erfüllung. Ungeachtet all seines guten Willens, ungeachtet all seiner Anstrengungen wollten sich Valentins Verhältnisse immer noch nicht so gestalten, daß er hätte heirathen können. Unvorhergesehenes Unglück hatte ihn betroffen, er hatte seinen Vater verloren und sollte nun von seinen geringen Einkünften auch seine Mutter noch unterstützen, der nur eine kärgliche Pension geblieben war. Endlich aber gestaltete sich die Sache doch anders. Einer der thätigsten und wohlhabendsten Kaufleute seines Freundschaftskreises schlug ihm vor, der unfruchtbaren Staatscarrière Valet zu sagen und dafür als Buchhalter in sein Geschäft einzutreten. Dankbar nahm Valentin das Anerbieten an und wußte sich bereits nach wenigen Monaten das Vertrauen seines Chefs in dem Maße zu erwerben, daß er von ihm mit einer Reise nach Marseille behufs Regelung alter Geldangelegenheiten betraut wurde. Nun kündigte er mir seinen Besuch an, den er mir auf dem Wege

*) Frankfurt a. M., C. Könitzer's Verlag.

Digitized by Google

abzustatten gedachte und dem in Kürze unsere endliche Verbindung folgen sollte. Er hoffte mit Sicherheit, seinen Auftrag in befriedigender Weise zu Ende zu führen und dann auch bald auf eine Gehalterhöhung rechnen zu dürfen. Und so, Ihr Mädchen, erwartete ich dann, wie ich Euch schon zu Anfang gesagt, meinen Valentin, und hätte füglich das fröhlichste und glücklichste Mädchen von der Welt sein sollen. Und doch war ich nicht froh, auch nicht glücklich, oder doch wenigstens nicht in dem Grade, wie man es erwarten sollte, und ich ärgerte mich über mich selbst, daß ich so wenig zufrieden werden konnte. Es waren freilich nur Kleinigkeiten, die mich beunruhigten. Für's Erste: Glaubt Ihr wohl, daß ich in eine gewisse Verwirrung gerieth bei dem Gedanken, nach zehn Jahren zum ersten Mal wieder Valentins Auge auf mir ruhen zu sehen? Ich hatte ihm immer geschrieben und dabei stets den vertraulichen Umgangston von ehedem angeschlagen, nun aber handelte es sich darum, in diesem Tone auch zu reden, und das schien mir denn doch eine ganz andere Sache zu sein: würde es mir gelingen, ihm auch nach zehn Jahren noch zu erscheinen, wie ehedem? Lacht nur, Ihr Mädchen, man hat gut klagen und ein Geschick verwünschen, das den Geliebten unerbittlich fernhält, — wenn bei all diesem Jammer die Luft gesund, die Lebensweise gut ist, und wenn man dabei unablässig thätig bleibt, so ist gewöhnlich das Ende vom Liede eine gewisse Behäbigkeit. Onkel Ambros war ein biederer Viehmäster, er kaufte magere Thiere, um sie später gemästet wieder zu verkaufen. Er sagte mir manchmal im Scherz: „Siehst Du, auch Du machst meinem Mastsystem alle Ehre." Das war nun gewiß ein sehr trivialer Witz, allein ich nahm ihn dem guten Alten nicht übel, seine gutmüthige Derbheit hatte nie etwas Beleidigendes. Doch weiter. In meinem Aeußeren waren also ganz gewiß Veränderungen vor sich gegangen, und konnte, mußte es nicht bei Valentin ebenso sein? Vor zehn Jahren war er ein hübscher, hochgewachsener, flinker Bursch mit kastanienbraunem Haupt- und Barthaar, wie würde er heute aussehen? Ihr klugen Mädchen werdet mir freilich sagen wollen, daß man ja überhaupt nicht auf die so rasch verblühende Schönheit des Körpers sehen müsse, sondern lediglich auf die moralische, — ganz recht, aber macht nur erst einmal die Probe damit. Jedenfalls werdet Ihr fühlen, wie meine Verwirrung denn doch ihre schwerwiegenden Gründe hatte.

In die Familie hatte die Kunde von Valentins bevorstehender Ankunft nur Mißstimmung gebracht. Mathilde, unser weiblicher Heißsporn, war mit dem Ankömmling gleich von vornherein fertig: „Deinen Valentin hasse ich, er will Dich uns entreißen und Du gehörst doch eigentlich zu uns." Freilich, freilich — die gute Tante Fausta hatte sie darob ein wenig gescholten, und war dann zu mir gekommen und hatte mir einen Kuß auf die Stirn gedrückt: „Höre nicht auf sie, sie ist ein Kind. Der Mann, welcher Dir trotz aller Entfernung zehn Jahre lang unverbrüchliche Treue gewahrt, hat gewiß ein Anrecht auf unsere Achtung und Zuneigung." Und doch klang auch aus ihren Worten der Ton einer gewissen Trauer, der seinen Wiederhall in meinem Herzen fand. Onkel Ambros aber grollte mehr als einmal: „Nun, kommt denn Dein Bräutigam wirklich, oder nicht? Eine wie die Andere, — um einen Mann zu bekommen, würden sie selbst den Weg zu unseren Antipoden nicht scheuen!"

Nur Friedrich hielt sich fern, aber Mathilde versicherte mir wiederholt, daß gerade er mehr als alle Anderen leide: „Es wird sein Tod sein," — meinte sie eines Abends, „heiliger Gott, warum mußte Alles so kommen!"

Und es sollte noch schlimmer werden.

Friedrich, der es seit einiger Zeit sichtlich vermied, mit mir allein zu sein, näherte sich mir am Vorabend der Ankunft Valentins und führte mich in die Kastanienallee hinter der Kirche. Dort ergriff er meine Hand: „Ich weiß, daß ich unklug handle, aber ich kann und will nicht länger schweigen: ich liebe Dich, Katharina. O laß es mich Dir sagen, ich liebe Dich unendlich und schon seit langer, langer Zeit. Ich habe es Dir nicht gestanden, wozu auch? Du liebst einen Anderen, und ich würde es Dir auch heute nicht gesagt haben, ja vielleicht gerade heute am wenigsten, allein ich vermochte nichts mehr gegen mein Herz. Und außerdem, wie sollte ich mich morgen beherrschen können, wenn ich Dir nicht heute noch Alles offenbart hätte! Aber nun ist es herunter vom Herzen, nun wird mir Alles leichter werden. Vergib mir, Katharina, und sei überzeugt, daß ich versuchen werde, mein herbes Loos zu ertragen, zu leben für meine Eltern, wenn ich weiß, daß Du ihn liebst, daß er Dich wieder liebt, und daß Du mit ihm glücklich zu werden hoffst. Aber" — fuhr er flüsternd und mit bebender Stimme fort — „liebst Du ihn auch wirklich, Katharina?"

Ich war seltsam erregt bei seinen Worten, ich fühlte, daß ich ihm eigentlich zürnen sollte, und ärgerte mich darüber, daß es mir so wenig gelang, ich fühlte, daß ich seine kühne Erklärung hätte unterbrechen sollen, und konnte es mir nicht verzeihen, daß ich nicht die Kraft dazu fand. Nur die letzte Wendung Friedrichs, so zart sie auch geäußert war, schien mir so verwegen, daß ich endlich Energie genug wiedergewann, ihm mit einer gewissen Heftigkeit zu entgegen: Sei überzeugt, daß ich ihn liebe!

Uebrigens war es doch in der That zum mindesten sonderbar, daß man mir überhaupt eine solche Frage stellen konnte. Hatte ich je in meinem Benehmen etwas blicken lassen, das dazu Veranlassung geben konnte?

Friedrich entgegnete nichts mehr, er drückte mir schweigend die Hand und verschwand mit thränenfeuchten Augen unter den Bäumen.

Des Menschen Herz ist voll von Widersprüchen und Absonderlichkeiten. War denn nicht meine Antwort, wie sie nur sein konnte und mußte? Und warum empfand ich jetzt doch beinahe eine Art Reue darüber? Warum konnte ich mich versucht fühlen, Friedrich zurückzurufen, ihm das harte Wort rücksichtsvoller zu erläutern, ihm mitzutheilen, daß ich ihm ja auch von Herzen wohl wollte, natürlich — in anderer Weise?

Und warum war ich nun am Tage der Ankunft Valentins selbst so wenig innerlich erfreut, ja beinahe bestürzt, als ich das Posthorn hörte, als ich das Knarren der Wagenräder auf dem harten Kieselpflaster, den grellen Knall der Peitsche vernahm, als ich endlich tief im Grunde unserer Straße den Postwagen selbst erblickte, der mir meinen Bräutigam nach zehn langen Jahren zum ersten Male wieder zuführen sollte? Warum hätte ich diese Begegnung lieber hinausschieben als beschleunigen mögen? Warum konnte ich bei alledem meine Gedanken nicht losreißen von einer anderen Person, die bereits seit frühem Morgen zur Jagd aufgebrochen war, mit der Erklärung, heute auf den Bergen Mittag machen zu wollen und erst Nachmittags wiederzukehren?

„Nun? ihm entgegen!" meinte Tante Fausta, die ganz allein von der Familie bei mir zurückgeblieben war. Mathilde war drinnen im Hause und blieb trotz aller Vorwürfe der Mutter beharrlich bei ihrem Ausspruche, daß sie Valentin nicht ausstehen könne, und Onkel Ambros war in seine Ställe gegangen, um ein paar Kälber zu besichtigen, die in der vergangenen Nacht geworfen waren.

Mechanisch folgte ich der Tante. In diesem Augenblicke hielt der Wagen vor dem Gasthause „Zu den drei Königen" und die Ankömmlinge stiegen aus. Es waren Frauen, Kinder, eine Amme mit einem Säugling auf dem Arme, alles Leute vom Lande, — und endlich auch ein Fremder, ein Mann von zwei- bis dreiunddreißig Jahren. Er stand zunächst unschlüssig, wie Jemand, der zum ersten Male in einen Ort kommt, dann wandte er die Augen, erkannte uns und eilte auf uns zu. Auch ich hatte ihn erkannt, — es war Valentin. Er trug eine kleine Reisetasche, sein Gepäck hatte er bereits nach Genua vorausgeschickt.

War es Rücksicht für die Tante, war es etwas Anderes, — wir umarmten uns nicht, wir begnügten uns damit, einander zärtlich die Hand zu drücken und unsere Blicke in einander zu versenken, als ob wir die Vergangenheit dadurch wieder lebendig machen wollten in uns, die Vergangenheit mit all jenen schönen Tagen und Stunden, die einst unsere jugendlichen Herzen in so süße Aufregung versetzt hatten. Valentin

Digitized by Google

hatte sich den Bart wachsen lassen, und auch er zeigte eine gewisse Anlage zur Korpulenz. Schade! Er sah so hübsch aus, als er noch schlanker war!

Indessen that das nichts, es war doch ein schönes Ding um das Wiedersehen.

„Bist Du zufrieden, Katharina?" flüsterte er.

Seine Stimme hatte sich nicht geändert, sie hatte immer noch den weichen, harmonischen Klang, der mir so sehr gefiel. Gewiß, die Vergangenheit mußte wiederkehren, und ich durfte wohl zufrieden sein.

Zu Haus angekommen, meinte die Tante: „Kinderchen, Ihr werdet Euch Mancherlei zu erzählen haben, — ich würde Euch rathen das Stündchen bis zum Essen im Freien zu verplaudern."

Valentin bot mir seinen Arm, und bald hatten wir die Gartenthür hinter uns.

„Wohin wollen wir gehen?" meinte er. Da fiel sein Auge auf die lauschige Kastanienallee: „Komm dorthin, das scheint ein recht schattig-trauliches Plätzchen zu sein."

Eben war ich im Begriff, ihm beizustimmen, als ich mich des Vorabends erinnerte, an welchem ich mit Friedrich unter diesen Bäumen gewandelt und unwillkürlich wandte ich mich ab: „Nein, laß uns den kleinen Blumenweg gehen!"

„Wie Du willst," meinte er und dachte vielleicht dabei über die Sonderbarkeit eines Geschmackes nach, der es vorzog, sich von der Gluthsonne des Mittags versengen zu lassen, als bequem im Schatten zu wandeln.

„Nun, Katharina?"

„Valentin?"

Ich kann Euch unmöglich alles das wiederholen, was wir nunmehr mit einander redeten. Nur eine Beobachtung will ich hervorheben, die ich damals machte und die wahrscheinlich Valentin auch gemacht hat. Unsere Ansichten waren nicht mehr so übereinstimmend wie ehedem, auch die Zukunft sahen wir mit verschiedenen Augen an. Erst als wir bei der Vergangenheit ankamen, fanden sich unsere Meinungen wieder. Und nun lebten alle die alten Erinnerungen wieder auf. Tausend längst vergessene Kleinigkeiten gewannen plötzlich ein ungewöhnliches Interesse, eine beträchtliche Anzahl von Personen, deren Gestalten allmählich dem Gedächtniß entschlüpft waren, kehrten wieder und traten vor mein Auge, als ob ich sie gestern erst gesehen. Es war doch seltsam: Eine Stunde vorher erinnerte ich mich ihrer kaum noch, und nun erkundigte ich mich plötzlich nach ihren Lebensschicksalen und war aufrichtig betrübt, wenn mir Valentin entgegnete: „Der ist todt," oder aber, „sie hat eine zahlreiche Familie und mit den Sorgen des Lebens reichlich zu kämpfen."

„Und von Adele Leoni?" fing ich plötzlich an, „von ihr erzählst Du mir nichts?"

Diese Adele war vor zehn Jahren ein sehr schönes Mädchen, und ich hatte damals immer einen kleinen Groll auf sie, weil sie behauptete, daß Valentin sie begünstigt habe, ehe eine Neigung zu mir in seinem Herzen Platz gegriffen.

„Adele Leoni?" meinte Valentin. „Habe ich Dir nicht geschrieben, daß sie sich in ihrem zweiundzwanzigsten Jahre zu Padua verheirathet hat?"

„Es ist möglich. Ich habe es vergessen. Und wie geht es ihr? Lebt sie immer noch in Padua?"

„Nein. Seit zwei Jahren ist sie Witwe."

„Wie? Witwe? Das hast Du mir nicht geschrieben!"

„Möglich. Wozu auch?"

Ich stand einen Augenblick in Gedanken, dann fuhr ich fort: „Ist sie zu ihrer Familie zurückgekehrt?"

„Ja."

„Hat sie Kinder?"

„Einen Knaben."

„Und ihre Vermögensverhältnisse —?"

„Sind sehr traurig. Sie muß um das tägliche Brod arbeiten. Du weißt, daß sie sehr hübsch stickte —"

„Was Du sagst! Und — ist sie immer noch so hübsch?"

„Nun ja, — ein wenig mager, — aber das war sie ja immer."

Auch ich war einst schlanker gewesen, nun aber stark geworden: „Will sie sich wieder verheirathen?" fuhr ich fort.

„Das wohl, allein es dürfte ihr schwer fallen."

„Siehst Du sie oft?"

„Ab und zu."

Diesmal klang eine affectirte Gleichgiltigkeit aus seiner Antwort heraus. Uebrigens sah ich wohl, daß mein langes Verhör ihn langweilte.

Ich sprach nun von anderen Dingen, konnte aber meine Gedanken nicht losreißen von der jungen Witwe, von ihrem Kinde, ihren mißlichen Verhältnissen und endlich von der Möglichkeit ihrer Wiederverheirathung. War ich eifersüchtig? Ich glaube nicht. Im Ganzen war das, was ich in mir fühlte, mir selbst so unerklärlich, daß ich nie damit in's Reine gekommen bin und daß ich mir auch heute, nach einem halben Jahrhundert, noch nicht volle Rechenschaft darüber zu geben vermag.

Man schritt zur Mahlzeit. Onkel Ambros that sich mir zu Liebe Valentin gegenüber Gewalt an, er bedauerte unendlich, ihn nicht wenigstens eine Woche seinen Gast nennen zu dürfen und nöthigte ihn wiederholt, seinem vorzüglichen alten Weine zuzusprechen, auf den er besonders stolz war, und die gute Tante, die wahrscheinlich längst Friedrichs Neigung zu mir geahnt, glaubte sich einer Pflicht zu entledigen, wenn sie meine Verheirathung mit Valentin möglichst begünstigte, und war daher ebenfalls voller Aufmerksamkeit dem Gaste gegenüber. Die einzige Widerspenstige war Mathilde, die es nicht einmal der Mühe werth hielt, ihren Groll zu verbergen. Die Mama suchte die üble Laune der Tochter mit Zahnschmerz zu entschuldigen, allein Mathilde verfügte über zwei Reihen so blendend weißer Zähne, daß der bloße Anblick derselben die Worte der Mutter Lügen zu strafen schien.

Was Friedrich betraf, so wiederholte man von Zeit zu Zeit, wie zur Entschuldigung seiner Abwesenheit, daß er erst später heimkehren werde. Unwillkürlich flogen dabei meine Blicke jedesmal zu dem Platze, auf welchem er sonst zu sitzen pflegte. Heute war er leer, und ein unerklärliches Gefühl des Mißbehagens befiel mich.

Nach der Mahlzeit lud der Onkel seinen Gast ein, mit ihm sein Landgütchen zu besuchen. „Auch Katharina wird mitgehen," meinte er, „sie versteht sich auf den Ackerbau und würde eine vorzügliche Inspectorin werden können, wenn sie hier bleiben wollte." Darauf zog er seufzend seine große runde Schnupftabaksdose aus der Tasche und führte eine gewaltige Prise der Nase zu.

Der Ausflug nahm uns ein paar Stunden in Anspruch. Jeden Augenblick wandte sich der Onkel an mich: „Weißt Du noch, Katharina, wie diese Felder vor einigen Jahren aussahen? Und hier, dieser Baum wurde in dem Jahre gepflanzt, als Du zu uns kamst, und nun ist er schon so groß. Wie die Zeit hinfliegt!" Valentin, dem der Onkel Alles, was er sah, bis auf das Kleinste erklärte, verbarg nur mühsam die souveräne Gleichgiltigkeit des Venezianers für solcherlei bäurische Angelegenheiten und schien sehr erstaunt über das Interesse, welches ich an allen diesen Dingen nahm. Gewiß, ich hatte mir volles Bürgerrecht in dieser kleinen Welt erworben. Alle kannten sie mich: die Landleute grüßten mich freundlich, die Hunde wedelten zutraulich mit dem Schweife, wenn sie mich sahen, sogar die Pflanzen schienen verständnißinnig mit den Köpfchen zu nicken, wenn sie mich auf meinem Spaziergange erblickten. Ich begriff denn auch durchaus nicht, wie Valentin bei all diesen Reizen des Landlebens kalt bleiben konnte, und erregte mich über seine Unwissenheit.

Den Teufel auch! Er konnte ja nicht einmal den Hafer vom Roggen unterscheiden!

Es war die Zeit der Weinlese und auf dem Rückwege lud uns einer der Pächter ein, seine Trauben zu versuchen. Er bat uns, einen Augenblick unter dem Rebendache seiner Laube auszuruhen. „Heute morgen ist auch Signor Federico hier durchgekommen," äußerte er, „er hatte den Leo bei sich und hat sich nach jenen Bergen hin gewandt, um Auerhähne zu schießen. Ein gefährliches Stückchen, allein der junge Herr

Digitized by Google

ist beweglich wie ein Eichhörnchen und hat schon Schwierigeres versucht. Ich glaube übrigens nicht, daß er dort etwas gefunden haben wird, und da mag er wohl auf der anderen Seite wieder herabgestiegen sein."

Ich wurde roth, als ich Friedrichs Namen hörte, und es schien mir, als ob Valentin es bemerkte und mich scharf ansähe.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Als die musikalischen Hauptereignisse der letzten Wochen sind die Veränderungen an der Königl. Oper und das Erscheinen einer neuen Operette von Ad. Müller jun., Text von Hugo Mittmann und J. Bauer, zu bezeichnen.

Für die Königliche Oper hat der neue Intendant Herr Graf Hochberg zwei neue Capellmeister, Herrn Felix Mottl aus Karlsruhe und Herr Deppe von hier, berufen; jenen, der erst im Juni oder später sein Amt antreten soll, als Dirigenten der Wagner'schen Musikdramen, Herrn Deppe, dessen Thätigkeit sofort begann, für die klassischen Opern, und als Mitleiter der Symphonieabende der Königl. Capelle. Der hochgeschätzte Capellmeister Radecke, der dem letzteren bisher allein vorgestanden hat, fühlte sich bewogen, dieselben ganz aufzugeben, und wird vom Herbste an auch von seiner Stellung in der Hofoper zurücktreten, bezieht jedoch sein volles Gehalt bis zum Pensionsalter. Herr Felix Mottl ist allgemein als ein ausgezeichneter Dirigent bekannt; die Bayreuther Vorstellung des „Tristan" vom verflossenen Sommer, die er leitete, ward unbedingt als die beste je vernommene bezeichnet. Dagegen waren bezüglich Herrn Deppe viele und starke Bedenken im Gange und der Verfasser dieser Besprechung hegte die stärksten und sprach sie aus. Herr Deppe war hier als ehemaliger Dirigent (der von Liebig gestifteten, nunmehr verschwundenen) Berliner Symphonie-Capelle bekannt, und man erinnerte sich eigentlich nur der sehr unruhigen Bewegungen seiner Glieder und Gesichtszüge während des Dirigirens. Später ward sein Name viel genannt in einer Broschüre über die „Königl. Hochschule für ausübende Tonkunst", deren Ton selbst diejenigen nicht billigten, welche manche Behauptung richtig fanden. Dann dirigirte er die von Herrn Grafen Hochberg gestifteten Musikfeste, die von Berichterstattern der großen Blätter nicht besucht wurden; doch hörte man viel Lobendes über seine Führung. Am Pulte des Operncapellmeisters hatte Herr Deppe noch niemals gestanden, besaß also nicht die mindeste Bühnenpraxis, nicht die Erfahrung, wie die Stimmen von oben herab klingen, wie den Sängern nachzugeben, das Orchester nach ihnen zu führen sei, war im Gegentheil gewohnt, daß bei den Oratorien Sänger und Chor im Orchester neben und hinter ihm standen und nur ihm folgten. Mußten da nicht die stärksten Bedenken vollkommen berechtigt erscheinen? Lag nicht die Vermuthung sehr nahe, daß die Berufung des Herrn Deppe durch Herrn Grafen Hochberg auf rein persönliche Beweggründe zurückzuführen wäre?

Eine um so größere Ueberraschung bereitete Herr Deppe den stärksten gegen ihn Eingenommenen, aber Unabhängigen, nicht von Parteigetrieben Beeinflußten, durch seine Leitung der Symphonie-Soirée am 2. Januar, in noch höherem Grade aber durch seine Vorführung des „Fidelio". In der ersten zeigt er — neben manchen Fehlern — ein feines Verständniß für die Klangwirkungen und für die hervorzuhebenden Einzelheiten der Instrumentation; aber im „Fidelio" gewann er fast allgemeine Zustimmung; es war entschieden die beste Aufführung, die man seit langen Jahren gehört hatte, und zum ersten Male kam der unbeschreibliche Chor der Gefangenen zur vollen Geltung; die Stelle „Sprechet leise, wir sind belauscht" wirkte ergreifend; auch viele Momente in der Instrumentation, die bisher verwischt worden waren, traten in voller Schönheit hervor. Daß der obenerwähnte Mangel an Bühnenpraxis sich hier und da bemerkbar machte, darf nicht verschwiegen bleiben; aber der Gesammteindruck war doch der einer höheren Weihe und Führung des unsterblichen Werkes. Der Umschlag der Meinung zeigte sich nun um so lebhafter, je stärker und lauter früher die Bedenken gewesen waren; der Beifall wäre vielleicht nicht ein so stürmischer gewesen, wenn nicht zuerst eine fast entgegengesetzte Absicht vorherrschte; und jedenfalls hätten sich Manche — zu denen auch der Verfasser gehört — nicht in dem Maße an dem Beifalle betheiligt, wenn sie nicht einigermaßen die Verpflichtung fühlten, dem Manne, den sie mit ungünstigsten Erwartungen betrachtet hatten, eine Art Genugthuung zu gewähren. Mag auch „Fidelio" insofern die leichteste zu führende Oper sein, als sie den Sängern unter allen classischen die gewohnteste ist, mag auch ein endgiltiges Urtheil über Herrn Deppe erst nach weiteren Vorführungen, besonders nach der des „Don Juan", zu fällen sein; jedenfalls hat er sich sehr gut eingeführt und manche starke Bedenken ganz beseitigt, und der neue General-Intendant kann mit Befriedigung auf die Aeußerungen der gesammten Presse blicken, durch welche seine Wahl des Herrn Deppe nunmehr als eine künstlerisch berechtigte anerkannt wird. Hoffentlich wird die Folge noch kräftigere Bestätigungen bringen.

Wir haben nunmehr des zweiten freudigen Ereignisses zu gedenken, der Operette des Herrn Adolf Müller jun., dem die Herren Mittmann und Bauer als anregende Dichter beistanden. Ihr Text ist eine Dichtung, und zwar eine solche, daß mit kleinen Veränderungen ein höheres effectvolles Lustspiel daraus geformt werden kann. Ja, manche der gesprochenen Scenen haben in mir den Eindruck erzeugt, als wären sie ursprünglich nicht für eine Operette gedichtet, und erst nachher dem Libretto einverleibt worden. Die Handlung spielt im Anfang des 16. Jahrhunderts in Navarra. Philipp der Böse hat den Thron an sich gerissen, den nachgeborenen Sohn des verstorbenen Königs gleich nach der Geburt entführt und der Gräfin Corisanda, seiner ehemaligen Geliebten, mit dem Auftrage übergeben, denselben in ihrem Schlosse, in welchem sie ein adeliges Fräuleinstift unterhält, als Mädchen erziehen zu lassen. An seinem Hofe sind zwei Parteien, die Schwarzen (Civil) und die Rothen (Militär), thätig, den Prinzen, dessen Existenz bekannt ward, aufzufinden und den Usurpator zu verjagen. Zur ersten Partei gehört Carillon, der ehemalige Hofnarr des Königs, dem jener bitteren Haß nachträgt um der Mißhandlung seines Vaters willen. Er schleicht sich als Lehrer in das Haus der Gräfin ein und entdeckt die Wahrheit. Dem Prinzen Julius wird es auch klar, daß er kein Mädchen ist; er faßt den Entschluß, der inzwischen angekommenen Deputation der Schwarzen zu folgen. In dem Schlosse weilt eine junge Dame, „Nichte" der Gräfin, Felisa d'Amores; für sie hatte der Prinz freundschaftliche Neigung gefühlt, als er sich noch für ein Mädchen hielt; jetzt steigert sich die Neigung zur Liebe; er bietet ihr seine Hand und schenkt ihr als Pfand der Treue eine goldene Kette mit einem Medaillon. Diese ist aber das Kennzeichen seiner Geburt, das ihm die Mutter hinterlassen hatte. Die Militärpartei überfällt unter ihrem Anführer Rivarol das Schloß; sie erblicken an Felisa's Halse die Kette und das Medaillon, und da ihnen bekannt ist, daß der Prinz als Mädchen verkleidet lebt, und dieses Medaillon seine Abstammung bezeichnet, so entführen sie Felisa als den vermeintlichen Thronerben; Julius, der sein Recht als Thronerbe behaupten will, betrachten sie als einen betrügerischen Prätendenten. In ihrem Lager muß nun Felisa Männerkleider tragen, fechten, reiten und sich auf ihren Beruf zum König vorbereiten. Carillon, der Hofnarr, und Julius kommen in das Lager, um Felisa zu befreien, sie werden gefangen, Julius soll als Betrüger und Spion erschossen werden; die Gräfin (die ebenfalls um Felisas willen herbeigeeilt war) verwendet sich für ihn und bezeichnet ihn als den rechtmäßigen Thronerben; der Anführer Rivarol meint, „dann wäre ja der Andere (Felisa) ein Betrüger und müßte sterben". Da will die Gräfin nicht die Schande auf sich laden und eingestehen, daß Felisa ihre Tochter sei; gibt Julius preis, doch ihn rettet Felisa, die „als König" seine Freilassung befiehlt. Carillon geht wieder an den Hof des Königs Philipp, der ihn verjagt hatte, weiß sich bei ihm Aufnahme zu verschaffen und leitet die Verschwörung bis zum Augenblicke, da der Prinz an der Spitze der Truppen erscheint, an seiner Hand die geliebte Felisa. Diese ist die Tochter Philipps und der Gräfin, und so bleibt auch der Usurpator von der gebührenden Strafe einigermaßen frei.

Daß dieses Textbuch der gewohnten Gattung auf Meilenweite fern steht, bedarf wohl keines Beweises. Daß gewisse Scenen, wie z. B. des

Digitized by Google

Narren lange Darlegung vor dem Prinzen, warum er den König so bitter haßt, sowie seine satyrischen Reden an den König im letzten Acte im Hörer die Gedanken erwecken konnten, sie seien aus der Skizze eines Schauspieles in die Operette verpflanzt worden, dürfte dem Leser vollkommen erklärlich scheinen. — Die Musik des Herrn Adolf Müller jun.*) zeugt fast überall von dem lobenswerthen Streben, die von den Dichtern angezeigte edlere Richtung einzuhalten. Seine Melodien sind meistens fein, die Instrumentation ist sorgfältig gearbeitet, nie gemein lärmend, manchmal überraschend originell und charakteristisch. Hier und da verirrt er sich rechts in Meyerbeer'sches oder links in Strauß'sches Gebiet; doch sehr oft geht er seinen eigenen Weg, und zeigt sehr achtenswerthes Talent. Ein Männer-Terzettino im ersten Acte — ganz reizend, aber zu fein, um von dem Operettenpublikum gleich erkannt und gewürdigt zu werden —, ein Damenchor-Walzer; im zweiten Acte ein sehr lebhafter Landsknechtchor, ein ganz originelles und wirksames Soldatenlied; eine schöne Arie des Prinzen, als er zum Tode geführt werden soll; im dritten Acte ein ganz charmantes und originell instrumentirtes Bolero-artiges Vorspiel, das nur leider zu kurz dauert; ein ganz in gleicher Weise zu lobendes Duett zwischen dem Narren und seiner neu angetrauten jungen Frau endlich ein sehr pikanter Walzer, bei dem der König und seine Räthe Skat spielen und sich unterhalten — das sind Nummern, die über dem Niveau der Operette stehen und in der echten komischen Oper einen Platz ausfüllen können. Hoffen wir, daß das Operettenpublikum dies erkennen und sich solcher ferneren und besseren Gattung dankbar erweisen wird.

Es ist übrigens dem Publikum der ersten Vorstellung nachzurühmen, daß es die Neuheit überaus freundlich aufgenommen hat. Allerdings gehörten die Besucher dieses Abends der elegantesten Gesellschaft an, und die Darstellung war eine ganz vorzügliche. Der treffliche Komiker Herr Wellhof entfaltete in der Titelrolle ein ganz ungewöhnliches Talent für ernsthafteste Darstellung in der obenerwähnten Scene mit dem Prinzen und dem Könige. Die Fräulein Stubel und Drucker, die Herren Pagin, Steiner und Hanno (dieser hat die köstliche Rolle eines bramabarsirenden Landsknechts-Lieutenants) und Szika verdienen alle unbedingtes Lob. Die Ausstattung war glänzend. Fast alle oben angeführten Nummern mußten wiederholt werden, bei jedem Actschlusse gab es stürmische Hervorrufe für die Darsteller sowie für den Componisten, den Director und seinen Capellmeister. Heinrich Ehrlich.

*) Herr Müller ist der Sohn des einst sehr beliebten Capellmeisters des „Theaters an der Wien", der Nestroy's Possen sehr glücklich musikalisch illustrirt hat. Es ist der Nachfolger seines Vaters am oberwähnten Theater.

Notizen.

Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Von Friedrich Pecht. Zweite Reihe. (Nördlingen, C. H. Beck.) — Diese „Studien und Erinnerungen" gewähren auch dem Leser, den der bekannte beschränkt nationale Standpunkt des Verfassers zum Widerspruche reizt, doch um der Frische und Wärme der Darstellung willen und den besprochenen Meistern zu Liebe viel Fesselndes und Anregendes. Man fühlt überall, daß da nicht ein theoriengrauer Kunstschreiber das große Wort führt, sondern ein ausübender Künstler, der selber den Pinsel zu führen weiß und mitten im deutschen Kunstleben steht. Dabei ist Pecht ein trefflicher Feuilletonist voll Geist und Leben, der niemals mit seinen Auseinandersetzungen uns ermüdet, sondern dieselben stets in leichter, gefälliger Form niederzulegen versteht. Charakteristisch für seine Art der Kritik ist, wie er z. B. die „Cleopatra" Makart's gleichsam in dramatischer Form bespricht, indem er die Vorzüge und Mängel von einigen naiven oder gelehrten Beschauern aus dem Publikum ausplaudern läßt. Die Aufsätze über Rottmann, Rauch, Genelli, Rethel behandeln künstlerische Bestrebungen, über die wir längst hinausgeschritten zu sein — glauben, scharf aber gerecht ist das Künstlerisches und Persönliches verschmelzende Portrait Kaulbach's, interessant sind die Neueren behandelt: Menzel, Passini, Defregger, Lenbach, und besonders viel Neues bieten die glänzenden Capitel über Böcklin und Makart, zu deren Bewunderern Pecht bekanntlich gehört. Wir wünschen den übrigen Bänden eben so großen Erfolg, wie dieser schon in zweiter Auflage erscheinenden zweiten Reihe.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal „die Uebervölkerung der Erde".

Sehr geehrter Herr!

Herr Dr. med. Landsberger (vergl. „Gegenwart" vom 25. Dec. 1886) sucht die Hinfälligkeit meiner Behauptung, daß in etwa 1000 Jahren die Erde übervölkert sein werde, darzuthun, indem er zeigt, daß die von mir aufgestellte Berechnung sich nicht rückwärts verfolgen lasse, ohne ein unmögliches Resultat zu ergeben. Hierauf erwidere ich nun, daß es mir gar nicht in den Sinn gekommen ist zu behaupten, daß die für die Jetztzeit nachgewiesene Volksvermehrung in vergangenen Jahrhunderten in dem nämlichen Verhältniß der Progression stattgefunden habe. Im Gegentheil geht aus meinen Ausführungen in der „Gegenwart" (Jahrgang 1886 Nr. 47 und 48) als unzweifelhaft hervor, daß die besagte Volksvermehrung wenigstens zum Theil auf unserer modernen Cultur beruht, welche letztere dahinzielt, eine Höherschätzung des menschlichen Lebens und Hand in Hand gehend mit der besseren Ernährung, der Beseitigung sanitärer Uebelstände und der Vervollkommnung der ärztlichen Kunst eine durchschnittliche Lebensverlängernng herbeizuführen. Andererseits muß es selbstverständlich zu Absurditäten führen, wenn man einer Erscheinung, die aus modernen Ursachen hervorgegangen ist, auch für die Vergangenheit, wo solche Ursachen gar nicht oder nur in beschränktem Maße vorhanden waren, Giltigkeit zuschreibt. — Wenn ferner Herr L. den verheerenden Krankheiten, welche ehedem weit verbreitet waren, keine wesentliche Bedeutung für die Volksbewegung zuerkennt, so möchte ich nur daran erinnern, daß durch den „schwarzen Tod", welcher unter der Regierung von Carl IV. Deutschland heimsuchte, damals nicht weniger als ein Drittel der Gesammtbevölkerung Europa's hingerafft worden ist. — Im Uebrigen — und das ist der Punkt, auf den es mir vorzugsweise ankommt — wird von Herrn L. zugestanden, daß eine Uebervölkerung der Erde früher oder später eintreten müsse und darf ich es wohl dem Urtheil des Lesers überlassen, ob es vernünftiger ist, den Schäden, welche sich für unser Volksthum aus der rapid anwachsenden Bevölkerungsziffer ergeben, durch Erwerbung von überseeischen Gebieten entgegenzuwirken oder wie Herr L. vorschlägt, die Volksvermehrung durch Eheverbot und Ehehinderniß einzuschränken — gesetzliche Bestimmungen, die als im höchsten Grade ungerecht empfunden werden würden und nothwendigerweise zur Vermehrung der unehelichen Geburten, sowie zum Ueberhandnehmen von Sittlichkeitsverbrechen führen müßten. — Zum Schlusse bemerke ich noch, daß ich die Herstellung von Nahrungsmitteln auf chemischem Wege durchaus nicht für ein unlösbares Problem halte, daß ich dieselbe aber als einen Factor betrachte, mit dem man einstweilen noch nicht rechnen darf. Dr. med. Moritz Alsberg.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,

Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schiller,** Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. nebst: **Lessing,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. und **Goethe,** Sämmtl. Werke. Vollständigste Ausg. letzter Hand. 55 Bde. zusammen 40 ℳ. — **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde, schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Sechsmal prämiirt mit ersten Preisen

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Tua** u. v. a. Ausf. Preiscour. werden gratis frc. zugesandt.

Gebrüder Wolff,
Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

Ein junger

lievländischer Schriftsteller,

Mitarbeiter von Rigaer, Petersburger und deutschen Zeitungen, academisch gebildet, auch des Russischen mächtig, sucht eine Stelle als Redacteur eines deutschen Blattes. Er ist in politischen, literarischen und zumal volkswirthschaftlichen Fragen wohl bewandert und, da er längere Zeit in Moskau gelebt, in russischen Dingen vorzüglich informirt. Günstige Zeugnisse stehen zu Diensten. Ansprüche sehr bescheiden. Eintritt sogleich. Auskunft ertheilt die **Redaction der „Gegenwart".**

Wer seine Kinder an den langen Winterabenden angenehm beschäftigen, sie **ruhig und artig** sehen will, der kaufe einen der berühmten

● Patent-Steinbaukasten. ●

Der Erfolg ist ein **überraschender,** wie jeder bestätigen wird, der gesehen hat, mit welchem Eifer die Kinder **immer und immer wieder mit den farbigen Steinen** bauen. Man hüte sich vor **werthlosen Nachahmungen** und achte auf nebenstehende Fabrikmarke. Reichillustrierte Preislisten mit vielen Gutachten angesehener Pädagogen senden auf Verlangen gratis und franko

F. Ad. Richter & Cie.,
Rudolstadt, Wien, Olten (Schweiz), Rotterdam, London E.C., 1. Railway-Place, Fenchurch-Street.

Neu erschienen:

Natur und Sitte.

Zwei Novellen
von
Eugen Löwen.

Eleg. broch. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Verlag von **Bruer & Comp, Berlin** S.W., Anhaltstr. 11.

Deutscher Kalender.

30 Originalzeichnungen von **Emil Doepler d. J.** und einleitender Text von

Preis 1 Mark. **Julius Wolff.** Preis 1 Mark.

Verlag von **Reinhold Kühn** in **Berlin** W., Leipziger Str. 115.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Blutjung
und andere Erzählungen
von
E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis ℳ 3.—

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der „**Emslands-Bilder**" tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen.
Roman
von
Björnstjerne Björnson.

Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis ℳ 4.—

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben*; die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXX. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 29. Januar 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Frankreich und Deutschland. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst:** Die Baukunst auf Ausstellungen. Von Peter Jessen. — Vom niederdeutschen Literaturgebiete. Von Paul Schütze. — Cavour's Briefe. Von Carl von Thaler. (Schluß.) **Feuilleton:** Zehn Jahre verlobt. Von Enrico Castelnuovo. Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Inserate.

Frankreich und Deutschland.

Von Eduard von Hartmann.

Fürst Bismarck hat in seiner Rede vom 11. Januar d. J. gesagt: „Es ist ein Zufall, wenn sie uns unterlegen sind" (nämlich die Franzosen im Kriege von 1870/71). Dieses Wort ist viel bemängelt worden, und doch ist es ganz richtig. Das Frankreich vom Jahre 1870 war dem norddeutschen Bund sammt den süddeutschen Staaten an militärischer Ausbildung des Feldheers mindestens ebenbürtig, an Volkszahl ein wenig, an Centralisation und Wohlhabenheit sowie in der Bewaffnung beträchtlich überlegen; wenn es trotzdem nicht bloß geschlagen, sondern völlig niedergeworfen wurde, so ist dies die Wirkung von Ursachen gewesen, welche wohl als zufällig bezeichnet werden können, wenn sie auch selbst nothwendige Folgen anderweitiger geschichtlicher Verhältnisse waren. Wenn es der deutschen Heeresleitung gelang, vier große Armeen zu entwaffnen und die befestigte Hauptstadt zu erobern, so darf man sich nicht einbilden, daß dies bloße Folge ungeschickter französischer Strategie oder überlegener deutscher Tapferkeit war. Die Aushungerung der Hauptstadt war nur darum möglich, weil die Entsatzarmeen aus zusammengerafften Rekruten ohne genügende militärische Ausbildung bestanden, und weil die gesammte kaiserliche Feldarmee bereits gefangen war; daß aber die kriegstüchtigen Armeen von Metz und Sedan gleichzeitig eingeschlossen und zur Uebergabe gezwungen werden konnten, war wiederum nur möglich durch eine beträchtliche numerische Ueberlegenheit der deutschen Feldarmeen über die französischen. Daß diese numerische Ueberlegenheit bestand, war nicht der Fehler der französischen Regierung, sondern des corps législatif; denn Napoleon III. hatte von dem letzteren rechtzeitig die Mittel zu einer Vermehrung der Armee gefordert, welche dieselbe dem norddeutschen Bundesheer, wie dasselbe vom französischen Kriegsministerium geschätzt wurde, ungefähr gleichstellen sollte, und hatte diese Forderung damit motivirt, daß die Macht der Staaten auf der Zahl ihrer Bajonette ruhe. Die Opposition der Kammer wollte keine Verstärkung der Armee, weil sie in derselben mit Recht eine Stärkung der kaiserlichen Regierung erblickte; sie wäre aber zu schwach gewesen, dieselbe zu verhindern, wenn sie nicht Argumente vorgebracht hätte, denen ein Theil der Kammermehrheit beipflichten konnte. Sie entrüstete sich zu dem Behuf über den Grundsatz, daß die Macht der Staaten auf der Zahl ihrer Bajonette beruhen solle, und stellte dem gegenüber die Behauptung auf, daß die aus finanziellen Gründen schädliche Vermehrung der Armee in militärischer Hinsicht überflüssig sei, weil die glorreiche französische Armee so wie so unbesiegbar sei und eine etwaige numerische Ueberlegenheit des Gegners nicht zu scheuen habe. Dieser Appell an die nationale Eitelkeit verfing; dieselbe Opposition, welche am lautesten „revanche pour Sadowa" schrie, setzte es damit durch, daß der Regierung die Mittel zur Durchführung dieser Revanchepolitik verweigert wurden. In dieser Verblendung durch nationale Eitelkeit und dem aus ihr folgenden Kammerbeschluß steckt der Zufall, dem wir die Größe des Sieges von 1870/71 verdanken. Die Lehren der Geschichte sind beredt genug, wenn die Ohren ihnen nur immer geöffnet wären!

Nach Sedan hätte Frankreich einen recht billigen Frieden haben können; mit einer minimalen Gebietsabtretung und dem fünften Theil der nachherigen Kriegsentschädigung wäre es davon gekommen. Aber die nationale Eitelkeit hielt auch jetzt noch den Glauben an die Unüberwindlichkeit des kriegerischen französischen Volkes fest und wähnte durch patriotische Begeisterung der aus dem Boden gestampften republikanischen Heere den Mangel geschulter Soldaten ersetzen zu können. Die Unverletzlichkeit des französischen Bodens wurde als Axiom hingestellt und der Krieg bis auf's Aeußerste als nationale Ehrenpflicht proklamirt. Nüchterne Leute vermochten zwar nicht einzusehen, warum gerade der französische Boden unverletzlicher sein sollte als derjenige anderer Länder, und was die Ehre einer Nation dabei gewinnen könne, wenn dieselbe die Zahl ihrer gefangenen Armeen verdoppelte und diejenige ihrer verlorenen Schlachten verzehnfachte. Indessen die Mehrzahl der Franzosen war darin anderer Ansicht und hält heute noch an den beiden Fictionen fest, erstens daß Elsaß-Lothringen trotz der „widerrechtlichen" deutschen Occupation französisches Gebiet geblieben ist, und daß durch die so unermeßlich opferreiche Fortsetzung des Krieges von Seiten der Republik die militärische Ehre der Nation gerettet worden ist.

Der Frankfurter Frieden war von der völligen Erschöpfung der nationalen Widerstandskraft dictirt; er wurde aber seinerzeit sowohl von den Besiegten wie von den Siegern durchaus nur als ein Waffenstillstand angesehen. Der Besiegte mußte sich zunächst durch Unterwerfung unter die Bedingungen des Siegers aus dessen eiserner Umklammerung befreien, um wieder Athem holen und zur Fortsetzung der guerre á outrance neue Kraft schöpfen zu können und unterzeichnete deshalb den Friedensvertrag mit der reservatio mentalis, ihn nur als Waffenstillstand zu betrachten, der ihm baldige Gelegenheit zu möglichst gründlicher Revanche geben solle. Der Sieger kannte diese reservatio mentalis

Digitized by Google

ganz genau, zog es aber vor, so zu thun, als ob er dem Besiegten Glauben schenke, um die Unbequemlichkeiten der Occupation und die mit denselben verknüpften Gefahren anderweitiger politischer Verwickelungen los zu werden und um freie Hand zur Ordnung seiner inneren Angelegenheiten, vor Allem zur Consolidirung des in Versailles gegründeten neuen deutschen Reiches zu gewinnen. Die Ueberzeugung, daß der sogenannte Frankfurter Friede nur ein Waffenstillstand für wenige Jahre sein werde, war damals nicht bloß in Frankreich sondern auch in Deutschland und dem übrigen Europa ganz allgemein verbreitet. In Frankreich wird der Frankfurter Friede noch heute mit denselben Augen angesehen; in Deutschland aber und dem übrigen Europa hat die inzwischen verflossene Zeit den ursprünglichen Eindruck dieses geschichtlichen Vorganges verwischt und durch Gewöhnung an den noch immer fortdauernden factischen Friedenszustand den Irrthum großgezogen, als ob dieser Waffenstillstand von irgend einem Franzosen jemals als ehrlicher Friede gemeint und aufgefaßt worden sei. Wer an der Irrthümlichkeit dieses Glaubens noch zweifelt, der kann sich durch die Einstimmigkeit eines Besseren belehren lassen, mit welcher die französische Presse aller Parteien auf die Bismarck'sche Rede die Antwort ertheilt hat, daß Frankreich niemals auf Elsaß-Lothringen verzichten werde; der Zusatz, in welchem offensive kriegerische Absichten in Abrede gestellt werden, hat in diesem Munde noch weniger Glaubwürdigkeit als in demjenigen der Welfen, Polen oder Dänen, weil die letzteren drei auf fremde Hülfe warten müssen, Frankreich aber, sobald es den Zeitpunkt für gekommen erachtet, allein vorgehen kann. Die Frage ist nur, wann Frankreich den Zeitpunkt für gekommen erachten wird, die guerre à outrance vom Februar 1871 wieder aufzunehmen und die aufgewungene Unterschrift unter dem Frankfurter Document mit dem Schwerte zu zerreißen.

Das Schicksal der republikanischen Armeen im Winter 1870/71 hatte die in den Köpfen der Republikaner spukenden Mythen aus der Zeit der ersten französischen Republik ihres Nimbus entkleidet, und der praktische Sinn der Franzosen hatte in dieser bitteren Schule gelernt, daß Napoleon III. doch Recht gehabt hatte und seine Kammer Unrecht. Die nächste Aufgabe Frankreichs im Jahre 1871 mußte also darin bestehen, das Versäumte nachzuholen und die Armee auf eine Stärke zu bringen, welche sie derjenigen des Deutschen Reiches, wie dieselbe im Jahre 1871 sich herausgestellt hatte, gewachsen machte. Zugleich wurde das ganze Gebiet zwischen der deutschen Grenze und der Hauptstadt mit einem System von Befestigungen überzogen, welche für den Fall eines neuen Vertheidigungskrieges das Vordringen nach der Hauptstadt sehr schwer und deren Einschließung unmöglich machte. Hiermit war zunächst das demüthigende Gefühl der relativen Wehrlosigkeit für den Fall eines erneuten deutschen Angriffs gehoben; aber es war noch keineswegs ein Niveau der Wehrfähigkeit erreicht, welches einen Angriffskrieg gegen Deutschland aussichtsvoll gemacht hätte. So lange Frankreich mit der Gewinnung einer ausreichenden Vertheidigungsfähigkeit alle Hände voll zu thun hatte, wurde an diese Frage noch nicht gedacht; man wartete theils auf das Ableben der gefüchteten Staatsmänner und Heerführer, theils auf den Eintritt politischer Verwickelungen, welche die militärische Ueberlegenheit durch Zuwendung von Bundesgenossen sicher stellen sollten.

Als aber die ausreichende Vertheidigungsfähigkeit nach vierjähriger Arbeit gesichert schien, und noch immer keine dieser erhofften Eventualitäten eintrat, da konnte die Ungeduld der Franzosen das bloße Abwarten in der erreichten Situation nicht ertragen. Die französischen Finanzen hatten die Lasten des Krieges in bewunderungswürdiger Weise überstanden, und der Nationalwohlstand befand sich in der Mitte der siebziger Jahre in einer Periode scheinbaren Aufschwungs, während in Deutschland die verheerenden Wirkungen des Krachs nach der Gründerperiode immer weitere und immer tiefere Kreise zogen. Die Lage schien den Franzosen günstig für eine weitere Steigerung der Kriegsrüstung. Denn entweder machte der Gegner die Steigerung nicht mit, dann war die ersehnte militärische Ueberlegenheit errungen; oder er ging auf den Wettstreit ein, dann sollte er sich durch denselben wirthschaftlich ruiniren und dadurch unterliegen. Die Hoffnung auf eine politische Verwickelung und auf ein durch solche zu erlangendes Bündniß blieb also zwar bestehen, daneben trat aber der Versuch hervor, entweder den Gegner an militärischer Leistungsfähigkeit zu überbieten oder durch den aufgezwungenen finanziellen Wettstreit auf wirthschaftlichem Gebiete zu schlagen und diesen Sieg dann später auch politisch und militärisch auszunutzen. Hiermit war die Vorbereitung auf die Revanche in ihr zweites Stadium getreten.

Das Deutsche Reich zögerte nicht, den aufgezwungenen militärisch-organisatorischen Weltstreit aufzunehmen (hauptsächlich durch Bildung einer Miliz aus der Ersatzreserve erster Klasse); aber die französischen Hoffnungen auf den wirthschaftlichen Ruin Deutschlands verwirklichten sich nicht. Im Gegentheil stellte sich im Laufe der letzten 12 Jahre immer deutlicher heraus, daß Frankreich im Welthandel aus seiner zweiten Stelle unter den Mächten Europas durch Deuschland dauernd verdrängt und in die dritte zurückgeschoben war, daß sein Nationalwohlstand in Folge langsamerer Vermehrung und in Folge eines kolossalen Wachsthums der deutschen Ersparnisse den hohen Grad seiner früheren Ueberlegenheit über denjenigen Deutschlands mehr und mehr einbüßte, daß seine Staatsschulden und die aus derselben entspringende Zinsenlast in riesigen Dimensionen anschwollen, während Deutschland so gut wie schuldenfrei*) blieb, daß die französischen Steuern auf das Aeußerste angespannt waren, während die Deutschen den Kopf der Bevölkerung nur etwa mit dem dritten Theil jener belasteten und gerade die ergiebigsten Einnahmequellen (Branntwein, Tabak) noch fast unbenutzt ließen. Ein Symptom dieses Umschwungs zeigt sich darin, daß vor 1870 französische Anleihen zu billigeren Zinsfuß als deutsche aufgenommen werden konnten, während jetzt das umgekehrte Verhältniß besteht. Die gesteigerten französischen Staatseinnahmen haben zwar ausgereicht, um die Kriegsanleihen zu verzinsen, aber nicht, um die Steigerung des Militäretats seit 1871 zu decken; vielmehr ist dieser Mehraufwand lediglich durch stetige Schuldvermehrung bestritten. Die lange versuchte Verschleierung dieser Thatsache vermag jetzt Niemand mehr zu täuschen. Die einsichtigen Franzosen konnten sich der Erkenntniß immer weniger verschließen, daß der von ihnen inaugurirte wirthschaftliche Kampf um das Ertragen der schwersten Rüstung auf die Dauer zu einer französischen Niederlage führen könne, welche nicht weniger schwer werden möchte als die militärische von 1870, sofern es nur der deutschen Reichsregierung gelänge, die brach liegenden Steuerfelder ertragsfähig zu machen. Man mußte mindesten soviel erkennen, daß man die eigene finanzielle Leistungsfähigkeit überschätzt und diejenige des Gegners ebenso unterschätzt hatte wie vor 1870 seine militärische. Diese Wahrnehmungen konnten für sich allein ausreichen, die Politiker der Revanche darnieder zu drücken; es kamen aber noch eine Menge anderer Thatsachen hinzu, welche die Entmuthigung vermehren mußten, indem sie es klar machen, daß Frankreich nicht nur den nächsten Krieg unter viel ungünstigeren Umständen unternehmen muß als den vorigen, sondern daß auch gleich nach dem Frieden die Chancen des Revanchekrieges viel günstiger gewesen wären als jetzt, und daß dieselben in Zukunft immer ungünstiger werden müssen.

Vor dem Kriege war die Volkszahl Frankreichs derjenigen des Norddeutschen Bundes und der Süddeutschen Staaten ein wenig überlegen, nach dem Kriege ungefähr gleich, wenn man zwar den Verlust der Elsässer für Frankreich in Anschlag bringt, aber dieselben damals noch nicht als einen Zuwachs für Deutschland rechnet. Gegenwärtig darf man hingegen die Elsässer in militärischer Hinsicht voll als Deutsche rechnen,

*) Den Schulden der deutschen Bundesstaaten stehen ebenso wie denen der Gemeinden meistens Aktiva von zum Theil noch höherem Werthe gegenüber, so daß der Ueberschuß aller Passiven über alle Aktiven in Deutschland jedenfalls verschwindend klein ist.

Digitized by Google

weil sie ein ihrer Zahl entsprechendes Contingent zum deutschen Reichsheer stellen; Deutschland hat eben in der Zwischenzeit in militärischer Hinsicht die Bevölkerung der eroberten Provinz auch organisatorisch erobert und sich einverleibt, und damit $1^1/_4$ Million an Seelenzahl gewonnen. Außerdem aber hat es durch den natürlichen Bevölkerungszuwachs noch etwa um fünfmal so viel Einwohner mehr als Frankreich in derselben Zeit zugenommen, d. h. es steht Frankreich so gegenüber, als ob es nach anderer Richtung inzwischen noch fünf solche Provinzen, wie Elsaß-Lothringen ist, erobert hätte. Mit jedem Triennium, um welches der Revanchekrieg sich verzögert, wächst die Ueberlegenheit des deutschen Volks abermals um die Einwohnerzahl einer solchen Provinz; wenn beide Völker sich jetzt zu einander verhalten wie 5 zu 6, so werden sie sich beim Beginn des nächsten Jahrhunderts verhalten wie 3 zu 4. Gesetzt den Fall, beide Völker hätten eine gleich wirksame Militärorganisation, so müßte Deutschland gegenwärtig mit $^5/_6$ seiner Armee der ganzen französischen gewachsen sein, beim Beginn des nächsten Jahrhunderts schon mit $^3/_4$ derselben; es müßte also jetzt $^1/_6$, später $^1/_4$ seines Kriegsheeres auch während des Revanchekrieges nach anderen Seiten hin verfügbar behalten, und falls es nach anderen Seiten keine Verwickelungen zu fürchten hätte, die Entscheidung durch den Rest herbeiführen können. Will Frankreich uns gewachsen bleiben, so muß es seine Kräfte jetzt um $^1/_6$, später um $^1/_4$ stärker anspannen, als wir es nöthig haben, ohne daß es darum schon auf militärisches Uebergewicht rechnen dürfte.

Als das neue Deutsche Reich eben erst gegründet war, glaubte man nicht bloß in Frankreich, sondern in den meisten neutralen Ländern, dasselbe als ein Eroberreich ansehen zu dürfen, das mit dem Tode seiner Gründer schon von selbst wieder zerfallen würde; gegenwärtig hat man sich auch im Auslande überzeugt, daß die Gründer des Reiches nur den nationalen Instincten bestimmte Bahnen vorzeichneten, und daß der Bestand des Reiches nicht von der Lebensdauer bestimmter Persönlichkeiten abhängig ist. Alle einsichtigen Franzosen begreifen jetzt, daß die Erben der deutschen Kaiserkrone mit eiserner Zähigkeit das von Wilhelm I. Errungene festhalten werden, daß die Schule Bismarck's in der deutschen Politik ebenso wie die Schule Moltke's in der deutschen Strategie ihre Meister überleben wird, und daß die Traditionen dieser großen Zeit nach dem Tode der Reichsbegründer erst recht in Kraft treten werden, weil dann die persönliche Opposition verstummt und ein jüngeres Geschlecht in diese Traditionen hineingewachsen sein wird. Die Vertröstung auf das Ableben der großen deutschen Staatsmänner und Heerführer wird gegenwärtig von den Revanchepolitikern nur noch als ein Beschwichtigungsmittel der Volksungeduld benutzt, ebenso wie das Märchen von der Begründung der deutschen Siege durch Verrath und Spionage nur als Beschwichtigungsmittel der gedemüthigten nationalen Eitelkeit im Umlauf erhalten wird; aber geglaubt wird solcher Unsinn heute von keinem verständigen Franzosen mehr. Auch der Blindeste kann sehen, daß die innere Consolidirung des Deutschen Reiches in der Zeit seines Bestehens ebenso große Fortschritte gemacht hat wie die Befestigung seines Ansehens bei den Staaten Europas.

Die Rheinlande haben ihre Antipathie gegen Preußen seit 1866 und ihre französischen Sympathien seit 1870 abgestreift, die süddeutschen Staaten sind in die nationale Einheit unter preußischer Führung hineingewachsen, und sogar in Elsaß-Lothringen zeigen sich schon Spuren von einem Wiedererwachen deutscher Gesinnung. Die Französirung des linken Rheinufers würde bei der jetzigen Stärke des deutschnationalen Bewußtseins eine sehr viel schwerere und undankbarere Aufgabe sein, als zur Zeit des ersten Kaiserreichs, und wenn die Rückeroberung des Elsaß im Anfang des nächsten Jahrhunderts erfolgte, so würde Frankreich in demselben ebenfalls eine ganz deutsche Provinz vorfinden, mit deren Französirung es völlig ab ovo zu beginnen hätte. Das Mißtrauen, mit welchem das Deutsche Reich beim Beginn seiner Laufbahn betrachtet wurde, ist einem vollen Vertrauen in die unbedingte Friedensliebe seiner Regierung gewichen, und die maßvolle, aller Begehrlichkeit und allen Einmischungsgelüsten abholde Besonnenheit und Stetigkeit seiner Politik hat es zum Mittelpunkt aller friedliebenden europäischen Mächte gemacht. Die Klugheit, mit welcher das gute Einvernehmen mit Rußland durch alle Fährnisse hindurch aufrecht erhalten worden ist, hat den französischen Revanchepolitikern die Hoffnung auf Gewinn eines Bundesgenossen für absehbare Zeit verlegt und ihnen klar gemacht, daß Frankreich entweder auf eigene Kraft gestützt die Fortsetzung des Krieges wagen, oder auf Revanche in diesem Jahrhundert verzichten muß. Ja sogar es darf sich nicht einmal in die Sicherheit einwiegen, daß es bei solchem Unternehmen bloß Deutschland allein zum Gegner haben werde; denn wofern nur Deutschland den Zuschauern des Zweikampfes als stark genug gilt, um auch allein den Angreifer mit Sicherheit zu überwinden, so möchte Italien gar leicht auf der Seite des Stärkeren zu finden sein, um sich bei solcher Gelegenheit das an Napoleon III. für seine Einigung gezahlte „Trinkgeld" wiederzuholen. Um diese Gefahr der Gegnerschaft Italiens abzuwerfen, muß Frankreich vor aller Augen als der militärisch Stärkere dastehen, so daß Italien das Geschäft selbst im Bunde mit Deutschland für zu riskant hält, um nicht die Neutralität vorzuziehen.

Aber auch abgesehen von der Gefahr, einer Coalition von Deutschland und Italien zu begegnen, ist Frankreich sich der Gefahren eines militärischen Duells mit Deutschland wohl bewußt. Bisher tröstete es sich mit dem Gedanken, daß, wenn sein Angriff von Deutschland zurückgeschlagen werden sollte, es sich hinter sein System von Befestigungen zurückziehen und dort ungestraft dem deutschen Gegenangriff Trotz bieten könne, so daß schlimmsten Falls eine partie remise herauskäme. Unter dieser Voraussetzung bestand das Risiko eines Revanchekrieges bloß in den eigenen Kriegskosten, da jeder Theil die eigenen Auslagen tragen müßte; man konnte dann immer noch die wirkliche Revanche ein ander Mal unter günstigeren Bedingungen wieder aufnehmen, wenn diese „Probirrevanche" oder „Revancherecognoscirung" fehlschlagen sollte. Dieses Vertrauen in die durch den vielfachen Befestigungsgürtel verbürgte Immunität ist neuerdings stark erschüttert worden durch die Verschiebung, welche in dem Wettstreit zwischen Fortifikation und Artillerie zu Gunsten der letzteren durch die brisante Sprengladung der Granaten stattgefunden hat. Frankreich kann sich zwar diese Steigerung der Artilleriewirkung ebenfalls zu Nutze machen, aber es kann weder seine Festungswerke noch seine Schiffspanzer gegen die erhöhte Zerstörungskraft der deutschen Artillerie schützen, und sieht sich dadurch ebenfalls darauf hingewiesen, die militärische Ueberlegenheit da zu suchen, wo die deutsche Heeresleitung sie immer gesucht hat: in der Leistungsfähigkeit der Feldarmee.

Die Ueberlegenheit des deutschen Nachbarreiches als unaufhebbare Thatsache anzuerkennen und auf die Möglichkeit einer Revanche ohne Bundesgenossen für immer zu verzichten, dagegen sträubt sich der französische Nationalstolz mit jedem Blutstropfen, ganz abgesehen davon, daß die nüchterne Ueberlegung die Gefahren dieses halben Verzichts erkennt. Denn wenn die Möglichkeit, mit einem sich darbietenden Bundesgenossen jederzeit loszuschlagen, gewahrt bleiben soll, so muß die gegenwärtige Kriegsrüstung bis in's Unbestimmte weiter getragen werden; dann ist aber das finanzpolitische Sedan noch in diesem Jahrhundert unausbleiblich, welches die Bündnißfähigkeit doch wieder zerstören, oder mindestens sehr herabsetzen würde. Frankreich würde sich auf diesem Wege früher oder später mit Sicherheit ruiniren und wahrscheinlich früher, als die Gelegenheit zur Revanche einträte. Die Revanchepolitiker haben also ganz Recht, wenn sie sich sagen: so geht es nicht weiter! Dann bleibt aber nur die Alternative zwischen einer Verminderung des Militäretats, welche das reelle Gleichgewicht der Finanzen herstellt, oder einer Erhöhung desselben, welche die Hoffnung gewährt, Deutschland doch noch einmal militärisch zu überflügeln. Der erstere Weg wäre die freiwillige Abdankung Frankreichs von seiner Großmachtstellung ersten Ranges und das freiwillige Zurücktreten auf eine solche zweiten Ranges, wie etwa Oesterreich sie einnimmt; dieser Weg

Digitized by Google

ist bei dem gegebenen französischen Nationalcharakter schlechterdings unmöglich. Der zweite Weg ist das va banque des verzweifelten Spielers, der alles auf eine Karte setzt, um entweder zu gewinnen, oder — —! Da der militärische Mehraufwand der Republik gegenüber dem Napoleonischen Kaiserreich doch so wie so durch Borg bestritten wird, so kommt es auch auf eine Hand voll mehr oder weniger beim Schuldenmachen nicht an, zumal es sich doch nur um eine kurze Reihe von Jahren handeln kann. Erwächst aus der Militärreorganisation der Sieg, so muß ja doch Deutschland die ganze Rechnung bezahlen; soll aber Frankreich zu Grunde gehen, so ist es ganz gleichgültig, wie hoch sich seine Passiva belaufen. Après nous le déluge!

Die Frage ist nur, ob Frankreich durch größere Anspannung seiner Wehrpflichtigen und seines Militäretats überhaupt im Stande ist, trotz seiner geringeren Volkszahl eine zeitweilige militärische Ueberlegenheit über Deutschland zu erringen. Diese Frage ist unbedingt zu bejahen, vorausgesetzt, daß Deutschland ihm nicht in einer entsprechenden Anspannung seiner Kräfte nacheifert. Die Reserven, welche ein Volk zur Ergänzung der Lücken seines Kriegsheeres in einem langdauernden Kriege heranzuziehen vermag, sind allerdings proportional seiner Bevölkerungsziffer; aber die Revanchepolitiker gehen mit Recht von dem Gesichtspunkt aus, daß der nächste Krieg viel zu großartig und kostspielig wird, um lange dauern zu können, und daß deshalb sein Ausfall noch weit mehr als der des vorigen durch die Größe der ausgebildeten Feldarmeen beider Gegner bedingt sein wird. Die Größe des Kriegsheeres im Falle der Mobilmachung ist aber proportional dem absoluten Friedenspräsenzstande und umgekehrt proportional der faktischen Durchschnittsdauer der Dienstzeit. Frankreich hat jederzeit einen größeren Friedenspräsenzstand gehabt als Deutschland, aber dafür eine entsprechend längere Dienstzeit. Die Vergrößerung des Kriegsheeres kann einerseits erfolgen durch Vergrößerung des Friedenspräsenzstandes, andererseits durch Verkürzung der Dienstzeit. Der Boulanger'sche Gesetzentwurf, dessen Annahme gesichert scheint, schlägt beide Wege zugleich ein, d. h. er erhöht die Präsenzziffer sehr bedeutend über diejenige des deutschen Friedensheeres und setzt dabei die faktische Durchschnittsdienstzeit auf dasselbe Maß herab, welches bei uns seit Jahren in Gebrauch ist. Er steigert für das Sommerhalbjahr, wo die Urlauber des dritten Jahres wieder bei den Fahnen versammelt sind, den Friedensstand auf etwa 600,000 Mann, d. h. er bedroht Deutschland für die dem Kriege günstigste Hälfte des Jahres mit einer permanenten Kriegsbereitschaft. Während er für den einzelnen Soldaten die Last des Militärdienstes durch Abkürzung desselben auf etwa $28^1/_2$ Monate erleichtert, erschwert er sie für das Volk im Ganzen, indem er den Präsenzstand auf die noch nie in der Geschichte dagewesene exorbitante Höhe von $1^3/_6$ Procent der Bevölkerung hinaufschraubt. Alle Achtung vor einem Volke, das, ohne in seiner Existenz irgendwie bedroht zu sein, bloß um einer patriotischen Idee willen, einem wenn auch irrigen Ehrbegriff zu Liebe, solche Lasten willig auf seine Schultern nimmt! Es würde für eine solche ideale Opferfreudigkeit und Hingebung in der That aus dem Gesichtspunkt historischer Gerechtigkeit verdienen, durch einen glänzenden Sieg im Kampf um's Dasein der Nationen auch den äußeren realen Triumph seiner überlegenen moralischen Eigenschaften zu feiern, wenn wirklich das Nachbarvolk in patriotischer Hingebung hinter ihm zurückstände. Die Rechnung der Revanchepolitiker ist darauf gebaut, daß dies der Fall ist; und wenn man bloß die formelle Art und Weise vergleicht, wie solche Fragen im deutschen und im französischen Parlamente behandelt werden, so kann man nicht sagen, daß diese Vermuthung des Scheines einer gewissen Begründung entbehrt.

Wenn die deutsche Regierung es vorläufig für ausreichend erachtet hat, den Friedensstand des Heeres um so viel zu erhöhen, daß er 1% der Bevölkerungsziffer von 1885 (und einschließlich der Einjährig-Freiwilligen etwa 1% der Bevölkerungsziffer von 1887) erreicht, so ist daraus zu ersehen, daß sie an eine volle Durchführung der Boulanger'schen Entwürfe in der Praxis nicht glaubt, oder daß sie es wenigstens noch nicht für an der Zeit hält, sich auf den Fall ihrer thatsächlichen Durchführung vorzusehen. Es ist klar, daß, wenn wirklich die französische Armee bei gleicher Durchschnittsdienstzeit einen sehr viel höheren Präsenzstand annehmen sollte, als die unserige nach der neuen Gesetzesvorlage haben wird, auch wir Schritte thun müßten, um der daraus nothwendig folgenden bedeutenden numerischen Ueberlegenheit der französischen Feldarmee vorzubeugen. Mit einer an Zahl geringeren, wenn auch an Tüchtigkeit überlegenen Feldarmee würden wir allenfalls im Stande sein, dem französischen Angriff zu widerstehen, vielleicht auch dazu, einige Siege jenseits der französischen Grenze zu erringen, aber nimmermehr dazu, den Feind so niederzuwerfen, daß wir ihn zur Annahme unserer Friedensbedingungen zwingen und auf längere Zeit kampfunfähig machen könnten. Uebrigens bedarf es zu solcher weiteren Steigerung nicht gerade einer Erhöhung des Präsenzstandes über 1% hinaus, sondern nur einer Herabsetzung der factischen Dienstzeit, welche im Verwaltungswege durch stärkere Beurlaubung durchgeführt werden kann. So lange uns ein Gegner gegenübersteht, dessen Soldaten in erheblich längerer Dienstzeit als die unserigen geschult sind, können wir nicht unter das bisherige Maß heruntergehen; sobald aber der Gegner auf unsere bisherige Dienstzeit heruntergeht, können wir getrost mit einer kürzeren Ausbildung vorlieb nehmen, und immer noch das Vertrauen hegen, daß die Qualität unserer Soldaten nicht hinter derjenigen des Gegners zurückstehen wird. Es ist klar, daß die deutsche Reichsregierung niemals in eine gesetzliche Verminderung der dreijährigen Dienstzeit willigen wird, schon um das Nothrecht der einseitigen Feststellung des Präsenzstandes für den Conflictsfall nicht aus der Hand zu geben; es ist ebenso klar, daß angesichts des Boulanger'schen Gesetzentwurfes jedes Drängen der parlamentarischen Opposition auf zweijährige Dienstzeit zum Zweck der Herabsetzung der Präsenzstärke unter die Norm von ein Procent in ihrer Wirkung einer absichtlichen Wehrlosmachung des Vaterlandes zu Gunsten des Erbfeindes gleichkommt. Aber es ist ebenso gewiß, daß die Regierung unter Festhaltung des einprocentigen Präsenzstandes von selbst zu einer Abkürzung der factischen Dienstzeit schreiten wird, sobald die sorgsame Beobachtung des Verlaufes der Dinge in Frankreich ihr die Nothwendigkeit einer solchen Maßregel nahe legt. Seit 80 Jahren beruht ja die politische Machtstellung Preußens wesentlich darauf, daß sein Officierkorps es verstanden hat, in kürzerer Dienstzeit als die Nachbarstaaten gleich gute oder gar noch bessere Soldaten auszubilden und es ist nicht anzunehmen, daß unsere Regierung von dieser bewährten preußischen Tradition abweichen wird.

So lange in den französischen Regierungskreisen die verständige Berechnung die Oberhand über blinde Leidenschaft behält, so lange dürfen wir uns darauf verlassen, daß der Revanchekrieg nicht eher ausbrechen wird, als bis die Boulanger'sche Armeereform eine Reihe von Jahren ihre Wirkung entfaltet hat. Am wenigsten Sinn hätte das Losschlagen vor Eintritt der beschlossenen Reorganisation oder in der Krisis des Ueberganges aus den alten Zuständen in die neuen, das heißt in diesem oder im nächsten Frühjahr. Es kommt dazu, daß Frankreich noch mehrere Jahre brauchen wird zu der geplanten Umgestaltung seiner Bewaffnung und zur Einholung einiger Vorsprünge der deutschen Technik. Wenn aber diese Uebergangszeit überwunden und das System Gambetta seinen Sieg über das System Thiers' vollendet haben wird, dann wäre das Unterbleiben des französischen Angriffes noch sinnloser als vorher sein verfrühter Eintritt. Denn höher spannen kann Frankreich seine militärischen Kräfte dann nicht mehr, und mit jedem Jahr des Hinausschiebens verschlechtern sich, wie oben gezeigt, seine Chancen. Dann wird der Zeitpunkt gekommen sein, wo es sich entscheiden muß, ob es alle Opfer umsonst gebracht haben will, oder ob es endlich die lange vorbereitete Abrechnung vornehmen will. Es muß dann losschlagen, schon um nicht den financiellen Ruin um nichts und wieder nichts über sich hereinbrechen zu lassen; es muß losschlagen, gleichviel ob Deutschland dafür Sorge getragen

Digitized by Google

hat, seine Feldarmee entsprechend zu verstärken oder nicht, es muß endlich die Kugel rollen lassen, nachdem es sein Alles auf eine einzige Nummer, die Revanche, gesetzt hat. Es müßte auch dann losschlagen, wenn wir ihm das Elsaß niemals abgenommen hätten, oder es ihm heute zurückgäben; denn die Anstellerei um den verlorenen Grenzstrich ist nichts als eine Maske, um die ohnmächtige Wuth über die erlittene moralische Demüthigung und die gallische Eroberungssucht zu verhüllen. Die Revanchegier ist wesentlich idealer Natur und auf die Reparation der verletzten nationalen Eitelkeit gerichtet, auf die Wiederherstellung des Ruhmes, die erste militärische Großmacht der Welt und die kriegerischeste der Nationen zu sein. Der Appetit nach der ganzen Rheingrenze aber würde nur um so stärker werden, je mehr davon Frankreich verspeist hätte.

Wann der geeignete Zeitpunkt zum Losschlagen gekommen sein wird, hat nach der sehr vernünftigen Ansicht aller Franzosen allein die französische Regierung zu bestimmen, welche die Wirkungen der Reorganisation am besten übersehen kann. Die französischen Landleute und Gewerbetreibenden wünschen freilich aus Geschäftsrücksichten, daß dieser Zeitpunkt nicht zu nahe sein möge; dies nennt man „die Friedensliebe der großen Mehrheit des französischen Volkes". Die Elite der wahrhaft Gebildeten in Frankreich wünscht aufrichtig eine Annäherung der Völker und eine Vermählung des deutschen und französischen Volksgeistes; aber sie macht die Ausführung dieses platonischen Zukunftswunsches ausdrücklich oder stillschweigend davon abhängig, daß zuvor die dem französischen Volke zugefügte Demüthigung durch eine eclatante Genugthuung gesühnt werde, — durch eine Genugthuung, welche von der Masse des Volkes und den leitenden Politikern in jedem Falle als unzulänglich betrachtet werden würde. Wenn die Regierung die Parole ausgibt, daß die Stunde der Rache gekommen sei, so werden alle solche Erwägungen geschäftlichen Eigennutzes und alle utopistischen Träumereien von Völkerverbrüderung unter französischer Führung vor dem wilden Feuer der aufflammenden patriotischen Begeisterung verstummen. Kein Abgeordneter, gleichviel welcher Partei, wird sich finden, der in solchem Augenblick gegen den Krieg votirte; der Clericale, der Radicale und der Anarchist wird Arm in Arm mit dem conservativen Republikaner, dem Royalisten und dem Bonapartisten Orgien des Blutdurstes und der Ländergier feiern. Wer auf den Straßen von Paris zu Gunsten des Friedens predigen wollte, würde als verkappter Prussien von der rasenden Menge in Stücke gerissen werden, und das Redactionsbureau einer Zeitung, die nicht mit vollen Backen in die Kriegsposaune blasen wollte, würde von wüthenden Pöbelhaufen gestürmt und verwüstet werden. Von der Nordsee bis zum Mittelmeer wird die ganze Nation wie ein Mann aufstehen und unisono „A Berlin!" brüllen, und die ein ganzes Menschenalter hindurch systematisch genährte und geschürte Volksleidenschaft wird endlich zum wildesten gallischen Kriegsfanatismus explodiren.

Unsere Aufgabe ist es, diesen Zeitpunkt kaltblütig ins Auge zu fassen und uns auf den Ausbruch des benachbarten Vulkans wie auf ein Naturereigniß, oder vielmehr wie auf eine unumgängliche geschichtliche Nothwendigkeit vorzubereiten. Wir täuschen uns nicht darüber, daß die Opfer des nächsten Krieges sich zu denen von 1870/71 etwa so verhalten werden, wie diese zu den Opfern von 1866, und wir werden uns deshalb wohl hüten, unsererseits ein so furchtbares Blutvergießen zu beginnen; aber wir wollen auch dem Unausweichlichen mit Würde entgegengehen, und wollen in der Vorbereitung auf dasselbe kein geringeres Maß von Hingebung für die Vertheidigung unsrer politischen Einheit und unsrer Reichsgrenzen bethätigen, als die Franzosen für die Reparation ihres Prestige und für die Vorschiebung ihrer Grenzen.

Literatur und Kunst.

Die Baukunst auf Ausstellungen.

Von Peter Jessen.

Unsere Architekten klagen, daß ihre Abtheilung auf der Kunstausstellung immer leer gewesen sei, und fragen, ob es sich wirklich des vielen Aufwandes lohne. Ja eine ernsthafte Stimme hat vor einigen Jahren in einer Fachzeitschrift principielle Bedenken erhoben und die Genossen davor gewarnt, einem unverständigen Publikum zu Liebe sich mit zeichnerischen und malerischen Reizmitteln zu rüsten, welche dem Wesen der Baukunst eigentlich fern liegen. Auch die „Gegenwart" hat über die architektonische Abtheilung nur in aller Kürze berichtet und ist ihren Lesern Rechenschaft schuldig. Sollen wir der Gleichgiltigkeit des großen Haufens beipflichten oder gar der Baukunst überhaupt von der Betheiligung abrathen?

Wodurch diese Pläne, Perspectiven und Modelle gegen die übrigen Kunstwerke im Nachtheil sind, liegt ja auf der Hand. Das Bild und die Statue treten in Person auf; auch den Carton oder die Gipsfigur denken wir uns leicht in Farben oder in Marmor umgesetzt, da wir am Maßstab nichts zu ändern haben. Der Baumeister aber redet in seinen Grundrissen eine eigene Sprache, die der Laie nur mit Mühe entziffert. Auch der Aufriß einer Façade gibt nie die Ansicht, in welcher sie uns erscheinen wird; selbst ein perspectivisches Bild mag einen glänzenden Effect machen, bietet aber immer nur einen Standpunkt von den Hunderten, an welchen das Gebäude sich darstellen wird; und das sorgfältigste Baumodell könnte immer nur das Aeußere oder das Innere getrennt zur Wirkung bringen. Das eben ist die gefährliche Klippe.

Wer ein Bauwerk verstehen und genießen will, darf sich weder mit dem Grundplan, noch mit der Façade allein zufrieden geben. Deshalb sind ja die architektonischen Eindrücke so verwickelt und die Urtheile des Laien hier befangener, als irgend sonst. Und doch kann sich eine gesunde Kunst nicht als ein Geheimniß der Fachkreise fortpflanzen, sondern bedarf des breiten Nährbodens, den nur die einsichtige Theilnahme der Bauherren bereitet. Spannen wir wirklich alle Mittel an, um dies Verständniß zu wecken und zu erziehen?

Die wesentliche Absicht der Baukunst ist es, Räume zu schaffen. Man wird Brücken und Denkmäler nicht ausschließen wollen; aber das Haus bleibt doch das hauptsächliche Gebäude. In der mannigfachen und doch übersichtlichen Anordnung der Räume liegt das wirksamste Mittel der Architektur. Man beobachte nur, wie schon an einer Façade ein räumliches Motiv, eine Loggia oder eine tiefe Nische, auch die üppigste Decoration in den Schatten stellt. Es erinnert sich ein jeder, wie ihn in romanischen Kirchen der Reichthum der Raumbildung entzückt hat: die mehrtheiligen Haupt- und Nebenschiffe mit ihren Galerien, Arkaden, Capellen und der unablässige Wechsel perspectivischer Durchblicke. Wer sich seiner Eindrücke in Italien bewußt geworden ist, weiß, daß der berauschende Zauber der Marcuskirche in Venedig zum großen Theile auf der unvergleichlichen Mannigfaltigkeit der Räume beruht; man entdeckt an hundert und aber hundert Plätzen immer neue Verschiebungen, und nicht nur Farbenphantasten, sondern ganz besonnene Architekten haben schon San Marco selbst der Peterskirche vorgezogen.

Es käme also nur darauf an, die größte Zahl von Räumen an einander zu hängen oder ein großes Ganze in möglichst viele Theile zu zerlegen? So gar einfach hat es der Baumeister denn doch nicht. Er schafft ja nicht Räume, um zu gefallen, sondern will nur das Nöthige und Nützliche gefällig gliedern. Seinem Zweck, dem Programm hat er zuerst zu dienen. Und da alles Zweckwidrige auch unserer Vernunft widerstrebt, so würde er nicht gefallen, wo er sein Programm nicht erfüllt. Wir wissen es Alle auswendig: Zweckmäßigkeit

Digitized by Google

ist eine Bedingung des Schönen. Nur ist auch diese Erkenntniß, wie alle ästhetischen Grundsätze, mehr einschränkend als fördernd, mehr negativ als positiv. Was dem einen höchst nützlich und praktisch erscheint, das erkennt ein erfahrener Kopf oder eine gereiftere Epoche als beschränkt und unbrauchbar; ja man könnte an einem Saal oder einem Theater der Verhältnisse und der Decoration halber das größte Gefallen finden, auch wenn sich nachher die Akustik als völlig ungenügend erweist.

Wie schwer also ist es, schon diese eine Bedingung der Zweckmäßigkeit zu prüfen; schwierig am vollendeten Bau; aus der Zeichnung mühsam für den Fachmann und schier unmöglich für den Laien. Man soll sich Rechenschaft geben von der Größe und Lage der Zimmer und Säle, von der Bequemlichkeit der Verbindungen, den Bewegungen der Treppen; man wünscht auch die Höhe und die Gliederung der Gemächer und Vorhallen aufzufassen; was im Plane ganz correct und natürlich scheint, verschiebt sich vielleicht in der Wirklichkeit zu den absonderlichsten Ueberschneidungen. Benützen doch selbst beim Bau von Façaden ganz erprobte Architekten das Hülfsmittel, einzelne Theile probeweise aus Holz und Gyps aufzurichten, um über die Wirkung der Schatten und die Zeichnung der Profile klar zu werden.

Allein es genügt obendrein nicht, das Aeußere oder das Innere gesondert zu schätzen, vielmehr liegt ja das eigentliche Verdienst eines mustergültigen Bauwerks in der Durchdringung und Uebereinstimmung beider. In den Umrissen und den Massen des Ganzen wie in der Gliederung der Façade sollte sich die wesentliche Anlage des Inneren wiederspiegeln. Bei verwickelten Aufgaben wird man dies Ziel nicht völlig erreichen; die einfachsten danken dagegen ihrer Uebersichtlichkeit den besten Theil ihres Ruhmes. So der griechische Tempel mit seiner einfachen Cella, so die gothische Kirche, in welcher der eine Hauptraum mit seinem begleitenden Anhang in dem nackten Steingerüst ganz unverholen zu Tage tritt. Wer theilnimmt an der heutigen Baukunst, wird an das modernste Problem, den Bahnhof, erinnern; es sollte Niemand an dessen bislang genialster Lösung, dem Anhalter Bahnhof zu Berlin, vorübergehen, ohne sich klar zu machen, wie überzeugend deutlich sich hier die hoch geschwungene Halle mit dem davor lagernden, niedrigeren Vestibul und den seitlichen Betriebsräumen zum wohlgegliederten Ganzen verbindet. Wie viele Vorstufen mußte auch die Gestalt des heutigen Theatergebäudes durchmachen, ehe sie sich zum Typus festsetzte: voran die Vorhalle mit der Loggia des Foyers, dahinter der Zuschauerraum, am besten durch eine flache Kuppel ausgezeichnet, hinter ihm das hohe Dach über dem Schnürboden der Bühne, und an den Seiten vielleicht Pavillons oder Unterfahrten für besondere Zwecke. Wer ein Herz hat für die Kunst, muß diesen freieren Aufgaben um so sorgfältiger nachgehen, je mehr der verrufene Kasernenstil der Großstadt auch die öffentlichen Gebäude in seine Fesseln schlägt.

Denn nicht aller Orten hat man mit so hochherzigem Sinne, wie in Wien, für großartige Staatsbauten auch großartige Bauplätze freigemacht. Wo nicht etwa alte Festungswälle niederzulegen waren, hat man sich oft mit dem kostspieligen Boden der inneren Stadt begnügen müssen. Dann trifft es sich, daß ein monumentales Gebäude in den knappsten Raum eingetheilt werden muß, wie etwa die Reichsbank in Berlin. Die Folge ist, daß der Architekt auf dem engen Grunde seine Anlage nicht entwickeln, sondern nur einschachteln kann. Alle Mittel, durch welche uns die freien Bauten der Vorzeit, der Renaissance- wie der Barockkunst, entzücken, die Gliederung in Mittelbau und Seitenflügel, der Wechsel der Stockwerke, die Betonung hervorragender Räume durch besondere Bedachung oder Kuppeln, alles ist ihm versagt; hinter geradlinigen Façaden verstecken sich Haupt- und Nebenräume, Bedeutendes und Gleichgültiges, Großes und Kleines. Die Phantasie erstickt in diesen Schranken.

Die öffentliche Meinung kümmert sich wenig um unser Bauwesen. Wenn nur der Kostenanschlag nicht überschritten wird, so mag der Stadtbaumeister oder der Postbaurath nach seinem Geschmacke schalten; die controllirende Akademie des Bauwesens kann nicht überall zur Hand sein, und die Einwände einsichtiger Fachgenossen verhallen ungehört. Das Publikum bleibt kalt. Und doch hat die Gesammteinheit ein sehr ernstliches Wort mitzureden, wenn es in Stadt oder Staat gilt, die Mittel für monumentale Bauten und würdige Bauplätze zu bewilligen. Dann rächt es sich, wenn die große Masse der Abgeordneten kein rechtes Herz und keinen rechten Muth für große Baukunst hat, wenn alles gestrichen wird, was das engste Bedürfniß überschreitet, und wenn in Voraussicht dessen schon der Finanzminister an allen Enden knausern muß. Für Gemälde und Statuen wird man im Ganzen zugänglicher sein, weil für sie häufig der Gegenstand, die Tendenz spricht; ein Denkmal gilt als nationale Ehrensache, und von einem patriotischen Gemälde hofft man erziehlichen Einfluß. Für die eigenthümlichen Reize einer gesunden und freien Baukunst aber ist der Sinn viel schwerer zu erziehen.

Wir sind zu dem Schlusse gelangt, daß das Ganze eines wohlgegliederten Gebäudes nur aus der Wirklichkeit ganz zu verstehen sei, daß sich die monumentale Kunst nur an sich selbst schule. Wären also die Pläne und Prospecte, mit denen die Architektur auf den Ausstellungen auftritt, wirklich ganz umsonst gezeichnet? Eine Art von Gewinn, meinen wir doch, müßten sie auch dem Laien bringen. Wenigstens den Umfang des baulichen Betriebes kann er hier übersehen und sich an dem, was andere Gemeinden oder Privatleute errichten, ein Vorbild nehmen. Auch wird ihn das Bild einer Façade oder die Einzelheiten des Innenbaues immerhin anregen, auch wenn er es nicht über sich gewinnt, sich in die Geheimnisse der Grundrisse zu vertiefen. Es hätten also die ausstellenden Architekten doch nicht ganz allein für ihre Fachgenossen gearbeitet, sondern ihren Theil an der künstlerischen Volkserziehung abgetragen.

Allerdings erwächst ihnen daraus noch eine weitere, ernste Pflicht. Man hat vor allem eingewendet, die Sucht, sich auszuzeichnen und die Blicke des Publikums auf sich zu ziehen, werde den Baumeister verführen, mehr auf malerische Wirkung als auf innere Consequenz Werth zu legen und das Wesen seiner Kunst zu veräußerlichen. Nicht ganz mit Unrecht. Denn seit wir einmal über die strenge, nach griechischen Gesetzen geregelte Folgerichtigkeit der Schule Schinkel's hinausgegangen sind, hat das Malerische in der Baukunst von Jahr zu Jahr an Boden gewonnen. Schon in den vierziger Jahren wollte der enge hellenische Formenkreis, wollten Säule, Pilaster und gerades Gebälk den modernen Zwecken und dem lebhafteren Raumsinne nicht mehr genügen. Semper brach mit seinen Dresdener Bauten der italienischen Renaissance die Bahn. Von München aus drang dann dreißig Jahre später, seit dem Kriege, die Vorliebe für deutsche Renaissance auch in die Baukunst ein; Gedon machte mit der Façade des Schackschen Palais zum ersten Mal die unorganische, aber bunte und lustige deutsche Giebelarchitektur wieder hoffähig. Für das Wohnhaus, den Privatbau und alle kleineren Anlagen war damit eine Formenwelt gewonnen, die sich jeder Laune und allen Ansprüchen der malerischen Phantasie fügte; ihr Hauptvorzug blieb, daß sie sich an ernsteren Bauten auch mit ernsteren Motiven der griechischen oder italienischen Kunst vertrug. Gerade in Berlin aber hatten sich einige führende Meister, wie Hitzig und Gropius, ganz frei von ihren Lockungen gehalten; heute scheint es, als ob die Berliner Architektur sich dafür rächen wolle. An den riesigen Geschäftshäusern, welche neuerdings die eigentliche Schule unserer Baukunst bilden, hatten einige begabte Erfinder die bewegtere Gliederung einer kräftigen Renaissance zuerst populär gemacht; dann verleitete das Bedürfniß nach neuen Effecten und der Wunsch, die einzelne Façade aus der langen Straßenflucht herauszuheben, zu immer schwereren, aufdringlicheren Formen, welche anfangs für Sandstein zugeschnitten, rasch in gedankenlosem Putzbau wiederholt wurden; und heute heißt die Losung „Barock", wie Verschiedenes man auch darunter verstehen mag.

Wenn wir den Geist der Barockkunst richtig treffen, so wäre sie durchaus nicht zu fürchten. Die Bauten, welche man als Vorbilder im Auge hat, verdienen ihr Lob in mehr als

Digitized by Google

einer Hinsicht. Sie alle imponiren durch ihre großen Verhältnisse. Hohe Stockwerke und wenige, große Fenster waren in Italien immer in Gebrauch gewesen und wurden von den fürstlichen Bauherren in Frankreich und Deutschland übernommen. Vor die weitläufig gegliederten Wände werden überdies die mächtigen Säulen und Pilaster gestellt, welche diesen Façaden so gewaltige Accente geben. Man kann den großen Zug bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts überall verfolgen; man beobachte nur den mächtigen Rhythmus in den Kirchen am Gensdarmen-Markt oder gebe sich der Massenwirkung selbst bei der so wunderlich verschweiften Berliner Bibliothek hin. Wenn diese Seite der Barockkunst nachgeahmt würde, so verhieße uns das nur Ruhe und Einfachheit gegen die verwirrende Buntheit des modischen Altdeutschen.

Ein Zweites wären die Details. Ist beispielsweise als Bekrönung einer Thür oder eines Fensters nur ein correct dreieckiger Giebel gestattet? Hat uns nicht schon unsere Renaissance an das Willkürliche gewöhnt, an gerollte, gebrochene, ja nach außen gekehrte Giebelaufsätze? Dagegen gehe man einmal die Fenster des Schlüter'schen Schlosses durch, um sich zu überzeugen, daß der Meister das Barock nicht derber, sondern schlichter und mäßiger erfindet und mit echt malerischer Unbefangenheit die unverstandenen Architekturbrocken in geschlossene Massen zusammenschließt. Ganz recht, es ist nicht das gewohnte, strenge Gerüst: aber jede Façade ist nun einmal Schein und darf mit den Mitteln des Scheines belebt werden. Wenn nur der Architekt daneben sich für die großen Motive, für colossale Gebälke und Säulen, das scharfe Auge bewahrt, mit welchem Schlüter den gewaltigen Hof unseres Schlosses gezeichnet hat.

Somit verspräche uns das Studium der Barockbauten gerade das, was die deutsche Renaissance allein schwerlich geben kann: große Massen, Ruhe, ja eine bescheidenere Flächenwirkung. Nur müßte erst einmal ein großer Architekt uns den richtigen Ton angegeben haben; so lange ein Stil vorwiegend in den Händen von Speculanten und Maurermeistern liegt, werden ihm nur seine Effecte abgeguckt werden. Und hier ist allerdings ein Bedenken gegen die Perspectiven auf den Ausstellungen nicht zu unterdrücken.

Es ist so bequem, eine reiche, gefällige, wirksame Bauform auf das Papier zu bringen, ohne sich über ihren Werth in der Ausführung strenge Rechenschaft zu geben. Ganz von selbst wird ein gewandter Zeichner zu rein malerischer Willkür verführt. Auf das Material nimmt man vor der Hand wenig Rücksicht; wenn ein Bauherr sich hat anlocken lassen, wird er je nach seinem Geldbeutel Sandstein oder Putz wählen, deren Formenkreis man also nicht mehr unterscheidet. Es kann dahin kommen, daß der verwöhnte Sinn endlich auch am Gebäude die spielenden Motive bevorzugt, welche ihm aus dem Kunstgewerbe und dessen decorativer Willkür geläufig sind. Wir deutschen Phantasten haben wiederholt dazu geneigt, von der Früh-Renaissance bis zum Rococo. Ja der Schaden könnte noch tiefer gehen. Die Versuchung liegt nahe, der Façade zu Liebe den inneren Dispositionen Gewalt anzuthun und unbrauchbare Räume dort einzuschmuggeln, wo das Gleichgewicht des Aeußeren etwas Körperliches verlangt. Kurzum der Aquarellpinsel könnte endlich mehr gelten als die Reißfeder.

Man sieht, die Baukunst muß sich selbst in doppelt strenge Zucht nehmen, wenn sie dieser Gefahren Herr werden will. Aber für die Gesammtheit wäre es doch ein Verlust, wenn sie sich nach dem Rathschlag der Puristen deshalb ganz in ihren eigenen Ring zurückziehen wollte. Je mehr und größer wir bauen, um so breitere Kreise wird die Architektur in ihr Interesse ziehen, um so mehr wird unter den Laien auch die Kunst wachsen, aus Plänen und Zeichnungen das Ganze der Gebäude zu entnehmen. An dem Publikum ist es, den Bemühungen der Baumeister mit Theilnahme entgegenzukommen.

Vom niederdeutschen Literaturgebiete.

Von Paul Schütze.

Wenn Jemand heute mit dem Auge des Literarhistorikers auf die plattdeutsche Literaturbewegung unseres Jahrhunderts blickt, so wird ihm ein Buch als zielzeigend und den neuen Frühling weckend erscheinen müssen: Klaus Groths Quickborn. Das Buch hatte wie einen Zauber zu brechen, wie einen Bann zu lösen, der auf niederdeutscher Sprache und Poesie seit lange, lange lastete. Es hat vollbracht, was es wollte.

Das 17. Jahrhundert gewann den Norden der hochdeutschen Literatursprache. Das Plattdeutsche wich zurück; der Gebildete begann es als vulgär über die Achsel anzusehen. Eine vereinzelte Stimme verkündet wohl noch seinen Ruhm, wie die des alten Professors Lauremberg. Vergebliches Bemühen in einer Zeit der gezierten Phrase, der aufgeputzten Schäferpoesie. Mehr und mehr wird die literarische Verwendung des Plattdeutschen auf das komische und satirische Genre eingeschränkt. Vom Leben und Treiben des Volkes zieht nur die naturalistische Seite an, das Rohe und Gemeine wird einseitig hervorgehoben. Der Bauer ist ein Tölpel, und seine Dummheit muß die Lachmuskeln des Städters reizen. So wird von der niederdeutschen Sprache alle Anmuth abgestreift; das Volk blickt in einen Spiegel, der sein Antlitz verzerrt wiedergibt.

Der plattdeutschen Renaissancebewegung, wie sie mit dem Quickborn (1852) einsetzt, gingen wohl vorbereitende Momente voraus. Aber erst mit seinem Erscheinen verändert sich die Situation. Man läßt die stille, schlichte Gewalt der so lange mißachteten Sprache auf sich wirken und erkennt ihre sinnliche Kraft und die Tiefe und Mannigfaltigkeit der Empfindungen, die sie auszusprechen fähig ist.

Groth ist vor Allem Lyriker. Auch in seine Erzählungen und epischen Dichtungen klingen lyrische Motive und Stimmungen überall hinein. Die echte Lyrik hat ihre Wurzel im Herzen des einzelnen Dichters, aber das Individuelle muß zum Allgemeinen erhoben und abgeklärt erscheinen. So schöpft auch Groth die Töne seiner Lieder aus der eigenen Brust, aber in dem Accord, den sie zusammenstimmend bilden, klingt das ganze Leben und Denken seines Stammes mit. Die plattdeutschen Dichter vor ihm waren zum Volke hinabgestiegen, Groth will es zu sich heraufziehen. Das ist ein Standpunkt, durch welchen er sich auch von Reuter unterscheidet. Reuter steht dem Volke als objectiver Beobachter gegenüber. Das Leben und Treiben seines mecklenburgischen Stammes treu und anschaulich zu schildern, das war die Aufgabe, die er sich gestellt und die er meisterhaft gelöst hat. Er wird für immer den Ruhm haben, der größte plattdeutsche Epiker zu sein. Groth will, was unbewußt und unverstanden in seinem Volke lebendig ist, flüssig machen, Knospen, die unter der Decke der Alltäglichkeit unentfaltet schlummern, zum Blühen bringen. Auch darf, wenn man die beiden Dichter nebeneinander hält, wie das in schnell fertiger Weise alle Augenblicke geschieht, nicht übersehen werden, wie verschieden der Stamm, aus welchem Reuter erwachsen, von dem ist, welchem Groth angehört. In Mecklenburg hat der Bauer Jahrhunderte lang dem Adel als Sclave gedient. In elenden Kathen wohnend, im Schweiße seines Angesichts um das tägliche Brot sich abarbeitend, hat er nie das Hochgefühl eigenen Besitzes empfunden. Anders der ditmarsche Bauer, dem auch nach der Unterwerfung des Landes seine persönliche Freiheit blieb. Konnte jener es im besten Falle nur bis zu einer gewissen idyllischen Behaglichkeit des Lebens und der Anschauungsweise bringen, so hat sich dieser einen entschieden ideellen Zug bewahrt, mit der körperlichen eine geistige Selbständigkeit, die ihn zu tieferer Lebensauffassung, zu höherem Gedankenfluge befähigte. Dazu kam die Wirkung einer eigenartigen Natur, die in der Unendlichkeit des Meeres, der Marsch, der Haide, des Moores den Menschen auf ein Höheres hinwies und zugleich zur Einkehr in sich selbst drängte. Eine Lyrik in den Formen und Klängen

Digitized by Google

des Quickborn wäre in Mecklenburg unmöglich. Mit Ditmarschen, ihrer Heimath, hängt sie in allen Fasern zusammen.

Die vorstehenden Betrachtungen sind durch eine kleine Schrift über „Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung" von Karl Eggers angeregt werden.*) Groth's poetisches Wirken hat nicht selten eine vorurtheilsvolle, ja gehässige Kritik erfahren. Man hat seiner Lyrik vorgeworfen, sie gebe hochdeutsche Empfindungen in plattdeutschem Gewande. Des Dichters eigene Worte, die er in den Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch ausgesprochen, hat man gegen ihn in's Treffen geführt: „Als ich zuerst anfing, plattdeutsch zu produciren, war es mir fast unmöglich plattdeutsch zu denken, allenthalben schlichen sich unbemerkt die Formeln hochdeutscher Construction und Gedankenfolge ein, so daß ich fast verzweifelte, zu meinem Ziele gelangen zu können." Den Einsichtigen wird all das nicht irre machen. Ist doch auch Reuter zuerst hochdeutscher Dichter, und hochdeutsch die Urgestalt seiner „Stromtid". Man hat Groth ferner aus seinem Angriff gegen Reuter's „Läuschen un Rimels" einen schweren Vorwurf gemacht. Ganz mit Unrecht. Er konnte gar nicht anders; denn jenes Reuter'sche Erstlingswerk schob die Karre ebendahin zurück, von wo Groth sie herausgefahren hatte. „Man sollte," meint er, „kein so ernsthaftes Gesicht zu einem spaßhaften Buche machen, das gewiß nicht bös gemeint ist. Ich würde es auch nicht thun, wenn wir nicht am Anfange eines Weges ständen, der offenbar ein betretener Pfad werden wird." Wer konnte ihm damals sagen, daß Reuter einst die „Festungstid" und die „Stromtid" schreiben werde? Die „Läuschen un Rimels" sagten es ihm nicht. Solche Punkte berührt die oben erwähnte Schrift, die auch in Umrißzügen das Leben des Dichters schildert. Vielleicht ist es dem Verfasser dieses Aufsatzes in nicht allzulanger Zeit vergönnt, ein ausgeführteres Bild an ihre Stelle zu setzen.

Den Namen Groth's trägt auch ein Unternehmen an der Spitze, das man in plattdeutschen Landen mit Freude begrüßt hat und welches heute, wo jenseits des Meeres ganze Ortschaften ausschließlich von Niederdeutschen bewohnt werden, vielleicht eine culturelle Mission erfüllen kann: die neue plattdeutsche Bibel, welche der Pastor Johannes Paulsen herausgibt, und von der zunächst „Dat Nie Testament" und „De Psalmen" erschienen sind.**) Klaus Groth hat den Herausgeber mit Rath und That unterstützt. Dieser sagt darüber in der ebenfalls plattdeutsch abgefaßten Vorrede: „He hett, mit groten Fliet un mit hartliche Leev to sin plattdütschen Landslüd, de ganze Arbeit ut den Grunn dörchsehn un gehörig affliept, as dat son Mann versteiht, de in de Sak to Hus is. He hett mi mit Rath und Dath holpen, darum will ik den Mann hier an düsse Stell den hartlichsten Dank utspreken; denn den hett he verdeent. He hett all vör veele Jahrn upmarksam darup makt, dat wi en plattdütsche Bibel hebben mussen un hett mi dardörch den eersten Anstot to de Arbeit geven; un he freut sik nu ganz königlich, dat he in sin oln Dag dat noch sehn dörft, wat he siet veele Jahrn sik wünscht hett." Mehr als tausend Jahre sind darüber hingegangen, seit die evangelische Lehre und Geschichte zuerst in niederdeutscher Sprache dargestellt worden. Norddeutscher Meereshauch weht uns aus der Dichtung an, die ein sächsischer Geistlicher um das Jahr 840 verfaßt hat und die unter dem Namen „Heliand" bekannt ist. Das Werk ist eine selbständig paraphrastische Evangelienharmonie. Plattdeutsche Uebersetzungen der Bibel sind schon vor Luther erschienen. Auch er erkannte die Nothwendigkeit einer solchen für Norddeutschland an. Die auf Luther's Anregung entstandene plattdeutsche Bibelübersetzung von Dr. Johann Bugenhagen bildet die Grundlage der neuen plattdeutschen Bibel. Die Berechtigung einer solchen thut der Herausgeber mit den Worten dar: „Veele plattdütsche Lüd hebbt blot en hochdütsch Christendom, un holt sik den Gott, de blot hochdütsch to se spricht, un to den se man hochdütsch spreken kunndt, sowiet vun Lief, as dat Plattdütsche vun dat Hochdütsche af is. Daher gift dat so veele Christen, de blot en Sünndags-Christendom kennt. Gott bewahr uns darvör in Gnaden un help, dat dat Christendom den Husrock bi uns antreckt un för Plattdütsche ok plattdütsch ward." Die Arbeit verdient im Allgemeinen Zustimmung, wenn auch im Einzelnen spätere Auflagen werden bessern müssen.

Den Reichthum der älteren plattdeutschen Literatur an's Licht zu ziehen, hat sich der Verein für niederdeutsche Sprachforschung zur Aufgabe gestellt. Auch eine Geschichte der gesammten plattdeutschen Literaturentwickelung wird vorbereitet. Einstweilen setzt der Verein seine Thätigkeit im Ediren alter seltener Drucke fort. Den früher in diesem Blatte (Jahrgang 1885, No. 31) besprochenen mittelniederdeutschen Fastnachtspielen ist als zweites Heft ein „niederdeutsches Reimbüchlein", eine Spruchsammlung des 16. Jahrhunderts, gefolgt: „Eyn schön rimbökelin, worinne vele lüstige, nütte vnd künstige spröke voruatet, welckere gantz körtwilich vnd lefflick tho lesen synt, dörch einen guden fründt, vth dem Reineken Vosse vnd anderen Böken tohope gelesen."*) Von der Zeit an, wo die berühmten Merseburger Zaubersprüche niedergeschrieben worden sind, hat die Spruchpoesie unser Volk durch die Jahrhunderte begleitet. Nie aber macht sich die Freude am Spruch mehr geltend, als im 16. Jahrhundert. Hier ragt er überall in's alltägliche wie in's festtägliche Leben hinein. Jedes Geräth trug seinen Spruch, jeder Krug, jeder Teller. Glocken- und Geschützinschriften bekunden seine Beliebtheit. Sehr begünstigt ward er durch die Holzschnittkunst, die damals in Blüthe stand. Das 17. Jahrhundert zeigt sich ihm weit weniger geneigt. Die eindringende Fremdländerei verscheuchte die gute alte deutsche Sitte. Auch die Wandlungen des Baustils waren nicht ohne Einfluß auf sein allmähliches Verschwinden. Aber überall, wohin die Neuerungen der Cultur nicht drangen, behauptete er sich. Und heute, mit der Wiederaufnahme des altdeutschen Stils, ist der Spruch zu neuem Leben auferstanden. Plattdeutsches Gebiet ist an Sprüchen stets besonders reich gewesen. Das Reimbüchlein bietet eine staunenswerthe Mannigfaltigkeit des Inhalts. Alle Fehler und Schwächen des Menschen werden aufgedeckt, scharf beleuchtet und ein warnendes „Hüte dich!" ausgesprochen. Schlecht kommt namentlich die Frau fort. Galanterie gegen das schöne Geschlecht kennt diese Zeit nicht, die sich einen eigenen Heiligen, den St. Grobian, geschaffen hat. Einmal wird die Unbeständigkeit der Frauenliebe mit der Warnung vor Herrenhuld und Spielerglück verbunden:

„Herenhulde un Aprillenweder,
Frouwenleve un Rosenbleder,
Der Wörpel un dat Kartenspil
Verwandeln sick offte, wol dat weten will."

Gern hält der Spruch Sonst und Jetzt, die gute alte Zeit und die Uebelstände der Gegenwart nebeneinander. Ueber die unmäßigen „Kösten" (Hochzeiten) wird gescholten, über das Tanzen, das der Teufel erfunden habe, über das Reisefieber, über das Unsinnige der Jagd. Streiflichter fallen auf die socialen Verhältnisse. Die Geistlichen werden arg mitgenommen: viele verstünden Gottes Wort so zu predigen, wie der Esel die Orgel zu spielen. Gegen den Papst wird energisch Front gemacht: sein Bann habe nicht mehr Werth als eine alte Hose, die doch noch immer von Narren geküßt werde. Auch die Extravaganzen der Adligen werden getadelt, denen Weiber, Spiel und Jagd das Leben ausfüllen. Originell wird der Landsknecht charakterisirt:

„Ein Landsknecht un ein Beckerschwyn,
De möten alle tydt vull syn,
Den se könen de tydt nicht uthreken,
Wen man se wert dodt steken."

Auf ein anderes Gebiet der Spruchpoesie führen die Neujahrsreime und Liebesgrüße. Der Charakter der Sammlung ist ein zugleich conservativer und polemischer. Auch an die Vergänglichkeit alles Irdischen wird erinnert. Aber dieser

*) Deutsche Zeit- und Streitfragen. Heft 215. Berlin 1885.

**) Kropp. Verlag vun de Bokhandlung „Eben-Ezer". 1885.

*) Herausgegeben von W. Seelmann. Norden und Leipzig, Diedr. Soltau's Verlag, 1885.

Digitized by Google

Gedanke weicht doch der Freude am Leben, die zum Ausdruck kommt, wenn das Reimbüchlein fragt:

„Wat ys beter yn dysser Weldt,
Als ein yung Frouw, ein gesunden Lyff un redt Geldt."

Die hochdeutsche Dichtung des 17. Jahrhunderts hat doch das Plattdeutsche nicht ganz von sich gewiesen. Im Drama erscheint es, als Clown gewissermaßen, in den Zwischenspielen, welche die ernste Handlung possenhaft unterbrechen. Der holsteinische Pastor und Kirchenliederdichter Johann Rist hat so in seine hochdeutschen Schauspiele niederdeutsche Interscenien eingefügt. Ihren Hintergrund bildet die verworrene Zeit des dreißigjährigen Krieges. Bauern und Soldaten treten auf. Kräftige Lebensbilder entwickeln sich. Anders kommt das Plattdeutsche zur Geltung in seiner „Depositio Cornuti, Das ist: Lust- oder Freuden-Spiel, Welches bey Annehmung und Bestättigung eines Jungen Gesellen, der die Edle Kunst der Buchdruckerei redlich hat außgelernet, ohne einige Aergernisse kan fürgestellet werden." K. Th. Gaedertz hat den 1655 in dem berühmten Stern'schen Verlage zu Lüneburg erschienenen kleinen Schwank neu herausgegeben*). Die auf den Universitäten damals übliche Sitte des Deponirens ist hier von den Buchdruckern übernommen. Sie bestand darin, daß dem jungen von der Schule kommenden Studenten oder dem zum Gesellen zu weihenden Lehrling eine Ochsenhaut mit Hörnern übergeworfen und diese dann abgesägt wurden: ein Symbol für den neuen, von allen früheren Mängeln und Auswüchsen befreiten Menschen. Die interessanteste Person des kleinen Stückes ist der Knecht, der plattdeutsch spricht und mit seinen derben Ausdrücken ganz die Rolle des Hanswurst vertritt.

Wenden wir uns der neueren plattdeutschen Literatur zu, so finden wir auch da rege Thätigkeit Als plattdeutscher Romandichter ist namentlich Heinrich Burmester, der Verfasser von „Harten Leina", zu nennen. Sein neuestes Werk ist: „Hans Höltig. 'ne Geschicht ut plattdütschen Lann'".**) Hans Höltig ist seit sieben Jahren Großknecht beim Bauer Knaak in Rählstörp. Er ist ein braver, fleißiger, zuverlässiger Mensch; aber er erhebt die Augen zur Tochter seines Herrn, und das duldet der Stolz des Großbauern nicht. Ihm wird der Dienst gekündigt. Hans Höltig nimmt Abschied von Anna Knaak. Sie wollen sich treu bleiben und der Zukunft ihr Hoffen anvertrauen. Hans findet Arbeit beim Lienbuscher Förster. Anna soll einen Anderen heirathen, aber sie weigert sich. Beide sehen nichts von einander. Nur einmal auf dem Markt in Kastahn trifft er unerwartet auf sie; er sagt nur: „Anna"! „Se äwers wenn sik aff un kunn de Thranen nich trügg hollen". — Am Tage vor Neujahr fährt Bauer Knaak mit Korn nach Ramborg. Aber er kommt zurück als ein stiller Mann. Abends auf einsamer Landstraße hat ein Mann den Nichtsahnenden überfallen und erschlagen. Nur einer ist Zeuge der Mordthat: Karl Wittfaut, der junge Musikant, der in Rählstörp seine Eltern besuchen will. Er hört plötzlich Hülferufe, eilt hinzu und sieht gerade noch einen Menschen seitwärts durch den Knick entfliehen. Bauer Knaak aber hat schon seinen letzten Seufzer gethan. Der Thatbestand wird vom Gerichte aufgenommen. Karl Wittfaut hat den Mörder nicht erkannt. Nur ein Beweisstück findet sich: das Beil, mit dem die That vollbracht worden. Und dies Beil — gehört Hans Höltig. Er wird verhaftet und zum Tode verurtheilt; als seine alte Mutter das hört, rührt sie der Schlag. Doch der Vertheidiger legt Revision ein und diesmal wird Hans freigesprochen. Aber der Verdacht des Mordes bleibt auf ihm haften. Nirgend findet er Arbeit. Dazu hat Anna Knaak endlich ihrer Mutter nachgegeben und ihren Vetter geheirathet; kann sie doch nicht auf den Mörder ihres Vaters warten. Doch Hans nimmt den Kampf mit dem Schicksal auf. Durch Vermittelung seines früheren Anwaltes erhält er auch endlich wieder Arbeit. Er wird Schachtmeister und geht als solcher mit seinem Herrn nach Mecklenburg. Währenddem lebt Anna traurige Tage an der Seite eines ungeliebten Mannes dahin. Ihr einziges Kind wird ihr wieder entrissen. Ihr Mann fängt das Trinken an und stirbt endlich im Delirium. Anna ist Wittwe. Wohl denkt sie noch an Hans Höltig, aber vor dem als Mörder Verdächtigen schrickt sie zurück. Doch Hans ist unschuldig, und seine Unschuld kommt jetzt an den Tag: der Haidkäther Wölker berichtet auf dem Todtenbette, daß er die That vollbracht. Als Hans Kunde von all dem erhält, da hält es ihn nicht länger in der Fremde. Er kehrt heim, nach allem Unglück ein gefesteter Mensch, und Anna wird seine Frau. — Es ist frisches, schönes Leben in der Erzählung. Die Seele des Volkes und sein ureigenstes Wesen liegt offen vor dem Dichter da, und dasselbe in allen seinen Erscheinungen, in Freud und Leid, in derbem, drastischem Humor und in schlichter, traulicher Herzlichkeit zum Ausdruck zu bringen, findet er immer den geeigneten Weg.

Von Reuter hat Burmester viel gelernt. Einen prächtigen Missingsch-Sprecher bietet der Roman in der Gestalt des Schneiders Wittfaut, der sich etwa so ausläßt: „Das is mit die Hos' grad so as mit jede andere Sache, hat sie es mit ihren richtigen Ackie, dann hat sie es auch mit ihren Aweck, als die Franzosen sagen. Hat sie es nn mit ihren Aweck, dann is sie in der Richtigkeit bewandt und in der Bewandtnis richtig." Neben die bäurische Welt stellt der Dichter die Welt der Cultur. Viel hat er nicht im Sinn mit ihr. Besonders die Vertreter des Rechts kommen schlecht weg. Zu humoristischer Schilderung geben ihm die vorsündfluthlichen Verhältnisse in Mecklenburg Veranlassung. Sprache und Stil sind echt volksthümlich. Auch der Volksaberglauben spielt glücklich hinein.

Neben Reuter und Groth darf sich als der bedeutendste plattdeutsche Dichter der verstorbene John Brinckman, der Verfasser des „Kasper-Ohm un ick", stellen. Aus seinem Nachlaß sind drei Erzählungen veröffentlicht: „Höger up. Mottje Spinkus un de Pelz. De Generalreder".*) „Höger up" möchte man einen plattdeutschen „Taugenichts" nennen. Ein Zeichner müßte sich finden, der ihn illustrirte. Wie ein Findelknabe auf gut Glück in die Welt hinauszieht und mit dem Grundsatz „Höger up!" (Höher hinauf!) es schließlich bis zum Junker von Voß bringt, zu dem er von Dörchleuchtens eigener Hand geschlagen wird, das ist mit einer herrlichen Laune erzählt. Zwischen Märchen und Wirklichkeit schwebt die Geschichte fortwährend hin und her. „Mottje Spinkus" ist eine vielleicht zu sehr carikirende Judengeschichte, die auf wahrer Begebenheit beruhen soll. Den Preis verdient die letzte Erzählung „De Generalreder". Ein alter Capitän erzählt hier seinem Sohne, der eben mit einem neuen stolzen Schiffe in See gehen will, seine Geschichte. Mit Gott, seinem „Generalreder", ist er überall sicher durch Sturm und Wetter gefahren, und wunderbar hat seine Hand über ihm gewaltet. Brinckman hat noch mehr wie Reuter Aehnlichkeit mit Dickens. Die Kunst der Charakterzeichnung versteht er vortrefflich, und der ganze Sprach- und Bilderschatz des Volkes steht ihm dabei zu Gebote.

*) Gebrüder Stern und Ristens Depositionspiel. Lüneburg, Verlag der von Stern'schen Buchdruckerei, 1886.

**) Berlin, Eduard Rentzel.

*) Rostock, Wilhelm Werther's Verlag.

Cavour's Briefe.

Von Carl von Thaler.

(Schluß.)

Massimo d'Azeglio machte sich sofort an die Arbeit und verfaßte eine Denkschrift. Cavour verwarf sie als zu lang und pathetisch und schrieb nun selbst das berühmte Memorandum, das am 21. Januar als Privatbrief an den Grafen Walewski abging. Er forderte in demselben eine Aenderung des Systems im österreichischen Italien, den Rückzug der österreichischen Besatzungen aus den Legationen und der Romagna, die Loslösung der beiden Provinzen vom Kirchenstaate

Digitized by Google

oder wenigstens eine weltliche Regierung für dieselben und einen gemeinsamen Schritt der Mächte bei dem Könige von Neapel, damit dieser „nicht länger das civilisirte Europa durch ein, allen Grundsätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit hohnsprechendes Betragen ärgere." Cavour setzte auf den Erfolg seines Memorandums keine großen Hoffnungen. Der Friedensschluß zwischen den Westmächten und Rußland kam ihm sehr ungelegen und er mißt die Schuld, daß der Krieg nicht fortgedauert, in einem Briefe an Lamarmora der „schlauen Gevatterin Oesterreich" bei. Er ist so herabgestimmt, daß er sich, falls die Legationen und die Romagna zwischen Toscana und Modena getheilt werden sollten, für Piemont mit Piacenza, Massa und Carrara begnügen will. „Suche den Kaiser zu sehen," schreibt er an Lamarmora, „und ihn auf die italienische Frage zu bringen. Thu' dergleichen, als hättest du meinen Brief an Walewski nicht gelesen, und hole ihn über die Punkte aus, die ich darin behandelt habe. . . . . Wir können und dürfen den Verdruß nicht verhehlen, den uns der rasche Friedensschluß verursacht, aber wir müssen Alles anwenden, was wie ein directer oder indirecter Tadel seiner Haltung ausgelegt werden könnte." Zwei Tage später schärft er dem Freunde nochmals Vorsicht ein mit den Worten: „Unter den gegenwärtigen Umständen können wir wenig hoffen, und dieses Wenige können wir von dem Kaiser allein hoffen."

Mitte Februar 1856 reiste Cavour von Turin ab, um als Bevollmächtigter Sardiniens am Pariser Congresse theilzunehmen. Um auf Napoleon III. einzuwirken, warb er eine schöne Gräfin — deren Namen Chiala bei der Veröffentlichung der Briefe unterdrückt hat — und den Leibarzt Dr. Conneau an. In seinen Briefen an Graf Arese, an den Minister Cibrario, an Lamarmora schwankt er beständig zwischen Furcht und Hoffnung. Er jammert, daß es ihm in den ersten zwei Monaten nicht gelingen will, die italienische Frage im Congresse zur Sprache zu bringen. Er spricht von dem „Friedenswahnsinn", der in Paris alle Welt beherrsche, und beklagt den Einfluß Eugeniens. „Der Teufel hat es gewollt," schreibt er dem Grafen Arese, „daß die Kaiserin für das Kind, das sie gebären wird, den Papst zum Taufpathen haben will." Aehnlich heißt es in einem Briefe an Cibrario: „Die Manie, den Papst zu versöhnen, ihn zum Gevatter zu haben, hat Alles verdorben." Die deutschen Bevollmächtigten findet Cavour sehr liebenswürdig und schildert sie Cibrario mit den Worten: „Baron Manteuffel, obwohl sehr zurückhaltend von Natur, bezeigt uns bei jeder Gelegenheit seine Achtung und Freundschaft. Sein College Graf Hatzfeldt geht noch weiter und spricht von der Gleichheit der Lage unserer Länder, von den Ursachen zu Beschwerden, die Oesterreich dem einen wie dem andern gibt; — und zwar in einer Weise, die man als wirkliches Entgegenkommen betrachten kann." Ueber die österreichischen Vertreter schreibt er an Paleocapa: „Der wilde Hübner ist von einer Höflichkeit ohne Gleichen, ich traue übrigens diesen Ex-Büreaukraten nicht recht. Aber ich glaube, daß Buol wirklich von versöhnlichen Gesinnungen beseelt ist." In der That schüttelten sich in der letzten Sitzung des Congresses Cavour und Buol die Hände, und der österreichische Diplomat verabschiedete sich von dem italienischen mit den Worten: „Ich hoffe, daß wir auch auf politischem Gebiete nicht immer Feinde bleiben werden."

Cavour hatte in Paris die größten Anstrengungen gemacht, um irgend etwas für Italien zu erlangen, und einen Plan nach dem anderen vorgeschlagen, aber trotz der entschiedenen Sympathien Englands nichts erreicht. In einem Brief an Lamarmora gibt er selbst zu, daß der Congreß für Italien kein positives Ergebniß geliefert habe, aber er tröstet sich damit, er sei doch nicht unfruchtbar geblieben. „Es ist hochbedeutsam," schreibt er, „daß England und Frankreich ausdrücklich und öffentlich anerkannt haben, die Lage Italiens sei so schlecht als möglich und das Interesse Europas verlange ihre Besserung, aber dies Ziel könne nur durch die Vergrößerung Piemonts erreicht werden." In der Abschiedsaudienz sagte ihm Napoleon III., die einzige vernünftige Lösung der italienischen Frage sei die Räumung der Lombardei und Venetiens von Seite Oesterreichs. Die Hoffnung, daß Frankreich Oesterreich den Krieg erklären werde, half Cavour über das schwere Jahr 1857 hinaus, in welchem die diplomatischen Häkeleien mit Oesterreich, der harte Wahlkampf in Piemont, der Putsch von Sapri und der mazzinistische Aufstand in Genua die Zuversicht Cavours zu erschüttern drohten. „Die Politik macht mir große Sorgen"; schreibt er an de la Rive, „von England verlassen, vor uns das feindliche Oesterreich, zum Kampfe gegen Rom und die anderen italienischen Fürsten gezwungen; — Sie begreifen, wie schwierig unsere Lage ist".

Das Attentat Orsinis schien geeignet, Sardinien seinen einzigen Beschützer zu entfremden. Napoleon III. ließ den General Morozzo della Rocca, den Victor Emanuel als Glückwunschboten nach Paris geschickt, sehr hart an und erklärte, wenn die sardinische Regierung nicht eine andere, conservativere Bahn einschlüge, so werde er jede Unterstützung der italienischen Einheitsideen aufgeben und sich mit Oesterreich verbünden. Darauf gab Victor Emanuel eine wahrhaft königliche Antwort, welche bis zum Jahre 1883 ein Geheimniß blieb und erst durch Chiala's Buch in die Oeffentlichkeit drang. Er schrieb dem General: „Sagen Sie dem Kaiser, daß man einen treuen Verbündeten nicht so behandelt, daß ich niemals von irgend Jemandem Gewalt geduldet habe, daß ich allezeit den Weg der unbefleckten Ehre wandle und für diese Ehre nur Gott und meinem Volke verantwortlich bin, daß wir seit achthundertfunfzig Jahren den Kopf hoch tragen und daß mich Niemand zwingen wird, ihn zu beugen; — und daß ich mit alledem nichts Anderes wünsche, als sein Freund zu sein."

Bald darauf erfolgte die berühmte Zusammenkunft in Plombières (21. Juli 1858.) In einem drei Tage später aus Baden-Baden datirten Briefe an Lamarmora enthüllt Cavour das Geheimniß jener weltgeschichtlichen Begegnung. Der Krieg gegen Oesterreich ist beschlossen, die Abtretung Savoyens abgemacht, jene Nizza's noch zweifelhaft. Cavour glaubt an die Hilfe Rußlands und schwelgt in den ausschweifendsten Hoffnungen. „In längstens zwei Jahren", ruft er dem Freunde zu, „wirst Du an der Spitze unserer siegreichen Truppen in Wien einziehen!" Er trifft den Herbst und Winter hindurch alle Vorbereitungen, um Mittelitalien zu revolutioniren. Am 24. December schreibt er an La Farina: „Denken Sie daran, Ihre Kräfte dort zu vereinigen, wo der Tanz beginnen wird." Garibaldi wird aufgefordert, sich bereit zu halten, die sardinische Armee in aller Stille verstärkt, der Krieg gegen Oesterreich mehr oder minder offen verkündet. Am 30. December beglückwünscht Cavour den sardinischen Gesandten in Paris, Marchese Villamarina, zum Neuen Jahre mit den Worten: „Möge es die Anstrengungen unseres Königs und unseres Landes zur Begründung eines großen, unabhängigen, glücklichen Italiens krönen; wie wir es in den Hoffnungen unserer Jugend geträumt haben. Ist das große Werk vollendet, so können wir ruhen". Am 18. Januar 1859 wird der Allianzvertrag zwischen Frankreich und Piemont unterzeichnet und am 21. schrieb Cavour an Jocteau, den sardinischen Gesandten in Bern: „Wir haben Oesterreich in einen Engpaß gedrängt, aus dem es nur herauskommt, wenn es schießt . . . Wir dürfen nicht zeigen, daß wir den Krieg wünschen, aber wir müssen ihn als eine unausweichliche Folge der österreichischen Politik hinstellen." Die Lombardei und Mittelitalien wurden auf jede Weise nnterwühlt; — aber Oesterreich wollte nicht angreifen. Der englische Vorschlag einer gleichzeitigen Abrüstung Oesterreichs und Sardiniens, welcher den Krieg verhindern konnte, versetzte Cavour in die äußerste Wuth. „Wir werden nicht entwaffnen", sagt er in einem Briefe an den Prinzen Napoleon vom 15. April. „Besser besiegt mit den Waffen in der Hand fallen, als in der Anarchie zu Grunde gehen oder die öffentliche Ruhe mit den Gewaltmitteln des Königs von Neapel aufrecht halten müssen. Heute haben wir eine moralische Kraft, die eine Armee aufwiegt; wenn wir sie verlieren, ist sie unwiederbringlich dahin!"

Am 23. April traf in Turin das österreichische Ultimatum ein; der Krieg war da. Während desselben leitete Cavour

Digitized by Google

provisorisch das Kriegsministerium und schrieb den Generalen im Felde, die darüber nicht wenig erstaunten, im Tone eines Vorgesetzten. Er tadelt ihre Berichte und den Stil ihrer Bulletins. Die Aeußerung Napoleons III., daß die Italiener selbst etwas mehr für ihre Unabhängigkeit thun müßten, bringt ihn in hellen Zorn. „Das ist ungerecht und unbegründet", schreibt er am 27. Juni an Vigliani, — „aber man muß es berücksichtigen .... Die Anwerbung von Freiwilligen muß ohne Säumen fortgesetzt werden." Der Waffenstillstand von Villafranca traf Cavour wie ein Wetterschlag. Tiefgebeugt schied er aus dem Amte; „Ihr Kaiser hat mich entehrt, ja wohl, entehrt!" sagte er zu Pietri. Am 16. Juli schildert er in einem Briefe an Lamarmora sein Wiedersehen mit Napoleon III. in Turin. „Ich mußte ihn mit meinen Collegen auf dem Bahnhofe erwarten. Er hat mir die Hand gedrückt, aber kein Wort gesprochen ... Am Abend ließ er mich rufen. Er wolle nicht, daß wir als Feinde scheiden, sagte er mir. Es sei nicht richtig, daß er mich (in Valeggio) nicht habe empfangen wollen. Er habe nur zu vermeiden gewünscht, mit mir über die Friedensbedingungen zu streiten." In demselben Briefe steht die bezeichnende Aeußerung: „Man kennt in Europa nur drei piemontesische Namen: d'Azeglio, Dich und mich."

In einem Brief vom 24. Juli rechtfertigt er seinen Rücktritt mit den Worten: „Es gibt Augenblicke, in denen ein Staatsmann sich nicht genug in den Vordergrund stellen kann; es gibt andere, in welchen es der Vortheil der Sache, der er dient, gebieterisch erheischt, daß er sich in den Schatten zurückziehe. Das Letztere ist es, was die gegenwärtige Lage von mir verlangt." Wie schwer ihm der Entschluß geworden, zeigt der Stoßseufzer in einem Schreiben an Nigra: „Dieser verfluchte Friede von Villafranca hat mich aus der Diplomatie verbannt." Das Exil dauerte nicht lange; als in Paris Walewski durch Thouvenel ersetzt ward und Napoleon III. Italien wieder ein gnädiges Lächeln zeigte, stieg Cavours Stern abermals in vollem Glanze empor. Am 20. Januar 1860 stand er wieder an der Spitze der Regierung, und sein Programm, das er selbst in zwei Zeilen umschrieb, lautete kurz und bündig: „In der inneren Politik liberal-conservativ, in der auswärtigen italienisch im Superlativ und bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit." Die Vertreibung der Bourbonen aus Neapel lag noch außerhalb seines Horizontes; desto eifriger bahnte er die Annexion Mittelitaliens an, und um Napoleon III. zu gewinnen, verschmähte er selbst die Schmeichelei nicht. Am 26. Januar richtet er einen langen Brief an den Prinzen Napoleon, in dem es heißt: „Der politische Feldzug, welcher dem Frieden von Villafranca folgte, war für den Kaiser ebenso ruhmvoll und für Italien vortheilhafter als der vorausgegangene militärische. Die Haltung des Kaisers gegen Rom, die Antwort, die er dem Erzbischof von Bordeaux ertheilte, seine unsterbliche Broschüre*), sein Brief an den Papst; — sie begründen in meinen Augen größere Ansprüche an die Dankbarkeit der Italiener als die Siege von Magenta und Solferino."

Im Februar geht ein Brief um den anderen an den Grafen Arese ab, der als Unterhändler nach Paris geschickt worden war. — Sie alle sind für Napoleon III. berechnet, dem die ewige Dankbarkeit, die stete Unterstützung Italiens als Köder vorgehalten wird. „Wir können Mittelitalien nicht zwingen," sagt Cavour in einem derselben, „eine den Volkswünschen entgegengesetzte Lösung anzunehmen ... Der Kaiser kann von uns keinen Selbstmord verlangen. Wenn wir zu Grunde gehen müssen, so wollen wir mit Ehren durch die Hand unserer Feinde fallen ... Für die Völker wie für den Einzelnen gibt es Umstände, unter denen die Stimme der Ehre lauter sprechen muß als die der Klugheit." Kaum ist Mittelitalien verspeist, so richten sich Cavours Blicke auf Neapel. Schon am 30. März erkundigt er sich bei dem dortigen sardinischen Gesandten, Marchese Villamarina, sehr eifrig um die Parteiverhältnisse des Königreichs beider Sicilien und um die Aussichten einer annexionistischen Bewegung. Um die Expedition Garibaldi's hat Cavour nicht nur gewußt, sondern sie heimlich wirksam unterstützt, obwohl er vor den fremden Diplomaten, ja vor den eigenen Behörden den Nationalhelden verleugnete und überallhin, wo dieser nicht landen wollte, den Befehl telegraphiren ließ, die Freischärler festzunehmen. Dem Schiffscapitän d'Aste aber, welcher die sardinische Escadre an der sicilianischen Küste befehligte, gab er die Weisung, sich nicht in die Landung „der zwei ungesetzlich abgegangenen Schiffe" zu mischen. In einem Brief an Ricasoli vom 16. Mai meint er: „Daß Garibaldi mit dem König von Neapel Krieg führt, kann man nicht verhindern. Vielleicht ist es gut, vielleicht schlimm; unvermeidlich war es jedenfalls .... Wir können ihn nicht offen unterstützen, aber noch weniger den Anstrengungen Einzelner zu seinen Gunsten entgegentreten." Am 23. Mai beschwört Cavour Ricasoli, nur ja den Schein zu retten und einen Einfall von Toscana in den Kirchenstaat zu verhüten; aber er ist schon vollständig auf Garibaldi's Seite und nur noch bemüht, die Bildung einer süditalienischen Republik zu verhindern. Am 19. Juni schreibt er an La Farina: „Es wäre ein großes Glück, wenn Garibaldi nach Calabrien übersetzte." Am 27. Juni an Ricasoli: „Weht die italienische Fahne einmal in Tarent, dann ist Italien gemacht, die weltliche Herrschaft des Papstes todt und die Anwesenheit der Oesterreicher in Venedig unmöglich." Am 29. Juni telegraphirt er an Villamarina: „Richten Sie Ihre Haltung danach ein, um eine Verständigung des Königs (Franz II.) mit der nationalen Partei unmöglich zu machen. Italien soll nicht glauben, daß wir aus Gefälligkeit oder Schwäche bereit sind, mit dem Könige von Neapel zu fraternisiren."

Durch Wochen arbeitete Cavour daran, in Neapel selbst einen Aufstand hervorzurufen, damit der junge König nicht durch Garibaldi vertrieben würde und des Letzteren Ruhm und Einfluß nicht zu hoch stiege. Er schickt Persano nach Neapel und erklärt ihm am 20. Juli, der Admiral müsse zur Verwirklichung des Planes mithelfen, „das nationale Princip ohne Hilfe Garibaldi's triumphiren zu lassen." Als Hauptpersonen der Komödie bezeichnet Cavour den Minister Liborio Romano und den General Nunziante mit dem charakteristischen Zusatze: „Ich glaube, daß wir auf Beide zählen können; auf den Minister, weil er ein alter Freiheitsmann, erprobt und rechtschaffen ist; auf den General, weil wir ihn so in der Hand haben, daß wir ihn im Nothfall henken lassen können."

Als die Revolution in Neapel nicht ausbrechen wollte, besorgte Cavour jene in Umbrien und den Marken. Sie flammte an dem Tage auf, den der Minister in dem Briefe an Persano vom 31. August vorher bestimmt, und sie führte, wie er ebenfalls früher angeordnet, zum Einmarsche Cialdini's und zur Schlacht von Castelfidardo. Der „tolle Streich", — so nennt Cavour selbst in einem Briefe vom 12. September das Unternehmen, schien ihm das einzige Mittel, mit Ehren aus allen Schwierigkeiten hervorzugehen. Napoleon III. wußte übrigens um den Plan und hatte ihn gebilligt; stellte sich aber sehr erzürnt, so daß Cavour dem Cavaliere Nigra den Auftrag ertheilt, Paris zu verlassen. „Rechtfertigen Sie unsere Haltung nicht mit spitzfindigen Beweisgründen," schreibt er ihm. „Uns entschuldigt die Nothwendigkeit, denn wir mußten so handeln, um die Sache Italiens vor der Revolution zu retten ... Garibaldi glaubt eine göttliche Sendung zu haben und bildet sich jetzt ein, mit den Männern der Revolution gehen zu müssen. Wir sind entschlossen, dies nicht zu dulden." Am 30. September berichtet er dem Marchese Pepoli: „Die Garibalditis ist in der Besserung begriffen." Wie gegen alle republikanischen Gelüste, macht er auch Front gegen den Vorschlag, dem König außerordentliche Vollmachten zu übertragen. „Ich habe kein Vertrauen zu den Dictaturen," schreibt er der Gräfin Circourt, „am wenigsten zu den bürgerlichen. Ich glaube, man kann mit einem Parlament Vieles vollbringen, was der absoluten Gewalt unmöglich ist ... Ich habe mich nie so schwach gefühlt, als wenn die Kammern geschlossen waren. Uebrigens kann ich meinen Ursprung nicht vergessen, die Grundsätze meines ganzen Lebens nicht verleugnen. Ich bin ein Sohn der Freiheit; ihr danke ich Alles, was ich bin."

*) „Le Pape et le Congrès".

Digitized by Google

In diesem Geiste strebte Cavour nach der Lösung des Gegensatzes, der einen Augenblick Italien in zwei Lager zu trennen drohte. Er beredete den König zu der Begegnung mit Garibaldi, er schärfte Farini eine gute Behandlung der garibaldinischen Offiziere ein und zankte deshalb mit dem Kriegsminister Fanti. Als dieser von den Forderungen der regulären Armee spricht, entgegnet ihm Cavour scharf: „Wir sind hier nicht in Spanien; bei uns gehorcht die Armee!“ Die Stimmung des Auslandes über die Annexion Neapels schilderte er in einem Briefe an den König vom 10. October wie folgt: „England stimmt zu. Der Kaiser (Napoleon III.) brummt ein wenig mit uns und viel mit dem Papst. Spanien protestirt, sagt aber, es geschehe nur zur Beruhigung seines Gewissens. Der einzige Punkt des politischen Horizonts, wo sich drohende Wolken ansammeln könnten, ist Warschau.“ Dort hatte eben die Begegnung zwischen dem Czar Alexander II., dem Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und dem Prinzregenten von Preußen stattgefunden, und diese verursachte ihm einige Besorgniß. Ueber die Weigerung Napoleons, die französischen Schiffe von Gaëta abzurufen, war Cavour so ärgerlich, daß er am 3. December an Farini schrieb: „Ich diene dem Lande nicht, um den Fürsten zu gefallen, deshalb kümmere ich mich nicht um den Verdruß des Kaisers. An dem Tage, an welchem ich mich mit Ehren zurückziehen kann, werde ich mit größerem Vergnügen von den Geschäften scheiden als er über meinen Rücktritt empfinden wird.“

In den letzten Monaten seines Lebens beschäftigte sich Cavour fast ausschließlich mit der römischen Frage. Er wollte einen Ausgleich mit dem Papst, ließ durch Pater Passaglia mit dem Vatikan unterhandeln und schrieb eine große Anzahl Briefe an den Doctor Pantaleoni, seinen Vertrauensmann in Rom. Auch dem Prinzen Napoleon und dem Geschäftsträger Vimercati schreibt er wiederholt und ausführlich über die Verständigung mit dem Papst. Die französischen Truppen sollten Rom räumen und Italien sich verpflichten, das päpstliche Gebiet gegen jeden Angriff zu schützen, sowie einen Theil der öffentlichen Schuld des ehemaligen Kirchenstaates übernehmen, dem Papst aber das Recht eingeräumt werden, ein Heer von zehntausend fremden Söldnern zu halten. Am 29. April 1861 theilt Cavour dem Grafen Vimercati mit, er hätte eine lange Unterredung mit Garibaldi gehabt und diesem das Versprechen abgenommen, die Politik der Regierung nicht zu durchkreuzen und weder gegen Oesterreich noch gegen Frankreich etwas zu wagen. Am 29. Mai schrieb er seinen letzten Brief. Er ist an Doctor Pantaleoni gerichtet und handelt von den Umtrieben der bourbonistischen Partei in den Abruzzen und der Sabina — dem beginnenden Brigantaggio. Am 6. Juni stand das Herz still, welches allezeit nur für Italien geschlagen.

Cavour's Briefwechsel ist eine Fundgrube für Jeden, der die italienische Politik von 1848—1861 studiren will. Wir sehen durch denselben wie durch ein Fenster in die geheimen Irrgänge, welche ihr Leiter wandeln mußte, und wir lernen ihn als Staatsmann wie als Menschen auf das genaueste kennen. Die Briefe sind zur größeren Hälfte französisch, zur kleineren italienisch geschrieben; beider Sprachen zeigt sich Cavour nur in bescheidenem Grade mächtig. Angelo Brofferio hatte einst von ihm gesagt: „Von literarischer Bildung besaß er keine Spur; den Künsten stand er fremd gegenüber; von Philosophie verstand er nichts; kein Strahl der Poesie erhellte seine Seele und gelernt hatte er äußerst wenig.“ Das Urtheil, obwohl das eines heftigen Gegners, ist nicht allzuweit von der Wahrheit entfernt; aber es scheint, daß man all der schönen Kenntnisse, die Cavour fehlten, durchaus nicht bedarf, um ein großer Staatsmann zu werden, sein Vaterland zu Macht und Blüthe emporzuheben und die Unsterblichkeit zu erringen.

Feuilleton.

Zehn Jahre verlobt.

Von Enrico Castelnuovo.

Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns.

(Schluß.)

Wir kamen endlich zu Haus an. Onkel Ambros sprach mit Wärme von seinem Mastsystem, Valentin war schweigsam, und ich dachte daran, daß Friedrich nun bereits von der Jagd heimgekehrt sei und der Augenblick herannahe, in welchem ich ihm meinen Verlobten vorstellen mußte.

Allein Friedrich war noch nicht da.

„Er sagte ja, daß er erst spät heimkommen werde, —“ meinte Tante Fausta.

Sie war ruhig, allein wo wäre die Mutter, die nicht schnell mitfühlte, wenn man sich um ihr Kind ängstigt. Bald bemerkte sie meine Unruhe in Betreff Friedrichs, ohne vielleicht den Grund derselben zu ahnen, — schon nach wenigen Minuten rief sie mich unter einem Vorwande in ihre Kammer: „Um des Himmels willen, Katharina, was hast Du? Du verbirgst mir etwas!“

„Nein, nein —“

„Hast Du Friedrich heute Morgen gesehen?“

„Nein, Du weißt ja, daß er bereits bei Tagesgrauen mit dem Hunde fort ist.“

„Ja, ja. Aber gestern? Ihr gingt gestern miteinander spazieren, — was hat er Dir gestern gesagt?“

Einen Augenblick noch zögerte ich, dann aber faßte ich Muth und erzählte der Tante unsere ganze Unterredung vom vergangenen Abend.

Der erste Eindruck, den meine Mittheilung bei ihr hervorbrachte, überraschte mich etwas. „O, der Unglückliche!“ rief sie. „Er behauptete, Dich zu lieben und kann Dir den glücklichsten Tag trüben!“

„Der Arme! Er litt so sehr —“ warf ich schüchtern ein.

„Er hätte leiden und schweigen sollen,“ fuhr sie mit strengem Tone fort, „das würde ich ihm gesagt haben, wenn er es gewagt hätte, mit mir davon zu reden.“

Bald aber verdrängte die Angst des Mutterherzens alle anderen Gedanken.

„Guter Gott, und er kehrt noch immer nicht zurück! Er wird doch nicht gar einen seiner tollkühnen Streiche von früher her gewagt haben? Es wird ihm doch nichts geschehen sein? Wie Du mich in Angst gejagt hast!“

Es ist leichter, den Sturm wachzurufen, als ihn zu beschwichtigen, und ich bemühte mich vergeblich, Tante Fausta zu überzeugen, daß wir alle Beide ganz kopflos urtheilten und uns mit leeren Hirngespinsten quälten.

Wir kehrten zu den Uebrigen zurück.

Bald ward die Unruhe allgemein. Ich beobachtete Valentin nur wenig, fühlte aber doch, wie seine Augen scharf auf mich gerichtet waren, die meinigen hafteten an der Thür. Ich ahnte Schreckliches. Plötzlich winkte uns Tante Fausta still zu sein, neigte den Kopf ein wenig nach vorn, lauschte gespannt und sprang dann mit jugendlicher Schnelligkeit vom Sessel auf: „Hört! Das ist Leos Stimme!“

Das Gebell wurde deutlicher, gleichzeitig aber vernahmen wir auch das Rollen eines Wagens, der sich uns näherte.

Tante Fausta wurde kreideweiß: „Warum kehrt Friedrich in einem Wagen heim?“

Im nächsten Augenblick war sie vor der Thür. Auch wir Anderen sprangen nun empor und befanden uns auf dem Hofe, fast ehe wir es wußten. Ich mußte sehr blaß und schwach geworden sein, ich hörte, wie Valentin zu mir sagte: „Du kannst Dich ja kaum auf den Füßen halten, — stütze Dich auf meinen Arm.“

In diesem Augenblick fuhr der Wagen in den Hof ein, ihm voraus, immer noch heftig bellend, Leo. Es war der Wagen des Arztes und drinnen befanden sich zwei Personen: Friedrich und der Doctor Dominici. Friedrichs Kopf war verbunden.

Digitized by Google

„Es ist Nichts, — Nichts —“ rief er hastig, als er unseren Schrecken wahrnahm. „Eine unbedeutende Quetschung —“

„Es wird nicht von Bedeutung sein,“ fügte der Arzt hinzu, „aber es hätte schlimm ablaufen können.“

„Wie ist es denn aber gekommen?“ riefen wir im Chor, während der Verwundete in das Haus geleitet wurde.

„Wer weiß es!“ entgegnete Doctor Dominici. „Ein falscher Tritt, ein augenblicklicher Schwindel, — bei dem Frost dieses Morgens war es leicht auszugleiten. Er ist thatsächlich einige Meter tief gefallen, ein Glück, daß ich gerade zu dieser Zeit den Weg entlang fuhr, der um den Berg herum führt und in Folge dessen das Bellen des Hundes vernahm und gleichzeitig den Angstschrei zweier Frauen, die beim Holzholen den Fall mit angesehen hatten. Ich band darauf mein Pferd an einen Baum und stieg die Anhöhe hinauf. Es war dem Verwundeten gelungen, sich an einigen Schößlingen festzuklammern, und dadurch war der Sturz glücklicher abgelaufen, als man erwarten sollte. Er hatte starken Blutverlust, und da eine Quelle in der Nähe war, wusch ich seine Wunden mit kaltem Wasser aus, legte ihm einen Verband um Kopf und Bein —“

„Auch um das Bein?“

„Ja, auch um das Bein. Wir werden ja nun sehen. Es wird nichts Schlimmes sein, aber man wird abwarten müssen. Mit den Quetschungen am Kopfe ist es ein heikles Ding, indessen ist der Blutverlust doch gut für ihn gewesen, er hat ihn wenigstens vor der Gefahr einer Blutanhäufung bewahrt.“

„Bleiben Sie über Abend bei uns,“ flüsterte die Tante dem Doctor in's Ohr, und er, der diese Einladung erwartet zu haben schien, fand keine Veranlassung, sie abzulehnen. —

Ich hatte mich Friedrich genähert, er wollte sich durchaus nicht zu Bett begeben, sondern lag ausgestreckt auf dem Kanape.

„Friedrich!“

Er sah mich traurig an. „Ist er angekommen? Ist er der da?“ Und er nickte Valentin zu, der sich in einiger Entfernung gehalten hatte.

„Ja,“ entgegnete ich schnell, „ich werde ihn Dir vorstellen, aber wie geht es Dir? Ach, welche Angst hast Du uns bereitet!“

„Das große Unglück, wenn ich bei dem Falle geblieben wäre!“

„Friedrich!“ rief ich erschreckt. „Was sind das für Reden! Schwöre mir, daß Alles, was geschehen ist, lediglich ein — Zufall war.“

„Ich schwöre es Dir,“ erwiderte er mit dem Tone der Wahrheit. „Aber ich würde gern gestorben sein, und wenn nicht der Gedanke an meine Eltern mich aufrecht gehalten hätte, ich würde nicht einmal versucht haben, mich zu retten. Ich fühlte eine Art Wollust, den Abgrund tief unter mir zu sehen.“

„Du sollst derlei Gedanken verscheuchen, Friedrich,“ entgegnete ich und faltete beinahe flehend die Hände, „Deinen Eltern zu Liebe, und, wenn es wahr ist, daß Du mich gern hast, auch ein wenig — meinetwegen.“

Inzwischen hatte sich Valentin uns genähert. „Signor Valentino dal Giglio,“ stellte ich ihn Friedrich vor und wollte hinzufügen: „mein Bräutigam“, — aber das Wort erstarb mir auf den Lippen.

Friedrich wurde blaß, hob mit sichtlicher Anstrengung den Kopf und nickte Valentin einen kalten Gruß zu.

Die beiden Jünglinge wechselten nur wenige unbedeutende Worte, dann stützte Friedrich wieder den Kopf auf das Kissen und versank in stummes Hinbrüten. Ein leichtes Fieber stellte sich ein, das der Arzt fast mit triumphirender Miene constatirte. Er hatte es ja richtig vorausgesagt und befahl nunmehr, daß der Kranke zu Bett gebracht würde und daß ihm die ganze Nacht kalte Umschläge um die Stirn gelegt würden. Nach dem Abendessen verabschiedete er sich mit dem Bemerken, daß er am anderen Morgen mit dem Frühesten wieder vorsprechen werde, und daß man ihn, falls der Zustand Friedrichs es etwa erfordere, sofort holen lassen solle.

Ich übernahm die Leitung der Dinge. Unerbittlich wies ich alle Besuche zurück, die an sich weniger die Theilnahme am Schicksale Friedrichs als die Neugier, den Gast des Hauses in der Nähe zu sehen, zu uns führte, schickte mit halber Gewalt die Tante zu Bett und schloß die Kammer hinter mir und Friedrich ab, so daß nur Mathilde bei uns blieb, um die vom Arzte verordneten Umschläge von Zeit zu Zeit zu besorgen.

Valentin hatte sich nicht niedergelegt, er kam ab und zu bis an die Schwelle der Kammer Friedrichs, ließ mich rufen und erkundigte sich, ob irgend eine Veränderung im Befinden des Kranken vor sich gegangen sei. Man sprach von nichts Anderem. Es war eine eigenthümliche Situation für zwei Verlobte. Friedrich verlangte, daß ich mich so wenig als möglich von seinem Bett entferne, er suchte meine Hand und meinte, daß ihm wohler werde, wenn er dieselbe fest in die seinige pressen könne. Wenn ich versuchte, sie zurückzuziehen, wurde sein Gesichtsausdruck sofort ein düsterer, und Mathildens Augen ruhten vorwurfsvoll auf mir. Und dann dachte ich an all die Herzlichkeit, von der ich bisher in diesem Hause umgeben war, an alle die Wohlthaten, die man mir in uneigennütziger Liebe erwiesen, und wie wenig es war, was man jetzt für Alles das von mir beanspruchte. Ich stellte mir Friedrichs Zustand schlimmer vor, als er war, ich überschätzte in Gedanken das Heilsame meiner Gegenwart und — gebot all meinen Bedenken Schweigen.

Mit Tagesanbruch erschien Doctor Dominici und erklärte mit ernster und wichtiger Miene, daß jegliche Gefahr vorüber sei.

Ich war müde und abgespannt von den Ereignissen des Tages, ich wollte zunächst ein Paar Stunden ruhen und dann Valentin aufsuchen, der seine Abreise auf Nachmittag festgesetzt hatte. Der arme Valentin! Gewiß, er durfte Grund haben, von seinem Besuche wenig befriedigt zu sein. Er war doch immer mein Verlobter, hatte zehn Jahre lang treu zu mir gehalten und war nun gekommen, um mich wiederzusehen und mir mitzutheilen, daß er mich in kurzer Zeit heimführen wolle. Und zudem: liebte ich ihn nicht? Hatte ich ihn nicht immer geliebt?

Ich blieb bis 10 Uhr auf dem Bett liegen, mehr betäubt als schlafend. Der Kopf summte mir, als ob ein Bienenschwarm sein Wesen darin trieb, und ich würde noch lange bewegungslos dagelegen haben, wenn nicht plötzlich die Tante mit einer unbeschreiblichen und mir ewig unvergeßlichen Erregung in die Kammer getreten wäre.

Ich sprang empor: „Tante, was ist geschehen?“

„Nichts, nichts! O, meine arme Katharina!“

„Ich verstehe Dich nicht, Tante,“ äußerte ich, betroffen über den Widerspruch in ihrer Rede. „Wie geht es Friedrich?“

Ein Lächeln mütterlichen Glückes umschwebte ihre Lippen: „Ach, da steht es wohl gut, — aber —“

Erst jetzt bemerkte ich, daß sie einen Brief in der Hand hielt.

„Ist der Brief an mich?“

„Ein unerwarteter Brief,“ meinte sie mit einer gewissen Verwirrung.

„Und von wem?“

„Von — von Valentin!“

„Valentin?“ rief ich auf das Höchste bestürzt. „Er schreibt? Ist er denn nicht hier?“

„Er ist abgereist.“

„Ohne mich zu sehen, ohne Abschied zu nehmen?“

„Er hat sich von Niemand verabschiedet. Man glaubte ihn in seiner Kammer, statt dessen ist er stillschweigend davongegangen, und soeben hat ein Landmann zwei Briefe von ihm gebracht.“

„Davon ist einer für mich?“

„Ja, aber nicht der, den ich hier in der Hand habe, sondern dieser hier.“ Sie zog ein zusammengefaltetes Blatt aus der Tasche und reichte es mir dar.

Hastig erbrach ich das Siegel, aber es wirbelte mir vor den Augen, ich war unfähig zu lesen.

„Um des Himmels willen, Tante, öffne das Fenster. Quäle mich nicht länger. Ist der andere Brief an Dich?“

„Ja.“

„Und was steht darin?“

„Er bittet um Verzeihung, daß er so ohne Abschied von dannen gegangen, meint, daß ich ihn gewiß nicht hätte ziehen lassen, ohne Dich herbeizurufen, und ist überzeugt, daß eine Erklärung zwischen Dir und ihm beiden Theilen nur peinlich gewesen sein würde. Es steht bei ihm unumstößlich fest, daß

Digitized by Google

Du nicht glücklich mit ihm geworden wärest, kurz, er glaubt, daß Du einen Anderen liebst, — Friedrich."

„Tante, Tante!" rief ich unter strömenden Thränen.

„Es ist nicht so, ich weiß es ja, — leider kann es nicht so sein." Dabei schlang sie ihre Arme um meinen Hals und bedeckte mich mit Küssen.

„Nein, es ist nicht so," wiederholte ich mechanisch, aber ich fühlte es wohl, mein Herz sprach anders als meine Lippen. Ich trocknete die Thränen und schickte mich an, um jeden Preis zu lesen, was mir Valentin schrieb.

Ich habe den Inhalt dieses Briefes nie vergessen, ich halte ihn im Gedächtniß, wie wenn ich ihn erst gestern empfangen. Valentin versicherte mich zuerst seiner aufrichtigen Zuneigung, — ja, ja, ich erinnere mich genau, es stand da Zuneigung, nicht Liebe, — aber gerade diese Zuneigung verhindere ihn, ein Opfer von mir anzunehmen. Er habe mit unverkennbarer Deutlichkeit wahrgenommen, daß ich Friedrich liebe. Es war das gewiß eine Liebe, die bei der Gemeinsamkeit des Lebens und der Gewohnheiten allmählich herangewachsen war, und von der ich mir bis zu diesem Tage selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte, die indeß jetzt mit aller Stärke sich Geltung verschaffte und ohne Zweifel fürderhin nur um so heftiger geworden wäre. Valentin verdammte mich nicht, er wußte wohl, daß Zeit und Entfernung ihre verhängnißvolle Wirkung zu üben vermögen. Uebrigens sprach er die Ueberzeugung aus, daß, wenn er selbst die Sachlage nicht entdeckt hätte, ich ihm nichts davon gesagt haben würde, daß ich der gegebenen Worte getreu seine Gattin geworden wäre, gewiß eine brave Hausfrau, aber auch ein unglückliches Weib, — und das eben sei das Opfer, das er nicht von mir fordern dürfe. Darum ging er, ging davon, ohne auch nur ein Wort noch mit mir gewechselt zu haben. Er wollte mir volle Freiheit lassen, seine Worte in Erwägung zu ziehen: sollte er sich wirklich doch getäuscht haben, so möchte ich ihm nach Marseille schreiben, wo er sich voraussichtlich in 14 Tagen befinden werde.

„Nun?" meinte Tante Fausta, nachdem sie mich den Brief immer und immer wieder hatte lesen lassen, der doch einmal den Bräutigam nicht zurückführen konnte.

Ich gab ihr schweigend das Blatt, stützte den Kopf in die Hand und ließ meinen Thränen freien Lauf.

„Katharina!" nahm die Tante nach einiger Zeit wieder das Wort, indem sie sich über mich beugte. „Du wirst ihm nach Marseille schreiben, daß er sich geirrt hat?"

Ich sagte weder ja noch nein, ich murmelte nur mit vor Schluchzen erstickender Stimme: „Valentin liebt mich nicht mehr."

„Valentin ist ein edler Mensch," entgegnete sie. „Aber Du, Katharina, bist Du wirklich überzeugt, ihn heute noch so zu lieben, wie ehemals?"

„Nein," drängte es sich jetzt über meine Lippen. „Valentin hat Recht. Ich bin ein leichtsinniges Geschöpf, das einer ernsten Neigung gar nicht werth ist, ich verdiene nicht, daß man mich liebt!"

„Und doch, Katharina, lieben wir Dich Alle, Alle, mein Mann, Mathilde, Fried —"

Flehend erhob ich in diesem Augenblicke die Augen zur Tante. Sie verstand mich und brach mitten im Worte ab. „Es mag gut sein, laß uns heute nicht mehr darüber reden!"

Und man redete weder am folgenden, noch am dritten Tage, noch überhaupt wieder davon. Man fürchtete, mein Herz zu verletzen. Auch Friedrich und selbst Mathilde mit ihrem heißblütigen Temperament waren wahrhafte Muster der Schweigsamkeit: sie haben mir später gestanden, wie schwer es ihnen geworden. Alle aber verdoppelten ihre Zärtlichkeit gegen mich, überall fühlte ich mich von dem warmen Hauche der Liebe umgeben.

Und als nun die Zeit kam, da ich Valentin nach Marseille schreiben sollte, schrieb ich ihm, daß er sich — nicht geirrt habe.

Den Schluß meiner Geschichte, Ihr Mädchen, könnt Ihr Euch leicht denken. Wenige Monate später wurde ich Friedrichs Frau und habe mit ihm bis zum 65. Jahre glücklich gelebt; da gefiel es dem Herrn, ihn zu sich zu rufen zur ewigen Ruhe. Ihr waret damals zum Theil noch gar nicht geboren, zum Theil noch so klein, daß Ihr Euch Eures guten Großvaters nicht mehr entsinnen könnt.

„Aber Valentin! Was ist aus Valentin geworden?" riefen jetzt die Enkelinnen insgesammt.

Valentin heirathete Adele Leoni. Ohne Zweifel hatte er sie im Grunde seines Herzens schon geliebt, als er mich beim Onkel zu besuchen kam. Wir sind gute Freunde geblieben, und er selbst benachrichtigte mich brieflich von seiner Verehelichung. Ich wollte und sollte vergnügt darüber sein, — und doch, soll ich Euch die Wahrheit sagen? Eine Art Mißbehagen empfand ich im ersten Augenblicke doch. Verlangte ich, die ihm einen Anderen vorgezogen, daß er trotzdem mir das ganze Leben hindurch treu bleiben sollte? Ich Thörin!

„Und Ihr habt Euch niemals wiedergesehen?" rief eines der Mädchen.

„Niemals," erwiderte Großmutter Katharina. „Und wir werden uns auch in dieser Welt nicht wiedersehen, da auch Valentin schon seit vielen Jahren vom Leben Abschied genommen hat, — auch ihn werde ich dort oben wiederfinden. — Aber ich habe zu viel geplaudert heute, Ihr Kinder, und bin müde geworden. Eben will sich die Sonne hinter jener Kastanienallee verbergen, es ist die Allee, von der ich Euch erzählte. Ihr wißt aber, daß Eure alte Großmutter, recht im Gegensatze zu den Blumen, die nach Sonnenuntergang ihren durchdringensten Duft ausströmen, die Sonne nöthig hat, um ihre Erinnerungen sammeln und festhalten zu können. Oder wollt Ihr Schelme mir weis machen, daß Ihr mich des Nachmittags aus einem anderen Grunde hierher unter den Akazienbaum setzt, als damit ich Euch meine Jugenderinnerungen vorplaudere? Nun aber führt mich in das Haus zurück und in meinen Stuhl, ich will noch ein Schläfchen machen vor dem Abendessen."

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Das Ostend-Theater hatte in voriger Woche es gewagt, nach seinen guten Erfolgen mit Ritter- und Hexenstücken einen Seitensprung zu unternehmen auf den unsicheren Boden des modernen Conversationsdrama's und hatte das schon ältere Schauspiel Felix Philippi's: „Der Advokat" für einige Tage auf das Repertoire gesetzt. Ich hatte keine Kritiken über die Première gelesen und war erstaunt über die grandiose negative Theilnahme an der Kunst, die das Publikum der Ostvorstadt an den Tag legte. Vergebens sah ich mich nach einer competenten literarischen Persönlichkeit um, die mir das Wunder erklären könnte. Es war Nichts dergleichen da, höchstens der diensthabende Polizeiwachtmeister. An ihn wandte ich mich deshalb in der ersten Pause, und er erklärte: „Das Stück hat eine zu schlechte Censur gehabt." — „Censur? Was heißt das?" — „„Die Zeitungen haben heute morgen eine so schlechte Censur gebracht, drum traut sich kein Mensch hier herein. Es ist übrigens gar nicht so schlecht, wie's die Zeitungen machen."" — Damit ließ er mich stehen. Ich war freudig erhoben und zugleich niedergeschmettert. Also so groß ist die Macht der Kritik, sagte ich mir, daß auf ihren Wink sich Theater füllen oder leer bleiben! Und doch, nach der anderen Seite hin! Selbst die Polizei zweifelt an der Berechtigung dieser Kritik! Warum sollten es da nicht Autoren und Künstler thun? Widersprüche! Wer soll sie mir lösen? — Uebrigens fand ich nachher, daß der Zweifel in Gestalt des Wachtmeisters gar nicht so Unrecht hatte: das Stück ist besser als sein Ruf, nur erfordert seine Aufführung ein gewandteres Personal, als es im Ostend-Theater dem löblichen Streben der Direction nach edlerer dramatischer Waare zur Verfügung stand.

Wenn ich sage, daß „Der Advokat" besser als sein Ruf in der Tagespresse sei, so will ich damit nicht behaupten, daß es ein gutes Stück sei. Es ist sentimental durch und durch, aber deshalb recht geeignet für das „Volkstheater" im Osten. Der Titelheld rettet mit übergroßer Aufopferung die früher von ihm geliebte Frau eines leichtsinnigen Freundes aus Schande und Noth und heirathet sie zum Schlusse, obgleich der charakterlose Ehemann zwischen dem vierten und fünften Akte im Duell fällt, doch nicht. Ist das nicht eine Gestalt, zusammengewebt aus Edelmuth und Bravheit, wie wir sie für Volksstücke gebrauchen? Und dieser

Digitized by Google

Edelmuth, diese uneigennützige Hochherzigkeit kommen in so derben, herzerschütternden Scenen zum Durchbruch, daß ich glaube, es gibt kein besseres Stück zum Weinen und zur Rührung. Wie die „Daniela", die spätere Arbeit des Verfassers, uns einen wahrhaft großartigen, wenn auch manchmal unverständlichen weiblichen Engel zeigt, so ist dieser Advokat das Muster für männliche Engelhaftigkeit. Und daneben gibt es so prachtvolle Schurken in dem Stücke: der eine wird sogar zur Tugendhaftigkeit bekehrt und büßt sein verfehltes Leben mit dem Tode. Welch' braves Motiv für ein Volksstück! Auch das niedliche, harmlose Liebespaar fehlt nicht und spielt uns einige reizende Episoden vor. Kurz, alle Damen, die jungen und die alten, würden in diesem Stücke herzerhebende und herzzerbrechende Anklänge gefunden haben; wie schade, daß sie nicht dort waren. Die „Censur" hätte doch nicht so grausam sein sollen!

Auch das Wallnertheater hat in den letzten Wochen wieder einmal erst einige verfehlte Irrfahrten machen müssen, ehe es mit dem neuen Schwanke: „Die große Unbekannte" von Rudolf Kneisel in das ihm eigenthümliche Fahrwasser einlenkte und damit die alte Heiterkeit entfesselte. Der Wiener Wintergast, Herr Schweighofer, konnte ebensowenig, wie das früher Herrn Thomas allein gelang, durch seine, überdies etwas stark auftragende Komik eine unglücklich veranlagte Posse von Keller und Brentano: „Ein Mann für Alles" vor dem verdienten Schicksal des Durchfallens erretten. Die Couplets, welche in demselben für ihn angebracht waren, zündeten nicht, und die schwankhaften Verwickelungen und Verkleidungen, zu deren Lösung die Autoren den üblichen Maskenball angebracht hatten, waren zu abgeleiert, als daß sie dem Stücke ein längeres, als dreitägiges Dasein verleihen konnten. Darauf hatte Herr Hasemann auf Labiche's „Les petits oiseaux" zurückgegriffen, welche Franz v. Schönthan durch Herausstreichen aller pikanten und allein witzigen Stellen dem Wallnertheater-Publikum mundgerecht zu machen versucht hatte, aber „Die Spatzen", so war der deutsche Titel, piepsten ebenso trübselig, wie ihre lebenden Namensvettern draußen in der Winterkälte. Mit dem eintretenden Thauwetter flogen sie davon und ein echter „Kneisel" von der besten Sorte erschien an ihrer Stelle, um voraussichtlich für längere Zeit das Repertoire zu beherrschen. Herr Schweighofer findet in ihm keine Verwendung; er führt dafür die „Wiener Hetzen", eine Solosceene mit Musik von Costa ganz separatim auf und ist dabei mehr in seinem Elemente, als er es in dem norddeutschen Schwanke gewesen sein würde. Wir können Herrn Hasemann zu dieser auch äußerlich gekennzeichneten Trennung des Wiener und des ursprünglich einheimischen Tones nur beglückwünschen; so gelangen doch beide Tonarten zu ihrer vollen Geltung und können besser nebeneinander bestehen, als in ihrer früheren Verquickung.

Rudolf Kneisel hat seinem Schwanke eine hübsche Idee untergelegt, die auch relativ neu ist: Einem jungen Arzte, der um eine schöne Wittwe freit, sollen von den habsüchtigen Verwandten der Letzteren Hindernisse in den Weg gelegt werden, welche nirgends anders als in seinem Vorleben gefunden werden können; „denn jeder junge Mann hat ein Vorleben." Man entdeckt, daß er einstmals einer alleinstehenden Stickerin hundert Mark übersandt hat. Aha! denken die schlauen Basen und Vettern, er hat mit diesem Mädchen ein „Verhältniß" gehabt. Nun wird nach dieser großen Unbekannten gesucht, und zwar nicht allein von den Verwandten, sondern auch von der inzwischen eifersüchtig gewordenen Wittwe, sowie auch von dem Freiersmann, der sich rechtfertigen will und, last not least, von einem alten Faun, dem Onkel der Wittwe, der verliebte Zwecke verfolgt. Das Heitere bei diesem Suchen ist, daß jenes Mädchen, welches inzwischen die Gattin eines jungen Gutsbesitzers geworden, in dem Kreise der Suchenden schon längst lebt. Man wird sich nun von selbst die Verwirrungen ausmalen, die ein geschickter Autor aus diesem fruchtbaren Boden emporkeimen lassen kann. Eifersüchteleien, Mißverständnisse aller Art, Enttäuschungen und Entdeckungen füllen vier Akte ohne Aufhören. Natürlich stellt sich zum Schlusse heraus, daß jene hundert Mark eine Gabe der Wohlthätigkeit waren, die nur in ihre ursprüngliche Quelle zurückfloß, und die große Unbekannte wird glänzend gerechtfertigt. — Es herrscht nicht der geringste Mißton in diesem ganzen Schwanke; das Gute siegt mit überzeugender Wucht und selbst die Uebelthäter erfahren nur die Strafe der Lächerlichkeit; es ist also natürlich, daß eine gemüthliche Heiterkeit vom Anfang bis zum Ende sich des Zuschauers bemächtigt. Kneisel ist ja auch in der technischen Ausführung solcher dramatischen Scherze so überaus gewandt; er führt uns mit leichter Hand um alle scharfen Ecken herum und läßt unseren Fuß an keinen Stein stoßen. Dabei ist sein Dialog oft geistreich, zum mindesten aber immer gemüthlich, und wenn ihm auch nicht alle Späße und alle Witze gelingen, so sind es doch stets einige, die uns packen. Es war ein echter Wallner-Abend, den sein Stück erzeugte. Dazu half freilich die treffliche Darstellung, in der wie immer Herr Blencke glänzte und diesmal auch Fräulein Meyer einen Löwenantheil davontrug, in anerkennenswerthester Weise.

Und nun eine Straße weiter — in's Residenztheater. Dort ist auf die tendenziöse „Georgette" ein harmloser, aber überaus lustiger Schwank gefolgt: „Das Eheglück" (Le bonheur conjugal) von Albin Valabrègue. Das satirische Motto dieses Stückes spricht der biedere Bonhomme, Rentier Bonneval, Vater dreier Töchter, am Schlusse aus: „So wird man glücklich, trotzdem man verheirathet ist." Freilich dieses Glücklichwerden macht gewaltig viel Umstände. Der alte Bonneval hat ja nie Eheunglück gekannt, weil er immer seiner braven Frau auf's Wort parirte, aber seine Schwiegersöhne, die Männer seiner beiden älteren Töchter, sind nicht so resignirt wie er, sondern schicken ihm die widerspenstigen verzogenen Gattinnen kurzer Hand in's Elternhaus zurück. Dies geschieht im ersten Akte. Nun gilt es für den bekümmerten Vater die uneinigen Paare wieder zu versöhnen und auch die dritte Tochter mit ihrem jungen Verlobten glücklich zu machen. Welche Schwierigkeiten! Die Eifersucht stellt schließlich als rettendes Mittel sich ein. Die getrennten Gattinnen haben die durch Auffinden zweier falschen Briefe begründete Vermuthung, daß ihre Gatten sich während der Trennung mit Geliebten trösten, und diese Gatten wieder glauben infolge derselben Briefe an die Untreue ihrer heimgeschickten Weiber. Man lauert sich gegenseitig auf; ein Rendezvous-Ort ist nur vorhanden; man versteckt sich, findet sich, mißversteht sich und macht sich gegenseitig die heftigsten Vorwürfe. Der arme geängstigte Vater mit seiner Frau und der Bräutigam der dritten Tochter tauchen ebenfalls dabei auf; großes Potpourri und schließlich natürlich die heitere Lösung aller Mißverständnisse und Versöhnung der Paare. Das ist in Kurzem der Sinn des Ganzen, soweit er sich wiedererzählen läßt. Nicht wiedergeben kann ein solcher Bericht leider die reizenden Episoden, die eingeflochten sind: das höchst komische erste Zusammensein eines Brautpaares, welches sich in seinem Benehmen nach einem „Handbuch für das gebildete Weib" richtet, das lustige Junggesellenleben der jungen Männer, die sich mit Galgenhumor über ihre Einsamkeit zu trösten versuchen und schließlich Operetten singen, und so vieles Andere. Das Stück, welches förmlich wimmelt von guten und schlechten Witzen, von komischen Mißverständnissen und Scenen, muß rasch heruntergespielt werden, wenn es wirken soll und lag deshalb bei dem Personal des Residenztheaters in guten Händen.

Es löste mit seiner betäubenden Heiterkeit den Bann des Mißbehagens, welcher während eines vorhergegangenen Einakters, der aus der Feder von Frau Sara Hutzler stammt, sich über das Publikum gebreitet hatte. „Beim Thee" lautet der nichtssagende Titel dieser nichtssagenden Plauderei. Dieselbe ist offenbar dem Bestreben entsprungen, einmal etwas recht Geistreiches auf die Bühne zu bringen, damit die schwerfälligen Berliner endlich einen Begriff von ausländischer Grazie erhielten. Wie es gewöhnlich so geht, ist aus diesem Bestreben etwas recht Dummes entstanden. Ein Mann, der in einer Plauderei mit einer früher geliebten Frau sein, wie er glaubt, schon längst kalt und stumm gewordenes Herz wieder aufleben fühlt, der dabei wie ein Bauer sich benimmt und wie ein Geck schwatzt — das ist er; und sie? Sie läßt Alles geduldig über sich ergehen, sie wartet, bis er in Entzücken geräth über die rothen Reflexe, die eine erleuchtete Ampel auf ihr Haar streut, sie läßt sich loben in allen Einzelheiten ihres Körpers und läßt ihn abermals von der „Röthe" ihres Haares schwärmen, die nicht einmal echt ist — dann endlich redet sie einige Wörtlein, so künstlich geistreich, wie sie nur eine schriftstellernde Dame ersinnen kann. Und dann — abermals sein Entzücken über das rothe Haar! Das Publikum brach schließlich in Hohngelächter aus über diesen dramatischen Dithyrambus auf das rothe Haar, das noch dazu künstlich ist, und athmete erleichtert auf, als der Vorhang sank. Hoffentlich hebt er sich nie wieder für solche Beleuchtungseffekte. O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von Carl von Schlözer.

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Ein junger

lievländischer Schriftsteller,

Mitarbeiter von Rigaer, Petersburger und deutschen Zeitungen, academisch gebildet, auch des Russischen mächtig, sucht eine Stelle als Redacteur eines deutschen Blattes. Er ist in politischen, literarischen und zumal volkswirthschaftlichen Fragen wohl bewandert und, da er längere Zeit in Moskau gelebt, in russischen Dingen vorzüglich informirt. Günstige Zeugnisse stehen zu Diensten. Ansprüche sehr bescheiden. Eintritt sogleich. Auskunft ertheilt die **Redaction der „Gegenwart".**

Wer seine Kinder an den langen Winterabenden angenehm beschäftigen, sie **ruhig und artig** sehen will, der kaufe einen der berühmten

● Patent-Steinbaukasten. ●

Der Erfolg ist ein **überraschender**, wie jeder bestätigen wird, der gesehen hat, mit welchem Eifer die Kinder **immer und immer wieder mit den farbigen Steinen** bauen. Man hüte sich vor **wertlosen Nachahmungen** und achte auf nebenstehende Fabrikmarke. Reichillustrierte Preislisten mit vielen Gutachten angesehener Pädagogen senden auf Verlangen gratis und franko

F. Ad. Richter & Cie.,
Rudolstadt, Wien, Olten (Schweiz), Rotterdam, London E.C., 1. Railway-Place, Fenchurch-Street.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schiller,** Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. nebst: **Lessing,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. und **Goethe,** Sämmtl. Werke. Vollständigste Ausg. letzter Hand. 55 Bde. zusammen 40 ℳ. — **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Neu erschienen:

Natur und Sitte.

Zwei Novellen
von
Eugen Löwen.

Eleg. broch. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Verlag von **Bruer & Comp, Berlin** S.W., Anhaltstr. 11.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in den Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Entwickelung.

Eine sozialphilosophische Darstellung
von
Leopold Jacoby.
Zweite Auflage.
I. Theil 2 ℳ 50 ₰. II. Theil 3 ℳ.
Zürich 1886.
Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Im Verlag von **Alphons Dürr** in **Leipzig** erschien soeben:

Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter

von
Karl Lamprecht.

Gr. 8°. 3 Bände in vier Abteilungen. (193 Bogen.)
Mit 18 Karten und 6 Holzschnitten im Text.

Brosch. Preis 80 Mark.

Längst mit lebhaftem Interesse erwartet, bietet das Lamprecht'sche Werk — ein Markstein in der Geschichte der wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen — die erste umfassende quellenmäßige Darstellung unseres mittelalterlichen Wirtschaftslebens. Für den Historiker wie für den Nationalökonomen und Rechtshistoriker von gleicher grundlegender Bedeutung, ist das vielfach neue Resultate der Untersuchung aufweisende Werk, dessen reichen Inhalt der Titel nur unvollkommen andeutet, auch für manche Fragen moderner Wirtschaftspolitik von entscheidender Wichtigkeit.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

Mit 1887 beginnt ihren **zweiten** Jahrgang die

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung der Professoren **Dr. J. Bernstein, Dr. A. v. Koenen, Dr. Victor Meyer, Dr. B. Schwalbe** und anderer Gelehrten herausgegeben von

Dr. W. Sklarek
in Berlin W., Magdeburgerstrasse Nro. 25.

Wöchentlich eine Nummer. Preis pro Quartal 2 ℳ 50 ₰.
Probenummern gratis und franco.
Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt (Post-Zeitungs-Catalog Nro. 3831) entgegen.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Conrad, H., George Eliot. Ihr Leben und Schaffen dargestellt nach ihren Briefen und Tagebüchern.
Mk. 8.—, geb. 9.—.

Foerster, W., (Director d. kgl. Sternwarte), Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. (Zweite Folge.)
Mk. 6.—, geb. 7.—.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 5. Februar 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Im Wahlkampfe. Von Friedrich Boettcher. — Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag. Von Eugen Schwiedland. — **Literatur und Kunst:** Gustav Freytag's Selbstbiographie. — Der hochdeutsche Ganghofer. Von Theophil Zolling. — **Feuilleton:** Die Flucht aus Egypten. Von P. Hann. — **Aus der Hauptstadt:** Aus Schulte's Kunstsalon. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Molbech's „Dante" und die Münchener Hoftheater-Censur. — Inserate.

Im Wahlkampfe.

Von Friedrich Boettcher.

Seit das Deutsche Reich besteht, ist das staatliche Leben unserer Nation nie einer so besorgnißerregenden Krise verfallen wie in diesem Augenblicke. Man wird indeß nicht sagen können, daß dieselbe unerwartet gekommen sei. Das Verhältniß, welches sich in den letzten Jahren zwischen der Reichsregierung und dem Reichstage herausgebildet hat, mußte mit Nothwendigkeit früher oder später zu einem Zusammenstoße führen, wie er jetzt in der Auflösung des Reichstags vorliegt. Fast könnte es Wunder nehmen, daß die Katastrophe nicht längst eingetreten ist. Schon über ein Jahr ist es her, daß der Socialdemokrat Liebknecht in jener traurigen Polendebatte stolz ausrufen durfte: „Wir sind die Majorität!" Damals würden es die Wähler sicherlich verstanden haben, wenn die Regierung sich an sie mit der Aufforderung gewendet hätte: „Befreiet uns von diesem Parlamente!" Die Regierung hat Langmuth geübt. Sie ließ die Opposition gewähren, soweit sie sich auf feindselige Demonstrationen beschränkte, und wartete den Augenblick ab, wo sie unmittelbar ein Lebensinteresse der Nation verletzen würde.

Es lag in dem eigenthümlichen Wesen der bunt zusammengesetzten Opposition, daß dieser Augenblick lange vermieden wurde. Die Führung hatte das ultramontane Centrum. Wie zweifellos auch der spiritus rector desselben dem preußisch-deutschen Staate und damit der Reichsregierung unwandelbar feindlich gesinnt blieb, so mußte doch vielfach der veränderten kirchenpolitischen Lage Rechnung getragen werden. Neben dem Centrum stand die „deutschfreisinnige" Partei. Ihr war die derbe Lection, die sie in den Wahlen von 1884 erhalten hatte, so heftig in die Glieder gefahren, daß sie sich ängstlich hütete, eine Regierungsforderung, welche auf die Zustimmung des Volkes rechnen durfte, scheitern zu machen. So ereignete es sich wiederholt, daß diese beiden Parteien Anfangs auf's Bitterste bekämpften, was sie schließlich, wenn auch unter allerlei Verclausulirungen und mit den widerwärtigsten Manipulationen, zur Annahme brachten. Auch jetzt, bei der Militärvorlage, sollte dies unwürdige Spiel erneuert werden. Hier aber brach der Krug, der so lange zu Wasser gegangen, endlich entzwei.

Die parlamentarische Constellation, die sich gegenüber dem Ablauf des Septennats ergeben würde, war lange vorherzusehen. Man nahm mit Sicherheit an, daß die „Deutschfreisinnigen" sowohl wie das Centrum die Forderung einer abermaligen Festsetzung der Friedenspräsenzstärke des Heeres auf sieben Jahre am letzten Ende mit dem Anerbieten der Bewilligung von drei Jahren beantworten würden, und kein Verständiger verhehlte sich, daß damit die Gefahr eines ernsten Zwiespalts zwischen Regierung und Reichstag heraufbeschworen sein würde. In solchen Betrachtungen erging man sich allgemein im letzten Herbst, als man die Vorlage über das neue Septennat erst im diesjährigen Nachwinter erwarten zu müssen meinte. Die plötzliche Wendung, welche die Angelegenheit unmittelbar vor der Eröffnung des Reichstags nahm, zog dann die Aufmerksamkeit ganz auf die unerwartet hohe Mehrforderung von Mannschaften, die Frage der Zeitdauer trat in den Hintergrund. Anfangs versuchten „Freisinnige" und Centrum sehr entschieden, die Nothwendigkeit dieser Mehrforderung zu bestreiten; der Eindruck der ernsten europäischen Lage aber, welche das Vorgehen der Regierung erkennen ließ, war überall im Lande so mächtig gewesen, daß sie sich schließlich dazu verstehen mußten, die Verstärkung in vollem Umfange zu bewilligen. Mit um so größerem Nachdruck aber versteiften sie sich nunmehr auf die Frist von drei Jahren. Und, da die Regierung unerschütterlich an der siebenjährigen Dauer festhielt, so warfen sie sich in den Ton sittlicher Entrüstung, als ob es sich um eine ganz unerwartete, unerhörte Zumuthung handelte, und riefen in's Land hinaus: „Seht da, wir bewilligen jeden Mann und jeden Groschen, wir begeben uns sogar unseres verfassungsmäßigen Rechtes, die Friedenspräsenz alljährlich festzustellen, auf volle drei Jahre, die Regierung aber weist Alles zurück und verharrt eigensinnig bei ihren sieben Jahren. Auf sie allein also die Verantwortung."

In dieser Darstellung liegt zum mindesten eine höchst unberechtigte Verdunkelung der Streitfrage. Zunächst hat es mit der Bewilligung von jedem Mann und jedem Groschen doch seinen Haken. Eine Vermehrung der Friedenspräsenz um 41,000 Mann bedeutet eine Vermehrung der Kriegsstärke des deutschen Heeres um jährlich 16,000 Mann. Bei Festsetzung der Friedenspäsenzziffer auf sieben Jahre ist die Militärverwaltung also sicher, nach Ablauf dieser Frist eine um 112,000 Mann verstärkte Kriegsarmee zu haben, während sie bei einer Bewilligung auf drei Jahre mit Gewißheit nur auf eine Verstärkung von 48,000 Mann rechnen kann. Das von Centrum und „Freisinnigen" gemachte Anerbieten gibt also der Regierung keineswegs voll und ganz, was dieselbe an Mannschaften verlangt hat. Aber auch davon abgesehen — die Höhe der Friedenspräsenzziffer ist eine rein militärisch-technische Sache. Wird der Nachweis erbracht, daß eine bestimmte Höhe zur Sicherung des Vaterlandes unabweislich

Digitized by Google

nothwendig ist, so ist es einfach Pflicht der Volksvertretung, ihr zuzustimmen. Eines besonderen „Entgegenkommens", einer „Nachgiebigkeit" gegenüber der Regierung wird sich aus diesem Grunde keine Partei berühmen können.

Eine ganz andere Frage ist diejenige, auf welche Zeitdauer die Präsenzziffer in einer bestimmten Höhe festgesetzt werden soll. Das Interesse der Militärverwaltung wird eine möglichst lange Frist sein, um zweckmäßige Organisationen schaffen zu können, ohne dieselben durch etwaige Parlamentsbeschlüsse bedroht zu wissen; und umgekehrt wird die Volksvertretung einen möglichst kurzen Zeitraum wünschen müssen, um immer auf's Neue die Nothwendigkeit der harten Militärlast prüfen und die letztere, wenn irgend thunlich, erleichtern zu können. Hier handelt es sich also recht eigentlich um eine constitutionelle Vertrauens- bez. Machtfrage. Derartige Fragen haben in jedem Lande ihre gefährlichen Seiten; sie haben sie doppelt in einem so jungen Staatswesen wie das Deutsche Reich. Im Bewußtsein ihrer schweren Verantwortung haben deshalb Regierung und Reichstag 1874, nach Ablauf des bis dahin in Geltung gewesenen Provisoriums, das Compromiß des Septennats vereinbart und dasselbe 1880 erneuert. Jetzt hat die Regierung den zweimal abgeschlossenen Pakt abermals in Vorschlag gebracht, der Reichstag aber hat die bisherige Grundlage der Verständigung verlassen. Unter diesen Umständen behaupten, daß es die Regierung sei, welche an dem Zwiespalt zwischen den beiden gesetzgebenden Factoren die Schuld trage, heißt die Wahrheit auf den Kopf stellen.

Es ist erstaunlich, mit welcher Gedankenlosigkeit selbst Leute, die stets zur Regierung zu stehen pflegen, den Gegensatz zwischen Septennat und Triennat wie eine untergeordnete Opportunitätsfrage behandelt haben. Als ob es nie einen preußischen Militärconflict gegeben hätte, als ob die schwere Krise des Frühjahrs 1874 ganz vergessen wäre, hat man wochenlang geradezu harmlos gespielt mit einer Sache, die nothwendig ein verhängnißvolles Zerwürfniß in sich bergen mußte. Die leitenden Geister der Opposition haben diese Anschauung genährt, um desto wirksamer die Miene der gekränkten Unschuld annehmen zu können. In Wahrheit sind sie über den unvermeidlichen Ausgang wohl von vornherein nicht im Zweifel gewesen. Oder sollten die Herren Windthorst und Richter sich wirklich eingebildet haben, daß Fürst Bismarck vor ihnen eine Verbeugung machen und seinen bereits durch eine zwölfjährige Vergangenheit befestigten Standpunkt aufgeben werde? Das hieße sie an ihrer Urtheilsfähigkeit beleidigen. Nein, sie haben gewußt, daß der Weg, den sie eingeschlagen, zum Conflict führen mußte, und, selbst wenn man annehmen will, daß sie den letzteren nicht gewünscht haben, daß sie nur durch die unerbittliche Consequenz ihrer ganzen Stellung in ihn hineingetrieben sind — ihnen allein, und denen die ihnen gefolgt, gehört die Verantwortung.

Die Regierung darf für sich das Anerkenntniß einer weitgehenden Loyalität beanspruchen. Sie hat das Zugeständniß, welches sie ehedem einem Reichstage mit einer sie im Wesentlichen unterstützenden Majorität gemacht, auch einem Parlamente gegenüber nicht zurückgenommen, dessen Mehrheit ihr nur Hindernisse zu schaffen beflissen war. Um so größere Schuld trifft die Opposition. An sich kann aus dem Anspruche der dreijährigen oder auch der einjährigen Feststellung der Friedenspräsenz gewiß Niemandem ein Verbrechen gemacht werden. Aber der praktische Politiker ist nicht frei in der Erhebung theoretischer Postulate; er hat für die Folgen einzustehen. Im vorliegenden Falle liegt eine der Folgen, und zwar eine recht bedauerliche, bereits zu Tage: die Ermunterung unserer auswärtigen Feinde. Ohne Zweifel hat die Opposition diese Wirkung nicht beabsichtigt; höchstens haben die Naiveren in ihrem Kreise vielleicht gehofft, die Regierung werde sich aus Furcht vor einem solchen Eindrucke nachgiebig erweisen. Wie dem aber auch sei — jedenfalls bleibt die Opposition mit dem Scheine behaftet, eine uns drohende Kriegsgefahr benutzen zu wollen, um von der Regierung eine parlamentarische Machterweiterung zu erpressen.

Verhängnißvoller aber, als für unsere Machtstellung nach außen, können die Folgen des Conflicts für unser inneres Staatsleben werden. Bereits jetzt unterhält die oppositionelle Presse ihre Leser von zu erwartenden Anschlägen gegen die Verfassung. Das ist einstweilen nichts als leere Phantasie, und Niemand weist derartige Insinuationen entschiedener zurück als Fürst Bismarck. Aber wenn sich über kurz oder lang doch etwas verwirklichte von den düsteren Prophezeiungen, so würde die Opposition dadurch, daß sie wahr gesagt, sicherlich nicht ihrer Verantwortung ledig werden. Man soll doch nicht vergessen: in erster Linie steht das Leben der Nation, erst in zweiter die constitutionelle Verfassung. Ein Parlament, welches Lebensfragen der Nation zur Förderung seiner Machtansprüche ausbeutet, bringt, wie die realen Verhältnisse in Deutschland liegen, nothwendig den ganzen Parlamentarismus zu Schaden.

Mit unerhörtem Leichtsinn oder noch unerhörterer Verblendung haben diejenigen, welche sich stets als die alleinigen Stützen und Hüter des wahren Constitutionalismus geberden, einen Kampf heraufbeschworen, der in seinem weiteren Fortgange unser junges Verfassungsleben allerdings mit den schwersten Gefahren bedroht. Es gibt nur eine Rettung: die, daß das Volk selbst die Parteigänger einer die heiligsten Interessen des Landes den engherzigsten Herrschaftsgelüsten unterordnenden Fractionspolitik die ganze Wucht seines Zornes fühlen läßt. Die Neuwahlen müssen eine andere Mehrheit in den Reichstag bringen. Zwei Wege können dazu führen. Jene breite Schicht unseres Volksthums, die man gemeinhin als das liberale Bürgerthum bezeichnet, muß endlich einmal voll und ganz brechen mit den Helden jener lächerlichen Afterweisheit, die noch immer thut, als ob man in Deutschland die Phrasen des Systems der Volkssouveränetät oder auch ein paar mißverstandene Sätze des englischen Verfassungsrechtes nur beharrlich zu predigen brauchte, um den alten historischen Gewalten gegenüber gewonnenes Spiel zu haben. Und diejenigen unserer Mitbürger, welche bisher als gläubige Katholiken den Heerbann des Centrums verstärkt haben, müssen erkennen, daß den wahren Interessen ihrer Kirche niemals mit den Intriguen einer reichsfeindlich-welfischen Politik gedient werden kann. Erst dann ist die Möglichkeit für die Gesundung unseres politischen Lebens, insbesondere unseres parlamentarischen Parteiwesens gegeben.

Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag.

Von Eugen Schwiedland.

Es ist wie eine Ironie der Geschichte, daß die Grundsätze der herrschenden englischen Volkswirthschaftslehre eine vollständige — wenn auch eine unrichtige — theoretische Begründung der Forderungen der socialistischen Massen ergeben und daß zwischen den praktischen wirthschaftlichen Zielen der individualistischen Manchesterschule und jenen der Socialisten doch der ganze Unterschied von unbeschränkter Erwerbsfreiheit und Staatssocialismus liegt. Obwohl nun die englische Werththeorie und das (eigentlich von Ricardo herstammende) „eherne Lohngesetz" Lassalle's nicht richtig sind, so ist damit die „sociale Frage" noch nicht aus der Welt geschafft, denn die Welt wird nicht durch theoretische Erörterungen, sondern von Macht bewegt — wenn auch die meisten Menschen bestrebt sind, ihren Ansprüchen eine theoretische Begründung zu verleihen!

Ein Blick in die Thatsachen des realen Lebens läßt die Auffassung des Werthes als „krystallisirte Arbeit" als eine petitio principii erkennen, denn obgleich in der großen Regel auf solche Dinge Arbeit verwendet wird, die nach ihrer Bearbeitung eine Wertherhöhung zeigen, so sind doch nicht jene Dinge die werthvollsten, welche die meiste Arbeit gekostet haben! Die Arbeit hat an sich noch keine schlechthin wertherhöhende Rolle und kann ganz steril sein. Mit Hinblick auf die gekennzeichnete Auffassung des Werthes wird man aber den Anspruch der Socialisten: es möge an Stelle des Arbeitslohnes

Digitized by Google

als Vergeltung der Arbeit der Arbeitsertrag treten, es möge dem Arbeiter der volle Ertrag seiner Arbeit gewährleistet werden, in ihrem Sinne richtig als einen Anspruch auf das ganze Product verstehen.

Wir glauben, daß sich die heutige rechtsphilosophische Ueberzeugung der Massen gegen die Verwirklichung dieses richtig also interpretirten „Rechts auf den vollen Arbeitsertrag" auflehnen wird. Es hat jedoch die Socialisten zu Anhängern und an seiner theoretischen Ausbildung haben viele rechtsphilosophisch und wirthschaftstheoretisch geschulte Männer gebaut.

Anton Menger, Professor der Rechte an der Wiener Universität, hat in einem, jedem Gebildeten leicht zugänglichen Werke, dessen erste Auflage — ein für eine wissenschaftliche Schrift in deutschen Landen unerhörter Erfolg — in sechs Wochen so gut wie vergriffen wurde*), die literarische Geschichte und gründliche Erörterung dieses socialistischen Postulats gegeben. Verfasser ist von der Reformbedürftigkeit unserer wirthschaftlichen Zustände tief überzeugt und hält es für einen groben Mangel der heutigen Rechtsphilosophie, daß sie, bloß der heutigen bürgerlichen Auffassung folgend, die Bestrebungen der Socialisten noch nicht juristisch formulirt und in ein Rechtssystem gebracht hat. Die Bedeutung der Arbeit die er gethan und deren erstes Fragment wir im vorliegenden Werke empfangen, besteht darin, daß sie die laut werdenden Forderungen des vierten Standes klärt und sie der herrschenden Klasse der Gesellschaft nahe zu legen versucht. Hierdurch trägt der Versasser in seiner Weise zu einer dereinstigen friedlichen Lösung der socialen Frage und zu einer allmählichen Reform der socialen Zustände das seinige bei.

Gleichwie sich die letzten Ziele der großen politischen Bewegungen der letzten Jahrhunderte in die rechtsphilosophischen Postulate der „politischen Grundrechte" krystallisirten, so klärt Menger die letzten Ziele des Socialismus durch eine klare Formulirung zu ökonomischen Grundrechten ab. Sie heißen: das Recht auf Existenz, mit seiner Modification: das Recht auf Arbeit, und: das Recht auf den vollen Arbeitsertrag. Präcisiren wir diese Rechte näher:

Das Recht auf Existenz steht jedem Weltbürger zu, allein dem Arbeitsfähigen nur gegen Leistung von Arbeit, und gewährt einen directen Anspruch auf Befriedigung der Existenzbedürfnisse gegen die staatlichen Verbände (Land, Kreis, Gemeinde ꝛc.). Das heute oft genannte Recht auf Arbeit — auf ganz kurze Zeit schon während der französischen Revolution von 1848 durch Errichtung von Nationalwerkstätten verwirklicht und neuestens durch den Fürsten Bismarck in seiner Reichstagsrede vom 9. Mai 1884 anerkannt — kann gegen den Staat nur subsidär, das ist nur dann geltend gemacht werden, wenn feststeht, daß der Berechtigte von einem Privatunternehmer Arbeit nicht erlangen konnte. — Das Recht auf Existenz beruht, wie A. Menger richtig bemerkt, auf einem Gefühl der Nächstenliebe und der Brüderlichkeit. Es würde auch die Gütervertheilung ganz anders regeln, als wie sie sich heute regelt. Das Recht auf Arbeit ist ein auf unsere bestehende Güterordnung zu pfropfendes Reis. — Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag, das wir schon eingangs formulirt haben, würde die jetzige ökonomische Ordnung ebenfalls umstoßen. Es beruht, wie Menger sagt, im Gegensatz zum Recht auf Existenz, auf dem menschlichen Eigennutz „und zwar in einem höheren Grade, als die heutige Rechtsordnung; denn dort arbeitet Jeder nur für sich selbst, hier aber theils für sich, theils für das arbeitslose Einkommen" (von Kapitalisten und Grundbesitzern).

Die Unausführbarkeit dieses letzteren Anspruches auf den vollen Ertrag, mit welchem sich das vorliegende Buch nun eingehend befaßt, trachtet es zugleich mit voller Objectivität zu erweisen. Wir wollen und können auf die sehr interessante und zum ersten Male quellenmäßig und in einer der Wissenschaft zur Ehre gereichenden Weise bearbeiteten Geschichte des „Rechts auf den vollen Arbeitsertrag" hier nicht eingehen, sondern nur bemerken, daß die literarhistorischen Enthüllungen des Buches in jeder Geschichte der Nationalökonomie ihren gebührenden Platz finden werden. Vielleicht würde sich Verfasser noch veranlaßt finden, den Einfluß darzustellen, welchen die Väter des in Frage stehenden Rechts auf die socialistisch gestimmten Massen, direct und indirect, geübt haben? Die Ergänzung der ausgezeichneten Literaturgeschichte Menger's in diesem politisch-historischen Sinne wäre ungemein interessant.

Zwei Beobachtungen des Verfassers kennzeichnen die menschliche Natur so treu, daß wir sie als Uebergang zum Folgenden wiedergeben wollen. Einmal, daß die politischen und religiösen Parteien neben ihren idealen Interessen auch wirthschaftliche Zwecke verfolgen und vom arbeitslosen Einkommen (aus Capital und Grundbesitz) so viel als möglich der Gegenpartei abzunehmen und sich selbst zuzuwenden trachten. „Daher die auf den ersten Blick befremdende Erscheinung, daß zahlreiche neuere Socialschriftsteller, welche im Dienste von politischen und religiösen Parteien stehen, die ihren Parteigenossen zufließenden Arten des arbeitslosen Einkommens auf's Nachdrücklichste vertheidigen, alle übrigen Formen derselben aber mit der größten Heftigkeit als empörende Ungerechtigkeit angreifen" (S. 121). Sodann bemerkt er, daß diejenigen Rechte angegriffen werden, welche nicht von der gehörigen Macht unterstützt sind. Die Vorschläge zur ökonomischen Verbesserung der gesellschaftlichen Lage sind auch demgemäß vom reinsten Classeninteresse dictirt. In Deutschland, wo der kleine und mittlere Grundbesitz gut vertheilt ist, richten sich die Angriffe des Socialismus gegen das mobile Capital, das ist, gegen den Darlehnszins. Da dieser „fast ausschließlich von der liberalen städtischen Bevölkerung bezogen wird, während die conservative Landbevölkerung ihr arbeitsloses Einkommen hauptsächlich in der Form von Grundrente (des reinen Einkommens aus Grund und Boden) empfängt," liegt hier nur der historische Gegensatz zwischen dem Interesse des Grundbesitzers und jenem des Geldcapitalisten vor, der in Deutschland und Oesterreich mit dem politischen Gegensatz der liberalen und der kirchlich-conservativen Parteien fast identisch ist. In England, wo das mobile Capital so mächtig ist, kehrt der Socialismus, soweit er urwüchsig ist, seine Angriffe gegen den Grundbesitz. Hier wird die Grundrente angegriffen. Der einheimische englische Socialismus ist jedoch zu sehr durch den deutschen Socialismus beeinflußt, als daß er die einseitige Richtung einer Bewegung zur Verstaatlichung von Grund und Boden allein befolgen würde und stellt sich auf den einzig logischen Standpunkt der gleichen Behandlung von Grund- und Capitaleigenthum. Er denkt dabei aber nicht an eine Ablösung des Grundbesitzes, sondern will — sowohl den Boden, als auch das Capital verstaatlichen. Somit ist das Recht auf den vollen Ertrag klar auf ein Recht auf freie Benutzung der äußeren Productionsfactoren zum Zwecke der Arbeit, als welches es sich eigentlich darstellt, zurückgeführt.

Unter der Herrschaft des heutigen Privateigenthums mit Sondernutzung des Eigenthums ist die Forderung des Arbeiters auf das ganze Product schlechthin undurchführbar. Die gesetzliche Machtstellung der Grund- und Capitaleigenthümer steht diesem Anspruch entgegen. Würde diese in Folge dessen aufgehoben, so gäbe es nach Menger nur: entweder die Einführung eines gemeinsamen Eigenthums der Gemeinde mit Sondernutzung der jeweiligen Gemeindemitglieder, wie dies heute noch in der russischen Dorfgemeinde, dem Mir, besteht, oder ein gemeinsames Eigenthum, mit gemeinsamer Nutzung verbunden. Doch im ersteren Falle würde zwar innerhalb der Gemeinschaft (Gemeinde, Arbeiterassociation) das arbeitslose Einkommen verschwinden, aber die „Socialisirung der Gesellschaft" würde sich nur auf die Güterproduction innerhalb jenes Verbandes erstrecken. Die Güte des der einen Gemeinde zugewiesenen Bodens würde den größeren oder geringeren Reichthum derselben anderen gegenüber bestimmen. Die eine Gemeinde würde Capital ansammeln in verschiedenen Werkzeugen der Production, die andere Grundrente aus dem besseren Grund und Boden beziehen; es würde bei den Pro-

*) Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag in geschichtlicher Darstellung von Dr. Anton Menger, ord. Professor der Rechte an der Wiener Universität. Stuttgart, J. G. Cotta.

Digitized by Google

ductivassociationen an Stelle des individuellen Eigenthums das Corporationseigenthum treten. „Wenn man nicht von der utopistischen Voraussetzung ausgeht, daß die Arbeiterassociationen sich ausschließlich von dem Gefühl der Brüderlichkeit leiten lassen werden, so muß man im Gegentheil annehmen, daß die einheitlich organisirten Berufsgemeinschaften (namentlich jene, welche, wie die Landwirthschaft, unentbehrliche Lebensbedürfnisse erzeugen) Kraft ihrer Machtstellung aus der Gesammtheit noch mehr arbeitsloses Einkommen erpressen würden, als heute den einzelnen Individuen auf dem offenen Markte möglich ist", sagt Menger. Die Individualwirthschaften der einzelnen Mitglieder, mit dem Austausch zwischen ihnen in den Formen des heutigen Privatrechts, müßten bestehen bleiben. Die Bodenbenutzung gemeinsamer Art, wie sie im Mir erfolgt, gereicht, wie mir russische Quellen berichten, weder zum Vortheil der Landwirthschaft, noch der Wirthschaft des jeweilig Berechtigten, der auf den Boden, welcher im nächsten Jahr vielleicht seinem Nachbar gehören wird, ebensowenig etwas aufzuwenden geneigt ist, als die Gemeinde, und, wenn er in Folge dessen einmal kaum mehr als die Aussaat erntet, sein Recht auf Ackerbenützung der Gemeinde ꝛc. in der Regel zurückwirft und in die Stadt geht als Tagelöhner.

Das andere Princip des gemeinsamen Eigenthums mit der gemeinsamen Nutzung ist in den communistischen Gemeinden Nordamerikas annähernd durchgeführt. Allein selbst da wäre die Durchführung des Rechts auf den vollen Ertrag mit solchen Schwierigkeiten verbunden, daß das Recht auf Existenz mit seiner ganzen Subjectivität als Grundlage der Gütervertheilung noch vorzuziehen wäre. Menger führt die Beweise dafür in großer Zahl an; wir können hier nur auf das Werk, das wir hiermit angezeigt haben und das eines der bedeutsamsten Bücher ist, welche über die sociale Frage geschrieben wurden, selbst verweisen. Wir erwarten die Beendigung von Menger's gründlich und gewissenhaft aufgebauten, übersichtlichen Rechtssystem des Socialismus mit der Spannung, welche es nach dem vorliegenden Buche über „das Recht auf den vollen Arbeitsertrag" mit Fug verdient.

Literatur und Kunst.

Gustav Freytag's Selbstbiographie.

Der letzte 13. Juli, der siebzigste Geburtstag Gustav Freytag's, ist von dem deutschen Volk nur in aller Stille mitgefeiert worden, denn der Jubilar hatte in seinem reizenden Offenen Briefe an die Kölnische Zeitung sich jede laute Ovation verbeten. Er wollte nicht stürmisch gefeiert, nicht beschenkt werden, aber nun kommt er selbst mit einem köstlichen Angebinde, womit er seiner Nation sein Bestes bietet: mit einer Gesammt-Ausgabe seiner Werke.*) Sie soll in neuer, billiger Form nicht nur jene Schriften enthalten, welche längst das köstliche Eigen unseres Volkes bilden und unsere Liebe zu dem Dichter begründen, sondern auch eine Auswahl seiner ziemlich unbekannt gebliebenen Gedichte und seiner politischen und literarischen Aufsätze, sowie endlich als werthvollste neue Gabe seine Selbstbiographie. Die soeben ausgegebene achte Lieferung enthält den zweiten Theil, den Schluß dieser „Erinnerungen aus meinem Leben".

Es ist ein merkwürdiges, geradezu einziges Buch, die werthvollste literarische Veröffentlichung der letzten Jahre. Von einem Gustav Freitag erwartet man keine cokette Selbstbespiegelung. Er selbst entschuldigt sich fast an einer anderen Stelle: „Wenn man sich noch so bescheiden und ehrlich geberdet, immer setzt man sich auf das Präsentirbrett." Der Leser ist anderer Meinung. Es sind schlichte, gediegene Aufzeichnungen über seinen Entwickelungsgang, es ist ein feinsinniger Rechenschaftsbericht über die Summe seines Lebens, knapp und zurückhaltend, gesinnungstüchtig und tief, wahr, tapfer und gediegen, ein Spiegel seines Wesens. Nicht nur bei der Betrachtung seines jugendlichen Strebens, auch dem Tagewerk der letzten Jahrzehnte gegenüber weiß er jene überlegene Ruhe und Objectivität walten zu lassen, die das Kennzeichen eines adeligen Gemüths und philosophischen Kopfes ist. Er arbeitet wacker seinen künftigen Biographen vor und liefert ihnen ein an Treue und Güte unvergleichlich werthvolles Material. Und ein Kunstwerk obendrein. Alles in einer Form, die an die schlichte Klarheit und Objectivität der Goethe'schen Prosa der besten Zeit gemahnt, plastisch, anschaulich, anmuthig und fast ohne jede Manier. Stimmungsvoll hebt gleich die bedeutsame Einleitung an:

„Was hier einer Sammlung meiner Schriften vorangestellt wird, ist keine farbenreiche Schilderung ungewöhnlicher Erlebnisse, sondern einfacher Bericht über meine Jugend und über Erfahrungen, welche meinen Arbeiten Inhalt und Farbe gegeben haben. Gewinne ich dafür den Antheil des Lesers, so würde gerade der Umstand dazu helfen, daß, was hier erzählt wird, in der Hauptsache dem Leben und Bildungsgang von vielen Tausenden meiner Zeitgenossen sehr ähnlich sieht. Es ist das Heraufwachsen eines Einzelnen in den Jahren von den Freiheitskriegen bis zur Gründung des deutschen Reiches. Jeder, dem in dieser Zeit vergönnt war, sich thätig zu regen, hat den Vortheil, daß in seinem Leben etwas von dem fröhlichen Wirken einer aufsteigenden Volkskraft erkennbar ist... Daß es für mich leicht wurde, in den Kämpfen meiner Zeit auf der Seite zu stehen, welcher die größten Erfolge zufielen, das verdanke ich nicht mir selbst, sondern der Fügung, daß ich als Preuße, als Protestant und als Schlesier unweit der polnischen Grenze geboren bin. Als Kind der Grenze lernte ich früh mein deutsches Wesen im Gegensatze zu fremdem Volksthum lieben, als Protestant gewann ich schneller und ohne leidvolles Ringen den Zugang zu freier Wissenschaft, als Preuße wuchs ich in einem Staate auf, in dem die Hingabe des Einzelnen an das Vaterland selbstverständlich war."

Dann untersucht er, was ihm als Förderung und Beschränkung durch seine Eltern und Vorfahren zu Theil geworden, denn „viele Erfolge sind uns nur möglich geworden durch die Gabe, welche aus dem Leben unserer Eltern auf uns übergegangen ist und durch Anderes, was ältere Vergangenheit der Familie uns vorbereitet hat." Der Leser erkennt hier unschwer jene Anschauungen wieder, denen wir die Romanreihe „Die Ahnen" verdanken. Namentlich betont der Dichter mit Nachdruck die echte Deutschheit seines Geschlechtes, die bekanntlich von einigen slavischen Heißspornen angefochten worden ist. Diese sonderbaren Schwärmer, die bekanntlich auch Haydn als echtesten Croaten und Lessing als untrüglichen Wenden für ihr Schriftthum anectiren wollten, behaupteten ohne weiteres, daß Freytag ein Pole sei, weil einer seiner Altvordern seinen Namen einst in's Polnische übersetzt und sich „Piontek" genannt haben soll. Unser Dichter ignorirt mit Recht diese albernen Revendicationen, weist aber dafür mit Nachdruck die unverfälschte Deutschheit seines Geschlechtes bis in's 16. Jahrhundert nach. „Die Vorfahren", führt er aus, „hielten unter slavischem Volk auf die deutsche Art, wie man aus den Namen ihrer Frauen schließen darf, die bis zu dem meiner Mutter sämmtlich deutsch sind. Als Johann Freytag um 1650 eine Anna Wütherich — althochdeusch Wuotanarich — heirathete, da wurden auf einem Bauernhofe die Namen unserer beiden großen Heidengötter Frija und Wuotan nach den Schrecken des dreißigjährigen Krieges zu christlicher Ehe verbunden..." Prächtig sind die seinen Kinderjahren, seiner Knaben- und Schulzeit gewidmeten Capitel. Es folgen sich sonnige Genrebilder aus der Kinderstube, aus Hof und Garten; liebevoll ausgeführte Porträts seiner Eltern, seines Bruders, seines Oheims, des Pastors Neugebauer; interessante Bemerkungen über seine erste Lectüre, seinen ersten Roman, der natürlich eine Robinsonade war, und seinen ersten theatralischen Eindruck. Namentlich ein Schauerstück „Die Waise von Gent", in dem ein verruchter Bösewicht mit seinem Dolche ein hilfloses Mädchen bis zum Schlusse verfolgt, erregte in ihm ein Entsetzen, das er noch heute nach-

*) Leipzig, S. Hirzel. 22 Bde. oder 48 Lieferungen.

Digitized by Google

fühlt, und einen Abscheu gegen die Quälerei Unschuldiger in den Darstellungen der Kunst. „Dieser Abscheu vor dem Häßlichen, d. h. vor Wirkungen, welche beängstigen und quälen ohne zu erheben, ist mir durch das ganze Leben geblieben und hat mich später gegen alle Poesie der französischen Romantiker verhärtet."

Als der dreizehnjährige Knabe das Gymnasium zu Oels bezog, wo er bei seinem hochgebildeten Onkel Carl Freytag wohnte, wurde ihm das Lernen leicht, doch blieb er darin selbstwählerisch und eigenwillig. Dann kam die Lesewuth. Er vertiefte sich in Walter Scott, Cooper, die ihm noch heute Hausfreunde geblieben sind, mit denen er oft verkehrt, und erst allmählich und spät wirkte die Poesie unserer großen Dichter auf ihn ein. Er lernte Schiller's Dramen aber erst würdigen, als ihm Shakespeare nicht mehr fremd war, und „die edle Schönheit der lyrischen Poesie Goethe's aber gar erst als Mann." Zu Ostern 1835 bezog er die Universität Breslau. Er und seine Lehrer waren der Meinung, daß er auf den gebahnten Wegen der classischen Philologie fortgehen würde. Plato, „dieser schöne Mann der griechischen Philosophie", langweilte ihn sehr ausgiebig, dafür wurde er durch Hoffmann von Fallersleben in das weite Gebiet der germanischen Alterthümer und „in die Werkstatt eines echten Lyrikers" eingeführt. So machte er denn auch Gelegenheitsgedichte, doch war „dergleichen Gewöhnung an Schulmeisterverse und gereimte Prosa innigem lyrischem Schaffen gar nicht günstig, weil die Seele sich an das vorschnelle und phrasenhafte Ausgeben gewöhnt." Im Herbst 1836 ging er nach Berlin, wo er unter Lachmann's Aegide promovirte; seine Dissertation über die Anfänge des deutschen Drama's fiel gut aus, doch bei der mündlichen Prüfung gewann er „nur gerade das Lob, welches erforderlich war, um zu den Ehren eines Doctors befördert zu werden." Nach Kreuzburg zurückgekehrt, konnte der junge Doctor sich nicht enthalten, ein in Berlin ausgedachtes mittelalterliches Ritterstück zu beenden: „Die Sühne der Falkensteiner," in Prosa, gefühlvoll, „trotz der Beschäftigung mit Shakespeare und dem Theater noch ganz in epische Fäden eingesponnen." Eine lateinische Dissertation über die Dichterin Hrosvitha verschaffte ihm die venia legendi für Sprache und Literatur an der Universität Breslau. Ehe er jedoch die „hoffnungsreiche Stellung eines Privatdocenten" antreten konnte, mußte er seiner Militärpflicht genügen. Das Recht auf das Freiwilligenjahr wurde ihm aus einem formellen Grunde abgestritten, der Docent als Gemeiner auf drei Jahre assentirt und in der Folge solchen Plackereien ausgesetzt, daß er einem hitzigen Nervenfieber beinahe erlag. „Mein altes Preußen hat mich auch nicht mit Sammetpfötchen angefaßt," bemerkt der Dichter mild. Doch konnte er schon vom Sommersemester 1839 ab sich seiner Docentenschaft widmen, die er übrigens bald wieder aufgab, und daneben debütirte er als lyrischer Dichter. Die Gesammelten Werke bringen eine Auswahl aus der 1845 unter dem Titel: „Aus Breslau" erschienenen Gedichtsammlung. Die beste Kritik darüber schreibt jetzt der Verfasser der „Erinnerungen". Er sei kein lyrischer Dichter. „Wenn mich etwas wirklich bewegte, so tönten in mir der Stimmung entsprechend stundenlang Worte und Noten irgend eines alten Volksliedes, und ich hatte nur selten das Herzensbedürfniß, dafür eigenen Ausdruck zu finden. Was mich zur Darstellung lockte, war fast immer eine Situation, in der ich eine andere Persönlichkeit empfand, die poetische Erzählung." Da haben wir also schon den Dramatiker und Epiker in nuce. Freytag berichtet von einigen unbekannt gebliebenen dramatischen Arbeiten, einem Festspiele, einer Oper „Russen und Tscherkessen", worin sich die Liebenden zuletzt selbst in die Luft sprengen; einer politischen Posse „Dornröschen" und einem Drama „Der Gelehrte", dessen erster und einziger Act im 1. Bande der dramatischen Werke steht, einem modernen Versuch im Bühnenjambus. Dann folgt sein Lustspiel: „Kunz von der Rosen oder die Brautfahrt," zu welchem ihm Fugger's Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich den Stoff gab.

„Das Stück wurde 1841 im Sommer zu Breslau geschrieben, mit großer Wärme und Freude und sehr ungenügender Kenntniß der Bühne. Es war gerade fertig, als mir in der Zeitung eine Bekanntmachung der Hoftheater-Intendanz zu Berlin in die Hände fiel, worin diese einen Preis für ein Lustspiel höheren Stils aus der Gegenwart ausschrieb. Es war am Ende des Jahres, kurz vor dem Schlußtage der Ablieferung. Ich dachte, wie junge Autoren in solchem Falle zu denken pflegen: unleugbar stammt die Handlung der „Brautfahrt" nicht aus der Gegenwart, und den Preis wird man ihr wohl nicht zutheilen; aber wenn sie eingesendet wird, so hat sie Aussicht auf baldige Beurtheilung, und man kann immerhin nicht wissen, was geschieht. Schnell wurde das Stück abgeschrieben und nach Vorschrift ohne Namen des Verfassers eingesendet mit dem Motto aus Bürger's Leonore: »Weit ritt ich her von Böhmen, ich habe spat mich aufgemacht«. Der Winter kam, neue Frühlingsknospen standen an den Bäumen, und ich dachte nicht allzu oft an das eingesendete Stück. Da fand ich Ende März 1842 in einer Berliner Zeitung wieder eine Bekanntmachung der Intendanz, sie habe, statt einen ersten und zweiten Preis zu ertheilen, vorgezogen, vier Stücke mit gleichem Preise zu bedenken. Dazu die vier Kennzeichen, welche durch die Verfasser eingesendet waren, und das letzte war das meine. Sehr, sehr angenehm. Natürlich beeilte ich mich, die Intendanz von meiner Persönlichkeit in Kenntniß zu setzen, und erlebte die hoffnungsreichen Monate eines jungen Dichters, dessen Stück zur Aufführung angenommen ist. Ich ließ jetzt das Lustspiel als Manuscript drucken, versendete es an die größeren Theater, liniirte Bogen und legte ein Heft an mit der Aufschrift: »Acta der Brautfahrt«, worin ich die Correspondenz und die zu hoffenden Einnahmen zusammentragen wollte. Das Stück wurde, so viel mir bekannt geworden, in der nächsten Folgezeit auf zwölf Theatern aufgeführt ... Auch wo die erste Darstellung wohlwollend aufgenommen wurde, wie in Cassel, vermochte sich das Lustspiel auf die Länge nicht zu behaupten ... Es lag länger als ein Drittel-Jahrhundert sicher vor Wind und Wetter der Aufführungen in dem stillen Hafen der Bücherdramen abgetakelt, da schrieb im Jahre 1881 Dingelstedt aus Wien, er beabsichtige, das Stück bei der Vermählung des Kronprinzen Rudolf aufzuführen, und ersuche um scenische Einrichtung zu diesem vornehmen Zwecke. Ich sprach gegen seine Absicht alle naheliegenden Bedenken aus und überließ ihm, wenn er dennoch die Aufführung unternehmen wolle, das Stück nach den Bedürfnissen seines Publicums und der festlichen Veranlassung selbst einzurichten. Das that er, bereits erkrankt — es war wohl seine letzte größere Regie-Arbeit — und Dank der Veranlassung, der glänzenden Ausstattung und der freundlichen Hingabe seiner Schauspieler, erreichte das Stück einen anständigen Erfolg, und der Autor machte die Erfahrung, daß man Unglaubliches erlebt, wenn man nicht vorher stirbt."

Viel besser ging es unserem Dichter mit seinem nächsten Stücke, dem 1846 zu Breslau geschriebenen Schauspiele: „Die Valentine", das seinen Ruhm als Dramatiker eigentlich begründete.

„Es ging mir dabei, wie bei allen meinen späteren Arbeiten von freier Erfindung; langsam kam mir die Wärme für den Stoff, deren ich bedarf, um überhaupt schreiben zu können. Sobald aber die Hauptcharaktere und die Situationen feststanden, ließ mich die Arbeit nicht los und die Ausführung war wieder eine Zeit stiller Freude und gehobener Stimmung. Das Schauspiel zeigt deutlich den Geschmack jener Jahre und ein wenig auch die Einwirkung der französischen Komödie. Für jeden Helden, den der Dichter ersann, war es damals wünschenswerth, sich in der Fremde gerührt zu haben. Das kleinstaatliche Wesen der deutschen Heimath, die engen Verhältnisse und unsere alte Spießbürgerei wurden mit großer Verachtung verurtheilt. Aber, was bedenklicher war, in der Sehnsucht nach größerer Freiheit wurde auch die herkömmliche Auffassung von Sitte und Sittlichkeit mit kritischem Blicke betrachtet und oft zu niedrig geschätzt. In der »Valentine« verräth der freie Held Georg am auffälligsten die Unfreiheit des Dichters.

1847 siedelte Freytag ganz nach Dresden über, heirathete und stand mitten im geselligen Verkehr. Auch Richard Wagner wurde ihm damals in einer größeren Gesellschaft vorgestellt.

„Dieser erzählte bei einem Begegnen im Herbste 1848, daß ihn die Idee zu einer großen Oper beschäftige, die in der germanischen Götterwelt spielen solle; der Inhalt aus der nordischen Heldensage stand ihm noch nicht fest, aber was ihn für die Idee begeisterte, war ein Chor der Walküren, die auf ihren Rossen durch die Luft reiten. Diese Wirkung schilderte er mit großem Feuer. »Warum wollen Sie die armen Mädchen an Stricke

Digitized by Google

hängen, sie werden Ihnen in der Höhe vor Angst schlecht singen?« Aber das Schweben in der Luft und der Gesang aus der Höhe war für ihn gerade das Lockende, was ihm die Stoffe aus dieser Götterwelt zuerst vertraulich machte. Nun ist für einen Schaffenden nichts so charakteristisch, als das Ei, aus welchem sein Vogel herausfliegt. Die Freude an unerhörten Decorations-Wirkungen ist mir immer als der Grundzug und als das stille »Leitmotiv« seines Schaffens erschienen."

In Dresden entstand auch das Schauspiel „Graf Waldemar." An dieser Stelle wurde unlängst (in Nr. 43) ein bisher noch unbekannter Brief an Ludwig Tieck, dessen Bekanntschaft Freytag 1847 in Dresden gemacht, abgedruckt, worin der Dichter den Kritiker wegen der Pistolenscene des Stückes um Rath fragte. Es wird nicht unwillkommen sein, aus den „Erinnerungen" nachzutragen, daß jene gewagte Schlußscene auf Drängen der Schauspielerin Unzelmann „mit Recht" abgeändert wurde. Sollte hier nicht eine Verwechslung mit Tieck vorliegen? Dieser war übrigens gegen den jungen Freund von anmuthiger Herzlichkeit und studirte sogar die Rolle der Georgine mit der schönen, aber geistlosen Schauspielerin Viereck ein. „Auch die persönliche Bekanntschaft that mir wohl, die wunderbar leuchtenden Augen in dem ausdrucksvollen Haupte, welches wie ermüdet über die zusammengedrückte Gestalt neigte, und die milde, feine Weise, in welcher er sprach und zu fragen wußte."

Um diese Zeit trat die leidige Politik in Freytag's Leben, und der Dramatiker wurde zum Journalisten. Was das Jahr 1848 für Aufgaben stellte, schien ihm größer, als alle Eroberungen auf der Bühne. Eine Aufforderung Heinrich Laube's, sich durch einen böhmischen Wahlkreis in die Frankfurter Nationalversammlung wählen zu lassen, lehnte er zwar ab, denn er hielt eine Volksvertretung, in welcher Oesterreich mit seinem ganzen Bundesgebiet lagerte, nicht für die Stätte, auf welcher die Entscheidung über die deutsche Zukunft getroffen werden könnte. Da machte er eines Tages die Bekanntschaft von Julian Schmidt, eines „kleinen Herren, dem hübsche blonde Locken ein rundliches rosiges Kindergesicht einfaßten;" und es ergab sich eine solche Uebereinstimmung in den Ansichten, nicht nur über Preußen und die deutsche Unordnung, auch über verkehrte literarische Richtungen der Zeit, daß die Freunde zusammen die Redaction des „Grenzboten" übernahmen. „Das Arbeitsgebiet war nicht fest vertheilt, doch besorgte Julian in der Regel die deutschen Artikel, ich die österreichischen und das Ausland, er außerdem fast die ganze Literatur und Kunst, mit Ausnahme des Theaters." Später wechselten sie in der Redaction halbjährig ab, wodurch jeder von Beiden durch ein halbes Jahr Muße zu größeren Arbeiten erhielt. Im Sommer pflegte unser Dichter regelmäßig in Siebleben bei Gotha zu weilen, wo er das Minister Frankenberg'sche Haus erworben hatte, in welchem Carl August von Weimar, Goethe und Voigt auf ihren Fahrten nach Eisenach zu rasten pflegten. Hier entstand in den drei Sommermonaten das beste deutsche Lustspiel. „Ich war unter das Völklein der Journalisten gerathen und trug im Herzen die Bilder vieler närrischer Käuze, die ich kennen gelernt. Da machte es sich wie von selbst, daß ich dies Stück Welt, in welchem ich mit Behagen verkehrte, für mein altes Handwerk in Anspruch nahm."

„Die Journalisten" wurden geschrieben, bevor die unglückliche Erfindung eines Zwischenvorhangs die Acte, welche Scenenwechsel haben, auseinanderriß. Deshalb ist im zweiten und vierten Act die Verwandlung nicht vermieden. Als einige Zeit darauf Eduard Devrient von einer Sitzung der Bühnenvorstände nach Siebleben kam und zufrieden mittheilte, es sei beschlossen worden, den Scenenwechsel innerhalb der Acte durch Herablassen eines Zwischenvorhangs zu decken, damit das widerwärtige Umstellen der Coulissen und Möbel den Augen der Zuschauer entzogen werde, da war der befreundete Mann betroffen, als ihm entgegengehalten wurde, daß man den Teufel austreiben wolle durch den Obersten der Teufel. Denn der Zusammenhang der Stücke wurde durch die neue Erfindung in ganz neuer Weise zerrissen, die Regisseure konnten sich seitdem nicht versagen, durch reichlichere Ausstattung mit allerlei Kram und unwesentlichem Beiwerk die einzelnen Scenen zu verzieren, Stücke mit häufigem Scenenwechsel von Shakespeare, Heinrich von Kleist und Anderen wurden in eine Reihe von Situationsbildern aufgelöst, und das ist ein sehr ernster Uebelstand für die künstlerische Gesammtwirkung dieser Stücke geworden. Wollte man den unleugbaren Uebelstand des Scenenwechsels bei offener Bühne mindern, so mußte man die vervollkommnete Technik unserer Bühneneinrichtungen gerade hier in Anwendung bringen, wo sie noth that, um den Wechsel durch Maschinerie, Versenkungen u. s. w. so schnell als möglich zu bewirken, immer aber mußte die Ausstattung der Scene mit Versetzstücken und Möbeln auf das Nöthigste beschränkt bleiben. Das Publikum freilich gibt sich gern der Betrachtung eines wohlgefälligen Theaterbildes hin, auch dem Schauspieler fördert vielleicht schmuckvolle Einrichtung einmal die gute Stimmung und kleine Kunstwirkungen. Aber Beides ist unwesentlich gegenüber der Gefahr, daß die Nebendinge zu einer Hauptsache werden. Wir haben seitdem erlebt, wie das Streben nach historischer Treue, stilvoller Einrichtung der Scenen, nach Beleuchtungseffecten, zeitgemäßem Costüm und Geräth sich ausgebreitet hat. Für die ernste Kunst ist das kein Vortheil. Alle guten dramatischen Wirkungen eines Stückes können vollständig zur Geltung kommen und würden in manchen Fällen größer sein, auch wenn das Stück von Anfang bis zu Ende vor demselben dunkeln Hintergrunde abgespielt werden müßte. Denn der Zuschauer ist sich doch immer bewußt, daß er nicht der Wirklichkeit gegenüber sitzt, und er soll diese stille Empfindung auch gar nicht verlieren. Nun ist selbstverständlich, daß wir nicht zu dem einfachen Brettergerüst alter Zeit zurückkehren können, und daß auch in Decorationen, Tracht und Beiwerk auf einen gewissen mittleren Durchschnitt der geschichtlichen Bildung unter den Zuschauern Rücksicht genommen werden muß. Diese Beachtung unserer geschichtlichen Kenntnisse darf sich aber auf der Bühne nie in den Vordergrund drängen. Und der Dichter, welcher es ehrlich mit seiner Kunst meint, wird sich sorgfältig hüten, solche decorative Wirkungen in seine Arbeit aufzunehmen. Er ist durch den Zwischenvorhang ohnedies in die Lage gebracht, jeden Scenenwechsel innerhalb des Actes vermeiden zu müssen. Das ist für ihn, zumal bei historischen Stoffen, eine Aufgabe, die oft unüberwindlich scheint. Aber fast immer vermag kluge Erfindung darüber hinwegzuhelfen.

Erst 1858 entstand die Römertragödie „Die Fabier", das letzte veröffentlichte dramatische Werk unseres Dichters. Er erfreute sich dabei, wie er versichert, des vollsten Genusses, welcher mit dem Erfinden tragischer Momente verbunden ist. „Es ist der höchste, den der Dichter erhalten kann; man meint, während des begeisterten Schaffens bei einzelnen Stellen zu empfinden, wie sich das eigene Haar auf dem Haupte sträubt. Dieser eigenthümliche Genuß des Furchtbaren ist dem Dichter weit mehr und wohlthuender als dem Zuschauer beschieden." Daß das Werk schon seines fremdartigen Stoffes wegen auf der Bühne nicht die volle Wirkung ausüben werde, darüber war er sich selbst klar. Und nun analysirt er wieder mit großem kritischen Scharfsinn sein Geisteswerk und weist die Hauptfehler nach. Die breit ausgeführte Handlung zeige nicht zwei, sondern drei Parteien, welche gegen einander ringen; das mache die Handlung zu künstlich und zu breit.

„Und ich fragte mich, woher diese Unsicherheit entstanden sei. Der Verfasser war ja in dramatischen Dingen — man verzeihe das harte Wort der Selbstkritik — neunmal klug, wie durfte ihm so etwas begegnen? Endlich erkannte er, daß dies ein kleiner gelehrter Zopf sei, der ihm während der jahrelangen Entfernung vom Theater, bei den Arbeiten über Politik und Völkerleben in dem innigen Verkehr mit gelehrten Männern und historischer Wissenschaft gewachsen war. Denn die ganze Schwäche des Baues rührt im Grunde daher, daß der Verfasser sich wie ein Historiker den ganzen Stamm der Fabier als den tragischen Helden des Stückes gedacht hatte, und das ist beim Drama durchaus nicht ausführbar ... Wer auf die Länge mit Erfolg für die Bühne schreiben will, muß im festen und dauernden Verkehr mit dem Theater bleiben, wenn er sich während des Schaffens eine sichere Empfindung für den Bau des Dramas und die Scenenführung erhalten will. Sogar dann ist solche Feinfühligkeit ein Besitz, welcher dem Dichter, zumal wenn er nicht selbst Schauspieler ist, leichter verloren geht, als Anderes in seinem Gestaltungsvermögen. Der größte der deutschen dramatischen Dichter, Schiller, vermochte diesen Besitz nicht zu bewahren, er hat ihn in der Jugend sicherer als in späterer Zeit; gerade in seinen letzten Stücken, dem »Tell« und dem »Demetrius«, ist die haushälterische Herrschaft über die Handlung fast verloren. Ja, sogar Shakespeare zeigt in seinen alten Tagen im »Macbeth« und im unzweifelhaft echten »Timon« die geringere Sicherheit im Baue der Handlung, als in früheren Lebensjahren."

Digitized by Google

Unmittelbar nach Vollendung der „Fabier" lockte es Freytag, die Lebensbedingungen des dramatischen Schaffens an Stücken hohen Stils wieder einmal genau in's Auge zu fassen. Er hatte dazu, wie er erzählt, noch eine andere Veranlassung: „die häufige Zusendung von Bühnenwerken jüngerer Dichter, welche ein Urtheil über ihr Stück und wohl gar über die Stärke eines Talents, welches sich noch gar nicht erwiesen hatte, von mir forderten. Nicht immer war es leicht, solches Vertrauen abzulehnen, und doch konnte an dem fertigen Stücke auch eingehende Kritik vielleicht einzelne Uebelstände entfernen, in den Hauptsachen nichts bessern. Eine Darstellung der Lebensbedingungen des Dramas vom technischen Standpunkte aus mochte für Andere nicht unnütz sein und mir eine zeitraubende und in den meisten Fällen unfruchtbare Arbeit ersparen." So entstand 1863 die treffliche „Technik des Dramas", welche freilich die Behelligungen von Seiten junger Dramatiker statt zu vermindern nur verdoppelte, da sich nun jeder auf die sorgfältig studirte „Technik" berief. Bald darauf wurde er in die Commission zur Vertheilung des Schillerpreises gewählt, die meist aus großen Gelehrten der Universität Berlin wie Ranke, Boekh u. s. w. zusammengesetzt war und sich niemals entschließen konnte, einen Preis vorzuschlagen. Dies war auch bei den „Fabiern" der Fall gewesen, welche für die bestimmte Geldsumme, nicht aber für die Ehre des Preises in Vorschlag gebracht worden waren. Als Freytag von dieser Absicht hörte, schrieb er an den Cultusminister, er möge im Interesse der Stiftung eine solche halbe Maßregel verhindern und jedenfalls bewirken, daß man von ihm gänzlich absehe, da nach den bereits öffentlich besprochenen Ansichten der Commission für ihn irgend welche Zusendung mehr Kränkung als Ehre sein müsse. Der Preis wurde auch richtig nicht ertheilt, aber für die nächste Wahl Freytag zu einem Mitgliede der Commission bestimmt. Hier erzählt der Dichter eine allerliebste Geschichte:

Ich ging also nach Berlin mit der Absicht, dort womöglich die Stiftung wirksam zu machen. Bei den würdigen Herren von der Universität fand sich aber nicht viel guter Wille; Einer und der Andere von ihnen hatte vielleicht seit vielen Jahren kein Theater besucht, und sie waren, um Alles zu sagen, als Preisrichter über ein neues Drama fast so übel daran, wie ein kleiner Trupp Elephanten, welchem zugemuthet wird, Hackenschottisch zu tanzen; fast Jeder trottete seinen eigenen Weg, und sie trompeteten wohl auch einmal gegen einander. Einer von dem Größten, welchem bei einem Besuche vorgestellt wurde, daß die ganze Idee der Stiftung und die Rücksicht auf die gute Meinung des Königs dazu dränge, den Preis zu ertheilen, gab sehr bereitwillig zu, daß auch er die Nothwendigkeit einsehe; aber dem fraglichen Stücke — es waren Hebbel's »Nibelungen« — könne er nicht zustimmen. Nun sei ja ein anderes Stück vorhanden, das ihm die Frauen des Abends vorgelesen hätten, dem würde er den Preis geben. Obgleich dies Stück von keiner anderen Seite Anerkennung gefunden hatte, mußte man doch antworten: »Also schlagen Sie es nur vor«. Er aber versetzte: »Ich werde mich wohl hüten, andere Herren würden doch nicht zustimmen.« — »Dann also bleiben nur die Nibelungen.« — »Kann ich nicht.« Gegen solche Logik war schwer anzukämpfen. Auch einer der nächsten Genossen zeigte wenig guten Willen, vergebens trank ich ihm bis lange nach Mitternacht seinen Wein aus, und vergebens ließ ich das schwarze Eichhörnchen seiner Kinder immer wieder innerhalb der Rockärmel hinauflaufen, damit ihm diese nächtliche Brunhild eine freundlichere Ansicht über gewagte dramatische Wirkungen nahelege, er blieb strotzig. Zuletzt gelang es der gebelustigen Partei doch, in der Sitzung die nöthige Stimmenzahl für Ertheilung des Preises zu gewinnen."

Nun, diese ärgerlichen Berliner Commissionsberathungen hatten wenigstens das Gute, daß sie den Dichter wieder in den Verkehr mit der academischen Welt trugen und ihm die erste Anregung gaben zu seinem Roman: „Die verlorene Handschrift".

(Schluß folgt.)

Der hochdeutsche Ganghofer.

Von Theophil Zolling.

Wenn man von Ludwig Ganghofer spricht, so denkt man zunächst an den Verfasser talentvoller Lebensbilder aus dem bayrischen Hochlande, realistischer Dorfgeschichten und packender Bauernkomödien. Vor Allem hat der „Herrgottschnitzer von Ammergau", das beste und meistgespielte Repertoirestück des Theaters am Gärtnerplatz und durch die Gesammtgastspiele der vielgereisten Hofschauspielertruppe auch in Norddeutschland allbeliebt, Ganghofer's Namen schon in jungen Jahren populär gemacht. Aber mit diesem Werk erging es dem Autor wie so manchen seiner Collegen mit ihrem ersten Erfolg. Mochte er in seinen späteren Werken auf anderen Gebieten noch so viel Gutes und Beifallswürdiges leisten: er blieb in den Augen des Publikums und der Kritik nur immer der Dichter des Herrgottschnitzers. Was eine Anerkennung, ein Sporn sein sollte, wurde für den erfolgreichen Verfasser nachgerade zu einer Dornenkrone, einem lästigen Refrain, der ihn überall verfolgte, einer erdrückenden Liebkosung, die ihm für seine späteren Werke den Athem zu rauben drohte. Und so werden denn auch unsere Leser erstaunt sein, wenn wir ihnen heute sagen, daß Ganghofer nicht nur der Dichter des „Herrgottschnitzers" ist — excusez du peu, pflegte Rossini zu sagen — und daß seine Muse nicht bloß mit Deanerln und Büaberln umzugehen liebt, sondern daß es auch einen „hochdeutschen Ganghofer" gibt, der sich mit Geschick auf dem Parquet bewegt, einen gelehrten Literaturforscher, einen formgewandten Lyriker, ja sogar einen hochmodernen Novellisten, welcher seine socialen Probleme aus dem Leben der Gegenwart schöpft und gelegentlich seine Menschen sogar mitten unter uns in die Reichshauptstadt versetzt. Wir gehen nun freilich nicht so weit, diesen Ganghofer über den oberbayrischen zu stellen, denn seine Volksmuse ist ursprünglicher, aber auch der hochdeutsche Dichter ist ein scharf ausgeprägter, interessanter Charakterkopf und echter Poet, der weit über viele Stadtliteraten zu stellen ist und die liebevolle Beachtung der Kritik wohl verdient.

Am wenigsten schwer wiegt wohl der Gelehrte, obwohl Ganghofer einen tüchtigen Schulsack trägt. Es macht uns den Eindruck, als hätte er eigentlich schon auf der Universität und im Gymnasium vorzugsweise Dichter studirt, d. h. auf Fachkenntnisse nur soweit hingearbeitet, als zu einem ehrenvollen Abschlusse der Studienzeit nöthig war, und vielmehr seine allgemein schöngeistigen Lieblingsstudien stets im Hinblick auf seinen späteren Dichterberuf betrieben. Ist es z. B. ein Zufall, daß der künftige Volksdichter sich besonders mit Fischart beschäftigte? Gewiß nicht, denn der Amtmann von Forbach war einer der wenigen deutschen Schriftsteller, die volksthümlich zum Volke zu sprechen verstanden. Diese Seite ist es denn auch, die in Ganghofers erster Schrift: Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais*), die ihm vermuthlich zur Doctorpromotion diente, besonders hervorgehoben wird. Ohne Zweifel hat der Verfasser als moderner Schriftsteller gar Manches von dem großen Sittenmaler des 16. Jahrhunderts profitirt, weniger nach der sprachschöpferischen Seite hin, denn den Dialekt macht das Volk selbst und läßt sich dabei von den Schriftgelehrten nicht gern etwas am Zeug flicken, sondern in Bezug auf derb witzige Ausdrucksweise, glückliche Bilder, drastische Vergleiche. Auch der Satiriker Fischart hat auf ihn mannigfaltig eingewirkt, wie ein paar schärfere, tendenziöse Drucker in seinen Novellen und Schauspielen beweisen. Daß er bei dem Vergleich, den er zwischen Fischart und Rabelais zieht, zu dem Ergebnisse kommt, der biderbe Straßburger sei dem Pfarrer von Meudon als Schriftsteller nicht bloß ebenbürtig, sondern als Moralist überlegen, ja überhaupt von höherem geistigen Range, verdirbt uns die Freude an der fleißigen Quellenschrift keinen Augenblick. Wer

*) München 1881 Th. Ackermann.

Digitized by Google

sich so eifrig in seinen Lieblingsautor vertieft, hat das Recht, ihn auch ein Bischen zu überschätzen. Unser größter Satiriker war ein sprachschöpferisches Genie, kein bloßer Uebersetzer, sondern ein Nachdichter, der seine Vorlage beim „Verguß in einen deutschen Model" in mehr als einem Punkte übertraf, Alles zugegeben: allein wenn die Gestaltungskraft den Dichter macht, so stand der erfindungsarme Fischart dem phantasievollen Franzosen um Vieles nach. Rabelais war ein Komiker, Poet; Fischart Satiriker, Moralist, und wäre in unseren Tagen ein genialer Journalist geworden, und was Maß und Geschmack anbetrifft, so stehen sie beide auf gleich niedriger Stufe.

Die Beschäftigung mit dem Schöpfer des „Gargantua" bot Ganghofer noch den Vortheil, daß ihm damit die französische Literatur näher trat, und von unseren Nachbarn hat er nicht nur als Dramatiker, wie wir an der trefflichen Bühnentechnik seiner Volksstücke erkennen, sondern noch mehr als Lyriker gelernt. Nicht immer zu seinem Frommen. Wenn er einmal von seinen doch sehr jungen Leiden singt*):

Ich habe — nicht der Letzte, nicht der Beste —
Nur durch des Lebens Schule mich gemüht,
Und jeder Aufschrei, den sie mir entpreßte,
Ward, ohne daß ich's dachte, mir zum Lied,
In dieser Schule hab' ich nur erfahren,
Daß lang die Schmerzen, kurz die Freuden waren —

so liegt darin ein gewisser Faltenwurf, ein stark declamatorischer Zug, etwas Academisches, um nicht zu sagen Französisches, das uns viel weniger wahr anmuthet und ans Herz greift, als ein schlichtes Lied ohne alle Pointen und Antithesen. Darum ist uns auch Ganghofers sentimentale Liebeslyrik, die zuweilen unter dieser stilvollen Drapirung leidet, viel weniger sympathisch, als seine zumal humoristisch empfundenen Lieder, wo der Bayer mit allen Reservatrechten seines süddeutschen Humors singt. Da ist Ganghofer er selbst, ursprünglich, liebenswürdig, eine Natur. In mehreren Gedichten merkt man allzu sehr, daß namentlich Musset es ihm angethan. Ja, er wagte es sogar, dessen Epos „Rolla"**) in deutsche Verse zu kleiden, ein ziemlich undankbares Unterfangen, denn wer sich bei uns für den großen französischen Lyriker interessirt, der ist auch in der Lage, ihn im Original zu lesen. „Ich hatte damals merkwürdig viel Zeit", entschuldigt Ganghofer seine Sisyphus-Arbeit. Immerhin macht die Uebertragung seiner Gewissenhaftigkeit und seinem Formtalent alle Ehre. Manches darin ist ganz vorzüglich wiedergegeben und gehört zu den besten Proben deutscher Uebersetzungskunst. Ganghofer hielt mit Recht den arg in Mißcredit gerathenen Alexandriner bei, und er klingt bei ihm majestätisch und doch knapp und sicher im Ausdruck. Der Eingang hebt an:

„Sehnt ihr die Zeit zurück, da noch des Himmels Söhne
Durchwandelten die Welt, wo reich der Glaube sproß;
Die Zeit da, Jungfrau noch, sich Anadyomene
Aus blonden Locken wand der Mutter bittre Thräne
Und auf den Keim der Welt den Thau der Liebe goß?

Das darf man sehr wohl neben Musset's eigenste Zauberklänge halten, obgleich das letzte Bild das Original sehr frei paraphrasirt:

„Et fécondait le monde en tordant ses cheveux."

In der wohllauterfüllten, feinsinnigen Nachempfindung des espritreichen Liedersängers stellt sich Ganghofer ebenbürtig neben das Form-Genie eines Heinrich Leuthold, welcher ihn auch auf Musset aufmerksam gemacht haben soll. Der reichbegabte Schweizer, der in München verkam und im Wahnsinn endete, gehörte, so weit er überhaupt der Freundschaft fähig war, zu Ganghofers Freundeskreis, ja seine Jammergestalt hat auf den jungen Dichter einen so nachhaltigen Eindruck ausgeübt, daß sie in seinen ersten großen Roman: „Die Sünden der Väter"*) bedeutsam hereinspielt. Jeder, der Leuthold kannte, wird ihn in Ganghofer's Frießhardt wiedererkennen. Dieser Name ist uns aus Schillers „Tell" geläufig, wo er auf dem Personenverzeichniß dicht neben dem seines den Tyrannenhut bewachenden Collegen Leuthold angeführt ist. Das ist doch deutlich. Auch die anderen Bemäntelungen, z. B. daß Ganghofer die Irrenanstalt im Burghölzli bei Zürich, wo der unglückliche Poet starb, wörtlich in Schloßwalden umtauft, lassen eigentlich die Analogie nur frappirender hervortreten. Auch Leuthold's äußere Lebensumstände, seine Redacteurschaft in Bayern, die Reise nach Italien, die Katastrophe in Tyrol, sein Verhältniß zu der edlen „Gräfin", hier Baronin Hettenberg genannt, sein Münchener Untergang, sein Ende im Irrenhaus, es stimmt Alles so genau mit der Wirklichkeit, daß man durch bloße Restituirung der Eigen- und Ortsnamen eine lebenswahre, farbige Biographie, ein literarhistorisches Document gewinnen könnte. Wer den unglücklichen Dichter in seinem Münchener Sumpf gesehen hat, der muß vor Allem die erschütternde Echtheit des Nachtstücks anerkennen, womit Frießhardt in die Handlung des Romans eingeführt wird.

Ueber die Köpfe der lärmenden Gäste aber erhob sich ein langer magerer Arm, den der zurückfallende Aermel fast bis zum Ellbogen entblößte — „Rrruhig, Kinder, rrruhig!" klang eine tiefe, rollende Stimme — jählings verstummte das Lärmen, enger noch rückten die Köpfe zusammen — und dem erhobenen Arme folgte nun ein hagerer Leib, auf dessen knochigen Schultern ein Haupt saß, dem ein erster Blick es ansah, daß sein Träger hier nicht ein Gleicher unter Gleichen war. In dieses hart und eckig geformte Gesicht hatten Leben und Leiden ihre tiefe, unvergängliche Schrift gegraben; zwischen den furchigen, erdfahlen Wangen erhob sich eine starke, seltsam verzerrte Nase; den breiten, farblosen Mund, dessen Oberlippe schütter bedeckt war von einem zernagten Schnurrbarte, umrahmte ein unschöner, fast thierischer Zug — wohl eine Folge des stark hervortretenden Unterkiefers, der durch den struppig abstehenden Knebelbart noch massiger erschien; zwei flackernden Flammen aber glichen die dunklen, rastlosen Augen — und offen thronte der Geist auf dieser hohen, herrlich gewölbten Stirne, welche sich in zwei scharfen Winkeln unter den kurzgeschorenen Büscheln eines schon halb ergrauten Haares verlor. Schweigend stand der Mann eine Weile — aller Augen hingen an seinem Munde, kein Laut rührte sich in der Stube, auf halbem Wege verhielt die mit dem gefüllten Kruge wiederkehrende Kellnerin den Schritt — nun öffnete der Mann die Lippen und begann mit jener tiefen, rollenden Stimme den Vortrag eines Gedichtes. Es war das eine deutsche Uebersetzung der bekannten Longfellow'schen Ballade vom Becher des Sachsenkönigs Wiklaf — und welch' eine sprachgewandte, formvollendete Uebersetzung! Die Art des Vortrages war an sich keine schöne; das singende Anschlagen aller Hebungen und die aufdringliche Betonung der Reime wirkten störend; daneben zeigte die Aussprache eine stark dialektische Färbung — hart und rasselnd klangen die Kehllaute, dumpf abgetönt die Diphthonge und unrein die S-Laute in der Zusammensetzung mit anderen Consonanten: so ward der „König" zum „Chönich", der „Thau" zum „Thou", das „heilig" zum „heulig" — und ich hörte von einem „feschtlichen Mahl" und von „luschtigen Mönchen". Mit dem linken Arme weit in den Tisch sich stützend, sprach er vorgereckten Halses Strophe um Strophe und fuhr dabei, zur einzigen, den Vortrag geleitenden Geste, immer und immer mit dem Daumen der rechten Faust vor seinem Gesichte hin und her, als wollte er sich nach Bauernart bekreuzigen. All' diese äußerlichen Dinge aber, welche beim ersten Sehen und Hören beinahe lächerlich berühren konnten, schwanden von Strophe zu Strophe mehr und mehr aus Aug' und Ohr — und was verblieb, das war der bannende Zauber, der von diesen flammenden Blicken ausging, das war der leidenschaftliche Feuergeist, der aus dem innersten Herztone dieser Sprache loderte und zündend in die Seele des Hörers schlug — in die meine, wie in die rauhen Seelen jener schwerfälligen Gesellen, die den seltsamen Mann in lautlosem Lauschen umringten. Nun sprach er das letzte Wort — und als auch diesem noch athemlose Stille folgte, brach er, mit zitternder Hand den Schweiß von seiner Stirne wischend, in ein häßliches Lachen aus: „Hahaha! Reißt ihr die Mäuler auf! Nicht wahr — das geht auch Euch durch die faustdicken Felle — Ihr Zeloten des Wanstes! Aber ich lieb' Euch — ich liebe Euch! Ihr beweist mir, daß die Welt

*) Zwei Gedichtsammlungen sind schon von Ganghofer (bei Bonz & Co. in Stuttgart) erschienen: „Heimkehr" und „Bunte Zeit"; letztere ehemals unter dem sehr bezeichnenden Titel: „Vom Stamm der Asra".

**) Wien 1883, Verlag von C. Konegen.

*) Stuttgart, Bonz & Co., 2 Bde.

Digitized by Google

auf dem Kopfe steht! Da muß der Olympier zu den Lemuren reden — und zu den Säuen muß ich kommen, damit sie meine Perlen von der Erde heben. Hahahaha!" Man sah es den guten Leuten an, daß sie nicht wußten, wie sie diese Standrede aufnehmen sollten; als aber der dicke Schlächtermeister, sobald er von den „Säuen" reden hörte, ein vergnügliches Gelächter anstimmte, folgten die anderen seinem Beispiele. Doch konnte das Gelächter all dieser Vielen das nervöse Lachen jenes Einen nicht übertönen. „He — Du —" so rief er die Kellnerin an, „Du vollblütige Hebe mit dem Rubens-Inkarnat in Deinen Halsrunzeln — reich' mir den Krug her — den Krug! Es steigt da etwas in mir auf — das muß ich ersäufen! Ersäufen!" Mit beiden Händen griff er nach dem steinernen Trinkgefäße, und unter dem Beifallsjohlen, unter dem Klatschen und Trampeln seiner Tafelrunde stürzte er den Inhalt des Kruges bis auf den letzten Tropfen in seine Kehle.

Heinrich Leuthold's Reden in ihrer Mischung von Cynismus und Geistesblitzen, Wahnsinn und Genie, gibt Ganghofer in seiner prachtvollen Charakterstudie mit fast phonographischer Treue wieder. Hören wir schärfer zu, so begreifen wir freilich das Geheimniß dieses Kunststückes. Der Verfasser läßt in Frießhardts Reden bekannte Strophen aus Leuthold's Gedichten anklingen. Hier umschreibt eine wilde Prosa die gewaltige Ode an die deutsche Sprache, dort tönen uns die in Wohllaut getränkten Rhythmen an Thais, dann wieder die giftige Epistel: Ave Caesar entgegen; ebenso das schöne Ghasel, von dem wir aus der Vorrede zu des Dichters Nachlaß wissen, daß der unheilbare Insasse des Burghölzlies im vollen Bewußtsein seines Elends vor sich hinzusummen pflegte:

Nach Westen zieht der Wind dahin,
Er säuselt lau und lind dahin;
Er folgt dem blauen Strome wohl
Und flieht zu meinem Kind dahin. —
Bring' meinen Thränenregen ihr
Und einen Gruß geschwind dahin! —
Ach, Wolken kommen trüb daher,
Die frohen Tage sind dahin! —

Dieses einschmeichelnde Lied hat Ganghofer sogar zum Leitmotiv seines Romans gewählt. Das „Kind", worunter Leuthold nach zumal schweizer Sprachgebrauch die Geliebte verstehen mochte, faßte unser Autor so auf, als ob da eine väterliche Sehnsucht Leuthold's zum Ausdrucke gelangte — eine kühne Interpretation, die dem Romandichter aber den Stoff und den Titel seines Buches gab. Nun, Frießhardt hat also ein Kind, die Folge eines flüchtigen Sinnenrausches. Mutter und Töchterlein sind von ihm gegangen, und er hört niemals wieder von ihnen. Das Kind der Sünde hat vom Vater die kranke Brust geerbt und stirbt, eine reizende Mädchenblüthe, kaum erblüht, der jung verstorbenen Mutter nach. So werden, nach den Worten der Bibel, die Sünden der Väter heimgesucht, oder, wie es hier eigentlich heißen sollte, die Sünden der Vaterschaft. Diese sind das Problem, dessen nicht so fast Lösung als Exemplificirung die Grundidee des Romans bildet. An drei Exempeln wird die Wirkung dieses Gesetzes demonstrirt, aber nicht, wie in Daudets „Jack", an den unehelichen Kindern, „jenen beklagenswerthen Geschöpfen, denen eine unsaubere Stunde das Leben gab und welche, wenn sie zu Verstand und Sprache kommen und nach ihrem Vater fragen, nur ein Schweigen oder im besten Fall eine unbarmherzige Lüge zur Antwort erhalten." Diese Kinder erfahren auch in Ganghofers Buch ein trauriges Loos: sie sterben an der väterlichen Krankheit, wenn ein blöder Zufall sie nicht unter die Räder eines Wagens wirft. Die eigentlichen „Helden" sind vielmehr die Erzeuger der Sündenfrucht, die illegitimen Väter. Frießhardt, Richard Albert, Egon, welche durch schwere Kämpfe geläutert und den Tod ihrer Kinder entsühnt, endlich in den Hafen des Glücks und der Ehe einlaufen. Bloß Frießhardt geht an originärer Verrücktheit zu Grunde, denn Ganghofer läßt etwas unvorsichtig constatiren, daß der Sinnentaumel allein noch nie die Zersetzung der physischen und poetischen Kraft herbeigeführt habe.

Die drei Väter sind verwandte Naturen, Künstler: zwei Dichter und ein Musiker, alle drei mehr oder minder excentrisch und genial veranlagt. Der Leser kann sie nur schwer auseinanderhalten, um so mehr als sie so ziemlich dieselbe Sprache reden. Es ist ein Bischen wie mit den Bildern unserer Maler der Dreißigerjahre: verschiedene Figuren, aber wenn wir näher zublicken, so sind es dieselben Körper, die nämlichen Köpfe, die gleichen Extremitäten, und wir erkennen, daß sie alle nach einem und demselben Modell copirt wurden. Es sind wohl alles mehr oder weniger Selbstporträts, auch der Erzähler. Der Roman ist nämlich ein Ich-Roman, und der Verfasser hat die Schwierigkeiten desselben auf eine sehr geistreiche Weise besiegt oder doch wenigstens zu umgehen versucht. Sein „Ich" ist nicht so fast der erzählende Autor, sondern soll der Leser selbst sein. Diese Mittelfigur personificirt die Gesammtheit der Empfindungen, die den Leser bei der Lectüre des Romans überkommen, zu einem die Handlung begleitenden Ich. Er hat kein festes, klares Gesicht, keinen deutlich erkennbaren Charakter, wie er denn auch keinen bestimmten, sondern irgend einen beliebigen Leser vertritt. Es ist ein origineller Einfall, daß der Held des Romans am Schlusse desselben diesem „Ich" erzählt, daß er beabsichtige, das Erlebte in einen Roman zu verarbeiten und diese „Ich"-Theorie durchzuführen.

Wie der Leser ein neues Buch zur Hand nimmt, um sich in neue Verhältnisse versetzt und mit neuen Menschen in Beziehung gebracht zu sehen, so betritt mein „Ich" eine ihm noch unbekannte Stadt und kommt mit Menschen in Berührung, die ihm fremd sind, denen er aber näher zu treten sucht, sobald die Wahrnehmung kleiner, spannender Momente seine Neugier weckt — genau in dem Maße, in welchem die ersten Pulsschläge der beginnenden Handlung das Interesse des Lesers erregen. Dieser folgt nun den Ereignissen, die das Buch ihm schildert; er fühlt mehr oder weniger tiefe Sympathie für diese oder jene Figuren, stellt sich mit seinem Herzen auf ihre Seite und kämpft mit ihnen im Geiste gegen feindselige Mächte und widriges Geschick; schließlich aber, wenn die Handlung sich zu drängen beginnt, läßt er allen Kalkul beiseite, geht in ihr völlig auf, wird von ihr mit fortgerissen und durchlebt sie an der Seite der ihm sympathischen Figuren, als wäre er wirklich mit ihnen verknüpft und verwachsen. All diese Gefühle und Stimmungen setzen sich nun bei meinem „Ich" in eine Art von Handlung um; er wird Partei für die Einen und wider die Anderen; er kalkulirt und forscht; was der Leser fürchtet, sucht er zu verhindern, was jener hofft und wünscht, das sucht er zu ermöglichen und zu verwirklichen; und das gelingt oder mißlingt ihm, so wie die Erwartungen des Lesers sich erfüllen oder täuschen; aber während er sich dabei fast unlöslich in die Handlung zu verstricken und sie mit eigenen Händen zu führen scheint, läuft er doch nur immer nur hinter den Ereignissen her — er fühlt sich wie ein wirklich Handelnder, bleibt aber doch immer nur ein Schauender und Erfahrender. Natürlich verliebt er sich auch im Laufe der Geschichte — und zwar in jene Figur, die meines Erachtens im Herzen des Lesers die meiste Sympathie erwecken muß. Diese Liebe wird freilich unwillkürlich einen etwas komischen Anstrich haben — diese Liebe ohne Hände und Füße, die nicht weiß, was sie mit sich selbst beginnen soll, da ja von Anfang an der geliebte Gegenstand außerhalb des Bereiches ihrer Wünsche lag. Und schließlich, wenn alles vorüber und geschehen ist, wird mein guter Ich mit seiner zu kurz gekommenen Liebe dastehen, einsam wie zu Anfang, losgelöst von all diesen Ereignissen, die jetzt ihn verlassen haben, und fern von jenen Menschen, an deren Seite er stand mit seiner ganzen Seele — genau so, wie der Leser vor dem geendeten Buche steht, allein mit sich und seinen spielenden Gedanken, leise Wehmuth im Herzen, daß er von jenen Menschen scheiden mußte, die ihm lieb geworden.

Das ist jedenfalls kunstvoll erdacht, und Ganghofer hat das verzwickte Problem auch mit großer Geschicklichkeit durchgeführt. Die vier Parallelhandlungen sind vortrefflich mit einander verknüpft und niemals ermüdend, höchstens daß die Ausführung da und dort zu sehr in die Breite geht. Den Dramatiker von Fach spürt man an dem bewegten Pulsschlag mehrerer Scenen, und erscheint auch Einiges zu gewaltsam und aufregend, so wird doch kein Leser ein lebhaftes Interesse entziehen können. In der allzu ausführlichen Jugendgeschichte Richards fühlt man neufranzösische Nachwirkungen. Der Dialog geht nicht nur in die Breite, sondern wohl auch in die Tiefe, und der sittliche Ernst und Wahrheitsdrang, womit der Verfasser die Dinge betrachtet und bespricht, erfüllt uns

Digitized by Google

überall mit Hochachtung. Figuren und Charakterzeichnung sind reich und scharf. Eine prächtige Gestalt kann man die Schauspielerin Martha nennen; die Schwestern Barka sind vortrefflich individualisirt; das größte Lob verdienen aber die komischen Figuren: der sanfte Klavierlehrer und vor Allem der joviale Maler Köhler. Das sind Gestalten wie aus einem Guß, sauber in der Detailzeichnung und von einem erquickenden Humor. Ganghofer hat immer den richtigen epischen Zug in seiner Erzählung und ist überall anschaulich und gegenständlich. Das Beste sind die Scenen mit Frießhardt, die Abendgesellschaft bei Martha, der Tod der kleinen Marietta, die Première von Richards Stück in München und vor Allem das ganze erste Buch, das in Berlin spielt. Das Studentenviertel in der Charité-Gegend und die Figuren der Berliner Bohême mit ihrer Chambregarnie-Wirthschaft ist mit großer plastischen Kraft wiedergegeben. Es ist offenbar das Berlin der ausgehenden Siebzigerjahre, denn der Autor spricht einmal von dem „kurz entstandenen Gemäuer der Stadtbahn". Nur selten, daß uns da einmal ein süddeutscher Anklang, etwa ein „auf etwas vergessen" oder wenn die Keller und Läden wienerisch „Gewölbe" genannt werden, den absolut treuen Localton verdirbt. Ueberall umweht uns die Atmosphäre der Reichshauptstadt.

Es wäre doch sonderbar, aber überraschen würde es uns nicht im geringsten, wenn diesem Altbayer, diesem ewigen „Dichter des Herrgottschnitzers" mit seinem nächsten Werke das gelingen sollte, was neuerdings so viel Berufene und Unberufene, echte Norddeutsche und eingelebte Reichshauptstädter vergeblich anstreben: der Berliner Roman.

Feuilleton.

Die Flucht aus Egypten.

Von P. Hann.*)

Meine Freunde behaupten, ich hätte ein unerhörtes Glück, Narrenglück; doch das Letztere sagen sie nur, wenn ich ihnen den Rücken kehre. Aus kümmerlichem Zigeunerleben wurde ich wie Aladin durch einen glatten goldenen Reif in eitel Glanz und Behagen versetzt, meine kleine Frau ist reizend, unser Kind das erstaunlichste und vollendetste aller Kinder. Und mein Beruf besteht darin, daß ich den Gästen meines Schwiegerpapas mit seinen Cigarren aufwarte und ihnen Feuer anbiete. Schwer ist er nicht, auch nicht anstrengend, und Johann sowohl als Christian sehen mich mit mißgünstigen Augen an. Denn abgesehen davon, daß sie Fräcke mit farbigem Passepoil und Messingknöpfen nebst kurzen Hosen, die sie an den Knieen spannen, tragen müssen, während ich noch immer in meiner Eigenschaft als „einer der hoffnungsvollsten und vielversprechendsten unter unseren jüngeren Künstlern" im malerischen Sammtröckchen herumspaziere, habe ich gerade den leichtesten und angenehmsten Zweig der Bedienung zugewiesen erhalten. Ja, wenn ich mit der schweren Bratenschüssel, beständig zitternd, daß ich den Saft bei einer hastigen Bewegung der verehrten Gäste über ihre Kleider ausschütten werde, die Tafel zu umkreisen hätte, dann gäben sie sich zufrieden, aber so wirke ich entschieden demoralisirend auf den Geist des freiherrlichen Domestikenthums. Ertappt mich dasselbe während meiner Berufsthätigkeit beim Anstecken einer Cigarre, flugs zieht es sich in irgend einen Winkel zurück und thut sich an dem besten Stück des für die Tafel bestimmten Geflügels gütlich. Gleiches Recht für alle — Lakaien!

Davon spreche ich mit meiner Frau, als wir neulich Abends, ich glaube zum erstenmal seit unserer Hochzeitsreise, ohne unsere irdische Vorsehung beisammen sitzen dürfen. Sie sieht mich mit ihren veilchenblauen Augen, um derentwillen ich mich in den vergoldeten Vogelbauer sperren ließ, hülflos an. Sie kann nichts dafür, daß Johann nur sie um ihre Befehle frägt, wenn ihn der Telegraph in die Zimmerflucht ruft, die uns die irdische Vorsehung in ihrem Palais eingeräumt. Ihre Schuld ist's auch nicht, daß die Freifrau von Wurmhaupt — die mir als ein unumstößlicher Beweis für die Seelenwanderung erscheint, denn wenn sie nicht in einem früheren Dasein ein commandirender Brigadechef gewesen ist, der beim Avancement oft übergangen und dessen Gemüthsart dadurch in's Säuerliche getaucht wurde, dann darf man sich auf keine psychologischen Anzeichen mehr verlassen — alle 24 Stunden einen Tagesbefehl erläßt. Bruno Hellwald, der doch nichts zu thun hat, während Papa, trotzdem er es in der Welt bereits hübsch vorwärts gebracht, noch immer seinem Bankgeschäfte vorsteht, begleitet die Damen des Hauses in die Volksküche, den Blumenbazar, die lebende Bilderprobe, das Concert, die Soirée, er trägt Schwiegermamas Shawl und hält den Regenschirm über ihr Haupt. Und wenn die Züge meines hochgeschätzten Schwiegerpapas den Verdruß verrathen, daß er sich in eine faule Speculation eingelassen, da er von dem kostspieligen Habenichts nicht einmal als von meinem Schwiegersohn, dem bekannten Maler, sprechen kann, dann würde Ida mit eigenen Händen einen Thron bis nach Wolkenkuckuksheim bauen, mich darauf setzen und mich unter ansehnlichem Verbrauch von Weihrauch versichern, meine „Spitzenklöpplerinnen" — das einzige Bild, das ich je ausgestellt und das mir einen Namen gemacht (natürlich war dies bevor ich mich einfangen ließ) — stemple mich zum bedeutendsten aller jetztlebenden Künstler. Ihretwegen brauchte ich kein zweites zu malen, sondern könnte wie Petz im Winter von seinem Fett von meiner Berühmtheit zehren, und das thue ich ja auch, solange ich im Käfig sitze. Meine Vorsehung hat mir, bedachtsam wie sie ist, am äußersten Ende der Zimmerflucht ein Atelier eingerichtet, von wo aus ich das freiherrliche Bankhaus mit der Glorie unvergleichlicher Kunstschöpfungen beglänzen soll; wie in einer Krambude sind darin Gliederpuppen und ganz echte Costüme aufgestapelt. Mit unmoralischen Modellen soll ich natürlich nichts zu schaffen haben, und das ist ja auch gar nicht nöthig; wenn ich der einen Figur den Calabreser aufstülpe und den Schnauzbart aufklebe, dann sieht sie wie ein Brigant aus dem Wachsfigurencabinet aus; versehe ich sie mit einem langen weißen Hanfsträhn, dann wird sie einem Anachoreten zum Verwechseln ähnlich. Andere Puppen lassen sich vortrefflich als altdeutsche Mägdulein, lesende Damen, Kartoffel schälende oder Hühner fütternde Bäuerinnen verwerthen. Aber das Malen „erquicklicher" Genrebilder liegt ja in so bewährten Händen, und wenn ich die schöne weiße Leinwand vollschmiere, dann soll es mit etwas Eigenem, aus dem Innern Geschöpften sein. Leider wurde mir in meiner Kindheit eine gewisse dunkle Brille aufgesetzt, die meine Augen für das Malen von Sammt, Seide und echten Spitzen etwas ungeeignet macht; und wie kann ich, ohne eine gute Dosis von Tartüfferie die Hand auf die Wundenmale der Creatur legen bei Schnepfenbraten und altem Burgunder?

Davon will ich mit meiner Frau sprechen. Mein Gott, ich muß die paar günstigen Augenblicke ausnützen; ich habe sie mir nur durch einen Handstreich erkauft. Die Vorsehung hüllte sich in Wetterwolken, als ich mich vor einer halben Stunde weigerte, in die Oper mitzufahren. In bald 2 Jahren geschah es zum erstenmal, und da wollte sie mir meine nervösen Kopfschmerzen nicht gönnen!

„Ich dachte, die bekomme man nur von Ueberanstrengung," meinte sie so säuerlich, als stecke sie noch in ihrer früheren Leibeshülle und gratulire mit leerer Brust einem Kameraden zu seinem Orden.

„Armer Bruno, sein Kopf glüht!" ruft meine Frau, die beständig zu ebnen und zu vermitteln sucht. Die Aermste erinnert an die Puffer der Eisenbahnwagen, sie empfängt in

*) Auch diese Novellette gehört, wie die in Nr. 3 abgedruckte „Humoristische Nemesis", zu den „relativ besten" Concurrenzarbeiten aus dem Preisausschreiben des Literarischen Instituts von Greiner & Caro in Berlin.

Digitized by Google

ihrem weichen Herzen alle Stöße, die mir zugedacht sind und wird dabei blaß und schmächtig wie eine Pflanze, die im Schatten an der Mauer wächst. Nun, es hat ja auch am längsten gedauert!

„Ueberanstrengung?" sage ich im Ton aufrichtiger Besorgnis um mich selber. „Du hast wie immer mit untrüglichem Scharfblick das Richtige getroffen, liebe Mama, dieses Rennen durch Wohlthätigkeitsfeste und Gesellschaften ruinirt mir die Nerven." Der Freiherr und Banquier sieht mich ob meiner Frechheit schier ungläubig an; zum erstenmal, seit ich die Ehre habe, mit ihm verwandt zu sein, glimmt etwas wie Bewunderung in seinen Zügen auf.

„Vierundzwanzig Stunden Kasernenarrest!" will ohne Zweifel der Brigadechef diktiren, doch besinnt er sich eines Besseren und versetzt nur kurz, knapp, militärisch:

„Du gehst mit uns, Ida; so lange Du unter Deinem elterlichen Dache weilst, hast Du es Gottlob nicht nöthig, Krankenwärterin zu spielen."

Meine Frau kann alles, sogar Pfannkuchen backen, wie ich gestern zu meiner Ueberraschung entdeckte, nur Nein sagen kann sie nicht, es geht gegen ihre Natur. Hilfesuchend blickt sie mich an.

„Ich bliebe ja von Herzen gern bei Dir; aber wie kann ich gegen Mama aufkommen," klagen ihre Augen.

Die alte Hexe, die der Freifrau täglich die ehrwürdigen weißen Locken brennt und dabei alle Reglementsverstöße rapportirt, wird zu Eisumschlägen befohlen, da erhebe ich mit einer, mir eigentlich selbst unbegreiflichen Kühnheit die Stimme.

„Ich bitte Dich, liebe Ida, heute auf die Oper zu verzichten. Mama sieht gewiß ein, daß in bedenklichen Krankheitsfällen Mann und Frau einander zur Seite stehen sollen."

„Bruno Hellwald, Sie sind vom ersten Januar an entlassen!" Was gäbe meine Schwiegermutter darum, wenn sie mir diese Worte entgegenschleudern dürfte, aber in diesem einzigen Punkt ist meine Stellung im Hause von der Johanns und Christians verschieden. Ida hat nun nichts anderes als Ja zu sagen, was sie eifrig thut, da es ihrer Natur entspricht, und die Freifrau rauscht mit der anderen Hälfte unserer irdischen Vorsehung zur Thüre hinaus.

Meine Frau springt händeklatschend wie ein ausgelassenes Schulmädchen, das die Stunden geschwänzt, im Zimmer herum, ich hasche sie trotz meiner schweren Krankheit und küsse sie ab, — Du lieber Gott, unser Honigmond ist unter den Augen unseres verehrten Brigadechefs eingefroren, und jetzt, da wir schon einen erwachsenen Sohn von acht Monaten haben, thaut er auf wie Münchhausens Horn. Sie holt das winzige in Spitzen und Atlas gehüllte Zappelwesen herein, und ich darf es auf meinen Armen in die Höhe schwingen. Sonst „bin ich zu ungeschickt dazu", „verstehe nicht mit solch einem zarten Geschöpf umzugehen", obschon gerade im Kinderwarten meine Stärke liegt, da ich der Aelteste einer großen Geschwisterschaar war, die freilich außer mir nicht den richtigen Willen zum Leben bekundet hat. Ohne Rücksicht auf die Frisur, zu welcher Caroline heute zwei geschlagene Glockenstunden gebraucht, drückt sich meine Frau wie ein spielendes Kätzchen an die Stelle, wo sie mein Herz vermuthet, mein Sohn zappelt und kräht auf meinem Arm und bemüht sich, mich von meinem Barbier unabhängig zu machen — es ist merkwürdig! meines Schwiegervaters graue Stoppeln reizen ihn nie, nur an meinem Schnurrbart kühlt er sein Müthchen — wir bilden eine Familiengruppe, die einem Maler den Pinsel in die Hand drücken könnte; mir nicht, denn ich habe ja das Malen aufgegeben, um mich in der Kunst, Cigarren mit Grazie herumzureichen, zu vervollkommnen! Zuweilen bohrt und klopft es inwendig: „Armseliger Schächer! denkst Du noch daran, wie der mürrischeste und verehrteste Deiner Lehrer ausrief: »der wird, der wird!« Ein Hundsfott, der das Wort nicht einlöst, mit dem ein Anderer sich für ihn verbürgt!" Zuweilen tauchen vor meinen Augen Gestalten auf, formlos noch und ein wenig verschwommen.... Gib uns Leben, rufen sie, einen Körper, damit wir unter die Menschen treten können. Wie die Nixen nach einer Seele plagt uns die Sehnsucht nach einer scharfumrissenen Gestalt. Gib sie uns, guter fauler Junge, thu's!

Aber dann weckt mich meine irdische Vorsehung mit einer Anspielung, wie trefflich ich mein Brod zu buttern verstanden, oder sie läßt mir bei Tische den Hasenbraten mit der Seite, auf welcher die Lorbeerblätter liegen, reichen. „Das werden ohne Zweifel die einzigen sein, die Dir in Deiner Laufbahn zufallen," sagt ihr impertinentes Gesicht, und dann zerflattern Gestalten und Stimmen in ein lautes Hohngelächter: „Das will frei und kühn bis zu den Wolken fliegen und trägt einen schönen, großen, ausgewachsenen Mühlstein um den Hals."

Das sage ich meiner Frau. Ich mache dem armen kleinen Singvogel, der nie über die vergoldeten Stäbe seines Käfigs hinausgesehen, das Herz nicht gern schwer, aber einmal muß sie es doch erfahren, daß der Bär es gründlich überdrüssig ist, an der Kette zu hängen und auf heißen Platten herumzutanzen.

„Du thust gerade, als schmachtetest Du in der egyptischen Sklaverei," ruft sie lachend; noch will sie meine Klagen nicht ernst nehmen.

„Das ist's, das ist's!" rufe ich erfreut, „Du hast mit diesem Wort ein elektrisches Licht über den Gegenstand verbreitet. Egyptische Sklaverei mit Fleischtöpfen! Gegen die Letzteren habe ich eine tiefeingewurzelte und, wie ich fürchte, unüberwindliche Abneigung. Daheim gab es keine, das Fleisch kam nur an großen Festtagen auf den Tisch und dann in so niedlich abgerundeten Portionen, daß eine schwarze ehrwürdige Pfanne, die obendrein durchlöchert war, zu seiner Aufnahme genügte. Und als ich, ein Capitalist mit einem Stipendium von jährlich sechshundert Mark, das mir meine schlesische Heimath verliehen, die Akademie bezog, da bereitete Papa Runke mir und meinen ähnlich ausgestatteten Genossen allerdings ein tägliches Festmahl aus Rindfleisch mit Rüben und Kartoffeln, aber es war kunstreich zu einer Art von langhalmigem Stroh verkocht und wirkte nicht angreifend auf meine geistigen Fähigkeiten. Armes Kind, wie schnöde bist Du vom Schicksal verkürzt worden! Und mitansehen zu müssen, daß es diesem meinem leiblichen Sohn ebenso ergehen, daß er nie den Segen des Hungers kennen wird! Ihr reichen Leute habt im glücklichsten Fall Appetit zu Euerer Mahlzeit, — in der Regel nicht einmal das, — aber was wißt Ihr von dem heilsamen Sengen und Brennen in den Eingeweiden, das den Menschen gefühlvoll macht, von dem Zupfen und Zerren an den elektrischen Drähten im Gehirn, bis sie Funken sprühen und den Gedanken rund und rein und nett zu Tage fördern, die Welt mit einem neuen Künstler, Philosophen oder reformirenden Umstürzler beschenkend! ... Hast Du einmal einen geistreichen Menschen nach Tisch, das heißt nach einer Euerer Festtafeln mit den endlosen Gängen beobachtet? Wie er dampft und pustet, mit Pumpe und Hebel arbeitet, um einen Witz, einen halbwegs erträglichen Einfall zum Dank für die genossenen guten Dinge zu Tage zu fördern? Umsonst; „nicht zu Hause"! antworten die Gedanken auf seine Beschwörung. Mich hat der Anblick oft schier zu Thränen gerührt. Meine Frau müßte mir selbst dann beipflichten, wenn dies nicht in ihrer Natur läge. Lebt ja doch noch immer in ihrer Erinnerung der Toast, den einer der hellsten Köpfe und gefeiertesten Tafelredner bei unserem Hochzeitsmahl gehalten, mit seiner schönsten Stelle: „Sonst sucht gewöhnlich der Wurm im hellen Walde Schutz, diesmal jedoch hat der Letztere an Ersterem, freilich einem Hauptwurm ..." (großer Beifall, mein Schwiegerpapa schmunzelt) „nicht nur einen Mäcen ..." (Papa Wurmhaupt hatte meine „Spitzenklöpplerinnen" angekauft), „sondern auch einen Vater gefunden ..." ein schreiendes Beispiel, wessen ein satter Mensch fähig ist. In einem Arm halte ich noch immer das Baby; wäre es noch schwerer, als es ist, ich legte es doch nicht in die Wiege. Ich will mich an meiner irdischen Vorsehung rächen, die es mir immer entreißt, als hätte sie eine Hypothek auf das Kind. Mit der freien Hand fasse ich diejenige Ida's:

„Was würdest Du, Liebchen, zu einem Aufenthalt in einem verräucherten Bauernhaus sagen, vorläufig in Südtyrol,

Digitized by Google

dann in Norwegen, einmal in der Mancha, ein andermal in Lithauen, aber verräuchert wäre es immer, die Decke niedrig, die Zimmer klein; Milch und Schwarzbrod, geschmorte Zwiebel und gesottene Eier, je nach der Landschaft unsere Nahrungsmittel, einmal schwömmen wir in Oel, das andere Mal in Butter, aber Fleisch, — Fleisch kennten wir nur vom Hörensagen; — es ist so schlecht auf dem Lande, daß ein Mensch mit gesunden Sinnen darauf verzichtet. Kein Livréebedienter, keine Gliederpuppen und kein Atelier. In echten Costümen steckten Menschen von Fleisch und Blut, und auf den Knieen oder auf einem Tisch zeichnete ich sie für den braven Mann, der eines der vielen »Land und Leute«, »Norwegen mit dem Bleistift«, »Spanien im Lichte neuester Forschung« herausgeben will."

Meiner Frau vermag diese verlockende Schilderung keinen Laut zu entlocken, aber welcher Baum fällt auf den ersten Streich?

„Der Auftrag ist kein glänzender Fortschritt in meiner Künstlerlaufbahn, aber ich habe zwei Jahre verloren, zwei schöne, vollständige Jahre, jedes zu 365 Tagen."

„Verloren?" fragt Ida vorwurfsvoll, und feucht steigt es in ihren Augen auf. Hastig beruhige ich sie:

„Nicht als Mensch; ich müßte ein grünäugiges Scheusal sein, wenn ich Dich und das Kind in den Armen, den Wunsch ausspräche, die zwei Jahre aus meinem Leben ausgestrichen zu sehen; aber die Leute haben nicht auf mich gewartet; seit meinen »Spitzenklöpplerinnen« sind eine Menge besserer Bilder gemalt worden."

„O Bruno!"

„Also ebensoguter Bilder" lenke ich ein, denn wenn ich meine Frau zu erzürnen vermöchte, so wäre es durch eine Verkleinerung meines unübertrefflichen, großartigen, mit einem Wort — meines einzigen Bildes. „Es ist hohe Zeit, daß ich wieder in die Rennbahn hineinspringe, sonst bringen sie den Wettlauf ohne mich zu Ende. — Und denkst Du dir es nicht entzückend, wenn wir ganz allein in der Welt herumzigeunerten? Stelle Dir doch vor, Bäume und Wiesen und Milch und Butter und keine Schwiegereltern!"

„Ich wußte nicht, daß Du Dich bei Mama und Papa unglücklich fühlst," sagt meine gute Frau, zum erstenmal empfindlich und sogar ein wenig gereizt.

„Unglücklich? Der Schneider mußte neulich meinen Rock um etliche Centimenter weiter machen, ich werde in diesem Hause feist und dick wie Fallstaff; es ist nur ein närrischer Gesell in mir, der leidet, und, wenn wir Beide nichts für ihn thun, verloren ist. Es ist derselbe, Kind, der Dich gewann, weißt Du es noch? Ich hatte das Hungerleiderbild, wie meine Collegen es nannten, glücklich in die Ausstellung hineingerudert. Was führte es nicht an Hoffnungen, Wünschen und unbezahlten Rechnungen im Schlepptau! und als meine Freunde einstimmig erklärten, der reiche Mann, der diesen zweiten Theil von Pharaos Traum an seine Wand hinge, müßte dümmer als ein Kameel sein, wurde mir das Herz so schwer wie ein Centnerstein; denn ich bin aus dürftigem Philisterhause, und der Gedanke, alle die armen Leute, die mir vertraut und zuletzt sogar das Geld für den vergoldeten Rahmen geborgt, zu täuschen, ging mir zu Gemüth. Gottlob, das Bild fiel wenigstens nicht wie eine verpuffte Rakete platt zu Boden! Ein Knäuel Menschen stand beständig davor — und schimpfte. Ich befand mich mit möglichst unbefangenem Gesicht zwischen ihnen; man will doch mit eigenen Ohren sein Lob hören, wenn man sich dessen bewußt ist, sein Bestes gegeben zu haben. Wie ein geprügelter Lehrjunge wollte ich mich aus dem Gedränge schleichen . . . »Tendenzbild«, »Nachäfferei französischer Naturalisten«, das war das Gelindeste, was ich vernommen. Da sehe ich ein blondes, schlankes Jungfräulein vor dem Bilde und eine Thräne hängt ihr an der Wimper, eine echte Frauenthräne. Der närrische Gesell in mir jubelt und schlägt dem Tadel ein Schnippchen. Als sich die Kleine dem Knäuel entwand, folgte er ihr und streckte ihr die Hand — dreist und unbesonnen wie er nun einmal ist — entgegen.

„Schlagen Sie ein, Fräulein, auch wenn Niemand in Frack und weißer Halsbinde zugegen ist, um mich Ihnen vorzustellen. Ich bin ein Mensch, dem Sie eine große Wohlthat erweisen."

Ida drückt mir jetzt nachträglich die Hand; sie hat mir sie auch damals nicht verweigert, obschon meine Bitte allen Regeln gesellschaftlichen Anstandes in's Gesicht schlug, aber sie drückte meine Finger so schüchtern, daß ich es nicht spürte.

„Du kanntest ihn gleich, wußtest, er sei nicht frech, nur trägt er den Hut gern auf einem Ohr und treibt sich in Gedanken auf den höchsten Bergspitzen herum. Er ist im Ganzen so übel nicht, ich kann ihn besser leiden, als den anderen Menschen, den ich ja auch bei mir beherberge und der für ein behagliches, comfortables Leben, für Rheinwein und Rehrücken seiner Seele bestes Theil verschwört. Wollen wir nicht einen Versuch machen, den alten tollen Burschen mit seinen Hirngespinnsten von Künstlerehren, von Schaffen und Gestalten, von selbständigem Ausfechten des Daseinskampfes vor dem sicheren Tode zu retten?"

Meine Frau kann Alles, nur nicht Nein sagen. (Gestern hat sie es auch einmal probiren wollen, aber der alte Hallunke von Trienter Fruchthändler schlug ihre Rebellion schleunigst zu Boden und sie kam mit kläglichem Gesicht, das Körbchen voll halbverfaulter Orangen zu mir in die Bauernstube.)

Nach meiner letzten Beschwörung stand sie auf und fing an, die Dinge, die sie für unser künftiges Leben unentbehrlich glaubt, einen Handschuhdehner aus Elfenbein, einen perlmutterbesetzten Operngucker und dergleichen, in ein kleines Handtäschchen zu packen. Ich öffne mittlerweile die Thüre des Kinderzimmers und schicke die Wärterin zu einer geselligen Unterhaltung in die Gesindestube hinunter, meine Frau wolle das Kind selber zu Bett bringen.

Das Kind! Ida hält in ihrer Beschäftigung inne.

„Muß es auch schon zu hungern anfangen, um geistreich zu werden?" fragt sie halb lachend, halb ängstlich.

„Armer Wurm, wer fragt ihn um seine Willensmeinung!" versetzte ich. „Wer weiß, ob er nicht laut protestirt hätte, als wir ihn mit einem Papa beschenkten, den die gute nachsichtige Welt, abwechselnd in's Pflanzen- und Thierreich nach Ehrentiteln greifend, bald einen Schmarotzer, bald einen Parasiten benamsen wird."

Ida fährt in ihrer Beschäftigung fort, und ich fange nun auch eine Reisetasche zu packen an. Dann kommt das Kind an die Reihe, und mit Decken und Kissen und Tüchern und Pelzen sieht es bald unförmlich wie ein Mastodon in hoffnungsvoller Jugendlichkeit aus. Aber meine Frau schafft noch immer neue Hüllen herbei und wenn wir auf unserer Fahrt zufällig einer Schaar Matrosen auf dem Walfischfang begegnen sollten, um dieses Bündel zu durchdringen, wird sicher keine Harpune scharf genug sein. Und das ist immer eine Beruhigung, auch wenn der Walfischfang zwischen Berlin und Trient nicht eigentlich in Flor steht. Mitten in der Bethätigung unserer elterlichen Fürsorge fallen uns die Hände vor Schrecken in den Schoß. Näherte sich nicht ein Wagen polternd der Einfahrt? Konnte unsere irdische Vorsehung nicht von einem Angstgefühl wegen meines nervösen Kopfwehs beherrscht, mitten in der Opernvorstellung aufgebrochen sein? Und einmal unter ihrem Commandostab, dann ade Flucht und Unabhängigkeit, dann ade Zusammenleben mit Frau und Kind! Doch nein, dem Himmel sei Dank, der die Frau aus so festem Granit erschaffen; von solch' schwiegermütterlicher Zärtlichkeit läßt sie sich nicht beeinflussen. Der Wagen fährt vorüber.

Ich fasse das Pelzbündel, die Reisetasche und mit ein paar freigebliebenen Fingern meine Frau, — wäre ich nicht so froh, ihn auf seiner Stelle zu wissen, ich könnte den ganzen egyptischen Palast aufheben und wegtragen, so stark fühle ich mich.

Ein Schatten auf dem Flur macht uns zurückprallen, dann lacht meine Frau in ihr Taschentuch. Ihr fängt die Geschichte soviel Spaß zu machen an, wie eine Liebhaberkomödie oder eine Maskerade. Wenn das Gedränge zu groß, oder die Temperatur zu schwül wird, denkt sie, dann kann man sich ja immer demaskiren, die Eltern werden die Flüchtlinge

Digitized by Google

stets wieder aufnehmen; aber wenn, mit Weib und Kind als Sporn, kein tüchtiger Maler und selbständiger Mensch aus mir wird, — wohl, wohl Bruno, keine großen Worte, aber lebend kehre ich in den goldenen Vogelbauer nicht zurück! — Ehren-Christian hat uns nicht gesehen, die Tasche von einer Champagnerflasche — einer vollen natürlich — gebläht (er sah mich einige Cigarren einstecken und böses Beispiel wirkt verderblich selbst auf gefestete Principien), schleicht er vorsichtig zum Haus hinaus, vermuthlich zu seinem durstigen Schätzchen. Auf den Zehen gehen wir hinterdrein, der Teppich dämpft zwar die Schritte, aber bei solcher Gelegenheit thut man gern etwas Uebriges. Den Portier hat der Schlaukopf ohne Zweifel vorher entfernt; uns wird dadurch das verblüffte Anstarren und der nachträgliche Commentar über den Auszug aus Egypten erspart.

Einige Schritte in Wind und Gestöber, dann nimmt uns eine Droschke auf. Ich bin frei und fahre, ein Schatzgräber voll unerträglicher Zuversicht, die Springwurz in der Tasche, mit Weib und Kind in die Fremde und in meine Künstlerlaufbahn hinein.

Aus der Hauptstadt.

Aus Schulte's Kunstsalon.

Die Ausstellungsräume Unter den Linden 4a füllen sich ihrem Zwecke gemäß von Zeit zu Zeit wechselnd mit den neuesten Erscheinungen des Kunstmarktes und geben so selten Gelegenheit zu einer über den Rahmen des Referats hinausgehenden Besprechung einer besonderen Bildergruppe. Unter der Masse der zur Zeit ausgestellten Gemälde verliert sich für den weniger achtsamen Besucher eine kleine Collection älterer Landschafts- und Marineschildereien von Andreas Achenbach, die der besten, unter der modernen Schnellproduction beinahe vergessenen Zeit des greisen Malers entstammen.

Die jüngere Generation ist so daran gewöhnt, in dem älteren Achenbach den Maler des Meeres zu bewundern, daß sie beinahe vergessen hat, wie verständnißvoll er auch die Reize des Festlandes, besonders des nordischen, zu erfassen weiß. Es ist kein Nachtheil für die früheren unter dieser Gattung seiner Bilder, daß sie offenbar noch unter dem Einfluß der Studien nach alten Meistern, vorzugsweise den Niederländern, stehen. Sein „Norwegischer Wasserfall" vom Jahre 1852 muthet im Arrangement und in der Wiedergabe der Fels- und Baumformen wie ein Everdingen an. Rechts oben eine Blockhütte, von dort quer über das Bild fortbrausend ein Gebirgsbach, jenseits desselben eine dunkle Nadelholzgruppe, von der sich der helle Stamm einer Birke wirksam abhebt. Das Ganze, in gleichmäßigem, geschlossenem Licht gehalten, ist viel einfacher und natürlicher in der Auffassung, als der spätere, bisweilen forcirte Realismus Achenbach's, der die gegebenen Formen mit scharfem Auge beobachtet, sie aber mit Vorliebe des Effects halber in irgend einem Ausnahmezustand, durch besondere Licht- oder Luftströmungen beeinflußt, darstellt. Stimmungsvoller, mehr im Stil des Ruisdael, ist sein „Waldthal mit Bach" vom Jahre 1864. Ueberall von dunklen Laubwaldgruppen und fernen Hügellinien umschränkt, erscheint es als ein stilles, in sich zusammengeschlossenes Stück Natur- und Menschenlebens. Quer durch das Bild fließt auch hier ein Gebirgsbach, aber zur Hemmung seines Uebermuths genügt eine Schleuse, in deren Nähe ein paar Frauen Wäsche spülen, während größere Leinenstücke, auf dem dunklen Rasen ausgebreitet, der bleichenden Sonne harren. Eine genauere Bezeichnung der Localität fehlt, aber der Typus der Landschaft weist auf das westdeutsche Mittelgebirge hin.

Ein Kleinod in der Einfachheit des Dargestellten sowohl wie der Darstellungsmittel ist die Marine, datirt 1865. Eine ruhige, im Vordergrunde von Schilf begrenzte Wasserfläche, ein sich mit der steigenden Fluth zum Ausfahren anschickendes Fischerboot und ein kleinerer Kahn, rechts im Hintergrunde ein paar Windmühlen, und das Ganze von einem leicht bedeckten, aber noch immer bläulich durchschimmernden Himmel überspannt. Die klare silbergraue Luftstimmung, die mit durchsichtigen Wasserdünsten gefüllt alle Localtöne mildert, der dünne, flüssige Farbenauftrag erinnern an die besten Arbeiten des jüngeren Van de Velde.

Der „Strand von Scheveningen" vom Jahre 1871 ist ganz im durchgearbeiteten, charakteristischen Stil Achenbach's gehalten. Bei gelblich bewölktem Himmel und stürmischer See laufen mehrere Fischerboote ein, von körbetragenden Männern und Frauen erwartet. Interessant ist die energische Behandlung der Wellen, deren Kämme sich in beinahe plastisch gemaltem Farbenauftrag überstürzen. Ein Vergleich mit dem ebenfalls ausgestellten „Sturm bei Ostende" vom Jahre 1886 zeigt, wie sehr sich Achenbach in späteren Jahren in der Wiedergabe des stürmisch bewegten Wassers geändert hat. Der Wellenbausch hat an Durchsichtigkeit verloren, und die Krone löst sich in ein flockiges, seifenschaumartiges Gebilde auf. Was der Künstler an Leichtigkeit der Faust und an Vertriebenheit der Technik gewonnen, hat er an energischer, um die Mittel unbekümmerter Erfassung der Formen und Farben verloren.

Wie das Genie die Natur packt, wo es sie findet, und mit dem augenblicklich zur Hand befindlichen Material darstellt, das zeigt eine landschaftliche Studie Menzel's aus der Umgegend von Potsdam, datirt 1867. Im Hintergrunde verschwimmen die Häuser und Thürme der Stadt, von deren Linie sich in weitem Bogen der Eisenbahndamm in den Vordergrund hineinzieht. Ein wenige Wagen zählender Schnellzug braust dampfend auf seiner schmalen Fläche hin, die links und rechts von spärlichen, mit Fichten, Haidekraut und Feldblumen bewachsenen Sandhügeln flankirt ist. Das Alles ist braun in braun, mit einigen leichten Schattirungen in's Graue hinein gemalt, aber jeder, auch der roheste Pinselzug ist benutzt, um irgend ein charakteristisches Etwas der Terrainformation festzuhalten. Die kleine Skizze ist mit rembrantesker Rücksichtslosigkeit hingeworfen und ist für die Eigenart Menzel's so bezeichnend, daß die Erwerbung für eine öffentliche Galerie wünschenswerth erscheint. Es läßt sich aus derselben mehr lernen, als aus einer ganzen Reihe fertiger Bilder desselben Meisters, der zum Schule machen zu viel markige Individualität besitzt.

Schließlich sei es noch gestattet, auf einen Kleinmaler des Rococo aufmerksam zu machen, der die Erscheinungsformen dieser interessanten Epoche allerdings nicht mit Menzel'scher Schärfe der Charakteristik, aber doch mit feinem Sinn für das Zierliche und Graziöse ihrer äußeren Form zu erfassen weiß. Unter den drei Bildchen kleinsten Formats von Löwith erscheint uns das als „Schachspiel" bezeichnete als das beste. Der Eine der Spieler hat soeben einen entscheidenden Zug gethan, und berath triumphirend die Folgen desselben mit einem Zuschauer, während der Andere ernst sorgend überlegt. Die leichten Farben der Seidenstoffe und der Stuckdecoration des Raumes ergeben ein freundliches, wohlthuendes Farbenensemble. Auch der physiognomische Ausdruck der Spieler, soweit er durch die Situation bedingt ist, läßt nichts zu wünschen übrig, dagegen scheint sich der Maler in dem feststehenden Typus der Züge — und jede Epoche hat nun einmal ihre besonderen Gesichter — noch nicht die genügende Sicherheit angeeignet zu haben. Dieser Mangel ist in dem zweiten, „Im Atelier" bezeichneten Bildchen, glücklich vermieden. Der vor seiner Staffelei eifrig pinselnde bezopfte Maler dreht uns den Rücken zu. Das kaum drei Centimeter hohe Figürchen ist prächtig gerathen, dagegen fällt das minutiös gemalte Beiwerk ein wenig aus dem Zeitstil heraus. Die auf der Staffelei befindliche ebenso wie die an der Wand hängenden Landschaften sind zu realistisch gehalten, damals grassirten noch in merklicher Nachwirkung Poussin und Watteau. Die „Boccaccio-Vorlesung" desselben Malers vereinigt vier Herren in der Tracht der Uebergangszeit vor dem Directoire um einen links stehenden bebrillten Recitator, der ein schlüpfriges Geschichtchen des italienischen Novellisten zum Besten gibt. Die zarten Töne, grün, blaßroth und gelb bis zu dem weißen Bärenfell in der Mitte des Zimmers herunter schließen harmonisch zusammen und stimmen prächtig zu der fein vertriebenen, selten den spitzen Pinsel verrathenden Technik. Löwith hat vor seinem gefährlichen Concurrenten Fritz Werner den Sinn für das Graziöse und Zierliche voraus. Darum entspricht ihm mehr die französische, als die derbere deutsche Erscheinungsform des Rococo.

Georg Malkowsky.

Digitized by Google

Notizen.

Ranke's „Weltgeschichte". VII. Band. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Seit sechs Jahren sind wir an ein kostbares Weihnachtsgeschenk gewöhnt; und es ist auch heuer nicht ausgeblieben. Alljährlich um diese Zeit erschien ein Theil von Ranke's „Weltgeschichte" in einem Doppelbande. Dies Mal ist es ein einfacher Band. Im Laufe des Jahres hat der unerbittliche Tod dem Verfasser die Feder aus der Hand genommen; und dieser soeben erschienene siebente Band folgt dem Tode des Meisters, wie die Abendröthe der untergegangenen Sonne. Er ist noch durch und durch „Ranke", nicht nur in der geistreichen und tiefen Auffassung, sondern auch bis auf das einzelne Wort und jede stilistische Wendung. Einer der wissenschaftlichen Gehülfen des Meisters, Paul Hinneberg, hat die Zusammenstellung des Bandes nach den vorhandenen Arbeiten und Dictaten des Entschlafenen übernommen und diese Aufgabe mit ebenso schonender, als glücklicher Hand ausgeführt, so daß man kein Naht- und kein Flickwerk bemerkt, weil in der That kein solches vorhanden, sondern ein Werk von einheitlichem Gusse vorliegt. Der neue Theil zeigt uns das deutsche Reich im Niedergang und die Hierarchie unter Gregor VII. im Aufgang. Ein Capitel dieses Bandes führt den Titel „Canossa". Es versteht sich von selbst, daß Ranke jede Parallele mit der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart sorgfältig vermeidet. Aber unwillkürlich zieht sie der Leser im Stillen. So hat uns denn die kundige und sichere Hand des Meisters geführt durch die Zeiten der Merowinger, der Karolinger, der Franken, der Sachsen und der Salier bis an die Schwelle der Staufen und der Kreuzzüge. Daneben sehen wir in diesem siebenten Bande die Capetinger in Frankreich, sowie die Normannen in England und in Unteritalien. Die Einleitung zu dem achten Capitel, welches von dem Kaiserthum unter Heinrich III. handelt, dictirte Ranke auf seinem Sterbebette. Auf diesen Worten lagern schon die finsteren Schatten des Todes. Von Schmerzen überwältigt, brach der Kranke die Arbeit ab mit dem Ausrufe: „inter tormenta". König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hat Oelgemälde hinterlassen, welche die Inschrift tragen: „Rex pinxit in tormentis". Er malte, wenn er Zahnschmerzen hatte. Diese Bilder sind keine Kunstwerke. Aber Ranke's letzter Band ist, trotz hohen Alters und heftigen Schmerzen, die den Verfasser belastet, ein Kunstwerk der Historik. K. Braun-Wiesbaden.

Griechische Frühlingstage. Von Eduard Engel. (Jena, H. Costenoble.) — „Diese Sammlung ist nicht eine Sammlung von Reisebriefen." Es ist uns unerfindlich, warum der Verfasser sein Vorwort mit diesen stolzen Worten beginnt, denn es handelt sich in seinem Buch allerdings um eine Reisebeschreibung, wobei es wenig verschlägt, ob es eine Sammlung unter frischem Eindruck niedergeschriebener Briefe oder die nachträgliche Ausarbeitung eines Reisetagebuches ist. Mit der landläufigen Touristenliteratur haben die „Griechischen Frühlingstage" auch das schnellfertige Urtheil, den warmen Optimismus und die Quittirung über genossene Gastfreundschaft gemein. Wie weit letztere das objective Urtheil zu beeinflussen im Stande ist, sieht man so recht fast auf jeder Seite. Wenn man Engel Glauben schenken darf, so ist das heutige Griechenland ein Musterstaat, bewohnt von einem Mustervolke. „Mir ist auf der ganzen Reise nichts als Liebes vom griechischen Volke widerfahren," versichert Engel und schließt daraus: „Wie sollte ich da anders als mit Liebe vom griechischen Volke reden?" Nun, wir Daheimgebliebenen urtheilen weniger freundlich, denn die Philhellenen sind bei uns eine ausgestorbene Zunft. Die Franzosenfreundlichkeit der Vertreter des griechischen Volkes, der nur sehr matt dementirte neuliche Pariser Speach des edlen Griechenkönigs und andere Dinge, von denen Herrn Engel's Höflichkeit schweigt, haben uns mißtrauisch gestimmt, und wir werden uns für die Neugriechen nicht mehr so leicht begeistern, wie in Zeiten politischer Naivetät. Immerhin haben wir das Buch mit Interesse gelesen. Es ist frisch und lebendig geschrieben, und einige Capitel, vor Allem die „Gestalten aus dem alten Athen", sind feuilletonistisch geschickt gemacht und von fast novellistischem Reiz. Freilich müßte Engel in seiner öfteren Polemik mit dem großen Fragmentaristen Fallmerayer wissenschaftlich schwereres Geschütz auffahren, um den hellenischen Ursprung der heutigen Neugriechen zu beweisen. Sympathischer stehen wir Engel's Angriff auf die neuhochdeutsche Aussprache des Altgriechischen, wie unsere Gymnasien sie lehren, gegenüber. Sie ist ebenso widersinnig, wie unsere von den Italienern so oft bespöttelte Aussprache des Lateinischen. Zwischen dem italienischen „etsche omo" und unserem „ekze homo" scheint uns die Wahl nicht schwer. Wenn wir uns endlich entschließen könnten, das Griechische, wie schon Reuchlin es empfahl, so auszusprechen, wie die heutigen Bewohner von Hellas es thun, so würden wir auch das Neugriechische leichter verstehen, während jetzt sogar ein leidlich griechisch gebildeter Reisender mit deutscher Schulaussprache taubstumm durch's Land fährt. Jedenfalls wird es Engels Verdienst sein, diese Frage wieder aufgeworfen zu haben. Wir gewärtigen mit Spannung seine hoffentlich recht wissenschaftliche Schrift über diesen Gegenstand die er ankündigt. Der deutsche Schulmeister aber wird ob solcher Ketzerei, Zeter und Mordio schreien. Wir sehen die Fluth von Zuschriften, die aus jenen Kreisen unsere Redaction überschwemmen werden, jetzt schon voraus.

Richard Wagner, sa vie et ses oeuvres. Par Adolphe Jullien. (Paris, J. Rouam.) — Ein Prachtwerk, wie es nicht einmal über Mozart existirt, und zugleich ein sprechender Beweis für den außerordentlich großen Anklang, den Wagner's Musik in Frankreich gefunden hat. Ja, der enthusiastische Bewunderer des deutschen Componisten versteigt sich in seiner Vorrede zu der Behauptung, daß Wagner heute auch in Frankreich fast nur Bewunderer zählt und hier wie überall seinen Platz „an der Sonne" erobert hat. Freilich, wenn man die steigende Fluth französischer Bücher und Flugschriften der letzten Jahre, die fast ausschließlich Wagner verhimmeln und in dieser Beziehung der deutschen Wagnerianerliteratur in nichts nachstehen, überblickt und dabei bedenkt, daß fast die gesammte Pariser Musikkritik dem Bayreuther Meister günstig ist, so scheint Jullien Recht zu haben, aber wie kommt es dann, daß der schlaue Director Carvalho doch nicht den Muth fand, den schon angekündigten „Lohengrin" aufzuführen? Aus Furcht vor der Patriotenliga und anderer Revancheschreier? Dann aber darf Jullien noch nicht von einem Siege des Musikdramas in Frankreich sprechen. Und daß der Verfasser die wagnerfeindliche Unterströmung mit nichten unterschätzt, beweist sein wunderliches erstes Capitel, das den Biographen vor den Patrioten rechtfertigen soll. Jullien entschuldigt das persönliche Verhalten Wagner's gegen die Franzosen und greift, um ihn rein zu waschen — Mozart an, gegen dessen Verehrung Monsieur Chauvin nicht das Geringste auszusetzen habe, während seine Gallophobie viel heftiger gewesen sei, als diejenige Wagner's. Zu diesem Zwecke klaubt Jullien aus den intimen Briefen des 22jährigen Mozart alle den Franzosen, ihrer Musik und ihrem Charakter ungünstigen Aussprüche heraus, als ob durch diese Denunciation die öffentlichen und für den Druck bestimmten franzosenfresserischen Ausfälle des gereiften Mannes Wagner's entschuldigt würden! Wenn Jullien seinen Meister vertheidigen wollte, so hätte er es viel wirksamer durch einen Hinweis auf dessen Pariser Leidensjahre, Enttäuschungen und Gegnerschaften thun können, mit einem Hinweis auf die Capitel drei und zwölf seines Buches, worin jene zwei Epochen ganz vortrefflich und auf Grund vielfach neuen Materials dargestellt werden. Auch sonst können die deutschen Leser aus dieser Biographie eines Pariser Musikenthusiasten, der gut zu erzählen und schildern versteht, manches Interessante schöpfen. Sie ist besser und unterhaltender geschrieben, als die meisten einschlägigen deutschen Werke. Gewiß ließen sich aber aus Schlesinger's „Gazette musicale" und anderen Pariser Musikzeitschriften, deren Mitarbeiter Wagner war, noch viele unbekannte Documente gerade über die Pariser Schmerzenszeit gewinnen, und wir möchten die französischen Wagnerianer ausdrücklich auf diese fast gar nicht erschlossene Quelle aufmerksam machen. Was nun das Prachtwerk selbst in illustrativer Hinsicht betrifft, so sind das Werthvollste darin jedenfalls die 15 Portraits von Wagner aus verschiedenen Lebensjahren, beginnend mit dem 1840 durch den jungen Dresdener Kietz verfertigten Pariser Bildnisse. Die Züricher Lithographie ist nach dem Gemälde der Frau Stocker-Escher; der Name ist verdruckt, woran uns übrigens fran-

Digitized by Google

zösische Publicationen nachgerade gewöhnt haben. Die 15 Radirungen von Fantin-Lacour, die hauptsächlichsten Operngestalten darstellend, sind weniger gelungen, aber echt französisch effectvoll. Gewiß werden die deutschen Wagnerianer mit der Wiedergabe von etwa 100 Pariser, Londoner, Münchener und Wiener Caricaturen auf Wagner nicht einverstanden sein, weil sie den Meister lächerlich machen. Wir schließen uns der Ansicht Julliens an, daß gerade diese oft köstlichen Zerrbilder historische Documente sind, fast ebenso wichtig wie die hier ebenfalls wiedergegebenen 120 Abbildungen von Theatern, Wohnhäusern und „Premièren" Wagner's. So empfehlen wir denn also die fleißige Schrift des verdienstvollen Pariser Sammlers und Musikschriftstellers auch dem deutschen Publikum bestens.

Die Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes von Otto Hendel in Halle, eine billige Volksbibliothek in der Art der weltbekannten Reclam'schen Bändchen, hat schon ein halbes Hundert ihrer hübsch ausgestatteten, mit biographischen und literarhistorischen Einleitungen und dem Porträt des betreffenden Verfassers auf den Büchermarkt gebracht und scheint sich einer steigenden Beliebtheit zu erfreuen. Das neueste Bändchen bringt aus der Feder unseres Mitarbeiters Wilh. F. Brand: Londoner Streifzüge, eine Sammlung von Journalaufsätzen über das Leben und Treiben der englischen Hauptstadt. Die Presse, der Juristenstand, das Clubleben, die Dienstboten, die Theater werden geschildert, auch die Deutschen in London erfahren eine Darstellung, und überall zeigt sich der scharfe Beobachter und gewandte Erzähler im besten Lichte.

Offene Briefe und Antworten.

Molbech's „Dante" und die Münchener Hoftheater-Censur.

Geehrter Herr,

Wie der Verfasser des Artikels „Bühnenbearbeitungen von Wilhelm Buchholz" in Nr. 2 ganz richtig bemerkt*), ist das fünfactige Schauspiel des dänischen Dichters Molbech „Dante" wenige Tage vor der ersten Aufführung aus dem Repertoire gestrichen und auf den „Index spectaculorum prohibitorum" gesetzt worden. Man spricht von „kirchlich-religiöser Tendenz" und „protestantischer Herkunft" und so wollen wir hier in Kürze untersuchen, worin eigentlich das Kirchenfeindliche, das „Ketzerische" des Werkes besteht.... Der Dichter leitet uns in den beispiellosen Parteihader der italienischen Städte, der sich aus dem alten blutigen Antagonismus zwischen Guelfen und Ghibellinen entwickelt hatte. Die übermüthigen Ausschreitungen der Schwarzen (Guelfen) reizen das Volk zum Widerstand und treiben es den Ghibellinen, den „Weißen", in die Arme, als deren Hort und Führer Dante gilt. Bei der Wahl der sechs Stadtoberen (Prioren) siegt die Partei der Weißen: Dante tritt an die Spitze des Priorates und verbannt die Häuptlinge der Schwarzen, als die Erreger der Zwietracht, aus Stadt und Land. Die Vertriebenen gehen den Papst um Hülfe an, Bonifacius VIII., den herrschbegierigen, weltlichen Mann. Der Sieg der Ghibellinen ist für ihn Grund genug, gegen Florenz kriegerisch vorzugehen. Er beauftragt Karl von Valois, seinen Parteigänger, mit der Expedition, sendet aber zuvor einen Legaten in die Stadt, um zunächst auf dem Wege der Güte das Priorat zu veranlassen, die Verbannten zurückzurufen und Karl von Valois als Herrn von Florenz zu empfangen. Der Cardinallegat sieht in Dante den Hauptgegner seines Gebieters und verhandelt im Geheimen mit den Widersachern des mächtigen Prioren, bevor er in offener Versammlung dem Priorate des Papstes Willen und Forderung kundgibt —

Dante. Sein Wille, Eminenz, gilt bis zur Schwelle
Der Kirchen von Florenz, nicht außerhalb.
Cardinal. Verwegner, beuge vor dem Papst Dein Haupt!
Dante. Am Fuß des Altars neig' ich vor dem Papst mich,
Auf dem Priorenstuhle nur vor Gott!
Cardinal. Du redest kühn; weißt Du denn nicht, der Papst
Hat Macht sowohl auf Erden wie im Himmel?
Dante. Das weiß ich, ja; denn von dem Felsen rollte
Der Stein herab, der auf Italiens Brust
Schwerlastend ruht. Weh ihm um diese Macht!
Sie zog sein Auge von des Himmels Licht
Und fesselte es an den Staub der Erden...

Der tapfere Freiheitsstreiter beugt sich nicht. Der Cardinal spricht den Bannfluch über ihn aus. Dante trotzt auch dem Fluche! — Und das sollte die Aufführung des Dramas in der zweiten Hauptstadt des deutschen Reiches, bloß weil sie eine katholische Stadt ist, unmöglich machen?! Dante's That geht die Welt und nicht die Kirche an; die Ereignisse, in die er verflochten wird, sind politischer Art. Er bedroht nicht den beseligenden Frieden der Kirche, sondern versucht nur, die weltlichen Uebergriffe des Kirchenherrn zurückzuweisen, ganz wie es — im „Inferno" der „Divina Commedia" geschieht: Es werden die pflichtvergessenen Päpste verdammt, welche den Hirtenstab eintauschten gegen das Scepter der Weltlichkeit; aber desgleichen auch Friedrich II., der große Hohenstaufenkaiser, der glänzende „Ketzer"! Denn Dante war der eifrigste Sohn der Kirche, er war der glühendste Anhänger des Katholicismus und zugleich dessen größter Dichter. Und wenn im neunzehnten Jahrhundert ein Schauspiel, welches eine Episode aus dem Leben des „frommen Dante", die Verbannung aus Florenz, behandelt, von derselben katholischen Kirche verboten wird, so hört eben jedes Urtheil auf und das Parteiwesen beginnt. Aber selbst, wenn der Held des Stückes ein Mann wäre, der sich nicht gegen die weltliche, sondern gegen die geistige Gewalt der Kirche auflehnt, ein Einzelner gegen Millionen von Gläubigen, — selbst einem solchen Helden darf der Eintritt auf das neutrale Gebiet der Bühne nicht versperrt werden, die Allen eine Freistatt gewährt: dem Guten wie dem Bösen, dem Helden der Thatkraft wie dem Dämon der Verneinung und Verderbniß. Dem Dichter die Wahl der Conflikte vorschreiben wollen, das heißt an der Kunst eine Bevormundung üben, die mit dem reinen, freien Wesen derselben unvereinbar ist. — Den dänischen Dichter, der auf seiner Einsiedelei Vagsvärd in stiller Geistesarbeit ruhige Tage des Alters verbringt, wird das kirchliche Interdict nicht sehr berühren. Er mag sich mit dem Ausspruch trösten, den Heine bei der Confiscation von Immermann's „Trauerspiel in Tyrol" that: „Die Regierung hätte das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch gelesen worden."... Für Molbech's Schauspiel darf man hinzufügen: „und aufgeführt worden". Wie wir hören, wird „Dante" noch in diesem Winter am Stadttheater zu Frankfurt am Main seine Première erleben.

Verehrungsvoll

J. E.

*) Auf besonderen Wunsch des Verfassers jenes Artikels erklären wir, daß der das Verbot des „Dante" betreffende Passus ein Zusatz der Redaction war. Wie man uns übrigens mittheilt, entbehrt das in München stark verbreitete Gerücht, daß auch „Nathan der Weise", „Maria Stuart" und ähnliche Stücke vom Repertoire gestrichen werden sollen, der Begründung. Den Classikern will man offenbar aus Politik nicht zu nahe treten. Anders verhält es sich mit modernen Werken, die nicht durch den Schild der Classiker gedeckt sind, wie das Verbot des „Dante" beweist. Uebrigens hat der verdiente Dramaturg der bayrischen Hofbühne seine Bearbeitung mittlerweile im Verlage von Callwyse in München veröffentlicht. D. R.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Klimate der Erde

von

Dr. A. Woeikof,

Prof. der phys. Geographie an der Universität St. Petersburg.
Präsident der meteorolog. Commission der K. Russ. geogr. Gesellschaft ꝛc.

2 Theile. Groß 8°. Mit 10 Karten, 13 Diagrammen und vielen Tabellen, eleg. broch. 22 Mk., in Halbfranz geb. 26 Mk.

Durch seine früheren Arbeiten, welche sich hauptsächlich mit Klimatologie beschäftigten, wie auch durch seine ausgedehnten Reisen im russischen Reiche, Süd- und Ostasien und Amerika, war der Verfasser mehr als jeder Andere im Stande ein solches Buch zu schreiben. Nicht nur der Fachmann wird hier vieles Neue und Interessante finden, sondern auch jeder Gebildete. **Das Werk ist eine hervorragende wissenschaftliche Erscheinung.**

= Soeben erscheinen: =

Heinrich Heines sämtliche Werke.

Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und Verzeichnissen sämtlicher Lesarten.

Von Dr. **Ernst Elster.**

= 36 Hefte von je 5 Bogen Text à 30 Pfennig. =

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in den Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Entwickelung.

Eine sozialphilosophische Darstellung

von

Leopold Jacoby.

Zweite Auflage.

I. Theil 2 ℳ 50 ₰. II. Theil 3 ℳ.

Zürich 1886.

Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Ein junger lievländischer Schriftsteller,

Mitarbeiter von Rigaer, Petersburger und deutschen Zeitungen, academisch gebildet, auch des Russischen mächtig, sucht eine Stelle als Redacteur eines deutschen Blattes. Er ist in politischen, literarischen und zumal volkswirthschaftlichen Fragen wohl bewandert und, da er längere Zeit in Moskau gelebt, in russischen Dingen vorzüglich informirt. Günstige Zeugnisse stehen zu Diensten. Ansprüche sehr bescheiden. Eintritt sogleich. Auskunft ertheilt die **Redaction der „Gegenwart“.**

Gesammelte Werke

von

Gustav Freytag

in circa 48 Lieferungen zu ℳ 1.50 oder 22 Bänden 8.

Bis jetzt sind 4 Bände vollständig erschienen. Der Preis eines Bandes beträgt geheftet: ℳ 3.—, in dunkel Calico gebunden, mit Goldpressung: ℳ 4.—, in eleg. Halblederband: ℳ 5.—

Durch alle Buchhandlungen, auch lieferungsweise zu beziehen.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schiller,** Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. nebst: **Lessing,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. und **Goethe,** Sämmtl. Werke. Vollständigste Ausg. letzter Hand. 55 Bde. zusammen 40 ℳ. — **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart“,** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Hervorragendes Geschichtswerk.

Brehm, Dr., Das Inkareich.

gr. 8. 842 S. mit 1 Karte u. Holzschn. 16 M.

Jena. **Fr. Mauke's Verlag.**

Soeben erschien die von der Wissenschaft seit 2000 Jahren vergeblich gesuchte Lösung der

Quadratur des Kreises

geometrisch dargestellt v. **O. Widemann,** Ing.

Berlin, Allge. Geist Str. 4, I. im Selbstverlag. Preis 1 Mark.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Gallerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXX. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Mauke in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 12. Februar 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Am Vorabend der Wahlen. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst:** Die neuere Wallenstein-Literatur. Von Hermann Hallwich. — Gustav Freytag's Selbstbiographie. (Schluß.) — Robert Hamerling's „Blätter im Winde". Besprochen von Oscar Linke. — **Feuilleton:** Die Blinde. Von C. Sahler. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. Notizen. — Inserate.

Am Vorabend der Wahlen.

Von Eduard von Hartmann.

Wenn Frankreich auf die von der deutschen Politik entgegengetragene Freundschaft eingegangen, wenn Ferry, der den leisen Versuch dazu machte, nicht gestürzt wäre, sondern etwa gar sein Volk allmählich des Hasses entwöhnt hätte, wenn das Damoklesschwert der Revanche nicht mehr über unserem Haupte schwebte — wie sollten wir dann aus dem Sumpf wieder herauskommen, in den die alten deutschen Erbfehler: Vielköpfigkeit des Sinnes, Partikularismus, Uneinigkeit und Fractionstreiben, eigensinnige Besserwisserei, Neid und Eifersucht gegen das noch nicht der Vergangenheit anheimgefallene Große und Bedeutende, kleinliche Zänkerei und Nörgelei, Mangel an Unterordnung unter die Interessen des Ganzen und abstract-doctrinäre Principienreiterei, uns bis an den Hals hineingeritten haben? Aber wie es Kaiserwetter gibt, wenn der Kaiser Revue abhält, so kommt seit Bismarck's Ministerlaufbahn der preußischen Politik der Himmel zu Hülfe, wenn die Menschen sie im Stich lassen, und fast immer ist es die Verblendung irgend welcher Gegner, welche pour le roi de Prusse arbeitet. Diesmal ist es die Verblendung eines leichtsinnigen und ehrgeizigen Abenteurers, der die Verblendung des französischen Volkes so weit steigert, daß die Bismarck'sche Politik den Reichskarren wieder aus dem Sumpf herausbekommt.

Denn entweder wirkt das Vorgehen Boulanger's mit seinen fieberhaften Kriegsrüstungen schon jetzt genügend auf die Mehrheit des deutschen Volkes, daß die staatserhaltenden Parteien bei den Wahlen wieder die Oberhand gegen die staatszerstörenden erhalten, oder nicht. Im ersteren Falle bekommen wir einen Reichstag, der den Franzosen zeigt, daß das deutsche Volk willig ist, die ihm durch den feindlichen Nachbar aufgezwungenen Militärlasten nicht bloß als ein vorübergehendes kurzes Interimisticum, sondern für die Dauer zu tragen, und daß das deutsche Reich seine noch unbenutzten Steuerquellen nur sehr mäßig anzuspannen braucht, um die dadurch bedingten Mehrausgaben mit Leichtigkeit und für die Dauer aufzubringen; dann behalten wir nicht nur wahrscheinlich für eine Reihe von Jahren Frieden, sondern gewinnen auch damit die Frist und die Parlamentsmajorität zur Befestigung und zum weiteren organischen Ausbau der Reichseinrichtungen, insbesondere zur Fortführung der Socialreform und zur Beendigung des Friedensschlusses mit den katholischen Reichsbürgern. Im anderen Falle, wenn die staatserhaltenden Parteien bei den bevorstehenden Wahlen keine, oder doch keine ausreichende Mehrheit erreichen, wird Frankreich dies als ein deutliches Symptom dafür ansehen, daß die Reichsregierung eine unpopuläre Gewaltherrschaft ist, und die Saiten um so straffer spannen bis zu einem Punkte, wo die deutsche Regierung die bisherige Selbstüberwindung einer fast unnatürlichen Langmuth aufgibt und endlich einmal, wie jeder andere Staat es in solchem Falle längst gethan hätte, von seinem Nachbarn Aufklärungen fordert. Dann ist an ein Zurückweichen der überschäumenden Revanchegährung nicht zu denken; sondern der Krieg ist da, sobald Deutschland dem Rollen der Kugel nur seinen freien Lauf läßt und es nicht mehr künstlich aufhält. Dann bleiben uns die Jahre der unheimlich drückenden Schwüle vor dem Ausbruch des Gewitters erspart, deren Unbehaglichkeit und Verderblichkeit für das Erwerbsleben wir aus der Zeit von 1866—1870 noch zu wohl in Erinnerung haben; dann werden die aufeinanderplatzenden Heeresmassen um soviel kleiner sein, als die Mehrausbildung der Reserven in den nächsten Jahren in beiden Ländern betragen würde, und demgemäß auch die absolute Größe der proportionalen Verluste um so viel geringer. Während des Krieges aber bekommen wir dann ganz sicher in den Neuwahlen eine überwältigende Mehrheit der staatserhaltenden Parteien, und wie auch die Würfel des Krieges fallen mögen, ein Aufschwung des Patriotismus ist uns dann sicher, der das Reich innerlich festigt, auch wenn es äußerlich zerstückelt werden sollte.

Hieraus folgt nun aber keineswegs, daß derjenige, welcher für seine Person den baldigen Ausbruch des Krieges der Vertagung desselben vorziehen möchte, darum auch schon für einen Oppositionscandidaten stimmen darf. Ein Krieg ist etwas so Furchtbares, und der bevorstehende wird so unerhört furchtbar werden, daß die Verantwortung seiner Entfesselung für Menschen von Gewissen eine kaum erträgliche Last sein müßte, und von uns schlechterdings der Vorsehung überlassen bleiben muß. Wer also diese Verantwortung scheut, der darf schon darum nicht für einen Oppositionscandidaten stimmen, gleichviel, was er sonst für politische Ansichten haben mag. Es hilft nichts, wenn die Oppositionsparteien darauf hinweisen, daß sie zu dreijähriger Bewilligung der geforderten Rüstungen und später bei Fortdauer der Gefahr zur Verlängerung derselben bereit seien; sie können nun einmal den moralischen Eindruck nicht abschwächen, den es auf die Franzosen macht, wenn dieselben sehen, daß die Mehrheit sich weigert, in die Uebernahme der Mehrlasten auf die von der Regierung geforderte und für nöthig gehaltene Frist zu willigen, den Eindruck der Widerwilligkeit, Rüstungsmüdigkeit und Abneigung gegen den Militarismus, der in der ganzen formellen Behandlungsweise der

Digitized by Google

Septennatsvorlage den Grundton bildet. Nicht auf die widerwillig dem Herzen abgerungene Gewährung, sondern auf die aus dem kleinlichen Abhandeln hervorguckende Stimmung legen sie den Werth, und indem sie diese mit der unbesonnenen und vordringlichen Maßlosigkeit der eigenen Opferbereitschaft vergleichen, gewinnen sie die Ueberzeugung, daß der Patriotismus des französischen Volkes demjenigen des deutschen so thurmhoch überlegen sei, daß an einem Siege der patriotisch Begeisterten über die Schergen einer scheinconstitutionellen Gewaltherrschaft bei gleicher Truppenzahl gar nicht zu zweifeln sei. Daß die oppositionellen Abgeordneten nicht mit der Stimmung ihrer Wähler und die oppositionelle Presse nicht mit der Stimmung ihrer Abonnenten im Einklang stehen sollte, erscheint dem Gegner, der so gern auf diesen Einklang seine Hoffnungen bauen möchte, schier unglaublich, den heutigen Franzosen ebenso unglaublich wie den Oesterreichern im Frühjahr 1866; es ist auch eines der größten Räthsel der Völkerpsychologie, dessen Lösung nur dem mit den Widersprüchen des deutschen Volkscharakters völlig Vertrauten gelingen kann. Wenn die bisher oppositionellen Wähler sich nicht rechtzeitig entschließen können, den so natürlichen Irrthum der Franzosen durch eine eclatante Desavouirung ihrer bisherigen Vertreter aufzuklären, so werden sie eben den alsdann gewiß sehr erstaunten Franzosen diese Aufklärung mit dem Repetirgewehr in der Hand geben müssen.

Der deutsche Michel hält es für einen des freien Mannes unwürdigen Servilismus, zu einer Forderung der Regierung, wenn er auch deren sachliche Berechtigung und Zweckmäßigkeit anerkennt, einfach ja zu sagen ohne Feilschen und Markten und Bedingungstellen; durch Neinsagen, oder durch das bedingte Nein seiner Verklausulirungen bekundet er seine Unabhängigkeit, und fürchtet durch Jasagen sein heiligstes Recht, das Neinsagen, knechtisch preiszugeben. Den logischen Blödsinn dieses noch in den Kinderschuhen stecken gebliebenen Freiheitsdranges hat ihm die seit einem Menschenalter von der Presse vorgepredigte liberale Doctrin mit einer systematischen Phraseologie verschleiert, deren Fadenscheinigkeit sein Verstand nicht zu durchschauen vermag, und die sein gesundes Gefühl nur in Augenblicken mächtiger patriotischer Erregung zerreißt. Wollte die Regierung dieser ängstlichen Scheu vor dem Schein des Servilismus praktisch Rechnung tragen, so brauchte sie über die von ihr für nothwendig gehaltene Forderung hinaus recht dreist vorzuschlagen, damit der Michel etwas abzuhandeln hat, ohne daß das Gemeinwohl zu Schaden kommt. Sie brauchte z. B. nur alle sieben Jahre von Neuem, wie i. J. 1874, ein Aeternatsgesetz, d. h. eine dauernde, bis zu anderweitiger gesetzlicher Regelung geltende Feststellung der Friedenspräsenzziffer auf 1 Procent der Bevölkerung (aber freilich nach Maßgabe der jeweilig letzten Volkszählung) vorzuschlagen, und sich dann auf eine siebenjährige Dauer nach Maßgabe der letzten Volkszählung herunterhandeln zu lassen. So macht es das Marktweib, das seine Kundin kennt; es fordert an jedem Markttag von Neuem den Aufschlag für dieselbe Waare und läßt sich immer von Neuem herunterhandeln, um nicht durch Festhalten an dem einmal vereinbarten Preise die Kundin vom Geschäft abzuschrecken. Wer wollte es der Regierung verdenken, daß sie ein solches kleinliches Manöver als ihrer nicht würdig verschmäht hat, daß sie es für anständiger gehalten hat, bei der früher getroffenen Vereinbarung, bei dem Mittelwerth zwischen Aeternat und jährlicher Bewilligung, d. h. beim Septennat stehen zu bleiben, diesen nun aber auch als festen Preis gelten zu lassen! Wenn es dabei zu Tage getreten ist, daß die Parlamentsmehrheit noch keinen Sinn für eine reelle und solide Geschäftspraxis in der Politik, d. h. für das Stehenbleiben bei einmal vereinbarten „festen Preisen“ hat, sondern sich das heilige Volksrecht zu immer neuem Schacher um die Bewilligungsdauer nicht nehmen lassen will, so wird man doch hoffen dürfen, daß das Aufdecken und Zurückweisen dieses Schachergeistes eine heilsame volkserziehende Wirkung nicht verfehlen werde, und dadurch auf die Dauer sich nützlicher erweisen werden, als wenn die Regierung auf den Schachergeist eingegangen wäre und ihr durch unreelles Vorschlagen an kleinlicher Pfiffigkeit zu überbieten gesucht hätte.

Das Abhandelnwollen ist nun aber bloß die formelle Seite des Widerstandes gegen die Bewilligung; sachlich getragen wird dieser Widerstand durch den Hintergedanken, die Bewilligung der für die Landesvertheidigung erforderlichen Mittel in Zukunft als Daumschraube zu benutzen, durch welche der Regierung Zugeständnisse abgepreßt werden sollen, die sie ohne solche Zwangslage nicht gewähren würde. Dieser Gedanke ist bei allen Oppositionsparteien derselbe, wenn auch die Art der gewünschten Zugeständnisse bei jeder derselben eine andere ist; alle haben das gemeinsame Interesse, die Regierung in Schwäche und Abhängigkeit von den parlamentarischen Bewilligungen zu erhalten, in der Hoffnung, dabei für ihre Sonderinteressen um so mehr herausschlagen zu können, je häufiger die Regierung genöthigt ist, neue Bewilligungen zur Landesvertheidigung nachzusuchen. Hier heißt es für die Regierung: principiis obsta! Aus rein militärischem Gesichtspunkte läßt sich mit 12jährigen, 7jährigen, 5jährigen, 3jährigen und selbst mit einjährigen Bewilligungsperioden auskommen, und es sieht so aus als ob der politische Conflict ohne Schaden auf den Augenblick vertagt werden könnte, wo ein Abstrich an der erforderlichen Höhe der Bewilligung von einer oppositionellen Mehrheit versucht werden sollte; man könnte sich also fragen, warum die Regierung sich nicht mit einer fünfjährigen Bewilligung zufriedengegeben habe, die sie ohne Zweifel vom Centrum hätte erhalten können, und welche außerdem den fünfjährigen Volkszählungen parallel gegangen wäre. Aber mit solchem Herunterdrücken des früheren Compromisses hätte sie sich auf die schiefe Ebene des Abhandelns begeben, auf der sie zweifellos in kurzer Zeit bis auf das Niveau der einjährigen Bewilligung herunterrutschen würde; nach dem Anlangen auf diesem Niveau, wenn nicht schon früher, würde dann das Bedingungenstellen von Seiten der Opposition praktisch in Kraft getreten sein, und die jährlichen Militärcapitulationen der Regierung würden im neuen deutschen Reich dieselbe verhängnißvolle Rolle gespielt haben wie die Wahlcapitulationen bei den Kaiserwahlen im alten. Die Oppositionsparteien würden sich darüber geeinigt haben, in dem einen Jahre gemeinsam eine Forderung der einen, im nächsten Jahre gemeinsam eine Forderung der anderen geltend zu machen, und so würde Jahr für Jahr ein Stück Fractionsinteresse über das Reichsinteresse den Sieg davongetragen haben, bis das neue Reich bei demselben Grade der Ohnmacht und Zerrüttung angelangt wäre, an welchem das alte zu Grunde gegangen ist. Daß es jetzt nicht mehr der Particularismus der Fürsten, sondern derjenige der Parteien ist, welcher das Reichsinteresse unter die Füße zu treten sucht, macht die Sache nur um so schlimmer, weil die Geschichte vom Particularismus der Fürsten noch die Berufung an das Nationalgefühl des Volkes frei hatte, in den Fractionen aber bereits das Volk selbst gespalten, zerrüttet und verblendet ist.

Was die Elsässer, Dänen, Welfen und Polen im Reichstage anstreben, ist bekannt genug: die Rückgabe von Elsaß-Lothringen an Frankreich, von Nordschleswig an Dänemark, die Wiederaufrichtung des Königreichs Hannover mit Einschluß Braunschweigs unter dem welfischen Fürstengeschlecht und die Auslieferung der Deutschen Westpreußens, Posens und Oberschlesiens an die Herrschaft der Polen (nach böhmischen Muster) zur Vorbereitung dieser Provinzen für den Anschluß an das wiederherzustellende Königreich Polen. Alles dies ist nur von einem Siege Frankreichs über Deutschland zu erwarten, und deshalb müssen diese Parteien darauf hinarbeiten, einen solchen zu erleichtern, d. h. die deutsche Regierung auf alle Weise zu schwächen, theils durch die Saat des Unfriedens im Volke, theils durch Vermehrung der parlamentarischen Opposition und ihrer Rechte gegenüber der das Reichsinteresse vertretenden Regierung, theils durch Verringerung der Wehrfähigkeit Deutschlands, sei es direct oder indirect. Dies alles aber muß natürlich, um das Volk und die übrigen Oppositionsparteien nicht kopfscheu zu machen, unter Verhüllung der eigentlichen Ziele geschehen und unter Ableugnung der reichsfeindlichen Gesinnung, aus welcher dieselben erwachsen. Als Mantel dient dabei das Streben nach Freiheit, Autonomie, und

Digitized by Google

wie sonst die partikularistisch-centrifugale Abneigung gegen die Gliedschaft und Unterordnung im Ganzen des Volksthums sich tituliren mag; die liberale Phrase aber hat dafür gesorgt, einen großen Theil des Volkes so zu verblenden, daß es den Wolf in diesem Schafpelz wirklich für ein harmloses Lamm hält, und sich dazu hergibt, Arm in Arm mit ihm gegen die eigene Regierung zu marschiren.

Was die Socialdemokratie will, ist ebenso bekannt: Aufhebung des Staates, der Ehe, der Familie, des Erbrechts, des Zinsgenusses, des Geldes, des Privateigenthums an Productionsmitteln, der Freiheit der persönlichen Entscheidung über die zu wählende Arbeit und die Umwandlung der Gesellschaft in ein großes Zuchthaus unter der Frohnvogtschaft der Demagogen; Verhinderung jeder Besserung in der Lage der arbeitenden Klassen unter der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung und Vorbereitung der socialen Revolution durch systematische Aufhetzung der besitzlosen und ungebildeten Arbeiter gegen die besitzenden und gebildeten Klassen als gegen die Räuber ihres rechtmäßigen Eigenthums und gegen ihre böswilligen Bedrücker.

Was die ultramontane Partei will, ist nicht minder offenkundig: Herrschaft der katholischen Kirche in Staat, Gemeinde, Familie, Schule und Gesellschaft zum Zweck der Rekatholisirung der Ketzer, der völligen Durchführung der Gegenreformation und der Wiederherstellung der Weltmacht Roms. Wer sich über diese Ziele täuschen läßt, wer es verkennt, daß das Centrum die vorgeschobenste Sturmcolonne der Gegenreformation ist, der ist blind für die Geschichte. Ideelle Bundesgenossen des Centrums sind alle katholischen Mächte, um so mehr, je treuere Söhne der Kirche sie sind; ideelle Gegner des Centrums sind alle akatholische Staaten, um so mehr, je mächtiger sie sind, an der Spitze also die größte Großmacht, Rußland. Wenn der gegenwärtige Papst die oppositionelle Stellung des Centrums in der Militärvorlage und den Uebereifer seines welfischen Führers als inopportun mißbilligt, so hat das keine principielle Bedeutung, sondern zeigt nur, daß derselbe bei der gegenwärtigen Stimmung des deutschen Reichskanzlers die Gegenreformation besser und kräftiger zu fördern glaubt, wenn er sich demselben in politischen Fragen von temporärer Bedeutung gefällig erweist als durch das Gegentheil. Die katholischen Wähler werden zu entscheiden haben, ob sie dem Oberhaupt ihrer Kirche oder dem Generalagenten des Welfenhauses den weiteren Blick und das schärfere Urtheil über das den Interessen der Kirche dienlichste Verhalten zutrauen.

Was die deutschfreisinnige Partei, oder vielmehr die mit secessionistischen Elementen verstärkte Fortschrittspartei will, liegt am wenigsten offen da, weil am meisten Anstrengungen zur phraseologischen Verhüllung gemacht sind. Es ist aber mit einem Worte: die parlamentarische Regierungsform, d. h. die Erreichung eines Zustandes, in welchem die Krone verfassungsmäßig gezwungen ist, diejenigen Personen zu Ministern zu ernennen, welche die Parlamentsmehrheit ihr präsentirt, und alles zu unterzeichnen, was diese Minister mit der Parlamentsmehrheit vereinbart haben. Nur diesen Zustand läßt die Fortschrittspartei als Constitutionalismus gelten, jeden anderen, in welchem der Fürst noch mehr als eine Unterschriftsmaschine ist, wird von ihr als lügenhafter Scheinconstitutionalismus gebrandmarkt, der unter dem Scheine der Freiheit die Knechtschaft des Volkes verbirgt. Wenn nun doch einmal der Träger der Krone zu einer willenlosen Unterschriftsmaschine herabgesetzt werden soll, so erscheint es als völlig gleichgültig für den verfassungsmäßigen Zweck seiner Existenz, ob derselbe von einer Fabrik mechanischer Automaten geliefert oder von einer erblichen Dynastie gestellt wird; ersteres hätte nur den unbestreitbaren Vorzug größerer Billigkeit. Ein Volk, das diese parlamentarische Regierungsform besitzt ist frei, jedes andere unfrei und geknechtet. Ein freies Volk muß glücklich sein, ein unfreies unglücklich. Diese alleinseligmachende Theorie von der parlamentarischen Regierungsform muß unbedingt verwirklicht werden; alle geschichtlichen Mächte, die sich dem widersetzen, sind reactionär, und über sie muß die Geschichte hinweggehen. Welche Krisen das Volk auch durchzumachen haben mag, ehe es zu dieser Regierungsform gelangt, das alles kommt gar nicht in Betracht gegen den Segen, der aus dieser Errungenschaft fließt; der Parlamentarismus oder die Freiheit heilt alle Wunden, die seine Eroberung geschlagen hat. Sollte es nachher nicht ganz stimmen, so liegt der Fehler an den Menschen, nicht an der Doctrin. Also nur darauf los: Fiat doctrina, pereat patria! Der Weg zur Verwirklichung dieser Doctrin, ist Schwächung der Regierungsgewalt, Stärkung der Parlamentsmacht; der mächtigste Hebel zur Verschiebung des verfassungsmäßig bestehenden Rechtsverhältnisses ist die Daumschraube der Militärbewilligung, da es zwar nicht der Fortschrittspartei, wohl aber der Regierung daran gelegen ist, daß die Wehrfähigkeit des Vaterlandes im Vergleich zu seinen lauernden äußeren Feinden nicht geschwächt werde. Je häufiger Militärconflicte, desto mehr Aussicht voran zu kommen.

Das letzte Wort dieses Standpunktes hat die Partei trotz ihrer Abrüstungsanträge wenigstens in Norddeutschland noch nicht zu sprechen gewagt, es ist aber die unausweichliche logische Consequenz ihrer Principien und lautet: Lieber französisch unter parlamentarischer Regierungsform als deutsch unter dem Scheinconstitutionalismus der Hohenzollern! Nationalität und Muttersprache sind reactionäre historische Mächte, wenn sie sich der Verwirklichung der alleinseligmachenden Doctrin wiedersetzen; es sind eitle Chimären nationaler Beschränktheit, und nur die Freiheit ist das, worauf es in Wahrheit ankommt, und worauf allein es dem deutschen Volke ankommen sollte. Wenn die immer von der Partei gewünschte Abrüstung von ihr durchgesetzt würde, und die Franzosen in Folge dessen dazu gelangten, uns auf's Haupt zu schlagen, — um so besser, — wenn dadurch nur der Widerstand der Hohenzollern gegen die parlamentarische Regierungsform gebrochen würde! Was liegt daran, wenn das linke Rheinufer unter Frankreich fällt! Frankreich hat ja die parlamentarische Regierungsform und in ihr die Freiheit und Glückseligkeit! Was liegt daran, ob ein Volk groß und mächtig ist? Mag es immerhin kleiner werden, wenn es dadurch nur freier wird, d. h. der Despotie der unverantwortlichen Parlamentsmehrheit näher kommt. Was kann Deutschland besseres begegnen, als wenn ihm der „Großmachtskitzel" ausgetrieben wird, der die Blicke des Volkes von dem einzig erstrebenswerthen Ziele ablenkt! Was liegt daran, wenn Preußen die polnischen Provinzen verliert und die darin lebenden Deutschen sich der Polenherrschaft unterwerfen müssen, wenn nur diese polnische Mehrheit unter parlamentarischer Regierungsform leben kann! Die Knechtschaft der Minderheit unter der Mehrheit ist keine Knechtschaft, denn die Rechte der Majorität sind heilig, ewig, unverletzlich! Erst die demokratische Volkspartei, die ihrem Wesen nach als der linke Flügel der Deutschfreisinnigen zu betrachten ist, zieht mit dreister Hand die vollen Consequenzen der abstract-liberalen Doctrin, vor denen die deutschfreisinnige Partei zaghaft die Augen zudrückt. Sie spricht es offen aus, daß es ein Frevel gegen das geheiligte Menschenrecht der politischen Selbstbestimmung ist, wenn die deutsche Reichsregierung die Bevölkerung des Elsaß und Nordschleswigs mit brutaler Gewalt von Frankreich und Dänemark abgetrennt hat und die Erfüllung ihrer auf Rückfall an diese Länder gerichteten Wünsche versagt. Nach ihr ist es ebenso ein rechtswidriger Gewaltstreich, den Hannoveranern die Wiedereinsetzung des welfischen Königshauses zu versagen, nach welcher die Mehrheit derselben verlangt. Sie hat auch das Wort: „lieber französisch als preußisch!" nicht zurückgenommen, sondern nur als vorläufig nicht zeitgemäß zurückgestellt.

Zur Zeit der Revolution von 1848 waren solche Gehirnblasen von der Volkssouveränität und deren Aeußerung durch die Majorität erklärlich; daß sie bis heute noch nicht überall geplatzt sind, ist unbegreiflich. England, das Musterland der parlamentarischen Doctrin, ist durch dieselbe dahin gelangt, sich thatsächlich von den ultramontanen irischen Rebellen regieren zu lassen und seine Reichseinheit nicht mehr aufrecht erhalten zu können; Belgien ist durch dieselbe zur Versuchsstation einer ultramontanen Musterwirthschaft geworden, Oesterreich ist durch

Digitized by Google

dieselbe aus einem einheitlichen Reich zu einem staatsrechtlichen Monstrum mit lauter centrifugalen Bestandtheilen umgewandelt, wobei der gemeinsame Kitt des Deutschthums aus den Fugen gedrängt wird, Dänemark hat der Nachgiebigkeit gegen den Volkswillen den Verlust der Eiderlinie zu verdanken; Frankreich die Ausscheidung aus dem europäischen Staatensystem durch völlige Bündnißunfähigkeit, England und Italien das Mißtrauen gegen ihre Bundestreue wegen steten unberechenbaren Ministerwechsels, und verschiedene Kleinstaaten haben in Folge ihrer Parlamentsspielerei Karikaturen der ergötzlichsten Art für den draußenstehenden Beobachter geliefert. Auch Rußland ist für uns nur so lange furchtbar, als es kein Parlament hat; mit der Einführung einer Verfassung wird auch dort der innere Hader losgehen, der uns gestattet, die geographische Ueberlegenheit dieses Nachbarn mit mehr Ruhe zu betrachten.

Hätte in Preußen die Fortschrittspartei im Militärconflict der 60 ger Jahre die Regierung zum Nachgeben zu zwingen vermocht, so hätten wir weder einen norddeutschen Bund noch ein deutsches Reich bekommen. Hätte die Fortschrittspartei eine norddeutsche Bundesverfassung nach ihrem Sinne durchgesetzt und wäre der Virchow'sche Abrüstungsantrag durchgeführt, so hätten wir die Franzosen nicht besiegen können und weder das Elsaß noch das deutsche Reich gewonnen, sondern würden jetzt noch an der Bezahlung der eigenen Kriegskosten zu verdauen haben. Wäre die deutsche Reichsverfassung nach dem Sinne der Fortschrittspartei eingerichtet worden, so hätten wir schon in der Mitte der 70 ger Jahre den Revanchekrieg abwehren müssen, und wenn wir nicht besiegt worden wären, so hätten wir doch mindestens wiederum die eigenen Kriegskosten zahlen müssen, auch würden wir seit acht Jahren den Vorzug genießen, den Welfenagenten als Reichskanzler die Geschicke des deutschen Volkes leiten zu sehen. Hätte bei der zweiten Lesung der neuesten Militärvorlage das Centrum sich der freisinnigen Führung unterstellt, statt umgekehrt, so würden wir eine effective Verminderung der durchschnittlichen Friedenspräsenz bekommen haben, weil die verlangte Herabsetzung der Dienstzeit von $28\frac{1}{2}$ auf $26\frac{1}{2}$ Monat viel schwerer wog als die Hälfte der von der Regierung geforderten Erhöhung, ja sogar als das Ganze derselben. Die Zustimmung zu dem Centrumsantrag der Deutschfreisinnigen war aber noch nicht einmal ehrlich gemeint, sondern hatte nur die Bedeutung eines taktischen Wahlmanövers und erfolgte erst, als die Partei die vollständige Gewißheit hatte, daß die Regierung dieses Gebot doch nicht annehmen würde.

Alles was die Fortschrittspartei versucht hat, um die Entfaltung Preußens zu Macht, Größe und Wohlfahrt zu hemmen, kann man ihr verzeihen, weil es ein fruchtloses Anstemmen gegen das rollende Rad der Geschichte blieb, und schon vorher von der Partei als ein unschädlicher Luxus der gesinnungsvollen Opposition gewußt wurde; nur in einem Punkte, wo sie reüssirt hat, wird diese Partei dereinst die volle Verantwortung vor der Geschichtsschreibung der Zukunft zu tragen haben. Fürst Bismarck hat in seiner dritten Rede am 24. Januar gesagt, daß eine solche in das geistige Gebiet übertretende Reform wie die Culturkampfpolitik nur durchzuführen sei, wenn sie durch die öffentliche Meinung der Mehrheit der Nation mit zwingender Gewalt getragen werde und daß der Schein dieser Unterstützung aufgehört habe, als die Fortschrittspartei sich die Bekämpfung des Reichskanzlers, nicht die des Papstes habe angelegen sein lassen und in das feindliche Lager übergegangen sei. Wenn im nächsten Jahrhundert vermittelst einer Reunion ganz Deutschland, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach, rekatholisirt sein wird und eine halbtausendjährige Culturbewegung durch die Reaction der siegreichen Gegenreformation zurückgeschraubt sein wird, dann wird es wesentlich der Fortschrittspartei zur Last gelegt werden, daß sie der Gegenreformation geholfen hat, das letzte widerstandsfähige Bollwerk zu zerstören, und daß sie selbst den eisernen Kanzler genöthigt hat, vor den Mineurcompagnien Roms die Waffen zu strecken, um wenigstens den Bestand des Reiches vor dem vereinten Ansturm der inneren und äußeren Gegner zu retten. Das deutsche Reich kann mit Fug und Recht von sich sagen: „Herr schütze mich vor meinen (angeblichen) Freunden (der Fortschrittspartei), mit meinen Feinden will ich dann wohl selbst fertig werden". Aber als der falsche Freund, der überall das seine gethan hat, um das Reich zur Capitulation vor seinen Feinden zu zwingen, und dies dem culturgeschichtlich wichtigsten Feinde gegenüber durchgesetzt hat, wird dereinst die Fortschrittspartei von späteren Geschlechtern als der böse Dämon des jungen deutschen Reiches verurtheilt werden.

Wer das Wesen der Oppositionsparteien erkennt und ihre Ziele durchschaut, der kann unmöglich einen Candidaten derselben seine Stimme geben, es sei denn, daß er eines dieser Ziele als das seinige anerkennt, d. h. das deutsche Reich verkleinern, zerstückeln, umstürzen, oder zur päpstlichen Provinz machen will. Wer dagegen eine nationale Entwickelung des durch die Geschichte gegebenen neuen deutschen Reiches ohne Preisgebung seiner Grenzen, seiner Selbständigkeit und seiner Machtstellung will, der muß auch anerkennen, daß dies mit Hülfe der Oppositionsparteien nicht möglich ist, sondern nur durch die Vereinigung der staatserhaltenden Parteien, welche sowohl die conservativen, als auch die liberalen Volksbestandtheile ohne doctrinären Fanatismus umfaßt. Mag die gegenwärtige Krisis verlaufen, wie sie wolle, den einen unermeßlichen Gewinn hat sie für unsere innere Entwickelung zur Folge gehabt, daß die reichszerstörenden und die erhaltenden Parteien sich in je eine große Gruppe gesammelt haben, daß das Tafeltuch zwischen Centrum und Conservativen nun endlich ebenso zerschnitten ist wie zwischen Nationalliberalen und Deutschfreisinnigen. Die für die Conservativen hervorgetretene Nöthigung, mit den Nationalliberalen zusammenzugehen, wird es dem Gros der ersteren Partei erleichtern, sich von dem Einfluß des altconservativen rechten Flügels, der aus kirchlich reactionären Gelüsten immer mit dem Centrum liebäugelte und die Nationalliberalen als die gefährlichsten Gegner und Nebenbuhler haßte, mehr und mehr zu emancipiren; für die Nationalliberalen aber wird damit der letzte Grund zum sehnsüchtigen Rückwärtsschielen nach den alten secessionistischen Freunden in Wegfall kommen. Die Regierung wird die harte Probezeit der regenerirten nationalliberalen Partei als wohlbestanden anerkennen müssen und jedes Mißtrauen gegen Rückfälligkeit fahren lassen können; sie wird in Folge dessen hinfort aufhören müssen und können, diese Partei als Aschenbrödel und die deutschconservative als Schooßkind zu behandeln und vielmehr beide mit gleichem Maße messen müssen. Mit der undankbaren Mißachtung durch die Conservativen und der mißtrauischen Zurücksetzung durch die Regierung wird auch der Bann der Geringschätzung aufhören, der seit der Secession in der öffentlichen Meinung auf der nationalliberalen Partei gelastet hat, und sie wird eines neuen Aufschwungs gewärtig sein dürfen. An der Selbstverleugnung und geduldigen Hingebung an das Wohl des Ganzen, die die nationalliberale Partei seit dem Heidelberger Programm geübt, möge die deutschconservative Partei sich ein Vorbild nehmen; dann allein wird es möglich sein, daß die drei staatserhaltenden Parteien künftig in dauernder Eintracht zusammenwirken, indem sie ihre Fractionsinteressen dem Reichsinteresse unterordnen. Daß dieser Weg, wenn auch sehr spät, so doch endlich einmal eingeschlagen worden ist, das haben wir dem Glück der auswärtigen Lage zu verdanken, und wir haben nun das unsrige zu thun, daß der Präcedenzfall des gegenwärtigen Wahlcartells maßgebend bleibe für die Zukunft und daß die beginnende Gesundung unserer politischen Zustände zu einer wirklichen Genesung und zur befestigten Gesundheit führe.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Die neuere Wallenstein-Literatur.

Von Hermann Hallwich.

Es gibt Geheimnisse der Weltgeschichte, an deren vollständiger Lösung die historische Forschung gewissermaßen schon längst verzweifelt hat, ohne deshalb — vielleicht gerade deshalb — jemals müde zu werden, diese Lösung mit dem Aufgebote aller Kräfte zu suchen und ihren Scharfsinn daran zu erproben. Wie kaum eine andere hat die deutsche Wissenschaft im Punkte jener Forschung oft Unglaubliches geleistet. Es ist die alte, unverwüstliche deutsche Gründlichkeit, die unseren Forscher in seiner Sisyphusarbeit bestärkt, und mit der Gründlichkeit wohl auch die ebenso unverwüstliche Theilnahme und Wißbegierde seines Volkes, das sich's nicht nehmen läßt, von Zeit zu Zeit nach dem Stande seiner Forschung zu fragen und sich von ihm belehren zu lassen — vor Allem dort, wo der Reiz des Geheimnißvollen mit im Spiele ist, dem ja am Ende kein Sterblicher, am allerwenigsten ein guter Deutscher, zu widerstehen vermag. War es denn nicht zugleich das Räthsel- und Sagenhafte seiner Stoffe, das den Dichter des „Fiesco", des „Don Carlos", des „Wallenstein", der „Maria Stuart", der „Jungfrau von Orleans", des „Wilhelm Tell" und des „Demetrius" — der poetischen und historischen Räthselgestalten so ziemlich ganz Europas — so recht eigentlich als deutschen „Nationaldichter" erscheinen ließ?

Man wird nicht leugnen können, daß allen diesen Gestalten gegenüber, namentlich seit den Tagen Schiller's, die Katheder-weisheit und Stubengelehrtheit ihre Schuldigkeit mehr oder minder redlich gethan haben. Beweis dessen eine Unzahl Bände aller Dimensionen, eine ganze große Literatur über jeden einzelnen der genannten Namen, deren bisher doch keiner völlig entschleiert werden konnte, trotz endloser „Enthüllungen", die in den meisten Fällen nur dazu dienten, das schwankende Charakterbild, „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt", von Neuem schwanken zu machen. Das galt durch lange Zeit zu allermeist von dem mehr als geheimnißvollen, dem fast dämonischen Charakterbild, dem dieses Dichterwort unmittelbar gegolten. „Es ist ein Meer auszutrinken, und ich sehe manchmal das Ende nicht!" So seufzte Schiller, als er im Jahre 1797, wie er gewohnt war, mit emsiger Sorgfalt an die Sammlung des Materials ging, aus dem sich die Wallenstein-Trilogie, unstreitig sein größtes Meisterwerk, allmählich entfaltete. Was er wohl sagte, wenn er sich nun, nach kaum dreimal dreißig Jahren, an den Ocean gestellt sähe, zu dem die heutige Wallenstein-Literatur thatsächlich anzuschwellen droht! —

Es ist eine bekannte Schwäche landläufiger Kritik, nach Art gewisser Hörer in gewissen Versammlungen in der Regel demjenigen Recht zu geben, der eben zuletzt gesprochen hat. So war es auch stets in der wie Wallenstein selbst unsterblichen Wallensteinfrage. Und so konnte es denn nicht fehlen, daß je nach Erscheinen dieses oder jenes Werkes pro oder contra Wallenstein das Urtheil der Menge niemals zur Ruhe und damit zur Klarheit und Wahrheit kommen konnte. Andererseits hat die Gegenwart — die „Gegenwart" in des Wortes weitester Bedeutung — unter allen Umständen die Berechtigung, ein Urtheil zu verlangen, und zwar jederzeit, denn jede Zeit ist ja doch einmal Gegenwart. Und so folge ich gerne der freundlichen Einladung, dieser „Gegenwart" einen kurzen Ueberblick über den heutigen Stand der Wallensteinfrage zu bieten. Es ist hierbei, wie sogleich bemerkt werden darf, reichlich vorgesorgt, daß der Berichterstatter diesmal jener bewußten Schwäche kritischer Gymnastik sich nicht schuldig mache und just dem letzten Sprecher die Palme reiche.

Zwei ominöse Namen introduciren die neuere Wallenstein-Literatur. Zu Beginn der letzten sechziger Jahre erschienen beinahe gleichzeitig die Werke zweier Vertreter der sogenannten conservativ-politischen Partei in Deutschland und Oesterreich: „Tilly im dreißigjährigen Kriege" von Onno Klopp (1861) und „Wallenstein's vier letzte Lebensjahre" von Friedrich v. Hurter (1862). Letzterem war schon im Jahre 1855 von derselben Feder eine Schrift „Zur Geschichte Wallenstein's" vorausgegangen und sollte in den letzten Bänden einer bändereichen „Geschichte Kaiser Ferdinand's II." eine Nachlese desselben Verfassers von gleicher Materie auf dem Fuße folgen. Der Name Wallenstein, in den früheren Jahrzehnten durch zahlreiche Urkunden-Publicationen insbesondere der Wiener „Neuen militärischen Zeitschrift" sowie Friedrich Förster's und des mährischen Archivdirectors P. Ritter v. Chlumecky in ein neues, überaus günstiges Licht gestellt, erschien nun wieder mit einem Male gegenüber dem „deutschen Helden" (!) Tilly und Ferdinand „dem Katholischen" in tiefen, tiefen Schatten zurückversetzt.

Tilly, der Klopp'sche „deutsche Held", dessen Schwert „den deutschen Boden von den Verderbern reingefegt", der „niemals um eine Erhöhung seiner Würden, seiner Titel nachgesucht" — „er hatte seinen Lohn in sich" —; der nicht etwa Magdeburg zerstört sondern vielmehr „väterlich treu und wohlmeinend gewarnt hat"; Tilly, der nebenbei gesagt mit Gustav Adolf „in unversöhnlichem Widerspruche steht wie die Lüge und die Wahrheit": er vertritt nach Onno Klopp immer und überall „den deutsch-nationalen Standpunkt, das allgemeine deutsche Interesse".

Und der „katholische" Ferdinand! Er war nach Friedrich Hurter „ein hohes Vorbild in allen Tugenden des Regenten wie des katholischen Christen und des Menschen"; nach Klopp „der Hort und die Burg der menschlichen und christlichen Cultur." .. „Indem er seine Rechte gegen rebellische Fürsten aufrecht hielt, vertheidigte er die Einheit, die Macht, die Freiheit der deutschen Nation. Indem er die fremden Fürsten und Könige abwehrte vom deutschen Boden, vertheidigte er nicht bloß seine Nation, sondern die Möglichkeit der Abwehr des gemeinsamen Feindes der Christenheit. Indem er sich selber schützte, sein Haus und seine Macht, rettete er die christliche Cultur." — Also wieder ein christlich-germanischer Held!

Dagegen Wallenstein? — „Wie war es ein so unsägliches Unheil für die deutsche Nation, daß das vertrauende Gemüth des Kaisers gerade der Lüge Wallenstein's und seiner Creaturen immer zugänglich sein mußte!" So jammert Klopp. „Aber gäbe es keine Entschuldigungsgründe"? frägt Hurter, als gälte es eine directe Antwort auf den eben gehörten Vorwurf seines reichsdeutschen Gesinnungsgenossen. Und diese Entschuldigungsgründe? — „Sie sind in Ferdinand's sittlichem Wesen zu suchen", lautet die Antwort; „neben so vielen Tugenden besaß er eine, die unter dem sogenannten Fortschritt unserer Tage immer mehr erlischt: diejenige der Dankbarkeit." Aus Dankbarkeit erhob er den böhmischen Edelmann und hielt er den Feldherrn und dessen Freunde, die dieser freilich „vielleicht durch minder zulässige Mittel gewonnen." ..

Die „Dankbarkeit" Ferdinand's in allen Stadien seines Verhältnisses zu Wallenstein und so auch gelegentlich der Katastrophe zu Eger verständlich zu machen und nicht etwa gleich einem anderen, sprichwörtlich bekannten „Dank vom Hause Habsburg" als Ironie erscheinen zu lassen, wird die Geschichte Wallenstein's bis zu dem Zeitpunkt zurückgeführt, da der Jugendliche noch allgemein der „Tolle von Waldstein" geheißen haben soll. Er war „früh vom Glück unterstützt." Die Heirath mit einer „reichen Witwe" — mit sichtlichem Neid wird es gleichmäßig berichtet — „bot seinem in Allem sich kundgebenden Hang zu pomhaftem Auftreten die erforderlichen Mittel." „Sein Reichthum schwoll zu einer fabelhaften Höhe." Es wird behauptet, daß Wallenstein bei Erwerbung einer großen Anzahl confiscirter Güter „nicht die Hälfte der Summe bezahlte und ferner, daß er das, was er bezahlte, durch Gegenrechnungen an die kaiserliche Kammer abtrug."

Auf solche Weise regelrecht als schwindelhafter Streber präparirt, wird Wallenstein dem Leser von dem edlen Paare Hurter-Klopp zu Beginn seiner Feldherrnlaufbahn neben Tilly

Digitized by Google

vorgeführt. Welche Verschiedenheit der Personen! Tilly, der incarnirte Edelmuth, die Hochherzigkeit und „würdevolle Einfachheit", kurzum ein „großartiger Charakter" (Hurter, z. G. W., 52); der Friedländer die Willkür und Gewaltthat selbst, der großthuerische Eigennutz, der „mit allem gespreizten Wesen, mit allem Stelzengange seiner hochfahrenden Worte, mit allem Flitter und Schein des äußeren Gepränges und der Titel" nichts als die größte — „innere Hohlheit verband." (Klopp, II, 27.)

Er steht dem General der katholischen Liga von vornherein feindselig gegenüber, verweigert ihm bei jeder Gelegenheit die Unterstützung, ja selbst die nöthigen Winterquartiere. „Des älteren und sieggekrönten Feldherrn und seines Heeres ruhmreiche Erfolge dienten Wallenstein weniger als Sporn zur Nacheiferung denn als Heber der Scheelsucht" (Hurter a. a. O., 54). Er sah den Bedrückungen des Reiches durch seine Oberste „nur allzu oft oder doch sehr lange gleichgiltig zu" u. s. w. u. s. w. Daher die fortwährenden, nach Hurter-Klopp selbstverständlich wohlbegründeten Klagen der katholischen Liga auf den Conventen zu Mühlhausen, zu Bingen, Heidelberg und Mergentheim und endlich die Absetzung Wallenstein's zu Regensburg.

In einem, dem wesentlichsten Punkte unterschied sich Klopp von Hurter: in Beantwortung der Frage, „hatte Wallenstein in Wahrheit tiefliegende Pläne auf Umstürzung der Dinge in Deutschland, wie die Kurfürsten der Liga sie ihm zuschrieben?" Dergleichen hielt er ihn gar nicht für fähig — nur wegen Impotenz, während Hurter die gestellte Frage unbedingt bejahte. Aber auch Hurter ist so gütig, zu concediren, daß selbst während Wallenstein's zweiten Generalats „bei ihm Fristen zwischeneintreten, während deren er in das Verhältniß des redlichen Dieners seines Herrn zurückkehrte." Er protestirt sogar schließlich gegen die Bezeichnung Wallenstein's als eines Verräthers. „Verrath findet nur da statt, wo Jemand seine Verpflichtungen, sei es zu Gunsten, sei es zum Nachtheil eines Dritten bei Seite setzt... Dergleichen hat Wallenstein nicht sich beigehen lassen... Nicht eines Anderen Vortheil, die eigene Erhebung bezweckte er. Deshalb kann er nicht ein Verräther, er muß ein Empörer, ein Rebell genannt werden." (W. vier l. Lebensjahre, 336.)

Die Aufnahme, welche die Werke Hurter's und Klopp's in Deutschland und Oesterreich fanden, war eine überraschend einmüthige, war gleichbedeutend mit der allgemeinen entschiedenen Ablehnung der Resultate einer Methode „katholischer", d. h. befangener, voreingenommener Geschichtsschreibung, die mit der Wissenschaft und darum von vornherein auch mit der Wahrheit nichts gemein hat. Ihre Tendenz erfuhr eine vernichtende Kritik. Und diese Kritik wies ihnen bald auch mit schonungsloser Hand in unzähligen Details bedeutende Ungenauigkeiten, absichtliche Entstellungen und Verdrehungen, Willkürlichkeiten und beschämende Albernheiten nach und brachte sie dadurch zuletzt sogar bei der eigenen Partei in Mißcredit, wobei sich besonders die Historiker Carl G. Helbig, Ottokar Lorenz und Julius Otto Opel große Verdienste erwarben. Hurter und Klopp zählten als Wallensteinforscher bereits zu den Todten, als Leopold von Ranke mit seiner „Geschichte Wallenstein's" (1869) an die gestellte Frage herantrat: wie immer und überall mit unvergleichlicher Meisterschaft.

In großen, genialen Zügen entwarf Ranke — wie sich von selbst versteht, nach streng archivalischen Quellen, in durchwegs objectiver Auffassung des Thatbestandes — das leibhaftige Bild des Mannes „unvergänglichen, wiewohl noch zweifelhaften Andenkens", wie es anschaulicher und packender nur noch die idealisirende Gestaltungskraft unseres größten nationalen Dichters darzustellen vermochte. War Oesterreich, war das Haus Habsburg jemals berufen, ein ganzes, einheitliches deutsches Reich herzustellen, so war es Wallenstein, durch dessen Kopf und Hand dieses Riesenwerk unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen, trotz alledem und alledem, durchgeführt werden konnte. „Von Anfang", weist Ranke nach (101, 144), „war es die politische Stellung von Oesterreich, zu deren Vertheidigung Wallenstein die Waffen ergriffen hatte." Und dabei war es nicht Deutschland allein, das er im Auge hatte. Er ging an Entwürfe, „welche Occident und Orient, den Norden und den Westen von Europa umfaßten und hauptsächlich die Erhebung des Hauses Oesterreich zu einer dominirenden Stellung in der Welt bezweckten." Darum war, zunächst Deutschland gegenüber, nicht der Krieg allein der Zweck der Aufstellung eines Heeres durch Wallenstein, sondern diese war selbst der Zweck. „Man hoffte, ohne große Kriegshandlungen darauf den Frieden und eine dauernde Macht gründen zu können" (76). Vor Allem galt es, „die Fremden, die den Frieden und Wohlstand des Reiches stören, von dem Boden desselben zu verjagen" (88). Die Liga, die katholische Liga, und das Oberhaupt der katholischen Hierarchie in Deutschland insbesondere, der Kurfürst von Mainz, versagten ihm die Mitwirkung, als er — vor Stralsund — im Begriffe stand, das letzte Bollwerk des Protestantismus im Reiche zu unterwerfen (131). Die beharrliche tödtliche Feindschaft Maximilian's von Baiern und seiner Verbündeten bringt ihn und mit ihm keinen anderen als Ferdinand selbst auf dem Convent zu Regensburg zu Fall. Dieser sein Fall „war ein vollkommener Sieg des kurfürstlichen Interesses über das kaiserliche" (202). „Wenn er vor der Liga, die dem Kaiser ihren Willen auflegte, zurücktreten mußte, so waren Beide überwältigt worden."

Dennoch bestimmte ihn Eggenberg, des Kaisers Vertrauter und sein eigener bester Freund, als sich die Folgen der Regensburger Abmachung mit allen ihren Schrecken für Oesterreich geltend gemacht hatten, das Generalat nochmals zu übernehmen. Mit der Heerführung aber hing auf das engste die Direction der Politik zusammen. Und das Ziel dieser Politik? „Den Frieden herbeizuführen, darin lag die Summe der Wallensteinischen und ohne Zweifel auch der Eggenberg'schen Politik" (237). Mit Riesenanstrengung gelingt es ihm, die kaiserliche Autorität durch die Waffen zu erneuern, so daß er im Sinne derselben die Idee einer Pacification des Reiches wieder aufgreifen kann (273). Er verhandelt mit Sachsen und Brandenburg und weist die Unterhändler Schwedens und Frankreichs nicht zurück. Der Grundgedanke dieser Verhandlungen aber ist „die Erhaltung der Integrität des Reiches" (288) und „die Herstellung der Freiheit des protestantischen Bekenntnisses in den österreichischen Erblanden" (312). Allerdings vergißt er hierüber auch nicht sein eigenes Interesse — „von dem Ehrgeiz großer Emporkömmlinge, eine Dynastie auf immer zu gründen, gleich den großen Fürsten der Welt, war auch Wallenstein erfüllt" — darum will er sozusagen von Haus aus, wie groß er den Kaiser zu machen gedenkt, dennoch „von dessen Regierung nicht so ganz abhängig bleiben, wie andere Landsassen und Unterthanen" (101). Darum erwirbt er Mecklenburg und verordnet über die Erbfolge daselbst „als ein Herzog und Fürst des Heiligen römischen Reiches, im Namen des Allerhöchsten" (143). Und darum will er seine Mühe für den Frieden nicht vergebens angewendet haben und verlangt für sich nach dem Verluste Mecklenburgs die Kurpfalz (296 fg.).

Noch einmal nahm Wallenstein eine grandiose Stellung ein. Es war nach dem Siege von Steinau. Der unmittelbare Gegner war gebändigt; sein Unterfeldherr stand vor den Thoren von Berlin, und Sachsen lag offen vor seiner Hauptmacht. „Um so fester hielt er an dem einmal gefaßten Plan, das Reich in seine früheren politischen und religiösen Zustände herzustellen und gegen alle Feinde selbständig zu organisiren" (425) — auch gegen den Wiener Hof. „Die Möglichkeit blieb, daß der Kaiser zur Ratificirung genöthigt werden könne, selbst nicht ohne Gewalt" (394). „Es war, als sollte er zwischen den im Kampfe begriffenen Elementen der Welt Maß geben und über ihre Ansprüche entscheiden: und zwar nicht etwa wie Richelieu als Rathgeber seines Fürsten und im Einverständniß mit demselben, sondern selbst im Gegensatz mit ihm. War er dazu im Stande?" (401). — Er unterlag, ein Kriegs- und Friedensfürst im edelsten und besten Sinne dieses Wortes, und „für den Protestantismus war Wallenstein's Untergang das schwerste Mißgeschick" (454); er unterlag in

Digitized by Google

dem ihm aufgezwungenen Kampfe gegen die irregeführte, verblendete — doch legitime — Autorität.

> . . „Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
> Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
> Weh dem, der an den würdig alten Hausrath
> Ihm rührt, das theure Erbstück seiner Ahnen!" —

Es war unstreitig eine große literarische That, vielleicht die größte in dem so thatenreichen Leben Meister Ranke's, der deutschen Nation auf diese Weise das historisch treue Charakterbild eines ihrer größten Heerführer und Staatsmänner zurückgegeben zu haben. Was die nachfolgende Literatur noch brachte, ließ sich denn auch bisher — als Licht- oder Schattenseite — in die von seiner Hand gezeichneten Contouren fügen. Die genaueste, penibelste Detailforschung, die ich selbst in meinem Buche „Wallenstein's Ende" (1879) über das gesammte Actenmaterial anstellte, das bei Ermordung Wallenstein's dem Wiener Hofe zur Verfügung gestanden hatte oder demselben irgendwie nur beiläufig bekannt geworden sein konnte, ergab zur Evidenz die weitere Thatsache, daß der Getödtete, auf Grund solches angeblichen Beweismaterials gerichtet, ohne Beweis einer Schuld, also gegen Recht und Gerechtigkeit, auf bloße Vermuthung hin seinen meuchlerischen Henkern überliefert worden war. Es wurde bewiesen, daß der „auf sonderbaren, der Römisch kaiserl. Majestät allergnädigsten Befehl" im Frühjahr 1634 publicirte „Ausführliche und Gründliche Bericht der vorgewesten Friedländischen und seiner Adhärenten abscheulichen Prodition", um seinen Lesern eine planmäßige „Prodition" vorspiegeln zu können, zu offenbaren Erfindungen, zu Lug und Trug seine Zuflucht nehmen mußte, daß sich sogar die kaiserlichen Geheimen Räthe gegenüber dem Kaiser zu dem Geständniß genöthigt sahen, es sei dem „gewesten" Feldherrn doch nur „in etlichen Punkten" ein begründeter Vorwurf zu machen: „wegen Zusammenberufung der Militia, dabei aufgerichteten Verbündnisses, der unterschiedlichen wider Eure kaiserl. Majestät ausgegangenen Ordinanzen (?) und daß er endlich gar wirklich zu dem Feind umtreten wollen" — während „noch viele andere Particular-Actus und Puncta mehr, daran auch mächtig viel gelegen, .. noch nit erwiesen sind", auch einer „declaratori Sentenz", d. h. einem nachträglichen, den Thatbestand nachweisenden richterlichen Urtheil „nit würden können inserirt werden." Mit dieser Beichte, unmittelbar nach der Egerer Execution, hatte man zu Wien den Stab über sich selbst gebrochen und jene Blutthat dazu gestempelt, was sie war: ein gemeiner Mord. Was späterhin, ob nun im Sommer 1634, ob durch Vermittelung des bekannten Zwischenträgers Jaroslaw Raschin erst 1635 oder gar erst im neunzehnten Jahrhundert aus Dresden, Stockholm, Paris oder Simancas an „Schuldbeweisen" erbracht wurde oder doch erbracht werden wollte: das Alles ist für die Frage gänzlich irrelevant, ob man am 25. Februar 1634 auch nur irgend welche subjective Beweise in Händen gehabt, um richten zu dürfen.

Zunächst von diesem Standpunkt ist meines Erachtens eine Publikation der letzten Zeit zu beurtheilen, die mit Recht einer besonderen Beachtung gewürdigt wurde: die Schrift E. Hildebrand's „Wallenstein und seine Verbindungen mit den Schweden" (1885). Sie bringt eine Reihe sehr interessanter, vertraulicher Correspondenzen schwedischer Unterhändler im Verkehr mit dem kaiserlichen Feldherrn: Enthüllungen, die neuerdings nichts weniger — aber auch nichts mehr — unbestreitbar darthun, als daß Wallenstein's Bestrebungen, wie den Sachsen und Brandenburgern, so auch den Schweden gegenüber von Anfang an dahin gingen, um wieder mit Ranke zu reden, „den Frieden herbeizuführen" und durch denselben „das Reich in seine früheren politischen und religiösen Zustände herzustellen"; daß er, nach langem, überlangem Zögern und Zaudern überzeugt, den Wiener Hof zu seinem Friedenszweck nicht bekehren zu können, endlich, durch diesen Hof in seiner Stellung, ja am Leben bedroht, sich zu dem Aeußersten entschloß, zum Frieden — auch gegen den Wiener Hof, nicht „als Rathgeber seines Fürsten und im Einverständniß mit demselben, sondern selbst im Gegensatz mit ihm." Von Allem aber, von Allem und Jedem, was Hildebrand an geheimen Relationen jener Unterhändler zu bieten weiß, ist in den kaiserlichen Manifesten vom 24. Januar und 18. Februar 1634 so wenig wie in dem erwähnten hochofficiellen „Ausführlichen und Gründlichen Bericht" des Jahres 1634 auch nur der Schatten eines Nachweises zu finden; es war Geheimniß für Wien und den Wiener Hof, der sonst gewiß keinen Augenblick gezögert hätte, die Egerer Execution damit so gut wie möglich zu rechtfertigen, anstatt geflissentlich und gröblich zu erfinden und zu täuschen.

Es hat nicht an Leuten gefehlt, die in Hildebrand's Schriftchen mehr gefunden, als darin steht, zumal der eine und der andere von ihnen so glücklich war, in einem bestimmten Archiv auch einige, mehr oder minder belanglose Actenstücke mit Hülfe guter Freunde aufzutreiben, was vollständig genügen sollte, den „einseitigen Ausführungen" aller sonstigen Geschichtschreibung der Gegenwart und Zukunft (!) den Garaus zu machen. Mit einigem guten Willen, einmal nicht um jeden Preis klüger sein zu wollen als alle übrige Welt, wird man ohne Weiteres finden, daß die Entdeckungen Hildebrand's nicht eine Linie über Ranke's Darstellung hinausgehen. Hier ist nicht Raum, dies erschöpfend auszuführen. Doch kann und darf bei Beurtheilung von Wallenstein's Verhandlungen, sei es mit Sachsen, Brandenburg, Schweden oder Frankreich, vorerst nicht außer Acht gelassen werden, daß sie als solche bis gegen Ausgang des Jahres 1633 mit Zustimmung des Wiener Hofes gepflogen wurden. Wie er im März d. J. von Wien aus in aller Form aufgefordert wurde, „mit den Schweden zu tractiren", sprach sich im folgenden Juni Fürst Eggenberg gegen ihn dahin aus: „das, so von Herzog Franz Albrechts Liebden (im Namen Sachsens und Brandenburgs) und dem Grafen von Thurn (im Namen Schwedens) mit Eurer Liebden negociirt worden, vor allen Dingen aber Eurer Liebden hochvernünftige Direction wird hoffentlich bald Alles in einen erfreulichen Stand setzen." Und noch im October — vor dem Tage von Steinau — nimmt sozusagen der geheimste aller Wiener Geheimen Räthe, Bischof Anton von Wien, mit deutlichem Bezug auf eben die erwähnten Wallenstein'schen Verhandlungen, keinen Anstand, der Ueberzeugung Ausdruck zu geben, „es werde dermalen . . . Eurer Liebden real und deutsches Procedere der ganzen ehrbaren Welt genugsam offenbart werden."

Was war das Resultat der Verhandlungen Wallenstein's mit Schweden im Sommer 1633? In drei Momenten ist es gegeben: in der Erklärung Friedland's gegen Arnim, den sächsischen Marschall, am 25. September; dann in dem Tage von Steinau und endlich in dem Wortlaute des Vertrages, den der Sieger nach dem Siege über die Schweden in Schlesien den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zur Unterzeichnung anbot. Einen „allgemeinen Frieden im Heiligen römischen Reiche" will Wallenstein; diesen Frieden wieder aufzurichten, müssen sich alle deutschen Heere verbinden, mit ihm „insgesammt in's Reich gehen und der Krone Schweden Volk erst herausschmeißen" — „denn außerdem befinde er nicht, daß ein beständiger Friede zu tractiren." Dies seine Erklärung am 25. September. Der Forderung den rechten Nachdruck zu geben, wirft er sich über die Schweden her und nimmt sie mit Sack und Pack gefangen — es war am 11. October. Und nun formulirt er seine Bedingung gegen Sachsen-Brandenburg, die einzige: „daß beider Ihrer Durchl. Waffen den kaiserlichen conjungirt, des Herrn Generalissimi fürstl. Gnaden Commando untergeben und also mit zusammengesetzter Macht die Restabilirung des Religions- und Prophanfriedens .... gegen diejenigen, so denselben ferner zu turbiren obstinirt, wiedergebracht und manutenirt werden solle." So der Vertragsentwurf, der am 25. October den Kurfürsten vorgelegt wurde. War das „Verrath"? Verrath an dem Kaiser?

„Daß Wallenstein von vornherein nur eine Entzweiung der Evangelischen im Sinne gehabt habe, ist doch schwer zu glauben," meint Einer, dem es darauf ankommt, zu behaupten:

Digitized by Google

„ein Verräther war er darum doch." Eine Kriegslist scheint ihm weniger glaublich als ein Verrath am eigenen Kriegsherrn, als die lautere, thatsächliche Wahrheit, wie sie uns, Dank der unermüdlichen Forschung, aus der Fülle der staubigen Acten immer klarer und deutlicher vor Augen tritt. Diese bestätigen, wie im Allgemeinen, so auch speciell bezüglich Schwedens, daß ein essentieller Gegensatz in dem Verhältnisse des kaiserlichen Feldherrn zu dem Kaiser erst von dem Zeitpunkte datirt, da er durch seine „Mißgönner" und „Widerwärtigen" bei Hofe derart verdächtigt worden, „daß er endlich die Consilia, so er anfangs wider die Evangelischen listiglich und betrüglicherweise zum Schein geführet, hierdurch gleichsam genöthigt und gezwungen, im Ernst — wiewohl gar zu spät — ergreifen müssen." Worte des gegnerischen Zeitgenossen Bohuslaw Philipp Chemnitz, nach sorgfältiger Benützung der ihm durch Oxenstierna selbst zur Verfügung gestellten Archivalien des schwedischen Reichskanzleramtes. Der Wortlaut dieser nun allgemein zugänglichen Archivalien hat auch sein Urtheil wieder erhärtet. Der Vorwurf listiger und betrüglicher Weise im Munde des Feindes verwandelt sich zu einer förmlichen Ehrenrettung.

Eine solche wurde dem Andenken Wallenstein's in neuerer Zeit auch noch von anderer Seite. Ein böhmischer Gelehrter, Thomas V. Bilek, erörterte in zwei, leider noch wenig besprochenen, streng wissenschaftlichen Werken — „Geschichte der Confiscationen in Böhmen nach dem Jahre 1618" (1882—83) und „Beiträge zur Geschichte Waldstein's" (1886) — mit überaus großer Gründlichkeit die Frage der Gütererwerbungen des Herzogs von Friedland, ein, wie gezeigt, von dessen Anklägern mit ganz besonderer Vorliebe, doch ohne alle Sachkenntniß behandeltes Thema. Bilek gelang es, auf Grund einer geradezu erstaunlichen Urkundenmenge ziffermäßig nachzuweisen, daß, was Wallenstein an liegendem Besitz von Privaten oder vom Fiscus erkaufte, nicht nur, wie sich wohl ohnehin von selbst verstand, auch wirklich bezahlte, sondern sogar noch überzahlte und daß, wenn einzelne auf solchen Besitzungen haftende Forderungen dennoch an die Prätendenten nicht zur Auszahlung gelangten, dies einzig und allein auf Rechnung der böhmischen Kammer geschrieben werden muß, der laut vorliegender „Rentamtsraitungen" das Geld hierfür vom Käufer thatsächlich erlegt worden. Die gegentheilige Behauptung Klopp's und Hurter's entpuppt sich als eitel Bosheit und Verleumdung. Bilek's Verdienst ist um so größer, als es, besonders unter Historikern, bekanntermaßen nicht Jedermanns Sache ist, mit unabsehbaren, vielfach verschlungenen Zifferncolonnen zu rechnen, und zwar richtig und allgemein verständlich zu rechnen. Nun liegt uns Wallenstein's financielle Thätigkeit wie ein offenes Buch vor.

Eine zweibändige Schmähschrift, die erst vor Monaten — last and least — der czechische Professor an der deutschen (!) Universität Prag, Anton Gindely, unter dem Titel „Waldstein während seines ersten Generalats im Lichte der gleichzeitigen Quellen 1625—1630", hauptsächlich gegen Bilek, erscheinen ließ, ein ganz im zelotischen Geiste Klopp's und Hurter's gehaltenes Machwerk der gehässigsten Art, war nicht im Stande, Bilek's gelungene Arbeiten auch nur in einem einzigen Punkte zu alteriren. Dagegen hat Gindely auf einen ausführlichen Nachweis unzähliger sinnloser Widersprüche und Unwahrheiten seines eigenen Erzeugnisses eine Antwort in Broschürenform zwar in Aussicht gestellt, bis zur Stunde aber keineswegs producirt. Eine weitere Zurechtweisung, die ihm an dieser Stelle zugedacht war, soll darum vor der Hand unterbleiben — um so mehr, als die gesammte deutsche Kritik über ihn wie über weiland Hurter-Klopp bereits zur Tagesordnung übergegangen ist. Eine gründliche, vollkommen unparteiische Geschichte des ersten Generalats Wallenstein's wird uns gegeben sein, sobald Julius Otto Opel in Halle sein vortreffliches Werk, „Der niedersächsisch-dänische Krieg", mit dessen hoffentlich recht bald zu gewärtigendem dritten Bande vollendet haben wird.

Alles in Allem dürfte nach dem Gesagten eines zugestanden werden müssen, daß durch den bisherigen Gang der Wallensteinforschung Niemandem eine größere Genugthuung zu Theil geworden als dem — Jenenser Professor, den wir als Dichter der Wallenstein-Trilogie verehren und bewundern. Der Wallenstein der Geschichte nähert sich Zug um Zug seines ganzen Wesens immer mehr dem Phänomen, das die poetische Divination uns unter seinem Namen vorgeführt hat.

Gustav Freytag's Selbstbiographie.

(Schluß.)

So war also der einstige Privatdocent und nunmehrige Journalist ein erfolgreicher dramatischer Dichter geworden; wie es kam, daß er sich vom Theater nunmehr abwandte, versucht er in seinen „Erinnerungen" zu erklären. „Manches was ich erlebt und angeschaut hatte, die volle und starke Strömung des Lebens, welche mir jetzt durch die Seele zog, wollte sich in den Rahmen eines Theaterabends, in die knappe Form des Dialogs und in die kurze Scenenwirkung nicht einpassen." So wandte er sich dem Romane zu. Ueber den Werth der Prosadichtung denkt Gustav Freytag sehr hoch, und seine Selbstbiographie enthält eine bedeutsame principielle Erörterung über den modernen Roman. Der Standpunkt des Verfassers ist ein rein künstlerischer. Seinem harmonisch abgeklärten Sinn ist jede Polemik, alle Tendenz zuwider. Während seine Mitstrebenden Gutzkow, Auerbach, Spielhagen das moderne Leben im socialen Roman abzubilden versuchten, erzählte Freytag „nach den Gesetzen des Lebens und der Dichtkunst Erfundenes:"

„Der Roman, viel gescholten und viel begehrt, ist die gebotene Kunstform für epische Behandlung menschlicher Schicksale in einer Zeit, in welcher tausendjährige Denkprocesse die Sprache für die Prosadarstellung gebildet haben. Er ist als Kunstform erst möglich, wenn die Dichtung und das National-Leben durch zahllose geschichtliche Erlebnisse und durch die Geistes- und Culturarbeit vieler Jahrhunderte mächtig entwickelt sind ... Bei einem Volke von aufsteigender Lebenskraft ist der Ausdruck des inneren Lebens, das Gebiet der Stoffe und was von dem Wesen des Menschen darstellbar ist, in jeder früheren Zeit enger und ärmer als in der späteren. Alle Fortschritte in der Bildung zeigen sich zunächst in der vermehrten Fähigkeit der Sprache, Gedanken und Empfindungen in Worte zu fassen, und demnach in der Fähigkeit der Poesie, Geheimes von Gefühlen und Charakteristisches der Menschennatur wirkungsvoll auszudrücken ... Das Mehr der modernen Erfindung ist nach allen Richtungen erkennbar in der Mannigfaltigkeit und Genauigkeit der Schilderung, im Stil und der Färbung, vor allem aber in dem freien Ersinnen einer Handlung, welche menschliches Schicksal nach dem Verständniß und den Bedürfnissen des gebildeten Bewußtseins zusammenfügt und nach den Gesetzen schöner Wirkung ordnet ... Und die Sprache? Die hohe Schönheit des rhythmischen Klanges bei Homer und den Nibelungen, ja auch noch bei Dante und Ariost, entgeht doch der Erzählung des modernen Dichters ... Aber dieser weiß auch, daß er gegen die vornehme Schönheit, welche der Vers für unsere Empfindung hat, vieles Andere, was nicht weniger schön, reizvoll, fesselnd ist, in Kauf geben muß: Die behagliche Fülle der Schilderungen, der scharf charakterisirende Ausdruck, das Meiste von seiner guten Laune und dem Humor, mit welchem er menschliches Dasein zu betrachten vermag, das geistreiche Scherzwort, die scharf bestimmte Ausprägung eines Gedankens, nicht zuletzt die Mannichfaltigkeit und Biegsamkeit des sprachlichen Ausdruckes, welcher sich in Prosa bei jedem Charakter, bei jeder Schilderung anders und eigenartiger äußern kann. Die ungebundene Rede ist unserem wirklichen Leben ein wundervoll starkes und reiches Instrument geworden, durch welches die Seele Alles auszutönen vermag, was sie erhebt und bewegt. Deshalb dürfen wir auch ihre Herrschaft in der erzählenden Dichtung nicht für eine Minderung, sondern eine Verstärkung des poetischen Schaffens halten."

Daran schließen wir ein zweites ästhetisches Glaubensbekenntniß, das Freytag einer späteren Stelle seiner „Erinnerungen" anfügt. Es betrifft den Tendenzroman, für den er eine unerwartet scharfe und nach unserem Gefühl ungerechte Bezeichnung findet:

Digitized by Google

Die Muse der Poesie vermag ihre Schönheit nur da ganz zu enthüllen, wo sie allein als Herrin gebietet. Wird sie Dienerin und Parteigenossin in solchen Kämpfen des wirklichen Lebens, welche die Menschen einer Zeit leidenschaftlich umhertreiben, so büßt sie gerade das ein, was ihr bester Inhalt ist: die befreiende und erhebende Einwirkung auf die Gemüther. Ja sogar, wenn dem Dichter gelänge, als ein Seher die beunruhigenden Mißbildungen und die harten Conflicte der Politik und anderer realer Interessen wie in einem Schlußbilde als überwunden und versöhnt zu zeigen, er würde den stärksten Theil des Antheils, welchen er erregt, nicht der Poesie, sondern der Unzufriedenheit seiner Zeitgenossen mit dem Bestehenden verdanken. Politische, religiöse und sociale Romane sind, wie ernst auch ihr Inhalt sein möge, nichts Besseres im Reiche der Poesie als Demimonde.

Wird man nach diesem tapferen Plaidoyer zu Gunsten der modernsten Dichtungsform in ihrer rein künstlerischen Art den Romancier noch immer nur als den Halbbruder des Dichters anerkennen wollen? Nun, Gustav Freytag hat sich mit Erfolg bemüht, auch durch sein Beispiel die poetische Gleichberechtigung des Romans durchzusetzen. 1853 und 54 wendete er sich in seinem ersten Romane: „Soll und Haben", dahin, wo das Volk in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit. Die oft gehörte Behauptung, daß die Gestalten desselben Porträts nach dem Leben seien, verneint der Dichter nachdrücklich. Sie seien alle frei und behaglich erfunden, nur unter dem Zwange der erfundenen Handlung geschaffen und scheinen gerade deshalb hundert wirklichen Menschen zu gleichen, welche unter ähnlichen Verhältnissen leben und handeln müßten. Freilich fehlte es dem Dichter nicht an Erfahrungen aus der Wirklichkeit: den Geschäftsverkehr kannte er aus seiner Breslauer Zeit; das alte Patricierhaus der Molinari bot der Phantasie gute Anregungen; er selbst reiste beim Ausbruche der polnischen Revolution in die Nähe von Krakau; und vollends die Wuchergeschäfte jüdischer Händler hatte er als Bevollmächtigter eines Verwandten vor Gericht gründlich kennen gelernt. Hier ein werthvoller Einblick in seine geistige Werkstatt!

Auch meine Weise der Arbeit war bei dem Roman dieselbe wie bei den Theaterstücken, ich erdachte mir zuerst die ganze Handlung im Kopfe fertig, dabei suchte ich sogleich für alle wichtigeren Gestalten die Namen, welche nach meiner Empfindung zu ihrem Wesen stimmten — keine ganz leichte und keine unwichtige Arbeit —, endlich schrieb ich auf ein Blatt den kurzen Inhalt der sechs Bücher und ihrer sämmtlichen Abschnitte. Nach solcher Vorbereitung begann ich zu schreiben, nicht vom Anfang in der Reihenfolge, sondern wie mir einzelne Abschnitte zufällig lieb und deutlich wurden. Zumeist solche aus der ersten Hälfte. Alles was durch die Schrift befestigt war, half natürlich der schaffenden Seele die neue Erfindung für noch nicht Geschriebenes anregen. In dem was ich wollte, war ich ganz sicher, nicht ebenso schnell kam mir für einzelne Abschnitte die Wärme, die zur Ausarbeitung nöthig ist, und habe manchmal längere Zeit warten müssen, bevor eine Situation von der Phantasie fertig zugerichtet war, was diese freundliche Helferin, wie ich überzeugt bin, dem Dichter auch besorgt, während er gar nicht über dem Werke ist, wohl gar während er schläft. Zuweilen aber blieb sie störrig und manche kleine Uebergänge wollten nicht herauskommen, z. B. nicht im letzten Buche die Rückkehr Antons zu Sabine und das Wiedersehen. Dies ist auch dürftig geblieben.

Einen weit kleineren Erfolg als dieses Lieblingsbuch unserer Nation hatte „Die verlorene Handschrift". Hier sucht er das deutsche Volk, das ja nicht nur aus Kaufleuten besteht, bei der Arbeit seiner Denker und Gelehrten, die da geistig pflügen, auf. Wir haben bereits den Verfasser die komischen ersten Anregungen dazu mittheilen lassen. Die Idee des classischen Manuscripts verdankt der Dichter aber seinem Zusammenleben mit dem großen Philologen Moritz Haupt.

„Als wir einmal zu Leipzig, noch vor seiner Berufung nach Berlin, allein bei einander saßen, offenbarte er mir im höchsten Vertrauen, daß in irgend einer westfälischen kleinen Stadt auf dem Boden eines alten Hauses die Reste einer Klosterbibliothek lägen. Es sei wohl möglich, daß darunter noch eine Handschrift verlorener Decaden des Livius stecke. Der Herr dieser Schätze aber sei, wie er in Erfahrung gebracht, ein knurriger, ganz unzugänglicher Mann. Darauf machte ich ihm einen Vorschlag, daß wir zusammen nach dem geheimnißvollen Hause reisen und den alten Herrn rühren, verführen, im Nothfalle unter den Tisch trinken wollten, um den Schatz zu heben. Weil er nun zu meiner Verführungskunst bei gutem Getränke einiges Vertrauen hatte, so erklärte er sich damit einverstanden, und wir kosteten das Vergnügen, den Livius für die Nachwelt noch dicker zu machen, als er ohnedies schon ist, recht gewissenhaft und ausführlich durch. Aus der Reise wurde nichts, aber die Erinnerung an jene beabsichtigte Fahrt hat der Handlung des Romans geholfen."

Auch sonst ist sehr viel darin der Wirklichkeit entnommen, wie der Dichter nun mittheilt. In dem Charakter des Professors Werner ist freilich nur so viel von Haupt's Art und Weise zu finden, „als ein Dichter von dem Wesen eines wirklichen Menschen annehmen darf, ohne sich die Freiheit des Schaffens zu beeinträchtigen und ohne den Anderen durch Unzartheit zu verletzen." Wir können wohl richtiger sagen, daß Felix Werner eine Seite in Freytag's Wesen verkörpert, wie Conrad Bolz den Sturm und Drang in unserem Dichter personificirt. Ein Leipziger Nachbar, der Strohhüte fabricirte, veranlaßte die Erfindung der Familie Hummel und Hahn, doch auch hier sind weder die Charaktere, noch die Familienfeindschaft der Wirklichkeit nachgeschrieben. Dagegen sind die Köter Bräuhahn und Speihahn, die gerade wegen ihres mythischen Charakters Anstoß erregt haben, genaue Copien der Wirklichkeit. Der Roman erschien im Herbst 1864 in drei Bänden, der letzte wegen Erkrankung des Verfassers um einige Wochen verspätet. Diese schädliche Trennung wird noch heute von Freytag beklagt. Er knüpft daran eine Verurtheilung der bruchstückweisen Veröffentlichungen des Feuilletonromanes, indem er das Zerreißen in kleine Fortsetzungen geradezu für ein Unrecht gegen die Kunst hält, weil die kleinen Wirkungen die Hauptsache werden und das Größte im Werke, die dichterische Bildung der gesammten Handlung, dem Leser fast verloren gehe. Freytag übersieht hier nur zwei Vortheile des Feuilletonromans: die weitere Verbreitung, die diese Erscheinungsweise ermöglicht, und den größeren materiellen Gewinn, der den Romandichter von edlerer Richtung der Nothwendigkeit einer eilfertigen Production überhebt.

Zum zweitenmale wurde jetzt unser Dichter in seiner Production durch die „Hexe Politik" — das Wort ist von Freytag — gestört. Ein geläuterter Conrad Bolz, wurde er einer der Gründer und Führer des deutschen Nationalvereins. Mehr andeutend als ausführend gedenkt die Selbstbiographie dieser politischen Thätigkeit. Als die Wahlen zum constituirenden Reichstage des Norddeutschen Bundes ausgeschrieben wurden, drangen politische Freunde, unter denen namentlich Rudolf von Bennigsen mit Hochachtung erwähnt wird, in unseren Dichter, ein Mandat zu erwerben, was dieser, vielleicht an das Fiasco seines Bolz denkend, ablehnen zu müssen glaubte. Trotzdem nahm er zuletzt das Mandat des Erfurter Wahlkreises an, zu dem sein Gut in Siebleben gehört, „weil man doch nicht übersehen konnte, wie sich in der Versammlung die Parteiverhältnisse stellen würden, und weil in solcher Zeit jede Stimme, welche aus voller Seele das Gelingen des Verfassungswerkes förderte, werthvoll sein konnte." Ueber seine eigene Thätigkeit im Parlament berichtet er ganz objectiv, er habe bei einem erfolglosen Versuch auf der Tribüne eingesehen, daß er doch nicht das Zeug zu einem Parlamentsredner besaß; die Stimme war zu schwach, seine Befangenheit erschien unüberwindlich. „Von feurigen Rednern der Partei aber wurde ich seitdem mit besonderer Herzlichkeit behandelt, und ich übte um so völliger meine Pflicht beim Abstimmen, was die Hauptsache blieb." Seinen gut bürgerlichen Sinn beweist der Rath, den er jeder monarchischen Regierung gibt, sie sollte sich sorgfältig davor wahren, daß nicht die Ansicht überhand nehme, die Plackerei gehöre dem Bürgerlichen, die Ehre des Amtes dem Adeligen. „Unsere höchsten Herren haben schwerlich eine Ahnung davon, wie sehr im Volke, namentlich noch in Preußen, dieses Mißtrauen wirthschaftet, und wie mächtig es das politische Urtheil beeinflußt. Darum unterliegt auch

Digitized by Google

die Verleihung des Adels an Bürgerliche ernstem Bedenken, und sich jetzt um einen Adelstitel zu bewerben, sollte jeder loyale, unabhängige Mann vermeiden." Auch der folgende geistvolle Vergleich mag mitgetheilt werden:

„Da ich durch literarische Kritik gewohnt war, die poetische Natur der Zeitgenossen abzuschätzen, so lag mir nahe, auch aus der politischen Richtung meiner Collegen die entsprechende Grundlage ihres Wesens herauszusuchen. Man kann an den Vertretern des Volkes leicht dieselben Anlagen erkennen, wie an den Dichtern, und es ist mehr als spielender Vergleich, wenn man bei ihnen eine epische, lyrische und dramatische Begabung unterscheidet. Die Conservativen sind unsere Epiker, in den Männern der Mittelparteien ist die Naturanlage vorherrschend, die den Dichter zum Dramatiker formt, das heißt eine verhältnißmäßig unbefangene und gerechte Würdigung der kämpfenden Interessen, dazu die Fähigkeit, diese mit einander verhandeln zu lassen und den großen Ideen des Staates dienstbar zu machen. Auf der linken Seite stehen die Lyriker, von denen sicher Mancher in seiner Jugend in einem Bändchen Gedichte auch dichterische Wallungen abgelagert hat. Aber freilich sind solche Naturen in der Politik nicht mehr von der Harmlosigkeit meines jungen Collegen Bellmaus; sie fühlen lebhaft, oft leidenschaftlich, was sie in ihrem Privatleben einmal wund gedrückt hat, und was sie leitet und aufregt, sind im letzten Grunde fast immer einige schmerzliche Eindrücke ihrer eigenen Vergangenheit. Solch Verletzendes wirkt in den Seelen übermächtig und beeinträchtigt eine billige und gerechte Beurtheilung der Zustände, welche ihnen beschwerlich sind. Mit den Männern von dieser Anlage, welche in den kleinen Kreisen unseres Volkes gewöhnlich ist, verbünden sich andere Naturen: harte Doctrinäre, welche die Wirklichkeit gegenüber dem Idealbilde des Staates, wie sie es construirt haben, als unleidlich betrachten, herrschsüchtige und gewissenlose Demagogen und Manche, denen der Wurm der Eitelkeit allzu viel von dem gesunden Kern ihres Lebens abgenagt hat. Auch diese Partei ist, in mäßiger Zahl den anderen beigefügt, unentbehrlich für den Staat, weil vor wirklichen großen Schäden die Beschwerde darüber in ihr am hellsten ausklingt; sie wird zum Unglück für die Nation, wenn durch die Verhältnisse oder durch die Fehler der Regierung ihr Einfluß übermächtig heraufwächst."

Interessant ist auch Freytags jetziges Urtheil über die Conflictszeit, während deren er natürlich auf liberaler Seite stand. Der König Wilhelm, dem er eine mit Herzenswärme erfüllte kurze Charakteristik widmet, „verstand es besser als seine Preußen; uns Anderen konnte man daraus keinen Vorwurf machen ... Aber man verstand auch in der Regierung die vorbereitende Arbeit viel zu wenig", d. h. die allmähliche Erziehung der öffentlichen Meinung durch die officiöse Presse. An einer Erwähnung seines Verkehrs am Coburger Hofe, dessen Fürstenpaar er ebenfalls in einigen dankerfüllten Zeilen gedenkt, faßt Freytag seine Erfahrungen aus seinem vielfachen Verkehr an Höfen in der Ansicht zusammen, daß wir Alle, die wir als Gelehrte oder Künstler dahinwandeln, zum vertrauten Verkehr mit den Großen der Erde weniger geeignet sind als Andere, weil uns die gleichmäßige, bescheidene Hingabe, welche dem wackeren Manne des Hofes so wohl ansteht, die Vorsicht fehlt und wohl auch die Schweigsamkeit; „wir sind genöthigt, uns viel mit uns selbst zu beschäftigen, und geneigt, unser Licht leuchten zu lassen, während bei Hofe die Umgebung doch vorzugsweise dazu da ist, die Persönlichkeiten der Herrschaften hervorzuheben." Von der reichen Porträtgalerie bedeutender Menschen, die uns das Buch vorführt, erwähnen wir die plastischen Conterfeis von Rückert, Julian Schmidt, Mommsen, Haupt, Salomon Hirzel, Wolf Baudissin, Mathy, Baron Stockmar. Hübsch ist die Bemerkung: „Da ich ein Deutscher bin, so ist die Zahl der Freunde, die hier genannt und nicht genannt sind, fast immer doppelt zu rechnen. Denn ihre Frauen gehören auch zu der Zahl. Noch ist bei uns Deutschen, wie zur Urzeit, in wohlgefügtem Haushalte die Frau die Vertraute und Genossin des Gatten auch über den Kreis der Familie hinaus, überall da, wo sein Gemüth stark betheiligt wird. Diese Innigkeit der Ehe ist in den Mittelklassen Deutschlands so rein und voll entwickelt, daß uns manche andere Nation darum beneiden kann, sie ist die beste Bürgschaft für unsere Dauer." Leider werden die Andeutungen über persönliche Lebensverhältnisse des Dichters im letzten Theil immer spärlicher und knapper. Als Schlußwort des Ganzen ist ohne Zweifel die Betrachtung am Ende des vorletzten Kapitels gedacht.

„Ob mein Leben im Ganzen glücklich zu preisen ist oder nicht, das weiß ich nicht, denn ich lebe noch. War ich aber einmal glücklich, so war ich es in diesen Jahren, in denen der deutsche Staat durch Kampf und Verträge gegründet wurde, und man wird wohl auch meinen Arbeiten aus dieser Zeit anmerken, daß sie in einer Periode gesteigerten Lebensmuthes geschaffen sind ... Jetzt ist es mir vergönnt, auf ein langes Leben zurückzublicken, in welchem auch ich reichlichen Antheil an allem Gut gewann, welches eine gnadenvolle Vorsehung den Deutschen in dem letzten Mannesalter zu Theil werden ließ. Mein eigenes Dasein hat mich da, wo ich irrte und fehlte, und da, wo ich mich redlich bemühte, mit tiefer Ehrfurcht vor der hohen Gewalt erfüllt, welche unser Schicksal lenkt und mir für mein Thun in Strafe und Lohn die Vergeltung immer völlig und reichlich geordnet hat. Und demüthig verstehe ich, daß zu dem besten Besitz meines Lebens zuerst gehört, was ich von meinen Vorfahren als Erbe überkam: ein gesunder Leib, die Zucht des Hauses, der Heimathstaat; demnächst, was ich durch eigene ernsthafte Arbeit erworben habe: der freundliche Antheil und die Achtung meiner Zeitgenossen. Zuletzt aber darf ich, ein bejahrter und unabhängiger Mann, dem die Gunst der Mächtigen nichts Großes zutheilen kann, als höchsten Gewinn meines Lebens das Glück rühmen, welches mir, gleich Millionen meiner Zeitgenossen, zugetheilt worden ist durch Einen, der auf die Siebzigjährigen herabsieht wie auf ein jüngeres Geschlecht, durch unsern guten Kaiser Wilhelm und durch seine Helfer, den Kanzler und den Feldherrn."

In einer Darstellung von Freytag's schriftstellerischem Wirken darf auch jene Seite nicht fehlen, die er bescheiden seine „geschichtlichen Liebhabereien" nennt. Immer hatte ihn das Leben des Volkes, welches unter seiner politischen Geschichte in dunkler unablässiger Strömung dahinfluthet, besonders angezogen, die Zustände, Leiden und Freuden der Millionen kleiner Leute. Dafür hatte er schon in Breslau allerlei aus den Chronisten des Mittelalters, in Leipzig alte Flugschriften von der Reformationszeit bis zum Beginn der neuen Literatur gesammelt. Dieser Literatur der fliegenden Blätter verdankte er allerlei Kenntniß von Zuständen im Volk, Sitte und Brauch, die man in größeren Werken der vornehmen Literatur vergebens sucht. Bald empfand er den Drang, zunächst für die „Grenzboten", dann für eine Sonderpublication eine Anzahl Essays zu schreiben, in denen Aufzeichnungen vergangener Menschen benutzt wurden, um von dem Gemüthsleben und den Verhältnissen alter Zeit zu erzählen. Auch die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" sind ein beliebtes Hausbuch unserer Familien geworden. Dieser culturgeschichtlichen Neigung verdanken wir aber noch eine köstlichere Frucht, die Romanfolge „Die Ahnen". Freytag erzählt uns jetzt die Entstehungsgeschichte dieser großartig concipirten Dichtung, auf welche die Ereignisse von 1870, die er bekanntlich aus nächster Nähe verfolgen durfte, den mächtigsten Eindruck ausgeübt. Ende Juli 1870 empfing er die unerbetene Aufforderung, nach dem Hauptquartiere des Kronprinzen zu kommen und bei der 3. Armee den Feldzug zu verfolgen. So zog er in der Wetterwolke, welche durch Frankreich dahinfuhr, über Weißenburg, Wörth und über die Vogesen nach Sedan und Rheims.

„Als die Heere sich zur Belagerung von Paris südwärts wendeten, die Soldaten immer noch in der Hoffnung auf baldige Heimkehr, erbat ich meine Entlassung, weil es mir Unrecht erschien, in einer Zeit, wo die Kraft der Anderen in höchster Anspannung war, ein müßiger Zuschauer zu bleiben, und weil auch die Thätigkeit eines Berichterstatters durch persönliche Beziehungen, welche Zurückhaltung auferlegten, verhindert wurde. Mit dem Feldjäger reiste ich von Rheims Tag und Nacht durch das feindliche Land nach der Heimath zurück. . . Aber die mächtigen Eindrücke jener Wochen arbeiteten in der Stille fort; schon während ich auf den Landstraßen Frankreichs im Gedränge der Männer, Rosse und Fuhrwerke einherzog, waren mir immer wieder die Einbrüche unserer germanischen Vorfahren in das römische Gallien eingefallen; ich sah sie auf Flößen und Holzschilden über die Ströme schwimmen, hörte hinter dem Hurrah meiner Landsleute vom fünften und elften Corps das Hara-

Digitized by Google

Geschrei der alten Franken und Germanen, ich verglich die deutsche Weise mit der fremden und überdachte, wie die deutschen Kriegsherren und ihre Heere sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt haben bis zu der nationalen Einrichtung unseres Kriegswesens, dem größten und eigenthümlichsten Gebilde des modernen Staates. — Aus solchen Träumen und aus einem gewissen historischen Stil, welcher meiner Erfindung durch die Erlebnisse von 1870 gekommen war, entstand allmälig die Idee zu dem Roman „Die Ahnen". Der Erste, dem ich, gegen Gewohnheit, von der Absicht erzählte, einen solchen Roman zu schreiben, war unser Kronprinz, als er zu Ligny leidend auf dem Feldbette lag und in seiner rührenden Weise von der Sehnsucht nach dem lieben Daheim gesprochen hatte."

Er entwarf den Plan eine Reihe Erzählungen aus der Geschichte eines und desselben Geschlechtes zu schreiben, um den Zusammenhang des Menschen nicht nur mit seinen Zeitgenossen, auch mit seinen Vorfahren und die geheimnißvolle Einwirkung derselben auf seine Seele und seinen Leib, auf alle Aeußerungen seiner Lebenskraft und auf sein Schicksal seit seiner Jugend klarzulegen. In Folge dessen mußte jeder Held seine eigene Erzählung erhalten, die sich auf geschichtlichem Hintergrunde aufbaut und die jeder Zeit besonders eigenthümlichen Zustände darstellt: das Königthum, das Ritterthum, der Landsknechtkrieg, das gedrillte Heer des fürstlichen Staates, zuletzt das Volksheer und die allgemeine Wehrpflicht. Ebenso natürlich ergab es sich, daß er Thüringen, wo er wohnte, und das östliche Deutschland, woher er stammte, zum Schauplatze seiner Handlung erwählte. In Betreff der vielfach angefeindeten fremdartigen Sprache versichert der Verfasser, daß, wenn etwas voll und natürlich in seinem Werke aus seiner Seele gekommen ist, so sei es gerade die Farbe der Sprache, in welcher ihm das Charakteristische der verschiedenen Zeiten lebendig wurde. „Sollte der Schaffende darauf verzichten, so würde er ein für ihn sehr werthvolles Mittel, die Zeit zu charakterisiren, aufgeben müssen." Ueber den von der Kritik nicht minder angegriffenen Ausgang der Dichtung bemerkt er:

„In dieser letzten Erzählung war das Geschlecht, welches geduldige Leser durch anderthalb Jahrtausende begleitet hatten, da angelangt, wo nach der Auffassung des Dichters die besten Bürgschaften für Glück und Dauer gefunden werden im bürgerlichen Leben des modernen Staates. Da ich aber mit einem Blicke auf die Gegenwart schließen und Farbe und Haltung des historischen Romans nicht in die neueste Zeit hineintragen konnte, so beschloß ich, das Ganze in kurzen Schlußaccorden ausklingen zu lassen, indem ich noch einmal die Ereignisse, welche in den früheren Geschichten berichtet sind, umgebildet wie in leichtem Spiel vorführte. Dieser Ausklang des Romans hätte kürzer gehalten werden können, er hat zu meiner Ueberraschung die Ansicht hervorgerufen, daß ich in den Ahnen mir selbst eine Vorgeschichte habe erdichten wollen. Solche Absicht lag mir ganz fern, und sie wäre mir geckenhaft erschienen. Wenn der jüngste Stammhalter der Familie König mit einem Nachkommen des alten Marschalls Henner Schriftsteller und Journalist wird, so folgt er nur dem Zuge der Zeit, und die Ahnen könnten mit demselben Rechte einem jeden andern meiner schlesischen Landsleute, die nach 1848 Journalisten geworden sind, angedichtet worden sein. Auch die Einwirkung der Stadttheater auf unsere Jugend und der Zug nach literarischer Thätigkeit sind uns Allen gemeinsam. Hauptsache bei der kleinen Handlung des Schlusses war für mich die poetische Idee, welche die einzelnen Geschichten verbindet, noch einmal vorzuführen und auf derselben Stätte, auf welcher sich die Katastrophe der ersten Geschichte vollzog, das Ganze zu schließen. War aber nicht durch die neueste Geschichte selbst dem weitläufig angelegten Werke ein glänzender Schluß gegeben? ... Es gab nie einen Kampf mit größerem idealen Inhalte, als diesen letzten: vielleicht niemals schlug die Nemesis so erschütternd die Schuldigen zu Boden; vielleicht niemals hatte ein Heer so viel Wärme, Begeisterung und so tief poetische Empfindung dafür, daß die grause Arbeit der Schlachtfelder einem hohen sittlichen Zwecke diente; vielleicht nie erschien das Walten göttlicher Vorsehung in Zutheilung von Lohn und Strafen so menschlich gerecht und verständlich als diesmal ... Man wird vielleicht zugeben, daß ein solcher moderner Roman in Farbe und Ton etwas ganz Anderes geworden wäre, als die Geschichten, welche die früheren Bände der „Ahnen" bilden, und daß er nicht gut angefügt werden konnte, ohne die Einheit des Ganzen in Farbe, Ton und Inhalt zu zerstören. ..."

Viele werden es freilich beklagen, daß der deutsche Roman, statt in unserer Gegenwart zu fußen, sich in nebelgrauer Vergangenheit verloren hat, und daß gerade der Dichter, der in „Soll und Haben" und der „Verlorenen Handschrift" den rechten Weg gewiesen, in seiner letzten Romanserie ein, allerdings in seiner Art vollendetes Vorbild des Geschichtsromans zur Nacheiferung hingestellt hat. Daß aber Freytag die Verlogenheit des archäologischen Romans sehr wohl erkennt, beweist die folgende Ausführung:

Während der Jahre, in denen ich Zustände der deutschen Vergangenheit für die Dichtung auszubeuten suchte, schuf mir das dauerhafte Wohlwollen der Leser große Freude. Dennoch hatte ich immer die Ueberzeugung, daß das reichste und in vielem Sinne das heilsamste Quellgebiet poetischer Stoffe in der Gegenwart liege. Und dies ist das letzte Bekenntniß, welches ich abzulegen habe. Wir dürfen uns unser Anrecht auf die Schilderung vergangener Zeiten nicht durch irgend welche Theorie verkümmern lassen, aber die eigenthümlichen Uebelstände und Gefahren, welche die Behandlung fremder oder unserer Kenntniß entrückter Menschen in sich birgt, sollen uns stets im Bewußtsein bleiben. Diese Schwierigkeiten gefährden sowohl da, wo wir modernes Empfinden dem alten Zeitcostüm anpassen müssen, als auch da, wo wir unserer besonderen Kenntniß alter Culturzustände froh werden. Immer ist eine Umdeutung der Charaktere in unsere Auffassung der Menschennatur nothwendig, für das Verhältniß zwischen Schuld und Strafe müssen wir viel von der Freiheit und Verantwortlichkeit des modernen Menschen annehmen, gerade bei den innigsten Beziehungen der Personen zu einander ist das Eintragen unserer Empfindungsweise bis zu einem hohen Grade unvermeidlich. Leicht erscheint dem Leser die Klarheit und Gewandtheit, mit welchen die Personen über sich reflectiren und der humanisirte Grundzug in der Handlung als unwahr, oder der Gegensatz zwischen fremdartigen Zuständen, welche geschildert werden, und den Charakteren, welche mit einigem modernen Leben erfüllt sind, wird peinlich. Die besten Kunstleistungen Walter Scotts ruhen auf Schilderungen einer Vergangenheit, die ihm und seinen Zeitgenossen durch theure örtliche Erinnerungen und durch das Fortleben alter Zustände nahe gerückt war."

Unlängst hieß es, der Dichter halte in seinem Pulte noch einen vollendeten Roman verschlossen, der mehr mit „Soll und Haben" als mit den „Ahnen" verwandt sei, aber seinen strengen Selbstanforderungen nicht genüge. Auch von einem Lustspiel erzählte Fama, einer Fortsetzung der „Journalisten", doch ist dem von anscheinend autorisirter Seite widersprochen worden. Die „Erinnerungen" schweigen darüber. Sie halten sich nur an das Fertige, uns Vorliegende. Es ist mehr als genug, um seinem Verfasser die Unsterblichkeit und die dankbare Liebe und Verehrung des deutschen Volkes für alle Zeiten zu sichern.

Robert Hamerling's „Blätter im Winde".

Besprochen von Oscar Linke.

Seit Jahren ist wohl auf unserem lyrischen „Markte" kaum ein Buch erschienen,*) welches einen so stark gefärbten, wesentlich subjectiven Charakter trägt. Es sind nur ein paar Gedichte, in welchen Hamerling gewissermaßen als Epiker auftritt, wie in „Correggio" und dem balladenähnlichen Gedichte von „Simson und Delila"; doch in diesen beiden, von einer tiefsinnigen Idee erfüllten Gedichten hört man noch hindurch, was der Verfasser uns sagen möchte, wie gerade das Stoffliche dieser Gegenstände ihn zu künstlerischer Ausgestaltung reizte.

Obwohl über der Mehrzahl der Gedichte, und meistentheils der schönsten, ein Hauch von Schwermuth liegt, so gibt uns Hamerling doch oft genug in dieser lyrischen Beichte zu verstehen, daß er nicht zu den Pessimisten von Fach gehört. In den Versen „An den Abendstern", mit zwei anderen „Natur

*) Hamburg, bei J. F. Richter.

Digitized by Google

und Schicksal" — dem einzigen Sonette des Buches — und der „lyrischen Muse", gewiß nicht ohne geheime Absicht an den Schluß des Buches gestellt, sagt er:

„Nie möchte den Tag ich scheiden
Vom himmlischen Zauber der Nacht;
Wie du, an der Grenze der beiden
Hält meine Seele Wacht:
Wie mit Strahlen du, möcht' ich in Tönen
Aus klagender, jauchzender Brust
Die Todeswonne versöhnen
Mit der ewigen Daseinslust."

Diese Verse, sowie das Gedicht „Drei Welten", zeigen uns die philosophische Weltanschauung des Lyrikers und belehren zugleich manchen unerfahrenen Jüngeren, wie philosophische Stoffe poetisch courfähig werden.

So eigensinnig sich auch manchmal die Hamerling'sche Muse stellt, so zeugt es doch von dem universalen Geiste des Dichters, daß ihm eine Fülle von Tönen zu Gebote steht, — von der zärtlichsten Liebe bis zum bittersten Hohne, ja bis zur lyrisch nicht mehr ganz schönen Grausamkeit („Dum defluat amnis" sei als Beispiel genannt!) — daß er von seinem, von ihm selbst so lieblich besungenen „Stiftingshaus" aus noch Herz und Stimme hat für alles Wichtige, wirklich Bedeutende, was sich zuträgt jenseits der Grenze des kleinen Stiftingbaches.

Einzelne Lieder, wie „Volksweise", „Mein Herz ist in der Ferne" u. s. w., könnte man idealisirte Volkslieder nennen; man möchte staunen, daß einem sogenannten „gelehrten" Dichter (im Gegensatze zu den vielen anderen wohl, die — nichts gelernt haben!) noch diese frischen, naiv anheimelnden Weisen gelingen, wenn nicht bekannt wäre, daß Hamerling selbst ein Sohn des Volkes ist, aus Niederösterreich, daß ihm der Parfüm des Salons mit dem conventionellen, herz- und gemüthzerstörenden Haschen nach Geist niemals gefährlich geworden ist.

Der eigentliche Hamerling — „sozusagen im engeren Sinne", wie sich ein seliger Goethephilologe auszudrücken liebte — erscheint in den in ihrer Art einzigen Gedichten: „Inferno", „Zu viel", „Die Kindlein wissen's". Wie wundervoll ist das Gleichniß:

Auf hohen Bergen liegt ein ew'ger Schnee —
Auf hohen Seelen liegt ein ew'ges Weh.
Den Schnee, den Harm schmilzt keine Sonne weg,
Den Gletscher überbrückt kein Blumensteg.
Was um das Eis wie Rosenpurpur loht —
Ist Abglanz nur von einem Sonnentod
Und was das Haupt wie Glorienschein verklärt,
Abglanz der Gluth ist's, die das Herz verzehrt.

Die erste Strophe des letzten Poems „Rollende Räder" lautet:

„O Nacht so lang und bange!
Horch, fegt mit Sturmesdrange
Die Straßen jetzt der Wind?
Nein, es beginnt zu tagen
Das Rollen ist's der Wagen,
Die heim vom Feste tragen
Manch blühend schönes Kind!"

Man glaubt schon die Melodie dieses sinnlich bestrickenden, schwermuthvollen Liedes herauszuhören und jenen tief in's Gemüth schneidenden, übermäßigen Dreiklang auf „lange".. Und dann die Schlußstrophe:

„Die Welt war schön, du Schöne,
Als dort im Braus der Töne
Dein Haar im Tanze flog,
Indeß ein armer Frager,
Kleinmüthiger Verzager,
Auf seinem Schmerzenslager
Das Leid der Welt erwog.

Beim Lesen solcher, zugleich poetisch tiefer Wortmelodien bedauert man unwillkürlich das zu frühe Hinscheiden unseres größten romantischen Musikers Robert Schumann; aber Johannes Brahms und Robert Franz leben noch; sie sollten sich derartige lyrische Perlen zur musikalischen Einfassung nicht entgehen lassen.

Unter den Gelegenheitsdichtungen verdient besonders hervorgehoben zu werden der Hymnus auf den Reichskanzler. Eigenthümlich, voll düsteren Reizes ist das mit bitterem Humor erfüllte Gedicht „Der Stern des Ares"; diese Satyre auf den „Massenmörder Mensch" wurde, wie der Verfasser in einer Fußnote bemerkt, durch den russisch-türkischen Krieg angeregt; sie ist recht zeitgemäß, sollte von höherer Gerechtigkeit wegen in sämmtliche Sprachen übersetzt und an alle — Dummen vertheilt werden.

„Realistisch" gehalten sind Gedichte wie „Rosenzauber," „Dichterauge und Kindesauge": diese Gattung von Poesie gibt in anschaulicher Plastik sogenannte Philosophie und sei jenen zum Muster empfohlen, welche aus einer Reihe abstracter Begriffe eine Reihe von Reimen zusammenstellen, die nichts mehr mit der Lyrik zu thun haben.

Den Gedichten folgen „Lyrische Aphörismen", eine Anzahl von Sprüchen und Epigrammen, und zum Schlusse der erste Act einer Tragödie „Panther und Wölfin", welche Jugurtha zum Helden hat. Da Hamerling dieses Fragment an dieser Stelle wieder abdrucken ließ, so haben wir wohl auf Vollendung dieses Werkes nicht mehr zu hoffen, das sicherlich viel Packendes und Neues geboten hätte.

Wer Hamerling's erste lyrische Sammlung „Sinnen und Minnen", die ihre endgiltige Gestalt erst 1868 erhielt, mit dieser zweiten vergleicht, gleichsam die lyrische Ernte von achtzehn neuen Lebensjahren umfassend, dem werden sich mancherlei eigenthümliche Beobachtungen aufdrängen: Von einem Rückschritte oder auch Fortschritte kann natürlich hier — auf lyrischem Gebiete! — nicht die Rede sein, sondern nur von einem Anderswerden. Eine Beobachtung ist zunächst rein formeller Art: In „Sinnen und Minnen" begegnen wir Sonetten, Ghaselen, namentlich Oden, Distichen; hier nichts von alledem; mit Vorliebe wird sogar der reimlose Fünffüßler angewendet. Und selbst dieser muß sich alle Freiheiten gefallen lassen. Auf einen Fuß mehr oder weniger kommt es dem Dichter diesmal nicht an ... Vom Standpunkte des formalen Idealisten, der nicht immer ein Schurke ist, wie ein kürzlich verstorbener Realist meinte, lassen sich derartige Nachlässigkeiten rügen; ebenso muß aber zugegeben werden, daß durch diese neue Art der Behandlung manches Gedicht oft gewinnt: man hört gleichsam das erregte beichtende Gemüth. Und wenn Hamerling hin und wieder selbst in Strophengefügen nicht am Schema festhält, so will auch das schließlich nicht viel besagen; er weiß selber, daß darauf nicht viel ankommt, sollte eines dieser Lieder in Musik gesetzt werden. Nur gegen den Reim hätte er manchmal strenger sein können. Aus Reimen wie „Beter und Götter", „will und Vorgefühl" mag es zwar einem Sprach- und Literaturforscher des zwanzigsten Jahrhunderts leicht werden, den Schluß zu ziehen, daß Hamerling ein Oesterreicher war, indessen in den Ohren mitlebender Norddeutscher tönen solche vom Provinzialismus angekränkelten Reime ein wenig zu weich...

„Sinnen und Minnen" und „Blätter im Winde", beide Sammlungen ergänzen sich, gehören zu einander; beide erzählen uns von einem Dichterleben, dessen Kern die Sehnsucht ist, der Drang nach dem Hohen, Reinen und Schönen, um so mehr, als für Hamerling die Welt mit vielen ihrer Genüsse sehr karg gewesen ist. Und sollten manchem diese Blätter im Winde hier und da allzu düster pessimistisch rauschen, so möge er bedenken, daß Gedichte ihr Dasein nur den Stimmungen verdanken. Jedenfalls wird kein Leser verkennen, daß er einen großen Dichter in dieser Sammlung vor sich hat, dessen sogenannte philosophische, von Stimmungen ungetrübte Weltanschauung in anderen, größeren Werken vorliegt. Nicht mit trivialen Gassenliedern wirbt der Schöpfer der „Aspasia" und des „Königs von Sion" um die Gunst einer urtheilslosen Menge; er gehört zu den wenigen, die noch „Priester des Schönen" sind, die zu uns anderen schnöden, armen Sterblichen nicht herabsteigen, sondern zu denen wir mühsam emporklimmen müssen.

Digitized by Google

Feuilleton.

Die Blinde.

Von C. Sahler.

Die Bewohner des Dorfes Hathnow waren in großer Aufregung und umstanden beobachtend den geringen Hausrath, der auf der Landstraße des Aufladens harrte. Die Wittwe des kürzlich verstorbenen Cantors wollte mit ihren beiden Kindern das Dorf verlassen, in dem sie während einer langen Reihe von Jahren mit ihrem Manne gelebt hatte. De mortuis nil nisi bene — das zeigte sich auch hier. Bei seinen Lebzeiten war der stille Mann nie soviel besprochen worden, als eben jetzt. Den unpraktischen Jüngling, der nur seinen Studien und mehr noch seiner Musik lebte, hatte das rauhe Leben endlich in dieses stille Dorf getrieben, wo er ein ebenso unpraktischer weltscheuer Mann wurde, und mit seinen Bauernkindern erst wenig genug umzugehen verstand. Aber das Ideal drückt seinen Jüngern einen Zug auf, dem auch der Roheste sich neigt, darum liebten die Bauern den seltsamen Mann und seine Familie, am meisten aber seine Tochter, die der Vater zur Genossin und Vertrauten all seiner Studien gemacht hatte, und welche das wunderbar musikalische Talent in erhöhtem Maße geerbt hatte. Sie als Künstlerin in den Kreisen zu sehen, in denen er gelebt hatte, — das war auch so einer von des Cantors Träumen gewesen. Aber dies Mädchen war blind und der Leidenskelch des Sterbenden war dadurch noch bitterer geworden, daß er nun nichts mehr für ihre Heilung und ihre Zukunft thun konnte. Mochte es der Gedanke an eine etwaige Ausführung dieser Pläne sein, oder die Aussicht, an ihrer alten, in der Stadt wohnenden Mutter eine Stütze zu haben, was die ganz mittellose Cantorswittwe bewog, dorthin zu ziehen, — genug, es galt heut ein Lösen aus den alten trauten Verhältnissen.

Nun lebte sie mit ihren beiden Kindern in der Stadt, fern von dem geräuschvollen Treiben. In einer der Vorstädte stand das kleine Häuschen der Großmutter. Es war eine trostlose Existenz; in ihrem Heimathdorfe waren sie umgeben von trauter Gewohnheit und Liebe, deren sie sich erst bewußt wurden, als sie sie nicht mehr hatten; hier standen sie allein, einsam, unbeachtet im Gewühl. Ernst ging zur Schule, in die Gemeindeschule; lateinische und griechische Bücher aus des Vaters Lebzeiten lagen im Winkel. Die Mutter strickte und nähte für das tägliche Brot und das blinde Mädchen half, wo sie konnte oder spielte stundenlang auf ihrer Geige. In solchen Stunden vergaß sie die Noth des Lebens, aber das Elend schlich heran, die Großmutter wurde krank und konnte das Hauswesen nicht mehr besorgen, dann starb sie. Die Mutter verdiente weniger und der elastische Geist der Kinder drohte zu unterliegen. Der Winter war gekommen, und eine große Trostlosigkeit hatte das ärmliche Haus in der Vorstadt befallen.

„Lene", sagte der Knabe, „über vierzehn Tage ist Weihnachten, ich glaube, wir werden keinen Christbaum haben."

„Ach ich glaube, wir werden kein Holz zum Heizen und kein Brot zum Essen haben," entgegnete das Mädchen tonlos.

„Warum bin ich nicht schon groß und könnte verdienen, und warum kannst Du keine Künstlerin werden, dann würdest Du alle Tage viel Geld einnehmen!"

„Mit meinem Spiel werde ich keinen Pfennig gewinnen," sagte sie bitter, „was soll den Armen die Kunst!"

Der Knabe starrte in die Winterdämmerung; eine einzelne Laterne wurde gegenüber eben angezündet, sonst war es öde und still in der einsamen Gegend.

„Lene," flüsterte der Knabe endlich, „sei mir nicht böse, wenn ich es sage, Du kannst vielleicht doch Geld verdienen; gestern stand ein Mann in der Ringstraße und spielte die Harfe, dem gaben alle Leute Geld."

Er hatte zögernd, ruckweise gesprochen, er wagte auch nicht, die Schwester anzusehen. Glühende Scham hatte sich über ihr Antlitz ergossen, zitternd und stöhnend sank sie an dem Stuhl nieder, auf dem sie gesessen und barg ihr Gesicht in den Händen.

„Vater, Vater," schluchzte sie, „ist das das Martyrium der Kunst, was ich nie verstand? o die Armuth ist eine scharfe Lehrmeisterin!" Ihr ganzer Leib zitterte unter dem Gedanken, daß die Kunst betteln gehen sollte.

„Ach Lene, rede ein Wort! war es so schrecklich, was ich sagte? Ich dachte nur, Du wüßtest nicht, wie Du es anfangen solltest! — liebe Lene, thu es nicht, wenn Du nicht magst, ich will ja gern hungern, wenn Mutter und Du nur nicht weinen und Vaters Clavier nicht auch verkauft werden muß!"

Der Knabe war neben ihr niedergesunken und küßte die kalte, herabhängende Hand. Da zuckte sie zusammen und richtete sich auf. Ein starrer, eisiger Ausdruck lag auf dem lieblichen Gesicht, vor einer Stunde noch war sie halb Kind gewesen, jetzt war sie ein Weib geworden unter der welken Hand der Noth, die sich auf ihr Herz gelegt. „Komm!" sagte sie hastig, „eh Mutter nach Hause kommt. Du führst mich, wo uns Keiner kennt, ich werde spielen." Sie schlang sich ein Tuch um den Kopf und nahm die Geige in die Hand. „Vater, verzeih mir!" stöhnte sie auf, die blasse Wange an das geliebte Instrument gelegt.

Ernst wagte keinen Widerspruch, ihre Stimme klang so anders, — wie die alte Glocke in Hathnow, die einen Sprung bekommen hatte. Eine Ahnung des Ungeheuerlichen, das er von ihr verlangte, dämmerte in ihm auf und lehrte ihn, dies Leid mit Reden zu verschonen.

So betraten sie die eben hell erleuchteten Straßen, die von Weihnachtsverkehr erfüllt waren. An einem Platz, der den Strom der Vorübergehenden theilte, drückte er der Schwester Hand und flüsterte: „Hier!" Sie nahm die Geige und spielte, es klang ihr so fremd, — es war wohl nicht ihre Geige, — sie war es wohl garnicht selbst, — und was sie spielte, konnte sie auch nicht sagen. „Wie wunderbar dies Mädchen geigt!" sagte ein vorübergehender Herr und gab dem Knaben etwas in seine Mütze — „sie sehen so anständig aus, so feine Gesichtchen haben sie," erwiderte seine Frau und schenkte ihnen auch etwas. So thaten viele, aber Ernst konnte sich nicht freuen über all das Geld, — er starrte seine Lene an, — wollte sie denn nie aufhören?! Als endlich einmal eine Ebbe in dem immer fluthenden Strom der Passanten eintrat, faßte er sie bei der Hand und zog sie weiter: „Komm nach Hause, liebe Lene!"

„Nein," murmelte sie, ich spiele mehr, noch an anderen Orten, ein zweites Mal kann ich es vielleicht nicht wieder!" Und so gingen sie. Schweigend blieb der Knabe stehen und drückte ihre Hand, — das war das Zeichen, daß er den Ort für geeignet hielt.

Mit weinender Seele spielte sie ihre herrliche, klassische Musik, und die Hunderte, die vorübergingen, sahen wohl verwundert auf die beiden zarten Gestalten. Sie erstaunten über den Klang, gaben auch ihr Almosen, aber die gedankenlose Oberflächlichkeit des vorwärts hastenden Lebens fragte nicht warum oder woher. Helenens Gedanken wurden getragen von der Musik. Noch nie hatte sie deren verborgene Geheimnisse so klar erkannt; eine Idee vom Ringen und Kämpfen des Idealen mit herber Wirklichkeit, von dem Frohndienst der Geisteshelden, um das kärgliche Leben zu fristen, ging in ihr auf. Die Noth ist eine scharfe Lehrmeisterin, hatte sie gesagt, und hätte sie mit sehenden Augen all den Glanz und die Pracht der um sie drängenden Welt gesehen, dann würde ein greller Strahl verletzenden Lichtes in ihr Dunkel gefallen und in die Klage noch Bitterkeit gemischt worden sein.

Der Abend hatte sich tiefer gesenkt, ein weißlicher Nebel erfüllte die Straßen und ließ die Laternen trüber erscheinen, er kroch feucht nnd erkältend durch die leichten Gewänder der Beiden und lähmte das warm pulsirende Leben. Ernst schauerte zusammen und lenkte seiner Schwester Schritte nach Hause, der Vorstadt zu. Sie merkte nicht, daß sie die belebten Straßen

Digitized by Google

hinter sich hatte. In wilder Flucht jagten sich ihre Gedanken: wenn sie nur so viel Geld verdient hätte, daß es eine Weile Hunger und Noth von der Schwelle hielt, daß des Vaters Clavier nicht verkauft zu werden brauchte, denn noch einmal spielen, — das konnte — konnte sie nicht. Das, was ihr das Heiligste war, auf offener Straße der Gemeinheit, dem Spott und der Gleichgültigkeit preisgeben, um armselige Pfennige — — ein dumpfes Stöhnen schlich sich aus ihrem Herzen und würgte ihr fast den Athem. Ernst fühlte nur die heiße, zitternde Hand des Mädchens, die in der seinen ruhte. Das Schweigen und der starre Ausdruck im Gesicht der angebeteten Schwester, an deren klarem, harmonischem Geiste sein unruhiges Kindergemüth sich stets wie an eine Säule lehnte, ängsteten ihn entsetzlich. In seinem kleinen Verstande tauchte die Größe des Opfers auf, das Helene gebracht, ein namenloses Mitleid mit der Blinden, eine Bangigkeit um dieses geliebte Wesen, dessen Hand so fieberheiß zuckte, wie die des sterbenden Vaters, der ganze Jammer des Verlassenseins faßte das Herz des Knaben, — voll Angst schluchzte er: „Lene!" und drückte fest die Hand der Schwester.

Mechanisch, noch halb in ihren Gedanken, nahm sie auf das Zeichen des Händedruckes den Bogen und spielte. Entsetzen ergriff das Kind. Spielen — hier — in dieser Einöde, — ein kurzer, einsamer Weg nur trennte sie noch von ihrem Hause — hier kam kein Mensch und ein leichter Schnee begann sacht herabzurieseln. Wie gelähmt stand der Knabe neben ihr, aber sagen konnte er nichts. Sollte er zu all dem durchgekämpften Elend der letzten Stunden noch die Schmach, noch das Leid, das aus der Blindheit kam, fügen? Nein, tausend Mal nein! er wollte das Ende des Stückes abwarten und sie dann nach Hause führen.

Da tönten Schritte durch die dicke Luft und seine von Angst und Aufregung geschärften Sinne unterschieden Stimmen.

„Hörst Du nicht Musik, Doctor?" sagte eine helle Stimme, „steh doch mal, ganz deutlich klingt es herüber!"

„Du täuscht Dich, alter Junge, das heißt, Du hörst eben ewig Musik," versetzte eine tiefe, klangvolle Stimme.

„Fällt mir nicht ein! und Chopin'sche Nocturnes mit solcher Andacht und so famosem Strich hört man überhaupt nicht alle Abend im Schneegestöber in einer verwünschten Gegend, — na, sagte ich's nicht? Da steht das räthselhafte Geschöpf wie Scheffel's Irregang im Windesblasen und wirbelnden Drang der Flocken."

Lene spielte wie im Traum. „Wem bringst Du denn ein so melancholisch klassisches Ständchen? Künstler wie Du sollten im Concertsaal, nicht auf der Gasse spielen!" rief der große, schlanke Mann und trat dicht vor die Geschwister. Jetzt erst sah er Helene und starr vor Staunen rief er: „Ein junges Mädchen! Mein Gott, warum spielen Sie hier?"

„Wir sind so arm, und Lene spielt, damit wir nicht hungern und Vaters Clavier verkaufen müssen," schluchzte Ernst.

„Aber hier in dieser Oede, wo außer einem thörichtgutmüthigen Doctor und seinem treuen Pylades kein Mensch sich blicken läßt!" —

Aber schon bei den ersten Worten war das Mädchen umgesunken, das war zuviel; krampfhaft umklammerte sie die Geige, — aber die Arme des Doctors hielten sie fest und trugen die Gequälte in ihre Wohnung.

Starke, weiche Hände stützten jetzt freundlich das tapfere Mädchen, das so resolut in den Kampf mit der harten Welt getreten, aber von ihrer Schwere beinah erdrückt worden war, denn als sie nach bangen Wochen die Fieberschauer abgeschüttelt hatte, da schien alle Elasticität aus ihrem jungen Geiste verschwunden. Sie half zwar der Mutter, die jetzt ausnahmsweise viel Bestellungen für Arbeiten bekam und diese besser als bisher bezahlt erhielt, aber spielen konnte sie nicht. Mit liebevoller Hand strich sie wohl beim Vorübergehen über den Kasten, der das theure Instrument barg, dann aber zuckte die Hand und Thränen traten in ihre Augen, — es war, als wollte sie ihm etwas abbitten. Bei Ernst saß sie häufig und half ihm in seinen Schularbeiten; beim Gymnasium hatte sich eine Freistelle gefunden, die der Director der verwunderten Cantorin eines Tages für ihren begabten Sohn anbot. Ernst hing, wenn möglich, mit noch größerer Inbrunst an seiner ernsten Schwester; ein unsicheres Gefühl gewaltigen Unrechtes lastete noch auf seiner Seele und hieß ihn dieses durch vermehrte Liebe sühnen.

So lichteten sich die schweren Wolken, die das kleine Haus in der Vorstadt so schwarz beschattet hatten. Und all das allmähliche Aufleben bewachten zwei treue Augen — die des Doctors. Mit erstauntem Blick und sehr interessirter Miene hörte er alle die guten Nachrichten von Ernst's Aufnahme im Gymnasium, von den vermehrten Bestellungen und den gut bezahlten Arbeiten der Frau Cantorin. Niemand fragte nach dem Grunde dieser Veränderungen; nur Helene horchte athemlos auf seine Ausdrücke der Verwunderung, — ahnte sie mit dem feinen Gefühl, das Blinden eigen ist, mehr als die Anderen? — Wie gern hätte sie sehen mögen, um in seinen Zügen nach der Lösung so mancher Räthsel zu spähen, jetzt konnte sie sich nur die Nüancirungen seiner Stimme deuten. Aber so oft sie auch fragte, wie der Doctor Rost wohl aussähe, stets erhielt sie ausweichende Antworten. Niemand wagte dann mit soviel ästhetischen Feingefühl begabten Mädchen zu sagen, daß er die unglückseligen Folgen eines Falles aus seiner Kindheit trage, daß das edle Gesicht auf einer krüppelhaften Gestalt ruhte. —

„Fräulein Helene", sagte er eines Tages, „meine Mutter bittet Sie herzlich, sie nun doch zu besuchen, sie ist soviel allein, ich bin fast den ganzen Tag fort. Thun Sie es mir zu Gefallen."

Helene zögerte; es war ihr eine Qual unter fremden Menschen zu sein, aber es war eine erste Bitte, nachdem er soviel für sie gethan.

„Meine Mutter ist sehr gut", fuhr er fort, „und liebt Musik mit feinem Verständniß; ich wollte Sie spielten manchmal mit ihr, jetzt da mein Pylades fort ist, entbehrt sie soviel."

Helene wandte sich ab. Jetzt errieth sie ihn wieder; er wollte, daß sie wieder spielen sollte, und als sie sich kürzlich geweigert hatte, mit seinem Freunde zu musiciren, versuchte er es auf diese Weise. Ein Kampf zwischen Zorn gegen ihn, der das schmerzhafte Gefühl, welches ihr letztes Spielen in ihr zurückgelassen, wohl kennen mußte, und der Bewunderung für die Zartheit, mit der er leise und behutsam sie wieder der Musik zuführen wollte, die doch erst ihr inneres Leben vervollständigte, tobte in ihrem Herzen. Dann wandte sie sich lautlos um, nahm den Geigenkasten, gab ihn dem Bruder und sagte leise: „Bitte trage ihn zu Frau Doctor Rost."

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Der Erbonkel", Lustspiel von E. Henle. — „Unser Doctor", Volksstück mit Gesang von L. Treptow und L. Hermann. — Das Gastspiel der Meininger.

Infandum, regina, jubes renovare dolorem d. h. wiederum muß ich mit dem Ostend-Theater beginnen. Diese Bühne ist in diesem Winter das Schmerzenskind der Berliner Kritik. Wie vielversprechend und hoffnungsreich begann sie, die bisher in der fernen Vorstadt ein fast verschollenes Dasein fristete, unter der Direction des Herrn Kurz ihre diesjährige Laufbahn! Aber — wie es mit Wunder- und Schmerzenskindern geht: ein kurzer, freudiger Anlauf, dann ist's mit der ganzen Herrlichkeit vorbei und die lange, traurige Periode der getäuschten Erwartungen zieht herauf! Das Ostend-Theater steht jetzt inmitten dieser Periode. Jüngst brachte er einen irgend einmal preisgekrönten Autor auf kurze drei Tage wieder an's Tageslicht und in die Erinnerung des Publikums: die Lustspieldichterin

Digitized by Google

Frau Elise Levi, die unter dem Pseudonym E. Henle vor 8 Jahren von Laube in Wien auf kurze Zeit bengalisch beleuchtet wurde, um seitdem wieder gänzlich in das Dunkel zu versinken. Ihr „Erbonkel" ist wie es scheint, eine ihrer letzten Arbeiten, auf jeden Fall jünger, als das preisgekrönte aber von der Kritik zurückgewiesene Lustspiel „Durch die Intendanz". Vielleicht würde die Autorin für diesen „Erbonkel" noch einmal gekrönt werden, wenn gerade wieder irgendwo eine Concurrenz stattfände, denn ihre Fehler und Vorzüge sind in diesem Stücke dieselben wie in jenem früheren: Furchtbare Weitschweifigkeit in der Ausführung einer ganz geringwerthigen Handlung, daneben eine Verkennung und Verdrehung aller gesellschaftlichen Lebensbedingungen und schließlich die übliche Dosis übel angebrachter Sentimentalität. Dafür ist der Verfasserin eine gewisse Gewandtheit in der Behandlung der scenischen Vorgänge und des Dialogs nicht abzusprechen. Das Publikum, auf welches das Ostend-Theater rechnen muß, weiß aber am wenigsten mit den letzterwähnten Vorzügen anzufangen und ihnen gerecht zu werden; es verlangt Frische und Raschheit der Handlung und natürlichere, einfachere Menschen, als sie Frau Levi in diesem Lustspiel schuf.

Während sich so das Ostend-Theater in die Lustspiel-Region verirrte, hat das Wallnertheater einen Sprung zurück gethan auf das Volksstück von der Gattung des L'Arronge'schen „Mein Leopold". Ich glaube aber trotz des Beifalls, den das Stück am ersten Abend fand, daß sie sich hierbei ebenso verrechnete, wie ihre obenerwähnte Kollegin im Ostend. „Unser Doctor" ist durch und durch ungleichmäßig gearbeitet, ein Klumpen altes Eisen, welches aus verschiedenen Stücken nur oberflächlich zusammengehämmert ist. Der erste Akt hebt mit einer ganz tollen und frivolen Possen-Wirthschaft an, der zweite ist dann auf einmal unendlich rührselig und ernst, im dritten wird versucht, die possenhaften und sentimentalen Elemente mit einander zu verquicken und der vierte gar gesellt einen echten Harlequin zu den ernsteren Gestalten. Natürlicherweise geschieht das Letztere durchaus nicht nach Shakespeare'scher Weise, sondern höchst geistlos und ungeschickt, wenn man nicht etwa eine Ueberfülle von Kalauern, die überhaupt das Stück ausschmücken, Geistreichigkeit nennen will. Es würde ermüden, von dem Inhalte des Stückes auch nur die Grundlinien anzugeben. Bemerkt sei jedoch, daß der junge Titelheld in derselben zärtlich-stolzen Art von seinen Eltern „unser Doctor" genannt wird, wie der Alte in dem Stücke von L'Arronge „mein Leopold" sagt, und daß wie dort die Umkehr aus schwindelhaftem, leichtsinnigem Leben zu echter Solidität und Arbeitsamkeit das Grundmotiv des Ganzen bildet. Die Nebenfiguren sind nicht charakteristisch genug, um erwähnt zu werden; die Hauptfigur aber, einen alten braven Schlossermeister, brachte hauptsächlich Schweighofers Kunst, der diesmal eine größere und ernstere Aufgabe geboten wurde, als überhaupt bisher im Wallnertheater, zur vollen Entfaltung und Geltung.

Das theatralische Leben ist, abgesehen von den Versuchen dieser kleinen Bühne, jetzt recht still und aufregungslos und die „Meininger", welche seit dem Anfange dieses Monats wieder in das Victoria-Theater eingezogen sind, begegneten keiner fühlbaren Concurrenz von Seiten der beiden hiesigen Schauspielhäuser. Mit der gewohnten Pracht-Entfaltung hat die herzogliche Truppe diesmal die „Jungfrau von Orleans", wir möchten fast sagen: eingekleidet. Das arme Geschöpf irrte bisher in seinem Aeußeren etwas verwahrlost über die königliche Bühne. Es thut doch unendlich wohl, auf Schritt und Tritt die liebevolle Sorgfalt der Regie bei der Aufführung eines großen Werkes zu beobachten und zu fühlen. Die Störungen des Illusion sind auf das geringste Maaß reduziert und wer Willensstärke genug besitzt, sich nicht durch anfangs sonderbar erscheinende Aeußerlichkeiten verwirren zu lassen, kann auf diesem Wege zu dem reinsten Genusse des dramatischen Kunstwerkes gelangen. Freilich kann sich gerade in diesem Schiller'schen Drama das Streben der Meininger nach historischer Treue in Costümen und Decorationen kaum genug thun und überhäuft unser Auge mit Ueberflüssigkeiten, aber immerhin sind die letzteren noch besser als die Mängel, welche uns an der Ausstattung der königlichen „Jungfrau von Orleans" stören. — Die „Meininger" brachten übrigens diesmal nicht nur eine neue Ausstattung des Drama's, sondern auch, was viel werthvoller ist, eine neue Auffassung der Titelrolle mit. Die Vertreterin dieser Rolle, Fräulein Lindner, eine Dame von idealer Schönheit, betonte nicht, wie wir das hier gewöhnt waren, das Heldenhafte in dem Hirtenmädchen, sondern das Visionäre und erzeugte hierdurch, trotz mancher Unzulänglichkeiten ihres Organs, einen Gesammteindruck von wunderbarer Wirkung. O. B.

Notizen.

Les mille et une nuits du théâtre. Par Auguste Vitu. 3 Bde. (Paris, Paul Ollendorff.) — Der bekannte Theaterkritiker des Pariser „Figaro" liefert hier eine vollständige Sammlung seiner Berichte seit seiner Uebernahme des Recensentenamtes. Sie umfaßt die Periode vom Herbst 1871 und soll bis in unsere Tage fortgesetzt werden. Drei Bände, welche bis in den Herbst 1875 reichen, sind erschienen. Da die Berichterstattung in den meisten Fällen, der Pariser Unsitte gemäß, noch am Abend der betreffenden Vorstellung zu referiren hatte, so wird man den frischen Eindruck dieser 1001 Theaternächte auf einen mit Geist, Erfahrung und kritischem Urtheil begabten Schriftsteller, der sich immer nach Kräften bemüht, wahr und gerecht zu sein, mit Interesse verfolgen, ohne einen höheren Maßstab anzulegen und Tiefe und Gründlichkeit zu verlangen. Ein Francisque Sarcey wird in dieser Beziehung immer „über" sein, schon aus dem einfachen Grunde, weil er eine Novität wiederholt sehen und reiflich mit sich zu Rathe gehen kann, ehe er sein Urtheil abgibt; freilich nicht immer, denn die Unsitte der Berliner Bühnenleiter, ihre Premièren möglichst auf den Sonnabend zu verlegen und dadurch auch im Fall eines Mißerfolgs wenigstens die Sonntagseinahme zu retten, ist nichts weiter als eine Nachahmnng des auch dem Lundiste sehr unbequemen Pariser Mißbrauchs. Jedenfalls müssen Vitu's Theater-Annalen, schon um ihrer Vollständigkeit willen, dem Theaterfreund und Literarhistoriker willkommen sein. Vitu beurtheilt nicht nur Tragödien und Komödien, sondern auch Singspiele, Feenstücke, Spektakeldramen, Ballette und gelegentlich auch Opern und Operetten. Namentlich findet man hier die wichtigsten Stücke von Dumas fils, Sardou, Augier, Gondinet, Feuillet, Pailleron, Banville, aber auch Reprisen sogar des alten klassischen Repertoires, sofern es sich um ein wichtiges Debut oder Gastspiel handelt. Besonders Interessantes bietet das Buch in jenen Fällen, wo Vitu's Kritik eine Entgegnung des Autors oder gar eine Polemik hervorrief, so hier bei Gelegenheit eines Scribe'schen Stückes oder des Stoffes der Oper Le Chalet, welcher Goethe's „Jery und Bätely" entnommen ist, was Vitu bemerkt, oder anläßlich der Aufführung von Sardou's „La Haine". Vitu druckt alsdann diese Actenstücke ab, und es ist z. B. ein großes Vergnügen, Sardou über seine Art der dramatischen Geschichtsklitterung plaudern zu hören. Hoffentlich erscheinen die übrigen Bände bald und werden mit einem Autorenverzeichnisse versehen.

Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren. Von Otto Bähr. Zweite Auflage. (Leipzig, Grunow.) — Ein Stück Culturgeschichte im Kleinen. Der Verfasser ist kein laudator temporis acti, sondern ein durchaus objectiver Sittenschilderer, und wenn auch eine gewisse Vorliebe für die alte Zeit durchbricht, so möchte doch auch er offenbar die damaligen einfachen und etwas gedrückten Verhältnisse keineswegs mit den heutigen vertauschen, obwohl die sociale Kluft jetzt größer geworden ist und auch andere Schattenseiten nicht fehlen. Die fleißig zusammengetragenen Notizen, z. B. über Preisverhältnisse, sind verläßlich und volkswirthschaftlich von großem Interesse. Ein unterhaltendes und lehrreiches Buch, das einen Erfolg verdient.

Digitized by Google

Inserate.

Deutscher Kalender.

30 Originalzeichnungen von Emil Doepler d. J. und einleitender Text von

Preis 1 Mark. **Julius Wolff.** Preis 1 Mark.

Verlag von Reinhold Kühn in Berlin W., Leipziger Str. 115.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Klimate der Erde

von

Dr. A. Woeikof,

Prof. der phys. Geographie an der Universität St. Petersburg.
Präsident der meteorolog. Commission der K. Russ. geogr. Gesellschaft ꝛc.

2 Theile. Groß 8°. Mit 10 Karten, 13 Diagrammen und vielen Tabellen, eleg. broch. 22 Mk., in Halbfranz geb. 26 Mk.

Durch seine früheren Arbeiten, welche sich hauptsächlich mit Klimatologie beschäftigten, wie auch durch seine ausgedehnten Reisen im russischen Reiche, Süd- und Ostasien und Amerika, war der Verfasser mehr als jeder Andere im Stande ein solches Buch zu schreiben. Nicht nur der Fachmann wird hier vieles Neue und Interessante finden, sondern auch jeder Gebildete. **Das Werk ist eine hervorragende wissenschaftliche Erscheinung.**

= Soeben erscheinen: =

Heinrich Heines sämtliche Werke.

Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und Verzeichnissen sämtlicher Lesarten.

Von Dr. **Ernst Elster.**

= 36 Hefte von je 5 Bogen Text à 30 Pfennig. =

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Ein junger

lievländischer Schriftsteller,

Mitarbeiter von Rigaer, Petersburger und deutschen Zeitungen, academisch gebildet, auch des Russischen mächtig, sucht eine Stelle als Redacteur eines deutschen Blattes. Er ist in politischen, literarischen und zumal volkswirthschaftlichen Fragen wohl bewandert und, da er längere Zeit in Moskau gelebt, in russischen Dingen vorzüglich informirt. Günstige Zeugnisse stehen zu Diensten. Ansprüche sehr bescheiden. Eintritt sogleich. Auskunft ertheilt die **Redaction der „Gegenwart“.**

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist erschienen:

Die Geschichte der ersten Sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland

mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien.

Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der sozialen Frage

von

Dr. Georg Adler.

Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schiller,** Werke m. Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Hlbfrzbdn. nebst: **Lessing,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. und **Goethe,** Sämmtl. Werke. Vollständigste Ausg. letzter Hand. 55 Bde. zusammen 40 *M.* — **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 *M.* — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart“,** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Eduard Rühl's Verlag in Bautzen.

Soeben erschien:

Dämmerstunden.

Gedichte von **Clemens Drache.**

Eleg. brochirt 1 *M* 50 *Pf.* Eleg. geb. 2 *M* 40 *Pf.*

Hervorragendes Geschichtswerk.

Brehm, Dr., Das Jukareich.

gr. 8. 842 S. mit 1 Karte u. Holzschn. 16 M.

Jena. **Fr. Mauke's Verlag.**

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 19. Februar 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die heutige Lage der englischen Verfassung nach den drei Reformbills von 1832, 1867, 1885, und die irische Frage. Von Rudolf Gneist. — **Literatur und Kunst:** Wilhelm Jensen als Realist. Zu des Dichters 50. Geburtstag (15. Februar). Von Benno Rüttenauer. — Verdi's „Othello". Von Heinrich Ehrlich. — **Feuilleton:** Die Blinde. Von C. Sahler. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Concertsälen. Von K. — Inserate.

Die heutige Lage der englischen Verfassung nach den drei Reformbills von 1832, 1867, 1885, und die irische Frage.*)

Von Rudolf Gneist.

Die englische Verfassung, von welcher ihre Bewunderer fast immer nur die Erscheinung und die Machtstellung des Parlaments vor Augen gehabt haben, beruht wie alle Staatsverfassungen auf einem tief in einander gewachsenen Verhältniß von Staat und Gesellschaft, Staat und Kirche, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung. Ueber diese Wechselwirkungen hat England selbst bis in die neueste Zeit sich keine Rechenschaft gegeben, weil man, ebenso wie seiner Zeit auf dem Continent, die überkommenen Verhältnisse als selbstverständlich ansah. Erst mit der Neugestaltung der industriellen Gesellschaft haben die Glieder des gewaltigen Staatsbaues sich zu lösen begonnen, und in der Bewegung der letzten zwei Menschenalter kommen dieselben Elemente zum Vorschein, welche die sociale und politische Bewegung auch der mitteleuropäischen Staaten bestimmt haben. England modernisirt sich nicht nur in den Sitten des täglichen Lebens, sondern auch in der äußeren Erscheinung seiner Verfassung, seiner Verwaltung, seines Communalwesens in überraschender Weise, so daß das frühere Verhältniß sich nahezu umkehrt. Die für England neuen Erscheinungen sind bei uns längst dagewesen, — zum Theil schon überwundene Standpunkte, — und es drängt sich immer mehr die Wahrheit auf, daß die Grundelemente des deutschen und des englischen Volkslebens wesentlich identisch sind: aber die Reihenfolge in der staatlichen, kirchlichen und socialen Entwickelung der beiden Nationen ist eine wesentlich verschiedene gewesen. Das Geheimniß der Lebenskraft der englischen Parlamentsverfassung beruht auf der „inneren Cohärenz der Wahlkörper", aus welchen das ehemalige Unterhaus und mittelbar das Oberhaus hervorging. Die Gegensätze der Besitz-, Erwerbs- und Berufsklassen, der kirchlichen Bekenntnisse und die sonstigen Antagonismen, welche die Klippe aller Nachbildungen des englischen Parlaments bilden, hatten im Lauf des 18. Jahrhunderts dort ihr Gegengewicht und ihre Aussöhnung gefunden in positiven Institutionen, welche die Nation in dauernder Gewöhnung für diese Verfassung erzogen. Wie die Zelle in dem lebendigen Organismus, so war es die kleine Ortsgemeinde (township), bezw. das Kirchspiel, aus welchem der Verfassungsbau als Ganzes hervorwuchs. Schon die normannische Verwaltung hatte der township alle Polizeipflichten auferlegt, die ein friedlich geordnetes Leben im Nachbarverbande mit sich bringt, später concentrirt in dem Ehrenamt des Constable. Die Wohlfahrtsaufgaben, welche im Mittelalter die Kirche versehen hatte, gingen seit der Reformation auf das Amt der „Armenaufseher" über, welches sich allmählich auf alle im engsten Nachbarverband vorhandenen Aufgaben dieser Art erstreckte. Die „Cohärenz" mit der Kirchenverfassung wurde erhalten durch das stetige Zusammenwirken der Armenaufseher mit den Kirchenvorstehern, von welchen der eine herkömmlich von dem Pfarrer ernannt, der andere von der Gemeinde gewählt wurde. Die Herrschaft der Staatskirche über die ganze Bevölkerung hat im 18. Jahrhundert diesen Zusammenschluß gleichmäßig befestigt. Ergänzend tritt dazu das Ehrenamt des Wegeaufsehers für die Communicationsbedürfnisse des Nachbarverbandes. Zugleich dienen diese Gemeindebeamten als unentbehrliche Organe der Steuerabschätzungen. Wieder in anderer Richtung werden die Mittelstände zum Dienst der Gerichte als Urtheilsjury herangezogen. Diesen persönlichen Pflichten reiht sich dann das System der communalen Steuern an, welches als Realsteuersystem die nutzenden Inhaber (occupiers) jeder Art von Liegenschaften (Aecker, Gebäude, Industrieanlagen, Bergwerke ꝛc.), nach dem jährlichen Ertragswerth heranzieht, dem Communalhaushalt damit eine stabile Grundlage gibt und den Nachbarverband in dem Bewußtsein verbindet, daß alles, was auch an Geldmitteln für das Gemeinwohl im nächsten Kreise erforderlich, in dem Nachbarverband selbst aufzubringen ist. — Für die gesetzmäßige Leitung dieser Pflichtgenossenschaften war im 14. Jahrhundert das Ehrenamt der „Friedensrichter" entstanden. Hatte schon die normannische Zeit zu einer gesetzlichen Regelung der wichtigsten socialen Verhältnisse geführt, so erweitert sich diese Gesetzgebung mit jedem Menschenalter, und ihre Handhabung erscheint immer umfassender als der Beruf der besitzenden und gebildeten Klassen im rechtlich verantwortlichen Amte. Zu den „Friedenscommissionen" werden von Hause aus vorzugsweise angesehene Grundbesitzer ernannt, daneben aber auch städtische Honoratioren, zahlreiche Pfarrgeistliche und lange Zeit hindurch eine Anzahl von Rechtsverständigen, bis später mit der fortschreitenden Geschäftsbildung der gentry diese besondere Kategorie entbehrlich erschien. Die Gewöhnung an die verantwortliche Handhabung einer gesetzlichen Ordnung erzeugt weiter in Eng-

*) Vorstehender Artikel ist zum kleinen Theil schon im Februarheft der „Deutschen Revue" gedruckt, wird hier aber dem Zweck und Wunsch des Verfassers entsprechend als ungetheiltes Ganzes wiedergegeben.
D. R.

Digitized by Google

land jenen Rechtssinn, der die Ausführung der Verwaltungsgesetze unter oberster Leitung der Reichsrichter zu einer förmlichen Verwaltungsrechtsprechung fortbildet, für welche das Personal der Friedensrichter durch seinen Besitz die Unabhängigkeit des Richteramts darbot, und für die Gestaltung der ersten und der Mittelinstanz sich als unentbehrlich erwies. Es ergab sich daraus für die innere Landesverwaltung die Festigkeit und Unabhängigkeit von Parteiströmungen, welche in der späteren Gestaltung auch unter wechselnden Parteiministerien die Unparteilichkeit und Integrität der Staats- und der Lokalverwaltung aufrecht zu erhalten im Stande war. Ergänzt wurde diese Stellung der höheren Classen weiter durch ihre gleichzeitige Ernennung zu den Verwaltungscommissionen und zu den Offizierstellen der Miliz, welche im 18. Jahrhundert die ordentliche bewaffnete Macht des Landes darstellte. — Nach anderer Seite hin erstreckt sich das Friedensrichteramt auf die obrigkeitliche Verwaltung der Stadtcorporationen, und auch in Städten, in welchen besondere „Friedenscommissionen" ernannt wurden, bestanden dieselben in analoger Formation aus städtischen Honoratioren und unter concurrirendem Einfluß der Land-gentry. Wie auf dem Continent, so hatte sich in dieser Zeit die Stadtverwaltung in einem engeren Kreis von rathsfähigen Mitgliedern (select burgesses) concentrirt, unter Absterben einer Mitthätigkeit der Bürgerschaft. Die Städte wurden durch diesen kleinstädtischen Patriciat und durch das Friedensamt sogar Hauptsitze des befestigten Einflusses der Landgentry, und die übermäßig starke Vertretung der „Wahlflecken" im Parlament fand nunmehr eine unwillkürliche Ausgleichung durch die Verstümmelung dieser Wahlkörper nach unten. — Das Gesammtresultat war die Organisation einer „regierenden Classe", die in den periodischen Sessionen der Friedensrichter, der Milizcommissarien, der großen Jury und anderer Commissionen eine feste Cohärenz erhielt, welche den Mittelclassen unter sich fehlte. Diese Formation gab in den Wahlkörpern des Unterhauses der regierenden Classe ein starkes Uebergewicht, wenn auch unter einer ermäßigenden Einwirkung der Mittelclassen, deren Wahlrecht in der Grafschaft nach der Verpflichtung zum Geschworenendienst (40 sh. freehold) abgegrenzt war. Jener ermäßigende Einfluß, der in dem House of Commons von Anfang an bestanden hat, bildet das entscheidende Moment, welches in England die regierende Classe vor exclusiven Privilegien bewahrte und ein einheitliches Vermögens- und Familienrecht (ohne verletzende Standesunterschiede, ohne Privilegien des Grundbesitzes, ohne Steuerprivilegien ꝛc.) erhielt, sowie eine Gemeinsamkeit der höheren Classen in ihrem vorzugsweisen Beruf zur Erfüllung der Functionen des Staates. Ihre persönliche „Selbstverwaltung" umfaßte in der That die Hauptgeschäfte der inneren Landesverwaltung, und es ist einleuchtend, in welchem Maße diese Selbstthätigkeit im Dienst der höheren Ordnung des Staates und der Staatskirche den Sinn einer Wählerschaft bestimmen mußte, welche im 18. Jahrhundert auf höchstens 200,000 Personen beschränkt war. Diese gewohnheitsmäßige Selbstthätigkeit war es, welche (in Verbindung mit dem Realsteuersystem der Nachbarverbände) die widerstrebenden Schichten der Gesellschaft in dem verband, was ihnen gemeinsam war. Das gesellschaftliche Leben der Grafschaft, der Städte und der Kirchspiele war damit durchdrungen und befruchtet von einem Verständniß für den Staat, von einem Geist der Pflichttreue und einem Gemeinsinn, der in den Patrimonialstaaten des Continents immer mehr verloren ging, und für die höheren Classen insbesondere ergab sich daraus eine praktische Bekanntschaft mit den öffentlichen Geschäften, welche den Parlamentsparteien die Fähigkeit zur Führung der Staatsregierung gegeben hat. Diese „Cohärenz" bestand nicht minder zwischen dem Ober- und Unterhaus. Während ursprünglich das Oberhaus aus einer Verstärkung des Königlichen Rathes durch Prälaten und Großvasallen hervorgegangen war, übernahmen mit der Fortbildung des Selfgovernment die weltlichen Pairs (als Lordlieutenants) die Leitung der friedensrichterlichen und Milizverwaltung, analog den Prälaten als Leiter der kirchlichen Verwaltung. Als dann die Zahl der weltlichen Pairs sich stark vermehrte, erfolgte die Ernennung derselben vorzugsweise aus hervorragenden Familien der selbstverwaltenden Gentry. Das bescheidene Privilegium der englischen Nobility beschränkte aber den Adel auf das Haupt der Familie, während die Familienmitglieder als Commoners innerhalb der Gentry zurückblieben. So entstand eine Körperschaft, welche als Träger der bestehenden Rechtsordnung dem Staat einen dauernden Halt zu geben vermochte — eine Körperschaft, in welcher auch wiederum die kirchliche und weltliche Seite des Staatslebens vereint erschien. Was das hohe Staatsbeamtenthum allein, und was der Großgrundbesitz allein nicht vermocht hätte, wurde in England möglich nach der Verschmelzung und Cohärenz beider Elemente im Oberhaus. Auf diesen Grundlagen stand die englische Verfassung des 18. Jahrhunderts. Die Hauptwurzeln derselben waren in der anglonormannischen Zeit daraus hervorgegangen, daß die besitzenden Classen durch persönliche und Steuerleistungen in beispielloser Weise dem Königthum, d. h. dem Staate dienstbar geworden waren. Es erwuchs daraus ein harmonisches Verhältniß, in welchem die höheren Classen der Gesellschaft nicht durch die bloße Macht des Besitzes, sondern durch ihre hervorragenden Leistungen in Staat und Gemeinde die Stellung einer regierenden Classe gewinnen, eben dadurch den rechten Gebrauch dieser Macht lernen und sich in unangefochtener Stellung behaupten. Die inneren Kämpfe der Reformationszeit und die daraus hervorgehenden Angriffe und Mißgriffe der Dynastie der Stuarts haben im 18. Jahrhundert die regierende Classe zur Selbsthülfe genöthigt. Aber die Angriffe von oben, wie in der kurzen Zeit der Republik die Angriffe von unten, haben ihre Stellung nur befestigt. Nach mehrfachem Dynastiewechsel, unter den schwierigen Verhältnissen des 18. Jahrhunderts, auf eine Selbstregierung in größtem Maßstab verwiesen, hat die kluge Mäßigung der regierenden Classe zunächst ihren Frieden mit der Staatskirche gemacht; dann aber mit bewundernswerther Energie aus dem schwerfälligen Parlamentskörper eine actionsfähige Ministerverwaltung in Gestalt des neueren Cabinet geschaffen. Mit der einheitlichen Kirche, mit der gleichmäßig hervorragenden Thätigkeit der besitzenden und gebildeten Classen in den höchsten Aufgaben des Gemeinwesens, mit der harmonischen Vertheilung der Pflichten und Rechte unter die höheren und Mittelclassen war der gleiche Pulsschlag in dem Leben der Nation zurückgekehrt. An der Größe der äußeren und inneren Aufgaben dieses Staates ist die regierende Classe gewachsen. Unter ihrer Führung hat dann der kühne, unternehmende Sinn der seefahrenden Nation in dieser freien Verfassung ein Reich begründet, welches annähernd ein Siebentel der bewohnten Erde umfaßt. So stand dies Staatswesen am Schluß des 18. Jahrhunderts da als der einzige freie Staat unter den Großstaaten Europa's, in welchem das Ideal einer freien Staatsverfassung verwirklicht schien. Die wesentlichen Glieder dieses Baues erscheinen nun aber aufgelöst im 19. Jahrhundert, welches uns ein erstes Menschenalter der inneren Zersetzung, dann ein zweites Menschenalter vielseitiger Umgestaltung durch die Gesetzgebung, dann ein drittes Menschenalter einer stoßweisen Reformbewegung zeigt, welche die Nothwendigkeit eines neuen Ausbaues bedingt.

I. Das erste Menschenalter bis zur Reformbill von 1832

ergibt zunächst einen Zustand innerer Zersetzung, welcher zu einer ersten Umgestaltung der englischen Wahlkörperschaften geführt hat. War die Größe dieses Staates seit der Magna Charta durch den Muth und die Freiheitsliebe der höheren Classen errungen, so hatten auch ihre Segnungen sich vorzugsweise zu Gunsten der Aristokratie entfaltet. Das englische Staatswesen trug folgeweise auch die Schattenseiten an sich, welche jeder aristokratischen Staatsbildung vermöge eines stetigen Druckes auf die schwächeren Classen anhaften. Für die Erhaltung und Befreiung des kleineren Grundbesitzes geschah so gut wie nichts, während die Latifundien stetig wuchsen. Die besitzende Classe selbst hatte sich niemals der Steuerlast ent-

Digitized by Google

zogen: aber doch nur unter ihrem Einfluß konnte jenes überwuchernde System indirecter Steuern und Schutzzölle für Handel und Ackerbau entstehen zum Nachtheil der schwächeren Classen; ebenso ein Zustand der Civiljustiz, welche den unteren Ständen unzugänglich blieb, und ein verwildertes, durch Gelegenheitsgesetze verurtheiltes Strafrecht. Dazu der Mangel einer wirksamen Gesundheitspflege und eine Armengesetzgebung, die sich in ein engherziges System der Niederlassung im Interesse des Großgrundbesitzes verzettelte und trotz hoher Armensteuern den arbeitenden Classen ihre Lebensstellung erschwerte und verbitterte. Die corporative Selbständigkeit der Staatskirche bestand mit fühlbaren Nachtheilen für die unteren Classen, welche die zu vornehm gewordene Kirche der Verwahrlosung überließ. In der völligen Vernachlässigung des Volksunterrichts wetteiferte die reiche anglikanische Kirche mit der römischen. Armuth und Entsittlichung fallen in der Pyramide des gesellschaftlichen Baues in die breitesten Schichten nach unten. In dem schwerfälligen Bau der Parlamentsverfassung häuften sich die Schwierigkeiten jeder socialen Reform dermaßen, daß die hervorragendsten Staatsmänner des 18. Jahrhunderts in England fast ebenso aufrichtige Bewunderer des aufgeklärten Absolutismus gewesen sind, wie die hochgebildeten Classen des Continents Bewunderer der englischen Freiheit. Trotz solcher Gebrechen lag die „Cohäsion" in dieser Verfassung noch so fest, daß im Beginn des Jahrhunderts gleich wenig Aussicht für Revolutionen wie für Reformen vorhanden war. Von unten herauf war die Masse der arbeitenden Bevölkerung noch thatsächlich an den Wohnort geheftet und revolutionären Ideen nur an wenigen Orten zugänglich. Vereinzelte Aufläufe wurden mit den gewöhnlichen Mitteln der Polizei, in ein paar Fällen durch Militärgewalt, beseitigt und hatten zur Folge nur einige Parlamentsacten zur Repression revolutionärer Schriften und Vereine. Der Beendigung des großen Kampfes (1815) folgten allerdings schwere Jahre von Mißernten, Gewerbs- und Handelskrisen, die einen fruchtbaren Boden für eine socialpolitische Agitation darboten. Es war dies eine Zeit extravaganter Forderungen und gewaltthätiger Volksversammlungen, die eine Reihe temporärer Parlamentsacten (die Lord Sidmouth's six Acts) hervorriefen. Die Haltung der besitzenden Classen läßt indessen keinen Zweifel über den Entschluß, ihren Besitzstand mit allen Mitteln der Staatsgewalt aufrecht zu erhalten. Wie einst im zwölften Jahrhundert, so ist der erste Bruch in diese Fundamente von den kirchlichen Verhältnissen ausgegangen, aus der Stellung der Dissidenten und Katholiken. Die Revolution von 1688 hatte aus Furcht vor dem Papismus die Test- und Corporationsacten bestehen lassen, welche alle Dissidenten von Aemtern und politischen Rechten ausschlossen. Ein fühlbarer Widerspruch war nun aber bereits durch die Union mit Schottland entstanden, wo die alleinige Geltung der presbyterianischen Kirche wiederum die englische Staatskirche ausschloß. Seit dem Regierungsantritt Georgs II. half man sich über diesen Widerspruch dadurch hinweg, daß man bei den Amtsanstellungen die protestantische Dissidenz ignorirte und durch wiederholte „Indemnitätsbills" die stattgefundene Gesetzübertretung für straflos erklärte. Mit starrer Consequenz dagegen wurde die Ausschließung der römisch-katholischen Bekenner festgehalten. Der Durchbruch nach dieser Seite war erst Folge der eigenthümlichen Lage Irlands. Die Antipathie der Rassen war dort seit der Reformation noch gesteigert durch den Antagonismus der römisch-katholischen Kirche, der die große Mehrheit der Bevölkerung treu blieb, während die angesiedelte protestantische Bevölkerung in Grundbesitz, Handel und Gewerbe überwiegend als „besitzende" Classe dastand. Ein Zustand völliger Vernachlässigung und rücksichtsloser Ausbeutung der grünen Insel ließ sich nicht mehr unverändert fortsetzen, seitdem der Krieg gegen die amerikanischen Colonien die militärische Occupation Irlands schwer ausführbar, ja sogar die Verwendung der Eingebornen in der stehenden Armee und als Voluntärcorps unvermeidlich machte, und bald nachher auch die Wellenschläge der französischen Revolution in Irland fühlbar wurden. Die englische Ministerverwaltung entschloß sich nun zu versöhnlichen Concessionen, zunächst zu dem Versuch, dem Lande ein selbständiges Parlament zu gewähren (1782). Es zeigte sich aber alsbald, daß der Mangel der Cohärenz in den Wahlkörpern, vor allem der Zwiespalt der Kirchen und der Nationalitäten, ein lebensfähiges Parlament unmöglich machte. Noch bedenklicher aber erschien der Umstand, daß die irische Nationalpartei das eigene Parlament nur als Handhabe zur Losreißung von dem kirchlich und national verhaßten „Sachsenland" ansah. Diese stetig wachsende Richtung zur Secession brach in den Jahren 1794—98 in offene Rebellionen und französische Invasionen aus, in welchen die einheimische Bevölkerung mit einer an die Indianerkriege erinnernden Leidenschaft und Wildheit verfuhr. Pitt sah hier keinen anderen Ausweg als die Vereinigung des Landes zu einer wirthschaftlichen und staatlichen Gleichberechtigung mit England. Die besonnene Durchführung der Union erscheint als eines der Meisterwerke des großen Staatsmannes. Mit dieser Union war nun aber die kirchliche Grundlage der Parlamentsverfassung in eine völlig neue Lage gekommen. In England selbst gehörte jetzt ein sehr großer Theil der Bevölkerung nicht mehr der anglikanischen Kirche an. In Schottland gehörten mehr als Dreiviertel der Bevölkerung zur presbyterianischen Kirche, in Irland mehr als Dreiviertel der jetzt politisch gleichberechtigten Bevölkerung zur römisch-katholischen. Die „einheitliche Kirche im einheitlichen Staat" als Grundlage der Parlamentsverfassung war damit zur Unmöglichkeit geworden. Es folgt nun endlich (1828) die formelle Aufhebung der Test Act und Corporation Act, und damit die grundsätzliche Lösung des alten Verbandes zwischen Kirche und Staat, der für die protestantischen Dissenters thatsächlich bereits gelöst war. Und nun erst, nach einem länger als 50 Jahre hingezogenen Streit, folgt die sogenannte Emancipationsacte für die Bekenner der römisch-katholischen Kirche (1829). Es war damit die Bresche in die geschlossene Stellung der regierenden Classe gelegt, innerhalb welcher nun auch weitere Reformen ihren Anfang nehmen konnten. Weitergehende politische Reformen indessen hatten keine Aussicht, so lange die Verfassung des Unterhauses in ihrer wunderbaren Verflechtung mit den Schichten der regierenden Classe in Land und Stadt fortbestand. Man erkannte wohl die schwere Anomalie einer Häufung der Wahlflecken, die noch immer beinahe zehnfach stärker vertreten waren, als ihnen nach der Bevölkerungszahl eigentlich zukam. Aber die sehr gemäßigten Vorschläge Pitt's (1782, 1783, 1785), der nur 36 verrottete Flecken beseitigen und die vacant werdenden Stimmen an die Grafschaften und an die Hauptstadt vertheilen wollte, fielen schon im Unterhaus. Das Unterhaus lehnte begreiflicher Weise jede Untersuchung und Feststellung der Zahlen der Wahlberechtigten ab, und die sich nun entwickelnden Greuelscenen der französischen Revolution sowie Burkes feurige Reflections on the French Revolution, erfüllten die öffentliche Meinung mit einem solchen Abscheu vor einem Stimmrecht der Volksmassen, daß die zunächst folgenden Anträge Grey's (1763, 1797) mit überwältigenden Mehrheiten schon im Unterhause fielen. Der nationale und internationale Kampf gegen Napoleon erfüllte den Sinn der Bevölkerung in dem Maße, daß auch Brand's motions von 1810 und 1812 wenig Anklang fanden. Erst 1821 und 1822 wagte Lord John Russell die Wiedereinbringung von Vorschlägen, die zwar noch abgelehnt wurden, jedoch bereits erkennen ließen, daß es sich um eine inzwischen veränderte Lage handelte, in Folge deren jetzt gewaltige Besitzmassen hinter der Reformforderung standen. Im Verlauf der Kämpfe gegen Frankreich waren im Innern des Landes Anfangs sehr unscheinbare Veränderungen vor sich gegangen. Die Erfindung der Maschine begann einzelne Zweige der ländlichen Arbeit in die Städte zu ziehen und seit dem Friedensschluß von 1814 auch auf den Betrieb des Ackerbaues zurückzuwirken. Die Physiognomie einer neuen Gesellschaftsordnung tritt bereits in erkennbaren Zügen hervor, als Folge einer Massenproduction wirthschaftlicher Güter. Grundbesitz und beweglicher Besitz, erwerbende und geistige Arbeit treten in neue vervielfältigte Combinationen, welche den Schwerpunkt der Besitzmacht langsam fortschreitend aus dem Grundbesitz in den Capitalbesitz

Digitized by Google

rücken, am sichtbarsten gerade in England in Folge seines Welthandels und Colonialbesitzes. Mit dieser Neubildung der Besitz- und Erwerbsverhältnisse verändert sich auch das Verhältniß der Gesellschaft zum Staat. Durch die Häufung der Geld- und Industriecapitalien bildet sich eine ansehnliche Zahl neuer Hausstände mit einem selbständigen beweglichen Besitz, welcher dem Durchschnittseinkommen der bisher regierenden Classe gleichsteht, jedoch ohne eine gleichmäßige Betheiligung an der gewohnheitsmäßigen Arbeit des öffentlichen Lebens und eben deshalb auch ohne den befestigten politischen Einfluß der älteren Gentry. Die neue Combination von Besitz und Arbeit, die stärkere Verwendung intellectueller und technischer Kenntnisse, die neue Betriebsweise des Großhandels und der Großindustrie ergeben auch eine entsprechende Vermehrung der Mittelstände, die nach der bestehenden Verfassung aber vom Wahlrecht größtentheils ausgeschlossen bleiben. — Die Einreihung dieser neuen Elemente in das parlamentarische Wahlrecht fand nun denselben Widerstand wie in den landständischen Verfassungen des Continents. Die Wahlrechte hatten sich im Mittelalter an den Lehns- und „Freibesitz“ angeheftet, als dem damaligen Träger der unmittelbaren Staatslasten. Diese Grundlegung war auch in England längst vergessen. Von Generation zu Generation waren diese politischen Rechte mit dem Besitz veräußert und erworben worden und wurden als solche auf ihrer breiteren englischen Grundlage mit gleicher Eifersucht behauptet, wie die politischen Vorrechte des adligen Grundbesitzers auf dem Continent. Das Freehold entschloß sich daher auch in England nicht leicht, dem alten Hofbauernbesitz (copyhold), der Erbpacht (leasehold auf 60 Jahre) oder gar dem bloßen Zeitpächter ein gleiches Stimmenrecht zuzugestehen. Leichter verstand sich der städtische Eigenthümer zur Gleichstellung der Miether, da das System der geschlossenen Ausschüsse (select burgesses) überhaupt nicht mehr haltbar und der Miether längst der Hauptträger der Communalsteuern geworden war. Die Städte wandten sich daher überwiegend der Reformidee zu. Der Streit über die Reformen des Wahlrechts erschien so auch in England als ein Streit über Gleichberechtigung gewisser Besitzweisen (tenures) und hat diese Richtung bis heute behalten. — Inzwischen war nun aber das erste Menschenalter der industriellen Gesellschaft abgelaufen, und hinter der Reformbewegung stand nicht mehr eine Agitation radicaler Reformfreunde, sondern ein wohlbegründetes Gefühl der Zurücksetzung in den neuen Elementen der besitzenden Classen und der Mittelstände. Ihr Schwerpunkt lag in den größeren Städten, die in dem Wahltableau des Parlaments zum Theil gar nicht, oder doch völlig ungenügend vertreten waren. Aber auch in den parliamentary boroughs schloß die verzopfte Stadtverfassung die Masse der Steuerzahler von der politischen Berechtigung aus. Die ungleiche Vertretung der nördlichen und der südlichen Grafschaften Englands, welche aus den älteren Verhältnissen der Ansiedelung hervorgegangen war, stand im grellsten Mißverhältniß zur jetzigen Bevölkerung. In Schottland beschränkte sich die gesammte Wählerschaft der Grafschaften auf 2500, die der Städte auf 1440, die der Hauptstadt Edinburg auf 33 Köpfe! Der mächtige Einfluß der Presse und das Vereinsrecht gab den Reformbestrebungen einen Nachdruck, welchen die regierende Classe jetzt zum erstenmal fühlen lernte. Zum Durchbruch kam das Bewußtsein der neuen Lage durch die Julirevolution in Frankreich, welche vermöge einer in der mitteleuropäischen Welt stets wiederkehrenden Contagion die Reform jetzt unabweisbar machte. Während noch im September 1830 Wellington feierlich erklärt hatte, daß die Parlamentsverfassung keiner Reform bedürfe, trat schon im November 1830 Lord Grey mit der Parlamentsreform als Ministerprogramm auf. Am 1. März 1831 brachte Lord Russell den ersten Entwurf einer Reformbill ein, der bei der zweiten Lesung aber nur mit 302 gegen 301 Stimmen passirte. Mit Rücksicht auf die herrschende Stimmung ließ sich Wilhelm IV. zu einer Auflösung des Parlaments bewegen, dessen Neuwahl eine sehr bedeutende Majorität für die Reform ergab. Am 8. October 1831 folgte nun aber im Oberhaus eine Verwerfung des Gesetzes, in Folge deren eine tiefgehende, bisher nicht erhörte Aufregung im Lande mit zahlreichen gewaltsamen Ausbrüchen eintrat. Gegen die leidenschaftlichen Flugschriften der Zeit waren von den Geschworenen keine Schuldsprüche mehr zu erlangen. Lord Grey berechnete die Zahl der auf Veranlassung der Reformbill begangenen Verbrechen auf 9000! Die Minister beantragen in dieser Lage einen „Pairsschub“, welchen der König verweigert. Nachdem jedoch der Herzog von Wellington vergeblich die Neubildung eines Ministerums versucht hat, intervenirt der König persönlich, indem er durch Privatschreiben die dissentirenden Lords um Stimmenthaltung ersucht; worauf dann das Gesetz auch im Oberhause mit 106 gegen 22 Stimmen durchgeht; ingleichen die analogen Reformgesetze für Schottland und Irland. Die neuen Grundlagen des Unterhauses gestalten sich nun, wie folgt.

I. Bezüglich der Wahlbezirke bleibt die Reformbill dem Gedanken treu, nur wirkliche communitatis, also Grafschaftsverbände und Stadtverbände in ihrer alten Zusammengehörigkeit, als Wahlbezirke beizubehalten; jedoch verlieren 56 kleine boroughs (unter 2000 Einwohner) ihr Wahlrecht ganz; 30 kleinere boroughs (von 2000 bis 4000 Einw.) werden auf einen Abgeordneten beschränkt; dagegen erhalten 22 bedeutende, bisher unvertretene Städte (Manchester, Birmingham, Leeds ꝛc.) je zwei Vertreter, 20 andere Städte (von 18,000 — 25,000 Einw.) je einen. — 25 große Grafschaften werden in je zwei divisions getheilt, von welchen nunmehr jede zwei Abgeordnete wählt; 7 Grafschaften erhalten drei statt zweier Vertreter.

II. Rücksichtlich der Wahlberechtigungen ist in den Grafschaften das alte Stimmrecht der 40 sh.-freeholders beibehalten, jedoch bei einem freehold auf Lebenszeit an die Bedingung des actuellen Besitzes gebunden. Ohne diese Voraussetzung gibt das freehold ein Stimmrecht nur bei einem Jahresertrag von 10 Pfd. Sterl.; ebenso nun auch das copyhold von 10 Pfd. Sterl. Ertrag und die Erbpacht (leasehold auf 60 Jahre und mehr). Die Dauerpacht (leasehold von 20 Jahren und mehr) dagegen ist berechtigt nur bei 50 Pfd. Sterl. Ertrag. Durch eine incongruente, im Oberhaus eingeschobene Chandos-Clausel wird darüber hinaus jedem Zeitpächter und anderen Pächter das Stimmrecht verliehen, wenn die Pachtsumme 50 Pfd. Sterl. und mehr beträgt. In den Städten stellt die Reformbill das Wahlrecht durchgreifend auf die städtischen Mittelstände, d. h. jeden occupier (Eigenthümer oder Miether) einer Wohnung, eines Waarenlagers, Comptoirs, Gebäudes von 10 Pfd. Sterl. Miethswerth. Alle Wahlrechte sind übrigens nicht nach der Steuerleistung und den persönlichen Staatspflichten bemessen, sondern nach der Besitzweise (tenure). Zur Wahrung der Cohärenz der Wahlkörper ist aber beibehalten das Erforderniß einer wirklichen Steuerzahlung und eines längeren Wohnsitzes in dem Wahlverbande oder eines Erwerbs der Grundstücke durch Erbschaft oder Ehevertrag.

III. Rücksichtlich des Wahlverfahrens tritt die wichtige Neuerung ein, daß vollständige Wählerlisten durch die Gemeindebehörden aufgenommen werden, mit einem geordneten Revisionsverfahren durch Gerichtscommissarien und mit Recurs an das Reichsgericht. Die Eintragung in die Wählerliste ist Vorbedingung der Ausübung des Wahlrechts. Während früher die weitläufige Prüfung der Legitimation der Wähler den Wahlact wochenlang hinzog, wurde jetzt der poll auf zwei Tage bezw. einen Tag beschränkt und schon dadurch die frühere Weise des Wahlunfugs zum erheblichen Theil beseitigt. Eine scharfe Corrupt Practices Prevention Act 1854 suchte dann der Wahlbestechung noch gründlicher abzuhelfen. Die Zahl der Wahlberechtigten, welche bis dahin auf 400,000 veranschlagt wurde, ist durch das Reformgesetz ungefähr verdoppelt. So mäßig diese Erweiterung sonach erscheint, so genügte sie doch nach Lage der englischen Verfassung, um die middle classes nicht mehr zum ermäßigenden, sondern zum bestimmenden Factor der Parlamentsverfassung zu machen.

II. Ein zweites Menschenalter umfassender Reformen im Sinne der neugestalteten Gesellschaft (1833—1867).

Im Januar 1833 trat das erste reformirte Parlament zusammen, in welchem nur noch 172 conservative, 486 „libe-

Digitized by Google

ralen" Mitgliedern und ihren Associirten gegenüberstanden. Schon in der ersten Session häufte sich aber eine lange Reihe von Reformaufgaben, welche, aus einer langen gehemmten Strömung hervorgegangen, der jetzigen Majorität und ihrem Ministerium bald große Schwierigkeiten bereiten sollten. Die zum Durchbruch kommende Reformbewegung scheidet sich von nun an in der dreifachen Richtung.

I. Das Gebiet der socialen Reformen richtet sich zunächst gegen einzelne Vorrechte der regierenden Classe durch Aufhebung des Wählbarkeits-Census von 600 Pfd. Sterl. und 300 Pfd. Sterl. Grundrente für die Abgeordneten der Grafschaften und der Städte. Einschneidender sind die Angriffe gegen die wirthschaftlichen Vorrechte: zunächst gegen die großen Handelsmonopole, sodann gegen das überwuchernde System der Schutzzölle, die als gemeinschädlich für ein auf Großhandel und Großindustrie angewiesenes Land massenhaft beseitigt und auf wenige ertragreiche Finanzzölle zurückgeführt werden. Nach einem heftigen Widerstand folgen auch die Kornzölle. Die Anti-Cornlaw-League und die gewaltige Macht der Presse hat in den Jahren 1838—1846 diese Consequenz unter Sir Robert Peel durchzusetzen gewußt. Der Großgrundbesitz hat sich auch der Zehntablösung, der Regulirung der bäuerlichen Lasten, des copyhold und einem System von Gemeinheitstheilungen (allerdings unter sehr schonenden Modalitäten) bequemen müssen. — Die Forderung der kirchlichen Gleichberechtigung hatte noch die Aufhebung einiger veralteter Strafgesetze nachzuholen. Die Zulassung jüdischer Mitglieder zum Unterhaus wurde schließlich (1858) durch ein Compromiß ermöglicht, welches jedem Hause überläßt, die Eidesformel seiner Mitglieder selbst zu bestimmen. — Wie einst in dem Wendepunkt der Magna Charta, so haben nun auch im 19. Jahrhundert die besitzenden Classen nicht gegen die Schwächeren ihre Schutzpflicht vergessen. Die schon früher durchgesetzte Beseitigung des Sclavenhandels erweiterte sich jetzt zur Aufhebung der Sclaverei selbst, die mit einem Opfer von zwanzig Millionen Pfd. Sterl. durchgeführt wurde. Bei weitem mannigfaltiger gestalteten sich die Socialreformen zu Gunsten der handarbeitenden Classen. Innerhalb eines Menschenalters hat sich aus dem Lohnsystem der Industrie in dem neueren „Proletariat" das Bild eines entarteten Familienlebens entfaltet in Wohnung, Nahrung, Kleidung, Gesundheitspflege, Verwilderung und Verkümmerung der Frauen und Kinder, wie es mehrere Jahrzehnte hindurch die dunkelsten Seiten der neuen Gesellschaft hervorkehrt. Ohne sich durch die drohende Haltung der Arbeiter irre machen zu lassen, ist die Gesetzgebung in unermüdlicher Ausdauer an die praktische Lösung gegangen durch Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, Abkürzung der Arbeitsstunden, Beseitigung unmittelbarer Gefahren der Fabrikarbeit für Leben und Gesundheit, Einführung von Fabrikinspectoren, Verbot des Truck- und Cottagesystems, sowie durch die Garantie der Vereinsfreiheit auch zur Erzwingung höherer Löhne. Unmittelbar und nachhaltig wirksam erwies sich die Herabsetzung der Preise aller Lebensbedürfnisse in Folge Aufhebung der Schutzzölle. Die weittragenden und sehr kostbaren Reformen der Gesundheits- und Bauverhältnisse durch die Public Health Acts, kam in erster Stelle den arbeitenden Classen zu gute. Für den schwer vernachlässigten Elementarunterricht wurde zuerst im Jahre 1833 eine Parlamentshülfe von 20,000 Pfd. Sterl. gewährt, welche sich im Verlauf der Jahre auf mehr als das Hunderlfache erhöht hat. Alle Seiten des wirthschaftlichen und Familienlebens umfassend, hat diese Socialgesetzgebung gleichzeitig die freie Selbsthülfe durch eine angemessene Regelung des Vereinswesens in Sparkassen, Sterbekassen, Krankenkassen, Unterstützungsvereinen, Productiv- und Consumgenossenschaften (unter Umständen auch unter Gewährung von Staatsgarantien und Staatszuschüssen) zu fördern verstanden. Ergänzend für den erwerblosen Theil reiht sich daran eine fortschreitend mildere Armenpflege.

II. Das Gebiet der Verwaltungsreformen richtet sich zunächst gegen die Mißbräuche, welche unter der gesicherten Herrschaft einer regierenden Classe in der Besetzung und Verwaltung der Aemter zu entstehen pflegen. — Im Gebiet der Kriegsverwaltung haben die Erfahrungen des Krimkrieges zur Zusammenfassung in ein „Kriegsministerium" geführt. An Stelle der für England nicht ausführbaren allgemeinen Wehrpflicht tritt ein umfassendes System von Voluntärcorps, welches Keime weiterer Entwickelung enthält. — Sehr energische Reformen hat die Justiz erfahren durch die neuen Kreisgerichte, welche zum erstenmal eine dem Publikum zugängliche Civiljustiz gewähren. Weiter durch einschneidende Reformen des Civilprocesses. Ebenso durchgreifend sind die Reformen des Strafrechts, welche die Todesstrafe wesentlich auf Hochverrath und Mord beschränken, die Transportation durch ein rationelles Gefängnißsystem ersetzen. — Im Gebiet der Finanzverwaltung hat namentlich das Einkommensteuergesetz Robert Peels sich mit einigen Amendements als lebensfähig bewährt. Das sehr verkommene Postregal ist in das Pennyporto-System übergegangen. Für die von den Parteiregierungen schwer vernachlässigten Finanzcontrollen hat die Oberrechnungskammer in Verbindung mit der Bank von England wirksame Organe geschaffen. — In der Verwaltung des Innern und der Polizei sind die unzureichend gewordenen Gemeindeconstabler ergänzt durch besoldete Polizeimannschaften in militärischer Formation, in zweckmäßiger Verbindung mit dem Polizeidecernat und der Polizeigerichtsbarkeit der Friedensrichter. Neu consolidirt sind die wichtigsten Zweige der Gewerbeordnung, insbesondere auch die Schankwirthschaften. Unter verständiger Abwägung der Agricultur- und der Jagdinteressen ist eine Jagdordnung (1834) zu Stande gekommen, welche zahlreichen socialen Mißhelligkeiten ein Ende gemacht hat. Ein stark modernisirtes Gebiet der Verwaltung des Innern hat sich weiter aus der wirthschaftlichen Selbstverwaltung der Communen entwickelt. Es wird eröffnet mit dem großen Armenverwaltungsgesetz (1834) und seinen zahllosen Amendements, in deren Ausführung ein Centralarmenamt mit seinen Inspectoren und Rechnungsrevisoren ein bis dahin unbekanntes Bild der Centralisation darbietet. Mit der Formation größerer Armenverbände und Anlegung von Armenhäusern sind die schwersten Mißbräuche der älteren Verwaltung überwunden worden. Zunächst daran schließt sich die Wegeordnung von 1835. Nach zahllosen unsicheren Experimenten bringt die Public Health Act 1848 und ff. einige Ordnung in die Gesundheits- und Baupolizei der dicht bewohnten Ortschaften. Für die mit einer Corporationsverfassung versehenen Städte ist 1835 eine neue Städteordnung ergangen, welche unter Beseitigung der verrotteten älteren Corporation eine gleichmäßige Verwaltung durch Bürgermeister und Gemeinderath durchführt. — In dem Gebiete der Kirchenverwaltung sind durch gemischte Behörden die Vermögensverwaltungen der Staatskirche neu geordnet, ihre Amtsbezirke und Aemter nach Bedürfniß vermehrt, mit Staats- und Privatmitteln Tausende von neuen und Kirchspielen begründet, für die Bedürfnisse der Lehre und Seelsorge ausgestattet und damit der Kirche eine verjüngte segensreiche Thätigkeit wiedergegeben. — Im Gebiet der Unterrichtspflege begnügt sich die Reform noch mit einer schonenden Nöthigung der Universitäten und Stiftungsschulen zur Errichtung neuer Statuten. Kräftiger ist der Fortschritt im Elementarschulwesen zu umfassenden Regulativen unter Leitung eines gebildeten Ministeriums (1856) und mit einer eigenen Abtheilung zur Förderung der Kunst- und Gewerbeschulen. — Im Gebiet der Colonien endlich hat sich das Mutterland entschlossen, den durch ihre Lage, Bevölkerung und Culturzustand geeigneten Ländern selbständige Verfassungen zu gewähren, mit Vorbehalt einer Obergesetzgebung durch das englische Parlament. Die Verwaltung des ostindischen Reichs ist durch ein neues Organisationsgesetz (1885) in die unmittelbare Staatsverwaltung übergegangen. — Mehr als hundert umfassende Verwaltungsgesetze und eine durchgreifende Regelung des Civildienstes bekunden auch von dieser Seite die Leistungsfähigkeit der Parlamentsregierung.

III. Erst im Gebiet der politischen Reformen, d. h. der Organisationsgesetze für Communalwesen und Parlamentsverfassung treten die verfehlten Versuche der neuen Gesetzgebung hervor. Die organischen Gesetze, aus welchen

Digitized by Google

die Parlamentsverfassung erwachsen ist, waren einst aus der Initiative der Monarchie in ihrer Machtfülle (Heinrich II., Eduard I., Eduard III., Heinrich VIII. und Elisabeth), hervorgegangen. Die Parlamente des 18. Jahrhunderts hatten nur die Consequenzen aus den vorhandenen Institutionen gezogen. Neue Schöpfungen dieser Art waren so wenig aus den Parteikämpfen des 18. Jahrhunderts wie aus den Bürgerkriegen des 17. Jahrhunderts hervorgegangen (wie denn namentlich die Republik nicht ein einziges organisches Gesetz hinterlassen hat). Solche neuen Gesetze wurden jetzt nothwendig, da bei dem Uebergang in eine neue Ordnung der Gesellschaft sich die alten Cohärenzen lösen und durch neue ersetzt werden müssen. Diese Aufgabe hat das englische Parlament aber ebensowenig zu lösen vermocht, wie die constituirenden Versammlungen des Continents, weil aus dem Streit der gesellschaftlichen Classen über ihren Anteil an Gemeinde und Staat solche Gesetze überhaupt nicht hervorgehen. Erinnern wir uns, daß auch in den älteren Staatsbildungen jene organischen Gesetze, welche die persönlichen und Vermögenslasten des Staats unter die gesellschaftlichen Classen vertheilen und danach die politischen Rechte, als ihren Antheil am Staat abstufen, niemals aus den Parteikämpfen unmittelbar hervorgegangen sind! Im Alterthum schuf man für diese Aufgabe eine zeitweise Diktatur. Das Mittelalter verdankte diese Grundlegung den Capitularien der Karolinger. England hat sie unter dem Druck der normannischen Zeit und durch Machtgebote der Tudors erhalten. So wird man allmählich anerkennen müssen, daß die Fehler dieser neuen organischen Gesetzgebung von der Natur einer parlamentarischen Parteiregierung unzertrennlich waren. Die entscheidende Grundlage der Parlamentsverfassung, die „innere Cohärenz der Communitates" war zwar durch die Reformbill von 1832 nach Möglichkeit gewahrt, wie der Zwiespalt der Kirchensysteme, so führte aber der Fortschritt der socialen und Verwaltungsreformen nur zu bald zu einer nicht beabsichtigten Umwandlung der Grundlagen. Die neue Städteordnung von 1835 betheiligte zwar wieder die Bürgschaft an der wirthschaftlichen Verwaltung. Allein diese städtische Verwaltung in ihrer fortdauernden Absonderung von der Polizeiverwaltung der Friedensrichter, von der Kirchspielsarmenpflege und von anderen wichtigen Zweigen, hatte einen so dürftigen Inhalt, daß sie zur Erweckung des communalen Sinnes sehr wenig leisten konnte. Um so mehr hing die weitere Entwickelung nun von der Fortbildung der Ortsverfassung des Kirchspiels ab. Nicht ohne Schuld der regierenden Classe waren aber schon im Laufe des 18. Jahrhunderts die Gemeindeämter unter ihre ursprüngliche Bedeutung herabgedrückt. Das alte Schulzenamt des constable war zu einem mißachteten Polizeidienerthum herabgesunken. Das Kirchenvorsteheramt litt unter der Spaltung der Kirchensysteme. Die Kleinheit der Armenniederlassungs- und Wegebezirke, die im Interesse des Großgrundbesitzes immer weiter getrieben war, drückte auch diese Verwaltungen zu einem mechanischen Dienst herab. Während so die Aemter immer tiefer sanken, wuchs von Jahr zu Jahr die Masse der Communalsteuern weit hinaus über die directe Staatssteuer. Die Reform nimmt daher von Hause aus die Richtung auf eine angemessene Controle dieser oft schon unerschwinglichen Ausgaben durch Vertrauensmänner in Form einer Gemeindevertretung (board). Was die Steuerzahler beanspruchen ist ein Anteil an der Beschließung über die Verwendung und an der Anstellung der Beamten (patronage). Die intensive Verbesserung der Armenpflege, der Wegeverwaltung, der Gesundheitspflege, sowie das ganze Gebiet der Socialreformen, bedingte freilich nicht bloß Steuern, sondern eine sehr erweiterte persönliche Thätigkeit für die jetzigen Wohlfahrtsaufgaben des Nachbarverbandes. An diese erhöhten persönlichen Pflichten ist in dem englischen Parteistreit aber fortan nie mehr gedacht worden. Es lag in dem Wesen der aus einem Parteistreit hervorgehenden Gesetzgebung, daß immer nur um neue Rechte, niemals um neue Pflichten gestritten wurde. In steter Nachgiebigkeit gegen die „öffentliche Meinung" ließ die Gesetzgebung vielmehr jede persönliche Verpflichtung zu den neuen boards und Gemeindeämtern fallen, und entband die Gemeindevertretungen sogar ausdrücklich von jeder persönlichen „Verantwortlichkeit." Mit diesem verhängnißvollen Schritt sind nun aber die Wurzeln des ganzen Baues abgegraben. An dieser Stelle wird nunmehr der „organische Fehler" des heutigen Staatskörpers sichtbar, welcher die immer acuter auftretenden Krankheitserscheinungen hervorruft. Mit der Aufhebung der persönlichen Bürgerpflichten geht in der That das Communalwesen in das System der Actiengesellschaften über, dem man sehr mit Unrecht noch immer den Namen Selbstverwaltung beilegt. Es besteht hier eine Schranke, vor welcher die demokratische Doctrin standhaft die Augen verschließt. Die Verwaltung dieser integrirenden Glieder des Staatsganzen darf doch nur nach den Gesetzen des Landes geführt, die durch Zwangssteuern erhobenen Communalmittel dürfen nur zu gesetzmäßigen Zwecken verwendet werden. Da die neuen Gemeindevertretungen nun aber jede eigene Verantwortlichkeit ablehnten, so mußte das Gesetz die kleinen besoldeten Beamten (als mittelbare Staatsbeamte) verantwortlich machen, und solche folgeweise unter das Entlassungsrecht, die Amtsdisciplin und die Direction einer Centralbehörde stellen. So entsteht das heutige System der innern Verwaltung durch boards, welches in seiner Centralisation und tutelle administrative dem französischen wesentlich gleich kommt. Mit der Verantwortlichkeit ging aber auch das Wesentliche des amtlichen Einflusses auf die besoldeten Beamten über. Die unvermeidliche Folge war, daß das herunter gekommene Amt der constables seine sämmtlichen Polizeifunctionen an die besoldeten policemen abgab, und schließlich von der Gesetzgebung ganz aufgegeben wurde, daß die Armen- und Wegeaufseher massenhaft durch besoldete kleine Beamte ersetzt wurden. Aeußerlich erkennbar faßt sich das Resultat der Reformen heute zusammen in einem uniformirten Gendarmeriecorps von nahezu 35,000 Mann und einem beinahe ebenso starken Personal von Bureau- und dienenden Beamten der sogenannten Selbstverwaltung, im Zurücktreten der wohlhabenden und gebildeten Klassen aus dem Ortsgemeindeleben überhaupt. Das Erlöschen alles Sinnes für das Gemeindeleben (parochial mind) ist die immer lauter erhobene Klage, ohne daß man sich eine Rechenschaft darüber gibt, wie eben die Parteigesetzgebung diese Auflösung des sittlichen und rechtlichen Bandes der Communen durchgeführt hat. Eben damit verschwindet auch das Gefühl der persönlichen Gemeinschaft im Nachbarverband, aus welchem die weitere Forderung einer geheimen Stimmabgabe (ballot) hervorgeht, durch die der Wahlberechtigte sich völlig isolirt und jede moralische Verantwortlichkeit ablehnt, ebenso wie der Gemeindevertreter sich jeder rechtlichen Verantwortlichkeit entzieht. So zersetzen sich von Jahr zu Jahr weiter die „communitates", auf deren persönlicher Cohärenz das Leben des Parlamentskörpers beruht. In dem Maße, in welchem der Auflösungsprozeß vorschreitet, kommen die rein gesellschaftlichen Lebensanschauungen zur Geltung, deren Stimmungen von dem letzten Eindruck abhängen, deren Bestrebungen auf die nächsten Interessen gerichtet sind. Diesen fortgeschrittenen Ideen erscheint das Unterhaus längst nicht mehr als eine Vertretung der Communalverbände, — als Verbindungen von Staat, Kirche und Gesellschaft — in organisirten Pflichtgenossenschaften, sondern als eine Vertretung der zeitigen Interessen der Bewohner gewisser Bezirke oder gewisser Besitzgruppen. In unabsehbarer Mannigfaltigkeit wachsen nun die gesellschaftlichen Ideen über die „Verbesserung einer Volksvertretung" durch neue Gruppen und Schichtungen. Das Frauenstimmrecht hat es schon zu einer ansehnlichen Minderheit im Unterhause gebracht, das System der Minoritätswahlen zu einer erfolgreichen Befürwortung im Oberhaus. Jede scheinbare Idee einer neuen Gruppirung der Interessen wird als eine wichtige Entdeckung angesehen, bis sie über dem nächsten Einfall vergessen wird. Sobald die Communalverbände aufgehört haben das dauernde Verbindungsorgan der Interessen zu bilden, bleibt nur die Presse und das Vereinsrecht als gemeinsames Band übrig. Da das letztere nur ortsweise und vorübergehend wirken kann, so bleibt das Maßgebende die Presse, welche jetzt volle Freiheit errungen hat. Nach Aufhebung der Censur (a 1695) war lange Zeit noch eine fühl-

Digitized by Google

bare Schranke übrig geblieben in der drakonischen Rechtsprechung der Reichsgerichte aus dem alten Strafrecht gegen sedition, conspiracy, libel. Durch die Fox Act (1792) war diese Schranke wesentlich abgeschwächt indem nun die Jury über die strafbare Intention des Verfassers ihren Spruch abzugeben hatte. Schon zur Zeit der Reformbill von 1832 galt eine Strafverfolgung der Presse durch die Staatsanwaltschaft für unrathsam und unpraktisch. Das Jahr 1853 beseitigte weiter die Inseratensteuer, das Jahr 1855 den letzten Rest einer Stempelpflicht. Die Presse war zuletzt in der That „frei," das unentbehrliche, — allen Richtungen gleich nothwendige Organ der Geltendmachung der Interessen, — in tüchtiger und im ganzen achtbarer Wirksamkeit: aber unverantwortlich und daher unzureichend, den gesellschaftlichen Bestrebungen den sittlichen und rechtlichen Halt zu geben, dessen der Staat in dauernden Institutionen bedarf zur Correctur der gesellschaftlichen Lebensanschauungen. Diese schwankenden Unterlagen der Wahlkörper erklären die veränderten Parteistellungen dieses Menschenalters. Die an der Staatsregierung sich betheiligenden Tories nannten sich jetzt Conservative; für die Whigs wurde allmählich die Bezeichnung Liberale üblich, jedoch mit einem linken Flügel von radicals und manchen anderen meist unbequemen Associirten, die sich aus den unverbundenen Gegensätzen in den communitates bildeten. Es ist wohl einleuchtend, wie sehr unter fortschreitender Abbröckelung kleiner Fractionen die Schwierigkeiten wuchsen, einen in sich einigen, mit der Majorität des Unterhauses in Concordanz zu haltenden Ministerrath zu bilden. Und diese Schwierigkeiten trafen zusammen mit den immermehr verwickelten Aufgaben der Regierung eines solchen Weltreichs. Kaum ein Jahr fällt in diesen 35jährigen Zeitraum, welches frei geblieben wäre von Mißernten und Hungersnoth, von Handels- und Industriekrisen, von Revolten in Irland, Chartisten- und Arbeitertumulten, Aufständen in den Colonien, dem Massenaufstand der großen eingeborenen Armee von Ostindien, großen auswärtigen Kriegen, — alles das durchkreuzt von den Kämpfen über Schutzzoll und Freihandel, über große gesellschaftliche und kirchliche Interessen im Innern. Die Folge war der rasche Wechsel der Ministerien, — ein 13maliger Wechsel im Lauf von 35 Jahren. Der wundeste Punkt war und blieb aber der Drang auf Reform der Parlamentsvertretung in einer so gestalteten Gesellschaft. Ein halbes Menschenalter nach der Reformbill war zwar die öffentliche Meinung noch mit anderen Fragen genügend beschäftigt, um nicht sofort auf Erweiterungen des Stimmrechtes zurückzukommen. Allein das nahezu allgemeine Stimmrecht, welches die Städteordnung von 1835 und die neuen communalen boards gewährt hatten, drängte aus dem Communalverband heraus in die Parlamentsverfassung. Wie einst die gesunden Grundlagen des selfgovernment, so bestimmen jetzt die fehlerhaften Grundlagen der boards den Charakter der daraus erwählten Körperschaft. Wiederum war es die Februarrevolution in Paris (1848), welche ihre Contagion nach England erstreckte, und schon im Jahre 1851 fanden die Anträge von Locke King eine Aufnahme, welche das Ministerium Russell veranlaßte, eine neue Reformbill einzubringen. Allein ein Grundsatz für Wahlreformen war nicht mehr zu finden, nachdem die Verpflichtung zum persönlichen Dienst in der ganzen Kette der communalen Institutionen aufgegeben war. Auch die Pflicht zur Steuerzahlung hatte man inzwischen fallen lassen, indem man zur Bequemlichkeit der Erhebung der kleinen Steuerbeträge gestattete, den Grundeigenthümer statt des occupier zur Steuer heranzuziehen (compounding rates), wovon sehr bald massenhaft Gebrauch gemacht wurde. Durch eine Rechtsfiction sollte dann der occupier ein Stimmrecht ebenso üben, „als wenn er die Steuern bezahlte." Fiel damit auch die Steuerzahlung als Grundlage eines Stimmrechts fort, so blieb eine Abgrenzung nach Steuer oder Besitz eine völlig willkürliche. Eine Gesellschaft, welche die persönlichen Bürgerpflichten im Communalverband fallen läßt, steht jedem demokratischen oder socialdemokratischen Postulat haltlos gegenüber. Es beginnt nun ein halbes Menschenalter hindurch ein Wetteifer der Parteiministerien in Reformgeboten. Bei der letzten Wendung (1866) offerirt Gladstone eine Herabsetzung des Wahlrechts auf die 14 Pfd. Sterl.-occupiers in den Grafschaften, 7 Pfd. Sterl. in den Städten, wird aber von Disraeli übertrumpft, der auf 12 Pfd. Sterl. für die Grafschaften und ein allgemeines gleiches „Haushaltungsstimmrecht" für die Städte herabgeht. In einem durch zielloſe Wahlcontestationen ermüdeten Parlament geht nun die Reformbill von 1867 (im Unterhaus sogar ohne Abstimmung) durch, mit folgendem Endresultat: Bezüglich der Wahlbezirke verfährt auch die zweite Reform noch schonend, da es der herrschenden Strömung zuerst auf Herabsetzung des Census ankam. Sie entzieht keinem Wahlflecken das Wahlrecht ganz; 38 boroughs (unter 10000 Einwohner) werden aber auf ein Mitglied beschränkt. In Wahlbezirken, welche 3 Mitglieder zu wählen haben, sollen nur je 2 Stimmen abgegeben werden, um hier das Experiment der Minoritätswahlen zu verwirklichen. Bezüglich der Wahlberechtigungen behalten das Wahlrecht in den Grafschaften die 40 sh.-freeholders, das freehold auf Lebenszeit aber nur im Fall des actuellen Besitzes; die 5 Pfd. Sterl.-freeholders erhalten es auch ohne diese Voraussetzung. Ebenso die copyholders und Erbpächter zu 5 Pfd. Sterl., alle übrigen als 12 Pfd. Sterl.-occupiers. — In den Städten erhält das Stimmrecht jeder householder (Eigenthümer oder Miether) eines Wohnhauses oder einer selbstständigen Wohnung; auch Untermiether, wenn die Wohnung unmöblirt 10 Pfd. Sterl. repräsentirt. In der städtischen Hälfte der Landesvertretung ist nunmehr ein wesentlich gleiches Wahlrecht durchgeführt. Das Wahlverfahren bleibt vorläufig unverändert; jedoch ist die Einführung der geheimen Abstimmung bereits in Sicht. Gleichzeitig verzichtet das Unterhaus auf seine Entscheidung über bestrittene Wahlen und überläßt dieselbe den Reichsrichtern. Als Resultat wurde schon bei Erlaß des Gesetzes eine Vermehrung der Wähler um beinahe 2,000,000 vorhergesehen. Die Wahlstatistik von 1885 ergab in übersichtlichen Zahlen folgende Wählerschaft: In den Grafschaften: Eigenthümer (freeholders, copyholders ꝛc.) 514,226, Pächter (occupiers and tenants) 252,439. In den Städten: householders und Miether 1,592,225, Untermiether 21,918, Eigenthümer ꝛc. 37,589. Zusammen: Grafschaftswähler: 969,719, städtische Wähler 1,651,732; dazu noch 310,441 Wahlberechtigte für Schottland, 224,018 Wahlberechtigte für Irland und noch 30,642 Wahlberechtigte für die Universitäten. Gesammtsumme 3,183,552. Es eröffnet sich damit:

III. Ein drittes Menschenalter radicaler Umgestaltungen, welches alsbald in eine neue Vervielfältigung der Wahlrechte ausläuft. Die Gruppe der Socialreformen wendet sich jetzt gegen die noch übrigen Befestigungswerke der altregierenden Classe. Bei Gelegenheit der Armeereformen wird der Census für die Offiziere und Commissarien der Miliz, sowie das Ernennungsrecht des Lordlieutenants aufgehoben; in der stehenden Armee das ganze System des Stellenkaufs beseitigt. Im Oberhaus wird ein Anfang gemacht durch Beseitigung der irischen Bischöfe. Ebenso ist ein Anlauf zur Ergänzung des Oberhauses durch Pairs auf Lebenszeit (1869) zwar abgelehnt; aber bei Gelegenheit der Reform der Reichsgerichte sind stillschweigend einige lebenslängliche Pairs dem Hause hinzugefügt, welche zahlreiche Nachfolger finden werden. — Gegen die grundbesitzende Classe richtet sich ein starker Vorstoß in den unseligen irischen Verhältnissen, in welchen ziemlich radicale land bills ein schweres altes Unrecht durch Eingriffe in das Eigenthum der lebenden Generationen gut zu machen versuchen. Die weiteren Angriffe gegen die Familienstiftungen (entails), die Agitation für Verwandlung der Pachtverhältnisse in bäuerliches Eigenthum mit dem Schlagworte freeland erscheinen in stetigem Wachsen. Die Forderung der Gleichberechtigung der Kirchen nimmt ihren Vorstoß wiederum gegen die anglikanische Kirche in Irland. Unter verhältnißmäßig geringem Widerstand erfolgt die „Entstaatlichung" dieser Kirche und die theilweise Entkleidung von ihrem Besitz (1869).

Digitized by Google

Anerkennenswerth jedenfalls ist die stetige Fortführung der Socialreformen zu Gunsten der arbeitenden Classen: die immer umfassendere Ausdehnung der Fabrikgesetze und die energische Durchführung des Schulzwangs. Die Gruppe Verwaltungsreformen nimmt in gleicher Weise einen entschlossenen Charakter an. Die stehende Armee wird zu einer normalen Institution des Landes durch den Erlaß eines Armee-Verwaltungsgesetzes, durch die Beseitigung des Kaufsystems der Offizierspatente, durch die Einreihung der ostindischen Armee in die bewaffnete Macht des Staats, durch die festere Organisation der Glieder der Armee, durch die Formation von Reserven. — Die Justizreform gibt auch den Obergerichten eine völlig modernisirte Gestalt durch die Vereinigung des Lordkanzlers, der Vicekanzler und sämmtlicher Lord-Oberrichter zu einem Reichsgericht, Gerichtscollegium und zu einem möglichst einheitlichen Recht und Proceßverfahren. — Im Gebiet der Finanzverwaltung wichtig ist die Verstaatlichung des Telegraphenwesens, die Erweiterung der Staatsaufsicht über die Privateisenbahnen. Im Gebiet des Innern schreitet das System gewählter Gemeinderäthe (boards) unaufhaltsam weiter. Die Armenlast geht von den Kirchspielen auf die kleinen Kreisarmenverbände (unions) über. Das Wege-, Bau- und Sanitätswesen wird fortschreitend in dasselbe System eingefügt. Das neue Gesammtgebiet der innern Verwaltung wird (1871) zu einem centralen Ministerdepartement (Local Government Board) zusammengefaßt. Freilich erlöschen damit auch die letzten Reste eines Ortsgemeindelebens. Das Kirchspiel sinkt zu einem bloßen Bezirk für die Steuererhebung und zur Wahl von boards herab. — Zur Reform der Universitäten folgen jetzt die tiefer eingreifenden University Reform Acts (1880), für das Volksschulwesen die umfassenden National Education Acts (1870, 1873, 1876), welche das Elementarschulwesen mit ernster Durchführung des Schulzwanges, Gleichberechtigung aller Bekenntnisse, unter Verwendung bedeutender Staatsmittel folgerichtig weiterführen. Die Schattenseite tritt aber wiederum hervor in den Reformen der Communal- und Parlamentsverfassung, in welchen die Auflösung der Cohärenzen in beschleunigtem Tempo weiterschreitet. Mit den Consequenzen im großen Maßstab wird es immer sichtbarer, daß die Gesetzgebung selbst durch die Beseitigung der persönlichen Bürgerpflicht die „allgemeinen Menschenrechte" als alleinige Grundlage des Anspruchs auf Wahlrechte übrig gelassen hat. Es gibt heute in der That keinen Grundsatz mehr, welcher sich dem allgemeinen gleichen Stimmrecht entgegenhalten ließe, auch nicht dem Stimmrecht der Frauen. Das jeder Verpflichtung entkleidete „angeborene" Recht des Staatsbürgers beansprucht nun auch seine Ausübung als individuellen Souveränetätsact, unabhänging von jedem Zusammenhang mit einem Nachbarverband und ohne jede Art der Verantwortlichkeit, durch geheime Abstimmung (ballot), welche alsbald zu einer Sturm- und Drangforderung dieser Zeit wird, und der zweiten Reformbill unmittelbar folgt (1872). Aber auch die Anträge auf Erweiterung des Stimmrechts folgen schon unmittelbar der zweiten Reformacte. Der Gleichheitsdrang richtet sich alsbald gegen die „Ungleichheit" der Wahlberechtigungen in Grafschaft und Stadt. Das Schlagwort der „Ausgleichung" erscheint schon 1872 in neuen Anträgen. Noch weitertragend geht die Forderung der Ausgleichung der Wahlbezirke, d. h. mechanische Herstellung einer gleichen Bevölkerungszahl in den Wahlbezirken ohne Rücksicht auf ihre Cohärenz und ihre Bedeutung für die Steuerleistungen. Gegen dies beschleunigte Tempo hat der Widerstand der Parlamente kaum noch ein halbes Menschenalter Stand gehalten bis zu der dritten Reformbill, der Representation of People Act 1884 und dem Gesetz über die Vertheilung der Wahlbezirke von 1885.

I. Bezüglich der Wahlbezirke ist jetzt die „Ausgleichung" d. h. eine radicale Umgestaltung zu Wahlkreisen mit gleicher Bevölkerungszahl durchgesetzt. Zu dem Zweck wird 79 Städten (unter 15,000 Einwohnern) das selbständige Wahlrecht überhaupt entzogen; 35 Städte (von annähernd 50,000 Einwohnern) erhalten ein neues Wahlrecht als solche. Die Grafschaften werden durchgängig zerschlagen in Wahlbezirke von ungefähr gleicher Bevölkerung, zur Wahl je eines Abgeordneten. Diese neuen Wahlbezirke sind in der Regel zusammengesetzt aus einem oder mehreren Polizeiverwaltungsbezirken (divisions) bezw. Kreisarmenverbänden (unions), sodann aus einem oder mehreren municipal boroughs oder ehemaligen parliamentary boroughs und meistens einer größeren Zahl von Kirchspielen, die zur „Abrundung" des Wahlbezirks von anderen abgelöst sind. — Die städtischen Wahlbezirke sind wenigstens aus ungetheilten Stadtbezirken zusammengefügt, zum Theil aber auch stark erweitert durch Zulegung ländlicher Bevölkerung, Die Grafschaft York bildet danach beispielsweise 26 Wahlbezirke, die Stadt Liverpool 9. — In Summa ist das Resultat, daß die Grafschaften 253 Abgeordnete (bisher 187), die Städte 237 (bisher 299) wählen. Die Durchschnittsbevölkerung der Grafschaftswahlbezirke ist jetzt 52,800 (bisher 70,800), die Durchschnittszahl der städtischen Wahlbezirke 52,700 (bisher 41,200).

II. Bezüglich der Wahlberechtigung ist das „Haushaltungsstimmrecht" der Städte jetzt auf die Grafschaften ausgedehnt. Das „Innehaben eines Wohnhauses oder einer selbstständigen Wohnung (oder auch eines Logis von 10 Pfd. Sterl. Miethswerth, wenn unmöblirt) genügt auch in Grafschaften; daneben sind noch einige Wahlberechtigungen für die Inhaber von Dienstwohnungen ꝛc. neu geschaffen. Unabhängig vom Besitz einer eigenen Wohnung im Wahlbezirk dauert fort das am Grundbesitz als solchen haftende Stimmrecht der 40 sh. freeholders, der 5 Pfd. Sterl.-freeholders, copyholders und Erbpächter, sowie der Zeitpächter, zu 10 Pfd. Sterl. (bisher 12 Pfd. Sterl.).

III. Bezüglich des Wahlverfahrens sind die Wahlstunden allgemein von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends festgestellt, in welchen nun die Wahlzettel (nomination papers) nach Bequemlichkeit von den einzelnen Wahlberechtigten abgegeben werden, ein drastisches Bild der nun völlig verschwundenen Cohärenz der Wahlkörper. Die Zahl der neuhinzukommenden Wähler wird auf annähernd 2,000,000 angenommen. Die radikalsten Umgestaltungen sind auch in dieser Reformbill wieder von der conservativen Partei in Aussicht auf nächste Vortheile durchgesetzt. Allein jeder so erwartete Vortheil wird aufgewogen dadurch, daß die friedensrichterliche gentry ihren großen Verband in der Grafschaft verliert und fortan in den Unterbezirken mit den locker verbundenen Armenverbänden, Kirchspielen und ehemaligen Wahlflecken zusammengeschoben wird. Dazu tritt in England der unheilvolle Mangel einer begüterten Bauerschaft und einer fest ansässigen Landarbeiterbevölkerung, sowie der fluktuirende Charakter der Stadtbevölkerungen. Auf einer höheren Entwickelungsstufe gelangt damit England am Ende des 19. Jahrhunderts zu analogen Zuständen, wie der Kontinent im Anfang seiner Verfassungsbildungen. Es besteht noch dem Namen nach ein House of Commons: aber es bestehen keine communitates mehr, nicht mehr jene jetzt völlig veralteten Pflichtgenossenschaften, sondern nachbarschaftliche Gruppen, ohne communalen Zusammenhang, welche in Presse und Vereinsrecht ihre Organe der Verständigung finden, während eine pflichtenlos gleichberechtigte Wählerschaft naturgemäß auf immer weitere Gleichberechtigungen hindrängt. Ohne energische Durchführung der persönlichen Bürgerpflichten im Communalverband ist gegen die elementare Gewalt dieser Strömungen, welche sich nunmehr direct gegen das Friedensrichteramt und das Oberhaus richten, kein Halt zu finden. Ist jener Gleichheitsdrang nach der zweiten Reformbill mit verdoppelter Stärke, so wird er nach der dritten Reformbill mit dreifacher Stoßkraft zu weiterer Demokratisirung der Verfassung und Büreaukratisirung der Verwaltung treiben. Man könnte dagegen einwenden, daß die heutige Gestaltung der Wahlkörper doch eine solche sei, wie sie in continentalen Staaten (unter starker monarchischer Initiative und Leitung) ohne allzugroße Gefahren versucht ist. Eine andere Bedeutung hat aber die Verzehnfachung der Wähler in einem halben Jahrhundert für England, seitdem die Existenz der Ministerien und der Gang der Staatsregierung von dem House of Commons nahezu ausschließlich abhängig geworden ist. Nachdem alle commu-

Digitized by Google

nalen Corrective zur Ermäßigung der gesellschaftlichen Interessenkämpfe beseitigt sind, fällt eine so gestaltete Parteiregierung in eine nahezu hülflose Abhängigkeit von unberechenbaren Combinationen gesellschaftlicher Interessen, von den relativ stärksten Vorurtheilen der neu berufenen Wählermassen, von politischer Agitation und taktischen Künsten der Parteibewegung, denen auch schon unter der zweiten Reformbill Disraeli und Gladstone ihre Stellung verdankt haben. Der Pfahl im Fleisch der Parlamentsverfassung, der die stoßende Bewegung in Fluß bringen wird, ist noch einmal Irland, dessen Besitzverhältnisse in eine unnatürliche Lage gekommen sind, einstmals durch Massenconfiskationen, dann durch Jahrhunderte lange Verwahrlosung und Ausbeutung. Die depossedirte einheimische Bevölkerung agitirt für eine Agrargesetzgebung, welche einen nationalen Mittelstand in erblichen Besitzverhältnissen schaffen soll. Das naheliegende Vorbild und die dafür häufig angezogene Stein-Hardenbergische Agrargesetzgebung leidet aber auf Irland keine Anwendung. Jene preußische Gesetzgebung verlieh das freie Eigenthum einem Bauerstand, welcher seit Menschenaltern die Grundsteuern und die persönliche Dienstpflicht im Heere an Stelle des ritterlichen Grundbesitzes geleistet hatte. Der Rechtstitel zum Erwerb eines „getheilten Eigenthums" war hier derselbe wie im Mittelalter, in jener Zeit als die Ritterschaft die Erblichkeit ihrer Lehne beanspruchte und verlangte. Die neuen irischen Landbills dagegen enthalten eine theilweise Confiscation eines Privateinkommens aus lediglich politischen und volkswirthschaftlichen Zweckmäßigkeitsgründen, für die ein Rechtstitel und deshalb auch Maß und Schranke nicht zu finden sind. Die dadurch erweckte Begehrlichkeit wird sich demnächst auf Schottland, Wales und Altengland fortpflanzen, und Hand in Hand mit den Vorstößen gegen die englische Staatskirche den Großgrundbesitz und die regierende Classe aus den conservativen in reactionäre Parteistellungen treiben. Die so eingeleitete sociale Strömung kann aber weiter nur zu einer Abtrennung Irlands von dem Parlamentsverbande Großbritanniens führen. Die von jeher lockere Cohärenz der beiden Reichstheile verliert die Vorbedingungen einer gemeinsamen Volksvertretung völlig durch die feindseligen Gegensätze der beiden mächtigen Kirchen und durch den hochgesteigerten Rassenhaß. Diese Ablösung des irländischen Staatskörpers wird sogar nothwendig werden, um dem Parlament von Großbritannien die einheitliche Grundlage wiederzugeben, auf welcher die Actionsfähigkeit des Parlamentskörpers und seiner Parteien beruht. Andererseits wird Irland diejenige Art der Verfassung (home rule) zu geben sein, welche für eine überwiegend keltische Nationalität und für eine durch kirchliche und Rassengegensätze gespaltene Bevölkerung möglich ist. Diese Form des künftigen „Reichslandes" wird wohl annähernd die der „Napoleonischen Verfassungen" sein, mit einem Parlament, dessen Mitglieder überwiegend aus königlicher Ernennung hervorgehen und einer Präfectenverwaltung mit berathenden Conseils zur Seite, welch letztere sich schon jetzt in einzelnen Landestheilen zu größerer Selbständigkeit erheben und für die nächste Generation ein Heranziehen zu einem wirklichen Selfgovernment erhoffen läßt. Daß die hochbegabte irische Nation durch ihren Mangel an Selbstbeherrschung zur unmittelbaren Uebertragung der englischen Institutionen nicht geeignet ist, ergibt sich auch aus den Erfahrungen der Vereinigten Staaten Amerikas. Daß solche organische Umgestaltungen nach den Plänen Gladstones gleichzeitig unternommen werden konnten, mag nach den Erfahrungen Deutschlands unter einer starken Monarchie als möglich erscheinen. Unter dem System der Parteiverwaltungen aber werden sie nur unter heftigen stoßweisen Bewegungen innerhalb des großen Körpers der Gesellschaft ihren Verlauf nehmen können. Für die jetzigen Parteiprogramme werden sie nach beiden Richtungen hin zu weit gehen und stellen zunächst eine „Aera der radikalen Parteien" in Aussicht, die allein im Stande sein werden irische Landbills, Umgestaltungen des Grundbesitzes und des Oberhauses und eine gewisse „Entstaatlichung" der anglikanischen Kirche durchzusetzen. Erst die darauf folgende reactionäre Epoche wird wahrscheinlich im Stande sein, dem „Reichsland" Irland eine angemessene Verfassung zu geben. Im weiteren Verlauf darf dann unter einer ruhigeren Parteibewegung der Wiederbeginn des inneren Ausbaues der Verfassung auf der Grundlage der neuen wieder cohärenten communitates die Wiederbefestigung des Einflusses der besitzenden Classen und die Rückkehr einer normalen Action der Parlamente in Aussicht stehen. Die britische Nation hat in ihrer langen ruhmvollen Geschichte schwere Krisen glücklich überstanden; die lange festgehaltene Hoffnung indessen, daß ihr um deswillen die großen Classenkämpfe des Continents in Folge der Neugestaltung der heutigen Gesellschaft erspart bleiben würden, wird sich als eine Selbsttäuschung der öffentlichen Meinung schon in nächster Zukunft ergeben. Der Umschlag dieser öffentlichen Meinung erfolgt, sobald die politischen und gesellschaftlichen Katastrophen eingetreten sind, mögen sie zuerst von Außen oder von Innen einbrechen, oder wie gewöhnlich von beiden Seiten zugleich. Unter den Schicksalsschlägen erst zeigen edle und tüchtige Völker ihr wahres Wesen, und es erwacht in voller Kraft das Pflichtbewußtsein für den Staat, aus welchem die communalen Pflichtgenossenschaften sich neu bilden. In solcher Zeit der Prüfungen hat Frankreich wie Deutschland die Fähigkeit gewonnen, sich selbst das schwerste Opfer aufzulegen, dessen die Gesellschaft überhaupt fähig ist: die allgemeine persönliche Wehrpflicht. Sicherlich gibt der Muth, die Charakterstärke, die praktische Einsicht dieser Nation, wie sie in einer tausendjährigen Entwickelung heute vor uns steht, die Gewißheit, daß auch hier das staatliche Pflichtbewußtsein wieder erwachen und zum Wiederaufbau der verloren gegangenen Grundlagen der Parlamentsverfassung gelangen wird. Die nächste Aufgabe der aufbauenden Gesetzgebung wäre, die jetzt nothwendige Umbildung der Grafschaftsverfassung durch feste Umbildung des Friedensrichteramts mit den boards der wirthschaftlichen Communalverwaltung unter Wiederherstellung der persönlichen Bürgerpflichten im selfgovernment, welche für England ungefähr dasselbe bedeutet, was die allgemeine Wehrpflicht für die Staaten des Continents. In dem, was zum „inneren Ausbau", d. h. zur Herstellung der communalen Cohärenzen in den Unterlagen einer Parlamentsverfassung gehört, kann heute Deutschland den Briten als Vorbild dienen und damit einen Theil des Dankes abtragen, welchen wir dem Vorbild der großen Nation schulden.

Literatur und Kunst.

Wilhelm Jensen als Realist.

Zu des Dichters 50. Geburtstag (15. Februar).

Von Benno Rüttenauer.

Wer auch eine ganze Reihe von jenen innig poetischen Dichtungen Wilhelm Jensen's könnte, jenen Novellen voll heimlicher Märchenpracht und sonniger Weltwunderherrlichkeit, in denen es den Leser zu Zeiten auschauert wie Augenaufschlag eines geheimnißvollen süßen Traumes der Erinnerung und Sehnsucht: wer sie auch alle inne hätte, müßte doch, wenn er darnach den Dichter beurtheilen wollte, ungerecht sein, weil er keine Ahnung davon haben könnte, daß dieser noch etwas ganz anderes ist, als der natur- und schönheitstrunkene, von romantisch-traumhaftem Märchenzauber gefeite Poet, als welcher er sich in jenen Dichtungen besonders offenbart. Ja ein solcher Leser würde es wohl nicht glauben wollen, daß darin die größte dichterische Bedeutung Jensen's vielleicht gar nicht liegt, daß jedenfalls das ganze Bild des Dichters, deutlich, mit allen seinen charakteristischen Zügen uns erst aus seinen größeren Schöpfungen entgegen schaut, aus seinen Zeitromanen, in welchen der Poet zugleich gewaltiger Realist und scharfer Satyriker ist, und

Digitized by Google

zwar nicht sowohl durch das Pathos seiner Sprache, als dasjenige seiner Gestalten.

Wir Deutschen, das ist einmal so, denken bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, in Haß oder in Liebe, und jedenfalls mehr als billig an fremde Muster, an die Griechen, an Shakespeare, an Zola, an letzteren seit einiger Zeit besonders. Man hat verschiedene deutsche Schriftsteller und darunter sehr seltsame zu ihm in Beziehung gebracht, gewiß noch niemals Wilhelm Jensen. Am allerwenigsten hat sich der Letztere selber wohl je träumen lassen, mit Zola zusammen gestellt zu werden. Vielleicht gibt es auch kaum entgegengesetztere Naturen als die beiden, aber eine wesentliche Eigenthümlichkeit haben sie und zwar in sehr starker Ausprägung mit einander gemein. Beider Hauptwerke verkünden mehr oder weniger überzeugungsvoll die bittere Weltweisheit, daß die civilisirte Menschheit zu einem Theil, den man gut thut, nicht in Zahlen pro centum auszudrücken, aus Schurken, Dummköpfen und Narren besteht. Beide haben insofern eine hohe ethische und Culturbedeutung als ihr Werk, mehr als dichterische Schöpfungen je zuvor, die conventionelle und für die Zeit typische Lüge und Heuchelei überall mit strenger Unerbittlichkeit brandmarken.

Allein dem französischen Menschendarsteller sind die Menschen und zwar die Menschen einer bestimmten Cultur mit ihrem drum und dran so sehr alles, daß sie ihn allein beschäftigen, daß er nur sie sieht. Der deutsche Dichter aber trägt, wie es von einem solchen gar nicht anders zu erwarten ist, gleich einer Art heimwehverwandter Sehnsucht die Nöthigung in sich, seinen Blick zu Zeiten von der durch Bewußtsein emancipirten und zu ihrem eigenen Urquell geradezu in Gegensatz und Widerspruch getretenen Menschenwelt ab und auf jenen heiligen Quell selbst, die Natur, zu richten. Und er muß bald in der Hervorhebung und im Beleuchten des genannten räthselhaften Gegensatzes sich gefallen, bald mit seinem ruhigen, strahlenden Auge in des ewigen Borns unendliche Tiefen dringen, oft bis in traumhaftes Selbstvergessen sich verlierend.

Wem Wilhelm Jensen's bedeutendste Schöpfungen nicht unbekannt sind, wird sich vielleicht gerne, gewissermaßen zur Controlle des Ausgeführten, einige davon in die Erinnerung zurückrufen lassen, z. B. die „Drei Sonnen", worin der Dichter schon alle Factoren seiner Weltanschauung und Lebensauffassung in reicher bunter Lebensgestaltung sich aussprechen läßt. Mit der bloßlegenden, die Maske abreißenden Darstellung des studentischen Verbindungsgeistes, dessen hohle Renommisterei seit der in dem Buch sich spiegelnden Zeit noch widerlicher sich entwickelt und welches immer frisirter und lieutenantsaffiger sich gestaltet hat, ist nur eine Seite in Jensens Buch und nicht die wichtigste bezeichnet. Seine tiefere, allgemein-menschliche Idee, aus den dunklen Gründen des großen Lebens- und Welträthsels herauf geholt, ist damit noch nicht ausgedrückt. Die furchtbare Thatsache, die uns in der intim geistigen Geschichte der Menschheit zu allen Zeiten unabweisbar entgegentritt, daß nämlich der „bessere Mensch" und besonders der geistig fein organisirte wie ein Fremdling auf dieser Erde wandelt, mit dem herzankältenden Gefühl, in eine Welt verirrt zu sein, in die er nicht gehört, mit der er nichts zu thun hat, ist der innerste Kern des Buches. Es ist der Gedanke, den Schiller in zwei seiner schönsten Gedichte: „Die Ideale" und „Licht und Wärme" auf seine Art entwickelt und welche Jensen in „Ueber den Wolken" zum Ausdruck gebracht hat.

Dein letztes, dein eigenstes Angesicht,
Dein heimliches Selbst, sie kennen es nicht,
Du bist ein Traum am lichten Tag,
Den keiner mit dir zu fühlen vermag.

Jedes schöpferisch bedeutende Talent in Poesie und Philosophie hat dieses Thema variirt; es ist der innerste Kern dessen, was man Weltschmerz genannt hat, ohne jedoch an sich dieser schon zu sein, am allerwenigsten bei Jensen, obwohl wir ihr in allen größeren Schöpfungen dieses Dichters begegnen. Jensen's Gestalten aber sind ihrer Selbst zu sicher und tragen einen zu reichen Antheil vom warmen Lebenssonnenschein ihres Erzeugers in sich.

Noch muß ich einer anderen in den „Drei Sonnen" durch Lebensdarstellung zur Anschauung gebrachten Wahrheit gedenken, welche diesem Buch specieller angehört. Ich meine die Beobachtung, daß das leise Uebergewicht des Intellects, besonders der Phantasie, über den „Willen", den animalisch-bestialischen Lebenswillen, welches in idealen schwärmerischen Jünglingen, wenn auch noch so schwach, vorhanden ist, sich meist erschreckend schnell in's Gegentheil kehrt. So zwar, daß der wahre Musensohn bei gelegentlicher Begegnung gar nicht begreifen kann, wie der ehemalige für Liebe, Freundschaft und Freiheit begeisterte Verbindungsbruder nun selber zum Philister geworden, der an Oedheit, Stumpfheit und Engherzigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Innerlich ist „Nach Sonnenuntergang" mit den „Drei Sonnen" am nächsten verwandt, doch entfaltet sich in jenem bereits ein mannichfaltigeres äußeres Leben und mehr „Welt". Schulen und Schulmeistern, Universitäten und Professoren, Verbissenheit, Verkniffenheit und Fachversimpelung begegnen wir diesmal unter anderen Formen. Dazu gesellt sich die Welt der Millionen, mit ihren eigenartigen Sitten und Lastern, mit ihrem äußerlichen Glanz und innerlichen öden Elend. Und nicht nur die Composition ist reicher, das Colorit ist gesättigter, die Farben sind glühender. In idyllischen kleinstädtischen Zuständen und alltäglichen Verhältnissen ragen märchenhaft phantastische Gestalten auf, und wir werden von einem Schauer der Seele in den andern geworfen. Das größte und wunderbarste an der Dichtung aber ist die innerliche Welt des Helden, die von knospenhafter Kinderzartheit bis zum überquellenden, blühenden Reichthum des vollen Lebensfrühlings vor uns wird und wächst, eine Welt, in der uns Räthsel und Tiefen des Empfindungslebens aufgehen, welche wir für menschliche Sprache unaussprechbar hielten. Ich erinnere nur an die Stelle, wo der Held, noch Knabe, zum erstenmal die Natur poetisch empfindet, nämlich als geheimnißvolle Schönheit, die zugleich ganz ihm zu eigen gehört, weil er sie, ohne es zu wissen, in seiner Seele trägt. Und an jene andere, wo ihn mit überwältigender Macht das Gefühl überkommt, daß was in ihm vorgeht, in den andern Knaben, die er seine Freunde geglaubt, nicht ist, daß er selber gleichsam in einer anderen Welt lebt als jene und mit denselben nur äußerlich, körperlich zusammenhängt und deshalb jeder Blume mehr von seinem Innern zu enthüllen im Stande wäre als ihnen. Diese Seiten, wiewohl in ungebundener Rede, sind großartige lyrische Poesie und gehören unstreitbar zum schönsten und intimsten, was in unserer Sprache je geschrieben worden ist. Ja dieses erstmalige Empfinden eines unbegriffenen aber tief gefühlten, geheimnißvollen Zusammenhangs unseres ganzen Wesen mit dem bewußtlosen Weltwesen, dem Gott der Pantheisten, dieses erste dunkle Sich-Empfinden als Tropfen eines mit uns einheitlichen, unendlichen Oceans, in dem auch der Tropfen nicht verloren gehen kann, wurde sprachlich von Jensen zum erstenmal zu so klarem und überwältigendem Ausdruck gebracht. Ich kenne überdies keine zweite Dichtung aus unserer Zeit, in der das Thema von der Liebe mit so tief innerlichster Erfassung und zugleich soviel Variationen gesungen würde, wie in „Nach Sonnenuntergang". Alle Arten sind vertreten, die wahre und die falsche Liebe, und das was man nur so nennt: die Liebe als geheimnißvolle Frühlingsknospe in der Seele eines halben Kindes, die Liebe als Galanterie und Lüge, die Liebe als Täuschung und Dummheit, die Liebe als dämonische Macht, als existenzvernichtende Leidenschaft, die Liebe als Freundschaft, die Liebe im Schimmer der Erinnerung, die Liebe als tiefster Schmerz, als stille Entsagung, die Liebe als höchstes heiligstes Erdenglück. In der Art der Behandlung dieses Thema's liegt ein großer Theil von Jensen's Stärke und Originalität. In seiner Dichtung ist die Liebe eine Blume, die, ohne mit ihren Wurzeln aus dem Boden derber Sinnlichkeit, woraus sie Kraft und Nahrung zieht, herausgerissen zu sein, hoch darüber empor wächst und ihr liebliches leuchtendes Blumengesicht in der hohen sonnigen Region des Geistes wiegt.

Digitized by Google

Jensen's Bücher werden den „Töchtern" gewöhnlich verboten; ob mit Recht oder Unrecht, das erörtern zu wollen wäre ein ziemlich unfruchtbares Beginnen. Ich vermag nur soviel zu sagen: Kein Dichter der Welt hat geschlechtliche Unwissenheit und Unbefangenheit, Scheu und Schamhaftigkeit, den Stolz der Keuschheit und Reinheit im Jüngling wie der Jungfrau in so zahlreichen und so bezaubernden Erscheinungen zur Darstellung gebracht wie Jensen. Von der natürlichen Keuschheit im Weibe gibt uns kein Buch eine höhere Idee oder gar eine überzeugendere lebendige Darstellung als eine ganze Reihe von Jensen's Werken; Jünglinge und Männer, die des Weibes nicht begehren, ja es verabscheuen, wenn es nicht in Liebe ist, sind bei ihm selbstverständliche Erscheinungen. Umso mehr haßt Jensen, wie die großen Dichter und feinen Geister aller Zeiten, auch in diesem Punkte die Verlogenheit und die schnöde Convenienz, welche das innigste und heiligste Geheimniß der Natur, das große Wunder der Welterhaltung an sich für etwas Unreines, Schandbares, für Sünde erklärt, und nur da gelten lassen will, wo es bereits wirklich schimpfliche, im besten Fall verkümmerte Gestalt angenommen, wo es einem nicht in den großen Weltgesetzen der Natur liegenden, verhältnißmäßig elenden Nebenzweck dienen muß.

„Sonne und Schatten" heißt das dritte der die Eigenart des Dichters am vollsten zum Ausdruck bringenden Werke. Abermals also steht die Sonne im Titel und nicht aus bloßem Zufall. Bei Jensen ist die Sonne das höchste Sinnliche, die oberste Gottheit in der Welt der Erscheinungen, mit der nur noch der Ocean allenfalls rivalisirt. Sie ist ihm im Denken und Empfinden allgegenwärtiges Symbol der Poesie, welche ihm für das geistige Leben, für die innere Welt ist, was die Sonne für die äußere. Malend taucht er deshalb gern sozusagen seinen Pinsel in Sonnenlicht. Ueber seinen Landschaften liegt meist sonnenheiße zitternde Luft, und „rinnendes Licht" über den Dingen, mit Goldgerieſel verglichen, ist ihm eine Lieblingsanschauung. Von der Sonne nimmt seine Sprache die häufigsten Bilder. Und in den „Pfeifern von Dusenbach", die so recht ein sonniges Buch sind, und uns goldenen Sonnenschein in die Seele strömen, ist ausgesprochener Maßen die Sonne der Inbegriff alles Hohen, Großen und Reinen, die sehnsuchtweckende, herzaufschließende Gottes- und Gnadenkraft, aus welcher die niedergedrückte zarte Knospe einer weichen lieblichen Menschenblüthe erstes heilendes Erquicken trinkt.

Der Zauber des Düsteren, Schauerlichen, Abgrundnächtigen reizt Jensen verhältnißmäßig weniger, trotz des unverkennbaren deutschromantischen Zuges in seinem Wesen zum „Märchenhaften". Für ihn hat die Schönheit ganz den ursprünglichen Begriff des Scheinenden, Leuchtenden, Strahlenden, des „Sonnenhaften". Nächtlicher, mittelalterlicher Spuk ist aus seinen Dichtungen und Gedichten so viel wie ganz verbannt, dafür geistert darin das wundersame Mittagsgespenst der in Traumverschlafenheit reglos liegenden, sonnenüberzitterten Heide, über die, gleich sichtbar gewordenen Blumen-Traumgedanken, leuchtende Falter hingaukeln.

„Sonne und Schatten" fängt recht mit Sonnenschein an. Aber nicht nur von außen fällt goldener Sonnenzauber über diese wunderbaren ersten Capitel, auf diese Kinderträume hinter Syringen und wilden Rosenhecken, er bricht als goldener Quell und Strahl auch aus dem Innern hervor, aus armem, verschüchtertem Wort, aus dem geheimnißvollen Flimmern eines Kinderauges, und er liegt auf dem lieblichen blüthenhaften Knabenantlitz über grobem Kittel, auf der edlen makellosen Mädchenstirn über zugleich spöttisch zuckenden und warm lächelnden Lippen.

Offenes, rückhaltloses, ja rücksichtsloses Aussprechen seiner Ueberzeugungen ist bei Jensen selbstverständlich. Während viele Dichter, sei es aus welchen Motiven immer, gerne mit den anderen Künsten koketiren, bald mit der Malerei, bald mit der Musik, sagt es Jensen gerade heraus, daß an geistiger Bedeutung keine an die Kunst des Dichters heranragt, und weist die anderen, wo sie sich überheben, streng in ihre Schranken zurück. Am liebsten thut er es mit der Musik, welche sich heute am meisten breit macht und fast die einzige geistige Unterhaltung großer gesellschaftlicher Vereinigungen ausmacht. Der Brief des Onkels Knut Biesewig aus Paris in „Sonnen und Schatten" ist eine Philippika in diesem Sinn von großer gewaltiger Beredtsamkeit und könnte der deutschen Nation von allen, welche dieselbe geistig groß und stark sehen möchten, nicht genug wiederholt werden. Ebenso scharf stellt Jensen an einem andern Ort (in „Vom alten Stamm") das Verhältniß zwischen Poesie und Bühnenkunst klar.

Eine ganz neue Welt thut sich in den „Namenlosen" auf; setzt sich in den „Fragmenten" fort und spielt in „Fluth und Ebbe" und „Vom alten Stamm" hinein: das deutsche Meer.

Seit Heine's Nordseebildern hat kein deutscher Dichter die gewaltige Poesie des Meeres wieder so tief empfunden und so groß zum Ausdruck gebracht wie Jensen, und zwar nicht nur in den genannten großen Dichtungen, sondern noch in einer Reihe seiner vollendetsten Novellen, besonders im Cyklus „Nordlicht", in den Novellen „Aus den Tagen der Hansa", in dem gewaltigen, unheimlich schönen „Eddystone" und nicht weniger endlich in rein lyrischen Producten, in wunderbaren Stimmungsgedichten. Jensen besingt das Meer wie eine Geliebte mit großer begeisterter Liebe, mit leidenschaftlicher Hingerissenheit, daß man den übergewaltigen dämonischen Zauber, unter dem er zu stehen scheint, schauernd mitfühlt. Nie verfällt Jensen, wie es bei Heine natürlich ist, seiner Geliebten gegenüber in einen leichten spöttischen oder gar beschimpfenden Ton, aber er ist zugleich himmelweit entfernt von schwacher, schwachsichtiger Sentimentalität. Er kennt die Uebergewaltige durch und durch, ihre Grausamkeit, ihre todtgierige Tiegerwuth, ihre Katzentücke, ihren nimmersatten Heißhunger, ihren kalten lächelnden Hohn über den Verzweiflungsschrei von Millionen. Doch ihre alles Irdische übertreffende Schönheit reizt ihn darum nur um so mehr. Jensen kennt das Meer und seine Küsten, seine Natur, seine Arbeit, seinen Einfluß auf den Menschen wie wenige. Und die Ahnung der großen, nimmer zu erschöpfenden, ewigen Poesie, die in allem dem liegt, und nicht nur die Ahnung davon, sondern auch den wirkungssicheren, wirkungsgewaltigen Ausdruck dafür besitzt er in bewunderungswürdigem Grad. Ob er uns am Küstendamm hinführt und uns zeigt, wie das Ungethüm, selbst während es in scheinbarer Ruhe in leichtem Lächeln die Lippen kräuselt, mit immer geschäftigem Zahn das Werk des Menschen zerfrißt und zernagt mit unheimlich raschem Erfolg, oder ob er uns durch die organisch todten, in ewigem Wechsel der Form begriffenen und so ein unheimlich geisterhaftes Leben offenbarenden Dünen geleitet, ob das Meeer in ewiger glanzvoller Ruhe und Heiterkeit vor uns hinaus liegt, oder ob seine ergrimmten Wogen, wie Abgründe gähnend, die Erde zu verschlingen und mit ihren Donnern den Himmel zu erschüttern drohen, immer greifen uns die Schauer der Poesie daraus an. Jeden Ton, jede Farbe in der unendlichen Scala trifft der Dichter mit fehlloser Sicherheit.

Hinweg von diesen Wundern und derjenigen Art Menschen, die reine Naturerscheinungen sind und mit der Natur zusammenhängen wie die Blätter mit dem Baum, führt uns der Dichter zu den Menschen der Cultur und Gesellschaft in deren höchsten Verfeinerungen. Vorher die furchtbare Schönheit einer Sturmnacht, die uns mit Grauen und Zauber zugleich erfüllt, in der fremdartige Gestalten an uns vorüber huschen und schwarze Wolkenmassen unheimlich jagen, durch die nur hie und da ein blasser Mondstrahl irrt, während ein Kauz schreit, der Sturm heult und fernher der Ocean murrt und seine rollenden Donner mit dem Brausen des Orkan vermengt. Dann plötzlich ein zauberisch beleuchteter Gesellschaftssaal mit allem Flimmer und Glanz der Civilisation, mit Augensternen und Brillantenfeuer, mit ganzen Strömen berauschender Wohlgerüche, mit noch berauschenderen Atmosphären um nackte Schultern und Arme, halbversteckte üppige Frauenbusen und glühende Wangen. Und mitten darunter erkennen wir, während der überstarke Glanz uns schon blenden und der Dunst uns betäuben wollte, eine menschgewordene große herrliche Naturerscheinung, die uns als solche schon in der freien unendlichen Schöpfung entzückt und erschreckt hat. Sie nennt sich z. B. Cormoran, und bei ihrem Anblick fällt es

Digitized by Google

uns plötzlich wie Schuppen von den Augen, daß uns nichts mehr zu blenden vermag, weil die eine Erscheinung uns ganz erfüllt, weil, seitdem wir einmal einen Menschen gesehen, wir die Empfindung haben, daß alles andere, was auch so aussah, doch nur Menschenlarven statt wirkliche Menschen waren. In jedem Jensen'schen Roman begegnet man, nicht diesem, aber irgend einem Cormoran. Das sind die Idealschöpfungen des Dichters, die Menschen, welche er „nach seinem Bilde" schafft.

Was uns noth thut, ist große Poesie, großer Stil in jedem Sinn. Nichts fehlt unserer Zeit mehr, deren Charakter aus Zerstreutheit, zerfahrener Hast und zwischen hinein ein bischen genrehafter Gemüthlichkeit zusammengesetzt ist. Ein Werk großen Stils aber ist das „Tagebuch aus Grönland". Sein erster Theil, das eigentliche Tagebuch ist einzig in seiner Art. Während es die arktische Welt in ihrer Eisesstarre und märchenhaften Krystallpracht, den an schauerlichen und ungeheuerlichen Scenen alles übertreffenden Untergang Winlands und die Empfindung eines weltflüchtigen Gemüths in der Gesellschaft von Eskimos schildert, gibt es eine satyrisch zornige und zugleich von grandiosem Humor durchfluthete Darstellung deutscher Zustände. Ich wüßte nicht, wer heute in Deutschland eine Sprache schriebe wie in diesem „Tagebuch", und es ist schwer zu sagen, was darin mehr zur Bewunderung zwingt, die Tiefe und Schärfe des Gedankens oder die farbensatte, poetische, intuitive Wortgewalt.

Auch Jensen's neuester Roman „In der Fremde" ist ein Buch, bei dessen Lectüre einem die Seele weit wird, in dem man himmelhoch über den gemeinen Lebensquark des Alltags emporgehoben wird in eine lichtvolle, große Welt, in die Welt des Dichters. Die Grundstimmung des Buches und zugleich der ganzen Jensen'schen Dichtung läßt sich (soweit dies je möglich ist) vielleicht in einem Wort ausdrücken, das der Dichter selbst in einem seiner tiefsten Gedichte, in Lilith, ausspricht; es ist „die ungeheure, die jammernde Sehnsucht der engen Menschenbrust" nach höchster Schönheit des Lebens.

Wenn wir Deutschen den Schöpfer eines guten Romans mit Recht als Dichter bezeichnen, warum verlangen wir trotzdem von ihm, daß er alles eher sei als Poet, warum wollen ihn die einen wieder zum bloßen Beobachter und die anderen gar zum wissenschaftlichen Kleinkrämer herabwürdigen? Auch in Jensen's Dichtung stehen wir mitten in den Wirklichkeiten des Lebens, aber doch mit einer Empfindung, als ob die Poesie in leibhaftiger Feengestalt plötzlich vor uns aus dem Boden wachsen, oder aus einem Brunnen oder aus einer Welle am Strand emportauchen, oder aus dem Schleier der Abenddämmerung, „nach Sonnenuntergang" hervortreten könnte in wundersamer nackter Schönheit. Und in der That wandelt sie durch die Dichtung, und der Zauberschein ihres Auges liegt wie der Schimmer einer außerweltlichen Sonne darüber ausgebreitet. Wilhelm Jensen ist ein scharfer Beobachter, aber er ist mehr, er ist ein Dichter.

Verdi's „Othello".

Mailand, 6. Februar.

Die erste Aufführung der mit allgemeiner Spannung erwarteten neuesten Oper des ersten lebenden italienischen Componisten hat gestern Abend im Mailänder Teatro della Scala stattgefunden. Als in den siebziger Jahren Verdi's „Aida" von der Berliner Königl. Oper zum ersten Male gegeben ward, bezeichnete ich an dieser Stelle dieses Werk Verdi's als eine besondere Erscheinung, weil sie die erste italienische Oper ohne Leierkastenmelodie wäre. Von „Othello" (oder „Otello" wie die Italiener schreiben) läßt sich das Gleiche sagen, in verstärktem Maße. Es tritt hier nicht bloß das Streben hervor, die in sich abgeschlossene Melodie zu vermeiden, sondern auch eine Art der Harmonisation, der Orchestration, der instrumentalen Tonfärbungen, welche das eigentliche italienische Musikelement fast ganz bei Seite läßt, und sich dem von Richard Wagner geschaffenen Musikdrama stark nähert. Es ist hier gleich zu betonen, daß an „Otello" keine directen Anklänge an Wagner nachzuweisen sind, dennoch läßt sich mit vollstem Rechte behaupten, daß ohne Richard Wagner's Werke der Verdi'sche „Otello" in dieser Form nicht existirte. Ueber die Entstehung ward in italienischen, französischen, auch in einigen deutschen Zeitungen sehr viel geschrieben; manche verkündigten eine neue Offenbarung des Meisters. Den nicht blind Gläubigen, aber Verdi's Genie gerne Anerkennenden war es klar, daß nach dem so erfolgreichen Schritte aus dem gewohnten Geleise, den er in „Aida" gethan, sein Geist von dem Gedanken an einem weiteren Schritte auf der neuen Bahn immer beschäftigt war. Fest steht auch, daß von ihm zuerst Shakespeare's „Othello" als die Grundlage des Textes für eine neue Oper ausersehen ward; und als er sich an Boito mit der Bitte um ein Libretto wandte, ohne einen Stoff zu nennen, konnte er die sichere Hoffnung hegen, daß der Dichter seine geheimen Wünsche kannte, und ihnen gerne entgegenkommen würde; auch war kein Anderes so geeignet, Verdi's künstlerische Anschauungen zu unterstützen, ihnen neue Anregungen zu bieten, als Boito. Dieser, der geniale Dichtercomponist des „Mefistofele", war ja eigentlich der erste gewesen, der die Eindrücke der neudeutschen Richtung in sich aufgenommen und in seiner Oper zu Tage gelegt hatte. Im „Mefistofele", dessen Dichtung dem Goethe'schen ganzen „Faust" (mit Helena und der Verkleidungsscene) entlehnt ist, hat Boito unverkennbar Wagner's Tendenzen in der italienischen Musik zur Geltung bringen wollen, und neben manchem weniger Gelungenen auch wahrhaft geniale Einzelheiten geschaffen. Keiner vermochte also Verdi's sicherer Begleiter auf dem neuen Wege zu sein, als nur Boito. Sein Textbuch ist vortrefflich, dem Shakespeare'schen Drama so getreu als möglich nachgebildet. Es läßt die Handlung mit der Ankunft in Cypern (also mit dem zweiten Acte des englischen Vorbildes) beginnen und führt sie von da bis zum Ende. Seine Sprache (theils in gereimten, theils in reimlosen Versen) ist meistens sehr fließend, immer für dramatisch-musikalische Behandlung geeignet, manche Stellen sind wahrhaft dichterisch schön zu nennen. Der Text ist unzweifelhaft der beste, der je für eine italienische Oper gedichtet ward.

Verdi seinerseits hat die Aufgabe mit großem Ernste aufgefaßt und durchgeführt. Auf jeder Seite des Werkes ist das Streben nach Wahrheit, charakteristischem Ausdrucke und richtiger Tonfärbung erkennbar. Der Declamation ist die größte Sorgfalt gewidmet, nirgends ward irgend einem unmittelbaren Theatereffect die künstlerische Entwickelung des musikalischen Satzes geopfert. Der Stimmführung ist fast überall Fleiß, Geschick und Reinheit des Satzes nachzurühmen, nirgends ist eine nachlässige oder leichtfertige Behandlung der Chöre oder mehrstimmigen Gesänge bemerkbar, man gewinnt von den meisten Stücken den Eindruck gewissenhaftester künstlerischen Arbeit. Aber andererseits ist auch nicht wegzuleugnen, daß die immerwährende Zugespitztheit der einzelnen Phrasen, die überall hervortretende Absicht, nur Neues, Charakteristisches zu schaffen, dem Ganzen einen fremdartigen Anstrich gibt, ohne einen ganz bestimmten Eindruck des eigenthümlich Ursprünglichen zu erzeugen. Es kommen da unharmonische, jähe Uebergänge vor, auch einmal ganz reine Quinten- und Octavenfolgen (Dreiklang c, cis, d, dis hintereinander), den man in solcher Vehemenz kaum bei Wagner trifft. Und an dieser Stelle halte ich es angezeigt, einen mir sehr wichtig erscheinenden Punkt zu beleuchten. Man mag von der Wagner'schen Richtung im Wort- und Tondichten denken wie man will — ich habe die Beweise meiner unabhängigen Meinung genügend gegeben —, man wird nicht leugnen, daß sie deutsch, d. h. aus der Entwickelung der deutschen Musik hervorgegangen ist. Weber's „Euryanthe" ist die Vorgängerin des „Tannhäuser", „Lohengrin", der „Meistersinger"; aus Beethoven's Missa solemnis, im Finale der neunten, in seinen letzten Quartetten hat Richard Wagner die Anregung für seine Behandlung des Orchesters, der Stimmführung geschöpft. Sein künstlerisches Denken und Schaffen ist deutsch, im Schönen wie im Häßlichen. Aber diese Verdi'sche „Othello"-Musik erzeugt einen Eindruck, den ich einen internationalen nennen möchte; sie steht vielfach (bewußt oder unbewußt) unter dem Einflusse Richard Wagner's, aber ihr eigent-

Digitized by Google

licher heimathlicher Boden ist der, auf dem Meyerbeer's „Robert" und „Hugenotten" entsprossen sind, die große französische Oper.

Nun darf die unbefangene Beurtheilung keinen Vorwurf daraus erheben, daß eine Oper nicht ein entschieden nationales Gepräge zeigt, und wenn sie so viel Schönes und Interessantes bietet wie „Othello", so frei von allem Unedlen gehalten, mit solcher künstlerischer Sorgfalt gearbeitet ist, so fällt jener Beurtheilung eine angenehme Pflicht zu: sie hat ihr Für und Wider abgewogen, sie kann nunmehr mit Entschiedenheit betonen, daß die Wagschale des aufrichtigen Lobes die unvergleichlich schwerere ist. Da die Oper voraussichtlich in Berlin zur Aufführung gelangen wird, behalte ich mir eine Besprechung der Einzelheiten bis dahin vor, und will heute nur die bedeutendsten Momente hervorheben, welche nach meiner Ueberzeugung überall und immer das Interesse der Hörer anregen werden: das Schlußduett des ersten Actes, Othello und Desdemona; im zweiten Acte ein Duett zwischen Jago und Othello, in welchem der erstere erzählt, wie er einen Traum Cassio's belauscht hat. Im dritten Acte, den ich am Höchsten stelle, ein Duett Othello — Desdemona, und eine Art von Monolog Othello's von wahrhaft ergreifender Wirkung, dann das Finale, ein Septett mit vierstimmigem Chor, von schönster Anlage und meisterhaft geformt, der leider durch die mangelhafte Ausführung gar nicht zur Geltung kam. Der vierte Act bringt ein sehr wirksames Gebet der Desdemona; das Duett zwischen ihr und Othello ist mit großem dramatischen Geschicke vom Dichter in kurzen abgerissenen Sätzen entworfen und von Verdi mit gleich großer Kunst componirt. Die Oper bietet also des Interessanten genug, um auch in Deutschland Beachtung zu finden.

Die Aufführung war eine sehr mangelhafte. Der erste Tenor Tamagno (Othello) besitzt eine kräftige Stimme von jenem hellen Klange, der vielleicht der Sicherheit des Tonansatzes und der Ausdauer einige Vortheile bieten mag, von dem man aber niemals recht weiß, ob er Kopf- oder Brustton ist, der sich immer gleich bleibt und der für wahrhaft dramatischen Ausdruck die verschiedenartigen Färbungen verlangt, untauglich ist. Die Primadonna Pantaleone (Desdemona) vermag (wörtlich zu nehmen!) nicht einen Ton festzuhalten, tremolirt immerwährend und singt in der Höhe immer zu tief. Alle Musikverständigen, die ihre Meinung nicht in den Blättern auszusprechen und Rücksichten zu hegen hatten, theilten unbedingt meine Meinung: daß es unbegreiflich sei, wie Verdi dieser Sängerin die schwere Rolle anvertrauen konnte. Die zweite Sängerin (Ersilia, Jago's Frau) wurde allgemein ausgelacht — und in der letzten Scene, da sie Othello über seinen Irrthum aufklären sollte!! Nur der Darsteller des Jago, Maurel, und die Träger der kleineren Rollen sind zu loben; die Chöre schwankten sehr oft.

Was die Aufnahme von Seiten des Publikums betrifft, so will ich, anstatt meiner Ansicht, die der Journale erwähnen, die sämmtlich sich dahin aussprechen, das Publikum werde erst nach mehreren Vorstellungen die Schönheiten des Werkes ganz verstehen und würdigen. Filippi, der Berichterstatter der „Perseveranza", unstreitig der gebildetste und geschickteste seines Faches, der Freund Verdi's und Ricordi's des Verlegers, hat sein großes Lob doch mit solchen Phrasen umwunden, die den mit hiesigen Verhältnissen bekannten Lesern als ein Vorbehalten erscheinen. Ich für meinen Theil kann nur sagen, daß die Stücke, welche mir beim Vorstudium des Clavierauszuges als die bedeutendsten erscheinen, vom Publikum unbeachtet geblieben sind, und daß nur zwei Gesangsstücke und ein kleines, nicht bedeutendes aber effectvolles Vorspiel (beim Erscheinen Othello's in Desdemona's Schlafgemach) wiederholt werden mußten. Und diese Wiederholungen sind bezeichnend für die Anschauungen einer italienischen Hörerschaft. Desdemona betet in Todesahnung und legt sich zu Bette; sie mußte aufstehen, wieder auf dem Betstuhl knieen und ihr Ave Maria nochmals absingen; sie schläft endlich — Othello tritt durch eine Tapetenthür ein, legt sein Schwert ab; während er mit stieren Blicken sein Weib betrachtend, sich dem Bette nähert, soll die Musik das innere Wühlen der leidenschaftlichsten Empfindungen ausdrücken, das Publikum tobt, schreit bis, Othello muß wieder hinter die Tapetenthür treten, wieder hereinschleichen, wieder wildes Mienenspiel vollführen; ich rufe ganz laut: ma questo non ha senso commune (das ist gegen den gesunden Menschenverstand), die Herren um mich im Parquet sagen, ich hätte vollkommen Recht — aber keiner wagt das Geschrei besänftigen zu wollen.

Daß Verdi nach jedem Acte mit Jubel hervorgerufen wurde, daß er nach der Vorstellung sowie in den folgenden Tagen der Gegenstand großer Huldigungen*) war, erscheint selbstverständlich, denn er ist der populärste Mann in Italien, nicht bloß als der größte Componist des Landes, sondern auch als der bewährte Patriot in härtester Zeit, und als der Wohlthäter seiner Umgebung, der einen Theil seines Vermögens gemeinnützigen Anstalten zuwendete.

Das Theater das über 3600 Personen faßt, war bis auf den letzten Platz gefüllt, und bot einen wahrhaft zauberhaften Anblick. Alle Damen in den 200 Logen prangten in dem schönsten Ballanzuge und Schmucke; die Toiletten dieses Theaterabends waren entschieden prächtiger und reicher als in den zwei großen aristokratischen Ballfesten, denen ich während meines Aufenthaltes in Mailand beigewohnt habe. Die übergroße Mehrzahl der Herren war im Frack und weißer Cravatte erschienen, die Offiziere in den Logen in Paradeuniform. Die großen Journale von London und Paris hatten ihre Berichterstatter gesendet, ebenso sämmtliche italienische bedeutendere Städte. Mit Recht konnte der Bürgermeister der Stadt, Herr Negri, bei dem „déjeuner", das der Verleger Ricordi den fremden Gästen am Tage nach der ersten Vorstellung gab, in einer sympathischen Rede behaupten, der Abend sei eine Art von nationaler Festlichkeit gewesen. Und er hob sein Glas auf die ideale Zukunft des allgemeinen Friedens!

Heinrich Ehrlich.

*) Der Gemeinderath von Parma sandte ihm Glückwünsche; der Mailänder ernannte ihn in einer besonderen Sitzung zum Bürger und überreichte ihm ein Ehrendiplom.

Feuilleton.

Die Blinde.

Von C. Sahler.

(Schluß.)

So war das Eis gebrochen und Frühlingsleben keimte in ihrem Herzen, wie es anfing, sich in der Natur zu regen. Helene lebte auf unter der wiederkehrenden Kraft und Gesundheit und der Neuerweckung der Musik. Anfangs begleitete sie des Doctors Mutter. Mit zagender Scheu wurden all die alten wohlbekannten Sachen vorgesucht, die sie mit ihrem Vater gespielt hatte, und die Seelen der alten und der jungen Spielerin fanden sich auch in harmonischem Zusammenklang. Später, als Waldow zurückkam, wurden neue Sachen einstudirt, sein froher Künstlersinn war erfüllt von dem Gedanken, in Helena auch eine Künstlerin heranzubilden und wenn er sein Cello bei ihren Trios gespielt hatte, rief er wohl aus: „Fräulein Helene, ich sehe und fühle es schon, wir erfüllen die Welt mit unseren Namen!" Ach in Helene erwachte mit den zurückkehrenden Kräften eine nie gekannte Lebensenergie: sollte es nicht doch noch Wahrheit werden, was ihr Vater geahnt? was mit solcher Kraft und Gewalt ersehnt und erstrebt wird, das mußte ja werden, Künstlerin wollte sie sein! Dann überkam sie plötzlich das Gefühl ihrer Blindheit mit eisiger Kälte. Jetzt lernte sie ja schnell, wenn Frau Rost oder Waldow ihr vorspielten, würde das aber immer so sein? würde sie nicht vielleicht eine jener Dutzendspielerinnen bleiben und ihr nur das Mitleid armselige Brosamen des Beifalls spenden? Jener Abend im Schneegestöber mahnte sie, was für ein schwaches Weib sie war. Ja schwach, denn lehnte sie sich nicht trotz alles Kunstenthusiasmus an des Doctors starke Seele? Er war nicht stets bei diesen Musikabenden zugegen; seine große Praxis nahm ihn sehr in Anspruch, aber sie sehnte

Digitized by Google

sich nach seinem festen Schritt und wenn er endlich eintrat erlangten ihre Töne erst den wahren Klang. Er liebte Musik, wie er alles Schöne und Edle liebte, als die Offenbarung göttlicher Funken; — von ihm hatte sie gelernt, „daß die Kunst die Bildnerin der Menschheit sei, daß unser Leben selber ein Kunstwerk sein soll, wie die Schöpfung ein harmonisches Ganze ist, von dem ein Jeder bloß einen Theil ausmacht; darum muß ein Jeder auch das Schwerste tragen und sich einer sanften Notwendigkeit fügen, da es in dieser Weltordnung noch etwas Höheres gäbe als Glück." Das Alles hatte er ihr gesagt, mit einem Ernst und einem von Resignation erfüllten Klang seiner Stimme, — das sollte doch offenbar ihr selbst gelten, denn was er zu beklagen hatte, ahnte sie ja nicht.

Bernhard, ich möchte etwas mit Dir reden," sagte seine Mutter eines Tages, als der Doctor müde und ernst nach Hause gekommen war und sich an das geöffnete Fenster neben sie gesetzt hatte. Die laue Frühlingsluft zog in den dämmrigen Raum und kühlte ihm die sorgenvolle Stirn. Er fuhr mit der Hand darüber, — die Mutter sollte ihre Schatten nicht sehen, — als ob er vergessen hätte, daß diese klaren Frauenaugen tief in seinem Innersten zu lesen verstanden. Er hatte sie auch sonst nicht gescheut, und seiner Mutter Herz war ihm stets ein Tempel gewesen, in dem sich sein geheimstes Denken und Fühlen offenbarte.

„Bernhard," begann sie wieder, „wann willst Du Helene Langner operiren?"

„Ich will es, sobald als möglich, Mutter, bis jetzt weiß sie noch nichts davon, ihre Mutter fürchtet, sie ist noch zu schwach und nervös, um die Aufregung zu ertragen, und fast fürchte ich es auch, aber es muß wohl bald geschehen, wenn es nicht zu spät werden soll," setzte er seufzend hinzu.

„Kraft und Gesundheit kehren ihr wieder, und ich möchte, daß das Mädchen mit dem starken guten Herzen und dem klaren Geiste auch recht glücklich werde."

„Das soll sie auch!" sagte der Doctor fest, „geschehe es selbst mit Aufopferung meines eigenen."

„Wie meinst Du das Bernhard?"

„Ahnst Du nicht Mutter, daß ich Helene liebe?"

„Ja, mein Sohn," sagte die alte Frau einfach, „aber darum muß es Dich doch mit Freude erfüllen, wenn Du selbst sie Dir zum Leben gewinnst."

„Mir!" lachte er auf, so bitter und hohnvoll, daß die alte Frau erschreckt zusammenfuhr. „Mir! hast Du denn vergessen, was für ein armseliger Mensch Dein Sohn ist, die reine Carrikatur eines Mannes!"

Es wurde still in den dämmrigen Raum.

„Kind, bedenke, wie Dich Deine Patienten, wie Dich alle Menschen lieben!"

„Freilich, weil ich der geschickte Doctor bin, dem alle Kuren gelingen, da vergißt man das Andere, — und Mutter, Liebe, wie ich sie mir ersehne, wie ich sie selbst fühle, stark und allgewaltig muß die sein, nicht aus Mitleid oder Dank geboren. Und die würde Helene nie empfinden, wenn sie mich sieht, würde sie nicht vielmehr ihr Herz Georg Waldow zuwenden, während sie jetzt — vielleicht allmählich" — Er hatte zögernd gesprochen, seine Mutter entzog ihm ihre Hand und sagte leise aber tieftraurig: „Und darum willst Du sie in der Nacht lassen, lieber eine blinde Frau haben, oder gar sie erst später dem Licht zuführen? Mein Sohn, ich verstehe Dich nicht mehr, zum ersten Male nicht!"

Schneidend kamen die Worte, eins nach dem andern, wie kalter Stahl.

„Sage lieber, ich verachte Dich! Dann trifffst Du das Rechte!" tönte es schneidend zurück.

„O nein, aber ich beklage Dich," sagte die alte Frau und drückte seine Hand. —

Wieder vergingen bange Tage. Helene war operirt worden und wohnte im Hause ihrer alten Freundin, um unter des Doctors Aufsicht noch eine Woche den Verband im dunklen Zimmer zu tragen. Eine selige Freude war über das Mädchen gekommen: Sehen zu können, jetzt sehen, wo die Natur sich im Festgewand schmückte, all die Pracht wieder zu erblicken, die sie jetzt mit soviel tieferem, reiferem Blicke erfassen würde, — sehen, jetzt wo sie soviel Liebe rings umgab, — diese Liebe nicht nur zu fühlen am Druck der Hand oder zu erlauschen an dem Klang der Rede. — O war es denn möglich, daß sie es so lange getragen und sich nur mit des Vaters armseligen Trost beholfen hatte, den er ihr so oft zugeflüstert: „Wer nicht sieht, erbaut sich eine schöne Idealwelt, schöner als die wirkliche und leidet keine Enttäuschung." Sie würde nie enttäuscht sein, denn Freundschaft, Liebe und Kunst, sind sie nicht höchste, vollendete Schönheit? und Anderes bekam sie ja nicht zu schauen. Nur eins war ihr räthselhaft: warum war der Doctor so still geworden, so einsilbig, und warum lag soviel Trauer im Klang der Stimme seiner Mutter? Sollten sie besorgt sein um den Ausgang? Nur einen Augenblick wollte sie sehen, wenn es nicht immer sein sollte, um ihn zu sehen und ihm sehend zu danken. Allein Waldow war fröhlich, voller Pläne über ihre musikalische Zukunft, er schalt sie oft im Uebermuth aus, wenn sie nicht mit einstimmen konnte, — aber hing sie denn noch an der Idee einer Künstlerlaufbahn? Es würde ihr gar kein Opfer mehr sein, sie aufzugeben, wenn, — ja wenn — —. Es ist eine räthselhafte Welt und Helene überkam wohl selbst ein fröstelndes Leben.

Nun nahte der Tag, an welchem die Binde fallen und sie wieder dem Licht und dem Leben zurückgeschenkt werden sollte. In dem Wesen des Doctors zeigte sich eine unruhige Hast, die seltsam von seiner sonst so klaren Ueberlegung abstach, ein finsterer, trübseliger Zug lagerte in den großen, freundlichen Augen. Die Cantorin fand sich in begreiflicher Angst und Erwartung schon lange vorher ein, und auch die stille alte Frau Doctorin folgte mit angstvollen Blicken den nervösen Bewegungen ihres Sohnes. Wie eine Erlösung in dieser Spannung wirkte Waldows lustige Stimme.

„Kinder, Ihr seid ja wie eine Quäkergesellschaft vor dem Weltuntergang, freuen solltet Ihr Euch, und nun sieht einer immer wehleidiger aus als der andere. Thu' mir den Gefallen Doctor, und laß mich mit dabei sein, wenn die Binde fällt und die schönen Augen mit Bewußtsein umher sehen werden!"

„Das geht nicht," sagte der Doctor kurz und kalt, „sie lernt auch erst langsam wieder sehen, — nachher könnt Ihr Euch noch genug ansehen!"

„Das werden wir auch thun, mein Liebster, aber höre, ich glaube wirklich, je mehr Menschen dabei sind und vor allen ein so harmloses Menschenkind wie ich, desto eher kommt sie und ihr alle über die Aufregung hinweg. Ich begreife Dich überhaupt nicht, Du hast schon mehr schwierige Fälle vorgehabt, und jetzt bebst Du wie ein sturmgeschüttelter Baum. Laß mich drin sein und bedanke Dich bei mir, daß ich Dir und Euch Allen über eine Nervenaffection hinweg geholfen habe." Damit stellte er sich neben den Stuhl der Frau Doctorin.

Helene wurde in den noch dämmerigen Raum geführt, mit zitternder Hand löste der Doctor die Binde — er meinte, sie müßte sein Herz schlagen hören und das Beben seiner Fingerspitzen fühlen, — dann trat er ein paar Schritte zur Seite. Helenens Herz stand beinah still, sie wußte aber, daß alle ihre Lieben um sie sein würden, das erfüllte sie mit einer Art Angst und Beklemmung. Wäre er doch allein bei ihr, nach dessen Anblick sie sich sehnte, dem sie danken wollte mit heißer Inbrunst. So oft hatte sie sich das ausgemalt, wie würde er sie ansehen, wie würde er überhaupt aussehen, stattlich, geistvoll — warum zögerte sie so lange, die Augen aufzuschlagen? Da saß ihre Mutter, neben ihr eine alte schöne Frau und bei ihr stand die hohe edle Gestalt, ja sie konnte sehen! Mit halberstickten Jauchzen fiel sie vor Waldow nieder und ergriff seine Hand: „Dank, Dank Ihnen für mein neues Leben."

Ein leises Stöhnen von der anderen Seite des Zimmers weckte alle aus der Bestürzung, zu welchen dieser plötzliche Vorgang sie erstarrt hatte.

„Ich bin nicht der, den Sie suchen, Fräulein Helene," sagte Waldow und Helene hatte auch die Stimme schon erkannt und sich umgewendet. Also das war Er! — — Ein heißes Leid wallte ihr siedend durch Herz und Gehirn. Wie ein Blitz durchzuckte sie des Vaters Wort von der Idealwelt

Digitized by Google

und der bitteren Täuschung. Stumm reichte sie ihm beide Hände, reden konnte sie nicht mehr. Da sahen sie die großen, dunklen Augen so traurig, so voll Liebe an: „Werden Sie nun recht glücklich!“ sagte er mit dem tiefen Brustton innigster Empfindung und wandte sich fort, um in sein Zimmer zu gehen.

Wie Helene über diesen Tag, über die Freuden- und Glücksäußerungen der Ihrigen hinwegkam, wie sie die folgenden Tage lebte, — sie wußte es nicht. Eine neue Welt des Lichts war ihr erschlossen, und doch war ihr, als sei in ihr eine ganze Welt zusammengestürzt, als hätte sie selbst sie zertrümmert, und als sähen unter den Trümmern zwei todestraurige Augen angstvoll und hülfesuchend zu ihr empor und eine wohlbekannte, geliebte Stimme drängte sich in ihr Herz: „Ich liebte Dich doch und Du liebtest mich auch, warum begräbst Du mich in dieser Nacht?“ Ja, — sollte denn wirklich in dem Moment, als ihr der eine Blick und das eine Wort aus des Doctors Munde ihr sein wohlgehütetes, von ihr so heimlich erflehtes Geheimniß verrieth, in ihr alle Liebe versunken sein, bloß weil ein grausam, räthselhaftes Geschick die unsterbliche Seele nicht mit einem ihrer würdigen Gewande geschmückt hatte?! Und hatte sie ihn nicht geliebt, ihn, den Menschen, den Geist, den Gottheitsgedanken, der sie durch diese tiefen Augen ansah, der von dieser hehren Stirn strahlte, der sich ihr zu eigen gegeben hatte, und sie ihrer selbst erst werth gemacht hatte. Er war noch derselbe, — war nur sie eine Andere geworden? — Ein jauchzendes Leben erwachte in ihrem Herzen — sie nahm die Geige und spielte, zum ersten Male wieder. Jubelnde Laute waren es, daß die Mutter und Ernst sie scheu verwundert betrachteten. Schubert's unsterbliches Liebeslied „Du meine Seele, Du mein Herz“, erfüllte das stille Gemach.

Sie spielte mit wahrer Inbrunst und merkte nicht, wie der Doctor in die Thür trat und auf der Schwelle stehen blieb. Erst als sie geendet, redete er sie an. Glühende Scham bedeckte ihr Antlitz, — jetzt mußte er ja Alles ahnen und wissen.

„Nun geht es wohl auf die Künstlerlaufbahn,“ sagte er gepreßt.

„Ich will gar nicht Künstlerin werden, ich kann nicht mehr vor Fremden spielen, ich tauge nicht unter die Leute,“ erwiderte sie.

„Da wird doch Waldow recht enttäuscht sein!“

„Herr Waldow?“ lächelte sie. „o bei dem würde eine Enttäuschung nie das tiefste Innerste erregen, er findet sich überall in der Welt zurecht, und über die Enttäuschung, nicht mit mir in Concerten zu spielen, kommt er gewiß am schnellsten hinweg.“

Sie hatte heiter und leichtfertig gesprochen, daß er erstaunt und fragend sie anblickte. „Andere Menschen greifen Enttäuschungen tiefer und verändern oft Charakter und Willen“, sagte er dann.

„Aber nie den innersten Kern, das bessere Wesen in uns“, entgegnete Helene leise aber bestimmt, „das veredeln und heben sie, denn hinter der Welt des Scheins, — des mangelhaften Scheins sieht man das Ewig-Wahre, das Geistig-Schöne.“

Da legte sich sein Arm sanft um ihre Gestalt und zog sie an sich. Leise zitternd schlich sich der Frühlingshauch durch das offene Fenster und begrüßte ein neues Glück und eine neue Hoffnung.

Aus der Hauptstadt.

Aus den Concertsälen.

Die musikalische Fluth, welche allwinterlich über uns herein bricht, hat dermalen ihren Höhepunkt erreicht und die Pforten der Concertsäle werden nur noch geöffnet, sobald die Scheuerweiber ihres Amtes drinnen mit ihren Reinigungswerkzeugen walten. Sonst bleiben sie, wie ehedem die Thorflügel des römischen Janustempels unerbittlich geschlossen. Wozu dieser musikalische Kriegslärm eigentlich ununterbrochen verursacht wird, ist in sehr vielen Fällen nicht zu ergründen. Er nützt weder der Kunst, noch den Künstlern und noch viel weniger den Hörern. Das Concertiren ist namentlich für die zahllosen Clavierspieler und Clavierspielerinnen zu einer förmlichen Function geworden, das Wort in dem physiologischen Sinne genommen. Unter so bewandten Verhältnissen ist es natürlich ganz unmöglich, auch nur eine summarische Uebersicht über die musikalischen Veranstaltungen zu geben. Man muß sich auf die aus der Masse hinausragenden Erscheinungen beschränken und diesen seine ausschließliche Aufmerksamkeit zuwenden. Da lenkt denn zunächst ein wirklicher jugendlicher Künstler unsere Theilnahme auf sich, Herr Stavenhagen. Unter den lebenden Clavierspielern steht er unbedingt schon jetzt in erster Reihe. Er vereinigt die höchste technische Vollendung mit einer echt künstlerischen Abgeklärtheit in der Ausführung. Er weiß sich von jeder bizarren Manier frei zu halten und richtet mit echt männlicher Entschlossenheit sein ganzes Augenmerk auf den Kern der Sache, um die es sich handelt. In diesem Betracht erinnert er unverkennbar an den unvergeßlichen Carl Tausig — und das ist wohl die höchste Anerkennung, welche wir Herrn Stavenhagen zollen können. Obwohl er in seinem ersten Concerte sich selbst durch die Wahl ausschließlich Liszt'scher Compositionen eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit bereitet hatte, wußte er dennoch die Theilnahme der zahlreichen Zuhörerschaft in fortdauernder Steigerung zu erhalten. Fürwahr, im Hinblick auf die Einseitigkeit des ausgewählten Programms keine geringe Probe auf die künstlerische Leistungsfähigkeit des jugendlichen Meisters! Besonders wohlthuend erschien uns die feste, markige Rythmirung im Es-dur-Concerte. An einzelnen Stellen gewann das bekannte Musikstück einen nahezu ganz veränderten Charakter und einen ungleich bestimmteren und schöneren. Mit einem ebenso glücklichen, als sicheren künstlerischen Tact wußte Herr Stavenhagen alle Uebertreibungen zu vermeiden, zu denen gerade dieses Concert so leicht den Virtuosen verleitet. Allein trotz dieser schönen Mäßigung blieb er an den betreffenden Stellen der erforderlichen glanzvollen Bravour nichts schuldig. Den Variationen über ein Bach'sches Thema „Klagen, Weinen“, das sich unseres Wissens auch in einem der großen Chorwerke des unsterblichen Thomascantors befindet, vermochten wir keinen rechten Geschmack abzugewinnen und die Hugenottenphantasie erschien uns gleichfalls in ihrer neuen Bearbeitung erheblich mehr an Schwierigkeiten als an Schönheiten gewonnen zu haben. Gewöhnliche Sterbliche hatten schon an den raffinirten technischen Kunststücken der alten Hugenottenphantasie genug, als daß sie sich nach neuen hätten sehnen sollen. Allein Meister Liszt schien die Absicht gehabt zu haben, der inzwischen in's Ungeheuerliche gesteigerten Technik des Clavierspiels neue erhöhte Schwierigkeiten zur Ueberwindung darzubieten. Und auch dies ist Herrn Stavenhagen vollkommen gelungen. Was aber soll dann werden, wenn auch das jetzt erreichte Maß höchster Kunstfertigkeit auf dem Clavier nicht mehr ausreichen sollte? An eine solche Möglichkeit für die Zukunft darf man kaum denken, ohne schwindelig zu werden.

Zu den Auserwählten und Berufenen gehört auch vor Allem der Pianist Franz Rummel, bekanntlich ein Schüler des Brüsseler Conservatoriums, aber er ist im Berliner Concertleben eine besonders beliebte und hervorragende Erscheinung geworden durch seine in diesem Winter zum erstenmal in's Leben gerufene eigenste Schöpfung der Populären Kammermusik-Abende, welche zuerst im Concerthaus und neuerdings in der Singakademie ein vornehmes Publikum zu versammeln pflegte. Der geniale Künstler bewährte sich da nicht nur in Technik und Empfindung als der eminente Pianist, den wir schon lange schätzen, sondern auch als gewandter Arrangeur und geschmackvoller Dirigent. Er bot die beste classische Musik in gewähltester Ausführung und hatte einen auserlesenen Künstlerkreis, worunter wir nur Franz Krückl, Frau Goselli-Lagemann, das sangeskundige Ehepaar Hildach und den Violinisten Herrn Schuster nennen, um sich geschaart. Hummel, Beethoven, Bach, Schumann, Schubert, Mozart, aber auch die Neueren wie Brahms, Rubinstein, Kirchner, Leßmann, Franz, Taubert, Hiller, Jensen, H. Hofmann (mit seinem reizenden Octett) waren im Programm vertreten. Zum erstenmale hörten wir ein zumal im zweiten und dritten Satz ansprechendes Clavierquartett C-moll von Seyffardt, und besonderen Beifall fand die geistreiche Violinsonate A-dur von Raff. Als mitwirkende Instrumentalisten der letzten Abende waren königliche Kammermusiker gewonnen. Rummel's Kammermusik-Abende entsprechen einem wirklichen Bedürfnisse der Berliner dilettanti im edelsten Sinne des Wortes, und wir hoffen ihnen im nächsten Winter als fest eingebürgerter Institution im Musikleben unserer Reichshauptstadt wieder zu begegnen.

K.

Digitized by Google

Werke von Wilhelm Jensen.

Aus Lübecks alten Tagen. Novelle. 2. Aufl. Min.-Ausg. Berlin 1877, Paetel, geb. 3 *M*.

Aus dem 16. Jahrhundert. Culturhistorische Novellen. hoch 4. Mit eingedr. Holzschn. u. Holzschntaf. Bielefeld 1877, Velhagen & Klasing. 20 *M*, geb. in Leinwand 25 *M*, in Leder 35 *M*.

Aus wechselnden Tagen. Gesammelte Gedichte. 8. Berlin 1877, Stilke. 3 *M*, geb. 4 *M* 50 *Pf*.

Barthenia. Roman. 3 Bde. 8. Berlin 1877, Janke. 18 *M*.

Dido. Tragödie in 5 Aufzügen. gr. 8. Berlin 1870, F. Dunker, jetzt Krabbe in Stuttgart. 2 *M* 50 *Pf*.

Eddystone. 8. Berlin 1872, Paetel. 4 *M*, geb. mit Goldschn. 5 *M* 50 *Pf*.

Das Erbtheil des Blutes. Erzählung. 2. Aufl. 8. Berlin 1871, Expedition des Sonntagsblattes. 3 *M*.

Die braune Erika. Novelle. 3. Aufl. 16. Berlin 1877, Paetel. geb. mit Goldschn. 3 *M*.

Fluth und Ebbe. Ein Roman. 2 Bde. 8. Mitau 1877, Behre. 10 *M*.

Gedichte. Neue Ausgabe. gr. 16. Berlin 1872, Paetel (früher Verlag von Kröner). geb. mit Goldschnitt 3 *M*.

Der Gesell des Meisters Matthias. Novellen aus den Kloster-Annalen der Neuzeit. 8. 1870. Exped. d. Flensb. Ztg. 3 *M*.

Späte Heimkehr. Novelle. 2. Aufl. Min.-Ausgabe. Berlin 1877, Paetel. geb. 3 *M*.

Die Insel. Ein episches Gedicht. gr. 16. Berlin 1874, Janke. 4 *M*.

Juana v. Castilien. Tragödie in 5 Aufzügen. gr. 8. Berlin 1872, Paetel. 3 *M*.

Die Juden von Cöln. Novelle aus dem deutschen Mittelalter. 8. Flensburg 1869, Exped. d. Flensb. Ztg. 3 *M*.

Lieder aus Frankreich aus dem Jahre 1870. 2. verm. Aufl. 16. Berlin 1873, Paetel. cart. 2 *M*.

Lieder aus dem Jahre 1870. 16. Berlin 1870, Lipperheide. 50 *Pf*.

Minaika. Ein Roman aus dem 30jährigen Kriege. 2 Bde. gr. 8. Braunschweig 1871, Westermann. 10 *M*.

Nach hundert Jahren. Ein Roman aus neuester Zeit. 4 Bde. 8. Schwerin 1873, Hildebrand. 16 *M*.

Die Namenlosen. Roman. 3 Bde. 8. Ebendas. 1873. 11 *M*.

Nirvana. Drei Bücher aus der Geschichte Frankreichs. Roman. 4 Bde. 8. Breslau 1877, Schottländer. 18 *M*.

Nordlicht. Novellen-Cyclus. 3 Bde. 8. Berlin 1872, Paetel. 12 *M*, geb. 15 *M*.

Novellen. gr. 16. Ebds. 1868 (früher Heiberg in Schleswig). 4 *M*. geb. 6 *M*.

Neue Novellen. 8. Stuttgart 1869, Kröner. 2 *M* 50 *Pf*.

Lübecker Novellen. gr. 16. Berlin 1868, Paetel (früher Heiberg in Schleswig). geb. mit Goldschn. 3 *M*.

Nymphäa. Novelle. 2. Aufl. 16. Stuttgart 1877, Simon. geb. mit Goldschnitt 3 *M*.

Im Pfarrdorf. Novelle. 2. Aufl. 16. Berlin 1875, Paetel. geb. mit Goldschnitt 3 *M*.

Sommergeschichten. 2 Bände. 8. Leipzig 1877, E. J. Günther. 7 *M* 50 *Pf*.

Sonne und Schatten. Roman. 2 Bde. 8. Berlin 1873, Paetel. 8 *M*.

Drei Sonnen. 3 Bde. Schwerin 1873, Hildebrand. 10 *M* 50 *Pf*.

Trimborn und Co. Eine Weihnachts- und Sylvester-Erzählung. gr. 16. Berlin 1872, Paetel. 2 *M*, geb. mit Goldschnitt 3 *M*.

Magister Thimotheus. Novelle. 16. Berlin 1866, Paetel (früher Heiberg in Schleswig). geb. mit Goldschnitt 3 *M*.

Am meines Lebenstages Mittag. (Nel mezzo del Cammin di nostra vita.) Terzinen. gr. 16. Berlin 1873, Stilke. 2 *M*, geb. 3 *M*.

Unter heißerer Sonne. Novelle. 8. Braunschweig 1869, Westermann. 3 *M* 50 *Pf*.

Westwardhome. Novelle. gr. 16. Berlin 1868, Paetel (früher Heiberg in Schleswig). geb. mit Goldschnitt 3 *M*.

Aus den Tagen der Hansa. Drei Novellen. 3 Bde. 8. Freiburg 1885, Kriepert & von Bolschwing. 12 *M*, geb. 16 *M*.

Aus stiller Zeit. 3 Bde. 8. Berlin 1881—1884, Paetel. à 4 *M*. Inhalt: 1. Unter den Schatten. — Licaena Silene. 2. Verblichene Schrift. — Ein Traum. 3. Jugendträume. — Der Ulmenkrug.

Bohemund. Phikinnion. Zwei Erzählungen. 8. Berlin 1879, Teschner & Rosenhauer. 1 *M* 80 *Pf*.

Fragmente. Roman. 2 Bde. 8. Breslau 1878, Schottländer. 10 *M*.

Frühlingsstürme. Neue Novellen. 2 Bde. 8. Berlin 1880, Eckstein Nachf. 10 *M*.

Holzwegtraum. Ein Sommernachts-Gedicht. 16. Stuttgart 1879, Deutsche Verlagsanstalt. 3 *M*, geb. mit Goldschnitt 5 *M*.

Der Kampf für's Reich. Tragödie in 5 Aufz. 8. Freiburg i. Br. 1884, Kiepert & von Bolschwing. 2 *M* 40 *Pf*.

Karin von Schweden. Novelle. 2. Aufl. 8. Berlin 1882, Paetel. 4 *M*, geb. 3 *M* 50 *Pf*.

Metamorphosen. Roman. 8. Breslau 1883, Schottländer. 3 *M*, geb. 4 *M*.

Nach Sonnenuntergang. Roman in 2 Büchern. 8. Berlin 1879, Teschner & Rosenhauer. 10 *M*.

Das Pfarrhaus von Ellernbrook. Ein Roman. 2. Aufl. 8. Stuttgart 1881, Deutsche Verlags-Anstalt. 10 *M*.

Die Pfeifer vom Pusenbach. Eine romantische Erzählung aus dem Elsaß. 2 Bde. Leipzig 1884, Schliche. 10 *M*, geb. 12 *M*.

Ein Skizzenbuch. Mit Portraits. 8. Freiburg i. Br. 1884, Kiepert & v. Bolschwing. 5 *M*, geb. in Leinw. 6 *M*, in Halbfr. 6 *M* 50 *Pf*.

Stimmen des Lebens. Gedichte. 8. Dresden 1881, Ehlermann. 3 *M*, geb. 4 *M*.

Das Tagebuch aus Grönland. Roman. 3 Bde. 8. Berlin 1885, Janke. 12 *M*.

Der Teufel in Schiltach. Roman. 8. Ebendas. 1883. 2 *M*.

Ueber Vivisektion, ihre Gegner und Herrn Richard Wagner. 3. Aufl. gr. 8. Stuttgart 1881. Levy & Müller. 75 *Pf*.

Ueber die Wolken. Roman. 2. Aufl. 8. Leipzig 1884, Bergmann. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Am den Kaiserstuhl. Ein Roman aus dem 30jährigen Kriege. 2 Bände. 8. Berlin 1878, Habel. 12 *M*.

Versunkene Welten. Historischer Roman. 2 Bde. 8. Breslau 1882, Schottländer. 9 *M*, geb. 11 *M*.

Vom alten Stamm. Roman. 3 Bde. 8. Berlin 1884, Janke. 12 *M*.

Vom römischen Reich deutscher Nation. Roman aus dem 18. Jahrhundert. 3 Bde. Mit dem Portrait Friedrichs des Großen. 8. Ebendas. 1882. 12 *M*.

Vor Sonnenwende. 12. Breslau 1881, Schottländer. 2 *M*, geb. 3 *M*.

In Wettolsheim. Ein dramatisches Gedicht. 8. Freiburg i. Br. 1884, Kiepert & von Bolschwing. Cart. 1 *M* 50 *Pf*.

In der Fremde. Roman in 2 Büchern. Ein starker Band. Leipzig 1886, Elischer. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 26. Februar 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Wirthschaftsjahr 1886. Von Max Quarck. — Ueber magnetische Erziehung. Von Dr. med. H. Bernheim. — **Literatur und Kunst:** Goethe's Tagebücher und Briefe aus Italien. Von H. Düntzer. — Professorenroman und Professorenkritik. Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Eine Gerichtssitzung. Von Wilhelm Jensen. — **Aus der Hauptstadt:** Neue Operetten. Von Rud. Fiege. — Aus Gurlitt's Kunstsalon. — Inserate.

Das Wirthschaftsjahr 1886.

Von Max Quarck.

An dieser Stelle schlossen wir vor einem Jahr die Rückschau auf 1885 in nicht gerade freudigem Tone. 1885 war ununterbrochen ein Jahr wirthschaftlichen Uebelbefindens gewesen. Der ungezügelte Wettbewerb hatte in allen Erwerbszweigen mit Hülfe der modernen Maschinerie und Technik eine Zuvielerzeugung geschaffen, welche mit ihrem gewaltigen Preisdrucke auf dem gesammten Verkehre wie ein schwerer Alp lastete. Nur die capitalkräftigsten Industriellen konnten noch von Gewinn sprechen. Die Reihen der mittleren und kleineren Unternehmer lichtete der Bankerott, und die Arbeiter litten unsäglich unter der allgemeinen Stockung. Nun wohl — diese Lage der Dinge überkam das Jahr 1886 von seinem Vorgänger unverändert. Es hob mit derselben Wirthschaftskrisis an, sah aber dieselbe sich bis zur letzten Grenze steigern. Die äußerste wirthschaftliche Abzehrung, welche in die Mitte des Jahres fiel, schuf sodann endlich auch den endgiltigen Abschluß dieser Krisenperiode und die Möglichkeit einer Ergänzung der geleerten Märkte in vielen Geschäftszweigen. Damit ging eine Neubelebung jeglicher wirthschaftlicher Thätigkeit Hand in Hand. Eine Ausdehnung der Weltwirthschaft, welche glücklicherweise hinzukam, nach Gegenden, die ihr bis jetzt noch verhältnißmäßig wenig geöffnet waren, gab jener Neubelebung noch höheren Schwung. Aber die Erschöpfung des inneren Marktes war die wenig tröstliche Hauptursache der endlichen Erholung — es liegt daran, dies sehr nachdrücklich und stark zu betonen, weil uns die Erkenntniß dieser Hauptursache im weiteren Verlaufe unserer Betrachtung noch zu wichtigen Ausblicken führen wird. Sehen wir uns zunächst die Thatsachen an.

Kohle und Eisen sind Salz und Brod, die hauptsächlichsten Lebenselemente der modernen Industrie. Selbst nach Abschluß des ersten Halbjahres 1886 war weder für das eine, noch das andere schon die Zeit der Erholung gekommen. Auf dem rheinisch-westfälischen Markte wurden, nach dem dortigen Fabrikantenblatte, noch im September die Befürchtungen betreffs des weiteren Rückganges der Preise von Coaks und Coakskohlen „bei weitem durch die Thatsachen übertroffen", und die mit Juni abschließende Quartalsstatistik des Breslauer Oberbergamtes stellte fest, daß die Förderung noch immer um 10 Procent höher als der Absatz gesteigert worden war, die Kohlenpreise des oberschlesischen Reviers aber in Folge dessen auf einen so niedrig noch nicht dagewesenen Durchschnitt von 18,75 für den Centner gesunken waren. Hier befand man sich also noch in voller Zuvielerzeugung, während daneben die deutsche Montanindustrie sich schon dem fortgeschritteneren, letzten Krankheitsstadium, der äußersten Betriebsbeschränkung, näherte oder in ihm befand. Bereits in der Zeit vom 1. Januar bis 31. Mai 1886 hatte die Gesammterzeugung deutscher Hochofenwerke nur 1,427,572 Tonnen gegen 1,561,400 im gleichen Zeitraume des Vorjahres betragen. Bis Ende Juni war auf dem rheinisch-westfälischen Eisen- und Stahlmarkte der Vorrath an allen Sorten Eisen um 25,746 Tonnen, und in diesem Monate allein die Erzeugung um 3924 Tonnen geringer. Ein kleines Besserungszeichen bestand bereits in den um 4128 Tonnen höheren Monatsabsatze. Die Erzeugung der oberschlesischen Eisenindustrie aber betrug im ersten Halbjahre 1886 nur noch 188,777 Tonnen gegen 215,663 Tonnen in derselben Zeit des Vorjahres. In ganz Deutschland wurden während der ersten sieben Monate von 1886 1,983.515 gegen 2,188,123 Tonnen in 1885, und während des ganzen Jahres 3,339,803 gegen 3,751,775 Tonnen im Vorjahre erzeugt. Das ist eine Ermäßigung um 11 Procent noch am Jahresende. Daß eine solche Einschränkung nur durch die weitgehendsten Arbeitszeit- und Lohnverkürzungen, sowie Arbeiterentlassungen zu erreichen war, leuchtet ohne Weiteres ein.

Es würde zu weit führen, diese wirthschaftliche Abzehrungserscheinung auch nur in die Mehrzahl der übrigen Großindustrien zu verfolgen. Eisen und Kohle sind ja zuverlässige Barometer. Aber es sei wenigstens kurz hinzugefügt, daß im Februar 1886 die Baumwollpreise bis zu 32 Procent gegen August 1882 abgeschlagen hatten und die Spinnereien sowie Webereien des gladbacher, elsässischen und sächsischen Bezirkes mit beschränkter Zeit arbeiteten; daß die Handelskammer zu Wesel im Sommer die deutschen Papierfabrikanten vor der „geradezu erschreckenden Ueberproduction" warnte und auf das Eindringlichste zur Betriebseinschränkung mahnte; daß unsere Chemikalienerzeugung einen 18procentigen Preisrückgang zu beklagen hatte; daß die deutschen Spiritusbrenner nach den ersten drei Monaten der 86er Campagne eine Mindererzeugung von etwa 14 Mill. Liter gegen 1885 feststellten; endlich daß die deutschen Glashüttenverhältnisse von dem fachkundigen Berichterstatter der „Köln. Ztg." im September als „höchst ungünstige" bezeichnet wurden. Der Nothstand, der im März unter der Arbeiterbevölkerung Hamburgs besonders grell zu Tage trat, ist wohl noch in frischer Erinnerung. Man schrieb der „Nordd. Allg. Ztg." von einem „Elend, desgleichen man in Hamburg noch nie gesehen habe". Natürlich litten auch noch alle Verkehrswege auf das Empfindlichste unter der ihrem

Digitized by Google

Höhepunkte sich nähernden Krisis. Nach den Berichten der „Köln. Ztg." waren im Juni am Rheine, um nur einen Wasserweg zu nennen, die Schlepplöhne und Schiffsfrachten auf einen noch nie dagewesenen Stand herabgedrückt, sodaß keine Woche ohne die Zwangsversteigerung mehrerer Fahrzeuge verlief. Den meisten deutschen Eisenbahnen ging es nicht besser beim Ueberschlag des Verkehres. Das Ergebniß drückte sich auch im Getreideconsum aus. Es verblieben zum Verbrauch in Deutschland (Mill. Kilogramm):

	in der Saison 1885/86	1883/84
an Roggen	5257	5296
an Weizen	2599	2898

Werfen wir, damit das Bild nicht einseitig erscheine, nur noch einen kurzen Blick nach dem benachbarten Oesterreich und dem Auslande. Der Gesammtaußenhandel der erstgenannten Monarchie sank von 314,8 Mill. Gulden im Jahre 1885 auf 282,1 Mill. Gulden im Jahre 1886, also auf einen so niedrigen Punkt, wie er ihn seit 1881 nicht erreicht hatte. Andere Zahlen belegten nebenbei, daß die Kaufkraft der großen arbeitenden Massen entsprechend gesunken war. Es verminderte sich nämlich im ersten Vierteljahr 1886 der Consum gewöhnlicher Cigarren und Tabake in den industriellsten Bezirken Oesterreichs allein um mehrere Hunderttausende von Einheiten. Die Einfuhr einer Reihe wichtiger Massenverbrauchsartikel, wie Reis, Kaffe, Kartoffelu, Gemüse, nahm im ersten Halbjahre ganz erheblich ab, und auf der anderen Seite stieg die Menge derjenigen Volksnahrungsmittel, welche mit dem Fortschreiten des wirthschaftlichen Niederganges in immer größeren Mengen verbraucht werden (Schweinefleisch, Häringe). Im März schätzte man, was bei den Demonstrationen derselben leichter möglich war, die Arbeitslosen in der schönen Hauptstadt an der Donau allein auf 15,000 Köpfe, und es war deshalb kein Wunder, wenn die größte Arbeiterkrankenkasse Oesterreichs zu Wien im ersten Viertel des Jahres 14,870 Gulden oder 27 Procent mehr, als zur gleichen Zeit des Vorjahres, an Unterstützungen ausgeben mußte. Der Eisenbahnbetrieb ergab dann ebenfalls bis ans Ende der ersten zehn Monate ein Weniger von 6 Mill. Gulden oder 600,000 Gulden im Monat.

Aus Paris schrieb man im Mai der „Magd. Ztg.", einige wenige Luxusindustrien ausgenommen habe die Stockung den bedenklichsten Grad erreicht; die Geschäftsherren hatten ihr Personal durchgängig auf ein Drittel, ja ein Viertel eingeschränkt. So kam man in den hauptstädtischen Blättern zu der vielleicht übertriebenen, aber jedenfalls bezeichnenden Angabe, daß sich 120,000 Beschäftigungslose in Paris befänden und die Zahl der mit beschränkten Tagewerk Arbeitenden etwa 100,000 betrage. Wenigstens war der Ertrag des Octroi während der ersten sechs Monate um die kolossale Summe von 758,111 Frcs. gegen die gleiche Periode des Vorjahres gefallen — ein sicheres Krisenzeichen! Und diesen Rückgang des Absatzes im eigenen Lande bestätigte auch der halbjährliche Handelsausweis Frankreichs, der im Uebrigen mit einer gesteigerten Ausfuhr von den Anstrengungen der französischen Geschäftswelt zeugte, ausländische Märkte zu erobern. Die Einfuhr betrug 23 Millionen weniger als im Vorjahre, und dieses Weniger kam namentlich zum Ausdrucke bei Roh- und Brennstoffen, sowie verarbeiteten Massenartikeln. Noch deutlicher malten sich die ungesunden Wirthschaftszustände in England. Dort betrug z. B. der Vorrath aller Sorten Eisen im clevelander Hauptbezirke Ende Juli bereits 706,736 Tonnen, während er sich im October 1885, also ein Vierteljahr später im Vorjahre, erst auf 443,609 Tonnen belief. Im August mußten sich die Erzeuger entschließen, eine allgemeine Betriebsbeschränkung um 20 Procent oder 6000 Tonnen wöchentlich eintreten und von 93 Hochöfen 13 verlöschen zu lassen. Auch die Baumwollspinnervereinigung beschloß am 3. August einstimmig zu London angesichts der niedrigen Preise, fortan mit halber Schicht durch das ganze Land zu arbeiten. Waren doch vom 1. Januar bis 28. August allein 235 Fallissements mehr angemeldet worden, als in der gleichen Periode des Vorjahres! Die Arbeiter hatten noch mehr zu leiden; wenn man schon im ersten Monate die Unterstandslosen auf 30,000 geschätzt hatte, so ergaben Ermittelungen gegen Ende des Jahres, daß bis zu 60 Procent der erwachsenen männlichen Arbeiterbevölkerung ohne Arbeit waren. Die „Times" konnten mit Recht sagen, daß „die Aussichten der arbeitenden Klassen im im ganzen Ver. Königreiche düster genug" seien. Indeß der Industrie noch geradezu gewaltsame Beschränkungen zugemuthet werden mußten, waren die Kaffee-, Zucker- und Petroleumvorräthe in den Häfen übrigens schon längst erheblich zusammengeschrumpft, weil der Verbrauch viel früher stark sank. Noch bei der Zusammenstellung der ganzen Jahresbilanz des englischen Handels kommt das Weniger der Einfuhr (21 Mill. Pfd. Sterl.) gegen das Vorjahr zu drei Viertheilen auf Nahrungsmittel. Betrachtet man vollends die ersten acht Monate allein, so umfaßte (in Mill. Pfd. Sterl.)

die Einfuhr . .	nur noch	227,6	in 1886	gegen	250,3	in 1885
„ Ausfuhr . .	„ „	140,6	„ „	„	142,0	„ „
der Einfuhrüberschuß aber . .	„ „	87,0	„ „	„	108,3	„ „

Ueberall gewaltige Abnahmen, die denn auch auf den internationalen Schienenwegen, z. B. der Schweiz, in einem nicht unbeträchtlichen Schwinden des Güterverkehrs, und in England selbst in einem vollständigen Darniederliegen des Schiffsbaues zum Ausdruck kamen.

Wenn man uns aufmerksam gefolgt ist, wird man an dieser Stelle fragen, warum denn der Vereinigten Staaten keine Erwähnung geschieht in unserer bisherigen Uebersicht. Dieselben fehlten doch im vorigen Jahre nicht unter den von der Krisis heimgesuchten Ländern. Nun — bei unserer diesjährigen Wanderung über den Atlantischen Ocean treffen wir drüben bessere Zustände an. Und das ist der Grund, weshalb wir mit Amerika nicht den ersten, traurigen Hauptabschnitt unserer Betrachtung schließen, sondern den zweiten, günstiger lautenden beginnen. Die bis in das letzte Viertel des Jahres hineinreichenden äußersten Betriebsbeschränkungen der alten Welt mußten allerdings am Ende einer Krisenperiode überhaupt erst die Möglichkeit schaffen, daß die früher mit Fettpolstern ungesund überwucherten wirthschaftlichen Organe Europas wieder funktioniren konnten. Dies muß gegenüber den flüchtigen Darstellungen vom Vergleiche des letzten Wirthschaftsjahres festgehalten werden, und darum haben wir bislang auch den ersteren größeren Theil des Zeitraumes so ausführlich behandelt. Es kann nicht deutlich genug dargelegt werden, daß in dem furchtbaren Rückschlage der Zuvielerzeugung, in dem denkbar stärksten Preisdrucke und der äußersten Betriebsbeschränkung, welche mit dem Ruin Tausender verknüpft waren, die erste und hauptsächlichste Ursache des mit diesen Umständen sehr theuer erkauften Erholung lag. Nun konnte die Belebung von der anderen Seite des Oceans erst eigentlich wirken — früher wäre auch sie machtlos gegenüber der Krise auf ihrem Höhepunkte gewesen. Aber sie wirkte jetzt doppelt stark, weil sie ausging von einer Ausdehnung moderner Gewerbethätigkeit auf eine der wenigen Weltgegenden, die von dieser noch besetzt werden können und bislang nicht besetzt waren. Noch im März verzweifelte man in Amerika selbst an einer Besserung von Innen heraus, trotzdem z. B. die amerikanische Eisen- und Stahlerzeugung allein von 5,8 Mill. Tonnen im Jahre 1882 auf 4,6 Mill. Tonnen in 1885 gesunken war. Da machten denn die Südstaaten mit einem Male in einer Art Selbstcolonisirung die erfolgreichsten Anstrengungen, industriell das nachzuholen, was sie bisher versäumt. Das Capital des Nordens, welches dort keine lohnende Anlage mehr fand, kam ihnen zu Hülfe. Zur Erschließung des Kohlen- und Eisenreichthumes von Tenessee und Alabama bildeten sich Unternehmervereinigungen mit vielen Millionen Dollars Capital. Dergestalt schossen die Werke und Fabriken beinahe aus dem Boden und man zählte am Schlusse der letzten neun Monate des Jahres 1886 nach amtlichen Berichten an die 800 neu erstandene Unternehmungen, in denen ein Gesammtcapital von

Digitized by Google

etwa 84 Mill. Dollar steckte. Außerdem wurden während des dritten Jahresviertel allein 66 Eisenbahngesellschaften neu gegründet. Solch mächtiges Aufblühen ganzer Staaten mit der entsprechend gesteigerten Nachfrage nach den Erzeugnissen der übrigen, auf Bestellungen wartenden Welt konnte nicht verfehlen, die wieder erwachende gewerbliche Thätigkeit weit schneller in Schwung zu bringen, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Zunächst natürlich in Nordamerika, wo vielleicht auch die theilweise Einführung des achtstündigen Arbeitstages unter dem Drucke der dahingehenden Arbeiterbewegung wohlthätig gewirkt hatte. Sodann weitere und größere Wellen schlagend, auch in Europa — wir wandern solchergestalt, dem Gange der wirthschaftlichen Ereignisse folgend, in die jetzt auflebende Heimath zurück. Schon im August waren die Umsätze der Clearing Houses in den leitenden Geschäftsmittelpunkten der Vereinigten Staaten um 20 Procent größer, als in demselben Monat 1885, und die Waareneinfuhr New-Yorks allein stieg in den ersten drei Monaten von 250 Mill. im Jahre 1885 auf 289 Mill. Dollar im Jahre 1886. Die Darstellung von Roheisen, um nur diese Hauptbranche herauszugreifen, erreichte 5,600,000 Tonnen und die von Stahlblöcken 2,000,000 Tonnen — d. i. die größte je dagewesene Jahreserzeugung an Eisen und Stahl in den Vereinigten Staaten. Die Vereinigung der Walzwerke, welche die Erzeugung für das Jahr festgestellt hatte, mußte die Ziffer um beinahe 50 Procent erhöhen und bestimmte dieselbe für 1887 auf 1,175,000 Tonnen. Auch diese Zahl wird wahrscheinlich auf 2,000,000 erhöht werden. Die Südstaaten stellten natürlich den größten Theil des Plus. Eine unmittelbare Folgeerscheinung ist das Sinken der Bankerotte von 11,116 mit Gesammtverbindlichkeiten von 119,120,000 Dollar im Vorjahre auf 10,568 mit 113,647,000 Dollar im Berichtsjahre. Uebrigens erfordert die Vollständigkeit, hinzuzufügen, daß sich auch in den eigentlichen Colonien ein Steigen des Bedarfs an europäischen Waaren kundgab. Britisch-Ostindien führte seit Anfang 1885 für etwa 5 Millionen Rupien jährlich mehr ein und 50 Mill. Rupien weniger aus und in China, sowie den australischen Colonien zeigte sich eine entsprechende Bewegung wenigstens bis Ende 1885. — Bei der Rückkehr nach Europa stoßen wir zunächst auf England. Anfang December hatte dort im Hauptbezirke Cleveland der Verbrauch an Roheisen endlich die Erzeugung überholt. Die gesammte Handelsbilanz in Eisen und Stahl näherte sich des vorjährigen wenigstens stark, sodaß 179,921 Tonnen Stahl und Eisen im zweiten Halbjahre gegen 78,593 Tonnen im ersten ausgeführt werden konnten. Die Hauptsache ging natürlich nach Amerika: 228,219 Tonnen im zweiten Semester gegen 177,745 im ersten. — Frankreich hat noch günstigere Ziffern aufzuweisen. Seine Einfuhr im Jahre 1886 belief sich auf 4234 1/3 Mill. (146 Mill. mehr als 1885), die Ausfuhr auf 3300 Mill. (212 Mill. mehr als 1885). Die Zunahme der Einfuhr kommt ganz auf Nahrungsmittel, Rohstoffe und Halbfabrikate, während die Einfuhr fertiger Waaren um 11 Mill. abgenommen hat. Bei der Ausfuhr vertheilt sich die Zunahme gleichmäßig auf alle Capitel. — Streifen wir noch Oesterreich. Auch dort war nach der Wiener „N. Fr. Presse" die mäßige Besserung, welche Anfang August in mehreren industriellen Branchen sich fühlbar machte, darauf zurückzuführen, daß der große und constante Rückgang der Preise eine umfassende Einschränkung der Production erzwang. Da seit einer Reihe von Jahren der Consum zum großen Theile aus den vorhandenen Vorräthen befriedigt wurde, waren diese Vorräthe wesentlich vermindert, und die in reducirtem Maße arbeitende Production fand wieder einige Nachfrage. Es hatten Theil am Segen der Aufbesserung in erster Linie die Spinnereibranche, sodann die Webereien, die Eisenindustrie, aber leider ohne die Schienenwerke, die Tuchfabrikation und die Manufacturbranche. Natürlich war auch in Oesterreich der Hauptkäufer Amerika. Das mit dem 30. September 1886 endende Vierteljahr wies gegen 1885 eine Zunahme der Ausfuhr nach dort von 1,753,665 auf 2,263,830 Dollars nach. Bei den österreichischen Eisenbahnen kam denn auch endlich im November, zum ersten Male seit August 1885, wieder eine Mehreinnahme von 310,072 Gulden zum Vorschein. Im Uebrigen steht ja Oesterreich noch lange nicht mitten im modernen industriellen Verkehre. Deutschland bemerkte verhältnißmäßig mehr von der Geschäftsbesserung. Die Steinkohlenförderung wie der Absatz des Oberbergamtsbezirkes Dortmund betrug am Ende des Jahres wenigstens 500,000 Tonnen mehr als im Vorjahre, und auf dem oberschlesischen Steinkohlenmarkte wuchsen beide Factoren von 2,8 bez. 2,4 Mill. Tonnen im zweiten Quartale 1886 auf 3,4 bez. 3,1 Mill. Tonnen im letzten. Und wenn auch der deutsche Markt selbst seinen Eisenverbrauch gegen 1885 selbst Ende 1886 noch wesentlich eingeschränkt hatte, so hob sich doch die Roheisenausfuhr — wieder vor Allem nach Amerika! — bis Ende November von 1,8 Mill. Doppelcentner im Jahre 1885 auf 2,2 im letzten, also um 21 Procent. Auf Oberschlesien entfielen von dieser Zunahme allein 17,413 Tonnen. Die rheinische Seidenindustrie um Crefeld und Gladbach schaffte für 1,096,714 Dollar mehr nach den Vereinigten Staaten, als 1885. Die Ausfuhrliste des amerikanischen Consulates in Chemnitz beziffert den Mehrbetrag des dortigen Wirkwaarenexportes üben den Ocean während des letzten Fiskaljahres im Vergleich zum vorletzten auf 1,800,847 Dollar. Man bemerkt die Gleichmäßigkeit der Nachwirkung. Die süddeutschen Papierindustriellen beschlossen im November auf der Stuttgarter Versammlung eine Preiserhöhung, da die Ursachen für die seither auf dem Industriezweig lastende Depression in Wegfall gekommen seien". Ein einziger Bezirk, der Leipziger, stellte eine Mehrausfuhr „auf der ganzen Linie" um 24 1/2 Procent gegen 1885, natürlich nach Amerika, fest. Frankfurt a/M. führte nach derselben Richtung für 3,16 Mill. Dollar gegen 2,94 Mill. im Jahre 1885 aus. Unter solchen Umständen mußten auch die Chancen für die Rheinschifffahrt und Binnenschifffahrt überhaupt, sowie die Geschäfte der Rheder an der See sich bessern. Nach dem pünktlich erschienenen Bericht der Hamburger Handelskammer für 1886 nahm der Verladeverkehr im dortigen Hafen zu, und der Andrang der Ausfuhrgüter war trotz der mehrfachen Vermehrungen der Dampfer und Fahrten namentlich im Herbst so groß, daß auf mehreren Linien Sonderfahrten eingelegt werden mußten. Zahlenmäßig drückt sich die Belebung folgendermaßen aus. Es kamen an:

im Jahre 1885 6790 Schiffe mit 3,704,000 Tons
" " 1886 6913 " " 3,792,000 "

Damit auch unsere für die anfängliche Handelsstockung angezogene Concursstatistik in der Besserungsperiode zum Worte komme, sei damit geschlossen, daß ebenfalls im October eine Minderung der deutschen Bankerotte von 384 im Vorjahre auf 343 in 1886 sich zeigte.

So haben wir die beiden auffälligsten Erscheinungen des verflossenen Wirthschaftsjahres, die völlige Entleerung des Wirthschaftskörpers zuerst, sodann sein dadurch ermöglichtes Aufleben unter amerikanischen Impulsen nach Gebühr gewürdigt. Aber wir haben dabei immer wieder betont, was so vielfach schon vergessen wird, daß die Besserung nur erkauft wurde durch die schmerzhaftesten, tausende von Existenzen vernichtenden Aderlässe, welche der Güterumlauf und die Erzeugung vorher erfuhren. Wir weichen auch darin von den landläufigen Neujahrsbetrachtungen ab, daß wir die bisher in die Erscheinung getretene Besserung nicht übertreiben, sowie ihre Einseitigkeit nach zwei Richtungen nicht übersehen. Ohne Uebertreibung läßt sich die Gesammtlage kurz so kennzeichnen: tiefer Preisstand, jedoch kleine Lager und zunehmende Nachfrage. Die meisten der Gewerbe, von denen wir selbst einen Aufschwung melden konnten, leiden noch unter außerordentlich gedrückten Preisen. Und dann kam die Besserung nicht allen Unternehmern gleichmäßig zu gute. Sehr exakt unterscheidet hier der Hamburger Kammerbericht. Er stellt fest, daß es die „leistungsfähigen Großbetriebe" waren, welche den Nutzen zogen. Deshalb sanken auch in England, wo man seit Langem in instructiver Weise die Bankerotte der Grossisten und Detaillisten auseinanderhält, die Fallissements der Engrosgeschäfte von 586 im Vorjahre auf 533 im Jahre 1886, während diejenigen der Detaillisten von 4503 auf 5186

Digitized by Google

stiegen. Und der letzte dunkle Schatten auf das zu rosig gefärbte Bild: eine ganze Reihe von Ländern, von Gegenden, von Geschäftszweigen, ganze Klassen der Bevölkerung stecken noch in der ärgsten Erwerbskrisis.

Rußland ist von der Besserung gar nicht berührt. Seine Ausfuhr beträgt 68 Mill., und seine Einfuhr 1 Mill. weniger im Jahre 1886 gegen 1885. Die schwedischen Einnahmen aus Zöllen und Eisenbahnen sind um 2 Mill. Kronen niedriger. Die größten Schiffbauplätze der Welt, am Tyne und Clyde in England hatten seit 6 Jahren kein so schlechtes, wie das verflossene Jahr: die Zahl der dort vom Stapel gelassenen Fahrzeuge sank fast auf die Hälfte. Auch Frankreich spürte trotz Allem die Krisis noch sehr stark in den Jahres-Abschlüssen seiner Steuerverwaltung und Eisenbahnen. Die Steuern ergaben schließlich doch noch ein Minus von 31,895,800 Frs., und die sechs größten Bahngesellschaften registrirten einen Ausfall von 25,220,827 Frs. Die gemeinsamen Zolleinnahmen Oesterreichs-Ungarns werden voraussichtlich um etwa 5 Mill. Gulden hinter denen des Vorjahres zurückbleiben. Um endlich in die Heimath zurückzukehren: auch die sächsischen Staatseisenbahnen kassirten 269,415 Mark weniger als im Vorjahre ein. Ganze Handelskammerbezirke, wie die von Kiel, Bromberg und Wiesbaden (man sieht, daß alle Himmelsgegenden vertreten sind!) klagen noch über den allgemein schlechten Geschäftsgang, und neben dem glücklicheren Hamburg verzeichnet Bremen einen Rückgang seiner Schiffsfrequenz von 2979 im Jahre 1885 auf 2744 im Jahre 1886. Speciell in der Eisenbranche hatten Rückgänge statt Fortschritte zu verzeichnen die Schienen-, Blech- und Grobwaarenausfuhr, sowie die ganze Maschinenindustrie in Deutschland und Oesterreich, allen voran der Locomotivenbau. Nur die Erzeuger von Kriegswerkzeugen machten Geschäfte! Noch liegt die Baumwollspinnerei allüberall schwer darnieder, und der Werth der Wolle überhaupt sank im Vorjahre derartig, daß die um ein beträchtliches gestiegene Menge der Einfuhren nach Europa und Amerika von (1,196,000 Ballen gegen 957,000 im Vorjahre) beinahe 1 Mill. Pfd. Sterling weniger Geld repräsentirte (19,332,000 gegen 20,027,000). Für die deutsche Leinen- Flachs- und Juteindustrie war das verflossene Geschäftsjahr ebenfalls durchaus ungünstig, und die Nothlage unserer wie die österreichischer Zuckerfabrikation ist zu bekannt, als daß ein näheres Eingehen auf dieselbe nothwendig wäre. Die Tabakbranche und der Chemikalienhandel mögen die Reihe der noch immer schwer leidenden Geschäftszweige beschließen. So ist es erklärlich, wenn die Unternehmerreihen im letzten Jahresabschnitte, im December, wieder stärker gelichtet wurden, als im October (402 Bankerotte gegen 379 im December 1885). So kam es, daß von einer Linderung des Elendes in den unteren Schichten am Jahresschlusse wenig zu verspüren war. Wanderten doch über Hamburg im December 1886 noch 3182 Personen gegen 2298 im December 1885, und im ganzen letzten Jahre 97,667 gegen 73,429 im Vorjahre aus. Speciell die österreichische Emigration stieg von 22,625 auf 33,519 Köpfe, und die Selbstmorde in Wien allein bezifferten sich 1886 auf 358 Fälle gegen 323 im Vorjahre. — Ganz abseits vollends steht die gesammte europäische Landwirthschaft. Der internationale Saatenmarkt zu Wien ergab, daß die Ernten z. B. Oesterreichs noch unter dem Mittel ausgefallen sei und daß dieses Land an eine Getreideausfuhr in diesem Jahre gar nicht denken könne. Die Mehlproduction und der Mehlhandel haben überall mit den bekannten Schwierigkeiten, dem überseeischen Wettbewerbe, weiter zu kämpfen. Das verflossene Jahr hat den letzteren nicht einmal mitgeschwächt, sondern noch mehr erstarken lassen. In Canada z. B. allein erzeugten die Mühlen im Jahre 1885 noch 14,619,948 Centner Weizenmehl, im letzten Jahre jedoch schon 16,622,288 Centner.

Die Betrachtungen und Aussichten, mit denen wir diese Jahresübersicht zu schließen haben, ergeben sich aus den Thatsachen von selbst. Die Vorgeschichte des neuerlichen Wirthschaftsaufschwunges sagt uns schon, was wir von ihm zu erwarten haben. Er ist erstanden aus der Leere, die einer ungesunden Zuvielerzeugung als natürlicher Rückschlag folgte, und die den katzenjämmerlichen Abschluß eines ähnlichen Aufschwunges bildete. Es ist unterdessen Nichts gethan, um die Wirthschaftskräfte geregelter arbeiten und walten zu lassen. Mithin werden sie auch in der Folge wieder den alten Kreislauf unseres Krisenzeitalters vollenden. Heute die Besserung, morgen die Zuvielerzeugung, übermorgen die Stockung. Das ist keine Schablone. Gewichtige Stimmen aus den betheiligten Kreisen selbst haben schon in den größten Handelsblättern auf die ungemessene Verwerthung der lückenhaften Besserung durch die Speculation und auf die morgen drohende Zuvielerzeugung hingewiesen — jetzt, wo sich der Aufschwung kaum bemerkbar macht! Und dann ist ein neues Wetterzeichen am wirthschaftlichen Horizonte Europa's aufgetaucht, welches den kommenden Rückschlag furchtbarer gestalten wird, als er je bislang gewesen. Der scharfe Beobachter auf industriellem Gebiete der Wiener „N. Fr. Pr.", Dr. Peez, hat soeben die völlig neue Thatsache festgestellt, daß die großen europäischen Ausfuhrhäuser bedruckte Baumwollstoffe billiger aus den Vereinigten Staaten, als aus der alten Welt beziehen. Das ist das Verderben, welches hinter dem neuerlichen amerikanischen Aufschwunge lauert. Bei der oben geschilderten Ausdehnung des letzteren wird neben der Landwirthschaft auch die Industrie Europa's demnächst eine erdrückende überseeische Concurrenz auszuhalten haben — und sie wird dieselbe ebenso wenig bestehen können, wie ihre Schwester in der europäischen Wirthschaft. Hatten wir also Recht, wenn wir trübe in die Zukunft schauten?

Ueber magnetische Erziehung.

Von Dr. med. H. Bernheim.

Wenn der selige F. A. Mesmer, der zuerst die von orientalischen Sectirern, wie den Fakirs, seit Jahrhunderten gekannten und unter dem nöthigen mystisch-religiösen Gewande ausgeübten effectvollen Erscheinungen der Fascination in ein wissenschaftliches System zu fassen und nach van Helmont'schen und Maxwell'schen Ideen therapeutisch zu verwerthen suchte; wenn er, der Vater des „thierischen Magnetismus", den seine Jünger und Jüngerinnen in den „Harmonischen Gesellschaften" zu Paris, Straßburg und Wien den größten Wohlthäter der Menschheit, die Pariser Facultät dagegen, gestützt auf die Gutachten von Lavoisier und Franklin, den vollendetsten Charlatan nannte; wenn dieser immerhin merkwürdige Mann jetzt noch lebte, heutzutage hätte er nicht mehr nöthig vor der vernichtenden Kritik der Académie des sciences und der Société royale de médecine sich und seine ermagnetisirten 350,000 Francs nach der Schweiz zu flüchten und in Meersburg am Bodensee seinen Kummer über die Vergänglichkeit irdischen Ruhmes in dem nachmals von Scheffel so vielbesungenen „rothen Meersburger" zu ertränken. In der That, die neuesten Bestrebungen in Frankreich, therapeutisch oder gar pädagogisch den Hypnotismus zu verwerthen, welcher als wissenschaftliche Thatsache den Kern des Mesmerismus, animalen Magnetismus, Somnambulismus, der Fascination, Clairvoyance, der indischen tapâs bildet, Bestrebungen, wie sie sich in der zu Paris erscheinenden „Revue de l'Hypnotisme" in überstürzender Fülle dargelegt finden; diese sanguinischsten Hoffnungen, wie sie auf dem vorjährigen Congreß der „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften" zu Nancy, einer Hauptveste der Hypnotiker, sich in geräuschvollster Weise an die Oberfläche der Discussion drängten; dieses Sichberauschen in Zukunftsträumen, als sei nunmehr die Zeit gekommen, in welcher nicht nur die Muskeln, sondern auch der Charakter eines Menschen wie biegsames, plastisches Wachs in der Hand eines Anderen und dieser fähig sei, durch einfaches Hypnotisiren aus einem brutalen Schurken einen edlen Jugendspiegel zu machen, — wie weit ist dieser kritiklose Sanguinismus noch entfernt von der fast religiös zu nennenden gläubigen Verehrung, mit welcher man in den Sälen der „Harmonischen

Digitized by Google

Gesellschaften" im Kreise um die magnetischen Zuber geordnet bei den Klängen eines magnetisirten Claviers die Heilung sämmtlicher Krankheiten erwartete von jenem Magnetismus, dessen Essentielles nach Wegfall alles bewußten oder unbewußten Schwindels eben doch nur der Hypnotismus war? Wie man damals glaubte aller ärztlichen Kunst, aller arzneilichen Hülfe entrathen zu können, so wollen die französischen Apostel der neuen Lehre jetzt die Pädagogik über Bord werfen und der Hypnotismus soll nicht nur die Purgirmittel, sondern auch die Kriminalistik entbehrlich machen!

Wie kam es aber, daß der Hypnotismus, welcher als unbestreitbare psychologische Erscheinnng an sich nur dem Laien wunderbar und übernatürlich erscheint, seit seiner Legitimirung in der Wissenschaft im Jahre 1841 durch den Manchester Arzt Braid diese sich wieder dem Mysticismus nähernden Bahnen läuft? Welche Consequenzen zog man aus den Lehren eines Braid, Forbes, Carpenter, Lasègue, aus den exacten Beobachtungen deutscher Physiologen und Psychologen wie Preyer, Heidenhain und Berger, Grützner und Eulenburg, um schließlich bei der magnetischen Erziehung zu enden?

Schon das Wort „magnetisch" ist ein unglücklich gewähltes und greift auf Mesmer'sche Nomenclaturen zurück; es ist ganz zu verwerfen, weil es in nicht sachverständigen Köpfen die verwirrende Idee erzeugt, als handle es sich bei der vorliegenden Frage um eine Kraft, welche auch nur im Entferntesten Aehnlichkeit hätte mit jenen mächtigen Kraftquellen, welche die Physik Magnetismus oder Electromagnetismus nennt. Es kann für den Laien nicht oft genug wiederholt werden, daß diese physikalischen Begriffe durchaus nichts gemein haben mit jenen rein psychischen Erscheinungen, welche Mesmer, „thierischen Magnetismus" nannte. Mesmer entlehnte dieses Wort den Schriften des Theophrastus Bombastus Paracelsus (1490—1541), des van Helmont (1578 bis 1644), des Athanasius Kircher (um 1640) und ihrer Nachfolger, in welchen er Ausdrücke wie „medicina magnetica", „cura magnetica" fand. Genau genommen verstanden diese Autoren zu Ausgang des Mittelalters unter ihrer magnetischen Cur eigentlich Manches, was wir heute als „sympathetische Curen" bezeichnen würden, doch spielen auch hier schon sichere hypnotische Beobachtungen mit hinein; den Ausdruck magnetisch wählten jene Alten, weil man zu ihrer Zeit die an Magneten zur Beobachtung kommenden Anziehungserscheinungen als Symbol für verschiedene im psychischen Leben des Menschen stattfindende Attractionen mit Vorliebe benutzte. Mesmer (1734—1815) lebte eben im Zeitalter der großen physikalischen Entdeckungen und adaptirte seine Nomenclatur dem Tagesinteresse seiner Zeit; übrigens hatte er noch im Jahr 1766 in Wien gemeinsam mit dem Astronomen Pater Hell durch Auflegen von Stahlmagneten wunderbare Heilungen zu erwirken gesucht. Doch schon im Jahre 1772 veröffentlichte er seine Entdeckung, daß das Auflegen der Magnete auch durch bloßes Streichen mit den Händen mit demselben wunderbaren Erfolge zu ersetzen sei und hatte dann großen Zulauf, während sein an der alten Methode festhaltender Compagnon bald in Vergessenheit gerieth. Ja, es scheint als ob bei Mesmer am Ende seiner Laufbahn die Erkenntniß durchdrang, daß auch dieses körperliche Manipuliren an dem zu behandelnden Individuum nicht nöthig sei, da er schließlich auch mit großem Erfolg par distance nur durch fascinirende Blicke, ja durch den bloßen Befehl „dormez!" in magnetischen Schlaf, also in Hypnose, versetzte. Aber gerade dieses Verlassen der körperlichen und das Uebergehen zu rein psychischer Beeinflussung war die Ursache seines Sturzes, da es nun seinen Gegnern in der Facultät leicht wurde Alles durch Wirkung der Einbildungskraft zu erklären und seine thatsächlich hypnotisirten Anhänger Betrüger oder Betrogene zu nennen. Für unsere heutigen Anschauungen näherte sich hier Mesmer entschieden richtigeren Begriffen über das Wesen der hypnotischen Procedur. Erst die Erfahrung, daß man durch die verschiedensten Manipulationen hypnotisiren könne und mit den verschiedenartigsten Objecten: durch Streichen mit den Händen, Reiben der Stirn mit weichen Bürsten, Wedeln mit weißen Fasanen- oder blauen Papageienfedern, angespanntes Horchenlassen auf leise Musik, auf das Rauschen eines Baches oder Wasserfalles, angestrengtes Fixiren eines kabbalistischen Zeichens auf Krystallkugeln oder in einer glänzenden Muschelschale, wie orientalische Mystiker es üben, oder einfacher: das angestrengte Fixirenlassen irgend eines beliebigen Gegenstandes z. B. der eigenen Nasenspitze, erst die aus der Vielheit der erfolgreichen Proceduren, für welche jede eine begeisterte Gemeinde hartnäckig stritt, abgeleitete Erkenntniß, daß allen diesen anscheinend heterogenen Manipulationen ein Essentielles, ein Wesentliches gemeinsam sein müsse, und zwar die völlige Unterwerfung des fremden Willens unter den des Hypnotiseurs durch völlige und durch ihre Dauer erschöpfende Inbeschlagnahme der bewußten Aufmerksamkeit, erst diese Erkenntniß ist es, welche uns auch in das Wesen des hypnotischen Zustandes einen klaren Einblick verschafft hat, welche aber auch der Ausgangspunkt ist, von welchem aus die französische Schule bis zu ihren heutigen extravaganten Schlußfolgerungen und gefährlichen Nutzanwendungen gekommen ist. Der hypnotische Zustand ist nun aber nichts Anderes als eine experimentell erzeugte vorübergehende Geistesstörung, also wenn auch vorübergehend, so doch immerhin eine Geistesstörung — wir müssen diese Thatsache bei der Beurtheilung dieses neuen Erziehungsmittels fest im Auge behalten — und steht in seinem Wesen jenen spontan entstandenen dauernden oder vorübergehenden Geisteskrankheiten, welche der Irrenarzt speciell „Verrücktheit" (Paranoia) nennt, sehr nahe. Aehnliche Zustände traumartiger Bewußtseinsstörungen kommen auch nach oder abwechselnd mit Krämpfen bei Epileptikern vor. Wie schon der Name „Verrücktheit" andeutet, handelt es sich in diesen spontan entstandenen Störungen um eine „Verrückung" des Ichs der erkrankten Person, um eine Verschiebung der Kenntniß von der eigenen Persönlichkeit, sodaß im kranken Zustande ein ganz anderes Ich zum Bewußtsein kommt wie in gesunden Tagen. Bei Epileptikern, wo derartige Zustände periodisch mit ganz klaren Intervallen abwechseln, kann man also mit demselben Rechte von „doppeltem Bewußtsein" reden wie bei Somnambulen und Hypnotisirten, welche ja auch während der Hypnose eine vollständige Verrückung ihres Ich zeigen. Das ursächliche Moment der Hypnose ist Ermüdung der in der Großhirnrinde gelegenen Centra für die Zusammenfassung (Coordination) der einzelnen Vorstellungscomplexe zu einem Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit und einem bewußten Willen und zwar Ermüdung durch das lange gleichmäßig fortgesetzte Einwirken desselben Reizes ohne Ablösung, wodurch die Ganglienzellen der Hirnrinde in einen Zustand der Ermüdungsstarre gerathen, gleich der Starre (Tetanus) eines Muskels, welcher längere Zeit durch gleichgerichtete elektrische Ströme zu Zuckungen gebracht wurde. In diesem Zustand der Ermüdung tritt eine Ausschaltung des ganzen Hirnrindengebietes behufs Wiederherstellung der Functionsfähigkeit durch die Ruhe ein und das Individuum sieht sich jetzt in der Lage, sich der Außenwelt gegenübergestellt zu sehen mit einer Psyche, welcher die Fähigkeit der Zusammenfassung der Vorstellungen aus einem Gesichtspunkt und zu einer bewußten Willensäußerung, mit einem Worte: das Selbstbewußtsein zeitweilig völlig mangelt. In dieser Zwangslage treten die unter der Hirnrinde (subcortical) gelegenen Centren II. Ordnung, die Centren der unbewußten Seelenthätigkeit, als die alleinigen Triebkräfte des seelischen Geschehens auf. Zu anderen Zeiten, wenn es in der Psyche ein Selbstbewußtsein und einen bewußten Willen gibt, wenn also die Centren I. Ordnung der Großhirnrinde in voller Thätigkeit sind, spielen die subcorticalen Centren nur eine untergeordnete Rolle; sie dienen zur Bethätigung des unbewußten, unwillkürlichen Handelns, der sogenannten Reflexe. Die Auslösung solcher unwillkürlicher Handlungen geschieht in diesen Centren durch Reize, welche auf der Bahn peripherer, namentlich der Sinnesnerven, zu ihnen gelangen; so wendet das neugeborene Kind, dessen Rindenganglien noch nicht entwickelt sind, welches also noch nicht bewußt wollen kann, den Kopf dahin, wo das Licht ist; so können Thiere,

Digitized by Google

denen das Großhirn abgetragen, auf Kneipen und Stechen völlig zweckmäßige Abwehrbewegungen machen; so, als Reflexe, erfolgen auch die automatischen, unbewußt gewollten Handlungen der Hypnotisirten. Es gelangen hier auf den gut eingeübten und unbewußt functionirenden centripetalen Bahnen ankommende Wahrnehmungen, z. B. auf der Bahn des Hörnerven vorgesprochene Worte, also etwa: „wie schön riecht diese Rose!“ richtig zur Perception und erregen die ihnen entsprechende Vorstellung einer schön riechenden Rose. Ist nun in Wirklichkeit keine Rose vorhanden, so würde bei normalem Zustand der Psyche an die reale Existenz dieser Rose und ihres Geruches nur geglaubt und dementsprechend gehandelt werden, wenn gleichzeitig auch auf anderen Bahnen, entweder des Sehnerven durch den Anblick oder des Riechnerven durch den Geruch oder der Tastnerven durch das Gefühl ebenfalls die Vorstellung einer Rose im Gehirn erzeugt wird und zwar geschieht dies dadurch, daß von allen diesen einzelnen Vorstellungen, deren Centren unterhalb der Hirnrinde liegen, gleichzeitig Fortleitung zu den Centren I. Ordnung in der Hirnrinde stattfindet, wpselbst diese Einzelvorstellungen und Wahrnehmungen geordnet zusammengefaßt, gegenseitig controlirt und kritisch verglichen werden. Anders in der Hypnose. Ein hypnotisirtes Hirn entbehrt, wie wir sahen, jener Coordinationscentren I. Ordnung; demgemäß genügt schon die durch ein vorgesprochenes Wort auf den Bahnen des Hörnerven allein angekommene und durch Gehörswahrnehmungen allein erzeugte Vorstellung einer schön riechenden Rose, um reflectorisch, also unbewußt, zweckmäßige entsprechende Handlungen auszulösen. Die centrifugal laufenden Bahnen sind eingeübt, das unbewußte Gedächtniß ist intact; die mechanisch arbeitende Psyche weiß sehr wohl wie sie sich bei ähnlichen Gelegenheiten früher benommen hat: die Armmuskeln heben den Vorderarm und die Finger, um die Rose zu ergreifen, die Nase zieht eifrig den Duft ein, die mimischen Gesichtsmuskeln drücken Wohlbehagen aus.

Ich habe dieses Beispiel etwas im Detail ausgeführt, um daran zu zeigen, daß jene das große Publikum so verblüffenden Erscheinungen experimentell erzeugter Hallucinationen aller Sinne — denn nur solche sind im Spiel, wenn ein Hypnotisirter Dinte statt Champagner trinkt und dann wie ein Betrunkener agirt oder auf Parquetböden imaginäre Blumen pflückt und deren imaginären Duft preist —, daß diese Erscheinungen, welche man nach Charcot's Vorgang jetzt „Suggestionserscheinungen“ nennt, an sich durchaus nichts Mysteriöses haben, sondern auch dem Laien nach obiger Darstellung verständlich sein dürften. Es handelt sich einfach um Sinnestäuschungen und durch diese ausgelöste unbewußte (reflectorische), aber doch für den vorgetäuschten Zweck zweckmäßige Handlungen, gerade wie bei den spontan entstandenen Hallucinationen der Geisteskranken; getäuscht wird die hypnotisirte Psyche aber dadurch, daß sie momentan nicht fähig ist zu entscheiden, ob es eine einzelne Sinneswahrnehmung war oder der Complex sämmtlicher Sinneswahrnehmungen, welcher eine bekannte Vorstellung auslöste.

In der That kann man ja durch Vorsprechen oder durch Stellungen, welche man dem Körper des Hypnotisirten passiv gibt, jede Art von Sinnestäuschung suggeriren und dazu immer auch das dazugehörige Gefühl, den entsprechenden Affect. Es genügt daher, um z. B. den religiös-ekstatischen Affect nebst dem entsprechenden Gesichtsausdruck in der Hypnose zu suggeriren, schon das Falten der Hände; die subcorticalen Centren erhalten durch den Muskelsinn genaue Orientirung über den Zustand der Hände, welchen sie als zum Gebet gehörig erkennen; unfähig zu höherer Controle, lassen sie auf gut eingeübten Bahnen die verwandten Vorstellungen mit anklingen und thun bona fide ihre Pflicht, indem sie das ganze Ich, soweit sie die Macht haben, auf die Gesammtvorstellung „Andacht in der Kirche“ einstellen. Hier, aus dem Studium der Suggestion ist es, woher die Voisin, Liébault und Andere, welche von der praktischen Verwerthung des Hypnotismus zur Heilung von Krankheiten der Seele und des Körpers, zur erziehlichen Besserung perverser Charakter träumen, ihre Hoffnungen nehmen.

Wer mit offenem Auge dem Entwickelungsgange der modernen Therapie folgt, den wird es nicht Wunder nehmen, daß ein neues Heilmittel, und sei es ein psychisches wie der Hypnotismus, bei seinem ersten Auftauchen sofort begeisterte Anhänger findet. Unsere vorwiegend praktische, aber unfertige, nervös suchende und hastende, aller festen Ziele ermangelnde Zeit drückt auch dem Handeln der Therapeuten ihre Signatur auf. Nach dem Nihilismus folgt die Polypragmosyne, die Vielgeschäftigkeit der Therapie: das ist ein Jagen neuer Medicamente, neuer Specifica, neuer unfehlbarer Fiebermittel! Das Thallin verdrängt das kaum erprobte Kairin, das unfehlbare Antipyrin sieht sich sofort durch das neue Antifebrin ersetzt, das neueste Salol übertrumpft nach wenigen Monaten wieder dieses! Es ist, als müßten erst alle die neuen Körper, welche die mächtig fortschreitende Chemie in so verwirrender Fülle darstellt, erprobt, als ob jede neue Entdeckung sofort in nervöser Hast auf ihre praktische Verwerthung geprüft werden müßte! Da finden sich denn immer Sanguiniker und kritiklose Enthusiasten genug (manchmal auch weniger harmlose Leute), welche irgend so eine praktische Verwerthung herausgeklügelt haben und glauben, es sei nun der Gipfel des Fortschritts erreicht. Haben nicht solche Käuze allen Ernstes nach der Entdeckung des Eisengehaltes im menschlichen Blute in die Welt hinaus geschrieben: jetzt sei die Zeit der Statuen vorbei, jetzt präge man einfach aus dem Bluteisen berühmter Männer Medaillen mit deren Bildniß und deponire diese in den Museen?!

Es kann uns also nicht Wunder nehmen, daß eine Erscheinung wie der Hypnotismus, welche in unseren Tagen wissenschaftliche und Laienkreise in gleichem Maße hochgradig bewegt und auf's Aeußerste interessirt hat, ebenfalls auf ihre praktische Verwerthung nach allen Richtungen hin erforscht und probirt wird. Sollte denn eine so eingreifende Procedur wie die hypnotische, eine so charakteristische Veränderung der Psyche, eine so gewaltige Beeinflussung des Nervensystems nicht wenigstens für die Behandlung der Nerven- und Geisteskrankheiten erfolgreich zu verwenden sein? Denn zu der Höhe Mesmer'scher Lehre: „es gibt nur eine Krankheit und nur ein Heilmittel, die magnetische Krise,“ kann man sich denn doch nicht mehr aufschwingen! Man ging also von dem Gedanken aus, die beruhigende und anästhesirende (empfindungslos machende) Wirkung der hypnotischen Proceduren bei jenen so quälenden zum Bilde der Hysterie und Hystero-Epilepsie gehörenden Nervenschmerzen und Nervenzuckungen zu versuchen. Während in ersteren Fällen oft durch die Methode der „magnetischen Striche“ eine Linderung der Neuralgien beobachtet wurde, zeigte sich bei Hystero-Epileptischen oder bei mit Veitstanz (Chorea) Behafteten eine so üble Nebenwirkung, daß man in Deutschland unter gewissenhaften Fachleuten diese Versuche längst aufgegeben hat. Es gelingt nämlich in der That, nachdem man große Schwierigkeiten gehabt hat, diese höchst unruhigen Patientinnen zu dem für das Hypnotisiren nothwendigen längeren Fixiren eines Gegenstandes zu bewegen, während der Hypnose die Krämpfe und Zuckungen zum Stillstand zu bringen; doch treten statt dieser motorischen Erscheinungen jetzt so schwere psychische Störungen auf, daß man sich beeilt, die Hypnotisirten schleunigst wieder zu erwecken, was oft sehr schwer ist. Sofort treten dann aber auch die Zuckungen und Krämpfe wieder auf; es wäre hier also wie Rieger sich ausdrückt: „wie wenn man den Teufel durch Beelzebub austreibe“, oder um mich moderner auszudrücken: wie wenn man Morphium durch Cocain ersetzt! Etwas bessere Resultate wies die hypnotische Behandlung bei jener Form hysterischen Irreseins auf, in welchen Zustände ausgelassenster Lustigkeit mit schwerer Angstmelancholie und schreckhaften Hallucinationen wechseln. Es gelang hier mit Hülfe der Suggestion, d. h. durch Vorsprechen, den Teufelsvisionen z. B. die himmlischen Heerscharen gegenüber zu stellen, beziehungsweise zu substituiren und so die angstgequälten Kranken etwas zu beruhigen, während man in den Perioden tollster Lustigkeit durch Suggeriren ernster Vorstellungen gemesseneres Wesen herbeiführte. Doch stellte sich nach dem Erwachen meist der alte Zustand, wenn

Digitized by Google

auch gemildert, wieder ein. Immerhin aber ermunterten diese Resultate Diejenigen, welche nach einer umfassenderen praktischen Verwerthung des Hypnotismus suchten und man stellte sich die Frage: könnte die hypnotische Suggestion nicht ähnliche umstimmende Resultate erzielen bei ungebundener Wildheit, Willensschwäche und sittlicher Haltlosigkeit, welche nur Mängel der Erziehung und des Charakters, nicht aber Aeußerungen eines kranken Geistes sind?

Diese schwierige und in ihren Consequenzen hochwichtige Frage bejahten französische Psychiater und Neurologen, namentlich Voisin und Charcot in Paris, Liébault in Nancy auf Grund weniger Versuche an durchaus nicht einwandfreiem Material auf's Bestimmteste mit einem Eifer und einer rechthaberischen Emphase, von welcher die kühle Objectivität deutscher Fachcollegen vertrauenerweckend absticht. Ist man sich doch noch nicht einmal über die Vorfrage einig: ob nämlich während des hypnotischen Zustandes Aenderungen des Intellekts und des Charakters eintreten. Was den Intellekt anbelangt, so hat sich jetzt die Mehrzahl der ernsten Forscher dahin geeinigt, daß jene von Laien und, was dasselbe sagen will, von kritiklosen nicht psychiatrisch gebildeten Aerzten gemeldeten Fälle von wunderbarer Steigerung der Intelligenz bei Hypnotisirten in das Reich der bewußten oder unbewußten Täuschungen zu verweisen sind. Es ist a priori klar, daß es sich bei der Hypnose nicht um eine Steigerung, sondern um eine Herabsetzung der psychischen Leistungsfähigkeit handelt, denn eine Psyche, welche ohne die Centren der Hirnrinde arbeitet und nur Reflexe, keinen bewußten Willen kennt, steht tief unter dem Niveau des Normalen. Es ist ja nicht zu leugnen, daß oft das Unbewußte, Mechanische leichter und flotter producirt wird als die manchen Reibungen und controlirenden Gegenvorstellungen unterliegende bewußte Handlung; doch darf uns das über die psychische Inferiorität der Reflexe nicht täuschen. Und jene oft citirten Fälle, wo unwissende Mägde in der Hypnose lateinische und hebräische Verse citirten, welche sie früher einmal nach Recitationen ihrer geistlichen Dienstherren unbewußt ihrem Gedächtniß eingeprägt hatten, was sind sie anders als ein ganz mechanisches unbewußtes Nachplappern, wie man es oft genug bei schwachsinnigen Geisteskranken, welche keine eigenen Ideen produciren, als eine den Unkundigen frappirende mechanische Reproduction von früher Gehörtem beobachtet!

Zur Frage der Charakteränderung dagegen stehen sich die Ansichten der deutschen und französischen Beobachter diametral gegenüber. Während der Apotheker Focachon und der Advokat Foureaux auf Grund einer Beobachtung — sie hatten nämlich durch hypnotische Suggestion ein angeblich bisher redliches Mädchen zum Diebstahl und Meineid verleitet — in der „Revue de l'Hypnotisme" für die Möglichkeit der Aenderung jedes Charakters durch Suggestion auf's Lebhafteste plaidiren, versichern glaubwürdige deutsche Fachmänner, es sei ihnen nie gelungen in der Hypnose anständige Charaktere z. B. zu einem Diebstahl zu bewegen, vielmehr sei auf die Aufforderung zum Entwenden eines suggerirten Werthstückes die erstaunte Antwort erfolgt: „Das ist ja nicht mein!" Es mag hier mannigfache Uebergänge geben, wie ja bei den spontanen Geisteskrankheiten ebenfalls; oft mögen noch kleine Gebiete der Hirnrinde functioniren oder größere nur gradweise ausgeschaltet sein. So mag sich auch der Widerspruch erklären, wenn von einigen Beobachtern die Existenz einer absoluten Bewußtseinslücke für die Zeit der Hypnose behauptet, während von anderer Seite versichert wird, daß Hypnotisirte nach dem Erwachen sich auf gethane Aeußerungen, oder suggerirte Situationen dunkel erinnerten, wenn man sie hinterher darauf aufmerksam machte. Obgleich also in dieser Frage die Acten keineswegs geschlossen sind, nahm die neue französische Schule die Charakteränderung als erwiesen an und argumentirte daraufhin weiter: die hypnotische Suggestion vermag den Charakter zu ändern, es müssen also während der Hypnose neue, bisher nicht benutzte Leitungsbahnen in der Psyche eröffnet werden; es muß möglich sein, daß durch öfteres Einüben und Benutzen dieser Bahnen während der Hypnose dieselben nach dem für Nervenbahnen wie für Muskeln giltigen Gesetze der Kräftigung durch den Gebrauch allmählich so leicht erregbar und so gut eingeübt werden, daß sie auch außerhalb der Hypnose functioniren und somit die ursprünglich nur in der Hypnose vorhandene Charakteränderung auch im wachen Zustand manifest und bleibend wird. So kam man zu dem Schlagwort der magnetischen Erziehung!

Was nun auf Grund dieser vagen Hypothese seither in Frankreich auf pädagogischem Gebiete geleistet, möge der geehrte Leser anderswo nachlesen! Mir widerstrebt es, in diesem Wust oberflächlicher Beobachtungen und kritiklos nacherzählter Anekdoten nach einem Funken wissenschaftlichen Geistes zu suchen! Wie soll man anders diese Versuche bezeichnen uns glauben machen zu wollen, es seien durch wenige hypnotische Sitzungen aus brutalen liederlichen Dirnen — weichherzige sittsame Krankenwärterinnen, aus störrischen faulen Schuljungen — Musterknaben, aus zänkischen Xantippen — sanfte Täubchen geworden? Das Ganze liest sich wie eine Satyre auf hypnotische Experimente! Ist man sich denn in Paris und Nancy nicht bewußt, daß man es mit hysterischem also moralisch ganz unzuverlässigem Material zu thun hat, mit Personen, welche, wie Rieger in seiner Monographie „Der Hypnotismus" S. 127 sagt: „auf Verlangen alle hysterischen Teufel loslassen"? Da werden lange Protokolle über Gespräche in größter Gläubigkeit aufgenommen und als wissenschaftliche Beweismittel in's Feld geführt, Aussagen von Personen, welche wenige Zeilen vorher „diebisch", „verlogen", „moralisch verkommen" genannt werden! Es ist jedem Psychiater bekannt, daß man Beobachtungen an hysterischem Material, und nur um solche handelt es sich hier, mit größter Vorsicht aufzunehmen und mit schärfster Kritik zu sichten hat, da Niemand schlauer simulirt und raffinirter dissimulirt als derartige Individuen. Aber nirgendwo finden wir in den begeisterten französischen Berichten auch nur den Gedanken an Simulation oder Dissimulation (absichtliches Verschweigen) angedeutet, nirgendwo sind Controlversuche zur kritischen Sichtung angestellt; und wie nöthig bei solchen Versuchsobjecten Controlversuche sind, zeigt z. B. die Erfahrung, daß bei (nicht hypnotisirten) Hysterischen subcutane Injectionen von klarem Wasser angeblich genau dieselbe schmerzstillende und beruhigende Wirkung haben wie das vermuthete Morphium. Was soll man endlich zu dem „Idioten von thierischem Habitus" sagen, der nach einigen hypnotischen Sitzungen intelligent wurde und Lesen und Schreiben lernte? Wenn man dem mangelhaft entwickelten, rudimentären Gehirn eines Idioten durch das Hypnotisiren noch die Hirnrinde außer Function setzt, wie soll man damit die Intelligenz haben heben können? Difficile est satiram non scribere!

Sollte man nun bei uns, französischen Empfehlungen folgend, Personen mit ethischen Defecten und Charakterschwächen systematisch der hypnotischen Procedur unterwerfen und unsere unerzogene Jugend durch hypnotische Suggestion nach französischen Mustern veredeln? Gegen alle derartige Bestrebungen muß der Fachmann sich energisch wenden und sein Veto einlegen. Und zwar aus ernsten Erwägungen. Kinder sind freilich leicht zu hypnotisiren, da ihre Hirnrinden-Ganglienzellen noch schwach entwickelt und wenig widerstandsfähig gegen Ermüdung sind, daher leicht ausgeschaltet werden können. Sie befinden sich in ähnlicher Lage wie überhaupt die sog. „Medien", d. h. die für die hypnotische Procedur Empfänglichen. Bekanntlich sind diese Medien niemals gesunde, allseitig reichentwickelte Geister, sondern meist erblich belastete Leute mit labilem geistigem Gleichgewicht, invalidem Gehirn und einseitig excessiv entwickelten geistigen Fähigkeiten, kurz: Neuro- und Psychopathen, wie ich sie in meinem Aufsatz „Genie und Wahnsinn" in Nr. 27 Jahrg. 1886 dieser Blätter geschildert habe. Solche Leute disponiren auch zu spontanen Geistesstörungen und diese Disposition wird durch das Hypnotisiren bedeutend gesteigert, da die hypnotische Bewußtseinsstörung nach jeder Wiederholung der Hypnose um so leichter eintritt und eines um so kleineren äußeren Anstoßes zur Auslösung bedarf, so daß die Gefahr einer spontanen Entstehung und damit der Etablirung einer Geisteskrankheit nach jeder Wiederholung um

Digitized by Google

so näher tritt. Kann man es darum anders als frivol und gewissenlos nennen, wenn man in unserer Zeit, in welcher psychisch normal constituirte Menschen immer seltener, in welcher erbliche und erworbene Psychopathie und damit die Disposition zu Geistesstörungen dagegen immer häufiger werden, zu derartigen die seelische Gesundheit ernstlich gefährdenden Proceduren auffordert, Proceduren, deren systematische Anwendung in den dafür Empfänglichen die Disposition zum Ausbruch des Irrsinns auf das Bedenklichste steigert? Der Hypnotismus ist eine durchaus pathologische Erscheinung mit degenerativer Tendenz und Niemand darf es wagen, durch wiederholtes Hypnotisiren zu irgend einem Zweck, und sei es ein pädagogischer, in ein Kindergehirn den Keim zur Geisteskrankheit zu legen! Und so dürfte wohl in der Pädagogik einstweilen Alles beim Alten und unseren Kindern die Segnungen der „magnetischen Erziehung" erspart bleiben.

Literatur und Kunst.

Goethe's Tagebücher und Briefe aus Italien.

Von H. Düntzer.

Es ist dies der zweite Band der „Schriften der Goethe-Gesellschaft", der erste des jetzt erschlossenen Goethe-Archivs. Auf die Eröffnung desselben und die Herausgabe der Briefe hatten uns Goethe's Enkel ein halbes Jahrhundert warten lassen, wider den Willen des großen Dichters, welcher dem deutschen Volke mehr angehört als diesen, die Haus und Garten verfallen ließen und, statt durch rastlose Thätigkeit seiner werth sich zu zeigen, nach kurzem Anlauf die Hände in den Schooß legten, den Ertrag der Ausgaben seiner Werke genossen, den Verleger oft eigensinnig hinderten und das deutsche Volk ruhig harren ließen, statt einen Eckermann, einen Varnhagen oder einen sonstigen gewiegten Kenner vertrauensvoll mit der Herausgabe zu beehren oder selbst, da sie nichts anderes zu thun hatten, Hand anzulegen, was ihnen Niemand verdacht haben würde. Nach Goethe's Willen sollte die Herausgabe der Briefe möglichst rasch erfolgen, ja er hatte die dabei zu befolgenden Grundsätze, die Eckermann nach Einsicht der Jahrgänge 1807 bis 1809 aufgestellt hatte, am 1. Januar 1831 genehmigt und erklärt, daß er mit Bezug darauf ihn in seinem Testamente zum Herausgeber ernennen werde. Das Testament machte er noch in demselben Monate. In einem mir vorliegenden Briefe des mit seinen Angelegenheiten vertrauten Bibliothekars Kräuter aus dem Mai 1849 lese ich, testamentarisch sei für die Herausgabe der Briefe Riemer, für die übrigen Sachen Eckermann bestimmt worden. Wie es sich auch mit der hier sich zeigenden Abweichung verhalten möge, gewiß ist, daß Goethe diese Angelegenheit nicht dem Ermessen seiner Schwiegertochter und seiner Enkel überließ, sondern die Briefe in nächster Zeit herausgegeben wünschte; auf eine spätere war allein die Vervollständigung seiner Briefe mit Schiller verschoben, deren Urschriften im Jahre 1850 zum Verkauf an den Meistbietenden gelangen sollten. Was berechtigte die Enkel, diesen Willen Goethe's zu umgehen, was konnte sie dazu verleiten? Es war der Haß gegen den von Goethe als Freund hochgeschätzten Kanzler von Müller, der willkürlich über das Archiv verfügt und einzelne Briefwechsel zur Herausgabe gebracht hatte. Dieser Haß veranlaßte sie auch, den eingeleiteten Verkauf des Hauses und der Sammlungen an den Bundestag rückgängig zu machen. Wenn es offen vorlag, daß Goethe gewünscht hatte, nach dem Jahre 1850 solle auch der Briefwechsel mit Schiller unverkürzt gegeben werden, so kümmerten sich die Enkel auch darum so wenig, daß sie ein paar in der dritten Ausgabe schon gedruckte Briefe nicht zuließen, sondern diese vor der Veröffentlichung gestrichen werden mußten. Vergebens waren alle Aufforderungen an sie, auch der von mir im Jahre 1869 zu Goethe's Geburtstag in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlichte „Klopfan", der durch die deutschen Zeitungen ging; sie glaubten im vollsten Rechte zu sein, ja ihre Mutter wollte gar nicht begreifen, was man von ihren Söhnen mehr verlangen könnte, als sie aus freien Stücken gethan. Erst sehr spät begannen sie einzelne Briefe, gerade nicht mustergiltig, herausgeben zu lassen, zuerst die naturwissenschaftlichen, leider nur aus der späteren Zeit, dann den Briefwechsel mit den Gebrüdern Humboldt, und seit dem Jahre 1882 brachte das „Goethe-Jahrbuch" Dank der Verwendung von L. Geiger höchst bedeutende Briefe. Hiernach kann man nicht behaupten, erst jetzt sei das Goethe-Archiv geöffnet worden. In Wirklichkeit ist es auch heute noch nicht erschlossen. Die wirkliche Eröffnung eines Archivs bedingt, daß alle zur wissenschaftlichen Benutzung Befähigten zugelassen werden, wenn auch der Besitzer einzelnes aus bestimmenden Gründen ausschließt oder dafür eine besondere Genehmigung sich vorbehält. Davon sind wir aber beim Goethe-Archiv so weit entfernt, daß sich ein neuer Ring um dasselbe geschlossen, der es dem Forscher verwehrt, aus den dort aufbewahrten Schätzen sich die ihm nöthige Belehrung zu verschaffen, so daß dieser die Zeit erwarten muß, wo die bei dem reichen Stoffe lange sich hinziehende Veröffentlichung vollendet sein wird. Als Niebuhr einst zu Rom Nachgrabungen nach den Capitolinischen Fasten anstellen wollte, verweigerte ihm dies Cardinal Fea mit der Bemerkung, man müsse auch der Nachwelt etwas zu entdecken übrig lassen. Ich erinnere mich noch des Ingrimms, mit welchem der große Gelehrte von dieser Unwürdigkeit zu seinen Zuhörern sprach. Was würde er von dieser Absperrung des geöffneten Goethe-Archivs sagen, dessen verstorbene Besitzer den Willen des Großvaters mißachtet und sittlich das Besitzrecht verwirkt hatten! Damit die besonderen Vertrauens sich Erfreuenden allein ruhig den Schatz heben können, wird den sachlich Gleichberechtigten sogar die Einsicht verwehrt. Manches Thatsächliche, was der Forscher zur Bestimmung von Lebensumständen oder der Entstehung einzelner Gedichte bedarf, dessen Mangel er als Lücke bedauert, liegt dort offen vor, aber es bleibt ihm verschlossen, bis die Reihe daran kommt. Dies verstößt gegen das Recht der Wissenschaft, wie gegen Goethes freien, großen Sinn, auf den es mehr ankommt, als auf die verbitterten Enkel, die freilich ihren Besitz vererben konnten, aber ohne ihres Großvaters Willen preiszugeben. Jedem bewährten Forscher muß es wenigstens frei stehen, durch Einsicht des Archivs die ihm nöthigen Kenntnisse daraus zu gewinnen, will man auch die Abschrift und Mittheilung von kleinern oder größern Gedichten, Briefen und andern Urkunden an bestimmte Bedingungen knüpfen und den aus besonderm Vertrauen zur Herausgabe der Werke und eines ausführlichen Lebens Goethe's bestellten Männern das Vorrecht der Veröffentlichung lassen, die dadurch leider verzögert, wie der Besitz derselben vertheuert wird. So müßte es dem Forscher schon jetzt gestattet sein, Einsicht von dem, wie es heißt, reichen Stoffe zum zweiten Theil des „Faust" zu nehmen, um die Ergebnisse desselben zu benutzen, mag auch das Archiv sich die Veröffentlichung des Satyrspieles „Helena im Mittelalter" vorbehalten. Aber dem künftigen Herausgeber des „Faust" soll nicht vorgegriffen werden! wir haben noch nicht lang genug gewartet. So lange die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft so wenig als Kinder des Hauses betrachtet werden, daß sie vor den wenigen Bevorzugten des Weimar-Berliner Ringes traurig zurückstehen müssen, kann von der allgemein geforderten Eröffnung des Archivs keine Rede sein!*)

Der erste Band der „Schriften der Goethe-Gesellschaft" hat im Jahre 1855 49 Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Amalia aus dem Großherzoglichen Archiv gebracht, von denen eine Anzahl, freilich einzelne nur ungenau oder im Auszuge, vorher gedruckt war. Trotz mancher Bemühungen des fleißigen Herausgebers steht diese vor vielen Jahren ge-

*) Hoffentlich nimmt diese Cliquenwirthschaft, von der die hohe Protectorin der Goethe-Gesellschaft jedenfalls keine Ahnung hat, mit dem Amtsantritte des neuen Directors Bernhard Suphan ein Ende.

Digitized by Google

machte Sammlung nicht auf der Höhe der Wissenschaft, wenn auch die Briefe sorgfältig abgedruckt sind. In den Anmerkungen findet sich manches Irrige; eine den Leser zurecht führende Einleitung hat der Herausgeber abgelehnt. Schlimmer steht es mit den merkwürdigen Briefen des Leipziger Studenten an die Schwester und Freund Behrisch, welche das Archiv dem Herausgeber des „Goethe-Jahrbuchs" für den siebenten Band anvertraut hat. Sie sind durch viele, zum Theil starke Druckfehler entstellt, die Anmerkungen zeigen neben ungehöriger Breite manche Lücken der Kenntniß und wesentliche Mißverständnisse, von denen die Mittheilungen aus dem Archiv frei sein sollten. Mit um so ungetheilterer Anerkennung begrüßen wir den uns hier zur Anzeige vorliegenden zweiten Band der „Schriften der Goethe-Gesellschaft", um dessen Herausgabe sich Professor Erich Schmidt ein Verdienst erworben hat, so daß nur gegen unbedeutende Dinge sich Bedenken erheben. In der „Einleitung" vermissen wir besonders unter Goethe's auf Italien gerichteten Bestrebungen das „wundersame" Werk, das dieser mit Meyer im Jahre 1795 schreiben wollte, eine von der physikalischen Lage und Beschaffenheit des Landes und dessen Cultur von der ältesten bis zur neuesten Zeit ausgehende, den Menschen im engsten Verhältnisse zu seiner Naturumgebung und in seiner dadurch bedingten geschichtlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Entwicklung zeigende Darstellung. Diese großartig angelegte Schilderung wurde leider dadurch gehindert, daß Goethe im Jahre 1797 von dem dazu nöthigen Besuche Italiens abgehalten wurde. Die Hindeutung auf „ein Bündel", das von der „sorgsamsten systematischen Vorbereitung" einer dritten Reise Kunde gebe, wird diesem Plane keineswegs gerecht. Die meisten Ausstellungen hätten wir am „kritischen Apparat" zu machen, wie z. B. S. 462, wo (S. 293, 3) Sie keineswegs verschrieben ist (die gewagten Vermuthungen sind unmöglich), sondern neben Spanier die Frau, die Spanierin bezeichnet, (294, 14) Delphin nicht durch den weniger bekannten Telchin zu ersetzen ist.

Längst wußte man, daß im Goethe-Archiv das von Karlsbad bis Rom reichende an Frau von Stein gesandte Tagebuch sich befinde, welches Goethe am Anfange seiner Beschreibung der italienischen Reise frei benutzt und durch manche Einschaltungen erweitert hat. Dieses ist hier wortgetreu wiedergegeben, auch Goethe's vielerwähnte Federzeichnung eines Venediger Advokaten, eines Buffo caricato, mitgetheilt. Manchen anziehenden Aufschluß giebt es über den Text der „Italienischen Reise". Des bemerkenswerthen Neuen ist nur wenig. Eine Eintragung vom 15. September aus Verona beginnt: „Ja, meine Geliebte, hier bin ich endlich angekommen, hier, wo ich schon lang hätte sein sollen; manche Schicksale meines Lebens wären linder geworden. Doch wer kann das sagen? und wenn ichs gestehen soll, so hätt' ich mirs nicht eher, nicht ein halb Jahr eher wünschen dürfen." Von Padua aus schließen sich seine Aeußerungen häufig an Volkmanns „Nachrichten von Italien" an, und zwar an die erste Auflage von 1770. Das Tagebuch entkräftet Scherers Zweifel an einem Trauerspiel Goethes „Ulysses auf Phäa". Von Perugia aus schreibt er: „Ich bin dir recht zugethan, ich sehne mich recht nach dir; schon fängt mich der Schnee an zu ängstigen, der sich bald mit Macht zwischen uns legen wird." In Citta Castellana äußert er: „Morgen Abend in Rom. Nachher hab' ich nichts mehr zu wünschen als dich und die wenigen Meinigen gesund wieder zu sehen." Abends gleich nach der Ankunft in Rom schreibt er: „Mein zweites Wort soll an dich gerichtet sein, nachdem ich dem Himmel herzlich gedankt habe, daß er mich hierher gebracht hat. Ich kann nun nichts sagen, als: Ich bin hier. Ich habe nach Tischbeinen geschickt." Das Tagebuch schließt am Abend des 30. October mit den Worten: „Ich bin zu Tischbein gezogen und habe nun auch Ruhe von allem Wirthshaus- und Reiseleben. Lebewohl."

Unbekannt war es bisher, ja nach Goethe's eigener Aeußerung unwahrscheinlich, daß noch Briefe aus Rom an Frau von Stein, Herder und den Herzog vorhanden; davon sind 25 an die Freundin, 9 an Herder, 2 an Karl August gerichtet. Diese sind mit so großer Kunst in die „Italienische Reise" verwoben, daß die Versuche, die Briefe an die beiden erstgenannten herauszufinden, häufig fehlgehen mußten. Der erste Brief an die Freundin vom 7. November beginnt: „Laß dichs nicht verdrießen, daß dein Geliebter in die Ferne gegangen ist; er wird dir besser und glücklicher wiedergegeben werden." Erst am 13. December empfängt er die ersten Worte der Freundin, aber ihr Inhalt und ihre Kürze machen ihn bestürzt. Eine solche Wirkung des Verschweigens seines Reisezieles hatte er nicht geahnt. Er klagt: „Dein Zettel hat mich geschmerzt, am meisten dadrum, daß ich dir Schmerz verursacht habe. Du willst mir schweigen? du willst die Zeugnisse deiner Liebe [ihre Briefe] zurücknehmen? Das kannst du nicht, ohne viel zu leiden, und ich bin schuld dran. Doch vielleicht ist ein Brief von dir unterwegs, der mich aufrichtet und tröstet, vielleicht ist mein Tagebuch angekommen und hat dich in guter Stunde erfreut." Am folgenden Tag bittet er: „Kannst du etwas für mich thun, so thu es! Unendlich wird mich jedes Wort von dir aufrichten und erfreuen." In demselben Briefe schreibt er, Tischbein habe, als er ihm seine „Iphigenie" vorgelesen, so tief und fein ihn unter der Heldenmaske des Orest erkannt, und über den Zustand, in welchem er das Stück geschrieben, aufgeklärt, daß er ihn dadurch erschreckt. Es war nicht H. Grimm der erste, der die Beziehung der „Iphigenie" auf Goethe selbst geahnt, wie Schmidt meint; jener hat sie nur zu weit ausgesponnen, und seine Aufstellung, daß sie schon 1776 sich zu bilden begonnen, beruht trotz Schmidt auf einem offenbaren Schreibfehler Riemer's. Goethe sandte mit diesem Briefe der Freundin eine Gemme mit einem „magischen Löwen", die sie sich fassen lassen möge. Am 20. klagt er darüber, daß er kein freundlich Wort von ihr vernehme, er jetzt bei der sonderbaren Erneuerung seines ganzen Wesens alles allein tragen müsse, doch abzwingen wolle er es ihr nicht; sie möge ihrem Herzen folgen, er wolle seinen Weg im Stillen endigen. Den 23. bittet er: „Laß mich dir nur noch für deinen Brief danken! Laß mich einen Augenblick vergessen, was er Schmerzliches für mich enthält. Meine Liebe! Ich bitte dich nur fußfällig, flehentlich, erleichtere mir meine Rückkehr zu dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe. Verzeih mir großmüthig, was ich gegen dich gefehlt, und richte mich auf." Sechs Tage später gelobt er sich, nie mehr stumm ein solches Unternehmen auszuführen. Auf einen milderen Brief der Freundin erwidert er: „Schon habe ich viel in meinem Innern gewonnen, schon habe ich viele Ideen, auf denen ich fest hielt, die mich und andere unglücklich machten, hingegeben und bin um vieles freier. Täglich werf' ich eine neue Schale ab und hoffe als ein [neuer?] Mensch wiederzukehren. Hilf mir aber nun auch und komme mir mit deiner Liebe entgegen, schreibe mir wieder von deinem Schreibtische und gedenke göttlich des Vergangenen nicht, wenn du dich auch dessen erinnerst. Ich habe in der Welt nichts zu suchen als das Gefundene, nur daß ichs genießen lerne: das ist alles, warum ich mich hier noch mehr hämmern und bearbeiten lasse." Das ist freilich nur eine leidenschaftliche Selbsttäuschung. Erst am 17. Januar vernimmt er, daß sein aus Venedig geschicktes Tagebuch angekommen, was sein Gemüth erquickt. Seit dem Tode seiner Schwester habe ihn nichts so betrübt, als daß er durch sein Scheiden und Schweigen ihr Schmerz gemacht. Er wirft sich vor, daß er ihr nicht gleich von jeder Station das Geschriebene geschickt habe. Am 20. erhält er ihren Neujahrsbrief, der die jetzt durch die vielen Unglücksfälle in Italien in ihr erwachte Furcht ausspricht, er werde dort seinen Tod finden. „Ich habe nur eine Existenz", erwidert er; „diese habe ich diesmal ganz gespielt und spiele sie noch. Komm' ich leiblich und geistlich davon, überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück diese Krise, so ersetz' ich dir tausendfältig, was zu ersetzen ist: komm' ich um, so komm' ich um. Ich war ohne dies [die Flucht nach Italien] zu nichts mehr nütze." Die Furcht eines Freundes, der Frau von Stein bange gemacht, Goethe werde sich dort verlieben, scheint ihm lächerlich. „Du hast nur eine Nebenbuhlerin bisher, und die bring ich dir mit: das ist ein Kolossalkopf der Juno." Denselben Gedanken spricht er am 1. Februar in einer durch andere Aeußerungen von einander

Digitized by Google

getrennten Stelle (S. 273 f.) aus, wo wir eine Erläuterung, besonders wegen des „Peruginischen Grafen", und die Hinweisung auf die frühere Stelle vermissen. Herzlich wohl hat ihm ihre Aeußerung gethan, daß sie ihn liebe und sich seiner Briefe freue. Nun erfaßt ihn auch der Gedanke, ihr einst das schöne Italien zu zeigen, doch trotz alles Zuges zu ihr drängt es ihn, Sicilien zu sehen, was er freilich zunächst noch in der Schwebe läßt. Aber im letzten Briefe aus Rom reißt ihn seine leidenschaftliche Liebe zu ihr über alle Schranken hin, er sagt ihr, was er sich selbst kaum zu gestehen wagt: „An dir häng' ich mit allen Fasern meines Wesens. Es ist entsetzlich, was mich oft Erinnerungen zerreißen. Ach, liebe Lotte, du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angethan habe und anthue, und daß der Gedanke, dich nicht zu besitzen, mich doch im Grunde, ich mags nehmen und stellen und legen, wie ich will, aufreibt und aufzehrt. Ich mag meiner Liebe zu dir Formen geben, wie ich will, immer, immer — Verzeih' mir, daß ich dir wieder einmal sage, was so lange stockt und verstummt. Wenn ich dir meine Gesinnungen, meine Gedanken der Tage, der einsamsten Stunden sagen könnte. Leb wohl. Ich bin heute confus und fast schwach." Auch diesen Brief verbrannte Frau von Stein nicht, obgleich sie sich von Goethe versprechen ließ, die ihrigen zu vernichten.

Von den Briefen an Herder haben sich neun aus Rom, vom 10. November 1786 bis zum 17. Februar 87, erhalten. Sie sind sämmtlich mit geringen Aenderungen und Auslassungen in die „Italienische Reise" übergegangen. Am 13. December schrieb er: „Versöhnt mir Frau von Stein und den Herzog." Auch die beiden dem Herzog gesandten Briefe vom 1. und 3. November 1786 sind in der „Italienischen Reise" als Anfang des Aufenthaltes in Rom glücklich verwandt, mit Weglassung oder Verallgemeinerung der persönlichen Beziehungen. Den zweiten legte Goethe als Cirkularschreiben an das herzogliche Paar, die Herzogin Mutter, Herrn und Frau von Stein, Herders und Knebel bei. Die zuletzt gegebenen drei Briefe an den Conseilspräsidenten von Fritsch sind bloße Höflichkeitsbezeugungen. Der vielen zum Theil werthvollen Beilagen zu den Briefen können wir hier nicht gedenken.

Am Anfange sind ein Briefchen an Frau von Stein (aus dem Juni 1786), ein Karlsbader Brief an Herder, der nicht hier stehen sollte, vier Briefe an die Freundin vom 27. August bis zum 2. September 1786 aus Karlsbad und die Billetts aus Verona und Venedig gegeben, die uns bisher fehlten. Der Brief an Herder ist von großer Bedeutung, da er zeigt, daß Goethe nach Lesung der „Elektra" des Sophokles den Entschluß gefaßt, die Verse der „Iphigenie" würdiger zu machen. Den Römischen Briefen an Herder läßt der Herausgeber die Abschiedszeilen aus Karlsbad und die Zettel aus Verona und Venedig vorangehen. Im ersten sagt Goethe ihm seine Ansicht über den erwarteten Ruf nach Hamburg, die beiden andern sind wichtig für die Umbildung der „Iphigenie". In den Anmerkungen wird auch das Gesammtschreiben der Karlsbader Getreuen vom September 1786 an den Herzog mitgetheilt über das, was nach seinem Abschied an Goethe's Geburtstag zur Feier desselben geschehen, und über dessen heimliche Flucht am Geburtstage des Herzogs. Herder beginnt und schließt diese launige Dankadresse, der es auch an Nachschriften nicht fehlt. Wir gewinnen hier einen Einblick in das heitere Karlsbader Leben und die noch fehlende Angabe des Tages der Abreise von Karl August.

So ist uns denn in diesem Bande die urkundliche Mittheilung von allem bisher Unbekannten geboten, was Goethe's Archiv zur „Italienischen Reise", insonderheit über seine Verbindung mit Frau von Stein, besitzt. Freilich fehlen fast ganz die Briefe aus Neapel, das Tagebuch vom Besuche Siciliens und was er ihr beim zweiten Aufenthalte in Rom schrieb. Dadurch sind wir außer Stand gesetzt, sein Verhältniß zur Freundin während des letzten Jahres in Rom gleichsam urkundlich zu erfahren, was wir sehr bedauern müssen; denn waren auch die Briefe in dieser Zeit, wie wir Goethe glauben dürfen, inhaltlich wenig bedeutend, um so vielfachere persönliche Beziehungen enthielten sie; vor allem wäre es anziehend gewesen, seine Aeußerungen aus der Zeit zu lesen, in welcher ihn seine Künstlerliebe beglückte, die den Hintergrund zu den Römischen Elegien bildet. Besonderen Werth haben seine hier gebotenen Briefe auch deshalb, weil sie uns deutlich erkennen lassen, mit welcher glücklichen Gewandtheit er aus dieser Vorlage den ersten Theil der „Italienischen Reise" (bis Neapel) schuf. Die umsichtige, durchaus würdige Herausgabe von Erich Schmidt erkennen wir um so dankbarer an, als wir sonst in mancher Beziehung von seinen meist geistreichen, aber nur zu oft, wie bei seinem Lehrer, dem hochbegabten Scherer, der Wahrheit entrückten Ansichten abweichen.

Professorenroman und Professorenkritik.

Von Oskar Bulle.

Herrn Professor Richard Gosche in Halle blieb es vorbehalten, die moderne literarhistorische Forschung in ernsthafter Weise um den neuen Gattungsbegriff des „Professorenromans" zu bereichern. Es gelang ihm dies auf indirecte Art, durch den Eifer nämlich, mit welchem er in seiner kürzlich erschienenen kleinen Schrift über den „Dichter und Forscher Georg Ebers"*) gegen die von den „berufsmäßig schriftstellerischen Kreisen" ausgeübte, absprechende Kritik der jüngsten belletristischen Schöpfungen des Leipziger Aegyptologen zu Felde zieht. Bisher war es dieser Kritik nicht gelungen, jenem ominösen Gattungsbegriffe eine wirkliche, ästhetische Berechtigung zu verleihen. Zwar erfand sie ihn; wer wollte das noch leugnen, nachdem Herr Gosche die Broschüre des „höchst achtungswerthen Kritikers" citirt hat, in welcher er vorkommt? Vielleicht wandte sie ihn auch häufiger an, als es im Interesse der ernsten Beurtheilungen gut war. Aber wer in aller Welt, außer Herrn Gosche, war bisher auf den Gedanken gekommen, in ihm mehr zu erblicken als einen satirischen Ausdruck für die tragikomische Zufälligkeit, daß es gerade einige Professoren sind, welche sich in der modernsten Literatur durch schlechte Romane bemerklich machen? Kann Herr Gosche wirklich nachweisen, daß irgend ein bemerkenswerther Kritiker sein abfälliges Urtheil über die „Dichter" Ebers und Dahn lediglich auf die bloße Thatsache gegründet hat, daß jene Autoren auf academischen Lehrstühlen sitzen?

Ich glaube, daß ihm dieser Nachweis sehr schwer werden würde, und doch legt er die ungegründete Behauptung, nur der verdächtige Begriff „Professorenroman" verhindere eine gerechte Werthschätzung der Ebers'schen Dichtungen, seiner Apologie zu Grunde. Er kämpft mit derselben Phantasie gegen ein kritisches Wahngebilde, mit welcher einst ein bekannter edler Ritter gegen Windmühlenflügel losstürmte, und wendet dabei Waffen an, die seine Polemik von vornherein komisch, wenn nicht gar verleumderisch erscheinen lassen. Oder klingt es nicht etwa komisch, wenn er sagt, daß man mit demselben Rechte, mit welchem man die Ebers'schen und Dahn'schen Werke Professorenromane nenne, auch Goethe's „Iphigenia auf Tauris" als Kammerpräsidentendrama bezeichnen könne? Das Letztere könnte man doch wohl nur, wenn zufällig auch noch irgend ein anderer Kammerpräsident ein ebenso klassisches Drama geschrieben hätte. Ich kenne aber außer Goethe keinen anderen. Und immer würde dieser zusammenfassende Ausdruck lediglich ein äußerlicher bleiben, der eben nur die zufällige Gleichheit sowohl der Lebensstellung der Autoren als auch der Qualität ihrer Werke im Auge hätte, ohne irgendwie eine Begründung dieser Qualität durch jene Lebensstellung in sich zu schließen. Also dieser Vergleich hinkt, Herr Professor, und der Versuch, durch ihn die Kritik ad absurdum zu führen, leidet an einem bedenklichen logischen Mangel und wirkt unwiderstehlich komisch.

*) Verlag von Ed. Schloemp, Leipzig.

Digitized by Google

Aber Herr Professor Gosche bleibt nicht bei der harmlosen Don-Quixoterie, sondern greift zu Argumenten, die unmittelbar die Gesinnung und redliche Ueberzeugung der „berufsmäßig schriftstellerischen Kreise" verdächtigen und an den Pranger zu stellen suchen. Er redet in dem Vorworte zu seinem Büchlein von jenen Kreisen, innerhalb welcher man es Jenem (nämlich dem romanschreibenden Aegyptologen) „nörgelnd verargen möchte, mit größtem Erfolge als einer der Besten ihresgleichen aufgetreten zu sein. . . . Man ruft: das ist ein Professor! Als ob es dem Wesen eines ordentlichen Schriftstellers widerspräche, etwas ernsthaft gelernt zu haben!" Und im Schlußworte fügt er noch hinzu: „der Professor hat genau dasselbe Recht, Romane zu schreiben, wie jeder Andere, der es nicht ist und sich vielleicht sehr geschickt die Mühe erspart hat, etwas ernsthaft zu lernen." — Welche plumpe Insinuationen und welche grobe Verdrehungen liegen nicht in diesen Worten verhüllt! Natürlich begründet seine besondere Berechtigung, über die Ebers'schen Dichtungen ein gültiges Urtheil zu fällen, damit, daß er, „obwohl gelegentlich schriftstellernd, unter Anderem von ägyptischen Dingen wirklich auch etwas verstehe. Daß er bei Ebers mit einiger Genauigkeit zu unterscheiden vermöge, was ägyptisch ist, was modern?" Diese archäologische Befähigung geht nun aber meistens den Kritikern aus den „berufsmäßig schriftstellerischen Kreisen" ab. Diese windigen Gesellen haben sich ja „sehr geschickt die Mühe erspart" ägyptische Studien zu machen. Sie dürfen also auch nicht — das ist offenbar die Meinung, die in jenen Worten des Herrn Professors liegt — sich anmaßen wollen, über „ägyptische Romane zu urtheilen.

Hier sind wir zu dem Angelpunkte der „Professorenkritik" des Herrn Gosche gelangt. Nur von ihm ausgehend — das wollen wir zu seinen Gunsten annehmen — verstieg sich der academische Literarhistoriker zu jenen merkwürdigen und schier unbegreiflichen Ausfällen auf seine nicht-academischen Kollegen. Und hier will ich deshalb auch einsetzen, um die Haltlosigkeit des apologetischen Inhaltes jener Schrift, soweit derselbe den Dichter Ebers betrifft, darzuthun. Das Wunderbare an diesem Theile des Inhaltes ist freilich, daß der in ägyptischne Fragen so wohlbewanderte Kritiker bei seinen Analysen der neun belletristischen Werke Ebers' die angekündigte Unterscheidung, was in denselben modern sei, was ägyptisch, fast vollständig außer Augen läßt. Er fällt ganz von seinem Programme ab, sobald er in den positiven Theil seiner Kritik eintritt, und beraubt uns somit des Genusses, die nützliche und lehrhafte Anwendung archäologischer und philologischer Principien auf die ästhetische Beurtheilung einer Dichtung durch Beispiele kennen zu lernen. Da jeder brave Deutsche aber weit davon entfernt bleiben muß, einem Professor eine Inconsequenz zuzumuthen, wollen wir auch annehmen, daß im tiefsten Grunde der Seele des Herrn Gosche immer jene archäologische Urtheilsfähigkeit als die feste Grundlage ruhte, auf welcher sich seine ästhetische Bewunderung der Ebers'schen Schöpfungen aufbaute; zumal, da es sonst unbegreiflich bleiben würde, wie ein geschеidter und feinsinniger Mann die jüngsten dieser Schöpfungen noch als Kunstwerke preisen kann.

Daß Herr Professor Gosche jene archäologische Unterscheidungskunst überhaupt zum kritischen Principe machen wollte, ist es aber, was ich oben den Angelpunkt seiner Beurtheilung nannte. Er ist nicht der erste, der dieses unlogische Verfahren anwenden zu können meint; auch in der Kritik der „berufsmäßig schriftstellerischen Kreise" begegnete man oft den zweck- und meistens auch erfolglosen Versuchen, durch Betonung des „Modernen" in den ägyptischen Romanen ein Urtheil über die letzteren zu begründen. Aber gerade so wenig als Herr Gosche dazu kam, auf der in Aussicht gestellten Hervorhebung des „Echten" in denselben eine kritische Analyse wirklich aufzubauen, gelang es jenen Kritikern mit dem Tadel der Anachronismen allein das Verfehlte in ihnen treffend und erschöpfend zu bezeichnen. Der Fehler in beiden gleichartigen, wenn auch nach verschiedenen Zielen hinsteuernden kritischen Versuchen liegt einfach in der Verquickung der sachlichen und der ästhetischen Beurtheilung, in der Betonung des materiellen Inhaltes der Dichtungen und dem Außerachtlassen seiner künstlerischen Motivirung.

Lediglich von diesem Gesichtspunkte aus würde auch der Gattungsbegriff „Professorenroman" die ernste und nicht persönliche Bedeutung erlangen können, die ihm bisher fehlte. Man würde dann mit diesem Ausdrucke ganz passend die belletristischen Machwerke bezeichnen, in welchen ein schon an und für sich, infolge des historischen Interesses, fesselnder Inhalt mit Hülfe einer oberflächlichen Erfindungsgabe in einen schablonenhaften Rahmen gepreßt wird. Denn daß sowohl Dahn's als auch Ebers' letzte Romane nichts anderes sind als solche Machwerke und daß also diesen beiden Autoren dann mit Recht die zweifelhafte Ehre zukäme, die ganze Gattung solcher Erzeugnisse durch ihren Professorentitel zu bezeichnen, wird uns Niemand außer denen bestreiten, die sich an dem sachlichen Inhalte eines Romanes allein genügen lassen. Daß zu den letzteren Herr Professor Gosche gehört, muß ich nach der Lectüre seines sicher sehr eilfertig geschriebenen Büchleins über Ebers leider constatiren. Er gewinnt mit einer unglaublichen Leichtigkeit aus der Aufzählung des bloßen Stoffes, den Ebers anhäuft, ein günstiges Urtheil über die künstlerische Gestaltung desselben und dringt selbst da, wo er, wie z. B. in den Romanen „die Frau Bürgermeisterin" und „Ein Wort", die mangelhafte Anordnung und die Weitschweifigkeit der Darstellung tadelt, nicht bis zur deutlichen Erkenntniß der Ebers'schen Einthümlichkeiten und Mängel hindurch. So kommt es, daß seine Analysen an einer großen Gleichförmigkeit leiden, die sie auf die Dauer ungenießbar macht und daß man sich eigentlich nur an einer derselben wahrhaft erfreuen kann, das ist die der „Aegyptischen Königstochter". Und doch hätte ihm gerade die liebevolle und eingehende Betrachtung dieses Romans, den auch ich als ein echtes Kunstwerk, das einzige, welches Ebers schuf, anerkenne, schon die Grundlinie des Kreises erkennen lassen müssen, innerhalb welcher sich Ebers in allen seinen späteren Werken bis zur trostlosesten Ermüdung seiner Leser herumdreht. Es ist Herrn Gosche entgangen, daß der Leipziger Aegyptologe trotz der stets wechselnden Staffage uns in allen seinen Werken dieselben Menschen vorführt und daß, nachdem wir diese in dem Erstlingsromane, der „Aegyptischen Königstochter", in ihrem schönen, rosigen Jugendglanze kennen gelernt und lieb gewonnen haben, alle späteren Verkleidungen derselben uns nur oberflächlich, wie es etwa Costümbilder thun, anregen können. Eine Analyse der Ebers'schen Werke müßte deshalb, um endlose Wiederholungen und eine ermüdende Gleichförmigkeit zu vermeiden, uns ein Gesammtbild mit Wandeldecorationen im Hintergrunde zeichnen und vor Allem den Grundtypus der Stereotypen, als welche sich die Gestalten in allen neun Romanen erweisen, klar zu machen suchen. Dann würde, selbst wenn man von der Grundlage der „Aegyptischen Königstochter" ausginge, in welcher diese Gestalten noch in ihrer ursprünglichen Frische und Jungfräulichkeit erscheinen, durch das Suchen nach den allgemeinen Principien ihrer künstlerischen Motivirung auch die Ursache klar hervortreten, welche sie, wenn sie oft genug und lange genug vor uns herumspaziert sind, so hohl und oberflächlich, so häßlich und nichtig, so gealtert und gebrechlich erscheinen läßt. Es würde vor Allem auch offenbar werden, daß diese Gestalten nicht eigentlich Eigenthum des Dichters sind, das heißt, daß sie nicht die elementaren poetischen Ausbrüche eines Kämpfens und Ringens und einer immer sich erneuernden innerlichen Umgestaltung der Dichterseele bilden, sondern daß sie wie stets sich gleich bleibende Schemen vor der Phantasie des Autors auf- und niederwallen, ohne von dem Pochen seines Herzens berührt zu werden. Diese Aeußerlichkeit der Ebers'schen Menschen, die in allen den verschiedenartigen Lebenslagen, welche die Erfindungsgabe des Romanschreibers schafft, stets dieselben bleiben, hat ihr rasches ästhetisches Verwelken verursacht, denn der unermüdliche Erfinder, der ihnen immer wieder neue Gewänder anzaubert, läßt sie nicht in den Jungbrunnen seines innersten Fühlens sich baden; sie hat aber auch die großartigen buchhändlerischen Erfolge der Ebers'schen Werke zur Folge, auf welche, bezeichnend genug, Herr Gosche nicht oft genug hin-

Digitized by Google

weisen zu können meint: denn nichts zieht die oberflächliche Lesesucht der großen Menge mehr an, als romanhafte äußerliche Verwicklungen, in die vertraute und längst bekannte Menschentypen versetzt werden.

Die letzteren loszulösen von ihrem wechselnden Hintergrunde würde, wie gesagt, die einzig richtige Methode für die kritische Analysirung der Ebers'schen Werke gewesen sein. Herr Gosche hat sie in seiner Schrift nicht befolgt, sondern hat, getreu seinem anfangs angedeuteten Grundsatze, zunächst stets das Aeußerliche und Sachliche der Verwicklung auseinandergesetzt, indem er annahm, daß die Figuren mit diesem nothwendig zusammenhängen müßten. Dabei ist er natürlich um die Frage, ob die letzteren modern oder ägyptisch seien, glatt herumgekommen, denn nach seiner Anschauung war es unzweifelhaft und gar nicht erst einer Untersuchung bedürftig, daß, wenn nur die Staffage ägyptisch auch die Gestalten es seien. Vielleicht würde er von dieser Anschauung, die für die gesammte dichterische Thätigkeit Ebers' allgemeine Grundzüge nicht auffinden kann, zurückgekommen sein, wenn er auch das letzte, bei Abfassung seiner Schrift noch nicht erschienene Werk des Autors, den dreibändigen Roman „die Nilbraut", in den Rahmen seiner Untersuchung gezogen hätte. Denn gerade in ihm tritt das Typische und Aeußerliche der Ebers'schen Gestalten so aufdringlich an den Tag, daß sich wohl auch der eifrigste Verehrer des Dichters über dasselbe klar werden muß. Wenn auch in den bisher vorhandenen ägyptischen Romanen sachliche und formelle Vorzüge einen Literarhistoriker über das Schablonenhafte der Menschen hinwegtäuschen konnten, so bietet dieser neue Roman, der in Composition und Darstellung außerordentlich schwach ist, keine derartigen Entschuldigungsgründe mehr dar, und es erscheint mir deshalb zweckmäßig, von ihm aus rückschauend in raschen Zügen die Grundlinien der dichterischen Kunst Ebers' zu zeichnen und damit eine Zusammenfassung zu geben, welche Herr Gosche infolge der Zersplitterung seiner Kritik in Einzel-Analysen nicht versuchte.

Der Inhalt der „Nilbraut" ist ebenso abwechselungsreich durch die Fülle der Geschehnisse als bunt durch die Menge der Figuren und zerfällt, von der Unmenge der eingeschalteten, die rasche Förderung der Handlung ungemein hemmende Episoden ganz abgesehen, in zwei Haupttheile: in dem ersten wird uns geschildert, wie Orion, der Held des Dichters, die in ihrer Vortrefflichkeit unveränderliche Paula, die in allen Romanen wiederkehrende weibliche Lichtgestalt, mit einem aus tiefster Liebe geborenen glühenden Hasse verfolgt und dabei sogar vor verbrecherischen Handlungen nicht zurückschreckt, während der zweite Theil uns den reuigen, nun vollkommen zur männlichen Lichtgestalt umgewandelten Liebhaber zeigt, der mit seiner Geliebten alle Stürme eines seltsam verschlungenen Schicksals siegreich überdauert. Den Titel: „die Nilbraut" trägt der Roman von der Schlußentwicklung, in welcher Paula Gefahr läuft von dem fanatischen Volke als Opfer dem erzürnten Flusse dargebracht zu werden. Die Zeit, in welche die Handlung verlegt ist, ist die der arabischen Invasion in Aegypten. Der Feldherr der Araber, Amer, muß zu rechter Zeit den deus ex machina spielen, welcher die Ränke seines schwarzen, teuflischen Stellvertreters Obada vernichtet. Die sich befehdenden christlichen Secten der Jakobiten und Malchiten, das stumpfsinnige eingeborene Volk der Aegypter und die thatkräftigen Araber bilden die Menge, und ein christlicher Humanist und Märtyrer, ein aufopferungsvoller freidenkerischer Arzt, ein alter Isispriester sowie viele mit wenigen Strichen nicht übel charakterisirte Väter, Mütter, eifersüchtige Mädchen, treue Diener und ängstliche Beamte sind die Statisten in dem figurenreichen Schaustücke.

Fragen wir uns nun, worin die Gleichartigkeit dieses Romans mit seinen ägyptischen Vorgängern beruhe, so müssen wir zunächst die Unwandelbarkeit aller Charaktere bemerken. Jede Gestalt tritt fix und fertig vor uns hin, und die Entwicklung der Handlung ist nicht in die Seelen der Menschen, sondern in die von außen an sie herantretenden Ereignisse gelegt. Willenlos und wechsellos schreiten die Menschen durch die Fluth ihrer Schicksale dahin, weder Freude noch Leid wandeln sie um, und nur ihre Abenteuer nicht ihre Gesinnungen erzeugen die Spannung. Wenn auch Orion eine Zeit lang den Bösewicht spielt, so spielt er ihn doch nur und keinen Augenblick ist der Leser darüber zweifelhaft, daß die Schurkerei des Jünglings nur eine ihm von seinem Hasse octroirte Maske ist, die bald wieder fallen wird, um das Gesicht des bekannten Bartja oder Pentaur in täuschender Aehnlichkeit zu zeigen. Durch diese innere Bewegungslosigkeit der Menschen erhalten alle Ebers'schen Dichtungen den Charakter eines Wachsfigurenkabinets, dessen Gestalten zwar durch die mechanische Kunstfertigkeit seines Erbauers in bunten, mannigfaltigen Gliederverrenkungen ein Scheinleben erlangen, uns aber mit ihren gläsernen, seelenlosen Augen nur beängstigen und verwirren.

Aus diesem Grunde ist auch die oben berührte Frage, ob die Gestalten der Ebers'schen Romane modern oder ägyptisch seien, eine völlig müssige, aber sie ist bezeichnend genug: denn niemals würde sie aufgeworfen worden sein, wenn dieselben überhaupt menschlich wären. Dem echt Menschlichen wird nie der Vorwurf, anachronistisch zu sein, gemacht werden, und wenn es, wie bei Shakespeare, mit tausend anachronistischen Fetzen behangen wäre. Aber weil man fühlt, daß die Ebers'schen Gestalten für die Zeit, in die sie versetzt sind, unnatürlich handeln und wandeln, glaubt man ihnen in der Gegenwart eine entsprechendere Heimstätte geben zu können, und doch passen sie ebenso wenig in unsere Zeit, wie in das ägyptische Alterthum. Sie passen überhaupt in keine Zeit und an keinen Ort, höchstens in die Bücher für ein denkfaules, aufregungssüchtiges Publikum.

Ebers hat in einem einzigen ägyptischen Romane versucht, eine Gestalt von Tiefe und innerer Beweglichkeit zu schaffen: in seinem „Homo sum". Dort ist es der Einsiedler Paulus, von welchem man wirklich sagen kann: homo est. Vielleicht hat er in diese Figur etwas von seinem Selbst und seinem inneren Leben gegossen, wenigstens fühlt man sich durch dieselbe erwärmt und angeregt, was man gewiß von keiner anderen aus der Fülle von Gestalten in den ägyptischen Romanen sagen kann. Wie viel plastischer und innerlicher sind dagegen die Menschen in den Dichtungen, die Ebers nicht der Anregung seiner ägyptischen Studien, sondern der Anregung seines Herzens verdankt: in „Ein Wort" und „Die Frau Bürgemeisterin". Daß Herr Gosche dem letzteren Romane einen Mangel an Handlung zuschreibt, ist bezeichnend für seine Kritik, denn gerade die Vertiefung des Herzenslebens jenes bürgermeisterlichen Ehepaares scheint mir eine größere Handlung zu enthalten, als alles Sammelsurium der episodenreichen ägyptischen Schaustücke. Aber die „Professorenkritik" scheint dem „Professorenromane" entsprechen zu wollen, das heißt, sie scheint sich wie dieser zu bemühen, die einfachsten Bedingungen, die das ästhetische Urtheil für ein Kunstwerk vorschreibt, durch archäologische Aeußerlichkeiten und nebensächliche Gelehrsamkeit zu ersetzen.

Feuilleton.

Eine Gerichtssitzung.

Von Wilhelm Jensen.

„Angeklagte, treten Sie vor!"

Die Aufgeforderte kann dem Geheiß allerdings nicht auf eigenen Füßen Folge leisten, sondern bedarf der Beihülfe dazu. Es ist keine Persönlichkeit aus Fleisch und Blut, vielmehr eine größere Holzkiste, von der einige Bedienstete des Gerichtssaales den Deckel entfernen und dadurch ein Oelgemälde — eine Landschaft — zum Vorschein bringen. Aber trotzdem wohnt ihr etwas Menschliches inne, sie besitzt eigenartig individuelle Züge, die nicht der großen Menge angehören, und vermag auch zu sprechen. Der Gerichtshof blickt finster auf das enthüllte Gesicht der Angeklagten, aus der eine einfach liebliche, von einem poetischen Schimmer umflossene Natur redet, doch in den Mienen der Richter drückt sich nichts von einer Wahr-

Digitized by Google

nehmung derselben aus. Der Präsident entfaltet ein Blatt und sagt:

„Sie tragen den Namen „Frühlingstag" und sind des Versuchs beschuldigt, sich mit Wissen und Wollen in den hiesigen Gemälde-Ausstellungsraum einzudrängen. Räumen Sie diese Absicht ein?"

Die Landschaft antwortet leisstimmig: „Ja." Sie ist von einer fast übergroßen Bescheidenheit — wie Landschaften es nur selten angeboren wird — und ihr Ausdruck scheint selbst Zweifel darein zu setzen, ob sie wirklich ein Recht habe, in der Welt vorhanden zu sein.

Der Verhandlungsfall ist im Grunde sehr unbedeutender Art, eine „Bagatellsache", die sich von kürzester Hand erledigen ließe. Doch der Gerichtspräsident will sie benutzen, um ein Beispiel an ihr aufzustellen und die Bestrafung mit einer moralischen Warnung für gleichartige Frevelgelüste zu verknüpfen. So fragt er aus seiner Gesichtsmaske hervor — denn Alle tragen eine, den Gugeln des Vehmgerichts ähnliche, unerkennbar machende Kopfverhüllung —:

„Haben Sie nicht gewußt, daß Sie eine strafbare Handlung begehen wollten?"

„Nein", antwortet die Landschaft befangen, und sie stottert nach: „Ich dachte nicht —"

Der Vorsitzende fällt ein: „Sie mußten es wissen, Ihr Unverstand entschuldigt so wenig, wie die Unkenntniß der in einem Lande giltigen Gesetze. Sie stammen von einem Vater, der sich nicht mehr in so unreifen Jahren befindet, um über feststehende Normen nicht unterrichtet zu sein, und durch ihn müssen Sie vor solchen Ausschreitungen gewarnt worden sein."

Schüchtern versetzt die Landschaft: „Ich habe ein paar ältere Schwestern, die in der vornehmsten Halle des Landes bereitwillige und freundlichste Aufnahme gefunden — und da dachte mein Vater — ich sei nicht zu schlecht — ich sollte mich ja auch nicht bei Hofe vorstellen, sondern nur im gewöhnlichsten Kreise —."

Doch mit düster gerunzelter Stirn unterbricht sie der Präsident: „Sie haben uns also für bestechliche Richter gehalten? Uns, die wir um unseres makellosen Rufes und unserer höchsten Einsicht willen zu dem obersten Amt der Urtheilsfällung berufen worden sind, für fähig erachtet, niedrigsten Einflüssen zugänglich zu sein? Uns, deren Gewissensspiegel bei der Ausübung unserer hohen Pflicht noch nie ein Hauch persönlicher Rücksichtsnahme getrübt hat? Das wird bei dem Strafmaß zum Austrag kommen! Aber von dieser Frechheit, uns durch Ihre beiden Schwestern bestechen zu wollen, abgesehen — glauben Sie denn, sich überhaupt auf solche Verwandtschaft berufen zu können? Die Unverschämtheit Ihres Unterfangens, hier einzudringen, erhöht sich dadurch nur noch mehr. Denn jeder Urtheilsfähige wird nicht in Zweifel darüber sein, daß *unseren* Abkommen vor allen anderen die Aufnahme in das von Ihnen genannte vornehme Haus zusteht. Wenn nun selbst unter uns sich noch Viele befinden, die bisher einer solchen Auszeichnung in keinem einzigen ihrer Sprößlinge theilhaftig geworden sind, so liegt unabweislich die Muthmaßung, ich darf sagen, die Gewißheit nahe, daß Ihre beiden Schwestern sich nicht durch wahres Verdienst, sondern durch unlautere Mittel jenen Zugang erschlichen haben werden. O wir sind nicht unbekannt mit solchen Schlichen und Ränken, es ist unser Beruf, sie zu kennen! Darum, Angeklagte, haben Sie sich mit der Bezugnahme auf Ihre Verwandtschaft selbst den ärgsten Schaden zugefügt, denn eben diese ist es, welche die ganze Strenge unseres Richtspruches herausfordert."

Einer der Beisitzer bemerkt: „Ich muß mir noch einen Hinweis auf den höchst verdächtigen Ausdruck erlauben, mit welchem die Inquisitin sich erkühnt hat, die Gesellschaft in diesen Räumen als einen »gewöhnlichsten Kreis« zu bezeichnen".

Doch der Präsident verneint mit einer überzeugten Handbewegung. „So psychologisch richtig Ihre Conjectur sein mag, verehrter Herr College, widerstreitet der gerade und gerechte Sinn in mir, ihr beizupflichten, und Gerechtigkeit ist unsere einzige und oberste Richtschnur. Wir vermögen der Beschuldigten nicht in die Gedanken hineinzublicken; die Annahme, sie habe die uns hier umgebende Wandversammlung als »eine gewöhnliche« kennzeichnen wollen, würden sie uns auf eine solche Stufe geistiger Verblödung herabsetzen lassen, daß sie sich über eine Voreingenommenheit bei uns beschweren dürfte. Aber ich danke Ihnen für Ihre schätzenswerthe Absicht, Herr College, denn nur aus der einheitlichen gleichen Sinnesrichtung, der innerlichen Verständniß-Uebereinstimmung Aller kann eine Entscheidung, die den von uns vertretenen Zwecken dient, hervorgehen."

Bescheiden kommt es von der Landschaft her: „Darf ich fragen, welche Zwecke —?"

„Sie haben hier nur zu schweigen und zu hören!" fällt der Vorsitzende streng ein. „Außerdem zu sehen, wenn Sie dazu im Stande sind. Blicken Sie dorthin" — der Finger des Sprechers deutet auf die in glitzernden Rahmen an der Wand hängenden Gemälde — „das ist die auserlesene Gesellschaft, unter die Sie sich unberechtigt einzumischen versucht. Sie alle sind Meisterschöpfungen, sonst befänden sie sich nicht hier, sind Werke, aus denen uns eine Solidaritätshaft des Künstlerinteresses entgegentritt, sonst wären sie wiederum nicht hier. Verständige, emsige Männer sind ihre Urheber, welche ihre Zeit und die Mitlebenden derselben richtig zu erfassen verstehen, die nicht thöricht in's Blaue hinein sich auf den Weg machen, sondern sich zuvor der Mittel vergewissern, durch die man sein Ziel erreicht. Bewundernd hängt der Blick an diesen Leistungen. Auf dem Markt des Lebens sind sie erwachsen, aus der Unterstützung und Reibung der Kräfte, aus dem Gegensatz und der Vereinigung. Sie wollen sich nicht egoistisch gegeneinander hervorheben, sondern verfolgen die gemeinnützige Absicht, zu dienen, der Allgemeinheit des höchsten menschlichen Begriffes, dem Kunstgeschmack unseres gesammten Volkes zu dienen. Sie spiegeln auf's Genaueste Alles so wieder, wie das Leben dieses Volkes es in Wirklichkeit darbietet, wie es vor der Anschauung seiner Augen dasteht; ich möchte sagen, es sind christliche Werke, auch wenn sie profane Gegenstände behandeln, denn sie kennen keinen Hochmuth, hegen jenen edlen demokratischen Sinn, der gleicherweise nach der Anerkennung durch den an Rang und Geist ärmsten unserer Mitbrüder, wie nach fürstlichem Beifall trachtet. So sind sie alle gleichsam Kinder *eines* Vaters, des Genius unserer Zeit, in dem sich der Fortschritt der Kunst zu der Erkenntniß offenbart, daß sie keine Sonderstellung unter den Menschen einnehmen darf, vielmehr nach dem erhebenden Vorbild der allgemeinen Wehrpflicht berufen ist, in jedem dem großen Vaterlande Angehörigen die gleiche himmlische Flamme künstlerischer Begeisterung zu entzünden. — Wer aber, Angeklagte, sind Sie? Wo und wie sind Sie zur Welt gekommen? Man sieht es Ihnen auf den ersten Blick an. Nicht in einem Hause wechselseitiger, hochherziger Förderung, wo Einer für Alle und Alle für Einen stehen, sind Sie geboren worden, und nicht das werkthätige Streben nach gemeinen Nutzen hat Sie erzeugt. Ihre Wiege stand abseits vom „schaffenden Webstuhl der Zeit" hinter irgend einem nach Norden gerichteten Fenster, in einem Raume, der sich der wohlmeinenden Theilnahme verständiger Berather verschloß. Ihr Vater war der Eigenwille, der Dünkel und Unverstand, die sich vermessen, aus ihrem eigenen Innern ohne Beihülfe eine Schöpfung hervorzubringen. Wie ich den Hochmuth hasse! Schweigen Sie! Ich weiß, was Sie zu sagen beabsichtigen, kenne Ihre Phrasen. Daß die Einsamkeit, die Phantasie und die Poesie bei Ihnen als Pathen gestanden, nicht wahr? Daß Sie allerdings kein Abbild der Natur für gewöhnliche Augen seien, sondern nur für solche, welche jene aus einer schönen Empfindung hervor ansähen? Ich hätte Sie zu Ihrer Selbstblamage ausreden lassen, wenn es mir nicht darum zu thun gewesen wäre, diese der echten Kunst geweihten Räume vor der Miasmenausathmung der Afterkunst zu bewahren. Wer, auf der Höhe unserer Zeit stehend, in der Malerei noch von Phantasie und Poesie redet, ist entweder ein Narr oder ein tückischer Kobold, und ich kann nur zu ihm sprechen: Hebe dich hinweg unsauberer Geist!"

Bei den letzten Worten entsteht in einer dunklen Ecke ein, die Köpfe unwillkürlich herumziehendes Geräusch. Ein Bild hat sich vom Haken losgerissen und ist auf den Boden heruntergefallen; wie die Bediensteten es aufheben, zeigt sich,

Digitized by Google

daß es gar nicht hierher gehört, sondern durch ein unerklärliches Versehen in diesen Raum gekommen sein muß, denn es ist eine der schönsten Landschaften Claude Lorrains. Der Präsident faltet unwillkürlich die Stirn und fragt:

„Was wollen die Todten unter den Lebendigen? Ein unbegreiflicher Mißgriff, den nur das Dunkel, in dem er sich ereignet hat, aufhellt. Doch befestigen Sie das Bild wieder! Es steht in allen Kunsthandbüchern verzeichnet, und Hochachtung vor einem berühmten Namen bildet eines der ersten Kennzeichen neidlos idealer Gesinnung."

Sich zur Angeklagten zurückwendend, fährt der Sprecher fort: „Besitzen Sie etwa einen Namen, der von den Zungen Tausender getragen wird? Nicht von einer einzigen! Und Ihre schamlose Frechheit wollte — blicken Sie sich erröthend um! — sich in eine so viel- und lautberufene Genossenschaft eintäuschen? Sie sind eine abgefeimte Heuchlerin, denn Ihre Arglist wußte, wenn Sie hier Mitaufnahme gefunden hätten, so würde die von Ihnen betrogene Einfalt geglaubt haben, Ihr Name sei ebenfalls schon in hundert Blättern als der eines Meisterwerkes genannt worden. Es hätte geheißen, Ihr Urheber habe schon vor Ihrem Entstehen mit berechtigtem Stolz seiner väterlichen Liebe für Sie öffentlichen Ausdruck gegeben und die Begeisterung treuer Freunde überall bereits Ihr hoffnungsreiches Werden verkündigt. Sind wir hinter Ihre Schliche gekommen? So dachten Sie's, während Niemand von Ihnen wußte, Sie in obscurster Verborgenheit heranwuchsen, keines jener edlen Organe ein Wort von Ihnen redete, welche die hohe Erfindung Gutenberg's täglich zum segensreichen Fortschritt der Menschheit verwerthen, das Gute lohnen und das Böse strafen. Und doch liegt im Ihrer Unbekanntheit noch ein unverdientes Glück für Sie, denn die Guten und Redlichen unseres Lebens sind zu einem großen, festen Bunde vereint. Jegliches jener unerschütterlich hochherzigen Organe steht Schulter an Schulter mit uns im gleichen heilig-unerbittlichen Kampf gegen das von uns Verworfene, und wehe Ihnen, wenn unsere sittliche Empörung Sie von diesem Gericht jenen Nachrichtern auf die Folterbank, an Galgen und Rad überlieferte! Aber wie ich solche Heuchelei, solche Falschheit, solche Verlogenheit hasse, die sich den Anschein der Unschuldsmiene, der ehrlichen Ueberzeugung gibt!"

Die Angeklagte gewahrt an der Haltung der gesammten Richter, daß ihr Urtheil unabänderlich in der Wage liegt, und vielleicht verleiht diese Gewißheit ihr die Kraft, allen Muth zusammenzuraffen und zu erwidern:

„Doch wenn mir die Möglichkeit versagt wird, mich einem Menschenauge zu zeigen, wozu bin ich dann geworden? Wozu hat mein Vater mich großgezogen und mein Aufwachsen mit so viel Liebe und Sorgfalt überwacht? Ich trage das Gefühl derselben in mir und weiß, es gäbe Augen, die es auch in meinen Zügen erkennen würden. Ob solche hierher kommen, weiß ich freilich nicht, aber ich dachte, es sei der Zweck dieser Räume, einen derartigen Versuch anzustellen. Denn ich ahnte nicht, daß sie für völlig andere, mir unerreichbare Zwecke bestimmt sind. Verzeihen Sie meiner kindlichen Einfalt, ich sehe meinen Fehltritt jetzt vollkommen ein und erkenne zugleich selbst, daß ich nicht in die Gesellschaft hier gehöre."

Einer der Beisitzer spricht: „So richtig dies zu klingen scheint, muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß diese gebührende Demuth mir den Verdacht verborgener blasphemischer Bosheit erweckt."

Aber mit hochlodernder Entrüstungsflamme überdonnert der Präsident den Sprecher:

„Schweigen Sie, Abscheuliche! Sie sind gerichtet und vor den Blicken der begriffsfähigen Mitwelt geächtet! Gehen Sie auf die Gasse, wohin Sie gehören! Ich habe alle Ihre Unterlassungssünden, Verschuldungen und Frechheiten aufgezählt, es bedarf nicht noch einer Abstimmung des Richtercollegiums. Wir befinden uns, Gott sei Dank, Geschöpfen Ihrer Gattung gegenüber in ungesprochener Uebereinstimmung. Ich verurtheile Sie, mit Schimpf von hier ausgewiesen zu werden, Sie haben binnen 24 Stunden den Raum zu verlassen und selbstverständlich alle Kosten allein zu tragen. Unser Secretär wird in einer Form, welche Ihrer Unverschämtheit entspricht, Ihrem Vater die Mittheilung machen. Zu einer Aushändigung unserer Entscheidungsgründe sind wir nicht verpflichtet, es gibt keine Appellation von unserem Urtheil, wir dürfen mit dem Dichterwort reden:

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Wir halten die Herrschaft
In ewigen Händen
Und können sie brauchen,
Wie's uns gefällt.

Und, wen nich Ihnen aus unverdientem Erbarmungsgefühl noch einen warnenden Rath mit auf den Weg geben soll: Verbergen Sie sich im tiefsten Dunkel und hüten sich wohl, irgendwo eine Berufungsinstanz bei der Oeffentlichkeit zu suchen. Denn unsere Nachsicht hat Grenzen, und die Nachrichter, denen wir Sie für solche Vermessenheit anheimgeben müßten, würden, ihrem Wesen gemäß, nicht mit der hohen Milde und Parteilosigkeit unserer Herzen an Ihnen verfahren. Schmeißt jetzt das Scheusal in die Wolfskiste zurück, das sich im Lammsfell bei uns einschleichen wollte und in der That ein Schaf war!"

Einige Hammerschläge dröhnen, und die Gerichtete verschwindet wieder unter dem Holzdeckel. Die Beisitzer erheben sich und einer spricht, dem Präsidenten die Hand drückend:

„Ich danke Ihnen im Namen unserer Gemeinschaft, verehrtester Herr College, daß Sie so energisch unsere Rechte gewahrt und die Grundsätze unserer Urtheilsfällungen so klar in's Licht gestellt haben. So möge es Jedem ergehen, der an den Grundpfeilern und Stützsäulen dieses Kunsttempels zu rütteln wagt!"

Aus der geschlossenen Holzkiste kommt's kaum vernehmlich, mit einem leisen Seufzerton: „Ja, ein Schaf — das war das richtige Wort. Aber vielleicht findet sich noch ein Samariter in der Stadt, der mich ein Weilchen in seinem Haus aufnimmt, und für ein Trinkgeld tragen mich wohl auch ein paar Hände dorthin. Ja so, erst muß mein Vater noch die Kosten für den Wahrspruch des Geschwornengerichts bezahlen, vorher läßt man mich nicht fort, denn das entspricht der Rechtsordnung."

Aus der Hauptstadt.

Neue Operetten.

Als Strauß mit seiner „Fledermaus" und Suppé mit seiner „Fatinitza" zuerst der französischen Operette den Boden streitig zu machen begann, — allerdings half ihnen das dem Französischen entstammende Textbuch ganz wesentlich dabei — da fanden sie bald in Millöcker und Genée kräftige Bundesgenossen, und jeder von ihnen hatte es bald so herrlich weit gebracht, daß er auf hundert und mehr Wiederholungen seiner oder gar mehrerer seiner Operetten stolz sein konnte. Man muß es denselben nachrühmen, daß sie im Ganzen auch mehr und mehr werthvoll wurden, d. h. der ganz undramatischen Tanzformen sich allmählich ziemlich entledigten und die Musik dem Texte in charakteristischer Weise verbanden, nicht aber denselben nur den unwesentlichen Träger einer hübschen Melodie sein ließen. Aber mit fortschreitender Erkenntniß des Wesens der Bühnenmusik scheint den genannten Tonsetzern der Quell der Erfindung versiegt zu sein. Als sie schwiegen, gelangten mehrere ihrer deutschen Nachahmer zum Worte. Sie haben Anerkennenswerthes, aber nichts Durchschlagendes geleistet. Da kam, veranlaßt durch das Gastspiel einer talentvollen Operettensängerin, Audran's „Gillette" auf unsre Bühne und erwies sich als eines der reizvollsten Gebilde der Gattung. Man wurde wieder auf die französischen Componisten aufmerksam; aber schon das zweite Werk des Genannten täuschte die Erwartung, und so ist es auch mit den übrigen Operetten gewesen, die wir uns aus Paris verschrieben.

Die griechische und die deutsche Sage sind von den Librettisten der Operette weidlich benutzt worden, jetzt erst begaben sie sich auch auf das

Digitized by Google

Gebiet der biblischen Geschichte. Einen glücklichen Gedanken können wir das nicht nennen. Beweis: die verunglückte Operette von Victor Roger: „Josephine in Egypten", Text von Ferrier und Carré, frei bearbeitet für das Walhallatheater von Ed. Jacobson. Der ehrwürdige Patriarch Jacob wird in eine Pariser Pförtnersfrau, Jacobina, verwandelt, welche elf von ihren zwölf Töchtern streng hält und knapp beköstigt, während sie eine, die stimmbegabte Josephine, bevorzugt, ihr feine Gerichte besorgt und sie in's Musikconservatorium schickt. Pharao, der ägyptische Finanzminister, welcher sich eben in Paris aufhält, stellt der schönen Josephine nach, deren Herz jedoch dem Tenoristen Montosol gehört, mit dem sie Opernscenen einstudirt. Mittlerweile findet der junge Potiphar Gefallen an der jüngsten Tochter, der übermüthigen Benjamine, welche am meisten von der strengen Mutter und der stolzen Schwester zu leiden hat. Sie wird daher die Anstifterin eines schwarzen Planes. Pharao muß einen Contract für die Oper in Cairo ausstellen. Der Josephine sagt man, Montosol liebe sie nicht mehr, und da nimmt sie in der Verzweiflung die Opernstellung an. So war sie in der That von ihren Schwestern nach Aegypten verkauft, denn sie gelangte dort nicht auf die Bühne, sondern in den Harem Potiphars. Aber sie hält ihrem Geliebten die Treue, und als alle die ihrigen nun bald in Egypten erscheinen, wird sie frei. Glücklich kehrt alles dann nach Paris zurück. Die beiden Paare bekommen sich, und Pharao wendet seine Liebe ausschließlich wieder den Haremsdamen zu.

Nach dem ersten Acte konnte man recht Gutes erwarten. Hier war noch Handlung, und auch die Musik nahm sich recht gut aus. So zierlich und geistreich war in kleinen Formen seit Offenbach kaum mehr für die Operette componirt worden. Die Singstimmen sind leicht geführt, das Orchester ist höchst geschickt behandelt. Im zweiten Acte aber, wo die Handlung stagnirt, hat der Componist gerade da einen Mißgriff gethan, wo der glückliche Griff so nahe lag. Es würde nämlich zu komischen Wirkungen geführt haben, wenn die beiden für die Bühne ausgebildeten Personen, Josephine und Montosol, sich in geschwollenen Musikphrasen im Opernstile unterhalten hätte, indeß die anderen sich der gefälligen Musiksprache Rogers bedienten. Statt dessen läßt dieser Letztere jene Beiden ein Opernpotpourri vortragen, das nicht übel zusammengestellt ist, aber hierher durchaus nicht paßt, sondern in die Posse gehört, wo wir Aehnliches denn auch bereits zur Genüge gehört haben. Der dritte Act ist recht arm und enthält eigentlich nur ein langes Couplet, welches alte und neue Zeit mit einander vergleicht. Lobenswerth waren die Sorgfalt, welche man auf die Inscenirung und der Fleiß, den man auf das Einstudiren der Operette verwendet hatte.

Noch weniger gefiel die Novität des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters: „Carreau-König" von Th. de Lajarte, deren albernen Text Julius Stinde bearbeitet hatte. Auch die Musik ist ohne Geist und Witz, und da die Operette bereits wieder vom Repertoire abgesetzt ist, so hat eine kritische Leichenschau keinen Zweck mehr. Rud. Fiege.

Aus Gurlitt's Kunstsalon.

Fritz Gurlitt, unser rührigster Kunsthändler, trifft bereits die Anstalten zur Eröffnung seiner Frühjahrsausstellung. Die electrische Beleuchtung, die zum ersten Mal mitwirken soll, wird eben eingerichtet, und in den geräumigen Geschäftsräumen häufen sich schon die gemalten und ausgehauenen Wunder. Von Prof. Franz Skarbina soll eine ganze Serie von Oelgemälden und Aquarellen zur Ausstellung kommen; ein Blusenmann mit Tragkorb und Holzschuhen, offenbar ein Verwandter von Bastien Lepage's Bettler, ist da u. A. mit großer Bravour in Lebensgröße auf die Leinewand geworfen und legt ein sprechendes Zeugniß davon ab, daß der junge Meister das letzte Jahr nicht ohne Gewinn in Paris hospitirt hat und künstlerisch gewaltig gewachsen ist. Sein Vortrag ist freier und zielbewußter geworden, sein Blick hat sich geschärft und erweitert, dem kühnen Realismus eines Courbet, den Lichtwirkungen der Impressionisten hat er mit sicherer Hand das Beste und Bleibende entnommen, und als Aquarellist dürfte er jetzt neben Passini in allererster Reihe stehen. Auch von dem Wiener Bildhauer Tilgner sind einige höchst interessante Porträtbüsten in Gips und Marmor eingetroffen, unter denen uns vor Allem die geistreiche Statuette der Frau Charlotte Wolter angesprochen hat. Ein Meisterwerk ist Max Liebermann's holländisches Interieur mit einem am Fenster sitzenden Mädchen, feintönig, stimmungsvoll, ganz Licht und Leben. Enttäuscht haben uns jedoch die zwei Portraits der ungarischen Malerin Vilma Parlaghi: ein in Bonnat's Manier grell in's Schwarze geleckster alter Kossuth und die ebenfalls lebensgroße Schauspielerin Fräul. Jenny Groß — ganz in Weiß, voll schülerhafter Verzeichnungen und unerfreulich im Colorit. Auch der Freiburger Maler Emil Lugo, von dem die Nationalgalerie eine schöne Landschaft besitzt, ist bei Gurlitt durch drei größere Bilder vertreten, die den originellen Künstler, der stets seine einsamen Wege geht, in seiner ganzen poetischen Eigenart zeigen. Zwei sonnige Wald- und Wiesenveduten mit keck der Natur abgeschauten Baumgruppen, Ausblicken auf die Zinnen einer phantastischen Stadt, idyllischem Glück und friedlichem Naturgenuß. Schwächer ist das Nachstück, das den Eindruck des Unfertigen, Impressionistischen erweckt. In der Art eines Claude Lorrain und Böcklin gibt Lugo seine Landschaften durch die belebende Zuthat geheimnißvoller Nymphen, bekränzter Mädchengestalten eine gewisse weltentrückte, märchenhafte Stimmung, die vortrefflich zu den niemals realistisch schroffen Formen seiner Landschaften paßt. Seltsamerweise sind diese liebenswürdigen Schöpfungen des bescheidenen Künstlers von der Jury des Künstlervereins zurückgewiesen worden, gerade wie es vor Jahresfrist den Bildern seines Geistesverwandten und engeren Landsmannes, des Karlsruhers Thoma, ergangen ist, die jetzt in Paris Aufsehen machen. Die allzu strenge Art, wie diese Prüfungscommission mit nicht-berliner Malern umspringt, sobald sie nicht der gerade hier herrschenden alleinseligmachenden Kunst- und Naturanschauung angehören, hat schon mannigfach Anstoß erregt. Außer München, heißt es, existirt leider dermalen kein deutsches Kunstcentrum, wo Freiheit des Strebens anerkannt und unterstützt wird. Von Lugo selbst erhalten wir eine wehmüthige Betrachtung, der wir die folgenden Sätze entnehmen:

„Wohin soll uns unser Treiben im modernen Staate eigentlich bringen? Was sollen die vielen Kunstschulen, die jedem „hoffnungsvollen jungen Mann" die verführerische Gelegenheit an die Hand geben, „sich das Malen anzugewöhnen"? Ist es denn ein so tiefgefühltes, wachsendes Zeitbedürfniß, sein Denken und Empfinden in würdiger monumentaler Form zur Anschauung zu bringen? Genau hingesehen läßt sich doch nicht viel davon entdecken, auch mit dem besten Willen nicht. — Der Staat zieht die jungen Kräfte auf, um die er sich später eigentlich, wenn sie „fertig" sind, nicht mehr kümmert — es müßte denn sein, daß er sich gedrungen fühlt, sie ihrerseits abermals Professoren werden zu lassen und zu besolden. Der Erfolg ist dann allerdings, daß man Professoren für jeden einzelnen zu malenden Gegenstand anstellen könnte. So gibt es solche für moderne Uniformen, solche für antike Trachten, für Wüsten und für bewohnte Gegenden jetzt schon; später werden noch ungeahnte Detailkünstler erscheinen für Nasen, Ohren, Hände — für gewisse Gräser und Steine ꝛc. ꝛc. — so daß man vor Bäumen den Wald oder vor Malern die Kunst nicht mehr sehen kann, was heute schon hie und da vorkommen soll. Strebt da ein Einzelner aus veralteten Anschauungen heraus, um harmonisch ein Ganzes zu schaffen, so tönt ihm: „Thorheit! Einbildung!", vielleicht „Anmaßung!" entgegen. Die Menschen müssen sich in Vereine und Cliquen zusammenrotten, um stehen und bestehen zu können — so bilden sich die Kunstvereine, und weil sie alle dem Selbsterhaltungstrieb ihr Dasein verdanken, verstehen sie sich auch überall sehr gut; es sind ihrer viele, und es wird ihnen wohl beisammen. — Werfen wir doch einen Blick auf diese Vereinsausstellungen! Wie „eigenartig" und „originell" sind sie — und trotzdem geht gern ein Geist durch all' diese Werke; die Originalität besteht eben in der Gleichartigkeit der Producte! Besonders ist dies der Fall, wenn eine ungenannte und ebenso unfehlbare Jury sorgsame Auswahl unter dem „Besten" trifft: da findet sich dann eine verblüffende Einheit der Idee, der Zeit und des Ortes!"

Man wird diesen Klagen eine gewisse Berechtigung leider nicht abstreiten können. Zufällig behandelt unser heutiges Feuilleton von Wilhelm Jensen das nämliche, offenbar sehr zeitgemäße Thema von den Prüfungscommissionen unserer Kunstausstellungen in satirischer Form.

Digitized by Google

Inserate.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist erschienen:

Historische und Politische Aufsätze.

Von

Heinrich von Treitschke.

Fünfte, vermehrte Auflage.

3 Bände. gr. 8. Preis: ℳ 18.—

In 3 elegante Halbfranzbände gebunden Preis: ℳ 24.—

Inhalt:

I. **Band: Charaktere, vornehmlich aus der neuesten deutschen Geschichte.** Milton. Lessing. Heinrich von Kleist. Fichte und die nationale Idee. Hans von Gagern. Karl August von Wangenheim. Ludwig Uhland. Lord Byron und der Radicalismus. F. C. Dahlmann. Otto Ludwig. Friedrich Hebbel. Karl Mathy.

II. **Band: Die Einheitsbestrebungen zertheilter Völker.** Das deutsche Ordensland Preußen. — Bundesstaat und Einheitsstaat. — Cavour. — Die Republik der vereinigten Niederlande. — Unser Reich.

III. **Band: Freiheit und Königthum.** Die Freiheit. Politische und sociale Freiheit. Das Recht der freien Persönlichkeit. — Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus. 1. Das erste Kaiserreich. 2. Alte und neue besitzende Klassen. 3. Die goldenen Tage der Bourgeoisie. 4. Die Republik und der Staatsstreich. 5. Das zweite Kaiserreich. — Das constitutionelle Königthum in Deutschland. Historischer Rückblick. Die conservativen Kräfte im preußischen Staate. Falsche Ideale. Erreichbare Ziele. Das deutsche Reich. — Parteien und Fractionen. Politische Lehren des deutsch-französischen Krieges. Wesen der Parteiung. Englische Parteien. Deutsche Parteien. Unser Fractionstreiben. — Parlamentarische Erfahrungen der jüngsten Jahre.

Verlag von Franz Hanfstängl, München.

Die Deutsche Malerei der Gegenwart

auf der Berliner Jubiläums-Ausstellung 1886.

Photogravüre-Ausgabe mit begleitendem Text von

Ludwig Pietsch.

Komplett in circa 12 Lieferungen.

Luxus-Ausgabe auf Japanpapier mit Avant la lettre-Drucken, Preis pro Lieferung ℳ 10.—
Ausgabe auf Kupferdruck-Papier, Vollbilder auf China, Preis pro Lieferung ℳ 6.—

Das Prachtwerk umfasst die vorzüglichsten Werke der Ausstellung und bietet gleichzeitig ein **Gesammtbild unserer heutigen deutschen Malerei.**

Zu beziehen durch jede Kunst- und Buchhandlung.

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken u. einzeln zum höchsten Preis! Kataloge m. Lagers liefere für 30 Pf. fro. L. Glogau Sohn, Hamburg. Burstah.

Sechsmal prämiirt mit ersten Preisen

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Tua** u. v. a. Ausf. Preiscour. werden gratis frc. zugesandt.

Gebrüder Wolff,
Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Gallerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per 1/1 1/2 1/4 1/8 = Pfd.-Dose
350 200 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Drogengeschäften.

Bücher-Liebhaber.

Cataloge über neue u. alte Bücher (1870—86) **zu Gelegenheitspreisen** alle Wissensch. u. Sprachen sendet grat. frco. **H. Barsdorf, Leipzig, Neumarkt.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Neu erschienen:

Natur und Sitte.

Zwei Novellen

von

Eugen Löwen.

Eleg. broch. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Verlag von **Bruer & Comp, Berlin** S.W., Anhaltstr. 11.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Linke in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 5. März 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die politischen Parteien in Deutschland. Von H. Sachtler. — Volkswirthschaft in der Schule. Von Fritz Kalle, M. d. R. — **Literatur und Kunst:** Alexander Kielland. Von L. Marholm. — Zwei novellistische Novitäten. Von Ernst Ziel. — **Feuilleton:** Der Verstorbene. Von Antonio Ghislanzoni. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die politischen Parteien in Deutschland.

Von H. Sachtler.

Die kürzlich stattgehabten Reichstagswahlen, die in Folge eines Appelles der Reichsregierung an das Volk und daher nicht unter normalen Verhältnissen vorgenommen wurden, haben zu einer Verschiebung der Parteiverhältnisse im Reichstage insofern geführt, als die Mittelparteien eine wesentliche Kräftigung besonders auf Kosten der freisinnigen Partei und der ihr nahe stehenden Fractionen erfahren haben. Die Existenz der hervorragendsten Parteien hängt nun aber nicht von dem Ausfalle einer Wahl ab, sie ist vielmehr in dem Wesen der gegenwärtigen gesellschaftlichen Organisation begründet. Die Schwankungen in der Stärke, in welcher die Parteien jeweilig auftreten, werden entweder durch eine momentan stark sich geltend machende Strömung verursacht oder dadurch, daß die eine oder die andere Partei in der Verfolgung ihrer Ziele weit über das zulässige Maß hinausgeht. Jedenfalls ist es interessant, die ethischen Principien, welche die Grundlage der verschiedenartigen Parteianschauungen bilden, einer Prüfung zu unterwerfen.

Im Allgemeinen werden von den politischen Parteien bei allen die Gesetzgebung berührenden Fragen zwei Principien verfochten: das aristokratisch-sociale, welches die Staatsglieder in bestimmten Organen der Macht und dem Schutze autoritativer Gewalten unterstellt wissen will und das am reinsten im mittelalterlichen Feudal- und Lehnsstaat zum Ausdruck kommt und ferner das demokratisch-individuale Princip, welches nach völliger Unabhängigkeit des Individuums strebt und als staatliche Autorität nur die Willensmeinung der Glieder des Staates anerkennt. Dies Princip finden wir in der athenischen Staatsverfassung am prägnantesten verwirklicht. Betonen wollen wir hierbei gleich, um nicht mißverstanden zu werden, daß keine Partei eines dieser Principien in seiner Reinheit vertritt, daß aber bei den politischen Kämpfen die sich entgegenstehenden Parteien die Eigenthümlichkeiten des einen oder des anderen Princips möglichst in den Vordergrund zu drängen suchen. Wenn wir die politischen Parteien in Deutschland im Auge behalten, so können wir, wohlgemerkt bis zu einem gewissen Grade, die conservative Partei als die das aristokratisch-sociale, die linksliberale oder freisinnige Partei als die das demokratisch-individuale Princip vertretende betrachten.

Die demokratisch-sociale (socialdemokratische) Partei, die bekanntlich ihre Anhänger vorzugsweise in den unteren Volksschichten findet, sucht durch das von Lassalle aufgestellte System die Unabhängigkeit des Individuums und seine Einfügung in bestimmte staatliche Organe, welche die wirthschaftliche Existenz des Einzelnen wie des Ganzen sichern sollen, miteinander zu verbinden und es liegt diesem System auch ein Gedanke zu Grunde, der nicht so ohne Weiteres von der Hand zu weisen ist. Aber der social-demokratische Staat ist nur in der Theorie, nicht auch in der Praxis möglich und zwar aus dem einfachen Grunde, weil bei der social-demokratischen Idee das sittliche Moment gänzlich außer Acht gelassen ist, so daß der Egoismus die Existenz des social-demokratischen Staates überhaupt nicht gestattet; wäre derselbe aber doch möglich, so würde er statt einem lebendigen Organismus einer todten Maschine vergleichbar sein. Die Gemeingefährlichkeit der social-demokratischen Bestrebungen liegt gerade darin, daß dieselben jedes sittlichen Gehaltes bar sind und lediglich das wirthschaftliche Wohlbefinden des Individuums in egoistischer Weise, wenn nothwendig durch die Schrecken der Revolution, herbeiführen wollen. Daß aber ohne eine im Volke wirkende versittlichende Kraft auch ein wirthschaftliches Wohlbefinden des Einzelnen nicht möglich ist, bedarf für den Einsichtigen keines Beweises. Erklärlich ist es nach dem Gesagten, daß die Socialdemokratie und der Atheismus eng miteinander verbunden sind. Die Apostel der Socialdemokratie sind meist Leute von oberflächlicher Bildung, aber leidenschaftlichem Charakter, denen fast immer der klare Blick für die realen Verhältnisse im staatlichen und wirthschaftlichen Leben abgeht, und die deshalb zur ernsten Mitarbeit an der staatlichen Gesetzgebung als durchaus ungeeignet erscheinen. In ihren rein demokratischen Zielen haben die Socialdemokraten einzelne Berührungspunkte mit den Freisinnigen; sie sind Verfechter des allgemeinen Wahlrechtes, des Freihandels und der Gewerbefreiheit, dagegen treten sie insofern für eine Staatsomnipotenz ein, als sie das Verkehrs- und Versicherungswesen durch staatliche Organe verwaltet wissen wollen. Im Uebrigen hat der Kernpunkt ihres politischen Programmes, über den sie jedoch selbst noch im Unklaren sind, mit den Zielen und Bestrebungen anderer Parteien nichts zu thun. Die Socialdemokratie hat von Jahr zu Jahr mehr Anhänger gewonnen, besonders in den großen Städten des Reiches, indessen hat sie es doch im Reichstage noch zu keiner maßgebenden Stellung gebracht, ja, bei der letzten Wahl bekanntlich eine größere Anzahl von Sitzen eingebüßt. Dieselbe gefährdet nur dann den modernen Culturstaat, wenn es ihren Führern gelingt, die Leidenschaften der Massen zu entfesseln und in sonst wohl zum größten Theil harmlose Gemüther das Drachengift des Neides und des Classenhasses zu streuen. Die überwiegende Mehrzahl der

Digitized by Google

Wähler, welche einem Socialdemokraten ihre Stimme gibt, hat lediglich das natürliche Bestreben, auch den Arbeiterstand und seine Interessen in den gesetzgebenden Körperschaften vertreten zu sehen. Da jedoch in den breiten Schichten des Volkes von Selbsterziehung und Selbstbeherrschung nicht viel die Rede ist, so bilden dieselben einen Explosivstoff, von dem die Fackel fanatischen Classenhasses möglichst fern gehalten werden muß. Jedenfalls hat in dieser Beziehung das sogenannte Socialistengesetz — übrigens ein ganz unzutreffender Ausdruck — nicht ungünstig gewirkt. Ein solches Gesetz, wie Ausnahmegesetze überhaupt, für unzulässig zu erklären, wird nur derjenige im Stande sein, der ideale Ziele auf Grund idealer Voraussetzungen verfolgt.

Die conservative Partei, die im Laufe der letzten Jahre besonders an Einfluß und Anhang gewonnen hat, sucht, wie wir bereits auseinander setzten, im Gegensatz zum ausgesprochenen Liberalismus die aristokratisch-sociale Regierungsform des Mittelalters zur Geltung zu bringen und auf Grund autoritativer Gewalten eine organische Gliederung des Volkes herbeizuführen. Zu den Conservativen zählen vor allen die ländlichen Grundbesitzer, die evangelischen Geistlichen und der größte Theil der Handwerker und kleinen Gewerbetreibenden. Die Angehörigen der beiden letzten Berufsarten neigen selbst da dem Conservatismus zu, wo sie äußerlich aus irgend welchen Rücksichten sich dem Liberalismus angeschlossen haben. Selbstverständlich ist es, daß die vorgenannten Berufsarten innerhalb der Partei ihre Standes- und Geschäftsinteressen zu wahren suchen. Da diese Interessen einen Theil der Interessen des Staates überhaupt bilden, so verdienen sie auch als solche Berücksichtigung, ganz abgesehen davon, daß dieselben nicht lediglich wirthschaftlicher, sondern auch ethischer Natur sind. Sowohl die ländlichen Grundbesitzer, als auch die Handwerker müssen, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden, in socialer Beziehung eine autoritative Stellung ihren Arbeitsgehülfen gegenüber einnehmen können, da hier das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein ganz anderes ist, als beim Arbeitsbetrieb in einer industriellen Werkstatt. Schon der Tagelohn setzt ganz andere Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer voraus als der accordirte Lohn; beim letzteren braucht man nur das Können des Arbeiters zu berücksichtigen, beim ersteren muß ein großes Gewicht auf sein Wollen gelegt werden und zwar ein um so größeres, je mehr Denkarbeit das herzustellende Product vom Arbeitsgehülfen erfordert. Daß das Handwerk so sehr im Niedergang begriffen ist, hat vorzüglich auch in dem losen Verhältniß, das zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer besteht, seinen Grund. Der letztere wird nicht in die eigenartige Methode des Meisters und damit nicht in die eigentliche Kunst seines Handwerks eingeweiht, er lernt nicht, originell zu schaffen; er arbeitet mehr nach der Schablone und bleibt, wenn er selbständig wird, doch nur ein Stümper in seinem Handwerk. In der Landwirthschaft bedingt die eigenartige Beschäftigung mehr ein den patriarchalischen Zuständen ähnelndes Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Wir sehen also, daß die Bedingungen eines blühenden Zustandes der Landwirthschaft und des Handwerkes theilweise in einem nach mittelalterlichen Principien hinneigenden Regierungssystem beruhen. Bei der aristokratisch-socialen Regierungsform rüstet der Staat einen Einzelnen, seiner Geburt und seiner Stellung gemäß, mit einer gewissen persönlichen Machtfülle und Autorität aus, die ihn innerhalb seiner Lebenssphäre zum Vertreter eines sittlichen Princips macht. Das Feudal- und Zunftwesen war der vollste Ausdruck des Gefühls der geistigen und sittlichen Zusammengehörigkeit der Menschen, aber auch derjenige der unbedingten Unterordnung unter die im Fürsten verkörperte göttliche Autorität des Ganzen. Im Hinblick auf die Nothwendigkeit, sittliche Autoritäten zu schaffen, die in bestimmten Personen verkörpert sind, ist die conservative Partei mit der Mündigkeitserklärung des Volkes, wie sie von den Vorläufern des heutigen Liberalismus vollzogen wurde, nicht recht einverstanden. Allgemeines Wahlrecht, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, alle diese der Willkür des Individuums freiesten Spielraum gewährenden Einrichtungen werden von den Conservativen mehr oder weniger lebhaft bekämpft. Der Selbstverwaltung der Gemeinden stehen zwar die Conservativen im Allgemeinen nicht feindlich gegenüber, aber sie wollen dieselbe in mancher Beziehung eingeschränkt wissen. Daß die Conservativen für die Erhebung indirecter Steuern eintreten, könnte man schließlich auch aus ihrer Hinneigung zum Feudal- und Lehnsstaat erklären, da im letzteren der Staat, resp. die Krone, nicht von den einzelnen Staatsgliedern, sondern umgekehrt diese Einzelglieder vom Ganzen abhängig zu machen sind; beim directen Steuersystem treten die Staatsglieder als zahlende Bürger entschieden mehr in den Vordergrund, als es beim indirecten Steuersystem der Fall ist. Es darf schließlich nicht Wunder nehmen, wenn die conservative Partei, die sich vorzugsweise aus Producenten zusammensetzt, den „Schutz der nationalen Arbeit" auf ihre Fahne geschrieben hat. Da in religiöser Beziehung die Anhänger der conservativen Partei im Allgemeinen das kirchliche Dogma hochhalten, so neigen sie in kirchlichen Fragen dem orthodoxen Standpunkte zu und haben deshalb auch unter den evangelischen Geistlichen viele Anhänger, obgleich die Verfassung der evangelischen Kirche eigentlich eine von liberalen Principien durchwehte ist. Das Bestreben Luther's, die unveräußerlichen Rechte des menschlichen Individuums in den gesellschaftlichen Institutionen, und zwar zunächst auf kirchlichem Gebiete, diesem einzuräumen, mußte zu einer demokratisch-individualen Kirchenverfassung führen. Bekanntlich erkennt die evangelische Kirchengemeinde keine geistliche Aristokratie an, da nach der evangelischen Lehre Gott in allen Gläubigen gleichmäßig sich offenbart.

Die freisinnige Partei erstrebt im Allgemeinen gerade das Gegentheil dessen, was die Conservativen wollen; sie verlangt nur solche Institutionen, die dem Thun und Lassen des Individuums so wenig Schranken als möglich auferlegen. Als das mittelalterliche Staatsleben in Verfall und an seine Stelle der Absolutismus getreten war, da brachen sich die liberalen Principien, nachdem die französische Aufklärung und besonders die deutschen Geisteshelden Lessing, Schiller ꝛc. ihnen vorgearbeitet hatten, mit Hülfe der französischen Revolution Bahn; man wollte im gesellschaftlichen Leben wieder die völlige Unabhängigkeit des Individuums von jeder persönlichen Autorität herbeigeführt wissen, wie sie bei den Alten existirte. Wir finden deshalb bei den Vorläufern der liberalen Aera eine besondere Vorliebe für das klassische Alterthum und für Alles, was mit demselben in Beziehung steht, wogegen der Werth des mittelalterlichen Geisteslebens mehr oder weniger verleugnet wird. Eine das Individuum ganz auf sich selbst stellende Regierungs- und Staatsform bildete während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts das Ideal der europäischen Culturvölker, das speciell in Deutschland mit dem Streben nach der Wiedererrichtung des deutschen Kaiserreiches verbunden war, da man sich ein neues deutsches Reich nur als möglich in Verbindung mit einer möglichst demokratisch-individualen Reichsverfassung dachte, soweit eine solche mit der Monarchie nur irgendwie verträglich war. Den liberalen Grundsätzen ist denn in der neueren deutschen Gesetzgebung auch mehr als genügend Rechnung getragen worden; man hatte so einseitig die Rechte des Individuums in derselben wahrgenommen und das Autoritätsprincip so vernachlässigt, daß eine Reaction nicht ausbleiben konnte. Für die wirthschaftliche Hebung eines großen Theiles der Bevölkerung, namentlich für den Handel treibenden, war die liberale Aera, die der Kraft- und Machtentfaltung des Einzelnen keinerlei Hindernisse in den Weg legte, von großer Bedeutung. Wir finden demnach auch im Lager der freisinnigen Partei vorzugsweise den Handelsstand und einen Theil der Großindustrie vertreten, während ein anderer Theil der letzteren, als den staatlichen Schutz für ihren Waarenabsatz herbeisehnende Producenten, der Mittel- und der conservativen Partei sich angeschlossen hat. Den Freisinnigen, welche in religiöser Beziehung Gegner des kirchlichen Dogmas sind, und die eine Sittlichkeitslehre auf Grund des natürlichen Erkennens aufbauen zu können glauben, haben sich auch nicht wenig deutsche Gelehrte angeschlossen, deren wissenschaftliche Grundsätze mit den Glaubenssätzen der Freisinnigen über-

Digitized by Google

einstimmen. In Verfassungsfragen lassen die letzteren ihre mehr demokratischen Gesinnungen in dem Verlangen nach verantwortlichen, aus der jeweiligen Kammermajorität hervorgehenden Staatsministern klar durchblicken. Weil in den letzten Jahren die freisinnige Partei die Errungenschaften des Liberalismus durch die sociale Strömung bedroht sah, so ging sie von der Offensive, in der sie sich befand, in die Defensive über und suchte das, was aus ihrem Wesen heraus in der deutschen Gesetzgebung zu Stande gekommen war, vor dem Untergang zu schützen. Aus diesem Grunde verhält sie sich der von Bismarck inaugurirten Social- und Wirthschaftspolitik gegenüber durchaus negirend und ist nach und nach bei der grundsätzlichen Opposition angelangt. Da die Freisinnigen im wirthschaftlichen und socialen Leben nur „das freie Spiel der Kräfte" walten lassen wollen und jede Bevormundung durch den Staat perhorresciren, so mußte ihnen die moderne sociale Gesetzgebung durchaus unsympathisch sein. Der Abneigung, an dieser Gesetzgebung mitzuwirken, hat die freisinnige Partei das Schwinden ihres Einflusses zu verdanken. Die Partei geht auch in der berechtigten Vertheidigung ihrer Principien insofern zu weit, als sie sich eben, wie schon bemerkt, zu einer reinen Oppositionspartei herausgebildet hat und der Regierung ihre Unterstützung auch in solchen Fällen vorenthält, in denen jene Principien gar nicht berührt werden. Es war höchst unklug von der freisinnigen Partei gehandelt, als sie ihre Opposition auch auf rein nationale Fragen, wie die Militärvorlage in allererster Linie eine war, ausdehnte; sie hat dies mit dem Verluste ihres bisher noch vorhandenen Einflusses büßen müssen. Eine größere Blüthe wird man der Partei nur dann prophezeihen können, wenn sie zur Selbsterkenntniß kommt und in der Vertretung des liberalen Gedankens mehr als bisher mit dem ohne Aufhebung unserer monarchisch-constitutionellen Verfassung Erreichbaren sich begnügt, statt lediglich auf doch immerhin einseitigen grauen Theorien herum zu reiten.

Wenden wir uns jetzt den Mittelparteien, der nationalliberalen und der freiconservativen oder der deutschen Reichspartei, wie sie im Reichstage heißt, zu, so ist zu bemerken, daß dieselben in manchen Dingen der demokratisch-individualen, in anderen dagegen der aristokratisch-socialen Regierungs- und Staatsform zuneigen. Sie erkennen im Allgemeinen das Recht des Staates, seine wirthschaftlich schwachen Glieder vor der Willkür der Besitzenden und der Kräfteausbeutung durch das private Kapital zu schützen, an, wollen aber von einer Annäherung an das Feudalsystem und Zunftwesen nichts wissen. Ohne Zweifel ist es die Aufgabe der Mittelparteien, zwischen den Extremen eine versöhnende Stellung einzunehmen, das ist aber leichter gesagt als gethan, da durchaus neue Formen für eine den beiden entgegengesetzten Principien gerecht werdende Organisation der Staatsglieder gefunden werden müssen. Die Schaffung solcher Formen ist wiederum nur auf Grund einer versöhnenden Welt- und Lebensanschauung möglich und es setzt deshalb eine Neuorganisirung des Staatswesens eine neue originelle geistige Strömung voraus, die zunächst nicht von den Politikern, sondern von den Dichtern und Philosophen ausgehen muß. Wirklich neue Gesellschaftsformen zu schaffen, dazu sind die Mittelparteien vorläufig unvermögend, wenn auch ihr Bestreben, zwischen den beiden extremen politischen Tendenzen das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, anerkannt werden muß. Was in socialpolitischer Beziehung thatsächlich Neues geschaffen wurde, ist in erster Linie der Initiative der Regierung zu verdanken; aber Niemand wird verkennen, daß die Unfall- besonders aber die Krankenversicherung der Arbeiter mehr aus praktischen Versuchen, als aus einem einheitlichen umfassenden Plane hervorgegangene Institutionen sind. Unsere heutige Regierung steht keineswegs, wie vielfach geglaubt wird, in der Verfolgung ihrer Ziele auf dem Boden der Conservativen, wenn auch einige Regierungs- besonders Verwaltungsorgane die conservative Strömung unterstützen. Mit den Mittelparteien allein kann die Regierung nichts beginnen und da sie von der Nothwendigkeit staatlicher Reformen, in denen die aristokratisch-socialen Tendenzen gehörige Berücksichtigung finden, durchdrungen ist, so erscheint es durchaus natürlich, wenn sie sich hierbei besonders mit auf die conservative Partei stützt und derselben wohl auch vielfach Concessionen macht. Was die Frage nach dem Verfassungsmodus anbelangt, so stehen die Mittelparteien durchaus auf dem Boden des monarchisch-constitutionellen Systems; sie wollen das Recht der Krone ebenso wie das des Volkes bei der Theilnahme an der Gesetzgebung gewahrt wissen. Zu den Mittelparteien bekennt sich ein großer Theil der Beamten; auch das selbständige Bürgerthum der Mittel- und Kleinstädte ist im Allgemeinen nicht extrem gesinnt, es wandte sich bei den Wahlen mehr oder weniger gezwungen theils den Conservativen, theils den Freisinnigen zu, da namentlich der Nationalliberalismus aus Mangel an schöpferischer, organisatorischer Kraft den Wählern kein einheitliches Programm zu bieten vermag. Wie schon gesagt, kann hieraus den Mittelparteien kein großer Vorwurf gemacht werden; sie ringen nach Neubildungen, aber warten immer noch auf den einheitlichen, befruchtenden Gedanken, der ihrer Thätigkeit eine ganz bestimmte Richtung geben könnte. Auch von der kirchlichen Mittelpartei werden die Nationalliberalen nicht unterstützt, da die Vertreter dieser Partei die Kluft zwischen der orthodoxen und der freisinnigen Richtung in der evangelischen Kirche ebensowenig zu überbrücken vermögen wie die politischen Mittelparteien die Kluft zwischen den Conservativen und den Freisinnigen. Die plötzliche Vermehrung der national-liberalen Mandate im Reichstage, welche durch die letzte Wahl stattgefunden hat, verdankt die Partei nicht etwa einer inneren Erstarkung, sondern dem vom nationalen Standpunkte aus nicht zu rechtfertigenden Verhalten der freisinnigen Partei der Militärvorlage gegenüber und ferner der Unterstützung der Conservativen. Immerhin ist die durch äußere Ursachen hervorgerufene Stärkung der Mittelparteien schon insofern erfreulich, als sie einen wirksamen Schutz gegen das Ueberhandnehmen extremer politischer Strömungen bildet.

Das Centrum läßt sich in den Rahmen, den wir zur Umfassung der bis jetzt besprochenen Parteien ausspannten, nicht einfügen, es steht mit seinen vorzüglichsten Bestrebungen abseits der principiellen Fragen, welche die übrigen Parteien berühren. Ihrer rein politischen Gesinnung nach finden wir im Centrum sowohl Anhänger der freisinnigen als auch der conservativen Richtung, wir glauben sogar, daß die conservativen Elemente in der Partei überwiegen. Die Mitglieder des Centrums werden lediglich durch das Verhältniß, in welchem der Staat, besonders Preußen, zur römisch-katholischen Kirche steht, zusammengehalten. Wenn der derzeitige Führer des Centrums daneben noch andere, die gegenwärtigen Machtverhältnisse der deutschen Bundesstaaten betreffende Ziele verfolgt und für die Wiederherstellung des Königreichs Hannover seine Truppen wirbt, so ist das eine mehr zufällige, als im Wesen der Partei liegende Verbindung kirchlicher und staatsrechtlicher Fragen. Der nie zu Ende gehende Conflict zwischen Staat und Kirche hat seinen Grund in der Schwierigkeit, die Machtsphären beider Institutionen genau abzugrenzen und zwar ist diese Schwierigkeit in Bezug auf die römisch-katholische Kirche besonders groß, wenn ihr eine mächtige und in sich starke Monarchie entgegensteht. Die katholische Kirche hat eine durchaus aristokratische Verfassung und da der monarchische Staat im Gegensatz zum rein republikanischen einen großen Einfluß auch auf die sittliche Erziehung seiner Glieder auszuüben sich berechtigt fühlt, die römisch-katholische Kirche mit ihrem selbständigen Oberhaupt aber hierin einen Eingriff in eine allein ihr zukommende Thätigkeit erblickt, so erklärt sich der Conflict sehr leicht. Begraben wird dieser Conflict nicht, solange ein Staats- und ein kirchliches Oberhaupt sich gegenüber stehen, und es wird deshalb in den deutschen Parlamenten immer eine die wirklichen oder angeblichen Rechte des Papstthums vertretende Gruppe geben. Der Einfluß, den dieselbe auf die staatliche Gesetzgebung ausübt, wird aber um so geringer sein, je mildere Formen der Conflict annimmt. Der Ausfall der letzten Wahl, aus der das Centrum ziemlich ungeschwächt hervorgegangen ist, scheint dem zu widersprechen,

Digitized by Google

indessen kann derselbe doch nicht über das Vorhandensein eines Zersetzungsprocesses innerhalb der Partei hinwegtäuschen. Ein rein politisches Programm, das alle Mitglieder des Centrums zu einigen vermöchte, kann bei den verschiedenen politischen Anschauungen, die in der Partei vertreten sind, nicht aufgestellt werden; dazu kommt, daß der nach der Demokratie hinneigende Theil des Centrum sich im strictesten Gegensatz zu dem Wesen des Papstthums und zu den Intentionen des Papstes befindet. Die Führer der Partei werden jedenfalls versuchen, die letztere dadurch zusammenzuhalten, daß sie ihre Ansprüche auf kirchenpolitischem Gebiete über das Maß des Berechtigten hinaus steigern. Es ist aber bekanntlich dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und übertriebene Forderungen an den Staat auf kirchenpolitischem Gebiete, die das Centrum etwa stellen würde, müßte den Verfall dieser Partei nur beschleunigen.

Die antideutschen Fractionen der Polen, Dänen und französischen Protestler kommen bei einer Besprechung des deutschen Parteiwesens nicht in Betracht, weil sie Ziele verfolgen, die mit dem Ausbau des deutschen Reiches in gar keiner Beziehung stehen und wir können wohl füglich von einer Erörterung über die Bestrebungen dieser Fractionen absehen. Wenn man nicht einer der großen Culturepochen, der griechisch-römischen und der mittelalterlichen, oder einer bestimmten Staats- resp. Kirchenverfassung die innere Berechtigung absprechen will, und dies vermag wohl kein vorurtheilsfreier Mensch, so hat jede der politischen Parteien, über die wir gesprochen, ihre Existenzberechtigung bis auf die socialdemokratische Partei, der, wenn auch nicht die natürliche, so doch die sittliche Berechtigung abgeht. Es sollte nun jeder Angehörige einer Partei so einsichtsvoll sein, der anderen diese Berechtigung zuzuerkennen und damit den politischen Kämpfen ihre Leidenschaftlichkeit und Schärfe nehmen. Es kann Jemand Parteimann sein, soweit er glaubt, daß seine ethischen und wirthschaftlichen Interessen dies erfordern, er kann aber trotzdem über den Parteien stehen insofern, als er in seiner Partei nicht das wahre Licht, sondern einen Theil desselben, eine Farbe, die er vielleicht besonders liebt, erblickt. Die verschiedenen Interessen der verschiedenen Stände und Berufsarten rechtfertigen verschiedene politische Meinungen, und Sache der gesetzgebenden Factoren ist es, diesen verschiedenen Interessen dadurch gerecht zu werden, daß die Gesetzgebung möglichst von allem Schablonenhaften frei sich hält und daß die einzelnen Gesetzesbestimmungen den verschiedenen Interessengruppen sich anzupassen fähig sind.

Volkswirthschaft in der Schule.

Von Fritz Kalle, M. d. R.

„Volkswirthschaft" in der Fortbildungs- und gar in der Elementarschule, das klingt den meisten Leuten lächerlich. Wie kann man, so heißt es, ein so schwieriges Thema, das selbst von den Gebildetsten nur wenige beherrschen, eine Wissenschaft, die in sich nicht abgeschlossen ist, in Bezug auf welche noch die widerstreitendsten Ansichten einander gegenüberstehen, zum Gegenstand des Unterrichts von Kindern, oder auch nur von wenig vorgebildeten, eben erst in das Erwerbsleben getretenen jungen Leuten machen wollen? Und die Leute, die so sprechen, haben ganz Recht, wenn es sich um das handelt, was man gewöhnlich unter dem Namen „Volkswirthschaft" versteht. Gehört doch zur Volkswirthschaftslehre im weiteren Sinne auch die Wirthschaftspolitik- und Finanzwissenschaft; ja, das große Publikum denkt, wenn es das Wort „Volkswirthschaft" hört, sogar in erster Linie an diese Zweige der Gesammtwissenschaft, insbesondere an Handelspolitik, Agrarpolitik, Monopole, Steuern u. s. w. Aber auch wenn man den Begriff einschränkt, wenn man lediglich an die Erörterung der allgemeinen Verhältnisse des wirthschaftlichen Lebens der Nation und der in denselben hervortretenden Regeln denkt, entsteht sofort gerechtes Bedenken bezüglich der Durchführbarkeit und Zweckmäßigkeit eines elementaren Schulunterrichts über diesen Gegenstand. Das Wort „Volkswirthschaft" muß eben hier in ganz anderem Sinne aufgefaßt werden, als man es sonst zu thun gewohnt ist. Da man nun aber nicht jedesmal eine Begriffsbestimmung beigeben kann, thut man am besten ein geeigneteres Wort für das, was man bezeichnen will, zu brauchen, man verdirbt sonst durch den schlecht gewählten Namen eine gute Sache.

Ja, eine gute Sache kann es werden, die mit dem falschen Namen eines volkswirthschaftlichen Elementarunterrichts bezeichnet wird, wenn man sie nur richtig anfaßt. Nicht darum kann es sich handeln, jeden Staatsbürger zu einem Wirthschafts- und Finanzpolitiker zu machen, dazu gehört ein auf gründlichster allgemeiner Bildung ruhendes schwieriges Spezialstudium. Selbst darauf muß man verzichten, ein einigermaßen vollständiges Bild der verschiedenen Zweige der wirthschaftlichen Privatthätigkeit in ihrem Zusammenhange zu geben. Nur das praktisch Wichtigste darf behandelt werden und zwar in einfachster, leichtest verständlicher Weise, unter Fortlassung alles theoretischen Ballastes. Historische und logische Begründungen sind auf das Unentbehrlichste zu beschränken, ebenso die Definitionen der Grundbegriffe „Arbeit", „Capital", „Lohn", „Credit" u. s. w., deren Wesen ist vielmehr durch Hinweis auf die in den Kreisen der zu Belehrenden gewöhnlich auftretenden Erscheinungsformen, also durch Beispiele zu erläutern. Ueberall ist sofort die Nutzanwendung zu ziehen. Der Grundsatz, der den gesammten Schulunterricht beherrschen sollte: „Non scholae, sed vitae discimus" muß hier noch mehr wie anderswo maßgebend sein.

Was aber ist nun das für das Leben nöthigste, was ist das praktisch wichtigste, das eigentliche Ziel eines Unterrichts wie ich ihn mir denke?

Es ist vor allem die Weckung und Beförderung der wirthschaftlichen Tugenden und Kenntnisse, welche die nothwendige Grundlage der Gesundheit auch der bescheidensten Einzelwirthschaft, handelte es sich selbst nur um Führung eines geordneten Haushaltes, bilden. Es handelt sich also in erster Linie um eine Belehrung über die von jedem Menschen zu beobachtenden wirthschaftlichen Grundsätze und Verhaltungsregeln. Man muß dem Schüler die Nothwendigkeit von Fleiß, Beharrlichkeit, Ordnung, Sparsamkeit zum Bewußtsein bringen, in knappen, treffenden Sätzen nach Art der biblischen Gebote, in Sätzen, die man durch leicht verständliche allgemeine Darlegungen, besonders aber durch Beispiele begründet. Man muß sodann die für die Führung eines Haushalts nöthigsten praktischen Anweisungen geben, und wird, soweit möglich, Regeln für die selbständige Führung eines Geschäfts kleinsten Umfangs (in Handwerk und Landwirthschaft) anschließen können.

Zu dem hiermit charakterisirten Hauptziel des von mir in's Auge gefaßten Unterrichts kommt nunmehr als weitere Aufgabe die Aufklärung über das Wesen der bestehenden wirthschaftlichen Ordnung. Auch hier hängt der Erfolg vollständig von der zweckentsprechenden Gestaltung des Unterrichts ab. Wollte man mit deutscher Gründlichkeit die Frage in ihrem ganzen Umfange behandeln, so würde mehr geschadet als genützt; Lehrer und Schüler würden überlastet und den letzteren eine Menge für sie unverdauliches und daher unter Umständen gefährlich wirkendes Material eingetrichtert. Die weitläufigen und schwer verständlichen Definitionen von Gebrauchswerth, Tauschwerth, Geld u. s. w., wie sie der Volkswirthschaftslehrer für unentbehrlich hält, sind ganz auszuschließen. Nur die Begriffe von Production und Consumtion, von Capital und Arbeit sind, soweit ihre Natur nicht bereits in dem rein privatwirthschaftlichen Theil des Unterrichts klargelegt wurde, in ihrer historischen Entwickelung und nach ihrem jetzigen Wesen klarzulegen, so daß der Lernende einen Einblick gewinnt in den Werdegang und die Natur der herrschenden wirthschaftlichen und socialen Ordnung. Daß hierdurch allein eine vor jeder Anfechtung sichere Selbständigkeit des Urtheils erreichbar wäre, wird kein Einsichtiger erwarten; will man also den eigentlichen, den letzten Zweck, den dieser Theil des

Digitized by Google

Unterrichts hat, nämlich den Lernenden zu gewinnen für den allmählichen Fortschritt des Bestehenden, ihn den socialdemokratischen Umsturzlehren unzugänglich zu machen, erreichen, so muß im Anschluß an die Darlegung der bestehenden Verhältnisse der Nachweis geführt werden, daß und warum die von den Socialdemokraten gepredigten Theorien in ihrer Verwirklichung der Gesammtheit wie jedem Einzelnen zum Schaden gereichen würden.

Soviel über die Ziele und den ungefähren Inhalt des Unterrichts, den man also nach meiner Auffassung nicht als „Volkswirthschaftslehre" bezeichnen darf, sondern nur etwa als „Wirthschaftslehre", und nun noch einige Worte über die Art, wie dieser Unterricht zu ertheilen wäre.

Wo obligatorische Fortbildungsschulen für alle der Elementarschule entwachsenen jungen Leute gesetzlich eingeführt sind, wie z. B. im Königreich Sachsen und im Großherzogthum Baden, ist die „Wirthschaftslehre" natürlich in die Fortbildungsschule zu verweisen. Der geistig reifere, durch seine praktische Thätigkeit und den Verkehr mit Erwachsenen schon einigermaßen zum Bewußtsein der Anforderungen des täglichen Lebens gekommenen Fortbildungsschüler wird für einen wirthschaftlichen Unterricht mehr Verständniß und Interesse haben, als der Elementarschüler. Schon um deswillen möchte ich endlich den Fortbildungsschulzwang in ganz Deutschland gesetzlich eingeführt sehen und bedauere es lebhaft, daß man sich besonders in Preußen noch immer nicht zu einem Schritte hat entschließen können, der, wie ich in einem im Jahre 1878 dem Verein für Socialpolitik erstatteten Gutachten ausführte, im Interesse der friedlichen Entwickelung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse dringend geboten ist, weil — ganz abgesehen von allem Uebrigen — der Fortbildungsschulzwang das einzige Mittel ist, durch welches der unvermittelte Uebergang aus der Zucht der Elementarschule zu beinahe schrankenloser äußerer Freiheit vermieden, und der damit verknüpften sittlichen Verwilderung der Jugend vorgebeugt werden kann.

Ich glaube aber, daß man selbst da, wo es noch an Fortbildungsschulen fehlt, nicht ganz auf die schulmäßige Behandlung der Wirthschaftslehre zu verzichten braucht, halte es vielmehr für ganz gut möglich, schon in der Elementarschule den Kindern die wichtigsten Grundsätze der wirthschaftlichen Morallehre und selbst einzelne praktische Regeln für ihr späteres wirthschaftliches Leben zum Verständniß zu bringen. Voraussetzung eines derartigen Unterrichts, wie überhaupt jeden Unterrichts, ist, daß die Lehrenden selbst mit dem Stoffe und der Art, wie er behandelt werden muß, wohl vertraut sind, zunächst sind also die Lehrer in den Seminaren entsprechend zu instruiren.

Schon für diesen Zweck werden Leitfäden für den Unterricht, je nachdem er an den Fortbildungs- oder an Elementarschulen ertheilt werden soll, sehr erwünscht sein, ganz unentbehrlich aber sind diese Hülfsmittel, wenn man, um rascher vorzugehen, auch die bereits im Amte befindlichen Lehrer zur Theilnahme an der Arbeit heranziehen will. Leitfäden, wie ich sie im Auge habe, gibt es aber noch nicht; ich selbst habe zwar vor einigen Jahren ein Schriftchen herausgegeben („Wirthschaftliche Lehren", Verlag der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, II. Aufl., Berlin 1878), welches sich nicht allzuschwer für den Fortbildungsschulunterricht umarbeiten ließe, für den Unterricht an der Elementarschule aber, der wohl am besten gar nicht besonders, sondern im Anschluß an die Sittenlehre und andere Lehrgegenstände, ertheilt würde, fehlt es gänzlich an einer Instruction für den Lehrer.

Bücher, wie die besonders in Württemberg vielfach benutzte Mayer'sche Bearbeitung der Rapet'schen Schrift „Volkswirthschaft für Jedermann", sind ganz gut als Lesebücher zu benutzen — wenn man das Geld dafür hat —, als Leitfaden für den Unterricht aber muß man viel knapper geschriebene, nur das Nothwendigste, dies aber systematisch behandelnde Schriften schaffen.

Ich sehe mit Freuden, daß neuerdings der Gedanke, durch die Schule wirthschaftliche Belehrung in die Masse des Volkes zu tragen, in größeren Kreisen Boden gewinnt und gebe mich daher der Hoffnung hin, daß dieser mich schon lange beschäftigende Plan seiner Verwirklichung entgegenreift. Auf Erfolg darf man aber nur dann rechnen, wenn man sich in dem, was man fordert, Selbstbeschränkung auflegt, wenn man nicht volkswirthschaftlichen Unterricht, sondern Wirthschaftslehre in der Schule verlangt und zwar in so eng begrenztem Umfange, wie ich es hiermit andeutete. Dafür dürften auch die höchsten Schulbehörden, auf die es ja doch vor Allem ankommt, zu gewinnen sein.

Literatur und Kunst.

Alexander Kielland.

Von **L. Marholm.**

In seinem „Schiffer Worse" ist eine Stelle, wo Kielland das Geschick eines französischen Gartens beschreibt. Die Könige von Sandsgaard, das Haus Garman & Co. haben ihn auf ihrem Landsitz angelegt, ein Sinnbild ihres eigenen zierlichen, exclusiven, halbausländischen Wesens. Schnurgerade Kieswege laufen zwischen kleinen, steifen Buchsbaumhecken hin, dann und wann von einer streng unter der Scheere gehaltenen Buchsbaumpyramide unterbrochen, jenseits eines Miniaturteiches liegt ein Miniaturpavillon, wo man Musik macht und Kaffee trinkt, in der Mitte der rechtwinklig auf einander treffenden Wege steht entweder ein Denkmal oder eine Sonnenuhr. Zwischen diesen willkürlich geregelten Spielereien wird das Leben selbst zu einem willkürlich geregelten Spiel, ausgelassen und rücksichtsvoll, förmlich und frivol, das Leben der Gesellschaft, die auf diesen Kieswegen Morgentouren macht und zwischen diesen Buchsbaumhecken erotisch tändelt. Von Nordwesten her aber strecken sich in diese aristokratische Pflanzung die plumpen Aeste gemeiner Bäume wie knorrige Arme herein. Sie wurden zugleich mit der Anlage des Gartens hierher gepflanzt, um die Meerstürme aufzufangen, und sie hatten lange hart für ihr Leben kämpfen müssen; glattrasirt nach der Seeseite und mit ihren Zweigen landeinwärts gepeitscht, zurückgehalten im Wachsthum standen sie da und bohrten ihre Wurzeln in den Boden. Aber als sie sich erst recht festgeklammert hatten, fingen sie an in Schuß zu kommen und Jahr für Jahr wuchsen sie den feinen Fremdlingen näher auf den Leib; sie schlugen sich unter einander um jeden Sonnenstrahl und fingen mit ihrem Blätterdach alles Licht für sich selber auf und streckten ihre Wurzeln überall unter der Erde hin, daß die vornehmen, delicaten Bäume keine Nahrung mehr fanden. Und der Garten wurde kleiner und kleiner unter dem Eindrang der Plebejer. Sie wuchsen nach oben hinaus, und sie wuchsen von unten herauf. „Und beugte man ihre Zweige bei Seite und suchte recht nach, so fand man in all der Verwilderung noch die Spuren rechtwinkliger Gänge und kleiner Puppenhecken. Aber es war dunkel und feucht da drunten, voll schleimigen Mooses und ein alter, todter Geruch nach faulendem Buchsbaum schlug einem entgegen."

Kielland hat fast in jedem seiner Bücher eine solche Naturschilderung, die alles andere ist, als wofür sie sich ausgibt. Es liegt ihm ziemlich fern sich ohne Seitenblicke in die Natur hineinzuschmiegen, in ihr aufzugehen, mit ihr eins zu werden, um sie dann, wenn ich so sagen darf, naiv zu reproduciren. Diese träumerische ahnungsvolle Selbstvergessenheit ist nichts für ihn. Er liebt die Natur, aber er liebt sie wie einen Reflex menschlicher Individualität, sie setzt seine Phantasie in Bewegung wie ein unbearbeiteter, bildsamer, unendlich benutzbarer Stoff — und er benutzt sie mit Vorliebe symbolisch.

Diese Symbolik ist oft von eigenthümlicher Tiefe, umfassender als das Thema, das er behandelt, wie überhaupt seine Dichtungen immer mehr enthalten, als er Lust hat auszusprechen und im Grunde ebenso symbolisch sind wie seine

Digitized by Google

Naturbeschreibungen. Denn hinter den persönlichen Reibungen und Gegensätzen zwischen den norwegischen Kaufleuten und Beamten und den norwegischen Arbeitern, Bauern und Frauen, die der Stoff fast aller seiner Romane sind, liegt ein anderer, bei Weitem größerer, bei Weitem universellerer Gegensatz, der zwischen den Oberklassen und Unterklassen überhaupt. — Darum sind seine Schöpfungen so europäisch, darum passen seine Schilderungen so überall hin. Kielland hat die Feinhörigkeit der Sympathie für all die verworrenen Laute, die eine sociale Umwandelung anzumelden pflegen, er hat eine fast fieberhaft leidenschaftliche Empfindung für den Gegensatz zwischen der materiellen Culturentwickelung und dem socialen Culturstillstand und er hat jenen Seherblick, der sensitiv gesteigerte Einsicht ist.

Seine Sympathie gehört Allem, was verkürzt wird und entbehren muß, was schwach ist und leidet, was den Tisch des Lebens gedeckt sieht und hungernd in der letzten Reihe steht. Es ist die edelmüthige, aristokratische Sympathie dessen, der mit einem festen Platz an der gedeckten Tafel geboren ist, der diesen Platz auch selbstverständlich einnimmt und die feinen Nerven zum subtilen Genuß mitbringt und dem gerade diese Feinfühligkeit ein eigenthümliches, reflectirtes Verständniß für die innere Verfassung der bei Seite Geschobenen und Aussichtslosen erschließt. Er gehört zu ihnen und er gehört doch nicht zu ihnen, er fühlt mit ihnen, aber nicht wie sie, und er empfindet einen gewissen schmerzvollen Reiz, wenn er, mit seinen klaren, rechnenden Kaufmannsaugen in die Zukunft blickend, die plumpen Gestalten der Massen die feingliedrige, erschöpfte Elitegesellschaft bei Seite drängen und den gemeinen Baum die seltenen Culturpflanzen entwurzeln sieht.

Nach meinem Gefühl hat Kielland in keine seiner anderen symbolischen Schilderungen soviel hineingeheimnißt, wie in den Garten des Consuls Garman. Das ist seine Heimath und das ist er selbst. Alles, was sich in dem letzten Jahrzehnt in Norwegen vollzogen hat und Alles, was er selbst ist, mit den Widersprüchen seiner Natur, liegt da embryonisch angedeutet bei einander. Der hartarbeitende, ausdauernde gemeine Mann in Norwegen, der zur groben verunstaltenden Arbeit geboren wird, zum Windfang für die höheren Klassen, der benutzt wird, wie ein Strandkorb, man setzt sich hinein, dreht ihn gegen den Wind und hat es drinnen warm und gut —; der betende, singende, kopfhängerische Bauernstand mit seiner kaufmännischen Energie, seinem berechnenden, soliden Verstand, seiner bäurischen Engherzigkeit und mißtrauischen Schlauheit auf der einen Seite und auf der anderen die flotten, lebenslustigen Handelsherren mit ihrer universellen Bildung, ihrer Vorurtheilslosigkeit, ihrer Gentilität — das ist nicht nur der Inhalt vom „Schiffer Worse", jenem Roman, in dem Kielland vielleicht am tiefsten und mit den einfachsten Mitteln den Uebergang des Alten in das Moderne geschildert hat; des eleganten Alten in das nüchterne, klotzige Neue, jenes Alten, aus dem Kielland selbst hervorgewachsen ist.

Denn das Haus Consul Garman mit seinem hinfälligen, ehrwürdigen Reichthum und Glanz ist es nicht nahe verwandt mit jenen „Königen von Stavanger", Kielland's eigenen Vorvätern? Seine Schilderungen haben nicht umsonst jenes unvergleichliche Gepräge von Lebensfrische und Echtheit, es ist Erlebtes, ja ererbt-Erlebtes, was er schildert. „Der Weltmann von Stavanger" wie ein bekannter dänischer Literarhistoriker ihn malitiös nannte, der Ehrenretter der Verachteten, ist der Sohn eines alten, angesehenen Kaufmannsgeschlechtes in der erwähnten norwegischen Seestadt, geboren mit dem Blick in das unendlich Weite und das unendlich Enge. Grenzenlos und ewig bewegt dehnt sich vor Stavanger die Nordsee, dem Blick Weite gebend und das Gemüth in's Weite lockend und hinter ihr drückt sie die betriebsame Stadt eng und klatschhaft zusammen. Und in Kielland's eigenem Wesen ist dieselbe Mischung von Freiheit und Tradition, von Gemächlichkeit und Nervosität. Wenn er über die Straße geht in dem langen Pelzmantel, wie ihn die russischen Offiziere tragen, hoch und schwer und vornehm, ist er imponirend würdig und elegant, und wenn er sich im Salon bewegt, gewaltig an Höhe und Breite, erwartet man mit stiller Genugthuung die aufdringlichen Tischchen und Bänkchen mit Nippes aus ihren Positionen geworfen zu sehen. Aber es liegt eine weiche, phlegmatische Grazie über dieser massiven Gestalt mit den wenigen runden Bewegungen, den weichen, weißen Händen, die gern einen kleinen Elfenbeinkamm drehen, dem großen, zarten, schönen Gesicht mit den strahlenden, gutmüthigen Augen. Und nicht ohne Verwunderung bemerkt man, daß dieser Riese in den spitzesten, beschleiften Lackschuhen steht und daß unter dem an den Ohren nach vorn gestrichenen Haar und dem kleinen Backenbartstreifen (der Mode aus den zwanziger Jahren) sich ein paar ansehnliche Vatermörder erheben. Es geht die Sage, daß diese Eigenthümlichkeiten Tradition aus der Glanzperiode des Hauses sind, eine Tradition, die der lebenslustige, noch nicht vierzigjährige Dichter halb humoristisch, halb mit pietätvollem Stolz aufrecht erhält.

Kielland ist, wie seine anderen berühmten Landsleute, ein Dorn in den Augen der norweger Frommen. Und es gibt in Norwegen Fromme von allen Schattirungen, „freisinnige Christen" ohne Freisinn, Orthodoxe und Pietisten, die ihn mit der größten Anerkennung seiner literarischen Bedeutung für einen Höllenbrand ansehen. Denn ihm ist etwas natürlich, wozu der bitterernste, norwegische Geist sich nur ruck- und stoßweise in schwerfälligen Kämpfen durchzuarbeiten vermag — universelle Geistesfreiheit; jene Form geistiger Freiheit die zugleich weltmännische Ueberlegenheit ist. Kielland's geistige Ueberlegenheit ist ein Gegensatz zu derjenigen seiner großen Landsleute, Ibsen und Björnson, nicht polternd und schroff, nicht ertrotzt und erstritten, sie ist selbstverständlich, sicher, gesammelt, wie ererbter Besitz und giebt sich glatt und leicht aus, wie ein Erbtheil.

Von derselben Art ist auch sein Humor, funkelnd und beweglich, discret und schlagfertig, anders als der Humor der Norweger. Der norwegische Humor ist kernig und geradezu, wie die ehrlichen, naiven, anschaulichen Formen der norwegischen Sprache. Er hat etwas von dem herben Glanz eines Sonnenstrahls, der über einer nordischen Felswand liegt — ein stilles Lächeln auf einem harten, gefurchten Gesicht. Kielland's Humor aber ist wie tausend flimmernde, rastlose, rollende Sonnenfunken auf der mittagsblauen See —; eine Schilderung, die er liebt, ein Anblick, der ihn entzückt. Seine gute Laune hat nicht die tiefe, herbe Innerlichkeit der Anderen, die der Anderen hat nicht die schlanke Eleganz, die lächelnde Sorglosigkeit der seinen. Kielland ist in keiner einzigen seiner Dichtungen eigentlich tief und er ist häufig nicht einmal im allerstrengsten Sinne wahr — dazu hat er eine zu leidenschaftliche Eingenommenheit für Stimmung und Colorit; es könnte ihm so wenig einfallen, das geschilderte Leiden der Armen mitzuleben, wie es ihm einfallen könnte mit seinen feinen Händen Holz zu spalten. Aber er besitzt die doppelte Humanität des Bildungsidealismus und des guten Herzens. Sein Beobachtungssinn ist außerordentlich scharf und wird durch die Hurtigkeit seiner Auffassung noch übertroffen, er steht sich selber nie im Wege, und mit diesen seltenen Bedingungen für schriftstellerische Bedeutung verbindet sich ein nervös reizbares Gerechtigkeitsgefühl, das er nicht weniger pflegt, als seine äußere Erscheinung. Darum ist ihm von Zeit zu Zeit ein Berserkergang gegen die gesellschaftlichen Vorurtheile, eine Entschleierung der gesellschaftlichen Fäulniß, ein Aufbrechen der übertünchten Gräber, wie in „Arbeitsvolk" und „Else, eine Weihnachtsgeschichte" Bedürfniß, und nie ist Kielland größer und besser, als wenn er, ruhig und sicher wie ein geübter Arzt, mit seinen weißen Händen und reinen Manschetten in sittlichen Schmutz und physische Ansteckung greift und die wehrlosen und wie oft! ahnungslosen Opfer der heimlichen Pest der Gesellschaft in allen Phasen ihres Elends auscultirt.

Noch ein Zug ist charakteristisch für Kielland's Persönlichkeit — der lebhafte Eindruck, den weibliche That- und Charakterkraft auf ihn ausübt. Wenn ich nicht irre, war er der Schöpfer des modernen Frauentypus, der erste, der die scharfblickende, urtheilsfähige Frau auf den Ehrenplatz seiner Dichtungen führte. Darin war er Ibsen und Björnson voraus,

Digitized by Google

aus einem Grunde voraus, der nicht gerade ein persönlicher und nur halb und halb ein schriftstellerischer Vorzug ist. Ibsen und Björnson mit ihrer eisernen Ausdauer, ihrer wortknappen Ideenwucht sind zu sehr „männliche Männer" um für das Neue, was sich in ihrem Geschlechtsgegensatz vollzog, gleich offene Sinne zu haben. Später ist ja besonders Björnson mit Siebenmeilenstiefeln nachgekommen. Kielland aber mit seiner Weichheit und Verfeinerung, mit jenem Anflug von der Passivität und Müdigkeit des modernen Culturmannes — die so empfindlich und eindrucksfähig macht und bei ihm noch so himmelweit entfernt von Erschöpftheit ist — war besonders dazu disponirt.

In den letzten Jahrzehnten hat sich — nicht nur in Skandinavien — ein Veränderung in der Stellung der Frau vollzogen. Sie ist fast überall social und öconomisch selbständiger geworden; am selbständigsten in ihrem eigenen Bewußtsein. Das Bestreben aus einem Wesen für Andere — Mann, Vater, Bruder — zu einem Wesen für sich, d. h. selbstherrlich zu werden, hat sie bei Gelegenheit aller großen Culturveränderungen merken lassen, es ist ihr nur nie recht damit geglückt. Sie ließ sich gewöhnlich mit Complimenten abfinden und ihr sind sehr viele und ausgesuchte Complimente gemacht worden, von den Minnesängern bis auf unsere Tage. Lessing sagte von ihr: sie sei besser als der Mann, und Schiller sagte: sie sei reiner als der Mann und ahnungsvoller als der Mann, d. h. sie wisse mehr, und man wickelte sie in den Brautschleier oder erhob sie in die Wolken, aber nur die Frauen des gemeinen Volkes erhielten Erlaubniß mit festen Füßen die Erde zu treten und sich unter ihrem eigenen Schutz durchzuhelfen.

Kielland fand das — gleich bei seinem ersten Auftreten — ungereimt. Er fühlte sich nicht gerührt durch erröthende Hingebung, er neigte sich vielmehr der Ansicht zu, daß die conventionelle zarte Weiblichkeit ein Parasitenthum sei, das von dem Mark des Mannes lebt. Er fand ein anderes Geschlecht Frauen, oder sagen wir Mädchen vor, um zu keinem Mißverständniß Anlaß zu geben, das die Zeit hervorbrachte und das sich überall zu bethätigen und anzugreifen suchte: körper- und geisteskräftige Frauen, die dachten und wollten, die Augen offen hielten und Bescheid wußten, die tüchtig und ernst genug waren, das Leben zu verstehen und in's Leben zu wirken.

Kielland hatte diesen Typus schon in seinen ersten Novellen: der witzigen „Schlacht von Waterloo", wo er das ruhige, klarblickende junge Mädchen dem eitlen, mit conventionellen Weiblichkeitsbegriffen aufgepäppelten Studenten gegenüberstellt und in aller seiner Herbheit und Schroffheit in dem einactigen Drama: „Auf dem Heimwege" eingeführt. Ein Zeichen, wie jung er bereits den Pulsschlag der Zeit zu finden wußte. In seinem letzten, neulich erschienenen Lustspiel, dem ausgelassenen, sprühenden Zeitbild: „Drei Paare" sagt er geradezu — halb im Scherz, halb im Ernst: „Wem die Frau am meisten gleicht? — sie gleicht am meisten dem Manne!"

Damit hat er sie auf ihr Menschenthum zurückgeführt und im Gegensatz zu den alten, üblichen Folgerungen, die aus dem Geschlechtsunterschied gezogen werden, auf ihre vielfache Gleichartigkeit mit dem Manne hingewiesen. Es liegt aber noch etwas anderes in diesem Hinweis auf die unbenutzte Arbeitsenergie und Leistungsfähigkeit der Frau. Man schätzt das, was man braucht. Durch die ganze großartige norwegische Problemliteratur geht die Anklage und Klage über die Erschöpftheit der Männer in den höheren Ständen, ihre physische und geistige Erschlaffung, ihre Genußsucht, ihre Depravation in Gesinnungs- und Gewissensachen. Ibsens Dramen handeln von nichts anderem, Björnson hat in seinem „Thomas Rendalen" den Ruf nach Regeneration erhoben, gewaltig wie das Posaunengeschmetter vor Jericho. Was kann helfen? Und der Blick wendet sich mit natürlicher Consequenz auf die andere Hälfte der Menschheit, die nie im Vordertreffen gestanden, die nie in dem ganzen Umfang ihrer Anlagen angespannt gewesen, nie die volle Verantwortung für ihr Thun und Lassen getragen, die Hunderte von Generationen hindurch weder so stark gelebt, noch so stark gearbeitet hat wie der Mann, die bevormundet aber auch gehegt und geschützt wurde wie ein Kind — natürlich nicht wie ein Säugling — und die nun dasitzt — wo unvernünftige Erziehung und Uebercultur des Gefühlslebens sie nicht verdorben hat — mit ihrem Fonds an gesammelten Kräften und ungebrochener Begeisterung, frisch und jung in ihrer noch unerschöpften geistigen Beweglichkeit, nach dem Joch lüstern, unter dem der Mann degenerirt. Warum kommt sie nicht und greift an und bringt Entsatz mit ihren anders gearteten Kräften, ein Kamerad mit allen Vorzügen des Weibes — sich immer mehr entwickelnd im Leisten und Denken und darum immer mehr befähigt, den Mann in allen Bedingungen seiner Natur zu verstehen, arbeitserfahrener und darum anspruchsloser, verantwortlicher und darum billiger und lebenskundiger — kein Kind mehr, vor dem man gewisse Dinge geheimhalten muß — kein Luxus- und Genußgegenstand, den man sich nur anschaffen kann, wenn man die Mittel dazu hat, die Mitarbeiterin und Miterwerberin — warum tritt sie nicht ein? Etwas wie die Voraussicht eines weit wirklicheren Füreinanderlebens der Geschlechter in dem freiwilligen Vertrag zweier gleich freier und gleich verantwortlicher Wesen taucht, vorauslebend dem Bewußtsein der Zeit, in dem Bewußtsein ihrer Dichter auf; warum verwirklicht sie sich nicht? Weil die socialöconomischen Zustände nicht darauf eingerichtet sind. So wird der sociale Drang solange auf die öconomischen Hindernisse stoßen, bis er sie überwunden hat. In Rachel und Jacob (Garman und Worse) ist ein solches Verhältniß zwischen Mann und Frau vorausgenommen, in „Drei Paare" ist das „Zukunftsfrauenzimmer" geschildert, das resolut, praktisch und frei von jeder Art von Illusion, seinen Mann wählt und nimmt, sich voll bewußt, daß es die nöthigen Eigenschaften besitzt, seine sehr freizügige Natur vermöge des auch in ihm schlummernden Gesetzes der Anpassung sich ähnlich zu modificiren. — —

Für die Eigenthümlichkeit von Kielland's Begabung ist es bezeichnend, daß sie eigentlich keine Entwickelung gehabt hat. Sein Talent hat sich räumlich erweitert, er ist von der Novellette zum Roman übergegangen, aber er selbst ist — literarisch — kein Anderer geworden. Seine leichtflüssige Natur, sein seltenes Formtalent war in Inhalt und Ausdruck schon fertig in den Arbeiten, mit denen er debutirte. Ja, über diesen ersten Novelletten liegt eine Stimmung und ein Ton — so innig gefühlt, so zitternd bewegt, von einer so schelmischen Grazie belebt, wie er ihm so unwiderstehlich einnehmend nie wieder zu Gebote stand. Eine Fülle von Ideen, Gefühl und Verständniß, die mit souverainer Sicherheit ihren Ausdruck trafen. Wie in einem überströmenden, schöpferischen Glücksgefühl schrieb er in kaum sechs Jahren (1878—1884): „Novelletten", „Für die Scene" (drei kleine Einacter), „Garman und Worse", „Arbeitsvolk", „Neue Novelletten", „Else", „Novelletten aus Dänemark", „Schiffer Worse", „Gift", „Fortuna". Dann trat eine fast dreijährige Pause ein und die angeschlagenen Töne klingen gedämpfter und weniger voll hin in „Schnee", carnevalsübermüthig in „Drei Paare". Es ist nicht mehr die große, alte Melodie in ihrer Reinheit, lärmende Dissonanzen fahren dazwischen, neben dem zierlich vornehmen Schritt der Könige von Stavanger hört man das Plebejergetrampel von Frl. Svendson in „Drei Paare".

Denn was Kielland fast mit einem Schlage so pangermanisch berühmt machte und seinen Romanen im Norden Auflage über Auflage verschaffte, das war nicht der Reichthum an neuen Ideen, mit denen er geladen war, auch nicht der Muth der Ueberzeugung, der seine Dichtung beseelte, noch weniger die glühende Anwaltschaft für die Ausgestoßenen der Gesellschaft, die man als die Tendenz seines Schaffens bezeichnen kann — das war die weltmännische Eleganz, die seinen Stil geschliffen hatte, das je ne sais quoi der guten Lebensart, die das feine Publikum an ihm entzückte. Mit diesem Schriftsteller war man „unter sich" — das hatte man schon lange entbehrt. Er mag das Verpönteste anfassen und hin- und herwenden, von dem am ängstlichsten Verhüllten den Schleier ziehen — wie von Christinens Krankheit in „Arbeitsvolk" — er bringt überall jenen Duft von Reinlichkeit und

Digitized by Google

Distinguirtheit mit, dem sich soviel verzeihen läßt. Er hat jenes Gefühl der rechten Grenze, das die gute Erziehung gibt, jene Sicherheit im Gewagten, die das Freimaurerzeichen der guten Gesellschaft ist. Und die gute Gesellschaft folgt ihm — schaudernd, mit kleinen Ausrufen der Entrüstung — aber sie folgt ihm offen, wohin er sie führt — er und sie verstehen sich so gut. Man ist bei ihm so sicher vor der grenzenlos peinlichen Ueberraschung, daß sich in einem Wort, einer Geberde, einer Betonung plötzlich jene urwüchsige Rohheit offenbart, die man bei den unteren Gesellschaftsclassen vermuthet. Auch sie hat jetzt ihre Vertreter im Norden — liest man sie, so würdigt man Kielland erst ganz — und diese Vertreter sind zum Theil hoch begabt und die glänzende Spitze der norwegischen Romanliteratur wird genöthigt sein, den Kampf mit ihnen aufzunehmen.

Allein schon wegen der Knappheit des Stoffes. Man kann sich in Deutschland nur einen sehr unvollkommenen Begriff von der socialen Enge des nordischen, besonders des norwegischen Lebens machen. Kiellands Dichtungen haben einen doppelten Vorzug, von dem man gewöhnlich nur die eine Seite kennt. Sie sind nicht nur so allgemein wahr, sie haben auch so ein echtes Localcolorit — das Localcolorit ihres eigenartigen, aber unendlich kleinen Schauplatzes. Den Schrei: Luft! Luft! der durch den Norden geht, versteht nur der ganz, der sich dort aufgehalten. Diese erbitterten Kämpfe und persönlichen Angriffe, dieses Ringen Leib an Leib, diese Verketzerungen, alle Gluth, aller Haß, alle Uebertreibungen und die ganze Größe der nordischen Literatur, sie sind erzeugt aus dieser Enge und relativen Abgeschlossenheit des Schauplatzes, aus diesen Systemen, die zugleich Personen sind, aus dieser Verengung des Horizonts, die zugleich autoritative Heiligkeit beansprucht, aus diesem Verwandtschafts- und Verschwägerungs- und Protections- und Clientenwesen, das wie ein ungeheurer Rattenkönig sich über dem Land ausbreitet und gerade wegen der Kleinheit desselben unerträglich fühlbar wird, aus diesen persönlichen Abhängigkeits- und Bekanntschaftsverhältnissen, die ein unendliches Geklatsch und Geschnüffel, eine geschäftliche und gesellschaftliche Neugier zur Folge haben, von der man in räumlich größeren Verhältnissen sich kaum eine ungefähre Vorstellung machen kann.

Die norwegischen Dichter sind ganz anders, als die Kinder einer großen Nation darauf angewiesen ihre Inspiration, den geistigen Inhalt, mit dem sie ihre heimischen Stoffe durchdringen, von auswärts zu holen; daher liegen, selbst in ihren bedeutendsten Schöpfungen, die gepriesenen vorbildlichen Zustände nicht in der Idealwelt der Zukunft — sondern im Ausland. Der Maßstab ihrer Beschränkung ist aber zugleich der Maßstab ihrer Größe. Liest man Ibsen's, Björnson's, Lie's, Kielland's Werke in einem Zuge, so empfindet man es mit steigender Beklemmung: hier ist eine ganze Literatur nach einigen, wenigen Modellen gearbeitet. Warum? weil sie nicht mehrere vorfand. Diese reichen Kaufleute mit ihrem untergebenen Troß und ihrem plutokratischen Selbstbewußtsein, diese lutherische Hierarchie mit ihren obrigkeitlichen Gefühlen, diese Flaneurs auf den Regierungscontoren, diese jungen Männer mit den Freiheitsvelleitäten und jungen Mädchen mit der Ungeduld der gebundenen Kräfte, die klatschhaften, halbversimpelten Frauen, die fortschrittsfreundlichen Aerzte und rückschrittsfreundlichen Beamten — ja — das ist die ganze Galerie. Mehr gibt's nicht. Das ist die Gesellschaft. Und man empfindet eine tiefere Bewunderung für diese Männer, die so reich an Ideen und Individualität sind, daß der Ueberschuß ihres persönlichen Inhalts sich über die Sterilität ihrer Stoffe legt und sie verdeckt. Und man begreift es, weshalb sie Alle heimisch in der Fremde und Gäste zu Hause sind. Nur einige Linien näher, nur einige Blicke mehr, und der vertraute Stoff sinkt ungestaltet und ungestaltbar in das Unbewußte ihres Wesens hinab. Nur durch die Friction mit dem Fremden, durch die Kritik des Vergleichs erhält er sich neu.

Alexander Kielland hat viel im Ausland gelebt, am meisten in Paris. Nach beendeten, juristischen Studien ging er dahin, sich in einem befreundeten Handelshause zum kaufmännischen Beruf auszubilden, und der Gegensatz des unendlich großen und des unendlich kleinen Schauplatzes erweckte ihn zur schriftstellerischen Reflexion. Später kehrte er oft nach Paris zurück, in dessen Nähe er gegenwärtig lebt, und doch zog es ihn immer wieder nach Stavanger. Halb französisch in seinem Wesen und seiner schriftstellerischen Form, elegant, espritvoll, glänzend, ist er in seinem Gefühl und seiner Anhänglichkeit an Norwegen durch und durch Norweger. Alles in Allem gibt es für ihn doch kein Land, wie Norwegen! Diese Berge und dieses Meer und dieser Regen und dieser Sturm! Die fetten, behäbigen, dänischen Nachbarn lächeln in aller Ueberlegenheit über „die norwegischen Norweger" auf ihren kahlen Klippen. Aber es ist dieses mächtige, mit der Vaterlandsliebe eng verknüpfte Selbgefühl, was das kleine arme Land jetzt literarisch so groß macht und geistig so aufwühlt. Kein politisches, sociales, physisches und psychisches Problem, das dort nicht zur Diskussion steht. Die Natur ist hart gegen sie, und sie sind hart gegen sich, noch lieber gegen Andere, genügsam und beharrlich.

Erwächst Kielland einmal ein Concurrent auf seinem eigensten Gebiet, der Gesellschaftsschilderung, so erwächst er ihm nicht aus den höheren Classen; er erwächst ihm in einem Bauernsohn, Arne Garborg, der in seiner Lebens- und Zeitauffassung mit ihm nicht uneinig, viel extremer, viel zutappender, mit einem robusten Talent ausgestattet, witzig und klobig, sich nicht scheut die heikelsten Dinge beim rechten Namen zu nennen. Zu selbständig und original um Nachahmer zu sein, hat er doch Kielland seinen einfachen Kunstgriff abgesehen, den Kielland wieder den modernen Franzosen entlehnte: seinen Bildern aus der Gesellschaft vermittelst durchgehender, bald mehr hervor- bald mehr zurücktretender Personen den Schein eines Zeitspiegels von größter Wahrheit und umfassender Genauigkeit zu geben. Aber es ist eine andere, viel weniger gesellschaftsfähige Gesellschaft, die er schildert.

Und nicht die Gefahr, einen Nachahmer zu finden, ist für diese Schriftsteller die größte, sondern die Gefahr, ihr eigener Nachahmer zu werden. Mit welcher Anspannung aller Kräfte sieht man Ibsen sich wegarbeiten, sobald er sich in diesen Strudel gezogen fühlt. Björnson mit der unendlichen Beweglichkeit seiner Sympathien und Interessen kümmert sich nicht um sie, aber Kielland hat in seiner neuesten Novelle „Schnee" eine Schwenkung gemacht, die das Bewußtsein der Gefahr verräth. Der Stoff ist der alte, aber der Vortrag ist vollständig verändert. Wo ist sie hin, die glänzende Schilderung mit den spielenden Lichtern, die sich knisternd und matt leuchtend wie Atlas in fließenden Falten um den Leib der Erzählung legte? Sie ist einer Gedämpftheit und Langgestrecktheit gewichen, in der sich das Tasten des Ueberganges verräth. Ist Kielland im Begriff mit der alten, geschmeidigen Form, die alten problematisch-anziehenden Gesellschafts-Equilibristen zu verlassen? Seit er sein erstes Werk schrieb, hat sich in Norwegen ein politischer und geistiger Umschwung vollzogen und ein neues Geschlecht ist herangewachsen. Dieses kämpfende, redende, schreibende, übertreibende Geschlecht von seiner sicheren Hand mit der alten witzigen Feinheit, dem alten scharfblickenden Gerechtigkeitsgefühl geschildert zu sehen — das wäre eine neue Reihe jener werthvollen Portraitstudien, die so individuell und so typisch sind, zugleich so norwegisch und so allgemein menschlich.

Wenn Kielland einmal historisch geworden ist und eine andere sociale Heuchelei die gegenwärtige abgelöst hat und seine gegenwärtigen Vorzüge veraltet sind — dann wird er in der Literaturgeschichte als derjenige angeführt werden, der der Scheinheiligkeit der Gesellschaft, zu der er gehörte, die würdige Maske vom Gesicht riß. Daß er so beherzt aufdeckte und so muthig in die Zukunft wies, wird sein bleibendes Verdienst sein.

Digitized by Google

Zwei novellistische Novitäten.

Von Ernst Ziel.

Kaum ein anderes Gebiet des literarischen Marktes weist heute eine so riesige Production auf wie das der kleineren Erzählung, der Skizze, der Novellette. Wer einmal das zweifelhafte Glück genossen, lange Jahre hindurch ein großes belletristisches Blatt zu leiten, der kann, wie kaum ein Anderer, ein Lied davon singen, in welchen geradezu alles überfluthenden Strömen diese Liebes-, Reise- und Räubergeschichten in Duodez sich täglich „aus der Dichterseele Mutterschooß" an das Licht empordrängen; concept- und velinpapiernen Daseins ergießen sie sich auf die schwer heimgesuchten Redactionspulte, jede unter ihnen von der alles vermögenden Buchdruckerschwärze Leben um Gotteswillen erheischend, keine von ihnen natürlich an der berechtigten Anwartschaft auf die Unsterblichkeit zweifelnd. O sancta simplicitas! Werden sie nicht gedruckt, nun, so gewinnen sie kein Leben, und werden sie gedruckt, so gewinnen sie — meistens auch keines. Wer darf dem überbürdeten Gedächtnisse, dem nivellirten Geschmacke des modernen Journallesers feinsinniges und energievolles Sondern des Guten vom Schlechten, dankbares und charaktervolles Festhalten am Bedeutenden und Schönen zutrauen? Was in dem uferlosen Meere des heutigen Journalismus Flossen und Kiemen regt, das liegt meistens sehr bald, ein Skelett wie andere Skelette auch, leblos auf dem abgrundtiefen Boden der Vergessenheit — Wasser spülen darüber hin, immer neue Wasser, und „Versunken und Verschollen!" ist die große Losung, die über Gerechte und Ungerechte der Literatur ergeht.

Es ist schade genug, daß in diesem großen Meere des Journalismus neben so vielem Todeswürdigen auch so manches sang- und klanglos versinkt, das Kraft und Beruf hat, zu leben. Rettungen aus diesem Meere, wenn sie sich auf Hervorragendes und Werthvolles richten, sind daher stets dankenswerth.

Als Ausdruck solcher Rettungen sind zum Theil auch die beiden Sammlungen früher in Journalen veröffentlichter Novelletten zu betrachten, auf welche ich im Nachstehenden hinweisen möchte: „Blitz und Stern" von Otto von Leixner, zweite Auflage (Berlin, Otto Janke) und „Stromschnellen, heitere Novellen" von H. Rosenthal-Bonin (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag [Ernst Hoppe]). Beide Autoren bieten uns hier eine Auswahl ihrer novellistischen Arbeiten und werfen auf den Büchermarkt, was auf dem Journalmarkt sicher der Vergessenheit anheimgefallen wäre.

Der Gesichtspunkt, unter dem die beiden Bücher sich von der Kritik zusammenstellen lassen, ist eigentlich nur ein äußerer: beide bieten dem Leser kleine, knapp gefaßte Erzählungen. Im Uebrigen sind sie von sehr verschiedener Art, und es ist nicht viel mehr als eine Laune des Moments, welche mir eingibt, so Heterogenes hier zusammenzustellen. Aber vielleicht liegt gerade in solcher Zusammenstellung ein Reiz für den Leser, wie ich meinestheils in der Lektüre dieser polaren Bücher unmittelbar hinter einander etwas besonders Pikantes gefunden; haben doch die Gegensätze, hat doch das Vergleichen herüber und hinüber immer etwas Anziehendes, nach beiden Seiten hin Lichtgebendes: bei Leixner leidenschaftliche Innerlichkeit und farbige Malerei, bei Rosenthal-Bonin scharfe Beobachtung und plastische Schilderung, bei jenem dichterische Intuition, Stimmung und Phantasie, bei diesem die Technik des Effekts, Handlung und Realität, dort lyrischer Ton, hier epische Haltung!

Zuerst Otto von Leixner! „Blitz und Stern" (kein glücklicher Titel!) enthält fünf Jugendnovelletten des Verfassers, von denen ich die beiden ersten, „Die Adja" und „Die Eumenide", besonders die letztgenannte, ihres psychologisch feinen Inhalts und feurigen Vortrags halber sehr hochstelle, während die dritte, „Die Falle Hymens", die Schablone nicht ganz verleugnet, die vierte, „Das Vermächtniß", obgleich ohne tieferen dichterischen Werth, doch das Herz bewegt, und erst die ganz kurze letzte, „Der Abt", sich durch Tragik des Vorwurfs und farbensatte Darstellung der Höhe der beiden ersten wieder einigermaßen nähert.

„Die Adja" führen uns nach Ungarn in das Schloß eines magyarischen Großen, dann nach Paris, und schildern, wie die französische Gräfin Ondrecourt den jugendlichen Zigeuner Jancs, einen genialen Geiger, mit Liebesnetzen ganz umstrickt, um ihn schließlich dem Tode der Verzweifelung preiszugeben. Der Contrast der elementaren Liebesleidenschaft in der Seele des ungarischen Naturmenschen einerseits und des abgefeimten Sinnenraffinements im Empfinden der blasirten vornehmen Pariserin andererseits wird uns hier — alles Leben und Bewegung, gedämpfte Farbe und blühende Plastik! — eben so wahr wie eindrucksvoll vor's Auge gestellt. Die Erfindung ist höchst einfach, die Fabel eine fast ausschließlich innerlich verlaufende, aber Charaktere und Situationen werden klar und greifbar herausgestaltet, und der Gang der Handlung fesselt bis zum Schluß. Der Verfasser weiß die Idee des Ganzen in allen Stadien der Erzählung gleich kräftig zu betonen und — so oft es nöthig wird — den Reiz und Rausch des Momentes im Duft poetischer Empfindung zu schildern. Dieser Duft der Empfindung ist der Hauptvorzug der kleinen Novelle. Alles in ihr ist stimmungsvoll beseelt, mit verhaltener Leidenschaft durchtränkt und mit den Arabesken echt dichterischer Phantasie umrankt und umrahmt.

In noch höherem Maße als in „Die Adja" tritt dies in der zweiten Erzählung, „Die Eumenide", hervor. Wir haben hier die fein erfundene und trefflich componirte Lebens-, Liebes- und Leidensgeschichte eines jungen Bildhauers, der, einem Kaufmannshause entsprossen, nach schweren Kämpfen und gegen Wunsch und Willen seines Vaters sich der Kunst widmet, in Italien ein ihn innerlich vernichtendes Liebesdrama mit der schönen Tonina zu durchleben hat und endlich, in die Heimath zurückgekehrt, dem Wahnsinn verfällt; er stirbt, zerschmettert von den Trümmern seines eigenen Werkes, jener marmornen Eumenide, welcher er die Züge Toninas geliehen und die er nun in der Nacht des Wahns rasend zerschlägt und zertrümmert. Die kleine Novelle hat Größe des Gedankens, Feuer der Empfindung und echt künstlerischen Wurf; sie ist die bedeutendste im Kranze dieser Sammlung und darf sich kecklich neben manche verwandte Leistung unserer namhaftesten Novellisten stellen.

Für viel schwächer als diese beiden ersten halte ich, wie bereits angedeutet, die dritte Erzählung: „Die Falle Hymens". Begegneten wir dort eigenartigen Sujets in eigenartiger Behandlung, so erscheint uns das hier Gebotene nach beiden Richtungen hin einigermaßen matt und abgeblaßt. Die Bekehrung eines eingefleischten jungen Schopenhauerianers von der Geringschätzung des Weibes zu lodernder Liebe und ehrlicher Frauenverehrung, das Bekenntniß dieser Liebe bei wüthendem Orcan auf der See — diese beiden Hauptmotive der „Falle Hymens" bieten, weiß Gott, nichts Neues, und auch im Zuschnitt und in der Ausführung vermißt man allzuoft jene geheimnißvolle Speisung aus den Urquellen leidenschaftlicher Empfindung, ohne die keine echte Poesie denkbar ist und die in jenen beiden ersten Erzählungen so wohlthuend vernehmbar wird. Byron sagt einmal: „Poesie ist nur Leidenschaft", und ein ander Mal: „Ich hasse alle Poesie, die bloße Fiction ist." Ich fühlte mich bei der Lectüre dieser Leixner'schen Erzählung unwillkürlich an jene Aussprüche des großen Briten gemahnt. „Die Falle Hymens" ist unter diesen Leixner'schen Jugendnovellen gewiß eine der früheste entstandenen. Es fehlt ihr die Höhe der Auffassung, welche die übrigen hier vereinigten Erzählungen so vortheilhaft auszeichnet.

Diese Höhe der Auffassung ist besonders auch in den beiden letzten, in der Ausdehnung sehr knapp gehaltenen Novelletten, „Das Vermächtniß" und „Der Abt", unverkennbar, obgleich sie, was den poetischen Werth betrifft, hinter „Die Adja" und „Die Eumenide" zurückbleiben.

„Das Vermächtniß" enthält die Geschichte eines Menschen, der nicht mit Worten, sondern mit Thaten das Gute geübt hat und dessen höchster Lebensgrundsatz in den Worten: „Liebe den Näch-

Digitized by Google

sten, wie dich selbst!" zum Ausdruck kommt, die Geschichte eines Kinderfreundes, der durch die hier gebotene Erzählung seiner schweren Lebensschicksale und die daraus sprechende kindliche Reinheit des Herzens, die er aus dem Schiffbruche seines Glückes gerettet, keinen Leser ungerührt lassen wird. Die Atmosphäre der Sentimentalität weht uns allerdings hier und da aus den Blättern dieses „Vermächtnisses" vorübergehend an, und weder weite Ausblicke in Welt und Leben noch tiefe Einblicke in Herz und Seele werden uns hier eröffnet, weder eine spannende Handlung wird uns entrollt noch ein Dichtwerk von irgendwie blendenden Seiten vor uns aufgebauet — aber der menschlich schöne Kern, den die kleine Studie enthält, ein Kern, der uns hier in rührender Schlichtheit, ohne alle Rauschgoldgedanken und Flittergefühle, ohne alle Nebeltänze der Phantasie vorgeführt wird, dieser ethische Gehalt des „Vermächtnisses" genügt, um ihm die Herzen zu gewinnen.

Ethischen Gehalt hat entschieden auch „Der Abt", mit dem das kleine Buch stimmungsvoll abschließt. „Eine Skizze nach dem Leben" nennt Leixner diese von feinem elegischem Hauche durchathmete Geschichte eines Grafen, der durch die Liebe zu einem schönen Judenmädchen alles verliert, Glanz und Glück der Welt, sein Majorat und seine vornehme Lebensstellung, und dem schließlich nur dies bleibt: als Abt in einem Benediktinerkloster der Erinnerung an seinen kurzen Liebestraum zu leben.

Sind die beiden ersten Novelletten der Sammlung vom Feuer einer dämonischen Liebesleidenschaft durchflammt, leuchtet über der dritten der etwas matte Stern eines durchaus correcten modernen Alltagsglückes, so wirft in die beiden letzten das milde ruhige Licht der Resignation, fast wie überirdisch, seinen Abglanz. Freunde einer tiefer greifenden, mehr innerlichen Novellistik werden an Otto von Leixner's „Blitz und Stern" eine vielfach genußreiche Lectüre finden.

An ein ganz anders geartetes Publikum wenden sich die heitern Geschichten, welche H. Rosenthal-Bonin unter dem Titel „Stromschnellen" zusammengestellt hat; sie werden, wie bereits angedeutet, in erster Linie durch eine vorwiegend auf den Effect hinarbeitende, äußerst gewandte Technik, durch lebhaft bewegte Handlung und bewußte Betonung des Sachlichen und Vorgänglichen charakterisirt, also durch Eigenschaften, welche einen diametralen Gegensatz bilden zu den bei Leixner thätigen Factoren, wozu noch als weiterer Contrast gegenüber der bei Letzterem vorherrschenden dunklen oder doch getragenen Stimmung hier eine ausschließlich lichte Färbung kommt.

Rosenthal-Bonin zeigt sich in den fünfzehn Novelletten und Skizzen dieser „Stromschnellen" als einen ungewöhnlich gewandten Erzähler. Es sind fast ausschließlich Liebesgeschichten, die er uns hier bietet, lustige Intriguen und Verwicklungen oder auch bloß geschickt ausgesponnene Anekdoten und Miscellen, in denen irgend ein pikanter Vorgang oder eine ergötzliche Kriegslist die Brücke zur Heirath abgibt. Da ist gleich in der ersten Erzählung ein reicher „Onkel Gustav" aus Amerika, der durch erheuchelte Taubheit die Herzen der heirathslustigen Jungfrauen aushorcht, um am Ende der Tugendhaften den Preis zuzuertheilen, d. h. sie zu heirathen. Da ist sodann in der zweiten der biedere Padrone Luigi Ringha „auf dem Lido" bei Venedig, der mit seinem Adoptivsohne Toma bei einer Regatta um den Besitz der schmucken Zeppa Burano wettrudert, wobei schließlich Toma die Braut heimführt. Das eine Mal ist es also die List eines Schlaukopfes, das andere Mal das traditionelle Spiel eines Volksfestes, was die Liebenden zusammenbringt; beide Male sind es kleine listige Kniffe, welche die Herzen verkuppeln. Und so stets in diesen schelmischen „Stromschnellen"! Denn da sind ferner als solche lustige Heirathsvermittler hier eine aus der Feuersbrunst gerettete Posaune — in „das möblirte Zimmer" — dort der Austausch von Lotteriegewinnen — in „Loos Nummero 78,654" — hier die in Andalusien landesübliche Versteigerung von Tanz und Kuß im Frühling — in „das Maifest in Guadix" — dort die in den Abruzzen verpönte Sitte des Zopfabschneidens — in „Ditta's Zopf" — hier eine Fahrt durch den Sanct Gotthardtunnel — in „Lizzie's Schwur" — dort irgend eine andere Gunst des Zufalls oder ein rechtzeitiges Quidproquo. Immer versteht der Verfasser die pikanten Seiten und aparten Finessen, welche solche klug herausgefundene volksthümliche Motive ihm bieten, feinsinnig zu verwenden und seinen erzählerischen Zwecken dienstbar zu machen, sei es, daß er sie nur episodisch verarbeitet, sei es, daß er seine ganze kleine Geschichte daran hängt. Einen besondern Reiz aber erhalten seine stets durchsichtig componirten Erzählungen durch das immer treue Lokalcolorit und strenge Zeitcostüm, daß er ihnen zu verleihen weiß. Ob er uns nun zu den Sanddämmen und Melonenbeeten der oberitalienischen Küste wie in der Geschichte „Auf dem Lido" oder zu den Dünen und Fischerhütten des Kamminer Boddens führt, wie in der kleinen Skizze „Nur nicht zu grau", ob er uns in die lachende Weite des herrlichen Andalusien, wie in „das Maifest zu Guadix" oder in die erdrückende Enge einer deutschen großstädtischen Etagenexistenz versetzt, wie in „Das möblirte Zimmer", ob er uns die monoton düstern Abruzzen, wie in „Ditta's Zopf" oder das vielfach bewegte London des vorigen Jahrhunderts vor Augen stellt, wie in „Die Perruquière", jener trefflichen Liebesepisode aus Meister Haendel's Leben — immer haben seine nach Gehalt wie Gestalt höchst mannigfaltigen Erzählungen und Skizzen Wahrheit nach beiden Richtungen hin: sie zeichnen nicht nur mit greifbarer Anschaulichkeit das Land, in dem sie spielen, und die Leute, unter welche sie uns versetzen, sie vermitteln uns auch mit wenigen markanten Zügen die Zeit, in welcher sie sich ereignen. Und daneben — besser: allem andern voran — diese Keckheit und Frische in der Führung der Handlung! Kein Wort zu viel, keine unrichtige Verkettung der Fäden und Linien! Alles klar und wohl überdacht, alles maßvoll und lichtvoll!

Die farbige Mannigfaltigkeit der Sammlung wird unter anderm durch die Einschiebung eines, so viel ich weiß, bisher wenig angebauten Novellengenres erreicht, durch die Einschiebung von „Menageriebildern", deren uns der Verfasser vier bietet. „Mustapha und John", die dritte dieser kleinen Menschen- und Thiernovellen, in welcher ein niedliches Ponypferd und ein Mandrill die Hauptrollen spielen, dürfte durch muntern Ton und flotten Inhalt in der Reihe der „Menageriebilder" den ersten Preis verdienen. Ich habe aber gegen diese kleinen Skizzen doch etwas einzuwenden: Wie Rosenthal-Bonin seine Aufgabe faßt, ist ein ziemlich äußerlicher Humor das eigentliche Lebenselement dieser Art Novellistik, in welcher der Verkehr des Menschen mit dem Thier den Hauptgegenstand der Schilderung bildet; der Verfasser räumt diesem Humor, ohne die Gegenstände zu vertiefen, so ziemlich die Alleinherrschaft in den kleinen Geschichten ein — und das ist ein großer Fehler. Ich hätte hier mehr Innerlichkeit gewünscht. Das Genre der Menageriebilder fällt in dieselbe Rubrik wie die Circus-, Jahrmarkts- und Tingeltangel-Novelle oder ist dieser doch wenigstens nahe verwandt. Die Helden und Intrigauten dieser Art Novellistik gehören den Reihen der fahrenden Leute des neunzehnten Jahrhunderts an; sie sind meistens aus der brodelnden Tiefe des modernen Großstadtlebens hervorgestiegen und stehen unter dem Schutze einer etwas lockeren zehnten Muse, welche mit ihren vornehmeren neun Schwestern von altgriechischem Adel nicht gerade viel gemein hat. Hier ließen sich für den Erzähler, wenn er die richtigen Modelle zu finden wüßte, noch manche bisher ungehobenen Schätze heben; hier ließe sich manche Nachtseite unserer Culturentwicklung mahnend und packend schildern; hier ließen sich blitzartige Lichter in die Abgründe des modernen Lebens wie der Menschenseele überhaupt werfen. Nur wesentlich anders müßte der Erzähler seine Aufgabe fassen als es in diesen „Menageriebildern" geschieht, ernster, weiter, tiefer. Rosenthal-Bonin läßt in diesem Intermezzo seiner Sammlung die psychologische Vertiefung allzu sehr vermissen.

Als Intermezzo in der Reihe der vorliegenden kleinen Geschichten darf man auch zwei sinnige Märchen betrachten, „Der Schnupfengeist" und „Das Märchen vom Segelschiff", von denen das erste ein mehr humoristisches, das zweite ein

Digitized by Google

vorwiegend poetisches Gepräge trägt. Beide Kleinigkeiten gereichen dem Buche zur Zierde.

H. Rosenthal-Bonin's „Stromschwellen", unter denen wohl „Die Perruquière", „Das Maifest von Guadix" und „Ditta's Zopf" als die hervorragendsten bezeichnet werden müssen, gehören zu den erfreulichsten Hervorbringungen des talentvollen und fleißigen Autors.

Was jener Gourmand, den man nach dem Genusse einer Speise um sein Urtheil über dieselbe befragte, scherzend geantwortet, das möchte ich hier am Schlusse auch über das Rosenthal-Bonin'sche Buch sagen: „Es läßt unbefriedigt, weil es das Verlangen erweckt nach — mehr von dieser Sorte!"

Feuilleton.

Der Verstorbene.

Von Antonio Ghislanzoni.

Autorisirte Uebersetzung.

Enrico Lanfranchi ruhte seit sechs Monaten im Grabe, als er, an einem schönen Sommerabend plötzlich erwachte, den Deckel seines Sarges aufhob, sich auf die Füße stellte, und, gehüllt in sein Leichentuch, das ein wenig nachschleppte, mit langsamen Schritten den Kirchhof verließ. Es war wirklich ein schöner Sommerabend. Ein sanfter Regen hatte die Atmosphäre erfrischt. Im Westen verglühte das Abendroth. Von den Bäumen, die von einem leisen Lüftchen bewegt wurden, fielen die Tropfen wie ein Perlenregen. Wer mit dieser Skizze nicht zufrieden ist, füge eine Mondsichel, ein Dutzend Sterne, ein paar liebeflötende Nachtigallen und einen Bach, der unter Gräsern murmelt, hinzu, und er wird ein vollständiges Gemälde haben. Nichtsdestoweniger war es für Jemand, der eben wieder lebendig geworden ist, kein allzu günstiges Wetter. Dank der Höflichkeit unserer Erben, die uns, gleichviel ob Sommer oder Winter, so zu begraben pflegen wie uns Gott geschaffen hat, klapperte der arme Lanfranchi, als er die Straßen seines Heimathortes ohne eine andere Bekleidung als die des dünnen Lakens durchschritt, mit den Zähnen, wie ein kleiner Junge, der im Januar im Schneegestöber in die Schule geht.

Die Alten, gestehen wir es zu unserer Schande, waren in dieser Beziehung umsichtiger. Sie stellten im Sarge eines Todten nicht nur einige Flaschen alten Falerner und einige treffliche kalte Pasteten auf, sondern gaben ihm auch verschiedene Geldstücke mit, damit der Aermste, wenn es ihm ja einfiele wieder zum Leben zu erwachen, gleich etwas fände womit er sich den Magen erwärmen, und ein neues Gewand verschaffen könnte, um mit Anstand in der Welt zu erscheinen. Wir dagegen verfahren bei Bestattung unserer Todten, als wenn wir vor nichts größere Furcht hätten, als sie eines Tages wieder erscheinen zu sehen. Kaum hat einer unserer Angehörigen den letzten Seufzer gethan, so wird er in ein Leichentuch gewickelt, nach wenigen Stunden in einen soliden Sarg gelegt, bestmöglichst vernagelt, und in eine tiefe Grube geworfen, aus der er, und wenn er auch die Kraft eines Herkules besäße, nicht wieder entwischen könnte. Ein wahres Glück, daß das Gesetz einen Aufschub von 24 Stunden vorgeschrieben hat, sonst würde die Zahl der Lebendigbegrabenen bald größer sein als die der Todten.

Wer war Enrico Lanfranchi? Ein Mann von 35 Jahren, ein schöner, liebenswürdiger, rechtschaffener Mann, ein wahres Muster jeglicher Tugend. Als er starb, hatte er eine junge, schöne Frau und einen Bruder und eine Schwester hinterlassen, die ihn zärtlich geliebt hatten und bei seinem Scheiden in Thränen zerflossen waren.

„Welch süße Ueberraschnng für meine Theuren, welche Freude, wenn Sie mich wiedersehen werden! Meine Frau! mein Bruder, meine Schwester! sie, die mich so geliebt, die mich mit so unendlicher Sorgfalt gepflegt, und so trostlos geweint haben, als ich ihnen das letzte Lebewohl sagte! Es wird ein Familienfest werden! ... sie werden mir entgegenfliegen, mich mit Küssen und Liebkosungen bedecken ... Ach, wenn die übergroße Freude ihnen nur nicht schadet! Ich werde sehr vorsichtig sein müssen .. besonders bei meiner Frau, meiner geliebten Carlotta! Seit zehn Tagen hat sie aufgehört, mein Grab zu besuchen ... ach, vielleicht hat der übermäßige Schmerz ihre Kräfte erschöpft ... und allein, müde ihrer Leiden, sehnt auch sie sich nach dem Tode, bittet sie den Himmel, sie auf ewig mit mir zu vereinen! Aber ich komme zur rechten Zeit! Erhebe Dein Haupt, Du allzugefühlvolles Wesen! Sieh Deinen Gatten, Deinen Geliebten, den Gegenstand Deiner Wünsche ..."

Mit solchen Gedanken war Enrico an der Thüre seines Gartens angelangt, jenes Gartens, in dem er fast täglich um Sonnenuntergang neben seiner angebeteten Gattin zu sitzen und sich in ihren Liebkosungen zu berauschen pflegte.

Eine sanfte melancholische Stimme schlägt an sein Ohr. Diese Stimme hat den Namen Enrico ausgesprochen.

„Meinen Namen! Sie denkt also an ihren Gatten! Sie vertraut der Trauerweide und dem Bache die schmerzlichen Geheimnisse ihrer Seele an. Sie ruft meinen Schatten und sucht einen Trost für ihr Weh in den süßen Erinnerungen der Vergangenheit!" — Enrico bückt sich, legt das Auge an das Schlüsselloch und sieht in der That seine Frau auf einer Bank sitzen, die von einer Trauerweide beschattet wird.

Aber nicht der Trauerweide und dem Bache vertraut Carlotta ihre Schmerzen an. Ein Mondstrahl, der in diesem Augenblick die Scene erhellt, zeigt dem gebückten Lauscher ein paar Beinkleider, in denen sich zwei nervige Beine befinden, weiter oben eine seidene Weste, die einen atletischen Thorax bedeckt, einen blauen Shlips, und einen dunklen Bart, der zu einem wunderschönen Kopfe von etwa 28 Jahren gehört.

„Enrico!" wiederholt die junge Frau mit noch kläglicherer Stimme.

„Weg mit diesen traurigen Erinnerungen! Was hilft es, die Verstorbenen ewig zu beweinen? Vergiß, und denke an die glückliche Zukunft, die uns erwartet!"

„Ach nur zu sehr habe ich meinen armen Enrico vergessen! Und es sind noch nicht sechs Monate verflossen ... und ich habe geschworen, ihm ewig meine Liebe, meine Treue zu bewahren ..."

„Sei doch vernünftig! Sieh, Carlotta! wenn Dein Mann heute auf die Welt zurückkehrte, könnte er Dir keinen Vorwurf daraus machen, daß Du einer neuen Liebe nachgegeben hast. Du bist jung, hast ein gefühlvolles Herz. Warum in ewiger Wittwentrauer so viel Empfindung, Schönheit und Jugend begraben? Du fandest einen Mann, der Dich hochachtet und liebt, der sein Alles darein setzen wird, Dich glücklich zu machen! Er wird der Vater Deiner Kinder sein ... wird Deinen Leben einen neuen Impuls, und Dir dadurch die Kraft geben, Deine heiligen Pflichten als Frau und Mutter zu erfüllen ..."

„Du sprichst so wahr, so überzeugend. Laß mich! genug! Jedes Deiner Worte ist neuer Zunder für den Feuerbrand, der mir im Herzen glüht. Laß mich! ich wiederhole es."

„Ich lasse Dich nicht, ehe Du mir nicht versprichst ..."

„Was versprechen? Mein Gott, siehst Du denn nicht? Ich bin mehr todt als lebendig? ... benutze meine Schwäche nicht. Nun ja, ja ... ich werde Dein sein ... trotz der gebrochenen Schwüre! Ich werde Dein sein trotz der Gewissensbisse, die mir das Herz zerreißen, trotzdem ich fühle, daß diese unsere Verbindung die Quelle großen Unglücks für mich sein wird ..."

„Carlotta!"

„Giacomo!"

„Dein Versprechen erschließt mir den Himmel! Sage mir daß Du mich liebst!"

„Aber habe ich Dir nicht schon hundert Mal gesagt, daß ich an dem Tage, wo ich Dich zum ersten Mal sah, mir bewußt wurde, noch nie geliebt zu haben?"

Digitized by Google

„Ich habe genug gehört," murmelt Enrico, indem er von der Thüre zurücktritt. „Als weiser Mann ist es besser, daß ich mich entferne. Wenn ich noch eine Minute länger bliebe, könnte ich vielleicht noch etwas Schlimmeres sehen und hören."

Und der Aermste geht mit gesenktem Kopfe, indem er über seine traurige Lage nachdenkt und zweifelhaft ist, welchen Entschluß er fassen soll.

Am Ende der Gartenmauer, an der rechten Seite seines Hauses angelangt, scheint es ihm, als höre er eine unbekannte Stimme. Was ist zu thun? Wenn ihn Jemand unvorbereitet sieht, kann es einen Skandal geben, und er läuft Gefahr, mit Stockschlägen empfangen zu werden. Alles wohl erwogen, scheint es ihm das Beste, sich unter einen Heuhaufen zu verstecken, den er in seiner Nähe bemerkt, und abzuwarten bis die Gefahr vorüber ist. Da öffnet sich ein Fensterladen und ein junges Mädchen erscheint, die einem jungen Manne mit der Hand ein Zeichen gibt.

„Pst! Pst!"

„Mariuccia!"

„Lodovico!"

„Gute Nachrichten!"

„Dein Vater?"

„Hat seine Einwilligung gegeben!"

„Also?"

„In 14 Tagen sind wir vereint!"

„Lodovico, ich sterbe vor Freude!"

Das junge Mädchen, das vor Freude sterben will, ist Enricos Schwester. Sie liebte Signor Lodovico Remoli seit zwei Jahren, und wurde von ihm wiedergeliebt. Doch der Vater des jungen Mannes, der eine reichere Heirath für seinen Sohn wünschte und wußte, daß Mariuccias Mitgift nicht mehr als 20,000 Lire betrug, hatte sich bisher hartnäckig der Verlobung wiedersetzt. Durch Enrico Lanfranchi's Tod veränderte sich die Sachlage. Mariuccia's Mitgift vermehrte sich um weitere 20,000 Lire; und Lodovico's Vater, nachdem er die Quantität und Qualität der Papiere sorgfältig geprüft hatte, gab endlich die ersehnte Einwilligung.

Das Zwiegespräch der beiden Liebenden war an diesem Abend länger und lebhafter als gewöhnlich. Jedes Hinderniß, das ihrem Glücke entgegenstand, war verschwunden. Strahlend, ohne eine Wolke, lächelte ihnen die Zukunft.

Enrico lauschte ihren Worten, und wischte sich von Zeit zu Zeit eine Thräne ab.

„Armer Enrico!" rief Mariuccia. „Wie habe ich getrauert, als er von uns schied ... und jetzt ... weg mit diesem schrecklichen Gedanken! Segnen wir das Andenken dieses Aermsten! Er sieht vom Himmel herab auf mein Glück, und freut sich darüber, er liebte mich so sehr! ... Doch wenn ich denke ... wenn er noch lebte, ... könnte unsere Heirath nicht stattfinden ... Ach wie egoistisch macht uns die Liebe! Enrico ... mein Bruder ... verzeihe mir diesen abscheulichen Gedanken!"

„Ich verzeihe Dir, gutes Mädchen," sagte Enrico, indem er seine Thränen erstickte. „Und um keinen Preis möchte ich Deine unschuldige Freude stören. Heirathe den Mann, den Du liebest, und sei glücklich; ich freue mich, daß mein Tod Dir einen Vortheil gebracht hat. Wenn ich länger gelebt hätte, würden wir vielleicht Beide jetzt unglücklich sein."

Von Liebe und Zärtlichkeit hingerissen, steht Enrico im Begriff, aus seinem Versteck hervorzukommen und die beiden Verlobten zu begrüßen; doch da er fürchten muß, sie durch sein plötzliches Erscheinen über Gebühr zu erschrecken und ihre Freude zu stören, hält er sich zurück; und in heiße Thränen ausbrechend, entschlüpfen ihm die Worte: „Wie thöricht war es doch von mir, den Kirchhof zu verlassen, wo ich in so friedlichem Schlummer ruhte, um hierher zu kommen ... und den Schlummer und das Glück der Lebenden zu stören!"

Gegen Mitternacht trennten sich die beiden Verlobten unter tausend Küssen. Mariuccia schließt die Fensterläden, und Lodovico entfernt sich, indem er ein Liedchen trällert, froh, wie ein Vogel, der dem Käfig entschlüpft ist.

„Nun wohl," sagt Enrico, indem er aus seinem Versteck hervorkommt, „ich werde meinem Bruder einen Besuch machen, und je nach seinem Verhalten gegen mich, will ich meinen Entschluß fassen."

Er wendet sich nach links und befindet sich nun vor seiner Hausthür. Er klopft drei Mal. Ein Hund antwortet ihm von innen mit einem Freudengeheul. Bald darauf öffnet sich die Thür, und der alte Portier in Unterhosen und Nachtmütze erscheint auf der Schwelle.

„Barmherzigkeit! ein Gespenst! zu dieser Stunde!"

„Nein, Bernardo. Dein Herr, welcher vom Kirchhof kommt, und der sich bei einem guten Abendbrot, in einem warmen Bett erholen will."

Der alte Diener läßt die Laterne fallen, schlägt drei Mal das Kreuz, und stammelt ein halbes Dutzend deprofundis. Unterdessen wedelt der treue Pudel heftig mit dem Schwanz, springt vor Freude hoch in die Höhe und leckt liebevoll die Waden seines alten Herrn.

„Fürchte nichts, Bernardo. Ich bin nicht gekommen, Dir Uebles zuzufügen, Du warst mir immer ein treuer, liebevoller Diener, und nie werde ich vergessen, mit welcher Sorgfalt Du mich in der langen Krankheit gepflegt hast, welche meinen Tod herbeiführte. Auch weiß ich, daß Du nicht vergessen hast, jeden Abend ein Gebet für meine ewige Ruhe zu sprechen, und bin Dir dankbar dafür. Gott hat es gefallen, mich wieder auf die Welt zurückzurufen, doch wüßte ich Dir nicht zu sagen wie das geschehen ist. Als ich Leben und Kraft in mir erwachen fühlte, und den Sarg offen fand, eilte ich ohne Zögern hierher, um meine Lieben zu umarmen. Komm, umarme mich, mein guter, lieber treuer Bernardo!"

Der Portier konnte sich von seinem Staunen und Schrecken noch nicht erholen.

„Also, Sie sind es wirklich ... mein alter Herr, ... Signor Enrico ... den wir vor sechs Monaten ... so prächtig begraben haben?"

„Ich bin es."

„Und Sie leben ... leben wirklich? gerade so, wie Sie lebten, ehe Sie starben?"

„Wenn Du noch lange zögerst mir einen Rock zu geben und mir ein Abendessen vorzusetzen, wirst Du Ursache sein, daß ich ein zweites Mal sterbe. Rasch, geh in die Garderobe, und hole mir meine Kleider, damit ich mich erwärme."

„Ihre Kleider, Herr" ...

„Nun?"

„Ihre Kleider sind theils verkauft, theils verschenkt worden. Da wir voraussetzten, daß Sie wirklich todt seien, so hat mir die Herrin ihren Mantel geschenkt, und ich habe Hosen für meine kleinen Jungen daraus gemacht. Ihr Schlafrock wurde zu zwei Unterröcken für meine Frau verwendet, und den schönen Rock, den Sie Sonntags zu tragen pflegten, habe ich an den Aermeln und den Schößen kürzer machen lassen und versichere Sie, daß er mir vortrefflich sitzt."

„Desto besser. Sieh nur zu, daß Du irgendwo eine wollene Decke findest, damit ich heute Nacht nicht erfriere. Morgen werden wir zum Schneider schicken und neue Kleider machen lassen. Unterdessen erzähle mir von meinem Bruder. Wie geht es diesem lieben Aurelio? Hörtest Du ihn je meinen frühen Tod beweinen? Glaubest Du, daß er sich freuen wird mich wiederzusehen?"

„Er liebte Sie so sehr. Es vergeht kein Tag, daß er nicht von Ihnen spricht und eine Thräne dabei vergießt. Vorgestern sah ich ihn in eifrigem Gespräch mit einem berühmten Bildhauer, dem er den Auftrag gab, ein Monument für Sie zu errichten, das mehr als tausend Lire kosten wird."

„Ich komme zur rechten Zeit, um ihm eine solche Ausgabe zu ersparen."

„Oh, unser Herr ist nichts weniger als geizig ..."

„Großmüthiges Herz! ich kenne ihn nur zu wohl."

„Seit Sie gestorben sind, kann man sagen, daß er das ganze Haus förmlich auf den Kopf gestellt hat. Sie werden sehen, was wir jetzt für ein prächtiges Mobiliar haben, welche Gemälde, welchen Luxus überall. Ihr Vater, der zwei Monate nach Ihnen gestorben ist ..."

„Ich weiß Alles. Der gute Mann hat mich drüben in

Digitized by Google

der anderen Welt aufgesucht und mir sein Testament gezeigt, welches ich ganz vernünftig fand und nur billigen konnte. Aurelio erbte 80,000 Lire, Mariuccia 20,000, und meiner Frau wurde eine jährliche Rente von 800 Lire ausgesetzt."

„Ich sehe, daß Sie von Allem unterrichtet sind. 80,000 Lire! Aber das ist ja ein ungeheures Vermögen. Signor Aurelio ist jetzt der erste Mann im Städtchen. Und was die Signorina betrifft, so wird sie, da sich nun ihre Mitgift verdoppelt hat, binnen wenigen Wochen Signor Lodovico Remoli heirathen."

„Armes Mädchen! ich freue mich sie glücklich zu wissen."

„Der signor padrone, verzeihen Sie, daß ich immer nur von ihm spreche, der signor padrone Aurelio wird sich auch verheirathen, und seine Braut wird ihm, wie man sagt, hunderttausend Lire zubringen. Es ist eine vortreffliche Partie, die, wie Sie sehen, sein Vermögen verdoppeln wird. Aber nun ... eben denke ich erst daran ... wird es wohl in der Ordnung sein, daß er und die Signorina Ihnen das Vermögen zurückgibt, das Ihnen gehört; denn schließlich, wenn Sie wirklich wieder am Leben sind, wie ich nicht mehr bezweifeln kann, nach dem vortrefflichen Appetit, den ich Sie entwickeln sehe, ist Ihr Vermögen doch Ihr Vermögen, und es ist nur billig, daß es Ihnen unverzüglich zurückgegeben wird. Gerechtigkeit vor Allem! Ich bitte Sie nur mir zu verzeihen, daß ich gewagt habe, Ihren Rock zu tragen, und aus Ihrem Schlafrock Unterröcke für meine Frau zu machen. Wer hätte geglaubt, daß Sie wiederkommen würden? Nun haben wir auch dieses erlebt. Oh, der Signor Aurelio wird sehr überrascht sein!"

Indem der alte Portier so fortplaudert, verzehrt Enrico, in eine wollene Decke gewickelt, in aller Eile eine kalte Pastete und leert ein Fläschchen Barolo. Aber weder Speise noch Trank vermögen ihn zu erheitern. Im Gegentheil! Indem er sich trüben Betrachtungen über den Egoismus der Menschen hingibt, senkt er den Kopf auf die Brust und erwidert kein Wort.

„Nun," fährt der alte Portier fort, „soll ich Signor Aurelio und die padroncina wecken?"

„Nein, guter Freund. Ich werde mich diesen Abend Niemanden zeigen. Mein unerwartetes Erscheinen könnte sie nur erschrecken. Ich werde den Morgen abwarten, und wenn Du sie von meiner Ankunft benachrichtigt hast, alsdann ..."

„Wie es Ihnen gefällig ist, signor padrone."

„Jetzt lösche das Licht aus, und gute Nacht!"

Am andern Morgen waren Aurelio, Mariuccia und Carlotta in einem prächtigen Zimmer im Erdgeschoß versammelt und plauderten auf das Heiterste mit einander, als sich plötzlich die Thür aufthat und der Portier vor ihnen erschien, sich respectvoll verbeugte und vier Mal den Mund öffnete, ohne ein Wort vorzubringen.

„Was gibt es Neues, Bernardo?"

„Du siehst ja heute morgen aus wie ein Besessener! Ist Dir vielleicht der Teufel im Traum erschienen?"

„Nicht gerade der Teufel, aber ... etwas Aehnliches ... das heißt ... ich wollte sagen ... Jemand aus der anderen Welt."

„Aber Du bist verrückt."

„Nein, signor padrone, ich bin nicht verrückt. Ich habe ihn gesehen, ich habe ihn gesprochen, wir haben die Nacht mit einander zugebracht, und jetzt ist er draußen im Vorzimmer."

„Wer denn? willst Du uns endlich einmal erklären?"

„Wer? Ihr Herr Bruder Enrico."

Carlotta ist wie versteinert vor Schrecken. Mariuccia sieht den Portier mit entsetzten Blicken an, während Aurelio, der einen scherzhaften Ton annimmt, so fortfährt: „Mein armer Bruder, Gott schenke ihm ewige Ruhe! — hatte zu viel Verstand, als er am Leben war, um sich jetzt, wo er todt ist, einen so schlechten Scherz zu erlauben. Weißt Du, Mariuccia, wenn es den Todten je einfiele wiederzukommen, so würde es für die Lebenden, und besonders für die Verwandten, ein wahres Unglück sein. Setzen wir einmal den Fall, daß Bernardo's Traum sich erfüllte, daß unser Enrico eines Tages wieder in unserer Mitte erschiene .. glaubst Du nicht, daß unsere gegenseitige Lage eine sehr mißliche sein würde? Zu allererst müßten wir ihm die Hälfte unseres Vermögens wiedergeben. Du, Mariuccia, müßtest auf die Hälfte Deiner Mitgift verzichten und somit auf die Hoffnung einer glücklichen Verbindung."

„Ach, Bruder, sprechen wir nicht von unmöglichen Dingen!"

„Und doch versicherte uns Bernardo noch soeben ..."

„Und er wiederholt Ihnen ..."

„Daß unser Bruder Enrico ..."

„Da draußen ist, und um die Gunst bittet vorgelassen zu werden."

Die ruhige Bestimmtheit des guten Alten, seine Stimme, der Ausdruck seines Gesichtes, aus dem eine innerste Ueberzeugung spricht, verdoppeln den Schrecken der beiden Frauen, welche, sich aneinander schmiegend, keinen Laut von sich zu geben wagen. Aurelio schüttelt ungeduldig den Kopf. Dann sagt er, sich zu Bernardo wendend, mit strenger Miene: „Wenn Du uns nichts Anderes zu melden hast, so geh und besorge Deine Geschäfte."

„Und welche Antwort soll ich ihm bringen?"

„Wem denn?" erwidert Aurelio unwillig.

„Nun ihm, meinem anderen Herrn, dem Signor Enrico!"

„Zum Teufel mit Euch Beiden! Ich habe Deine Scherze satt!" — ruft Aurelio, indem er aufspringt. Der alte Diener verbeugt sich und verläßt das Zimmer. Dann, nach einigen Minuten mit bleichem Gesicht und gesträubten Haaren wieder eintretend, verneigt er sich auf's Neue vor Aurelio, und überreicht ihm einen Brief. Warum zittert Aurelio's Hand so heftig als er das Blatt öffnet? Er hat auf dem Couvert die Handschrift seines Bruders erkannt. Die Buchstaben sind noch frisch und feucht. Kein Zweifel mehr ... die Hand des Todten hat diese Worte geschrieben:

„Meine Theuren!

Gestern habe ich den Kirchhof in der süßen Hoffnung verlassen, daß ich wieder eine Zeit lang in Eurer Mitte weilen könnte. Die Thränen, die Ihr an meinem Sterbebett vergossen habt, als ich Euch das letzte Lebewohl sagte, und die Ihr später an meinem Grabe weintet, waren mir ein Beweis Eurer Liebe, sichere Bürgschaft eines freundlichen Empfanges. Ich habe mich getäuscht. Doch fürchtet nicht, daß ich Euch irgend einen Vorwurf mache. Das Unrecht ist mein, und ich bin bereit, es zu büßen. Als ich Euer Zögern, Eure Verlegenheit sah, beschloß ich, sie nicht durch mein Erscheinen zu vergrößern, sondern auf den Kirchhof zurückzukehren, wo ich mich wieder in meinen Sarg legen werde, mit dem festen Vorsatz ihn nie wieder zu verlassen. Dieser zweite Tod wird mir weniger Herzeleid verursachen als der erste, denn ich bin nun überzeugt: daß Ihr durch meinen Tod glücklicher seid, als durch mein Leben.

Gott sei mit Euch!

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

„Achilleus" von Max Bruch für Soli, Chor und Orchester, Dichtung von Heinrich Bulthaupt nach Motiven aus der „Ilias". Zum ersten Male aufgeführt vom Stern'schen Gesangverein unter Leitung des Componisten am 18. Februar. — Symphonie von Fritz Gernsheim aufgeführt im Scharwenka-Abonnement-Concert.

Herr Bruch ist der begabteste Epigone der Mendelssohn'sche Schule. Seine Erfindung ist nicht sehr ursprünglich, jedoch immer vornehm gehalten (nur im „Achilleus" werden wir einige Ausnahmen zu bezeichnen haben), seine musikalische Technik ist durchaus künstlerisch sicher und correct, seine Instrumentation und Harmonisation zeigt überall die kunst-

Digitized by Google

geübte Hand. Mit seinen größeren Instrumentalwerken konnte er Wirkung nicht erzielen, nur das erste Violinconcert hat eine große Verbreitung gefunden, und ist wohl von allen Geigenvirtuosen gespielt worden. Seine Chorwerke dagegen erfreuen sich fast sämmtlich der Beliebtheit bei dem Theile des Concertpublikums, das an den classischen Traditionen festhält, und das bereit ist, gegenüber dem Wohllaute, der Reinheit der Form, der leichten Faßlichkeit manche höhere künstlerische berechtigte Forderung herabzustimmen und der Eigenthümlichkeit, der poetischen Erfassung des Stoffes, der Festigkeit und Einheitlichkeit des Stiles, des mächtigen Aufbaues der polyphonen Sätze, der charakteristischen und originellen Färbung einzelner Momente weniger Gewicht beizulegen. Und die zuerst genannten sehr schätzenswerthen Eigenschaften entfaltet Herr Bruch in seinen größeren Gesangswerken in bester Weise. Er schreibt vorzüglich gut für die Stimme, und seine Melodien und Harmonien sind immer wohllautend; er bietet den Sängern Gelegenheit zu wirksamem Hervortreten, ohne daß die künstlerische Haltung verändert werde; seine Chöre bekunden, ohne sich in schwierigen Formen zu bewegen, treffliche Stimmführung, und sind leicht faßlich, klingen immer frisch und harmonisch. Es erscheint also ganz erklärlich, wenn das Publikum Werken wie „Odysseus" und jetzt in verstärktem Maße „Achilleus" seine Gunst zuwendet, ohne weiter zu prüfen, ob denn diese zusammengesetzte Gattung, die Concertoper als ein reines Kunstwerk zu betrachten sei. Es werden in ihr die Chöre über das Dramatische bis an die Grenze des streng Oratorischen kunstreich entfaltet, die Arien dagegen aus dem Oratorischen mit großer Geschicklichkeit bis an die Grenze des Opernhaften gebracht; in dieser Weise werden unzweifelhaft sehr gute Wirkungen erzeugt, denen auch eine Berechtigung nicht abzusprechen ist — nur hinterlassen sie nicht den vollen Eindruck des stileinheitlichen wahren Kunstwerkes.

Der Text zum „Achilleus" ist von Herrn Bulthaupt mit poetischem Sinne und künstlerischem Geschicke für Anregung zur Musik verfaßt. Sein Held ist nicht der Homerische zornige Pelide, der den Achaiern „unnennbaren Jammer" bereitete, dessen bloßes Geschrei die anstürmenden Troer von dem Walle zurückschreckt, und der „unwürdige Thaten" an Hector verübt, und ihn sogar noch an der Leiche des Patroklus herumschleift, sondern der weichere menschlich fühlende den des Priamos Flehen, und die Erinnerung an den eigenen alten Vater zu Thränen rührt. Der Charakter der Andromache ist ganz nach dem Homerischen Vorbilde gezeichnet. Die anderen Persönlichkeiten erscheinen mehr vorübergehend. Das Ganze, wir wiederholen es, ist vortrefflich erdacht und ausgeführt.

In der Musik waltet ganz ersichtlich das Streben, den Einzelgesängen wie den vielstimmigen dramatische Färbung zu verleihen, also eine Concertoper zu schaffen, und das ist dem Componisten vollständig gelungen. Unter den Nummern, welche das Gelingen bethätigen, sind in erster Reihe die Chöre zu nennen, von denen einige die Begabung des Componisten in glänzendem Lichte erscheinen lassen. So gleich der erste (Prolog); dann der sehr schöne „Tief unterst im Meeresgrund"; das Gebet der Troer, welches ohne bedeutende Erfindung doch ein ungemeines Geschick der Stimmführung bekundet; ebenso der schöne sehr stimmungsvolle „Durch die ambrosische Nacht wallt des Königs ehrwürdiges Bild". Diese sind durchwegs vornehm gehalten, und trefflich gearbeitet; dagegen tauchen in dem Griechenchor „sie spreiten die Flügel", sowie in dem Chor nach Achilles Sieg „Traget die Kunde" liedertafelartige Gewöhnlichkeitsphrasen auf, die Herr Bruch wohl vermeiden sollte.

Unter den Arien tritt die erste der Andromache als die edelste und zugleich wirksamste hervor. Auch die Arie des Achilles und die erste der Thetis sind als sehr wirksam zu bezeichnen, nur sind sie ganz opernhaft gehalten. Die Stelle in dem Duett Achilles und Thetis „Stattliche Wehr" würde in jedem Opernhause mit großem Beifall aufgenommen werden; ebenso das Duett Hector — Andromache, und das zwischen Achill und Priamos, dessen Ansprache allerdings ganz in Mendelssohn'scher Manier ertönt, aber in der Stelle „dir hebt sich die Brust" vortreffliche Steigerung bietet. Man fragt sich unwillkürlich, warum Herr Bruch nicht wieder den Versuch anstellt, eine Oper für die Bühne zu componiren? Das Nichtgelingen seiner ersten „Hermione" sollte ihn nicht abschrecken; wann hat je eine erste Oper durchgreifenden Erfolg gewonnen? Allerdings mag eine Concertoper wie „Achilleus" rascher ein günstiges Publikum finden; aber ihr Wirkungskreis bleibt immer ein beschränkter und sie wird auch einen ganz festen Platz in der Reihe der wahren Kunstwerke nicht erringen.

Die Aufführung war eine ganz ausgezeichnete. Die Palme erwarben Fräul. Spies und Herr Gudehus, Andromache und Achilles. Jene entzückte durch ihre schöne Stimme wie durch den edlen Vortrag, dieser durch die wahrhaft großartige Durchführung seiner zwar sehr dankbaren, aber auch schweren und anstrengenden Partie. Diesen zunächst stand Frl. Wally Schauseil (Thetis); Herr Franz Schwarz, der mit seiner schönen Stimme und vornehmen Vortrage die Partie des Hector und Odysseus zur besten Geltung brachte; Herr Frank (Agamemnon und Priamus) zeigte sich als sehr gut gebildeter Sänger. Der Stern'sche Gesangverein und das Orchester leisteten Vorzügliches unter des Componisten energischer Leitung. Das Publikum nahm das Werk und die Leistungen sehr günstig auf, und rief den Componisten zu öfteren Malen. Auch ein Orchestertusch ward ihm gebracht.

In dem siebenten Scharwenka-Abonnements-Concert führte Herr Prof. Gernsheim, Director des Rotterdamer Conservatoriums, eine Symphonie in G-moll vor und errang einen sehr ehrenhaften, allseitig anerkannten Erfolg. Das Werk gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen der Neuzeit auf diesem Gebiete. Wenn auch in den ersten drei Sätzen, namentlich im Andante, der Einfluß von Beethoven's „Neunter" unverkennbar hervortritt, so bieten doch schon diese so viel Schwunghaftes, Interessantes und ganz meisterhaft Gearbeitetes, daß von eigentlicher „Reminiscenz" nicht die Rede sein kann; und der letzte Satz (G-dur) steht vollkommen selbständig da. Das schöne Werk, das bei reichster Instrumentation immer Klarheit und Wohlklang bietet, wird überall Sympathie finden, und wurde unter des Componisten vorzüglicher Leitung vom Meyder'schen Concerthaus-Orchester ausgezeichnet gespielt.

Heinrich Ehrlich.

In meinem Mailänder „Othello"-Berichte sind nachträglich folgende ganz sinnentstellende Druckfehler zu vermerken: 2. Sp. Z. 9 von oben: „an einen weitern Schritt" statt weiterem Schritte. Ebendas. Z. 16 von oben „Anderer" statt Anderes. Z. 23 v. o. „Verklärungsscene" statt Verkleidungsscene (!!). Spalte 3 Z. 6 v. u. „auf den" statt auf dem. In der Fußnote ist „Genua" statt Parma zu lesen.

Notizen.

Soeben versendet die Verlagsbuchhandlung W. Spemann in Stuttgart den neunten Jahrgang des „Deutschen Literaturkalenders", welcher diesmal mit dem Bilde Ernst Wichert's geschmückt ist. Den Wünschen vieler Autoren Rechnung tragend, hat der Herausgeber die Bibliographie wieder aufgenommen und so dem Kalender den Stempel der Unentbehrlichkeit wieder aufgedrückt, der ihm im verflossenen Jahrgange fehlte. Die Anzahl der Adressen ist diesmal von neun auf zwölf Tausend gestiegen und trotz der beigefügten Bibliographie und der neuen drei Tausend Adressen ist der Umfang des Buches derselbe geblieben, ohne daß die Schmuckheit der Ausstattung darunter gelitten. Es würde sich wohl empfehlen, in der sehr nützlichen Städteschau das Verzeichniß der Zeitschriften durch Anführung auch der Tagesblätter zu vervollständigen. Wenig praktisch finden wir das Verzeichniß der Theaterdirectionen, da dasselbe in vielen Fällen bald nach Schluß der Wintersaison — also schon in ein paar Wochen — hinfällig wird. Seine Brauchbarkeit und Verläßlichkeit hat der Kalender längst bewiesen, und Jos. Kürschner hat sein Möglichstes gethan, dem Bande die alten Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen.

W.

Londinismen. Von C. Baumann. (Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.) — Als vor einigen Jahren die „Parisismen" von Prof. Dr. Césaire Villatte erschienen, und diese Sammlung eigenartiger Pariser Ausdrucksweisen mit deutscher Uebersetzung einem lange gefühlten

Digitized by Google

Bedürfniß abhalfen, wünschte wohl jeder deutsche Leser des Englischen, besonders der modernen englischen Roman-, Journal- und Zeitungsliteratur, daß ein ähnliches Werk für diesen ihren Zweck erscheinen möchte. Denn das vortreffliche „Supplement-Lexikon" von Prof. Hoppe vom grauen Kloster zu Berlin, das 1871 in einer alsbald vergriffenen, immerhin nur kleinen Auflage erschienen war, befand sich und befindet sich noch leider in zu wenig Händen, um nicht jenen Mangel immer noch fühlbar zu machen. Diesem jedoch auf eine ebenso umfassende wie treffliche Weise abzuhelfen, ist soeben Baumann's Werk erschienen, das bei einem sehr billigen Preise allen Lesern der englischen Sprache zugänglich ist. Das Buch ist ein Schatzkästlein besonders für diejenigen Deutschen, Lehrer wie Leser, die die englische Sprache nicht im Lande selbst lernen, üben oder studiren können und denen, selbst bei einem reichen Lehrstoff und den dazu nöthigen und schon veröffentlichten Hülfsmitteln — mit Ausnahme wieder des schon erwähnten, selten gewordenen Hoppe'schen „Supplement-Lexikon" — immer das eigentliche, innere Verständniß, nicht nur der bloßen Uebersetzung, von einer großen Menge von Wörtern, Redewendungen, grammatischen Eigenheiten und eigenartigen Ausdrucksweisen fehlen muß, die ganz besonders der modernen englischen Sprache eigen sind. Es sind eben Eigenthümlichkeiten und vielfach erfundene, gemachte Unarten, Eigenwilligkeiten der Sprache, die durchaus ihrem ganzen inneren Verständniß nach nicht nur gelernt, sondern vollständig „verstanden" werden müssen, was Sprache (Wörter) und Grammatik (Stil) betrifft, und ohne welche Kenntniß ein großer Theil der modernen englischen Literatur eine todte Sprache, ein versiegeltes Buch bleibt. Hat der Verfasser oder besser gesagt „Zusammensteller" der Londinismen diesem Worte noch die beiden älteren Ausdrucksweisen Slang und Cant hinzugefügt, so will er zweifelsohne dieser eigenthümlichen Sprache in der Sprache auch zugleich das Anrecht geben, daß sie nicht nur — wenn auch in sehr hohem Grade — eine Eigenthümlichkeit und Unart der eigentlichen Londoner ist, sondern sich über die ganze englische Nation erstreckt. Wenn der berühmte Lexikograph Lucas vor dreißig Jahren in seinem englisch-deutschen Wörterbuch den Ausdruck „Slang" durch die besondere Kunstsprache der Boxers und Sportsmen, die Gaunersprache, Diebessprache, Spitzbubensprache, das Rothwelsch, erklärt, so beschränkt dies, wie Hoppe mit Recht sagt, den Umfang des Begriffes, wenigstens nach der jetzigen Bedeutung, zu sehr. Webster's Erklärung, daß Slang eine „low, vulgar, unauthorized language", eine niedrige, vulgäre, unautorisirte Sprache sei, ist treffender, wie für uns Deutsche der Begriff von Rothwelsch, Kauderwelsch, Diebes- und Gauner- und Spitzbubensprache auch nicht mehr zutrifft, wenn wir nicht nur von Ausbaldowern, Schmiere stehen, Einpfeffern, Neppern, Lude, Ausblinden, Gohlegängern u. s. w. sprechen wollen, sondern einer Menge in der gebildeten und ungebildeten Welt geduldeter Ausdrucksweisen und Wörter gedenken, die nur Eingeweihten ihrem ganzen Umfange nach bekannt sind. Alles Slang — und auf dieses Wort kommt es hier in allererster Reihe an, denn es umfaßt, „Cant" mit eingenommen, das ganze hier in Betracht kommende Sprachgebiet — hat seine Haupteigenthümlichkeiten darin, daß es für die einzelnen Begriffe nicht die von der regelmäßigen Sprache festgesetzten Wörter und Wendungen — auch grammatische, sonst feststehende Regeln mit einbegriffen — setzt, sondern andere, willkürlich erfundene, oder anders woher, z. B. aus fremden Sprachen entnommene, die in der anerkannten Sprache wirklich vorhanden sind, denen aber nach Aehnlichkeit, Analogie, Gegensatz und dergl. eine Beziehung zu dem zu bezeichnenden Begriff gegeben wird. Man denke hierbei an gewisse Berlinismen, um ein faßliches Bild zu erhalten. In der genannten Beziehung nun eröffnet die so entstandene Sprache in der Sprache dem Witz, dem Humor, ja einer gewissen Poesie ein weites Feld im Slang, und hierin liegt der Grund, daß in erster Reihe die zahlreichen humoristischen Schriftsteller von jeher in der Anwendung des Slang ein wirksames Mittel der Darstellung gefunden haben. Um das hier Gesagte richtig zu verstehen, denke man bei uns an den Dialekt, den unsere modernen deutschen Schriftsteller vielfach in ihre Werke aufgenommen haben, um ein solches „wirksames Mittel der Darstellung" zu erreichen; ja, der große Erfolg, den die Schriften Fritz Reuter's gefunden, ruht theilweise auf der Spracheigenthümlichkeit, die sich von dem Gewohnten, allgemein Gebrauchten und Anerkannten entfernt. Es ist natürlich, daß diejenigen Stände und Kreise der Gesellschaft, welche entweder naturgemäß von dem allgemeinen Verkehr ausgesondert sind oder willkürlich streben, sich von ihm abzusondern und abzuschließen, am meisten Veranlassung haben, sich eine Sprache zu bilden, welche von den Mitgliedern der großen Gesellschaft nicht verstanden sind. So bildete sich unsere Diebes-, Gauner- und Spitzbubensprache, unser Roth- und Kauderwelsch, so entstand auch zuerst das Slang der englischen Landstreicher, Vagabunden, Diebe und Gauner, und das Wort selbst soll die Sprache der Hauptlandstreicher und Hauptvagabunden bedeuten, der Zigeuner, die unter Heinrich VIII., in dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts, zuerst nach England kamen. Indeß nicht bloß die von der Gesellschaft Gebrandmarkten bilden sich so ihre eigene Sprache, sondern jede in sich abgeschlossene Gemeinschaft, ja jeder Stand hat die Neigung dazu. „Die deutschen Studenten, Jäger und Bergleute haben ihr altes und sehr ausgebildetes Slang wie die englischen; die Briefe unserer Kaufleute und die Börsenberichte wimmeln von Ausdrücken, die sich dem allgemeinen Verständniß gänzlich verschließen. Beispiele von juristischem, parlamentarischem, militärischem, seemännischem, Schul- und Studenten-, literarischem und Theater-, ja von Damen- und Kinderslang finden sich fast auf jeder Seite dieses Buches." („Supplement-Lexikon".) Dies gilt von Deutschland wie von England, wenn uns auch für das Wort selbst der richtige deutsche Ausdruck fehlt und wir zu der Bezeichnung „jargon" unsere Zuflucht genommen haben, da, wie gesagt, Gaunersprache, Roth- oder Kauderwelsch den Begriff nicht mehr deckt. Unter „Cant" — um dieses nur kurz zu erwähnen, da ihm die größere Allgemeinheit der An- und Verwendung fehlt, die dem Slang eigen ist — versteht man jetzt, wie der Verfasser der „Londinismen" in seiner Vorrede sagt, die der Gaunerzunft eigenthümliche Geheimsprache, die seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts in ununterbrochener Tradition, jedoch nicht ohne gewisse zeitgemäße Veränderungen und Zuthaten, fortgelebt zu haben scheint. Ich habe hier so eingehend von Slang, weniger von Londinismen selbst gesprochen, da der Ausdruck manche Leser mißleiten könnte, als ob hier nur einzig und allein die Sprache der Londoner mit ihren vielen Eigenthümlichkeiten und Unarten zu verstehen sei. Das ganze Werk ist ein gewissenhaft gearbeitetes, vortreffliches Compendium der modernen, täglich verwendeten englischen Sprache, wie sie sich selbst bei den besten Schriftstellern ersten Ranges offenbart, nicht nur bei den Humoristen, wie wirksam diese Spracheigenthümlichkeit auch gerade bei diesen auftritt. Die „Londinismen" sind nicht ein bloßes zusammengetragenes Wörterbuch; die Einleitungen, Abhandlungen, Erklärungen, Beispiele, die es begleiten und vervollständigen, geben ein Lebensbild ab, das uns nicht nur das Wörtliche, sondern auch den Geist des Gesagten klar machen will und mit Erfolg klar macht. Wenn Einzelnes, Weniges nicht gerade, was die Wörter selbst betrifft, die volle Erklärung, die beste Erklärung hergibt, so geschieht diese Erwähnung hier nur um zu zeigen, mit welchem Interesse das Werk beachtet worden ist. Valentine, o be joyful, baker's dozen, olive-branches u. a. bedürften wohl anderswo derartig nicht fehlender kurzer Erläuterungen wie „biblisch" u. s. w.; bei buffer fehlt manches; to know what's o'clock ist wohl nicht ganz fehlerfrei und hieße richtiger citirt what o'clock it is; riff-raff tritt wohl kaum je für eine gemeine Person, Kerl oder Straßendirne, auf; neben Cottonopolis fehlen modern Athens (Edinburg) und vielleicht auch die bekannteren amerikanischen Ausdrücke wie Gath (sehr bekannt in London), Porkonopolis u. a. Doch genug. Diese kleinen Ausstellungen sollen dem Werth des Werkes auch nur kaum den geringsten Abbruch thun.

Hermann Kindt.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,

Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.

Die Damen von Croix-Mort.

Preis pro Band **50 Pf.**

Roman in zwei Bänden von

Georges Ohnet.

Gebunden **75 Pf.**

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.**, Oppelstr. 44.

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Der Materialismus
im Verhältniss zu
Religion und Moral.
Von
Dr. F. Wollny.
Preis M. 1,50.
Verlag von Theodor Thomas, Leipzig.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart und Leipzig.

Die Lehnsjungfer.
Roman
von
Emile Erhard.
5 Bände.
Preis geheftet ℳ 20.—; fein gebunden ℳ 25.—

Dunst.
Roman
von
Karl Frenzel.
Preis geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Roman-Manuscripte
werden zu erwerben gesucht.
Berlin, Lützowstr. 16. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Aussergewöhnliche Gelegenheit

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu. zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart“,** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

= Populäre Anthropologie. =

In gemeinverständlicher Darstellung und künstlerischer Ausstattung sich an „Brehms Tierleben“ anschließend erscheint soeben:

Der Mensch.

Von Professor Dr. **Johannes Ranke.**

Mit 991 Textabbildungen, 16 Karten und 32 Chromotafeln.

2 Saffianbände 32 M. — 26 Hefte à 1 M.

Prospekte gratis. — Erstes Heft und Band I durch alle Buchhandlungen zur Ansicht.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Im Verlage von **F. und P. Lehmann** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Fürst von Kaiaka.

Posse mit Gesang und Tanz in 2 Akten
von
Oenophilus.

= Preis: 1,50 Mark. =

Während die Gleise des deutschen Trauerspiels, wie es scheint, ausgefahren sind, und das deutsche Lustspiel gegenwärtig es, selbst in seinen beliebteren Productionen, kaum zu etwas mehr, als zu einer Nachahmung des französischen bringt, hat die höhere Posse offenbar noch eine größere Zukunft. Die vorstehende ist eine beachtenswerthe Probe davon.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena. Zu haben in jeder Buchhandlung.

Die Tlinkit-Indianer.

Ergebnisse einer Reise
nach der **Nordwestküste von Amerika** und der **Beringstraße,**
ausgeführt im Auftrage der **Bremer Geographischen Gesellschaft** in den Jahren 1881—1882 durch die Doctoren Arthur und Aurel Krause
geschildert von
Dr. Aurel Krause.

Ein starker Band gr. 8° mit zahlreichen Illustrat. u. einer Karte 11 Mk., eleg. geb. 13 Mk.

Die Reisenden haben längere Zeit unter einem von der Civilisation noch wenig oder gar nicht berührten Stamme des hochinteressanten Tlinkit-Volkes gelebt, die merkwürdigen Sitten und Gebräuche derselben kennen gelernt und ihre mündlichen Ueberlieferungen gesammelt.

Indien.

Von **Paul Mantegazza,**
Mitglied des Senats, Professor an der Universität Florenz.
Autorisirte Ausgabe. Aus dem Italienischen von **H. Meister.**

Ein starker Band gr. 8°. In eleg. Ausstattung 8 Mk., eleg. geb. 10 Mk.

Der große italienische Gelehrte, der sich einen wohlverdienten Weltruf und insbesondere in Deutschland durch seine Physiologie der Liebe (in gleichem Verlage, 2. Aufl. 1884) zahlreiche Freunde erworben hat, schildert uns in seinem neuesten Buche Indien, auf das gerade jetzt Aller Blicke gerichtet sind. Ein hervorragender deutscher Kritiker sagt: „Dieses Buch über Indien ist ein Meisterstück feiner Beobachtung und prächtiger Schilderung.

Soeben erschien:

Londinismen — **Slang und Cant** — ein Wörterbuch der **Londoner Volkssprache,** sowie der üblichsten englischen **Gauner-, Matrosen-, Sport- und Kunst-Ausdrücke** 2c. 2c. Nebst einer geschichtlichen Uebersicht der **Quellen,** mehreren **Musterstücken** und einer kurzgefaßten Grammatik. Ein Supplement zu allen englisch-deutschen Grammatiken und Wörterbüchern von **H. Baumann,** Master of Arts of London University, Headmaster of the Anglo-German School, London. — 352 Seit. 8°, brosch. 4 ℳ; eleg. geb. 4 ℳ 60 ₰.
Langenscheidt'sche Verl.-Buchh., Berlin, SW. 11.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S. W., Wäckerstr. 67. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N. W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 12. März 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Italiener am Rothen Meere. Von Friedrich von Hellwald. — Das Erdbeben an der Riviera. Von Rudolf Falb. — **Literatur und Kunst:** Aus den Denkwürdigkeiten des Grafen Vitzthum. Von Bruno Gebhardt. — Gesammelte Aufsätze von Wilhelm Lübke. Von M. Carriere. — **Feuilleton:** Memento! Eine Studie von Gustav Schwarzkopf. — **Aus der Hauptstadt:** „Merlin". Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die Italiener am Rothen Meere.

Von Friedrich von Hellwald.

Nahezu zwanzig Jahre sind es, daß 1868 die italienische Dampfergesellschaft Rubattino in Afrika ein Stück Land an der Assab-Bucht, so ziemlich am südwestlichen Ende des Rothen Meeres von einigen Danakilhäuptlingen ankaufte, welche den Vertrag ohne Genehmigung ihres damaligen Oberherrn, des Sultans, abschlossen. Die Oberherrschaft über diese Küste erwarb kurz darauf der Chidiv von Aegypten, welchem der Padischah zu Constantinopel in dem nämlichen Jahre 1868 seine früheren Rechte auf die ganze westliche Küste des Rothen Meeres bis nach Zeila und Berbera im Golfe von Aden in aller Form abtrat. Aegypten begnügte sich indeß seine Herrschaft in den Haupthafenstädten, wie Kosseir, Suakin, Massaua auszuüben, und zu diesen gehörte allerdings weder die in 12° 30′ n. Br. gelegene Assabbai noch der südlichere Golf von Tadschurra, an dessen nördlichem Gestade die Franzosen, zu Obock, Fuß faßten. Lange Zeit dachte Niemand an Assab, selbst die Gesellschaft Rubattino nicht, welcher erst 1880 einfiel, ihre dort erworbenen Rechte geltend zu machen, als der Ruf nach Colonialbesitz sich nach Abschluß des Berliner Friedens, 1878, allmählich auch in Deutschland zu erheben begann. Im Berliner Frieden hatte Oesterreich-Ungarn Bosnien und die Herzegowina erworben, England hatte sich in Cypern festgesetzt. Da erinnerte man sich in Italien, das bis dahin leer ausgegangen, des kleinen Stückchens ostafrikanischer Erde. Die Gesellschaft Rubattino machte ihre Rechte nur geltend, um sie sofort an die italienische Regierung abzutreten, die sich beeilte am 9. Januar 1881 durch einen Civilcommissär von der Assabbai amtlich Besitz zu ergreifen. Das Gebiet umfaßte mit Einschluß der vorliegenden Inselchen Omm el Bachar, Ras er Raml u. a. 632 qkm, wovon 579 qkm auf das Festland entfallen, und zählte am 31. December 1881 in den Dörfern Buya, Assab, Maacaca, Alali, Margableh und am Chor Olil 1303 Bewohner, meist Araber, Danakil, Abessinier und einige Italiener. Assab, der Hauptort bestand übrigens bloß aus ein paar Baracken, welchen der unverdiente Namen einer „Stadt" beigelegt wurde.

Dennoch hatte, wie sich später auswies, Italien mit der Besetzung dieses armseligen Landes in ein Wespennest gestochen. Zur Zeit der Besitzergreifung standen die Dinge schon ziemlich übel in Aegypten, in welchem Arabi Pascha zu immer größerer Macht gelangte, während der schwächliche Chidiv Tewfik Pascha immer tiefer dem britischen Einflusse verfiel. Auf Anrathen des Londoner Cabinets wandte sich Italien an die ägyptische Regierung mit dem englischerseits befürworteten Vorschlag, eine Convention zur Festsetzung und Begrenzung der Rechte Italiens auf die Assabbucht abzuschließen, welche es, zufolge der Erklärung des damaligen Ministerpräsidenten Mancini, lediglich zur Entwickelung der maritimen Handelsbeziehungen und zu wissenschaftlichen Erforschungen benutzen wollte, mit Ausschluß jedes militärischen Zweckes. Die ägyptische Regierung lehnte indeß im Frühjahr 1882 die Convention ab und gab die Entscheidung über Italiens Ansprüche dem Sultan als ihrem wirklichen Oberherrn anheim, eine Taktik, welche sie mit Vorliebe benutzte, so oft sie sich in einer Angelegenheit nicht zu helfen wußte oder keine selbständige Verantwortung übernehmen wollte. Der diplomatische Agent Italiens erklärte indeß, daß die Entschließung des ägyptischen Ministerrathes jene Italiens in keiner Weise beeinflussen könne, weil Letzteres in Assab thatsächlich die rechtlich unbestreitbarste Stellung bereits besitze. Es kam auch in der That vorläufig zu keinen Weiterungen zwischen den beiden Mächten, und Italien begnügte sich, in der Assabbai eine ziemlich ungestörte Herrschaft auszuüben. Nur einmal verlautete, daß im Herbst 1882 der „Sultan" von Margableh, einer der gewesenen Eigenthümer der Bai, sich gegen den dortigen italienischen Dragoman aufgelehnt und erklärt habe, nichts mehr von dem Schutze Italiens hören und jenen Frankreichs vorziehen zu wollen. Doch scheint die Sache von keinerlei Bedeutung gewesen zu sein, und man hat nichts weiter darüber vernommen. Freilich, weit über das Gebiet von Assab landeinwärts, durften die Italiener oder besser gesagt Europäer überhaupt sich nicht wagen. Im Mai 1881 war der Reisende G. M. Giulietti (aus Casteggio bei Pavia) von Bailul aus, einem im Norden der Assabbai gelegenen Orte, zur Feststellung des Laufes der Flüsse Hawasch und Gualima in's Innere gedrungen, wurde aber sammt seiner aus Offizieren und Matrosen der italienischen Kriegsmarine bestehenden Begleitung wahrscheinlich bei Daddalo in der Nähe von Mascara ermordet. Der weiten Entfernung wegen mußte die Unthat ungerächt bleiben. Da kam Ende 1884 die Nachricht einer neuen Missethat. Der sehr verdiente italienische Forscher Gustav Bianchi aus Modena, ein Sendling der Mailänder Gesellschaft für handelsgeographische Erforschung Afrikas, welcher im Begriffe stand, von der Ostgrenze Abessiniens, dem Flusse Gualima folgend, direct der italienischen Niederlassung an der Assabbai zuzustreben, ward mit seinen zwei Begleitern Diana und Monari niedergemacht. Der Mord fand in einer Entfernung von ungefähr 40 km von der abessinischen Grenze

Digitized by Google

statt, und nicht ein einziges Mitglied der Expedition entging den Pfeilen der heimtückischen Danakilstämme.

Längst schon hatte die öffentliche Meinung in Italien über die Unthätigkeit der Regierung in Ostafrika geklagt. Als die Hiobspost in Europa eintraf, stand ganz Italien unter dem unmittelbaren Eindrucke, welchen die in eben dem Jahre 1884 Schlag auf Schlag vollzogenen Colonialerwerbungen der Deutschen hervorgerufen. Rascher und mächtiger als jedes andere Volk erfaßte nun das Colonialfieber die Italiener, und wenn die Regierung sich nunmehr entschloß, Italiens wankendes Ansehen unter den Stämmen am Rothen Meere durch einen militärischen Zug nach Assab wiederherzustellen, so gab sie nur dem übermächtigen Drängen der öffentlichen Meinung nach, welche denselben mit heißer Sehnsucht erwartete. Dies haben später die Italiener wie die ausländischen Ankläger des Cabinets Mancini völlig vergessen! Ganz Italien schwärmte damals für eine Colonialpolitik im großen Stile und gewisse übereifrige Politiker empfanden sogar Enttäuschung, daß die geplante Expedition thatsächlich nur Assab zum Ziele hatte. Ihr Zweck war, die dortige Ansiedlung vor den Einfällen der wilden Horden des Inlandes zu schützen und den „Sultan" Anfari Muhammed, den hartnäckigen Widersacher der italienischen Handelsverbindungen mit Abessinien und Schoa, einen nachdrücklichen Beweis von Italiens Macht und ernsten Willen zu geben. Jener Häuptling gebietet über die zu den Afar gehörigen sehr kriegerischen Moderdo und seine Residenz Aussa oder Aosa, etwa 100 km westlich vom Golfe von Tadschurra gelegen, ist ein wichtiger Mittelpunkt des Handels. Die kleine zur Ausführung der erwähnten Aufgabe bestimmte Truppe bestand aus einen Jägerbataillon, dessen vier Compagnien aus vier verschiedenen Regimentern zusammengezogen wurden, sodann aus einer Artillerieabtheilung mit sechs leichten Geschützen, aus zwei Abtheilungen Pionieren und Telegraphisten, einem Zuge Gensdarmen und dem ensprechenden Sanitäts- und Verpflegungscorps. Rechnet man dazu die 132 Matrosen, welche in Spezia auf die Panzercorvette „Garibaldi" eingeschifft wurden, so macht das eine Stärke von 1500 Mann, zu deren Führer der Generalstabschef des zwölften Armeecorps in Palarmo, Oberst Tancerdi Saletta ernannt wurde, welcher seinen Ruf als einer der fähigsten Offiziere des italienischen Heeres jedoch nicht rechtfertigte. Im Januar 1885 ging das kleine Corps nach Assab ab.

Um jene Zeit war der Sudan, von den siegreichen Schaaren des Muhdi überfluthet, für Aegypten verloren, England auf einem mühseligen Heereszug zur Befreiung des in Chartum eingeschlossenen Generals Gordon begriffen. Das britische Cabinet, durch aufeinanderfolgende Mißerfolge hart bedrängt, schien sich um einen Bundesgenossen auf Afrikas Boden umzusehen und fand denselben alsbald in Italien, welches, um am Rothen Meere festen Fuß zu fassen, sich eng an England anschloß. Ob die abgegangene Assab-Expedition nicht vielleicht auch als italienisches Hülfscorps dienen sollte, ist nicht klar, wegen ihrer geringen Stärke indeß wenig wahrscheinlich. Wohl aber hatte Italien sein Einvernehmen mit England dazu benutzt, um in Bailul seine Flagge zu hissen und das angrenzende Gebiet in Besitz zu nehmen. Gerüchte, daß Italien auch die Abtretung des wichtigen Hafenplatzes Massaua auf der gleichnamigen Insel erstrebe, durchschwirrten im Januar 1885 die Luft, wurden energisch widersprochen, um schon wenige Tage später ihre volle Bestätigung zu finden. Denn nachdem Aegypten erklärt hatte, daß es diese Gebietstheile zu schützen nicht in der Lage und seine Garnisonen von dort zurückzuziehen genöthigt sei, hißte am 5. Februar Admiral Caimi die italienische Flagge in Massaua. Ein Bataillon Versaglieri und eine Batterie wurden gelandet, welche Truppen von der Stadt Besitz ergriffen. Unter der Bevölkerung herrschte keine Aufregung, auch die ägyptischen Behörden leisteten keinen Widerstand, sondern beschränkten sich auf die Ueberreichung eines nachdrücklichen Protestes, worin von der Aufrechterhaltung der Rechte des Sultans die Rede war. Die noch anwesende ägyptische Garnison ward vorläufig unter die Befehle des Obersten Saletta gestellt, welcher durch sie in Gemeinschaft mit seinen Italienern die Forts der Stadt besetzen ließ. Auf Befragen hatte nämlich der Sultan den Chidiv angewiesen, seine Truppen aus Massaua nicht zurückzuziehen. Die Pforte, welche mit Mißvergnügen das Erbleichen ihres Sternes in Aegypten wahrnahm und jede Gelegenheit benutzte, ihre Souveränität dort von Neuem zur Geltung zu bringen, protestirte natürlich ihrerseits lebhaft gegen das Vorgehen der Italiener, verlangte sogar ausdrücklich die Zurückziehung ihrer Truppen und kündigte zugleich an, daß sie die von Aegypten preisgegebenen Häfen am Rothen Meere selbst zu besetzen gesonnen sei. Doch machte man den türkischen Herren im Bosporus begreiflich, daß ein solches Unternehmen ihre Kräfte wohl übersteigen würde, und so fand denn im Uebrigen der Protest der Pfortenregierung jene Beachtung, welche denselben schon seit Jahren zu Theil zu werden pflegt. Italien rüstete vielmehr im Februar 1885 eine zweite und dritte Expedition mit der Bestimmung nach Massaua aus, als deren vorläufiger Zweck die englisch-italienische Waffengemeinschaft gegen den Muhdi galt. Von Assab sprach man in Rom nur noch als von einer Nebensache, und in der That verschwindet dasselbe seither vollständig aus dem Gesichtskreis. Die italienische Politik befand sich indeß bezüglich der Absichten Englands in einem bedauerlichen Irrthum, den freilich nicht bloß das römische Cabinet, sondern das ganze Volk theilte. Die gesammte italienische Presse befürwortete auf das lebhafteste und dringlichste eine thatkräftige Unterstützung der Engländer, welche sich durch den inzwischen erfolgten Fall Chartums und Gordon's Tod im Sudan in übelster Lage befanden, und in der Kammer stand damals alles bis zur äußersten Linken hinter einer Actionspolitik. Italien, das fast zwanzig Jahre in einer Art Winterschlaf gelegen, fühlte das Bedürfniß sich zu regen aus Gründen wirthschaftlichen und politischen Charakters. Es war unmöglich, daß ein Volk von dreißig Millionen, nachdem es seinen Credit befestigt und seine Militärkraft geordnet, unthätig dem Wetteifer im Ländererwerbe anderer Staaten zusehe. Die Theilnahme Italiens an der „civilisatorischen Aufgabe Englands in Afrika" — so lautete doch das prächtige Schlagwort — war daher natürlich. Dieser aufdringlichen Hülfsbereitschaft Italiens stand aber die öffentliche Meinung in England ziemlich kühl gegenüber und erklärte es für einen verhängnißvollen Mißgriff, die muselmännische Welt glauben zu machen, daß England nicht im Stande sei, ohne Hülfe einer befreundeten Macht den Aufstand im Sudan niederzuschlagen, was ihm allerdings auch nicht gelungen ist. Italien ließ sich indeß in seinen Rüstungen nicht beirren: die zwei im Februar abgesandten Expeditionen brachten im Ganzen 5000 Mann und 80 Geschütze nach Massaua, wo sich außerdem ein Geschwader von elf Kriegsfahrzeugen, darunter zwei Panzerschiffe, versammelte. Mit der dritten Expedition ging auch der Souschef des italienischen Generalstabs, General Ricci ab, um die neuen Garnisonen Massaua und Bailul zu besichtigen. In sanitärer Beziehung fiel das Gutachten des im April 1885 schon wieder nach Rom zurückgekehrten Generals nicht unbefriedigend aus, doch legte er das höchste Gewicht auf die umgehende Sicherung eines gesunden Sommeraufenthaltes für die Truppen. Einen solchen boten am besten die dem „Negus" Johannes von Abessinien unterthänigen Hochländer von Keren und Bogos. Schon bald nach der Besetzung Massauas ward Hauptmann Ferrari als italienischer Commissär an den Aethiopenfürsten abgesandt, um denselben der Freundschaft des Königs von Italien zu versichern und zugleich über das Vorrücken von Massaua nach Keren zu unterhandeln. Man hielt sich in Rom für überzeugt, daß Abessinien keine Schwierigkeiten bereiten werde, denn Graf Antonelli hatte bereits vor Monaten mit dem Negus in dessen Hauptstadt Adua die Möglichkeit italienischer Erwerbungen am Rothen Meere erörtert. In der That ließen es die Italiener auch nicht bei der Besetzung bewenden. Am 10. April fand die Besitznahme des Dorfes und der kleinen ägyptischen Festung Arafali in der Annesley-Bucht, 36 km südlich von Massaua und hart an der abessinischen Grenze durch den Kriegsdampfer „Esploratore" statt. Die ägyptische Garnison capitulirte, Oberst Saletta ließ

Digitized by Google

dieselbe nach Massaua einschiffen und das Fort mit seinen drei Kanonen durch 80 Mann besetzen; die ägyptische Flagge blieb auch nach der Uebergabe neben der italienischen gehißt. Arafali liegt in gesunder, fruchtbarer Gegend mit reichlichen Süßwasserquellen und konnte im äußersten Fall als Soldatenvillegiatur für den Sommer dienen. Zudem ist es ein strategisch nicht unwichtiger Platz. Kurz darauf besetzten die Italiener das große Dorf Arkiko südlich von Massaua und auf dem Festlande in der Richtung von Ailet und Keren gelegen, nach welch ersterem, an der abessinischen Grenze gelegenen Orte die italienischen Truppen eine Recognoscirung unternahmen. Am 27. April ward auch die große, wegen ihres Perlenhandels wichtige Insel Dahlak durch Oberst Saletta, den Gegenadmiral Corsi und den italienischen Civilgouverneur Maissa im Namen des Königs von Italien in Besitz genommen. Im Ganzen konnte man erkennen, daß jedes Vorrücken in das Innere als Bundesgenossen der Engländer, namentlich in der Richtung von Kassala aufgegeben war und statt dessen die volle Aufmerksamkeit Italiens auf die afrikanische Südküste Aegyptens sich richtete, wo fast keine Spur mehr von ägyptischer Herrschaft zu finden war.

In der Hoffnung auf die Freundschaft des abessinischen Königs hatte sich Italien indeß gleichfalls schwer getäuscht. Zwar hatte Abessinien in dem mit England am 4. Juni 1884 abgeschlossenen Vertrage formell auf Massaua verzichtet, dennoch hat sich Italien durch Besetzung dieses Platzes, auf welches Abessinien ein unbestreitbares Recht zu haben behauptet, mit diesem Reiche gründlich verfeindet. Die übrigen Besitzergreifungen an der Küste, alle in dichtester Nähe der Grenze des vom Meere abgeschnittenen Abessinien gelegen, konnten natürlich den Negus nicht freundlicher stimmen. Von Ferrari's Gesandtschaft vernahm man gar nichts, wohl aber daß König Johannes ein Beobachtungscorps von 3000 Mann unter seinem Generalissimus Ras-Allula nach Keren und Bogos einrücken ließ, welche Landschaften ihm von Aegypten unter Englands Vermittelung überlassen worden, aber nur unter der Bedingung, daß Abessinien sich am Kriege gegen den Muhdi betheilige. Diese Bedingung erfüllte er zwar nicht, besetzte aber dennoch die genannten Gebiete, um die Bewegungen der Italiener in Massaua zu überwachen, deren Lage sich immer bedenklicher gestaltete. Abgesehen davon, daß Massaua, ein Inselplatz, nicht bloß des Quell- und Brunnenwassers entbehrt, ist es auch einer der heißesten Punkte der Erde, so daß die klimatischen Verhältnisse die italienische Expedition ernsthaft bedrohten. Die Truppen befanden sich bald in einem Zustande, welcher demjenigen der sich aus dem Sudan zurückziehenden Engländer ziemlich ähnlich war. Die Kosten beliefen sich schon im Mai 1885 auf 9 Millionen Lire, der praktische Erfolg aber war gleich Null. Der Jubel, welcher in Italien ertönte, als die ersten Schiffe mit der afrikanischen Expedition nur wenige Monate, ja Wochen früher aus dem Hafen von Neapel ausliefen, war auch längst verstummt, und die aus Afrika einlaufenden Nachrichten wenig geeignet die Stimmung zu verbessern. Ras Allula durchzog das Land kreuz und quer auf Raubzügen; in Keren fiel er mordend, raubend und sengend ein und zerstörte die Häuser der Europäer, mit wenigen Ausnahmen, bis auf den Grund. Zwar traf endlich Ende Mai eine Depesche des Capitän Ferrari aus Adua ein, welche beruhigend wirken sollte, aber über den wichtigsten Punkt, über die Erlaubniß Sommerquartiere in dem kühleren Klima von Keren zu beziehen, vollkommen schwieg. So viel war sicher: von einem Vormarsche nach Keren mit Zustimmung des Königs Johannes war keine Rede. Und dennoch war derselbe eine unbedingte Nothwendigkeit, wenn die italienischen Soldaten in Massaua nicht vor Hitze umkommen sollten. Der ausgebrochene Dünndarmtyphus forderte fast jeden Tag seine Opfer, wenn nicht an Todten, so doch an Kranken. Die italienischen Truppen wohnten in elenden Holzbaracken, die mit Strohmatten dürftig gedeckt und in drei Abtheilungen um Massaua herum errichtet waren. Die Offiziere hielten die Colonisirung der Gegend für ein äußerst schwieriges Unternehmen. Italienische Familien können sich da unmöglich niederlassen, die Kinder namentlich in diesem Klima nicht leben. Ringsum Massaua ist nichts als Einöde und Sandhügel. Unter solchen Umständen war die Lage der italienischen Garnison keine beneidenswerthe. Zudem waren die Truppen schlecht verpflegt, die Sterblichkeit wuchs. Oberst Saletta verwickelte sich, statt gegen den drängenden Feind, das mörderische Klima, zu kämpfen, in bureaukratische Zuständigkeitsstreitigkeiten, und Oberstlieutenant Putti, an einem günstigen Ausgange des Unternehmens verzweifelnd, legte gar Hand an sich selbst. Die Regierung aber schwieg, bis endlich Gegenadmiral Corsi durch seine mit eigener Machtvollkommenheit getroffenen Verfügungen sie zum Reden und Handeln zwang. Der Gegenadmiral fand in Massaua eine durch das eben so strenge als blinde Regiment Saletta's bewirkte klägliche Wirthschaft vor. Die Soldaten hatten seit Monaten kein frisches Brot, sondern aus Ersparnißrücksichten moderigen Zwieback erhalten, der sonst in den Magazinen verfault wäre; das frische Fleisch, zwar reichlich bemessen, war ungenießbar, das Mehl schimmelig, der Wein schlecht, sauer, dick und stinkend, Eis war gar nicht vorhanden. Corsi schuf nun, trotz der von Saletta eingelegten Verwahrung, rasch Abhülfe und nachdem das muthige Vorgehen des Seeofficiers bekannt geworden, gestand auch die Regierung ihr Unrecht ein, gab das unverantwortliche Ersparnißsystem auf, und erklärte, daß binnen Kurzem ein General nach Massaua abgehen werde, um alle im Rothen Meere befindlichen Streitkräfte zu übernehmen und hiermit auch allen beklagten Unzukömmlichkeiten ein Ende zu machen. Eine solche Entsendung erschien um so angezeigter, als das italienische Lager öfter durch plötzliche Ueberfälle von Seite abessinischer Banden beunruhigt wurde. Dieselben zogen sich nachher in die Berge zurück, wohin die Italiener sie nicht verfolgen konnten. Deshalb nahmen dieselben einige Hundert Baschi-Bozuk als Hülfstruppen in Sold, deren specielle Aufgabe war, die abessinischen Banden zu verfolgen; doch erfüllten die „Kopfabschneider" ihre Aufgabe sehr schlecht; ja sie kamen einmal sogar ohne Waffen aus den Bergen zurück, angebend, sie seien ihnen von den Abessiniern abgenommen worden. Wahrscheinlich haben sie dieselben aber verkauft, weshalb man ihnen auch keine neuen gab.

Am 15. Juni 1885 traf endlich der Sendling Italiens, Capitän Ferrari, in Rom wieder ein, wo man schon Ende Mai beschlossen hatte, eine zweite Gesandtschaft, und zwar mit militärischem Charakter und großem Pomp ausgerüstet, an den Negus von Abessinien abzusenden. Am Tage nach Ferrari's Ankunft, am 16. Juni erfolgte aber der Sturz des Cabinets Mancini, welches sich an der afrikanischen Politik eben so den Hals brach, wie das um jene Zeit ebenfalls gefallene Ministerium Gladstone in England. Damit ward die platonische Waffenbruderschaft der beiden Mächte endgiltig zu Grabe getragen. Für den Conservativen Lord Salisbury mochte es nicht mehr zweckmäßig erscheinen, durch die unter Gladstone angebahnte vertraulichere Beziehung zu Italien die Kluft noch zu vergrößern, welche Großbritannien von den conservativen Centralmächten trennte und das Mißtrauen zu verschärfen, mit welchem man in Frankreich einer englisch-italienischen Action in Nordafrika entgegensah. Salisbury entschloß sich daher, mit dem Herrscher von Abessinien über den Kopf Italiens hinweg handelseinig zu werden und für dessen Hülfe den von ihm geforderten Preis zu bezahlen.. Dieser bestand darin, jene Grenzprovinzen, welche Abessinien in den letzten zwei Jahrzehnten abgenommen worden, um sie zu Aegypten zu schlagen, wieder zurück zu erstatten, wenn der Negus sich dieselbe erobere, und dies sind gerade jene Gebiete, auf welche die Speculation der Italiener abzielte. Oberst Chermside, der an den Kronfeldherrn des Negus abgesandt wurde, sollte die Verhandlungen wegen eines abessinischen Vorstoßes gegen Kassala führen. Da fiel auch dieses am 30. Juli 1885 in die Hände der Muhdisten, ehe England oder Abessinien Hülfe brachten. Italien mit seiner übelberechneten Politik hing nun erst recht in der Luft. Galt es doch, wie später sehr wahrscheinlich gemacht wurde, Keren nicht bloß als Sommeraufenthalt der Truppen zu benutzen, sondern ebenso wie das ganze Gebiet der Bogos, Amiodeb, Algaden und Kassala, beziehungsweise einen

Digitized by Google

von Massaua nach dem Sudan zu errichtenden Handelsweg zu erwerben. Zu diesem Behufe plante Italien dem Negus volle Handels- und Zollfreiheit in Massaua zu gewähren und dagegen in die ihm mit Artikel 2 des sogenannten Hewett'schen Vertrages vom 3. Juni 1884 gewährten Rechte und Länderbesitze einzutreten. Der erwähnte britisch-ägyptisch-abessinische Vertrag war nämlich noch niemals von irgend einem der Contrahenten in die That übersetzt worden und die Ausführung des erwähnten Planes schien vielleicht keine Unmöglichkeit. Negus Johannes, habgierig und den niedrigsten Leidenschaften fröhnend, wankt ja bedenklich auf seinem salomonischen Throne. Italien umlauerte ihn und streckte tausendfache Fühler aus, um die wider ihn im Lande herrschende Stimmung zu ergründen. Abessinien wird zumeist von Lehensfürsten regiert, von denen die Beherrscher von Godscham und Schoa sogar den Königstitel führen und sich längst darnach sehnen, sich für unabhängig erklären zu können. Im Schoagebiete lebt auch Graf Antonelli als Freund und Rathgeber des Italien ganz ergebenen Königs Menelik. Also von vielen Rebellen umschwärmt, vom Volke gefürchtet und noch mehr gehaßt, bot der „Negus Negesti" das Bild eines seines freien Willens nicht mehr ganz mächtigen Mannes, der Italien nie verzeihen konnte, daß es ihm die Beute entriß, auf die er seit so langer Zeit und mit so heißer Begierde lauerte.

War das bisherige Verhältniß zwischen dem Negus und den Italienern in Massaua bislang immer noch ein leidliches, so hörten die Beziehungen gänzlich auf seit dem Tage, an dem die Insel Massaua förmlich als italienischer Besitz erklärt wurde. Dies geschah Anfangs December 1885. Der nach Massaua entsendete neue italienische Obercommandant, General Gené, ließ eines schönen Tages in den Dörfern der Umrunde Massauas die italienische Flagge hissen. Schon früher hatte Italien beim Chidiv Schritte gethan, um die Uebertragung der bürgerlichen Verwaltung an die italienischen Behörden in Massaua durchzusetzen, aber ohne Erfolg. Daß aus dem doppelten Verwaltungssystem allerlei Schwierigkeiten erwachsen würden, war vorauszusehen, und die ägyptischen Behörden scheinen das ihrige dazu beigetragen zu haben, um den Italienern ihren ohnehin nicht verlockenden Aufenthalt in der öden Sandwüste noch mehr zu verleiden. Da machte General Gené kurzen Proceß durch den erwähnten Schritt, welcher die ägyptische Besatzung zum Abzuge bewog, von der Bevölkerung auch sichtlich gut, dagegen freilich von König Johannes sehr mißfällig aufgenommen wurde. Als Beweis davon unterließ es der in der Grenzstadt Axum weilende abessinische Kronpinz, den italienischen Befehlshaber in Massaua von seiner Anwesenheit dort zu benachrichtigen. Die Italiener ihrerseits machten rasche Fortschritte, sich in Massaua festzusetzen, wo sie Vertheidigungsmittel zu Land und zur See, zahlreiche schwere und leichte Geschütze, Redouten und 3000 Mann unterhielten und mit den Eingeborenen auf dem besten Fuße standen, weil sie dieselben ohne Unterschied mit der größten Rücksicht behandelten. Durch Baschibozuk besetzten sie Saati und M'Kullu. Dagegen überfiel Ras Allula die italienischen Colonnen und verheerte mehrere Dörfer, ja er blockirte endlich die Italiener in Massaua, so daß sie vom Innern abgesperrt waren. Dennoch ließ es die italienische Diplomatie an Bemühungen nicht fehlen, Abessinien zu beruhigen. Im März 1886 ging ein neuer Gesandter in der Person des General Grafen Pozzolini an den Negus ab. Aber es gelang der Gesandtschaft nicht, bis zu der abessinischen Majestät vorzudringen; unter allerlei Vorwänden wurde sie auf dem Wege aufgehalten und schließlich genöthigt, unverrichteter Dinge umzukehren. Der Versuch mußte als gescheitert betrachtet werden.

Mittlerweile hatte die italienische Garnison in dem ungesunden Klima nicht wenig von der Cholera zu leiden, weshalb der Kriegsminister General Ricotti bestimmte, daß die Offiziere nach einjährigem Aufenthalte am Rothen Meere ihre Versetzung nach dem Vaterlande beanspruchen können. Zugleich wetteiferten des Königs Johannes Neffe und Ras Allula untereinander, die Karawanen auszuplündern und die italienischen Truppen in Allarm zu halten. So verstrich das Jahr 1886. Die Haltung der Abessinier ward immer unfreundlicher und im Januar 1887 kam es bereits zum Kampfe, wobei die Italiener zunächst Sieger blieben und das etwa 20 km landeinwärts gelegene M'Kullu wieder besetzten. Aber schon am 22. Januar verlangte General Gené telegraphisch eine Verstärkung von 600 Mann gegen den immer mehr andrängenden Ras Allula. Dieser verließ am 24. Januar Ghinda und schlug ein Lager südöstlich von Saati auf, welches er am 25. angriff. Nach dreistündigem Kampfe ward er zurückgeworfen. Am nächsten Tage wurden aber drei italienische Compagnien und 50 Mann Irreguläre, welche von M'Kullu aufgebrochen waren, um Saati zu verproviantiren, auf der Hälfte des Weges angegriffen und nach mehrstündigem Kampfe zersprengt, vollständig aufgerieben. Alle Kanonen fielen in die Hände des Feindes. General Gené ließ in Folge dieses Mißgeschickes mehrere vorgeschobene Posten einziehen und sah einem Angriff auf Massaua selbst entgegen. Derselbe erfolgte am 27., wobei die Abessinier die ersten Verschanzungen erstürmten, und es ist nun fraglich, ob General Gené sich bis zur Ankunft der Verstärkungen wird halten können.

Es ist bekannt, welche lebhafte Bewegung die Unglückskunde in Italien hervorrief. „Nieder mit Depretis! Nieder mit dem Unternehmer von Massaua!" so ließen sich jetzt Rufe des nämlichen Volkes vernehmen, welches vor zwei Jahren den nach Afrika abziehenden Truppen zugejubelt hatte. Die Ereignisse in Afrika stellten wider Erwarten Italien zum zweiten Male vor eine Ministerkrise, deren Ausgang zunächst abzuwarten ist, voraussichtlich aber zum Verbleiben des Cabinets Depretis führen wird. Das Unternehmen der Italiener in Ostafrika ist freilich eine Hinterlassenschaft des demokratischen Minister Mancini, allein nicht ihm allein, sondern, ich betone es wiederholt, dem ganzen italienischen Volke ist die Schuld aufzubürden, denn das Unternehmen war allgemein gewollt, obwohl es aus keiner inneren Nothwendigkeit, sondern eigentlich bloß dem Mißvergnügen darüber entsprang, daß Italien beim Berliner Frieden leer ausgegangen war.

Das Erdbeben an der Riviera.

Von Rudolf Falb.*)

Kaum war die Erinnerung an das, was sich am 27. und 31. August des vorigen Jahres in Griechenland und Nordamerika ereignete, verglommen, als auch schon wieder für die Auffrischung derselben gesorgt wurde.

Am 23. Febr. d. J., um 6 Uhr 10 Minuten Morgens, wurde der alte, in den Tiefen der Erde schlummernde Drache entfesselt, und seine Thätigkeit brachte Tod und Verderben in das Paradies von Italien. Am schwersten wurde durch den ersten, bis Trier und Wien fühlbaren Erdstoß die Riviera, namentlich von Genua bis Nizza betroffen. Den Ausgangspunkt desselben glauben wir in der Nähe von Diano Marina suchen zu müssen, und dort dürften daher auch noch die künftigen, secundären Stöße am längsten sich fortsetzen. Allein — und dies können wir an dieser Stelle schon mit gutem Gewissen zum Troste der Bewohner und Kurgäste an der ganzen Riviera betonen — keiner dieser Stöße, selbst wenn sie um den 9. und 24. März wieder etwas fühlbarer werden sollten, wird die Intensität des Hauptstoßes erreichen, keiner irgend eine neue Gefahr mit sich bringen. Selbstverständlich gilt dies Alles nur unter der Voraussetzung, daß unsere Theorie der Erdbeben, nach welcher wir bereits Monate zuvor den 23. Februar als kritischen Tag bezeichneten, richtig ist, eine Voraussetzung, die mit jedem neuen Falle

*) Die Ausführungen des bekannten Erdbebentheoretikers beanspruchen um so größere Beachtung, als dessen Berechnungen und Lehren über den Einfluß der Sonne und des Mondes auf die Erde durch die jüngste Katastrophe eine neue Bestätigung erfahren haben. D. Red.

Digitized by Google

neue Festigkeit gewinnt. Und so liefert denn auch diese Katastrophe, nach der Zeit ihres Eintrittes nicht minder als nach ihrem ganzen bisherigen Verlaufe das beste Zeugniß für die Richtigkeit unserer Anschauungen, wie wir dieselbem am vollständigsten in dem Buche „Von den Umwälzungen im Weltall" dargelegt haben. Wir betonen hier zunächst die Zeit des Eintrittes der ersten und stärksten Erschütterung am 23. Februar um 6 Uhr 10 Minuten Morgens. Es hatte sich wenige Stunden vorher eine Sonnenfinsterniß ereignet, und die Analogie in den Stellungen von Mond und Sonne zur Erde in den zwei hervorragendsten Fällen der jüngsten Zeit: am 27.—31. August 1886 und 23. Februar 1887 ist geradezu überraschend. Man hat nämlich:

Erdbeben	Constellation
27.| Aug. 1886 . . .	29. Aug. Neumond — Sonnenfinster-
31.|	niß — Erdnähe
	2 Tage später: Aequatorstand.
23. Febr. 1887	23. Febr. Neumond — Sonnenfinsterniß
	2 Tage später: Aequatorstand.

Und unsere Ueberraschung wird noch gesteigert, wenn wir die nach der bekannten Finsternißperiode von 18 Jahren 11 Tagen zusammengehörigen Paare betrachten und zu der Sonnenfinsterniß des 29. August 1886 die ihr entsprechende Sonnenfinsterniß vom 18. August 1868 stellen, welche wegen ihrer langen Dauer und den verschiedenartigen naturwissenschaftlichen Entdeckungen, die sich an dieselbe knüpften, hervorragend war. Denn wir begegnen dann den furchtbaren Erdbebenkatastrophen vom 16. August 1868 (Ibarra in Ecuador) und 13. August 1868 (Arequipa in Peru) und erhalten wieder das Schema:

Erdbeben	Constellation
13.| Aug. 1868	18. Aug. Neumond — Sonnenfinster-
16.|	niß — Erdnähe
	2 Tage später: Aequatorstand.

Dem, der Augen hat zu schauen, verrathen diese Daten sofort das hier waltende Gesetz.

Und wenn wir dann auch zur Mondfinsterniß des 8. Febr. 1887, die sich durch schwache, aber sehr ausgebreitete Erschütterungen in den Vereinigten Staaten am 7. Februar bemerkbar machte, die entsprechende Periode suchen, so gelangen wir zur Mondfinsterniß des 28. Januar 1869 und damit zum weitverbreiteten Erdstoß in Griechenland am 26. Januar 1869 und zu der am 1. Februar jenes Jahres beginnenden langen Erschütterungsreihe in Nizza, welche nach den Aufzeichnungen der Académie royale de Belgique 1872 tome XXII. folgenden Verlauf nahm:

Nizza, Februar 1869.

1.	Erzitterung, schwach	15.	Ruhe
2.|		16.	schwach
3.|	stark	17.|	
4.|		18.|	stark
5.|	schwach	19.|	
6.|		20.|	schwach
7.	stark	21.|	
8.	sehr stark	22.|	Ruhe
9.|		23.|	
10.|	stark	24.	schwach
11.|		25.|	
12.|	sehr stark	26.|	stark
13.	stark	27.|	
14.	schwach	28.|	

Man ersieht daraus auf den ersten Blick, daß auch bei diesen schwachen Stößen, die keinerlei Katastrophe zur Folge hatten, die größte Intensität mit der ringförmigen Sonnenfinsterniß am 11. Februar 1869 und mit der Fluthconstellation:

26. Februar 1869: Vollmond — Erdnähe
2 Tage später: Aequatorstand

zusammenfällt. Es unterliegen somit auch schwache Erschütterungen demselben Gesetze wie Katastrophen-Stöße.

Das häufige Zusammentreffen von Finsternissen und Erdbeben ist eine längst feststehende, wenn gleich wenig gekannte Thatsache. Schon der griechische Naturphilosoph Aristoteles spricht davon (Meteor. II. 8.). Einige hervorragende Fälle mögen hier Platz finden. Nach Eusebius fand im Jahre 786 der Stadt Rom eine große, von einem Erdbeben begleitete Sonnenfinsterniß statt (Ideler, Handbuch d. Chronol. II. 417). Am 22. December 968 n. Chr. ereignete sich ein großes Erdbeben zu Corfu während einer totalen Sonnenfinsterniß (Astron. Nachr. Bd. 77, Nr. 8). Am 14. December 1797 wurde die Stadt Cumana durch ein Erdbeben zerstört. Vier Tage darauf hatte eine Sonnenfinsterniß statt.

Das hervorragendste Beispiel dieser Art aber ist unstreitig das folgende.

Die astronomische Berechnung lehrt, daß im Jahre 33 unserer Zeitrechnung am 3. April eine Mondfinsterniß stattfand. Der Mond ging an jenem Abende verfinstert über Jerusalem auf. Eine weitere Rechnung zeigt mit gleicher Gewißheit, daß dieser Tag ein Freitag war. Und eine dritte Rechnung liefert den Beweis, daß auf diesen Freitag unmittelbar das Osterfest der Juden folgte.

Diese drei Umstände trafen innerhalb einer ganzen Generation weder vor noch nach dem Jahre 33 zusammen.

Ich brauche wohl nicht daran zu erinnern, daß ein Tag von großer Bedeutnng nach den Berichten der neutestamentlichen Schriftsteller genau dieselbe vierfache Charakteristik trägt. Der Todestag Jesu Christi fiel in das Jahr 33; er war ein Freitag; am darauf folgenden Tage feierten die Juden das Osterfest, und es trat eine Finsterniß ein, über deren genauere Umstände die Berichte abweichend lauten. Daß dieselbe allgemein als Sonnenfinsterniß aufgefaßt wird, haben wir bekanntlich nur dem Evangelisten Lucas zu danken, der zu dem allgemeinen Ausdrucke der beiden ersten Biographen „Finsterniß" noch den Zusatz bringt: „Und die Sonne verlor ihren Schein."

Aus dem Berichte der drei ersten Evangelisten folgt zwar, das der erste Festtag ein Freitag und der Todestag Christi war. Allein schon Ideler hat die Gründe beigebracht, welche uns bestimmen müssen, der Darstellung des Evangelisten Johannes zu folgen und anzunehmen, daß Christus am Tage vor dem ersten Passahfeste gekreuzigt wurde und daß der erste Festtag im Todesjahre Christi auf einen Sabbat fiel. Daß aber, so lange Christus am Kreuze hing, keine Finsterniß stattfand, geht aus dem Stillschweigen desselben Evangelisten hervor, der selbst unter dem Kreuze stand, und dem ein solches Zeugniß der Natur gewiß nicht aus dem Gedächtnisse entschwunden sein würde. Die Mondfinsterniß hatte aber offenbar erst nach der Kreuzabnahme statt, da letztere vor Einbruch des Sabbatabends geschehen mußte, und konnte daher viel leichter von dem trauernden Jünger unbeachtet bleiben.

Soviel zur Feststellung der Constellation.

Nun wird aber noch ein fünfter Umstand erwähnt, welcher nach unserer Theorie als naturgesetzliche Folge dieser Constellation aufzufassen ist: es trat ein Erdbeben ein, welches den Vorhang im Tempel von oben bis unten zerriß und die Erde spaltete, so daß die Gebeine der Todten aus den Gräbern geschleudert wurden, wie dies auch bei dem Erdbeben von Riobamba 1797 geschah. Die traditionelle Erinnerung hielt das Jahr 33 fest, verwechselte aber diese Mondfinsterniß mit einer vierzehn Tage später ebenfalls an einem Freitage eingetretenen Sonnenfinsterniß.

Dieselbe Beziehung zu den Finsternissen tritt aber auch hervor, wenn wir auf vulcanische Eruptionen unser Augenmerk lenken. Der römische Geschichtschreiber Aurelius Victor erzählt (de Caes. IV.): „Es tauchte im ägäischen Meere des Nachts während einer Mondesfinsterniß eine große Insel empor."

Am 3. April 1707 entstand die Insel Neokaimeni in der Gruppe von Santorin, nachdem am Tage zuvor eine Sonnenfinsterniß stattgefunden hatte.

Am 12. August 1804 hatte ein heftiger Vesuvausbruch statt, nachdem am 5. eine Sonnenfinsterniß vorausgegangen war.

Diese Beispiele, welche sich noch sehr vermehren ließen, sind auffallend genug und reichen in Verbindung mit den

Digitized by Google

jüngsten Ereignissen vollkommen aus, um unsere Ueberzeugung vom Zusammenhange der vulcanischen Bewegungen mit den Finsternissen zu begründen.

Die Erklärung dafür ergibt sich auf die einfachste Weise aus unserer Theorie. Wenn Sonne und Mond am Himmel sich decken, so decken und verstärken sich dadurch auch die von ihnen erzeugten Fluthwellen auf der Oberfläche der Erde. An die Stelle der verstärkten Fluthwelle tritt bei der flüssigen Erdmasse, welcher der Raum zur Bildung einer Welle mangelt, der verstärkte Druck gegen die Oberfläche und damit der größere Auftrieb der die Lava hebenden Gase und das gesteigerte Bestreben zum Durchbruch derselben.

Die aufmerksame Beachtung aller dieser Umstände ist es, welche uns in den Stand setzt, die Erdbeben-Paroxismen der Zeit nach voraus zu bestimmen.

Der Zeit nach, nicht aber auch dem Orte nach!

Denn da nach unserer Theorie die unterirdische Eruption, welche an der Oberfläche die Erdbebenkatastrophe verursacht, von zwei Umständen abhängt: vom Drucke der Lava und vom Widerstande, den ihr die Verstopfung im Schlote entgegensetzt, die Rechnung sich aber nur auf den Auftrieb und Druck der Lava, nicht aber auch auf die Zustände der Schlote in den verschiedenen Gegenden der Erde bezieht, ja noch gar nicht alle Punkte bekannt sind, unter welchen sich solche Schlote befinden, — so kann die Vorausbestimmung sich nur auf die Zeit und nur im Ausnahmsfalle auf einen bestimmten Ort beziehen.

Ein solcher Fall tritt ein, wenn eine vorausgehende Katastrophe auf die theilweise Räumung des Schlotes schließen läßt. Denn dann kann sich im Schlote die Lava frei bewegen, wie das Quecksilber in der Barometerröhre, und dann gelangt die Wirkung der Anziehung von Mond und Sonne auf die flüssigen und gasförmigen Massen des Erdinneren in genauester, ungestörter Weise zum Ausdruck.

So waren z. B. die Schlote von Philiatra (Pelopones) und Charleston (Nordamerika) durch die Katastrophen am 27. und 31. August v. J. geräumt und frei geworden, weshalb die nachfolgenden secundären Stöße an den kritischen Tagen wieder an Zahl und Intensität zunahmen, wie dies in hervorragender Weise am Morgen des 24. Februar (Griechenland) und des 26. Februar (Charleston) d. J. der Fall war.

Eben daraus ergibt sich dann auch die Wahrscheinlichkeit des Eintrittes secundärer Erschütterungen am Herde der Ligurischen Erdbeben um den 9. und 24. März d. J.

Eine Wiederholung der Katastrophe aber ist deshalb ausgeschlossen, weil die Intensität des primären Stoßes nur aus der Stärke des Widerstandes im verstopften Schlote resultirt.

Literatur und Kunst.

Aus den Denkwürdigkeiten des Grafen Vitzthum.

Von Bruno Gebhardt.

Vor etwa Jahresfrist erschienen unter dem Titel „Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852" politische Privatbriefe des Grafen Vitzthum, die bei Kritik und Publikum eine verdiente günstige Aufnahme fanden. In jener Zeit Legationssecretär bei den sächsischen Gesandtschaften, verfolgte der Verfasser mit offenem Auge die stürmische Zeitbewegung, obgleich sein Urtheil vielfach durch eine einseitige Anschauung beeinflußt erscheint. Diesem ersten Werke läßt er nun ein zweites folgen, das Beiträge zur Geschichte der Jahre 1852—1864 enthält;*) das erste dieser Jahre verbrachte er als Geschäftsträger in Petersburg, die folgenden als Gesandter in London, wobei kürzere Aufenthalte in Lissabon und Paris sein Beobachtungsfeld erweiterten. Auch in diesem neuesten Werke bilden politische Privatbriefe den Kern, ihnen geht für jedes Jahr ein Resumé voraus, das lichtvoll den Zusammenhang zwischen den Lücken der Correspondenz ausfüllt und eine orientirende Uebersicht über die jeweiligen Ereignisse bietet. Der politische Standpunkt des Verfassers ist weit gereifter und objectiver als in den früheren Briefen, besonders in der Auffassung der gesammten europäischen Lage und der inneren Verhältnisse Englands; den Vorgängen in Deutschland gegenüber verräth sich der kleinstaatliche Politiker öfters einmal.

Ereignißreich waren die Jahre 1852—1864: Die orientalischen Wirren und der Krimkrieg, der indische Aufstand und der Krieg mit China, der italienische Feldzug von 1859 und die Bildung des Königreichs Italien, die polnischen Unruhen, der amerikanische Bürgerkrieg, die Expedition nach Mexiko, in Deutschland selbst die Reformbestrebungen und endlich die schleswig-holsteinische Frage spielten in jener Zeit und setzten die Diplomatie in Bewegung. Eine fortlaufende, geheime Geschichte aller dieser Ereignisse suche man in den Memoiren nicht, sie konnte und wollte der Verfasser nicht bieten, aber Beiträge zur Charakteristik der handelnden Personen und Aufhellung manches verborgen gebliebenen Verhältnisses sind in Fülle vorhanden und nehmen das lebhafteste Interesse in Anspruch. Das Petersburger Stimmungsbild ist höchst lebendig und frisch gezeichnet. Graf Vitzthum erzählt seine erste Audienz beim Kaiser Nikolaus.

„Sonntag, am 8. (20.) Juli nach der Messe empfing mich der Kaiser. Es war dies wider die Etiquette, da der Kaiser in der Regel nur Botschaftern und Gesandten Privataudienzen ertheilte. Wegen der Anwesenheit des Prinzen Albert (des jetzigen Königs) wurde eine Ausnahme gemacht, der ich eine der interessantesten Stunden meines Lebens verdanke. Der Ceremonienmeister hatte mich bis an das Cabinet gebracht und blieb unschlüssig an der Thür stehen, nicht wissend, ob er dieser ungewohnten Audienz beizuwohnen habe oder nicht. Ohne ein Wort zu sagen, nur mit dem Zeigefinger energisch auf die Thür weisend, beantwortete der Kaiser die stumme Frage des Hofbeamten. Wir blieben allein, und ich befand mich zum ersten Male unter vier Augen mit dem mächtigsten und gefürchtetsten Monarchen der Welt. Trotz der 56 Jahre, die er zählte, waren die classischen griechischen Züge und die Hünengestalt Nikolaus I. noch jugendlich kräftig. Phidias hätte einen Zeus oder einen Kriegsgott nach diesem Modell meißeln können. Er trug die kleine Uniform eines Garderegimentes, einen zweireihigen blauen Waffenrock. Ich beobachtete den schon fast entblößten Schädel und bemerkte eine niedrige, wenig entwickelte Stirn, mit welcher die männliche Nase eine und dieselbe Linie bildete. Das Hinterhaupt, wo die Phrenologen die Willenskraft suchen, schien außergewöhnlich stark und der kleine Kopf auf einem des farnesischen Herkules würdigen Nacken zu ruhen."

Das Gespräch zwischen dem Czaren und dem Diplomaten bewegt sich um die verschiedenen deutschen Höfe, die der erstere jüngst besucht hatte. „Am schlimmsten war er auf Berlin zu sprechen. Er ereifert sich förmlich in seinen Klagen über die Schwäche seines Herrn Schwagers." Als der Gesandte dessen gute Absichten und liebenswürdige Eigenschaften rühmte, da donnerte der Czar los: Tant pis pour ses qualités aimables! Quant à ses bonnes intentions, je vous dis, moi, qu'il ne sait jamais ce qu'il veut. Ce n'est pas un roi cela; il nous gâte le métier. Sachez-le donc: le sol sous mes pieds est miné comme sous les nôtres. Nous sommes tous solidaires. Nous avons tous un ennemi commun: la révolution. Si on continue à la cajoler comme on le fait à Berlin, l'incendie deviendra bientôt général. Ici je ne crains rien pour le moment. Tant que je vivrai, on ne bougera pas. Car moi, je suis soldat; Monsieur mon beaufrère ne l'a jamais été. — Tel que vous me voyez j'ai trente-huit ans de service, car j'ai fait mes premières armes en 1813. Oui, je suis soldat. C'est mon métier à moi. L'autre métier que la providence m'a imposé — diese Worte sprach er sehr langsam, beinahe flüsternd — je le fais, parce qu'il faut bien le faire et qu'il n'y a personne pour m'en délivrer. Mais ce n'est pas mon métier.

*) St. Petersburg und London in den Jahren 1852—1864. 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Alle diejenigen Eigenschaften, die sich an dem Kaiser in dieser Scene offenbaren: verletzende Rücksichtslosigkeit, mißachtende Behandlung seiner Umgebung, schroffes Selbstgefühl und eine krankhafte Sentimentalität, die nicht zum wenigsten das beginnende Gehirnleiden verräth, traten auch in den folgenden Schilderungen hervor. Dabei war Nikolaus ein vollendeter Schauspieler, der jede Pose genau beabsichtigte und zur Ausführung brachte. Zu seinen Vertrauten gehörte der preußische Gesandte von Rochow, dem der Kaiser hochwichtige Entschließungen anvertraute, von denen der Staatskanzler Nesselrode keine Ahnung hatte. Dieser war in den Augen seines Herrn nur ein Beamter, der die Befehle auszuführen hatte, und verstand sich in die Lage zu fügen. „Mein Kaiser ist kein Diplomat", mit diesen Worten tröstete sich der Minister und suchte die Indiscretionen und Unvorsichtigkeiten des Czaren wieder gut zu machen. Und an solchen fehlte es nicht. Graf Vitzthum erfuhr eines Tages von einer Hofdame, daß der Kaiser zwei Armeecorps, die an der türkischen Grenze lagen, mobil gemacht hätte. Er fragte den englischen Gesandten, Sir Hamilton Seymour, der ohne Ahnung war und sich sofort an Nesselrode um Auskunft wandte. Dieser versichert, er wisse nichts davon, auch dem Kriegsminister und dem Vertrautesten der Vertrauten, dem Fürsten Orloff, der einst dem Kaiser das Leben gerettet hatte, war das Ereigniß unbekannt. Und doch war es wahr. Der Kaiser hatte in seinem Kabinet Depeschen aus Constantinopel gelesen, sofort schriftlich die Mobilisirung angeordnet und den Befehl abgeschickt. Unmittelbar darauf erzählt er es ungenirt im Salon der Kaiserin dem preußischen Militärattaché mit lauter Stimme, wundert sich aber hinterher, daß die Nachricht bekannt geworden ist, und macht Orloff als Polizeiminister dafür verantwortlich.

Viele Vorkommnisse und Erscheinungen lassen sich nur daraus erklären, daß der Kaiser jahrelang schon gemüthskrank war. Bereits in den vierziger Jahren erklärte es sein langjähriger Leibarzt Dr. Arndt, und der englische Arzt Granville stellte ihm 1853 nur noch eine zweijährige Lebensdauer in Aussicht. Verschlimmert wurde der Zustand durch vielfache Aufregungen, die wiederholt entdeckte Verschwörungen dem Kaiser bereiteten. Die Kaiserin war hochgradig nervös und leidend, von den übrigen Mitgliedern der kaiserlichen Familie erwähnt unser Autor bloß die geistreiche Lieblingstochter des Czaren, die Herzogin von Leuchtenberg und den Thronfolger, den er einen liebenswürdigen, seelensguten Herrn nennt, dessen Charakterschwäche sich in seinen großen, aber ausdruckslosen Augen aussprach. Die Schilderung der Petersburger Gesellschaft mit ihren originellen Festlichkeiten liest sich wie ein Roman des Fürsten Meschtschersky und entbehrt nicht eines gewissen pikanten Reizes. — Doch verlassen wir mit unserem Autor die Residenz an der Newa und siedeln mit ihm in die an der Themse über, wo wir weit mehr in das Getriebe der großen Politik geführt werden. Den maßgebendsten Einfluß auf die innere und äußere Politik Englands in jenen Jahren hatte der Prinz-Gemahl, dessen anderwärts in so lichtvollen Farben gezeichnetes Bild hier noch durch manchen Zug vervollständigt wird, und dessen hochragenden geistigen Eigenschaften volle Gerechtigkeit widerfährt. Mancherlei Opposition machte sich geltend gegen seine Stellung, für die in der englischen Verfassung kein Raum ist, aber durch sein muthvolles Auftreten wußte er sie zum Schweigen zu bringen. Im Jahre 1854 waren die Leidenschaften der Massen gegen den Prinzen erregt worden, und man rieth der Königin, das Parlament allein zu eröffnen, um sich nicht Insulten ausgesetzt zu sehen. Am Morgen vor der Parlamentseröffnung ritt Prinz Albert allein durch die belebtesten Stadttheile Londons. Dieser Beweis der Furchtlosigkeit gefiel so außerordentlich, daß die Parlamentseröffnung unter Theilnahme des Prinzen ungestört vor sich gehen konnte, und als Lord Aberdeen und Lord John Russell unter Beistimmung der Opposition die öffentliche Meinung über die Stellung des Prinz-Gemahls aufklärten, war auch für die Zukunft als constitutionelles Recht festgestellt, daß die Königin sich ihres Gemahls als ersten Rathgebers bedienen dürfe. Und daß dies zum Heile Englands geschah, war Niemandem mehr zweifelhaft. Graf Vitzthum hatte im Laufe der Zeit ebenfalls vielfache Gelegenheit in Unterredungen das wahrhaft staatsmännische Talent des für Deutschland und insbesondere für Preußen stets warm fühlenden Fürsten kennen zu lernen.

Die Allianz der beiden Westmächte gegen Rußland war geschlossen und der Krieg hatte begonnen. Oesterreich wollte dem Bündniß beitreten, wenn Preußen dasselbe thäte, aber dieses schwankte. Sein Vertreter in London war Bunsen, auf den unser Autor sehr schlecht zu sprechen ist. Nach ihm soll Friedrich Wilhelm IV. dem Anschluß schon zugeneigt gewesen sein, als eine Denkschrift Bunsen's, welche voll Russenfurcht den König dringend zum Beitritt aufforderte, den Kampf als einen Krieg der Cultur gegen die russische Barbarei darstellte und die vollständige Vernichtung Rußlands als Endzweck proklamirte. Diese Tendenzen sollen den König so erschreckt haben, daß er mit den Mächten, die seinem Herrn Schwager so übel mitzuspielen beabsichtigten, nichts mehr zu thun haben wollte. Prinz Albert beklagte diese preußische Politik auf's heftigste, da er darin eine Verzichtleistung der hohenzollernschen Monarchie auf ihre Großmachtstellung sah. Daß vor allem die Rivalität der beiden deutschen Mächte gegeneinander hemmend wirkte, verstand man in England gar nicht, da die dortigen Politiker in einer für Deutschland geradezu beleidigenden Weise über die inneren Verhältnisse des Bundes schlecht informirt waren. Als Ende Mai die Bamberger Conferenzen der Mittelstaaten abgehalten wurden, sprach sich Prinz Albert scharf dagegen aus. „Ich halte die Gefahr," sagte er, „für das arme Deutschland und alle deutschen Regierungen zweiten Ranges für eine sehr drohende. Die Existenz derselben beruht auf einer europäischen Convenienz, d. h. mit anderen Worten, auf der Eifersucht der Großmächte. Seit mehreren Generationen dreht sich die europäische Geschichte nur um den einen Punkt, zu verhindern, daß das starke und intelligente Volk, welches die Mitte unseres Erdtheils bewohnt, zu seiner natürlichen politischen Bedeutung gelange." Und ferner:

„Was Bamberg anlangt, so weiß ich recht gut, wie das gekommen ist. Der gute König Friedrich Wilhelm IV. ist ein Achselträger, der es weder mit uns, noch mit den Russen verderben möchte. Die Königin aber will von der Achselträgerei nichts wissen, sie hat Partei ergriffen, und mit Leidenschaft. Wie sie sich über das Schutz- und Trutzbündniß vom 20. April (zwischen Preußen und Oesterreich) ausspricht, ist bekannt. Es handelte sich darum, Zeit zu gewinnen und Preußen eine Hinterthür zu öffnen, um sich von dem Bündnisse lossagen zu können. Das mot d'ordre kam von Petersburg und wurde von der Königin sofort nach Dresden an ihre Schwester weitergegeben. Da wurde denn Bamberg in Scene gesetzt, und der Ausweg schien gefunden."

Ob die letzte Erzählung auf Wahrheit beruht, bleibe dahingestellt; über die Bamberger Conferenzen urtheilt die Geschichte ebenso wie damals der weise Staatsmann. Interessant sind aus der Epoche des Krimkrieges noch einige kleinere Mittheilungen. Als Graf Vitzthum den Commandanten der britischen Vorposten, Lord Cardigan, fragte, ob er unter den Entbehrungen der Campagne gelitten, antwortete der edle Lord: O nein, ich hatte meine Yacht kommen lassen, und die ist ganz comfortable. Es war nur langweilig, früh und Abends auf dem schlechten Wege einige Meilen reiten zu müssen. Aber ich hatte meine Jagdpferde mit, und die kennen kein Hinderniß.

Die Schlacht von Inkerman erschien als eine der glänzendsten Waffenthaten der Armee Englands. Nach der Erzählung unseres Autors wäre aber der russische Plan so vorzüglich gewesen, daß Kaiser Nikolaus voll Freude darüber dem Grafen Münster Mittheilung davon machte, dieser an das Berliner Cabinet berichtete, und er von dort aus durch einen bestochenen Schreiber dem englischen Gesandten verrathen worden sei. Auf Grund dessen konnten die Engländer ihre Dispositionen treffen und siegten.

Zur Befestigung der westmächtlichen Allianz trafen bekanntlich im April 1855 Napoleon und Eugenie zum Besuch des englischen Hofes ein und gefielen außerordentlich. Von der Kaiserin heißt es: „Sie sieht auffallend jung aus; man

Digitized by Google

würde sie eher für 18 als für 28 Jahre alt halten. Ihre Bewegungen haben etwas ungezwungen Graziöses, trotz des unheimlichen, um nicht zu sagen unnatürlichen Ausdruckes ihrer mater dolorosa-Augen. Ihre kindliche Einfachheit hat sehr angesprochen; namentlich schwärmt die 15jährige Prinzeß Royal für die schöne kaiserliche Freundin. Es hat beim Abschiede bittere Thränen gekostet."

Ein zweiter Besuch des französischen Kaiserpaares fand im August 1857 statt. Prinz Albert erzählte später Folgendes davon:

„Halten Sie daran fest, nach mir haßt Napoleon III. Niemand mehr als den Prinzen von Preußen. Mich aber beehrt er mit seinem Hasse, seitdem ich ihm in Osborne (dort war die Zusammenkunft) das Spiel verdorben habe. Er war im Jahre 1857 nicht sowohl wegen der Donaufürstenthümer zu uns herüber gekommen, als um uns in Hinblick auf seine Pläne gegen Oesterreich zu sondiren und zu gewinnen. Seine fixe Idee, die Karte von Europa zu revidiren, sprach er mir damals unverhohlen aus und schlug mir vor, wir möchten mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß abschließen. Es ist sehr möglich, daß er Palmerston und Clarendon für diese Idee bereits gewonnen hatte. Denn auf unsere Minister übte dieser Mann einen mir unbegreiflichen Zauber. Er überzeugte sich bald, daß mit mir nichts anzufangen sei."

Als Seitenstück zu der letzten Aeußerung dürfen die Worte des Lord Clarendon gelten, der 1856 mit der bestimmten Weisung Palmerston's nach Paris gegangen war, den Frieden nicht zu Stande kommen zu lassen. „Aber wir hatten ohne Napoleon III. gerechnet. Keiner von uns vermag ihm zu widerstehen, wenn er uns in seinem Cabinete unter vier Augen für sich zu gewinnen sucht."

Noch zwei interessante Aeußerungen des Prinzen Albert mitzutheilen möge gestattet sein. In einem eigenhändigen Briefe vom 24. Juni 1859 spricht er seine Entrüstung aus, daß Gortschakoff den deutschen Bund une combinaison genannt hat, und äußert dabei: „Der Bund ist am Ende doch nur die äußere Form Deutschlands", und später sagt er einmal: „Fände sich nur ein Mittel, Deutschland das Ansehen, welches ihm gebührt, im Auslande zu verschaffen und zu verhüten, daß es immer mit Füßen getreten wird, dann tauschte ich als Deutscher mit keinem Lande der Welt. Mit Ausnahme der europäischen Stellung haben wir Alles besser als die anderen." Eine zweite Aeußerung, die wir noch notiren, bezieht sich auf Gneist's „Das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht". Der erste Theil wurde gelobt und die Gelehrsamkeit anerkannt, mit welcher das reiche Material zusammengetragen und verarbeitet worden. „Englische Staatsmänner selbst können daraus lernen. Denn wie Gesunde sich wenig um die Anatomie ihres Körpers und das Geflecht ihrer Adern zu kümmern pflegen, so wissen die Engländer in der Regel wenig von ihren Institutionen." Als absurd wurden die Conclusionen des zweiten Theiles verworfen und der Gedanke des Berliner Professors verlacht, England mit einem Heere preußischer Bureaukraten beglücken zu wollen.

Für die Charakteristik Napoleons III. finden sich sehr wichtige Mittheilungen. Nach dem Attentat Orsini's brachte Palmerston die sogenannte Murder-Bill ein, bei deren zweiter Lesung der Sturz des Whigministeriums erfolgte. In dem neugebildeten torystischen Cabinet war Lord Malmesbury Staatssecretär des Auswärtigen. Dieser beauftragte den nach Paris reisenden Grafen Bitzthum dem Kaiser zu sagen, daß seine Gesinnungen die alten seien. „Wenn er aber von mir verlange, ich solle die Palmerston'sche Conspiracy Bill durchbringen, so wäre mir lieber, er bäte mich um den Mond. Wenigstens würde er dann sofort die Unmöglichkeit erkennen." Napoleon antwortete darauf:

„Grüßen Sie meinen alten Freund Malmesbury, und sagen Sie ihm auch, daß ich den Mond nicht von ihm verlange. Wenn ich Palmerston gebeten habe, eine Lücke ihres Strafrechtes auszufüllen durch eine Maßregel, die den fremden Souveränen Sicherheit gegen Anschläge von Mördern bietet, die unter dem Schein politischer Flüchtlinge die englische Gastfreundschaft mißbrauchen, so geschah es nicht meinetwegen, sondern im Interesse Englands und unserer Alliance. Ich brauche die Engländer nicht, um mich zu vertheidigen. Ich habe eine Mission zu erfüllen, und solange die Vorsehung mich braucht, wird sie mich zu schützen wissen. Die Nation, die zu beherrschen ich berufen bin, kennt weder England, noch seine Einrichtungen und schätzt nicht so wie ich die gegenseitigen Interessen, die unsere Allianz schützt. Ich hätte doch gewünscht, daß die Minister und das Parlament einen deutlichen Beweis des Werthes, den sie auf mein Leben und meine Person legen, gegeben hätten. Die Allianz bin ich. Wenn sie es nicht verstehen, um so schlimmer für sie und für uns. Die beiden Völker kennen sich nicht und lieben sich erst recht nicht."

Daß der Kaiser alles that, um das Ministerium Derby zu stürzen liegt auf der Hand; er entblödete sich sogar nicht, wie unser Autor erzählt, dem Chefredacteur der „Morning Post" Auszüge aus vertraulichen Briefen und Berichten des englischen Staatssecretärs zur Verfügung zu stellen, damit dieser daraus Waffen gegen das verhaßte Toryministerium schmiede. Intriguen gab es am Tuillerienhof auf allen Seiten, ob nun Cavour Napoleon durch die schöne Gräfin C. umgarnte oder eine andere diplomate en jupons eine Rolle spielte; aber ein so offenbarer Betrug wie beim Abschluß der Präliminarien von Villafranca ist denn doch unerhört. Nach den Schlachten von Magenta, von der Napoleon selbst zum Fürsten Metternich gesagt haben soll: Vous aviez gagné la bataille de Magenta, mais puisque vos généraux ne s'en doutaient pas, je me suis empressé de télégraphier à Paris que c'était moi qui avais remporté la victoire, und Solferino wurde ein Waffenstillstand verabredet. Der französische Gesandte Persigny schlägt Palmerston und Russel vor, daß die Cession der Lombardei an Sardinien und die Selbständigkeit Venetiens unter einem Erzherzoge als Vermittelungsprojekt Preußens und Englands den kriegführenden Mächten bezeichnet werden sollte. Die englischen Minister stimmen zu unter Vorbehalt der Genehmigung seitens der im Lager zu Aldershot weilenden Königin. Unbekümmert um diesen Vorbehalt und ohne Kenntniß der Stellungnahme Preußens telegraphirt Persigny seinem Kaiser, der Vorschlag würde von beiden Mächten gemacht werden. Inzwischen lehnt die Königin entschieden das Projekt ab, Napoleon aber benutzt die Depesche Persigny's in Villafranca, um Franz Joseph glauben zu machen, er stelle günstigere Bedingungen als die vermittelnden Mächte, da er die Forderung der Trennung Venetiens fallen läßt.

Daß die Politik eines Regimes, das mit solchen Mitteln arbeitete, unhaltbar war, liegt auf der Hand und schon zehn Jahre vor seinem Sturze sagte Napoleon einem sterbenden Kirchenfürsten, der ihm die Interessen des Heiligen Stuhles empfahl: Tout cela est vrai, mais vous ne savez pas, Monseigneur, ce que c'est que de vivre comme moi avec la pointe d'un poignard sur la poitrine.

Aber noch standen die Männer, die den Sturz dieses Lügenregimentes herbeiführen sollten, Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck, am Beginn ihrer glorreichen Laufbahn. Der enge Anschluß, den der Prinz-Regent nach Entlassung des russenfreundlichen Ministeriums Manteuffel an England nahm, erschreckte Napoleon und erregte seinen Haß, der gesteigert wurde, als Preußen vor Villafranca rüstete, um Oesterreich zu Hülfe zu kommen. Als außerordentlich tactvoll wird von dem kleinstaatlichen Diplomaten, dessen Herz gerade auch nicht zu erregt der preußischen Spitze zuneigte, die Haltung des Prinz-Regenten bei der Zusammenkunft mit Napoleon in Baden gepriesen, und wir lesen mit Freuden seine Worte vom 14. Juni 1860:

„Wer den Prinzen von Preußen kennt, weiß, daß jeder Versuch, die Wiederherstellung der französischen Grenze von 1814 zu erwirken, fehlschlagen wird. Napoleon III. wird mit der Ueberzeugung von Baden-Baden heimkehren, daß Grenzregulirungen, d. h. Abtretungen deutschen Gebietes einen Nationalkrieg heraufbeschwören würden, dem sich Frankreich nicht aussetzen kann, um so weniger als seine Allianz mit England in Auflösung begriffen ist."

Am 21. September 1862 wurde Herr von Bismarck-Schönhausen zum Minister-Präsidenten ernannt. Wenige Wochen vorher war in London die Weltausstellung eröffnet worden und bei der Gelegenheit war Bismarck dort anwesend.

Digitized by Google

In einer Unterredung mit Disraeli sagte dieser ungefähr Folgendes:

„Ich werde binnen Kurzem genöthigt sein, die Leitung der preußischen Regierung zu übernehmen. Meine erste Sorge wird sein, mit oder ohne Hülfe des Landtages die Armee zu reorganisiren. Mit Recht hat sich der König diese Aufgabe gestellt, er kann sie jedoch mit seinen bisherigen Räthen nicht durchführen. Ist die Armee erst auf Achtung gebietenden Stand gebracht, dann werde ich den ersten besten Vorwand ergreifen, um Oesterreich den Krieg zu erklären, den deutschen Bund zu sprengen, die Mittel- und Kleinstaaten zu unterwerfen und Deutschland unter Preußens Führung eine nationale Einheit zu geben. Ich bin hierher gekommen, um dies den Ministern der Königin zu sagen."

Und was setzt Disraeli hinzu? „Take case of that man! He means what he says." Anfang 1863 schreibt Graf Vitzthum:

„Sehr aufgefallen ist die Aufrichtigkeit, mit welcher Herr v. Bismarck von der Besetzung Hessens und Hannovers als selbstverständlich gesprochen hat. Metternich gegenüber hat sich der preußische Ministerpräsident schon vor Monaten ebenso aufrichtig gezeigt. Der Fürst warnt vor jeder Unterschätzung des preußischen Staatsmannes und sagt voraus, es werde demselben gelingen, sich in der Staatskanzlei Vertrauen zu erwerben."

Ist diese Verwunderung über den „aufrichtigen" Diplomaten amüsant, so ist es noch amüsanter, wenn unser Autor sich von Disraeli erzählen läßt, Bismarck habe die deutschen Zerwürfnisse nur heraufbeschworen, um die innere Frage noch mehr zu verwirren. Er habe offenbar auf Frankreich gerechnet, sei jedoch mit dieser Rechnung zu spät gekommen, da man ihn jetzt in Paris kalt aufgenommen habe. „Der keusche Joseph", setzt Graf Vitzthum hinzu, „dürfte daher nicht sobald wieder in die Lage kommen, seinen Mantel, wie er sich einmal rühmte, in den Händen der Pariser Potiphar zurückzulassen."

Charakteristisch ist auch die folgende Mittheilung. Im August 1863 war der Fürstentag unter Vorsitz des Kaisers von Oesterreich in Frankfurt zusammengetreten und zu gleicher Zeit tagte in Newcastle upon Tyne ein naturwissenschaftlicher Congreß unter Armstrong's Leitung. Die „Times" bringt nun einen Leitartikel, in der sie die Eröffnungsrede Armstrong's für wichtiger und bedeutender hält als die Franz Joseph's. „Kohlen", ruft das City-Blatt, „Wärme, Gas, Elektricität sind Mächte, welche die Welt umgewandelt haben und auch in politischer Beziehung einen weit größeren Einfluß auf die Geschichte der Menschheit ausüben als Preußen und Lippe-Detmold."

Doch genug der Mittheilung aus dem Inhalt dieses außerordentlich lesenswerthen Werkes, da es unmöglich ist auf alles, was darin neu und interessant ist, hinzuweisen. Jeder Leser wird die reichste Belehrung und fesselndste Unterhaltung bei der Lectüre dieser beiden Bände finden. Nicht geringer wird der Ertrag für den Historiker sein, und er wird mit uns dem Verfasser Dank wissen für die schöne Gabe, die er gespendet.

Gesammelte Aufsätze von Wilhelm Lübke.

Von M. Carriere.

Wie trefflich ist Lübke mit seinen Büchern und sind seine Bücher mit der Kunstgeschichte gewachsen! Sein „Grundriß der Kunstgeschichte", der ein meisterhaftes Gesammtbild der Kunst bietet, gibt in der zehnten Auflage, die als eine Jubiläumsausgabe ausgestattet vorliegt*), so viel gediegenen Inhalt und gut veranschaulichende Holzschnitte, daß der stattliche Band mit Recht das verbreitetste Handbuch und fast ein Volksbuch geworden. Der Architektur hatte der Verfasser sich zuerst zugewandt, die Plastik ließ er folgen, in Bezug auf die Malerei geleitete er uns nach Italien, und wenn hier Deutschland und Frankreich von ihm bis jetzt keine ausführliche Darstellung gefunden haben, so treten gerade die gesammelten Aufsätze*) ergänzend ein: die großen Meister älterer Zeit, Hubert und Johann van Eyck, Rubens und Rembrandt werden in ausführlichen Essays mit Vorliebe geschildert, Studien über Schongauer und Dürer schließen sich an. Aber auch der Entdeckungen Schliemann's wird gedacht, Leonardo da Vinci als Baumeister gewürdigt. Lübke ist durch die Freude am Schönen, durch eigenen künstlerischen Sinn zur Kunstgeschichte geführt worden, und unter dem Einflusse Schnaase's gebildet hat er stets auf die Culturverhältnisse Rücksicht genommen. Freilich manchmal auch etwas einseitig. So berichtet er über das Treiben der Humanisten, über den Verfall von Religion und Sitte, über die frevelhafte Gewaltthätigkeit und lüsterne Frivolität italienischer Großen neben der Herrlichkeit der Kunst, daß diese wie eine Sumpfpflanze erscheint; da ist doch wohl vergessen, daß noch im Bürgerthum ein gesunder Kern der Nation vorhanden war, und wird nicht genug betont, daß geniale Kraft und der Glaube an das Ideal die Grundbedingungen sind für die künstlerische Größe, und daß diese nicht bloß die Blüthe eines geschichtlich aufstrebenden Lebens ist, wie zu Phidias und Shakespeares Zeit in Hellas und England, daß sie auch einem Volk Trost und Ersatz für verlorene, oder Mahnung und Vorbereitung für zu erobernde Macht und Freiheit sein kann, wie das eine im Spanien des 16. und 17., das andere im Deutschland des 18. und 19. Jahrhunderts der Fall war. Jetzt ist die Kunstgeschichte bereits auch Sache archivalischer Forschung und notizensammelnder Gelehrsamkeit, jetzt hören wir, daß das Band mit der Aesthetik völlig zerrissen werden solle, während beide in lebendiger Wechselwirkung seit den Tagen Winckelmann's und der Romantiker sich entwickelt haben. Es hängt dies mit einem Zug nach immer weiterer Spaltung und Besonderung der Wissenschaften, nach immer steigender Kleinkrämerei zusammen; man vergißt, daß man das Einzelne nur im Lichte des Ganzen erkennt, und daß der Realismus geschichtlicher und naturkundiger Sonderforschung mit dem Idealismus der Philosophie sich verbinden muß, wenn nicht der eine leer, der andere geistlos sein soll. Ohne das sehende Auge für die seelenvolle Form, ohne die Erkenntniß des Wesens der Schönheit steht der notizengelehrteste Kunsthistoriker jedem neuen Werk rathlos gegenüber und vermag er auch das Alte nicht seinem Werth nach zu behandeln. Lübke bewährt gerade zeitgenössischen Leistungen und Richtungen gegenüber seine eigenen Geschmack, wie seine allgemeine und umfassende Bildung. Möchte er auch einige Modewörter, wie „vornehm, köstlich" ꝛc. etwas sparsamer anwenden!

Ich hebe von seinen Aufsätzen gerade den neuesten hervor: Ludwig II. von Bayern und die Kunst. Lübke spricht hier über die Förderung einer idealen und monumentalen Kunst durch Ludwig I. ganz anders als manche Neuere, die angesichts der Fein- und Kleinmalerei von heute einen Cornelius für überwunden und beseitigt halten, von einem Kaulbach gar nicht mehr reden; er sieht hier schöpferische Leistungen von unvergänglicher Größe, und sagt, — ich glaube, er sagt etwas zu viel: „Niemals hat ein einzelner Herrscher eine so grandiose, so nach allen Seiten epochemachende monumentale Kunstthätigkeit hervorgerufen. Mögen an jenen Werken immerhin die Mängel ihrer Zeit haften, sie athmen doch eine Größe des Sinnes, eine glühende Begeisterung für alles Hohe, das für alle Zeiten bewundernswerth dasteht, sie alle repräsentiren eine Summe von Schöpfungen, an welchen das deutsche Volk einen unverlierbaren Schatz auf immer besitzt." Dagegen erscheint ihm die Kunstpflege König Ludwigs II. nur zur Befriedigung persönlicher Neigungen, zur Verwirklichung phantastischer Träume in Bewegung gesetzt; und größtentheils, können wir hinzufügen, wandte sie sich gerade der Periode zu, welche der Großvater bei Seite schob, dem Stil Ludwigs XIV. und dem Rococo.

*) Verlag von Ebner & Seubert (Paul Neff) in Stuttgart.

*) Kunstwerke und Künstler. Dritte Sammlung vermischter Aufsätze. Breslau, Schottländer's Verlag.

Digitized by Google

Eine Ausnahme macht der Bau von Neuschwanstein; auch Lübke sieht hier die prächtige Ausführung einer Ritterburg im Stil der Hohenstaufenzeit, und sie stimmt mit der gewaltigen Romantik der Alpennatur zusammen. Anders ist es mit dem Linderhof. Der gemahnt an die rücksichtslose Ueppigkeit des fürstlichen Absolutismus aus den Tagen Ludwigs XV. und contrastirt seltsam mit der unberührten Feierlichkeit der Naturumgebung. Lübke beklagt hier mit Grund, daß die deutsche Renaissancearchitektur, zu welcher man sich nach 1870 hinwandte, bereits wieder in barocke Verschnörkelung entartet; „statt jenes Stils, in welchem wir den Ausdruck geistigen Ringens, redlicher Arbeit, bürgerlichen Behagens erkennen, soll uns neuerdings eine Kunstweise aufgedrungen werden, die das Gepräge schwelgerischer Ueppigkeit, frivolen Spieles mit dem Dasein unauslöschlich an der Stirn trägt." Noch mehr beklagt Lübke die ungeheure Verschwendung in der zwecklosen Nachahmung des Schlosses von Versailles auf der einsamen Chiemseeinsel. Aber er bestätigt, daß der König selbst mit eingehendem Stilverständniß die Entwürfe der Architekten geleitet, er bemerkt, wie diese künstlerische Thätigkeit der lichte Blick in der anhebenden Geistesumnachtung war, wie da die ursprünglich klare poetische Begabung sich offenbarte. Den Einfluß des Königs auf das Kunsthandwerk schlägt man in München höher an, als Lübke thut; da hat der König, wenn auch nicht auf Reinheit des Geschmackes, doch auf die Phantasie und das Können belebend eingewirkt.

Lübke zollt mit Recht dem Ministerium Lutz seine Hochachtung für das Geschick und den Muth, mit welchem dasselbe einer ultramontanen Kammermajorität gegenüber in so schwieriger Lage die Regierung geführt und die verantwortliche Aufgabe der Ueberführung des Staates in sicher geordnete Verhältnisse vollbracht. Für Kunst konnte es wenig thun, da die Volksvertreter die Mittel verweigerten. Doch ward nicht bloß der Neubau der Akademie und des Ständehauses vollendet, auch aus der geringen Summe, welche für monumentale Kunst verfügbar ist, haben Kirchen und Rathhäuser schöne Gemälde und haben Marktplätze Brunnen mit plastischem Schmuck erhalten. Lübke gedenkt der großen Anstrengungen für die Kunst in der Reichshauptstadt, und schließt: „Es ist die höchste Zeit für München, daß dieser edelste aller Wettkämpfe es gewaffnet finde, damit die früheren großen Anfänge sich nicht im Sande der Alltäglichkeit verlaufen. Von dem erleuchteten Sinne des Prinz-Regenten darf man mit Sicherheit erwarten, daß er diese Gefahr erkennen und ihr mit energischen Maßregeln zu begegnen wisse. Dem Ministerium Lutz steht aber ein neuer Ruhmestitel in Aussicht, wenn es ihm gelingt, seinen übrigen Verdiensten um das bayerische Land auch noch dasjenige einer höheren Kunstförderung hinzu zu fügen."

Dazu aber gehört auch, daß geniale künstlerische Kräfte da sind, die große Stoffe in großen Formen ausprägen, sowie daß auch im Volk der echte Sinn lebendig ist, dem Lübke in den zum Schluß abgedruckten Aphorismen huldigt. Wenn man ruft: „Wahrheit, nicht Schönheit!" so wird man bald die Wahrheit in der Unschönheit, in der Gemeinheit suchen, statt die wahre Schönheit in der schönen Wahrheit zu finden. Lübke klagt: „Im gesammten modernen Culturleben reißt immer mehr eine Stimmung ein, die allen Idealen abhold oder in materiellem Genuß und Gewinn ihre Befriedigung sucht. Finden wird er aber solche Befriedigung nie, denn diese quillt nur aus den tiefsten Gründen der Seele, in welchen es noch Glauben an das Hohe, Reine, Schöne gibt." Er klagt, daß das physisch und moralisch Häßliche in Poesie und Malerei immer mehr zur Darstellung reize, und fordert statt dessen die Schilderung der Helden des Geistes und des Schwertes im Adel der Form. Aber die deutliche Ausprägung des Inneren in Haltung und Bewegung der Gestalten findet unsere Zeit zu theatralisch, und wenn Ary Scheffer in seinem Christ consolateur den Jesus Renan's malerisch veranschaulicht, so ziehen unsere modernsten Maler den Heiland und die Apostel in das Gewöhnliche wieder herab, statt in ihnen göttliche Hoheit und edlen Sinn in den Formen der Wirklichkeit auszuprägen. Man vergißt, daß in erhöhten Lebensmomenten auch ganz unwillkürlich die Haltung und Bewegung des Körpers von der Seele aus über das Alltägliche sich erhebt. Als 1871 die siegreichen Truppen durch die Ludwigstraße in München einzogen, da sahen ihrer strammen muthesfrischen Haltung gegenüber die sie beglückwünschenden realistischen Gemälde der Tapferkeit, des Sieges und Friedens recht salopp und locker aus, und als der Kronprinz vor König Ludwig begrüßend den Degen mit dem Siegeskranz senkte, da sagte der Bildhauer Zumbusch: „classisch!" — „Fast zu academisch!" setzte Kaulbach in seiner das modische Kunsturtheil ironisirenden Weise hinzu.

Feuilleton.

Memento!

Eine Studie von Gustav Schwarzkopf.

— — — „Bitte, wollen Sie mich meinen Ausspruch, der Ihnen so sonderbar erscheint, auch begründen lassen. Auch ich fühle so warm wie irgend einer mit den Enterbten und Elenden. Mein Herz schnürt sich zusammen, wenn ich an ihre Noth denke, an den Druck, unter dem sie schmachten, ich begreife und theile ihre Erbitterung, ihren Grimm, ich beklage und verwünsche unsere Ohnmacht, die nichts thun kann, das Loos dieser Armen dauernd zu verbessern, und ich bin immer ehrlich bestrebt, das Meinige zu thun, um wenigstens das Elend Einzelner zu lindern. Und doch halte ich meinen Ausspruch aufrecht: der Anblick oder gar die Berührung dieser Menschen, denen mein wärmstes Mitleid, meine vollste Sympathie gilt, flößt mir Unmuth, Abscheu und Widerwillen ein. Mein Unmuth wird geweckt durch die Gefühlsrohheit, durch den Mangel an Pietät und Zartgefühl, der diese Menschen kennzeichnet, ihr Knechtssinn, der keine Beleidigung begreift, keine Demüthigung scheut, ihre Unreinlichkeit, ihre rohe Gier, ihr Mangel an Scham, Stolz und Würde, die Verthierung, die sich in ihren Augen, in ihren Geberden ausdrückt, das alles flößt mir Abscheu und Widerwillen ein. Am Bett eines theuren Kranken noch lange erwägen, ob man wenige Kreuzer — und seien es auch die letzten — auch wirklich zur Anschaffung eines Linderungsmittels verwenden soll, im Angesicht des Todten noch feilschen und rechnen, die äußere Erscheinung vernachlässigen und verkommen lassen, in einem Zimmer, in dem niemals aufgeräumt wird, an dessen Wänden der Schmutz klebt, mit ungewaschenen Händen gierig nach einem undefinirbaren Mahle langen, ohne Ekel zu empfinden, — es ist mir nicht möglich, dies alles mit Noth und Elend zu entschuldigen. Selbst in der tiefsten Armuth kann man Stolz, Scham und sittlichen Halt bewahren; lieber, gleich dem verwundeten Thier, sich in seine Höhle zurückziehen, um einsam zu verenden, als seine Menschenwürde preisgeben, die erbärmliche Fristung des Lebens mit einer Demüthigung, einer Erniedrigung zu bezahlen."

In der Haltung des Sprechers war keine Pose zu bemerken, seine Rede war frei von Affectation, der ehrliche Eifer, in den er sich hineingesprochen hatte, mußte den Anderen klar machen, daß er wirklich seiner innersten Ueberzeugung Ausdruck gegeben habe. Er konnte auch glauben die Anderen zu seiner Ansicht bekehrt zu haben, denn Niemand widersprach mehr, selbst derjenige, dem die Entgegnung galt, begnügte sich mit einem Lächeln. Die junge Frau des Redners sah stolz und bewundernd zu ihrem Gatten auf, stellte sich dann auf die Fußspitzen, um die schmalen blassen Lippen seines schön arrangirten Christuskopfes küssen zu können, und flüsterte selig: „Mein Erwin!"

Allmählich verabschiedeten sich die Gäste, das junge Ehepaar blieb allein in seiner prächtigen, künstlerisch ausgestatteten Wohnung. Der junge Gatte, Dilettant in allen Künsten, hatte

Digitized by Google

selbst Einiges zu deren Ausschmückung beigetragen: seine Zeit hatte ihm das erlaubt. Als Sohn eines reichen, arbeitsamen Mannes, dessen Ehrgeiz darin bestand, seinem Erben das Nichtsthun gestatten zu können, dann als Gatte einer reichen Frau, hatte er niemals nöthig gehabt, einem Erwerb nachzugehen; sein ganzes Leben war der Beschäftigung mit den schönen Künsten, dem Studium, der Betrachtung geweiht. Wie viele Jahre schöner, ruhiger, genußreicher Thätigkeit lagen noch vor ihm! Vielleicht war er dazu ausersehen — so dachte er, als er in dieser Nacht das Haupt müde auf das Kissen legte — den Enterbten und Elenden für immer zu helfen, ihnen die Menschenwürde zurückzugeben.

* * *

Gänzlich unerwartet stellte eines Tages der Vater Erwins seine Zahlungen ein. Ein vollständiger Schiffbruch, bei dem die zahlreichen Gläubiger kaum etwas Nennenswerthes für sich zu retten vermochten. Für Erwin blieb nichts übrig, auch das Vermögen seiner Frau, das er dem Vater anvertraut hatte, war verloren. Erwin ertrug den schweren Schlag mit Ruhe und Fassung. Er mußte eben daran denken zu arbeiten, seine zahlreichen Talente praktisch zu verwerthen, aber vor allen Dingen mußte man sich einschränken, den für die geänderten Verhältnisse unpassenden Luxus aufgeben. Das junge Paar veräußerte einen Theil seiner Einrichtung, die werthvolleren Kunstgegenstände, dann übersiedelte es in eine kleinere Wohnung, welche nur die allernothwendigsten Räume enthielt, ein Schlafzimmer, ein Speisezimmer, ein Arbeitskabinet, ein Kinderzimmer für den Aufenthalt des kleinen Erwin. Für geraume Zeit war ihre Existenz durch das Erträgniß des Verkaufes — wenige tausend Gulden — wohl gesichert, aber darum mußte man doch gleich ernstlich zu sparen beginnen. Erwin gewöhnte sich an eine billigere Sorte Cigarren, seine Frau, die sich mit einem Dienstmädchen und einer Aufwärterin begnügte, führte allerlei Ersparungen im Haushalt ein. Auch ihre kostbaren und nun gänzlich unpassenden Hauskleider wollte sie nicht abnützen, sie ließ allsogleich einige einfache dunkle Kattunkleider und eine große Anzahl weißer Schürzen und Häubchen anfertigen, eine Tracht, die sie in den fünften Acten zahlreicher Rührstücke an der verarmten Heldin gesehen hatte und die ihr vortrefflich zu Gesicht stand. Sie half auch im Haushalt mit, nähte und stickte und fand eine Zeit hindurch, daß es sehr hübsch und poetisch sei, Armuth zu spielen. Und von beiden Eheleuten wurde noch die Parole ausgegeben: Nur keine Neuanschaffungen treffen, man muß mit dem Alten auszukommen suchen. Erwin ließ denn auch aus einem seiner Pelzröcke einen Winterpaletot für seinen kleinen Sohn zurechtschneidern, und Frau Magda zerschnitt einen noch recht guten echten Sammetüberwurf, um daraus eigenhändig für den Kleinen eine Blouse anzufertigen. Erwin war auch sonst nicht müßig, vielmehr eifrig bestrebt zu erwerben. Er schickte den Zeitungen Gedichte und Novellen, den Theatern kleine Dramen, er bot den Musikalienhändlern Lieder und Quartette, den Kunsthändlern kleine Bilder und Statuetten zum Kauf an, freilich ohne Erfolg. Erwin war zu stolz die Empfehlung der ihm früher befreundeten Künstler zu erbitten, und die in vornehm-nachlässiger Weise mit wenigen Worten angebotenen Werke des gänzlich Unbekannten sprachen durchaus nicht für sich selbst. Die hohe Meinung, die er über den Werth seiner Arbeiten hatte, ließ ihn diese Zurückweisungen ziemlich kühl aufnehmen; die dumme Menge verstand sich eben nur auf Alltagswaare. Auch nahm ihn eine andere Sorge voll in Anspruch. Sein Kind kränkelte und siechte langsam dahin, trotz der sorgfältigsten Pflege, trotz des Beistandes der ersten Aerzte, die man täglich hatte kommen lassen. Wie er um den Knaben trauerte! In dem Zimmer des verstorbenen Lieblings sollte alles unverändert bleiben, seine Kleider, seine Spielsachen sollten für immer aufbewahrt werden, um die Erinnerung an ihn lebendig zu erhalten.

Wahrscheinlich durch die Krankheit des Kleinen, welche die Ueberwachung des Haushaltes, die in Aussicht genommene strenge Sparsamkeit nicht gestattet hatte, waren ihre Geldmittel so schnell erschöpft worden; nach kaum einem Jahre mußten sie schon daran denken, neue Mittel zu beschaffen. Sie verkauften nun die Silbergegenstände, den Schmuck der Frau — Magda behielt nur das Allernothwendigste zurück, Uhr, Kette, einige Ringe, Brochen, Armbänder und Medaillons — um mit der dafür erzielten Summe wieder ein Jahr auszulangen. In diesem Jahr wurde Erwin, noch erregt durch den Tod seines Kindes, in seinen Versuchen, seinen Werken Geltung zu verschaffen, ein wenig unruhiger und zudringlicher, und durch die abermaligen Zurückweisungen gereizt und erbittert; einmal ließ er sich sogar verleiten, seiner Frau, „welcher das Geld unter den Händen zerfließe," harte Worte zu sagen. Niemals hätte er es für möglich gehalten, daß die Armuth so kostspielig sei.

Kostbarkeiten, deren Veräußerung große Summen erzielen konnten, hatten sie nun nicht mehr; aber in einem ehemals so reichen Haushalt finden sich noch immer unzählige Dinge, welche in Geld umgesetzt, noch lange die Noth von ihnen fern halten konnten. Allerdings nicht mehr ganz überflüssige Dinge, Gegenstände, die man im täglichen Gebrauch lieb gewonnen hatte, von denen man sich nicht für immer trennen wollte. Bessere Zeiten mußten ja kommen — Erwin erinnerte sich einmal, von Leihanstalten sprechen gehört zu haben — man konnte die Gegenstände ja verpfänden. Wie lange er auf der Straße hin- und herging, wie lange er zögerte, ehe er den Muth fand, einen Dienstmann mit der delikaten Mission zu betrauen! Vergebens sagte er sich, daß der Mann ihn ja gar nicht kenne, an solche Aufträge wohl auch gewöhnt sein müsse und ohne Zweifel froh sei, überhaupt einen Auftrag zu erhalten; seine Stimme klang doch unsicher und gebrochen, als er sich endlich doch dazu aufraffte, seinen Wunsch auszusprechen. Allmonatlich mindestens einmal hatte er nun diese Mission zu übernehmen, die mit der Gewohnheit allerdings nach und nach an Peinlichkeit verlor; ja er gelangte dahin, seine durch nichts gerechtfertigte kindische Scheu und Verlegenheit, die er anfänglich empfunden hatte, zu belächeln.

Dieser Zeitraum wurde auch noch anderweitig markirt. Die Eheleute mußten sich abermals bequemen, in eine viel kleinere Wohnung zu übersiedeln, die nun keinen überflüssigen Raum mehr hatte, welchen man ausschließlich der Erinnerung an den dahingeschiedenen Liebling hätte weihen können. Die Kleider und die Spielsachen des Kleinen, von denen sich Erwin um keinen Preis trennen wollte, wurden verpackt; es mußte ja doch eine Zeit kommen, in der man ihnen wieder den ihnen gebührenden Raum anweisen konnte. Mit den überflüssig gewordenen Einrichtungsstücken verkaufte Erwin auch seine Bibliothek, ohne dabei, wie er sich früher wohl vorgestellt hatte, Schmerz oder Bitterkeit zu empfinden; er hatte es gar nicht bemerkt, wie ihm nach und nach die Stimmung und das Bedürfniß verlassen hatte, sich mit seinen Büchern zu beschäftigen. Er befaßte sich auch nicht mehr mit Poesie; wenn er jetzt die Feder in die Hand nahm, mußte sie ganz prosaischen Zwecken dienen. Den Rath seiner Frau befolgend, machte er nämlich jetzt den Versuch auf andere Weise, als durch Verwerthung seiner künstlerischen Fähigkeiten, Geld zu erwerben. Magda hatte, zufällig in der Zeitung blätternd, einige Annoncen gefunden, in welchen Lehrer, Secretäre, Vorleser gesucht wurden; sie forderte nun Erwin auf, sich um eine dieser Stellungen zu bewerben, die er ja ohne Zweifel erhalten müsse. Er sah sie mit einem sonderbaren Blick an, befolgte aber ihren Rath. Wie schwer ist es doch, Jemanden seine Dienste anzubieten, wie viele Bogen zerriß er, ehe er mit dem ersten Briefe zu Stande kam und wie eigenthümlich waren diese Offerte, die er schließlich fertig brachte! Sie waren in dem gereizten, pikirten Tone eines Mannes gehalten, der auf dem „Qui vive" steht, der sich verpflichtet glaubt, gleich anfänglich gegen jede Demüthigung und Beleidigung zu protestiren, Offerten mit ironischen, verbitterten Wendungen, mit malitiösen Bemerkungen, Anerbietungen, die überdies weder durch Zeugnisse, noch durch die Berufung auf eine frühere Thätigkeit unterstützt wurden. Nur einmal erhielt er auf sein Schreiben eine Einladung sich vorzustellen, aber man ließ ihn mit anderen Bewerbern eine

Digitized by Google

Viertelstunde im Vorzimmer warten, und empört, bebend vor Zorn über die ihm widerfahrene Demüthigung lief er davon.

In diesem Stadium zeigte wenigstens ihr Hauswesen noch einige Behaglichkeit. Magda hatte mit frauenhaftem Geschick die Reste ihrer Einrichtung vortheilhaft verwendet, sie verstand es, durch Hinzufügung eines kleinen, billig herzustellenden Gerichtes, eines Desserts, das oft nur aus zwei Aepfeln bestand, ihren immer kärglicher werdenden Mahlzeiten den Anschein der Vornehmheit zu bewahren; nur die Qualität der Speisen wurde allmählich immer mehr und mehr zweifelhaft, ohne daß die beiden ehemals so Verwöhnten daran Anstoß nahmen; die Verschlechterung war so allmählich fast unmerklich eingetreten, wie sich nach und nach der Inhalt ihres Gesprächs, ihr Umgangston gänzlich verändert hatte, aus dem die zarte Rücksicht fast ganz geschwunden war. Auch die hübschen, niedlichen Hauskleider Magdas sahen schier arg abgenutzt aus, und sie trug sie mit Unachtsamkeit, dem Mangel an Koketterie, mit der man alte Kleider zu tragen pflegt, auch Erwins Hauskleidung sah vernachlässigt aus, dafür waren Beide um so mehr bemüht, ihre Armuth nach außen zu verbergen. Magda brachte ganze Tage damit zu, ihren und ihres Mannes Straßenkleidern neuen Glanz zu verleihen, fadenscheinig gewordene Stellen möglichst zu verdecken, und Dank ihren Bemühungen repräsentirte sich Erwin denn auch noch so, daß er die Einladung eines Freundes, der ihn eines Abends aufforderte, mit ihm in einer eleganten Weinstube zu soupiren, nicht als Demüthigung, nicht als Almosen aufzufassen brauchte, mit welchem man einen Darbenden glücklich machen will. Er acceptirte denn auch. Der feurige Wein, den er schon lange hatte entbehren müssen, mundete ihm auch vortrefflich, und doch kam er nicht zum behaglichen Genuß, horchte er nur zerstreut auf die phrasenreichen Reden des Freundes. Zweifel und Bedenken quälten ihn. Hatte er auch recht verstanden, wird der Andere auch wirklich für ihn zahlen? Und dann das Bedenken: Verträgt es sich mit seiner Ehre, seinem Zartgefühl, das anzunehmen? Als es zum Begleichen der Zeche kam, markirte er ziemlich ungeschickt die Absicht, seinen Theil bezahlen zu wollen, und als dies nicht zugelassen wurde, stammelte er einige Dankesworte. Welche abermalige Ungeschicklichkeit! War es ihm in früheren Zeiten wohl jemals eingefallen, bei ähnlichen Gelegenheiten zu danken! Und als er auf dem Heimweg mit dem Freunde plauderte, mußte er selbst in Erstaunen gerathen über den Schmeichelton, den seine Stimme angenommen hatte, über die, den unsinnigsten Aussprüchen zustimmenden Worte, die sich gegen seinen Willen von seinem Lippen ablösten. Wie feige war es doch von ihm, in dieser Weise seinen Dank abzustatten, das Wohlwollen seines Wirthes erhalten zu wollen durch Verleugnung seiner Gesinnung, durch Erniedrigung! Und er fand Gelegenheit, sich noch auf einer anderen Niedrigkeit zu ertappen. Ohne sich selbst über seine Motive Rechenschaft geben zu wollen, ging er in den nächsten Tagen zur selben Stunde dieselbe Straße auf und ab, in welcher er einmal den Freund getroffen hatte, in der uneingestandenen Hoffnung, den freigebigen Wirth zufällig wieder zu finden.

Dann kam freilich eine Zeit, in welcher er trotz der Kunstfertigkeit Magda's doch schon zu ärmlich aussah, um von solch einer zufälligen Begegnung noch profitiren zu können. Sie hatten ihr eigenes Heim aufgeben müssen und wohnten nun bei fremden Leuten in einem ziemlich dürftig eingerichteten Zimmer. Noch eine geraume Zeit hindurch hatten sie ihren Lebensunterhalt durch Verpfänden und Verkaufen der ihnen gebliebenen Werthstücke bestritten. Magda war geradezu unerschöpflich im Auffinden, vielmehr im Entdecken von Gegenständen, von deren Besitz sie früher keine Ahnung gehabt hatte, und welche nun doch Summen repräsentirten, von denen sie Tage oder Wochen leben konnten. Nur verlohnte es nicht mehr, diese Gegenstände durch einen Anderen verpfänden oder verkaufen zu lassen, der einen Theil des geringen Erlöses für seine Mühe beanspruchte, Erwin mußte dies nun selbst besorgen.

Dieser erste Tag im Leihhause! Zitternd, mit geschlossenen Augen stand er da unter den Anderen, wartend bis an ihn die Reihe kam, den brüchigen Hut tief in die Stirne gedrückt; mit der Scheu eines Verbrechers reichte er sein Pfandstück hin, ohne zu zählen raffte er das ihm übergebene Geld zusammen! Ueber diese Anderen, die ruhig warteten, sich unterhielten, lachen konnten! Wie bemitleidete und verachtete er sie, die nicht mehr das Bewußtsein ihres Elends besaßen, alle Scham verloren hatten! Auch er verlor sie, bald verweilte auch er in den ihm schnell vertraut gewordenen Räumen, gleichgiltig, stumpf vor sich hinblickend; und als sich das Verpfänden als unpraktisch erwies, lernte er es auch, in zehn Geschäften irgend einen Gegenstand vergeblich zum Kauf anzubieten; das erste Mal hatte er gestammelt, und er brachte es dahin, das Verkaufsobject anzupreisen, er brachte es dahin zu feilschen.

Lange schon hatten sie das Abonnement einer Zeitung aufgegeben; Erwin wartete jetzt am frühen Morgen mit hundert Anderen auf der Straße vor den Thüren einer Zeitungsadministration; wenn dann endlich die schwarzen Tafeln ausgehängt wurden, auf welchen der Annoncentheil des neuen Blattes befestigt ist, dann drängte er sich mit den Anderen, um den Inhalt zu studiren; seine Handfläche als Unterlage benutzend, notirte er dann auf einem schmutzigen, abgerissenen Fetzen Papier die Adressen, die für ihn tauglich schienen. Er kam fast immer zu spät, genügte fast niemals den Ansprüchen, die man stellte; nur selten gelang es ihm, eine Aushülfsbeschäftigung zu finden, deren Erträgniß ihnen für einige Tage Brot verschaffte. Dann kam ein Tag, an dem er so abgerissen in seiner Kleidung war, daß er sich überhaupt nicht mehr vorstellen konnte, ein Tag, an dem sie nicht die geringfügige Miethe für ihre dürftige Kammer bezahlen konnten. Er hörte die rauhen verletzenden Worte, welche die Vermietherin zu seiner Frau sprach und er blieb ruhig; wenn sie nur zuwartete, sie nur nicht wegjagte! Eines Tages entdeckte Magda auf dem Bodenraum die Kiste, in welcher die Dinge verwahrt waren, welche dem kleinen Erwin gehört und welche sie immer mit sich geführt hatten; auf ihre Frage, ob sie die Sachen vielleicht jetzt verkaufen dürfe, sah sie Erwin unfreundlich an. „Selbstverständlich. Warum sie nur frage! Was sollten sie mit diesen Dingen!"

Magda fand noch andere Hülfsquellen; einen Monat fristete sie ihr Leben mit einer Summe, die sie heimgebracht hatte; sie hatte bei entfernten Verwandten, mit denen sie nie im Verkehr gestanden war, gebettelt. Erwin schalt, als sie ihm davon Mittheilung machte, gerieth in Zorn und Entrüstung, beruhigte sich aber bald; am zweiten Tag schon überwältigte ihn der Hunger, von den Speisen zu essen, die mit dem erbettelten Gelde gekauft worden waren, und als wieder einmal ihre Mittel erschöpft waren, sagte er leise und zögernd: „Du könntest wohl wieder —"

Er gewöhnte sich auch daran, und einmal fiel ihm ein, daß er selbst wohl auch den Versuch wagen könnte. Und nun machte er bettelnd die Runde bei seinen ehemaligen Freunden, anfänglich kaum hörbar seinen Namen nennend, sein kümmerliches Aussehen allein für sich sprechen lassend, unfähig ein Wort des Dankes hervorzubringen, dann allmählich dreister werdend, immer breiter und ausführlicher seine Leidensgeschichte erzählend, ostentativ seine Blößen zeigend, durch langathmige Erinnerungen an die gemeinsam verlebten Jugendtage zu rühren suchend, endlich zudringlich, durch sein Verbleiben eine Gabe ertrotzend, unempfindlich gegen jede Beleidigung und heuchlerisch, kriechend und unterwürfig in seinen Dankesbezeigungen. Er war nun einige Male im Besitz kleiner Summen, die es ihm möglich gemacht hätten, wenigstens etwas auf seine äußere Erscheinung zu verwenden, er dachte gar nicht mehr daran, sein ganzes Denken wurde beherrscht durch die quälende Angst vor dem Hunger. Die Summen, die er erhielt, und von welchen er keinen Kreuzer aus den Händen gab, wurden in so und so viele Theile eingetheilt, welche sie auf so und so viele Tage vor Entbehrung schützen sollten, und mißtrauisch verlangte er genaueste Verrechnung, wenn er Magda die Einkäufe für ihre erbärmliche Wirthschaft besorgen lassen mußte.

Wie er es längst unterlassen hatte, sich gegen die Armuth

Digitized by Google

noch zu wehren, nach außen hin noch den Schein zu wahren, so hatte auch die Frau es schon lange aufgegeben, der Unordnung, dem Schmutz in ihrem Heim zu steuern. Es war ja doch unmöglich! Dieser enge Raum ohne Licht und Luft war nicht wohnlich zu gestalten, der elende Hausrath vertrug keine Reinigung, die Lumpen, in die sie sich hüllen mußten, konnten von der Nadel nicht mehr zusammengehalten werden. Wozu auch! Wer sah ihnen denn zu! Sollten sie zu der aus erbärmlichen Resten, aus dem Abhub bestehenden Mahlzeit vielleicht den Tisch decken oder Dinertoilette machen? Würde ihnen das helfen, sie wieder emporbringen? War es nicht noch das Beste, ruhig da zu sitzen, stumpf vor sich hin zu brüten, wenn sie sich einmal müde gesprochen, die Kraft ihrer Lungen erschöpft hatten in Anklagen gegen das Schicksal, in gegenseitigen Vorwürfen, in groben, unfläthigen, von der Straße aufgelesenen Worten!

Und einmal kam es vor, daß die Frau sich zu schwach fühlte, den Aussprüchen des Mannes in gleicher Stärke zu begegnen; am anderen Morgen konnte sie sich nicht vom Lager erheben, sie war schwer erkrankt. Den Doctor brauchte man zwar nicht zu bezahlen — „etwas wird ja doch für die Armen gethan", meinte Erwin höhnisch, — auch Medicamente bekamen sie umsonst, aber die Kranke hatte kostspielige Launen, verlangte Erfrischungen, besondere Speisen; sollte er denn hungern, um diesen Launen gerecht werden zu können? Es litt ihn nun nicht mehr zu Hause in dem dumpfigen Zimmer, in welchem der Aufenthalt durch die Anwesenheit der Kranken noch entsetzlicher geworden war, und ganze Tage streifte er nun müßig durch die Straßen, erst spät Abends nach Hause kommend, um sich dann mit müder, theilnahmsloser Stimme nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen. Konnte er ihr denn helfen?

Auf einem seiner Spaziergänge hatte er sich, müde geworden, auf die Stufen eines Hauses gesetzt. Einige Herren traten in's Haus, welche, wahrscheinlich im Begriff, sich zu einer Versammlung zu begeben, ihre brennenden Cigarren wegwarfen. Plötzlich wurde Erwin von einer verzehrenden, unbezwinglichen Lust erfaßt, zu rauchen. Wie lange schon hatte er dieses Vergnügen entbehrt! Seine Taschen waren leer, die letzten Kreuzer hatte er eben ausgegeben, um sich nothdürftig zu sättigen; einige Augenblicke kämpfte er noch mit sich selbst, dann mit einer letzten Anstrengung den in ihm aufsteigenden Ekel überwindend, hob er die längste der noch brennenden Cigarren vom Boden auf und führte sie an die Lippen.

An diesem Tage kehrte er zufällig früher nach Hause zurück. Vor der Thüre seiner Kammer traf er eine Versammlung schwatzender Weiber, die bei seinem Kommen zuerst verstummten, dann gemeinsam auf ihn einstürmten. — Seine Frau war todt, bald nach seinem Weggehen gestorben. Er hatte es wohl gehört, verstanden, aber nichts gefühlt, nicht einmal Ueberraschung; es hatte wohl so kommen müssen. Dann trat er in sein Zimmer, beugte sich über die Todte, starrte sie an, immer noch, ohne etwas zu empfinden; endlich überkam ihn eine Regung des Bedauerns, des Mitleidens — mit sich selbst; nun wird er das Elend allein tragen müssen. Eine Nachbarin trat zu ihm. Es war schon alles geordnet. Eine im Hause wohnende wohlhabende Frau hatte sich bewegen lassen, einen anständigen Anzug für die Todte und einiges Geld für die Bestattung herzugeben; dort auf dem Sessel lägen die Kleider, in der Tischlade sei das Geld. Er nickte nur zum Zeichen, daß er verstanden habe, und die Frau ließ ihn allein.

Immer noch saß er da mit thränenlosen Augen, unfähig, seine Gedanken mit der Dahingeschiedenen zu beschäftigen, mit leeren Blicken vor sich hinstarrend. Er denkt nur: „Wird es jetzt, wo er nur für sich allein zu sorgen hat, besser oder schlechter werden?" Und dann geht es ihm blitzartig durch den Sinn: Mit dem Geld, das die sentimentale Närrin für die Bestattung gespendet hat, mit dem Erlös aus dem Verkauf der Kleider könnte er wohl mehr als einen Monat sorgenlos leben. Der Todten kann es doch gleichgiltig sein, ob — — Und unwillkürlich richten sich seine Blicke auf das Kleid, gleichsam um es abzuschätzen. Es ist ein altmodisches Stück aus verwaschener blauer Seide, das kaum die eingehende Beachtung verdient, welcher Erwin es würdigt. — — aber in einem Kleid von ähnlicher Farbe hat er Magda oft gesehen, ja es knüpft daran sogar eine bestimmte Erinnerung, er weiß nur nicht, welche. Die Ungewißheit foltert ihn, und nun zwingt er seine Gedanken, diesem unbestimmten Etwas nachzuspüren. Plötzlich steht ein Bild vor ihm; er sieht Magda in diesem blauen Kleid, wie sie auf ihn zukommt, mit ihren Lippen zu ihm emporstrebt, er hört, wie sie stolz und bewundernd „Mein Erwin!" flüstert. Sie trug das Kleid an jenem Abend, an dem er — — Mit erschreckender Deutlichkeit steht die ganze Scene vor ihm, er macht eine heftige Geberde, um den Spuk zu verscheuchen, dann sieht er um sich mit wirren Blicken, die endlich auf der Todten haften bleiben, an deren Lager er, das Gesicht mit den Händen bedeckend, lautlos niedersinkt.

* * *

Am anderen Morgen war in den Zeitungen eine ungemein rührende Geschichte zu lesen von einem Ehepaar, das in Glanz und Pracht aufgewachsen, sich wacker durch Elend und Noth durchgekämpft und immer in treuer aufopfernder Liebe zusammengehalten habe, und als die Frau einer schweren Krankheit erlag, habe der Mann, der sich ein Dasein ohne die treue Gefährtin nicht denken konnte, in der nämlichen Stunde durch Selbstmord seinem Leben ein Ende gemacht. Die Geschichte rührte viele zu Thränen, und der Bestattung des unglücklichen Paares wohnten zahlreiche Neugierige bei.

Aus der Hauptstadt.

„Merlin".

Große Oper in drei Aufzügen von Philipp Rüfer, Text von Dr. Ludwig Hoffmann. Zum ersten Male aufgeführt im Königl. Opernhause am 26. Februar.

Gar viele Jahre sind vergangen, seit ich Immermann's „Merlin" zum ersten Male las; lebhaft steht noch die Erinnerung vor mir, wie ich gleich damals das Gedicht als herrliche Grundlage eines Oratoriums dachte; wie großartig in einem solchen sich die Scene gestalten ließe, da Satan vor seinen Sohn tritt, und dieser durch seinen Glauben an Christus ihm „die Herrlichkeit des Himmels" zeigt, vor welcher der Höllenfürst schaudernd „Ich erblinde" ruft; wie das Gralsmysterium in langsamen Orchesterfugen und langsamen Chören am schönsten gefeiert werden könnte; wie die Tafelrunde, und Vivianens Zauber musikalisch zu behandeln wäre; wie Merlin's Ende, da er, im größten Elende schmachtend, den Verführungen, dem Drängen Satans widersteht, und das Vaterunser betend stirbt, zu einem großartigen Chore der Engel, zu einem Preise dessen, der im Glauben stirbt, Stoff böte. Als Richard Wagner's „Parsifal" in Bayreuth zur Aufführung kam, erinnerte ich mich an die schöne Scene in „Merlin", da Lohengrin auf Monsalvatsch die Inschrift des Graltempels liest*) und Titurell ihm und Parsifal verkündet, daß der Gral aus dem Abendlande nach Indien ziehe, und las den „Merlin" wieder; und von Neuem festigte sich meine Ueberzeugung, daß dieses Gedicht gar schön zu einem oratorien-artigen Chorwerke verwandelt werden könnte; daß noch kein Componist auf den Gedanken gerathen war, erschien mir verwunderlich. Aber niemals ließ ich mir beikommen, „Merlin" könne als Stoff für eine Oper benutzt werden, diese Gestalten sollten auf der Bühne erscheinen! Und das mir Undenkbare, es ist dennoch geschehen, und zwar gleich zweifach! Goldmark in Wien, Rüfer in Berlin haben

*) „Ich habe mich nach eignem Recht gegründet
Vergebens sucht' Ihr mich.
Der Wandrer, welcher meinen Tempel findet,
Den suchte ich."

Digitized by Google

jeder eine Oper „Merlin" componirt! Die erste kenne ich nicht, habe also nur der letztgenannten Betrachtungen zu widmen.

Bezüglich des Textes, der auf die Immermann'sche „Mythe" gebaut ist, muß mir der geneigte Leser guten Glauben schenken, wenn ich ihm sage, daß das Buch des Herrn Dr. Hoffmann einige sehr hübsche Verse enthält, aber alle Hauptideen der Urdichtung in's Triviale herabgezogen hat. Und — so paradox die Behauptung im ersten Momente erscheinen mag — man kann darob gegen den Textdichter keinen zu starken Vorwurf erheben, sobald man überhaupt „Merlin" als Oper annimmt, und die Behandlung des Stoffes für das Theater von vornherein verwirft. Das Schönste der Sage, sowie der Immermann'schen Dichtung ist eben gar nicht auf die Bühne zu bringen; und um nur irgend Etwas zu bieten, was einer Handlung gleich sehen soll, mußte so viel hinzugesetzt oder vielmehr angeleimt werden, daß von dem poetischen Inhalt des Urstoffes fast nichts übrig blieb. Man darf also, wie gesagt, mit dem Herrn Dr. Hoffmann nicht zu sehr rechten über sein Textbuch. Nur eine Trivialität hätte er vermeiden sollen. In der letzten Scene erscheint der Gralpokal auf einem Felsen. Der Teufel will Merlin bereden, fast zwingen, dabei ruft er (der Satan) immer „zu Hülfe" (!!!), daß er das heilige Gefäß anfasse und zertrümmere. Ein unterirdischer Höllenchor unterstützt die Rede des Meisters durch allerhand Ermahnungen und Verheißungen von Macht und Genuß, Merlin zeigt sich ein paar Mal geneigt, der Verführung nachzugeben, schreitet gegen den Felsen, auf welchem das Heiligthum steht; doch immer erschallen Gesänge der Engel, welche Entsagung und Seligkeit preisen und er weicht zurück. Als er ein letztes Mal vollkommen entschlossen vorstürmt, erscheint die geliebte Viviane und ihr Anblick läßt ihn Alles wieder vergessen, die Liebe rettet ihn. Die Beiden sterben (ob vom Teufel getödtet ist nicht klar), die Tafelrunde aber, König Artus, die Königin, männliches und weibliches Gefolge, die auf dem Boden gelagert schliefen und den Tod erwartet hatten, die bleiben am Leben und preisen Merlin, während der Teufel im Dampf zur Hölle fährt. Das mag nun vielleicht theatralisch wirksam sein (à la Robert der Teufel); aber dichterisch schön, edel ist es gar nicht. Das Hin- und Herlaufen Merlin's läßt ihn ganz als Schwächling erscheinen, und streift an die Grenze des Lächerlichen. Wie viel großartiger und dennoch wirksam ließ sich diese Scene nach dem Immermann'schen Vorbilde (mit wenigen Veränderungen und Zuthaten) gestalten, wenn nur die Hauptidee blieb, daß Merlin im tiefsten Elende doch nicht einen Augenblick von seinem Glauben läßt; es lag dann viel näher, daß er die weltliche Viviane rettete, und sie freiwillig mit ihm starb, als daß er, der fromme Sohn der reinen Jungfrau, durch die irdische Liebe vom Verbrechen gegen das höchste Heiligthum zurückgehalten ward. Doch nunmehr ist genug vom Texte geredet — die Musik verlangt nach ihrem Rechte, und wir gehorchen.

Der Componist, Herr Rüfer, ein Belgier, der seit Jahren in Berlin lebt, ist daselbst vortheilhaft bekannt; eine Symphonie, ein Trio und ein Violinconcert, das er vorführte, haben günstige Aufnahme gefunden; seine Ouvertüre zur belgischen Rubensfeier gewann den ausgeschriebenen Preis. Sowohl die Kritik, wie seine Freunde lobten die vornehme Haltung, die fleißige Arbeit in seinen Compositionen, und das künstlerische Geschick der Instrumentation. Diese guten Eigenschaften sind in seiner ersten Oper in vollem Maße hervorgetreten. Besonders hat die Behandlung des Orchesters, die Mischung der Klangfarben ihm Anerkennung erworben. Daß er in Gestaltung der Melodie, in der Begleitung, in der Entwickelung der musikalischen Gedanken dem Vorbilde R. Wagner's nachstrebte; daß er die Gesänge nicht feste abschloß, sondern in einander verwebte, daß er den Schwerpunkt in das Orchester legte; daß er die dramatische Charakteristik in den Begleitungsfiguren erscheinen ließ, und dem eigentlichen Gesange nur sehr selten das Hauptmoment zuertheilte, war voraus zu sehen; schon die Wahl des Stoffes ließ diese Richtung errathen. Es ist jedoch anzuerkennen, daß nur in wenigen Stücken thatsächliche Anklänge an Wagner hervortreten; und wenn schon der Text von Waldesweben und Vogelgesang erzählt und in der Musik Siegfried-Reminiscenzen erklingen, so erscheint das fast selbstverständlich. Dagegen zeigen manche Scenen die entschiedene Fähigkeit selbständigen Schaffens. So die erste Scene — Merlin allein —, dann Vivianens erster reizender Gesang, und das Duett zwischen ihr und Merlin, das bestgelungene Stück der Oper. Auch der zweite Act enthält einige interessante Momente, dagegen auch mehrere große Längen, denen ganz entschieden abgeholfen werden muß, um der Oper einen dauernden Halt auf der Bühne zu gewinnen. Im dritten Acte sind das Vorspiel, ein Chor der Tafelrunde, und einige Momente im Zwiegespräche Merlins mit dem Teufel wirksam erfunden, und sehr gut gearbeitet. Man kann also im Ganzen diese Oper, als erstes dramatisch-musikalisches Werk des Componisten, der Anerkennung und Aufmunterung sehr würdig bezeichnen; die immer edle Haltung, die künstlerische Arbeit und die vortreffliche Handhabung der Instrumentation lassen Herrn Rüfer als vollkommen berechtigt erscheinen, daß er auf der betretenen Laufbahn weiter schreite; und man kann hoffen, daß er bei einem zweiten Versuche und mit einem echt dramatischen Textbuche auch eine echt dramatische Musik schaffen wird.

Die Ausführung war vortrefflich. Fräulein Beeth (Viviane) und Herr Rothmühl (Merlin) führten ihre ungemein schwierigen und anstrengenden Partien mit großer Wärme und Sicherheit aus. Fräul. Kopka (Königin), die Herren Krolop (Teufel), Betz (König Artus), Lieban (Minstrel) hatten zwar unbedeutende, aber darum nicht weniger schwierige Rollen zur Geltung zu bringen, und lösten ihre Aufgabe trefflich. Das Orchester, dem die Hauptpartie zugefallen war, leistete Vorzügliches unter Radecke, ebenso die Chöre.

Die Ausstattung war der Königl. Bühne würdig, eine decorative Verwandlung des Haines in ein maurisches Prachtschloß gehört zu den Meisterstücken der Bühnenmaschinerie.

Die Aufnahme von Seiten des Publikums war eine überaus günstige. Darsteller und Componist wurden nach jedem Acte oft und stürmisch gerufen.

Heinrich Ehrlich.

Notizen.

F. Brunold's Gedichte. 3. Auflage. (Zürich und Stuttgart, Schröter & Meyer.) — Wenn es in unserer Zeit der Ueberproduction auf novellischem und lyrischem Gebiete schon zu den Seltenheiten und Ehren gehört, daß die lyrischen Dichtungen eines deutschen Dichters die dritte Auflage erleben, so bedarf es doch zur Empfehlung der obigen neuen Auflage der Gedichte F. Brunold's kaum des Hinweises auf jenen Umstand, — sind sie doch bereits in allen Gauen unseres Vaterlandes, in den gebildeten Kreisen unseres Volkes längst bekannt und beliebt. Wie viele dieser Lieder gehören in trefflicher musikalischer Composition zu dem besten Liederschatze unseres Volkes! Von den im vorliegenden Bande vereinten Gedichten sind nicht weniger als 58 von Abt, Dräsike, W. Heiser, C. F. Müller, F. A. Michaelis, A. Feska, W. Tschirch u. A., manche Lieder sogar von fünf und mehr Componisten in Musik gesetzt. Sehr wenige deutsche Dichter werden sich dessen rühmen können. Bei Brunold kann dies nicht befremden. Wie seine Novellen, seine Romane, seine „Literarischen Erinnerungen", so sind auch seine Gedichte aus reiner, edler Gesinnung und innigem Gemüth hervorgeflossen, und viele davon haben in ihrer schlichten Einfachheit den echten Volkston getroffen und tragen die Melodie in sich. Alle athmen wahre Empfindung, ein tief religiöses Gefühl, mögen sie nun — oft in eigenthümlich wehmüthigem Tone, oft gar trüb und schmerzlich, — Menschenloos und echte Freundschaft oder mit sinniger Naturanschauung in helleren Tönen die hohe Schönheit der Natur, des Frühlings, der Blumenfülle und des Lieblings unsers Brunold: des deutschen Waldes besingen. Vielleicht wird eine nörgelnde Kritik an dem und jenem Verse hinsichtlich des Metrum oder des Reims eines oder das andere auszusetzen finden, — gegenüber jenen Vorzügen können einzelne Mängel kaum in Betracht kommen. Ein echter Freiheits- und Vaterlands-Sinn weht durch seinen „Kaiser und Hirt", seinen „Barbarossa", sein im Volkston gehaltenes „Soldatenlied", sein sechsmal componirtes Lied: „Ruh in der Heimath" u. a. Wir er-

Digitized by Google

freuen uns der reizenden Märchen und der Balladen und Romanzen, die, meist in düstern Farben, viel Schönes und Ergreifendes echt poetisch bieten; es sei nur auf die „Seelieder", auf „die bleiche Rose" und auf „der Fischer in der Wahl" als Beispiele hingedeutet. Das Schönste sind aber doch die Lieder, die in innigster Wärme Liebe und Liebesleid singen, z. B. die Gedichte „Liebesleben", „Herz und Augen", „der Liebe Ewigkeit", und die im echten Volkstone gehaltenen, wahre Perlen der Sammlung bildenden Lieder: „Grüß Gott!" „Wenn ich ein Röslein wär'", „Immerdar", „Wanderlied", „Wanderbursch" und das vielcomponirte „Ein Vöglein". Der Dichter hat am 19. November 1886 im stillen Joachimsthal das fünf und siebzigste Jahr vollendet, und wenn auch nicht mehr „Lerchen jubelnd einziehen", und der Geist sich naturgemäß mehr den Betrachtungen und Erinnerungen hingibt, so sang doch Brunold an seinem 73. Geburtstage noch frisch und muthig:

„Und wurd' mein Haar' auch lang schon weiß —
Den Geist laß jung mir bleiben!"

Jedenfalls sollte er nicht unmuthig klagen:

„Des Dichters doch hat Niemand, Niemand Acht,
Und sind die Lieder auch in Vieler Munde,
Vom Dichter selbst, zum Dichter kommt nie Kunde —
Und immer düst'rer wird in ihm die Nacht";

— hat er sich doch durch seine Lieder gar viele Herzen gewonnen und einen ehrenvollen Platz in der Geschichte deutscher Dichtung errungen. Wer Tendenzpoesie oder frivolen Witz sucht, nehme das Buch nicht zur Hand, aber jedem, der wahre, dem Herzen warm entflossene Dichtung liebt, und zumal den deutschen Frauen, seien die Brunold'schen Gedichte auf das Wärmste empfohlen. Robert Keil.

Am 17. Februar wurden es dreißig Jahre seit Heinrich Heine in Paris gestorben ist, und mit diesem Tage werden auch seine Werke frei. Zwei neue Ausgaben auf einmal erinnern uns an das Erlöschen des Hoffmann & Campe'schen Privilegiums. Das Bibliographische Institut in Leipzig verschickt eben die erste Lieferung der in ihrem Verlage erscheinenden Sämmtlichen Werke Heinrich Heine's, herausgegeben von Ernst Elster. Die Einleitungen, die dieser dazu geschrieben, erzählen alles Wissenswerthe über Entstehung und Charakter der einzelnen Werke, die Anmerkungen geben die nothwendigsten Erklärungen, die Lesarten werden nachgetragen und besondere Sorgfalt ist dem Text zugewendet, der von fremden Interpollationen gesäubert und um später von Heine gestrichene oder nur den französischen Ausgaben einverleibte Stellen bereichert erscheint. — Einen besseren Einblick in die Intentionen des Herausgebers und Verlegers gewährt die Kritische Gesammtausgabe, die Gustav Karpeles im G. Grote'schen Verlag in Berlin erscheinen läßt, weil uns davon schon die zwei ersten Bände vorliegen, welche die sämmtlichen Gedichte und die Tragödien enthalten. Die Verlagshandlung, die Heine's Werke mit gewohnter Pracht in Groß-Octav ausstattet, hätte die Herausgeberschaft keinen besseren Händen anvertrauen können, als denen von Karpeles, der seit Strodtmann's Tod unser unstreitig erster Heineforscher und -kenner ist. Da er schon zwei biographische Monographien dem Dichter gewidmet, so mußte hier eine andere Feder für ihn eintreten, und die Wahl fiel sehr glücklich auf den Londoner Professor Buchheim, der sich durch ein Buch über Heine's Prosa als guter Kenner unseres größten Lyrikers seit Goethe erwiesen hat. Seine Einleitung ist denn auch bei aller Knappheit eine vorzüglich orientirende Studie voll Geist und Sachkenntniß und mit jener Wärme geschrieben, die sich dem Leser wohlthuend mittheilt. Der Text ist, so weit wir ihn controliren konnten, mit der größten Genauigkeit nach der letzten Originalfassung hergestellt, und die Anmerkungen mit ihren sachlichen und literarischen Hinweisen verfallen niemals in jene vorgreifliche Geschwätzigkeit, die den Genuß des Textes beeinträchtigen könnte, sondern sind durchgängig kurz und doch erschöpfend. Die Varianten stehen am Schlusse des Bandes und beweisen des Herausgebers Genauigkeit und Kenntniß. Diese Arbeit war um so schwieriger, als sie trotz der einschlägigen Vorarbeiten von Strodtmann und Hüffer ganz von Grund aus neu gemacht werden mußte. Wir werden jedenfalls dem hoffentlich raschen Fortgang des Werkes mit Theilnahme folgen. Offenbar ist „il morto Enrico" endlich zu dem richtigen Herausgeber und Verleger gekommen.

Ueber den Wolken und andere Novellen von Otto Roquette. (Dresden, E. Pierson.) — Fünf trefflich vorgetragene, fein abgetönte Erzählungen unseres mit Heyse verwandten Novellisten, freilich mit dem Heyse erster Manier, der noch nichts von psychologischen Spitzfindigkeiten wußte. Die erste Geschichte, die dem stattlichen Bande den Namen gab, ist ein erschütterndes Lebensbild von heute, in welchem namentlich die erzählende Heldin unsere volle Theilnahme gewinnt. Auf einem Lustspielmotiv basiren „Die Vertrauten". Hier und in „Botho's Erziehung" wirkt namentlich der milde, frische Humor des Verfassers außerordentlich anheimelnd. Wie prächtig ist nicht auch in „Siebenschläfer" der harmlose Privatdichter Conrector Vollmar gezeichnet, der die Tinte nicht lassen kann, aber wenigstens niemals an eine gedruckte Existenz denkt! Roquette nennt diesen Dilettanten einen Stillen im Lande der Dichtung und preist ihn glücklich, weil er sein Daheim poetisch auszuschmücken versteht, ohne etwas von den Widerwärtigkeiten zu befahren, die dem künstlerischen Gestaltungstrieb von außen her entgegentreten. Das Buch gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer jüngsten Novellenliteratur und wird keinen Leser unbefriedigt lassen.

Autour du Concile. Croquis et Souvenirs d'un artiste à Rome. Par Charles Yriarte. (Paris, J. Rothschild.) — Der bekannte Kunst- und Reiseschriftsteller, dessen Feder bereits Florenz und Venedig vor uns aufleben ließ, gibt hier ein Buch voll anmuthiger und lebensvoller Erinnerungen an das Rom des öcumenischen Concils, der Cardinäle und Monsignori. Die ewige Stadt von damals ist zum Theil bereits verschwunden. Es dürfte nicht mehr lange dauern, und sie wird alle Aeußerlichkeiten einer modernen Hauptstadt nachgeahmt haben. Das Ghetto und mit ihm manches interessante antike oder mittelalterliche Monument existirt nicht mehr, die wundervollen Gärten, wo Raphael und Michelangelo lustwandelten, werden parcellirt, die Processionen auf allen Straßen verboten, die Abruzzesen civilisirt, die Bettler und Modelle von den Plätzen weggewiesen, und fast hätten wir eine Weltausstellung in den Thermen Diocletians erlebt. Die alten Tagebuchnotizen eines Künstlers und Poeten wie Yriarte haben heute einen fast historischen Werth, und er hat wohl daran gethan, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Sie zaubern uns das Vergangene noch einmal lebendig vor die Seele, sind treu und gefällig, unterhaltend und lehrreich, und was die Feder nicht festhalten konnte, das hat der Zeichenstift Yriarte's und anderer Künstler, wie Detaille, von Liphart und Heilbuth fixirt. Namentlich des Letzteren bekannte römische Genrebilder wird sich der Leser freuen, hier in wundervollen Radirungen wieder zu begegnen. Das empfehlenswerthe Buch ist mit jenem typographischen Luxus ausgestattet, an den uns die renommirte Pariser Verlagshandlung gewöhnt hat.

Aus verstreuter Saat. Erzählung von Ernst Wichert. (Leipzig, Carl Reißner.) — Diese Geschichte hebt eigenartig und spannend an. Wir werden neugierig gemacht auf die Schicksale zweier jener unglücklichen Kinder, zu denen sich keine Eltern bekennen wollen und die in dem Schmutz und der Verwahrlosung bei sogenannten „Ziehmüttern" aufwachsen. Wir erwarten düstre Sittenbilder aus dem Leben der Großstadt, in deren Nachtseiten wir auch in den ersten Capiteln manchen Blick thun, und finden das Feld vortrefflich geebnet für realistische Schilderungen von packender Eigenart, die der Stoff geradezu herauszufordern scheint. Statt dessen verläuft die Erzählung leider ziemlich schablonenmäßig und wir können nur annehmen, daß die Rücksichten auf irgend ein „Familienblatt" — diesen Verderb unserer modernen Belletristik — den Verfasser bestimmt haben, seiner ursprünglichen Absicht untreu zu werden und uns eine oft dagewesene, keineswegs originelle Geschichte zu erzählen, die auch bald recht durchsichtig wird und deren Schluß keine rechte Befriedigung gewährt.

T—n.

Digitized by Google

Inserate.

Zur Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland.
Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Kaiser Wilhelm und sein Reich

von

Ed. Simon.

Autorisirte Bearbeitung.

Aus dem Französischen.

Ein starker Octavband 6 M., eleg. geb. 8 M.

Mit großer Unparteilichkeit, welche man bei einem Franzosen nicht für möglich hält, schildert Autor das Leben unseres **Heldenkaisers** und mit **Hochachtung**, mit **Bewunderung**, ja mit **größter Sympathie** spricht derselbe von unseren großen Männern, **Bismarck, Moltke** u. s. w. Das Werk ist geeignet in Deutschland gleiches Aufsehen wie in Frankreich hervorzurufen. —

= Populäre Anthropologie. =

In gemeinverständlicher Darstellung und künstlerischer Ausstattung sich an „Brehms Tierleben" anschließend erscheint soeben:

Der Mensch.

Von Professor Dr. **Johannes Ranke.**

Mit 991 Textabbildungen, 16 Karten und 32 Chromotafeln.

2 Saffianbände 32 M. — 26 Hefte à 1 M.

Prospekte gratis. — Erstes Heft und Band I durch alle Buchhandlungen zur Ansicht.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kattenburg.

Ein Sang aus der Zeit des Bauernkrieges.

Von **L. St. Hohenried.**

Preis ℳ 4.80, elegant gebunden ℳ 6.20.

K. K. Hofbuchhandlung
Wilhelm Frick,
Wien, Graben 27, Wien.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-A.,** Oppelstr. 44.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Neu erschienen:

Natur und Sitte.

Zwei Novellen

von

Eugen Löwen.

Eleg. broch. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Verlag von **Bruer & Comp, Berlin** S.W., Anhaltstr. 11.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Deutsch-national.

Kolonial-politische Aufsätze

von

Karl Peters.

186 Seiten gr. 8°. Preis ℳ 4.— broch., ℳ 6.— hlbfz. gebunden.

Verlag von **Walther & Apolant** in **Berlin.**

Ein junger

lievländischer Schriftsteller,

Mitarbeiter von Rigaer, Petersburger und deutschen Zeitungen, academisch gebildet, auch des Russischen mächtig, sucht eine Stelle als Redacteur eines deutschen Blattes. Er ist in politischen, literarischen und zumal volkswirthschaftlichen Fragen wohl bewandert und, da er längere Zeit in Moskau gelebt, in russischen Dingen vorzüglich informirt. Günstige Zeugnisse stehen zu Diensten. Ansprüche sehr bescheiden. Eintritt sogleich. Auskunft ertheilt die **Redaction der „Gegenwart".**

Sechsmal prämiirt mit ersten Preisen

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Tua** u. v. a. Ausf. Preiscour. werden gratis frc. zugesandt.

Gebrüder Wolff,
Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

Neuer wissenschaftlicher Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Hühlbaum, Dr. K., Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Band I. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde III.) Gross 8°. XVI und 382 S. Eleg. brosch. Preis 9 Mark. In Leinwand geb. 10 Mark. (Wird in 2 weiteren Bänden binnen Jahresfrist vollständig.)

Lamprecht, Dr. K., Initial-Ornamentik des VIII. bis XIII. Jahrhunderts. 44 Steindruck-Tafeln meist nach Rheinischen Handschriften nebst erläuterndem Text. Folio. Eleg. brosch. Preis 10 Mark.

Lamprecht, Dr. K., Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. Drei Bände in vier Abteilungen. Gross 8°. 193 Bogen. Mit achtzehn Karten und sechs Holzschnitten im Text. Brosch. Preis 80 Mark.

Lossen, Dr. Max, Briefe von Andreas Masius und seinen Freunden 1538—1573. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde II.) Gross 8°. XX und 537 S. Eleg. brosch. Preis 11 Mark 40 Pf. In Leinwand geb. 12 Mark 50 Pf.

Scherzer, Dr. Karl von, Das wirthschaftliche Leben der Völker. Ein Handbuch über Production und Consum im Welthandel. Gross 8°. XI und 756 S. Preis brosch. 18 Mark 50 Pf. In Leinwand geb. 20 Mark 50 Pf.

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis. **Ottomar Anschütz, Lissa** (Posen).

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Gallerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 19. März 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zum neunzigsten Geburtstage unseres Kaisers. — Reichs-Einkommensteuer und Erbschaftssteuer. Von Karl Walcker. — **Literatur und Kunst:** Traumlyrik. Anmerkungen für Schumann-Freunde. Von Paul Marsop. — Eine russische Literaturgeschichte. Besprochen von Max Behrmann. — **Feuilleton:** Siesta. Von Alexander Kielland. Autorisirte Uebersetzung von L. Marholm. — **Aus der Hauptstadt:** Die Eduard von Steinle-Ausstellung. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Zum neunzigsten Geburtstage unseres Kaisers.

Sorgen wir, daß es Tag bleibt!
Kaiser Wilhelm beim Einzug in Berlin 1871.

In tiefer Bewegung sammeln sich am 22. März die Herzen des deutschen Volkes um den Thron des Kaisers. Neunzig Lebensjahre wird dann unser Kaiser zählen, drei Menschenalter, und diese neunzig Jahre sind ein Jahrhundert der Weltgeschichte, so groß und gewaltig, wie selten eines. Nicht in lautem jauchzendem Jubel wird das deutsche Volk diesen Tag feierlich begehen: das entspräche nicht dem demüthigen Sinne des Kaisers, nicht der Ehrfurcht vor dem hohen Greisenalter, nicht dem Ernste der drohenden Weltlage. Aber jeder Einzelne möge seine Seele versenken in dies Herrscherleben des greisen Helden, welcher Deutschlands Kaiserschwert auch als Neunzigjähriger noch mit starkem Arme hält. Wie groß und reich ist dies Kaiserleben! Was die Alten nicht mehr in die Grenzen menschlichen Denkens einzuschließen vermochten, das hüllten sie in das Gewand der Sage und des Mythus, das entrückten sie in den Kreis der Unsterblichkeit, des Göttlichen. Wo des Christen irdisches Denken nicht mehr hinreicht, da ringt sich seine Seele zum Gebet empor. So stehen wir vor dem Throne, auf welchem unser Kaiser, auf welchem dieser Kaiser die Wacht, nicht am Rheine nur, nein, in ganz Europa hält.

Wer wäre bei der Betrachtung dieses geweihten Menschenlebens nicht bis in die Seele erfüllt von der Empfindung, daß die Gottheit dies Leben sichtlich und treulich behütet und gesegnet hat. Sänger und Prediger sind darum zuerst berufen, die Worte zu geben, in welchen die Seele des Volkes am 22. März seinem Kaiser zuströmt. Denn auch alle tiefsten und stärksten Töne deutscher Poesie klingen in diesem gottbegnadeten Herrscherleben: Heldenruhm, Mutterliebe, nationale Einheit und Größe — das waren allezeit die höchsten und heiligsten Accorde deutscher Dichtung.

Als die Brutalität des ebenso geistesgewaltigen als seelenrohen ersten Napoleon das Herz und die Gesundheit der Königin Luise gebrochen hatte, als die Mutter in heißem Thränenschmerz um das Unglück des Volkes und Staates ihr blondlockiges Kind an die gequälte Brust drückte, da rauschten durch die Lüfte die Schwingen des schwarzen Adlers der Hohenzollern, und um den Kinderkopf, der an der Mutterbrust sich barg, erglänzte in Flammenschrift das gewaltige Wort: „exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

Und dann waren 60 Jahre vergangen. Am Grabmal der Königin, deren innere und äußere Kraft ein Napoleon zerbrochen, stand ein Kaiser, eben vom Schlachtfeld heimgekehrt, auf welchem sein Schwert den auf Lug und Trug gebauten Kaiserthron eines Napoleon in Trümmer zerschlagen hatte; am Grabe der Mutter, die am Schmerz um ihren geknickten und erniedrigten Staat gestorben war, stand der Sohn, der diesen Staat auf die Höhe glorreichsten Ruhmes erhoben, der den Todesschmerz der Mutter gerächt hatte. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. —

Was Deutschland an nationaler Kraft und Einheit errungen, wird in der Geschichte verknüpft sein mit dem Namen unseres Kaisers. Noch ist die Schöpfung des Reiches, für dessen Herstellung die Vorarbeit eines Jahrtausends nöthig war, kaum zwei Jahrzehnte alt; noch sind directe Feindschaft und indirecte Eifersucht in allen Ländern Europas geschäftig, einen Brand zu entflammen, welcher den staatlichen Neubau Deutschlands verzehren soll; noch ist dieses unser junges Reich der Gefahr nicht überhoben, im Gegentheil, die Gefahr ist geradezu wahrscheinlich, daß Kaiser und Reich die Feuerprobe ihrer Existenz in einem europäischen Kriege werden ablegen müssen; noch drohen für die innere Entwickelung des jungen Staatswesens mancherlei Gefahren: dennoch dürfen wir der sicheren Hoffnung leben, daß dies neue Kaiserthum ein starker Fels bleiben werde als Hort und Mittelpunkt des deutschen Volkes, als unzerstörbare Grundlage der deutschen Einheit, als Schutz und Schirm des deutschen Lebens. Wir sind zu dieser Hoffnung berechtigt: denn dies deutsche Kaiserthum ist das Ergebniß der deutschen Geschichte.

Das Kaiserthum Karls des Großen war die erste welthistorische Zusammenfassung germanischen Volksthumes. Von Rom und der spanischen Mark bis zu den Friesen an der Nordsee und den Obotriten an der Ostsee, von der Grenze der Sorben an der Save bis zum atlantischen Ocean reichte die Herrschaft Karls des Großen. Weltreiche von solchem Umfang können keinen dauernden Bestand haben. Als der große, von der Sage verklärte Kaiser Karl — auch eine jener übermenschlich großen Gestalten deutscher Geschichte — dahingegangen war, zerfiel auch sein Reich. Aus den Elementen des ungeheuren Frankenreiches entwickelte sich das Staatensystem des heutigen Europa. Und den Abschluß unserer deutschen Entwickelung bildet das Kaiserthum, dessen erster Träger die an Karl den Großen gemahnende Heldengestalt ist, um deren Thron sich zu scharen der lebenden Generation des deutschen Volkes durch die Vorsehung beschieden war.

Die Entwickelung, welche zwischen Karl dem Großen und unserem Kaiser liegt, ist bezeichnet durch die Jahre 843 und 1806. Als im Theilungsvertrag von Verdun die territorialen Grundlagen des heutigen Deutschland gelegt worden waren,

Digitized by Google

schienen die Aussichten auf eine gesunde staatliche Entwickelung des Karolingischen Theilreiches, welches Ludwig der Deutsche, ein des großen Ahnherrn nicht unwerther Enkel, übernahm, keineswegs ungünstig. Aber in den Wirren des neunten Jahrhunderts waren die staatlichen Institutionen und das Herrschergeschlecht kraftlos geworden. Noch war kein Jahrhundert seit des großen Germanenkaisers Tode dahingegangen, da entsank dem Kinde, das als letzter Sproß des deutschen Zweiges der Karolinger den Thron inne hatte, das Scepter, noch bevor es mit dem Schwerte hatte verbunden werden können.

Dann beginnt jene deutsche Kaiserzeit, die man universalhistorisch in zwei durch das Interregnum geschiedene Abschnitte gliedern darf. Drei Jahrhunderte lang regierten Könige und Kaiser aus sächsischem, fränkischem, schwäbischem Stamm, deren Geschichte nicht nur reich an einzelnen großen Personen und Ereignissen, sondern deren Geschichte im Ganzen ein großes und gewaltiges Stück deutschen Lebens bildet. An Helden- und Herrschergestalten wie der erste und dritte Heinrich, wie Otto I., wie Friedrich I. und II. wird allezeit nicht das Herz der Jugend allein, sondern des ganzen deutschen Volkes mit Wärme, ja mit Begeisterung hängen. Die drei großen deutschen Stämme haben an der Größe unserer mittelalterlichen Kaiserzeit gleichen Antheil.

Und dennoch — trotz aller Größe der Franken-, Sachsen- und Hohenstaufenkaiser endete der letzte Sprosse des edlen Geschlechtes, in welchem die ideale Hoheit des deutschen Mittelalters zusammengefaßt war wie in keinem anderen, im fernen Süditalien durch das Henkerbeil, und die Grabmäler der zwei Hohenstaufenkaiser im Dom zu Palermo gemahnen uns daran, daß die Größe der deutschen Kaiser im Mittelalter keine deutsche Größe war. In weltumspannenden Träumen, in der immer wiederkehrenden Sehnsucht nach der trügerischen Sirene der Weltgeschichte, dem ewigen Rom, vergeudeten die Kaiser des Mittelalters die beste deutsche Kraft. Indeß die deutsche Kraft von der Gluth italischer Sonne verzehrt wurde und die Kaiser Weltpolitik trieben, zerging die deutsche Einheit immer mehr, verlegte der Schwerpunkt deutschen Lebens sich immer mehr aus dem Centrum in die Peripherie.

Und es kam die Zeit, wo der Glanz der deutschen Krone so völlig verblichen war, daß kein einheimischer Fürst mehr diese altberühmte und nun so ruhmlos gewordene Krone tragen wollte, da die Deutschen bei fremden Nationen um einen König betteln mußten.

Aber Eines ist uns doch geblieben aus jener Zeit, ein unvergängliches und unverlierbares Denkmal deutscher Größe, Kraft und Einheit: die Namen und Werke eines Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg.

Der Glanz der Kaiserkrone aber war dahin. Zwei Jahrhunderte lang irrte dann das Kaiserthum umher in deutschen Fürstengeschlechtern. Ganz ohne Lichtpunkte sind auch diese Zeiten nicht; aber keiner jener Fürsten, die wechselnd die deutsche Krone trugen, vermochte dem Kaiserthum mehr einen wirklichen Inhalt zu verleihen. Viel zu schwach waren die Fundamente, auf welchen der Bau des deutschen Gemeinwesens ruhte: mehr und mehr zerbröckelte der altehrwürdige Bau des heiligen römischen Reiches deutscher Nation.

Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts blieb dann die Krone erblich im Hause Habsburg. Diese Epoche enthält die äußerlich glänzendste Zeit des deutschen Kaiserthumes. In Karl V. Staaten ging ja die Sonne nicht unter: weit über Länder und Meere reichte das habsburgische Scepter. Innerlich aber eilte der Verfall des Reiches mit Riesenschritten vorwärts. Das Kaiserthum war zu einem Anhängsel Oesterreichs geworden und verlor für den Norden und Nordosten Deutschlands jede Bedeutung.

In die habsburgische Kaiserzeit fällt die verhängnißvollste Katastrophe des alten Kaiserthumes: die Reformation. Die Glaubenskraft eines armen Augustinermönches war stärker als das weltbeherrschende Kaiserthum Karl V. In wenigen Jahren hatte der Abfall von der alten Kirche in Deutschland riesengroße Dimensionen angenommen. Das Kaiserthum der Habsburger aber blieb der alten Kirche treu. Habsburg und Wittelsbach allein unter allen bedeutenderen deutschen Fürstenhäusern lehnten die Reformation für sich und ihre Länder ab, und unter der Führung dieser beiden Häuser gelang es der durch die Reformation von dem Verderbniß der früheren Zeit gereinigten und dadurch innerlich neu erstarkten alten Kirche theils durch äußere Gewalt, theils durch die Mittel diplomatischer Kunst weite Gebiete in Deutschland der Reformation wieder zu entreißen und ein Drittel der Territorien des Reiches dem Glauben der alten Kirche zu erhalten.

Die Nation aber war durch die Bewegungen des sechszehnten Jahrhunderts in zwei Theile gespalten, deren Sprache zwar die gleiche, deren tiefstes Empfinden aber, die Religion, verschieden war. Das habsburgische Kaiserthum stand seitdem im Widerspruch zu den Lebensgrundlagen der Mehrheit des deutschen Volkes. Drei Jahrhunderte noch fristete das Reich dieses Scheindasein unter habsburgischer Herrschaft. So kraftvoll einzelne der habsburgischen Fürsten ihre österreichischen Lande beherrschten, eine kraftvolle Entfaltung der deutschen Kaisermacht war längst Unmöglichkeit. Das Reich war ein Chaos kleiner und kleinster geistlicher und weltlicher Potentaten geworden, die zum großen Theile willenloses Werkzeug fremder, besonders französischer Intriguen waren. Nur bei den Krönungen zeigte sich noch äußerlich der alte Glanz und die alte Herrlichkeit des Reiches: innerlich war aller Glanz und alle Herrlichkeit längst dahin.

Unbemerkt fast ging dann dies alte, einst so herrliche Kaiserthum deutscher Nation in den Stürmen der napoleonischen Zeit zu Grunde. Niemand gewahrte es, daß durch das Verschwinden des deutschen Kaiserthums eine Lücke im deutschen oder europäischen Staatensystem entstanden wäre. Denn das deutsche Staatsleben war seit Jahrhunderten schon in Bahnen gelenkt worden, auf welchen das Kaiserthum nur mehr als ein ferner Schatten erschien. Die Realität des deutschen Staatslebens war in den Einzelstaaten concentrirt. Schon in den großen Zeiten unseres mittelalterlichen Kaiserthumes war es nur den bedeutendsten Kaiserpersönlichkeiten und immer nur mit äußerster Mühe gelungen, es zu verhindern, daß die centrifugalen Kräfte die Herrschaft gewannen, daß die Macht der Herzöge und Fürsten das Reich zersprengte. Nach dem Untergang der Hohenstaufen zeigte sich im Interregnum, daß die Reichseinheit nur auf der persönlichen Kraft der Kaiser, nicht auf der Kraft dauernder Institutionen beruhte. Aber noch war die Zeit lange nicht erfüllt, daß ein staatlicher Neubau Deutschlands hätte durchgeführt werden können. Noch einmal wurde das lose Gefüge des Reiches wieder hergestellt und selbst die Katastrophe der Reformation vermochte nicht, dies lose Gefüge endgiltig zu zerreißen. Immer kräftiger aber entwickelte sich das Staatsleben in den Territorien. Bayern und Sachsen waren neben Oesterreich die mächtigsten Territorialgewalten, Bayern die Hauptstütze einer von katholischen, Sachsen einer von evangelischen Principien getragenen Politik. Seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts beginnt dann alle übrigen Territorialgewalten zu überragen: Brandenburg-Preußen. In gewaltiger Weise entwickelt sich dies Staatswesen in einer für die welthistorische Betrachtung überaus kurzen Spanne Zeit. Zögernd nur schließt sich Brandenburg der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts an; lange noch ist Kursachsen die führende Macht des neuen Deutschlands. Anfang des siebzehnten Jahrhunderts faßt dann dieses brandenburgische, territorial im Mittelpunkt Deutschlands stehende Staatswesen festen Fuß im äußersten Osten und im äußersten Westen Deutschlands und gewährt, obwohl rechtlich ein evangelisches Staatswesen, den Katholiken die weitherzigste Toleranz, zu einer Zeit, wo sonst noch nirgends in der Welt von Toleranz gegen Andersgläubige die Rede war. Bereits hatte die Weltgeschichte darin die Umrisse der künftigen Großmacht vorgezeichnet. In wenig mehr als einem Jahrhundert erscheinen drei Fürsten aus dem Hohenzollernhause auf dem Plane der Geschichte, welche zu den größten Herrschern in allen Zeiten und unter allen Völkern gezählt werden müssen: der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große. Es ist müssig,

Digitized by Google

die Frage zu erörtern: welcher dieser Hohenzollernfürsten der größte war; sie waren alle größte Männer der Weltgeschichte. Und es ist eine ganz einzige Erscheinung in der Geschichte, daß in fast unmittelbarer Folge drei Herrscher an der Spitze des brandenburg-preußischen Staates standen, welche als Staatsmänner und Feldherren so gewaltig groß waren. Auch von Friedrich Wilhelm I. gilt dies vollauf. Friedrich Wilhelm I. ist der größte innere König von Preußen: seine Bedeutung für die innere Entwickelung Preußens bis auf diesen Tag kann nicht hoch genug geschätzt werden. Unter dem Großen Kurfürsten erschien Kurbrandenburg zuerst als wichtiger Factor in den europäischen Händeln; von Friedrich Wilhelm I. empfing das Königreich Preußen eine innere Organisation von so eminenter Vorzüglichkeit, wie kein Staat in Europa einer solchen sich zu erfreuen hatte; durch Friedrich den Großen wurde Preußen innerlich und äußerlich zur europäischen Großmacht, deren jugendfrische Kraftentwickelung bald alle anderen europäischen Großmächte in Schatten stellen sollte.

Vorerst aber kam nach den Zeiten der Größe und der äußersten Kraftanspannung eine Zeit des Niederganges und der Erschöpfung. Es schien, als könne der Staat Friedrichs des Großen nicht vor dem Untergange gerettet werden, mit welchem ihn das Machtwort des corsischen Imperators bedrohte. Aber die großen Thaten der Freiheitskriege zeigten der Welt, daß die preußische Heldenkraft und der preußische Heldensinn noch nicht erstorben waren.

Das alte Reich war wie eine kraftlose Flamme erloschen. Und kein neues Reich trat an seine Stelle, sondern jener armselige deutsche Bund, den der Neid der Fremden und die Eifersucht und Impotenz der deutschen Mächte auf dem Wiener Congreß schufen, von Anbeginn dem Auslande ein Spott, dem deutschen Volke ein Aerger. Die Traditionen des habsburgischen Kaiserthumes setzten sich noch ein halbes Jahrhundert fort in den Formen des Frankfurter Bundestages, in welchem Oesterreich den Vorsitz führte. Dies Deutschland des Scheins unter Oesterreichs Vorsitz mußte sich, um nur das eine zu erwähnen, von Europa jenes famose Londoner Protokoll bieten lassen, durch welches die altdeutschen Lande Schleswig-Holstein an Dänemark verschachert wurden. Es gab keine Ehre der deutschen Nation mehr. Einen Moment mochte man glauben, es werde die elementare Volkskraft, müde jenes kläglichen Treibens am Frankfurter Bundestage und erbittert darüber, den deutschen Bund im Sturme wegblasen. Aber wenn auch alle staatlichen Dinge in Deutschland unsicher und schwankend geworden waren, Ein fester Punkt war unerschüttert geblieben: das preußische Königthum. Und an dem Widerstand und Widerspruch dieses Factors scheiterte die Bewegung des Jahres 1848: die königliche Souveränetät der Hohenzollern war in Deutschland noch stärker, als die Ideen der Volkssouveränetät. Die guten Keime jenes wilden Jahres mußten auf anderem Wege zur Entfaltung gebracht werden.

Inzwischen hatte Preußen für die Idee der nationalen Einheit im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts in stiller aber um so intensiverer Arbeit ein Werk geschaffen, auf welchem als der festesten Grundlage unser heutiger deutscher Gesammtstaat beruht: den Deutschen Zollverein. Es dürfte nicht behauptet werden, daß Preußen dabei in bewußter Absicht bereits die Herstellung der vollen staatsrechtlichen Einheit ins Auge gefaßt gehabt hätte. Aber von selbst mußte die wirthschaftliche Einheit der Nation, je fester sie sich gestaltete, auf die Bahnen der vollen staatsrechtlichen Einheit führen. Auch Preußen hat dies erst allmählich sich zu vollem Bewußtsein gebracht. An der von Preußen im Zollverein geschaffenen wirthschaftlichen Einheit hatte Oesterreich keinen Antheil. Die Gefahren des Zollvereins aber für seine hegemonische Stellung erkannte Oesterreich viel zu spät, zu einer Zeit, da es nicht mehr möglich war, das große Werk der wirthschaftlichen Einigung der Nation durch kleine Intriguen zu zerstören.

Die im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts fortwährend gewachsene Spannung der deutschen Großmächte mußte schließlich mit den Waffen ausgetragen werden. In dem kurzen Feldzuge von 1866 zeigte sich zum Schrecken von ganz Europa, daß Preußen noch der Staat Friedrichs des Großen, daß dieser Staat durch die große Armeereorganisation, welche unter schweren inneren und äußeren Gefahren eben noch hatte vollendet werden können, die erste Militärmacht der Welt geworden war.

Es war das historische Ergebniß der Jahrhunderte: daß der Staat der Habsburger, welcher bereits im sechzehnten Jahrhundert dem geistigen und religiösen Leben der Mehrheit der Nation sich entfremdet hatte, welcher dann im neunzehnten Jahrhundert von der wirthschaftlichen Einheit der Nation sich hatte ausschließen lassen müssen, nun auch staatsrechtlich aus Deutschland ausscheiden und die Führung an Preußen abgeben mußte als denjenigen Staat, der in geistiger, wirthschaftlicher und staatsrechtlicher Hinsicht durch die ganze Entwickelung der deutschen Geschichte allein zur Führung berechtigt und berufen war.

Nun ist dies Ziel erreicht. In den Prunkgemächern des französischen Königsschlosses zu Versailles wurde nach der Vernichtung des französischen das neue deutsche Kaiserthum der Hohenzollern unter dem Donner der Kanonen und dem brausenden Jubelrufe von Heer und Nation verkündigt. Das stärkste Fundament aber dieses neuen deutschen Kaiserthumes ist das preußische Königthum; ein Königthum, dessen höchster Stolz und höchste Ehre allezeit die Arbeit im Dienste des Volkes war; ein Königthum, dessen höchster Ruhm allezeit die peinlichste und gewissenhafteste Sparsamkeit war, welche die Ausgabe auch des Pfennigs sorgsam überdachte und dem Volke nie andere Lasten auflegte als solche, die um der Entwickelung, der Sicherheit, der Existenz des Staates willen absolut erforderlich waren; eines Königthumes, das mit der Seele des Volkes so innig und fest verwachsen ist wie kein zweites in der Welt. Darum ist dies Königthum ein Königthum von Gottes Gnaden im höchsten und idealsten Sinne des Wortes, darum hat die Vorsehung dies edle Königthum erhöht zum glorreichen Kaiserthum.

Und dies königliche Kaiserthum ist uns verkörpert in einer Heldengestalt, vor der in Ehrfurcht das Haupt zu neigen der Stolz jedes freien deutschen Mannes sein kann, sein muß.

Gott segne und behüte unseren Kaiser!

Reichs-Einkommensteuer und Erbschaftssteuer.

Von Karl Walcker.

Die von deutschfreisinniger Seite vorgeschlagene Resolution, die Kosten der Erhöhung des Friedenspräsenzstandes durch eine Reichs-Einkommensteuer der Reichen und Wohlhabenden zu decken, ist jüngst im Reichstag gegen die Stimmen der Freisinnigen und Socialdemokraten abgelehnt worden. Der treffliche Abg. Miquel hielt bei dieser Gelegenheit eine bedeutsame finanzpolitische Programmrede, in welcher er betonte, daß er die Steuer nicht aus Verfassungsbedenken verwerfe, sondern aus Opportunitätsgründen: er will sie in die Einzelstaaten verlegen. Von verschiedenen Seiten ist auch gesagt worden, das Deficit des Reichsbudgets solle durch indirecte Steuern, z. B. durch Reformen der Branntwein- und Zuckersteuer, nicht durch directe Steuern, gedeckt werden. Es ist in der That sehr wahrscheinlich, daß die eben erwähnten Reformen früher oder später zu Stande kommen werden; aber daraus folgt noch nicht, daß es auf die Dauer möglich sein wird, die Einführung einer directen Reichssteuer zu vermeiden. Der Staats- und Gemeindebedarf zeigt überall, sogar in der neutralen, mehr durch die Eifersucht der Großmächte wie durch ihr billiges und mangelhaftes Milizsystem behüteten Schweiz, eine so starke Tendenz zum Anwachsen, daß eine directe Reichssteuer eine bloße Frage der Zeit sein dürfte.

Man kann den Freunden der Reichs-Einkommensteuer zugeben, daß die dereinstige Einführung dieser Steuer sehr wahrscheinlich ist; aber daraus folgt durchaus nicht, daß die Einführung der Reichs-Einkommensteuer jetzt opportun ist, und daß diese Steuer die wichtigste directe Reichssteuer sein

Digitized by Google

muß. Der bereits 1877 von der preußischen Regierung gemachte Vorschlag einer Reichs-Erbschaftssteuer war viel praktischer und staatsmännischer. Man wende nicht ein, daß dieser Vorschlag trotzdem von der Mehrheit des Bundesrathes abgelehnt wurde. Die Lage war damals wesentlich anders als jetzt. Die bayrische Politik wurde vom unglücklichen, wohl schon zu jener Zeit halb geisteskranken Könige Ludwig II. geleitet, die indirecte Steuerschraube war noch nicht so stark angezogen wie jetzt, der Reichs-, Staats- und Gemeindebedarf war geringer, und die europäische Lage war noch nicht so gewitterschwanger wie jetzt.

Eine Reichs-Erbschaftssteuer wäre gegenwärtig mit viel geringeren politischen und wirthschaftlichen Schwierigkeiten durchzusetzen wie eine Reichs-Einkommensteuer. Die Letztere würde aus politischen und finanziellen Gründen bei den Mittelstaaten auf eine starke, vielleicht unüberwindliche Opposition stoßen. Auf die politische Seite der Sache braucht hier nicht näher eingegangen zu werden, denn schon die rein finanziell-technischen Bedenken gegen eine baldige Einführung der Reichs-Einkommensteuer sind ausschlaggebend. Wenn das Reich jetzt diese Steuer einführen wollte, so würde es dadurch das gesammte directe Steuerwesen Preußens und der übrigen Bundesstaaten in eine gewisse Verwirrung bringen; denn bei der verschiedenen Ausbildung und Gestaltung der Steuersysteme der deutschen Staaten würde die Reichs-Einkommensteuer ungleichartig und ungerecht wirken, die verschiedenen Gegenden und Einkommenszweige sehr ungleichartig treffen. Dieser Mangel könnte nur beseitigt werden, wenn die directen Steuern aller Einzelstaaten durchgreifend reformirt und gleichartig gemacht würden. Eine so schwierige und verwickelte Arbeit würde aber im günstigsten Falle längere Zeit zu ihrer Durchführung brauchen. Die Durchführung der Reichs-Erbschaftssteuer wäre dagegen viel leichter. Erbschaftssteuern dieser oder jener Art bestehen bereits in fast allen deutschen Ländern*), und die Zusammenfassung und Fortbildung dieser Steuern zur Reichs-Erbschaftssteuer würde nicht, wie die Reichs-Einkommensteuer, eine durchgreifende Umgestaltung, man könne fast sagen Umwälzung der bestehenden directen Steuern nöthig machen. Auch in politischer Beziehung wäre die Reichs-Erbschaftssteuer viel leichter durchzusetzen; weil sie sich mit einem viel geringeren Eingreifen des Reiches in die einzelstaatlichen Verhältnisse durchführen ließe, wie die Reichs-Einkommensteuer; und weil die Einzelstaaten und die Gemeinden einen Theil des Ertrages der Reichs-Erbschaftssteuer erhalten müßten, so daß sie gern zur Erhebung dieser Steuer mitwirken würden.

Die ehemalige Schwärmerei für die angeblich allein seligmachende Einkommensteuer war eine Modekrankheit der 1848er Demokraten und ähnlich unpraktischer Steuertheoretiker. Zu diesen ideologischen Motiven kamen bei anderen Personen nichts weniger als ideale Motive, nämlich das Motiv, große Steuerdefraudationen zu begehen, die unter sonst gleichen Umständen bei der Einkommensteuer viel leichter sind, wie bei einer Erbschaftssteuer, welche auch die Descendenten und Ascendenten trifft. Die neuere Finanztheorie empfiehlt die Einkommensteuer dagegen nur „als eine Art Ausfüllung der Lücken des übrigen Steuersystems", wie z. B. Roscher (Finanzwissenschaft § 74) sagt. Die neueste Finanzpraxis zeigt ebenfalls in verschiedenen Ländern und mehr oder minder deutlich die Tendenz, die Erbschaftssteuer und nicht die Einkommensteuer zur wichtigsten directen Steuer zu machen. In England brachte die Erbschaftssteuer z. B. 1877 bereits 3,675,802 Pfund Sterling, während die Einkommensteuer 5,280,000 Pfund Sterl. brachte. Aehnlich fielen in Sachsen die Einkommensteuer-Zuschläge vor einigen Jahren in Folge der besseren Finanzlage des Staates (des Steigens der Eisenbahnerträge ꝛc.) fort, und die Erbschaftssteuer-Novelle vom 9. März 1880 war ein Schritt zur weiteren Ausbildung dieser Steuer. Roscher hebt am angeführten Orte mit Recht hervor, daß eine deutsche Reichs-Einkommensteuer wegen ihrer völligen Neuheit und großen Fühlbarkeit die reichsfreundliche Gesinnung vieler Pflichtigen gefährden würde. Man darf ferner nicht vergessen, daß derselbe Nominalsatz (Procentsatz) der Einkommensteuer thatsächlich in sehr verschiedener Weise auf Steuerzahlern mit ungleichem und selbst mit gleichem Einkommen lastet. Manche werden z. B. in Folge zu niedriger Einschätzungen, bezw. Declarationen nur mit der Hälfte oder einem noch geringeren Theile ihres Einkommens zur Steuer herangezogen, Andere mit ihrem wirklichen Einkommen; und wieder Andere müssen ein größeres Einkommen versteuern, als sie in Wirklichkeit beziehen, wie Mac Culloch, Gladstone, Rau, Nasse, Roscher, A. Wagner, Gustav Cohn und andere Nationalökonomen und Staatsmänner unter verschiedenen Verhältnissen und Steuergesetzen in Bezug auf England, Zürich, Preußen, Sachsen ꝛc. constatirt haben. Diese Ungerechtigkeiten werden desto größer und erregen desto mehr Unzufriedenheit, je höher der Steuersatz in Folge neuer Militärausgaben oder anderer Gründe steigt. Sogar völlig begründete Reclamationen gegen die Höhe der Einschätzung sind für den Steuerzahler eine lästige, zeitraubende, nicht immer zum Ziele führende, wohl gar kostspielige Sache. Wird dagegen eine Reichs-Erbschaftssteuer eingeführt, zu der noch der Declarationszwang bei den Einkommensteuern kommen müßte, so würden aus Furcht vor Entdeckung nach dem Tode und der nachträglichen Schande und Geldstrafe die weitaus meisten falschen Declarationen des Einkommens durch richtige Declarationen ersetzt werden; und es würde nur noch äußerst selten vorkommen, daß eine begründete Reclamation eines zu hoch eingeschätzten Steuerzahlers abschläglich beschieden würde. Sowohl den Steuerbeamten und den Einschätzungscommissionen als den Steuerzahlern würden viele Mühen und Unannehmlichkeiten erspart werden, wenn die Erbschaftssteuer die wichtigste directe Steuer würde, und wenn die Einkommensteuer nur zur Controle und Ergänzung der Erbschaftssteuer beibehalten würde. Noch wichtiger ist übrigens die von Roscher, Wagner und Anderen mit Recht betonte Controlbedeutung einer guten Erbschaftssteuer für die bei der Einkommensteuer nothwendigen Declarationen der Steuerpflichtigen und Einschätzungen von Seiten der Einschätzungscommissionen.

Ein eingehender Vergleich der Erbschaftssteuer mit der Vermögenssteuer und mit der Capitalsteuer würde hier zu weit führen. Es sei nur in Kürze darauf hingewiesen, daß die Vermögenssteuer im Zeitalter der modernen Großindustrie und des Welthandels, der Handelskrisen und wirthschaftlichen Depressionen viel schwieriger zu veranlagen ist, als ehemals in kleinen antiken und mittelalterlichen Stadtstaaten mit einfachen Verhältnissen. Das Vermögen der Patricier jener Republiken bestand hauptsächlich aus Landgütern, städtischen Häusern, Diamanten, baarem Golde und Silber, Kunstschätzen, zum Theil auch Sclaven. Im Mittelalter dienten Diamanten nicht bloß zum Prunk, sondern auch zur Capitalanlage. Nicht bloß Geldmänner, sondern auch Fürsten und Prinzen kauften manchmal Diamanten zur Capitalanlage, sowie man heutzutage etwa Staatspapiere und Prioritäten zur Capitalanlage kauft.

Im Vergleich zur Erbschaftssteuer hat die Capitalsteuer den großen Mangel, daß sie kleine Capitalisten und wenig bemittelte Wittwen und Waisen hart trifft; während gerade reiche und sehr reiche Leute bei der Capitalsteuer den Besitz großer Beträge in- und ausländischer Werthpapiere leicht verheimlichen können, was bei einer gut organisirten Erbschaftssteuer schwer, oder gar nicht möglich ist. Der Haupteinwand gegen die Erbschaftssteuer, nämlich die verschieden lange Dauer der Zwischenzeiten zwischen zwei Erbfällen, ist leicht zu beseitigen. Die Berücksichtigung der voraussichtlichen Lebensdauer des, oder der Erben ist zwar unpraktisch; denn scheinbar kränkliche Personen erreichen nicht selten ein hohes Alter, und der Gesundeste kann durch einen Unglücksfall oder eine Krankheit rasch dahin gerafft werden. Man kann indeß die

*) Vgl. Geffcken in Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung 1881, Schanz in seinem Finanzarchiv 1885, O. Bacher, Die deutschen Erbschafts- und Schenkungssteuern, Systematische und kritische Darstellung derselben nebst Vorschlägen zu ihrer Unificirung und einem Gesetzentwurfe. Leipzig, 1886 und über den erwähnten preußischen Antrag von 1877: Hirth's Annalen des Deutschen Reiches 1877.

Digitized by Google

Erbschaftssteuer verhältnißmäßig reduciren, bezw. erhöhen. Findet z. B. nach statistischen Ermittelungen bei den besitzenden Classen eines Landes und Zeitalters durchschnittlich alle 40 Jahre ein Erbfall statt, so wären Erbfälle nach 1, 2, 3 ... Jahren mit $^1/_{40}$, $^2/_{40}$, $^3/_{40}$ ..., nach 41, 42, 43 ... Jahren mit $^{41}/_{40}$, $^{42}/_{40}$, $^{43}/_{40}$ ... des normalen Steuersatzes zu belegen. Etwas Aehnliches besteht bereits bei der englischen Erbschaftssteuer und bei der österreichischen Erbschaftsgebühr. Ganz kleine Erbschaften müßten steuerfrei sein, weil ihre Besteuerung inhuman wäre und mehr kosten, als einbringen würde. Vollends gilt dies natürlich von den Kleidern, Möbeln, Küchengeräthen u. s. w., welche ein capitalloser Arbeiter hinterläßt. In England, Frankreich, Oesterreich, Rußland und in einem Theile des Deutschen Reiches, nämlich in Elsaß-Lothringen, zahlen die Descendenten und Ascendenten bereits die Erbschaftssteuer und zwar in Frankreich und Oesterreich ein Procent, in England, wo drei Arten der Erbschaftssteuer bestehen, noch viel mehr. Wenn man im Deutschen Reiche eine Erbschaftssteuer mit einer mäßigen Progression oder, mit anderen Worten, mit einer mäßigen Degression einführte, wenn nur die großen Erbschaften ein Procent zahlten, und wenn die kleinsten, überhaupt noch steuerpflichtigen Erbschaften $^1/_{10}$ Procent, die übrigen Erbschaften zwischen $^1/_{10}$ und 1 Procent zahlten, — so würde diese Steuer den erhöhten Militäraufwand reichlich decken und noch bedeutende Summen abwerfen, welche zu Reichs-, Staats- und Gemeindezwecken, oder zur Herabsetzung drückender Gemeindesteuern, bezw. Staats- und Reichssteuern verwandt werden könnten. Dabei ist natürlich vorausgesetzt, daß die Descendenten und Ascendenten auch zur Erbschaftssteuer herangezogen werden, und daß die Erbschaftssteuer desto mehr steigt, je entfernter die Verwandtschaft des Erblassers und des Erben ist. Ganz entfernte Verwandte zahlen in Oesterreich 8, in Frankreich 9 und in England 10 Procent, und sie könnten im Deutschen Reiche ebenfalls 8—10 Procent zahlen. Von ganz Fremden, gar nicht mit dem Erblasser Verwandten könnte man sogar noch eine höhere Steuer erheben, desgleichen von Legaten, welche an juristische Personen fallen. Die Gerechtigkeit der Steuerprogression, der verhältnißmäßig stärkeren Heranziehung der größeren Erbschaften, Einkommen und Reinerträge zu den Erbschafts-, Einkommen- und Ertragsteuern, wird von Roscher (§ 74) und Anderen mit Recht damit begründet, daß die verhältnißmäßige Untersteuerung der Reichen mit indirecten Steuern ausgeglichen werden muß.

Auch von Reichstags- und Landtagsabgeordneten verschiedener Parteien ist die Erbschaftssteuer, bezw. Reichs-Erbschaftssteuer wiederholt empfohlen worden. Eine anonyme, fortschrittliche Broschüre, die 1878 unter dem Titel „Gegen die Steuerprojecte des Reichskanzlers" bei C. Barthel in Berlin für Rechnung des „Broschürenfonds der Deutschen Fortschrittspartei" erschien und, nach Inhalt und Form zu schließen, von Eugen Richter verfaßt sein dürfte, von dem auch verschiedene andere Broschüren unter seinem Namen bei C. Barthel erschienen sind, plaidirt (S. 21) für eine Reichs-Erbschaftssteuer und eine Reichs-Einkommensteuer. Dieselben beiden Steuern wurden 1880 von Professor A. Wagner im zweiten Bande seiner trotz ihren Mängeln verdienstvollen Finanzwissenschaft (S. 554) empfohlen. Wagner ist aber ein Antipode der Fortschrittspartei. Er schloß sich als preußischer Landtagsabgeordneter den Deutschconservativen an. Am 28. März 1881 empfahl Lasker, der damals bekanntlich Secessionist war, im Reichstage eine Reichs-Erbschaftssteuer, welche nach dem Muster von Frankreich und England die größeren Vermögen heranziehen sollte. Aehnlich sprach sich Fürst Hatzfeldt-Trachenberg am 18. Januar 1883 im Reichstage im Namen der Freiconservativen für eine Börsensteuer, eine Capitalsteuer und eine Erhöhung der Erbschaftssteuer aus. Der Geh. Commercienrath und nationalliberale Reichstagsabgeordnete W. Oechelhäuser stellt ferner in seiner bekannten, 1886 erschienenen Schrift über die Arbeiterfrage (S. 67, 68) folgendes Finanzprogramm auf:

„Im Reich ...:

Die Einführung einer Branntweinconsumsteuer...

In Preußen:

1) Umwandlung der Classen- und Einkommensteuer ... in eine .... jährlich budgetmäßig festzustellende Ergänzungssteuer, auf Grundlage der Selbsteinschätzung. Der bisherige Gesammtertrag sollte auch in Zukunft das Maximum bilden, welches von dieser Einkommensteuer beansprucht wird.
2) Einführung einer Besteuerung des fundirten Einkommens durch jährliche Selbsteinschätzung, oder durch Erhebung einer die kleinen Vermögen freilassenden Erbschaftssteuer, in mäßiger Progression."

Die Branntweinsteuerfrage ist eine besondere, hier nicht näher zu erörternde Frage. Oechelhäuser hat indeß entschieden Recht, wenn er fortfährt: „Letzteres System (d. h. die Erbschaftssteuer) wäre das bei weitem einfachste, während die jährliche Besteuerung des fundirten Einkommens ... zu höchst lästigem Eindringen in die Vermögensverhältnisse führt."

Das neueste Plaidoyer für die Reichs-Erbschaftssteuer hat O. Bacher in seiner erwähnten, verdienstvollen, 1886 erschienenen Schrift geliefert. Sogar ein namhafter Gegner der Reichs-Erbschaftssteuer, der Würzburger Professor G. Schanz, hat 1886 und 1887 Material geliefert, welches für dieselbe verwerthet werden kann und muß. Er veröffentlichte in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 8. und 9. Januar 1887 zwei Artikel über „Die Einkommensteuer und die Steuerreform im Reiche und in den Einzelstaaten". Er bemerkt unter Anderem: „Wir glauben ... nicht, daß die Einkommensteuer wegen der Steigerung der Militärbedürfnisse Aussicht auf Verwirklichung hat." Er führt indeß aus, daß die Reichs-Einkommensteuer späterhin als eine verhältnißmäßig untergeordnete, die übrigen Steuern nur regulirende und ergänzende Steuer nöthig sein wird und ohne (?) die Mitwirkung von Reichsbeamten von den Einzelstaaten allein erhoben werden soll. Eine solche Ausschließung der Reichsbeamten wäre schon aus den Gründen ungerecht und unzweckmäßig, welche E. Fitger in einem analogen Zusammenhange gut entwickelt und mit schlagenden statistischen Daten belegt hat.

Schanz will die Erbschaftssteuern ausbilden, einträglicher machen und unificiren, aber den Einzelstaaten überlassen. Er wies 1886 in seinem Finanzarchiv nach, daß in folgenden Staaten folgende Beträge der Erbschaftssteuer auf den Kopf kommen: in Großbritannien 4,37, in Holland 3,02, in Belgien 3, in Frankreich 2,85, in Italien 1,01, in Dänemark 0,74, in Deutschland nur 0,29 deutsche Reichsmark, nur 29 deutsche Reichspfennige. Im ganzen Deutschen Reiche ergeben die Erbschaftssteuern zusammengenommen nur 13 Millionen Mark. Schanz hat daher nicht Unrecht, wenn er in der „Allgemeinen Zeitung" vom 9. Januar 1887 sagt: „Es wäre ohne Härten möglich, diese vorzügliche, mit der Bevölkerung und dem Reichthum wachsende, die Einkommensteuer controlirende, die Vermögensansammlung treffende Steuer auf 1 Mark pro Kopf zu bringen, also 45*) Millionen, statt 13 Millionen den Einzelstaaten zuzuwenden." Schanz übersieht nur, daß die von ihm mit Recht empfohlene Reform und Unification der einzelstaatlichen Erbschaftssteuern mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit und in kurzer Zeit zur Zusammenfassung dieser Steuern, d. h. Reichs-Erbschaftssteuer führen würde, an deren reichen Erträgen, wie erwähnt, auch die Einzelstaaten und die Gemeinden betheiligt werden müßten. Ja, der Schanz'sche Ein-Mark-Satz wäre sogar sehr niedrig, wie seine eigenen Daten über einige ausländische Staaten zeigen, und wie man auch aus E. Engel's berühmten Werke über das Zeitalter des Dampfes ersieht. Auf Grund der Engel'schen Zahlen und der Kolb'schen Volkszählungsdaten hat Schreiber dieses folgende Tabelle berechnet. Auf 10,000 Einwohner kamen Dampfpferdekräfte der Industrie: in England 1878 601,5, in Deutschland 1878 300,1, dagegen in Frankreich 1876 nur 133,4 und in Italien 1876 nur 19,5. Deutschland ist entschieden pro Kopf der Bevölkerung viel wohlhabender, als

*) Diese Zahl ist zu niedrig. Die rasch wachsende Bevölkerung des Deutschen Reiches betrug am 1. December 1885 bereits 46,840,587 Köpfe.

Digitized by Google

Italien, und wahrscheinlich auch bedeutend wohlhabender, wie Frankreich, welches viel weniger Eisen- und Kohlenlager besitzt und dem deutschen Volke an Volksbildung stark nachsteht.

Kurz, eine rationelle deutsche Reichs-Erbschaftssteuer wäre eine leicht aufzubringende und sehr einträgliche Steuer. Sie eignet sich aus politischen und finanziellen Gründen am besten zur ersten und zugleich wichtigsten directen Steuer des neuen Deutschen Reiches, welches „toujours en vedette" stehen, an den Vogesen und anderswo die Wacht halten muß.

Literatur und Kunst.

Traumlyrik.

Anmerkungen für Schumann-Freunde.

Von Paul Marsop.

Dreißig Jahre sind seit dem Tode Robert Schumann's verflossen. Der minderbegüterte Musiker, welcher ehedem monatelang in Geduld harren mußte, bis er das zerrissene, verklebte, durch falsche Fingersätze bis zur Unkenntlichkeit entstellte Exemplar der Fismoll-Sonate einmal aus der Leihanstalt erhaschen konnte, ist jetzt in der Lage, sich für wenige Mark den „ganzen Schumann" zu erwerben*) — das heißt, ohne die Compositionen der Schumannianer. Diese werden, unter dem Namen der betreffenden Autoren, immer noch zu Liebhaber-Preisen besonders verkauft. Die Setzer sind geduldig und die Verleger wollen auch leben. Kann man es ihnen deshalb verargen, wenn sie das, worauf sie allein ein Recht haben, so theuer und das, worauf jeder ein Recht hat, so billig als möglich ablassen? So haben wir denn heute die Wahl zwischen einem gelben, grünen, grauen, blauen und blaßrosa „Carneval", sämmtlich, wie die Cataloge versichern, auf holzfreiem Papier gedruckt und, wie eine Musikzeitung behauptete, in Rücksicht auf Correctheit jeder immer besser wie der andere. Man bedenke: noch correcter als correct!

Ueber die Zuverlässigkeit des Meisters ließe sich demnach nichts mehr sagen. Dagegen wohl Einiges über die seiner Interpreten. Diejenigen Pianisten, welche seine Werke öffentlich vortragen, verstehen sie nicht und diejenigen, welche Solches nicht thun, können mit den technischen Schwierigkeiten derselben in der Regel nicht fertig werden. Darum schließen wir uns der Meinung derer nicht an, die das Erscheinen der populären Ausgaben mit Freude begrüßen. Es müßte denn sein, daß der populus „aus dem natürlichen Gefühl heraus" — so heißt ja wohl die Phrase — sich ein besseres Verständniß für die subjectivsten aller Clavierpoesien schaffen wollte, als es ihm mit Hülfe unserer musikalischen Normal-Pädagogen gelingt. Vielleicht glückt's ihm. Es dürfte belehrend sein, zu erfahren, ob sich der Dilettant über die Syncopen-Anhäufungen, über die verschiedenen unclaviergemäßen und deshalb auch durch die resoluteste Technik nicht zu bewältigenden Stellen, über die in ihrer Weise ganz außerordentlichen Vortragsschwierigkeiten ebenfalls einzig und allein vermöge des natürlichen Gefühles hinwegzuhelfen im Stande wäre.

Einstweilen haben wir es jedoch mit den Musikern zu thun. Die Thatsache nämlich, daß die Pianisten heute fast ausnahmslos ihre Concertprogramme durch den Namen Schumann zu verschönern pflegen, möchte zu der Vermuthung führen, daß sich jenen seither das Verständniß für eine Musik erschlossen hätte, welche weder Gelegenheit zur Entfaltung einer in Treu' und Redlichkeit erworbenen Fingerfertigkeit bietet noch dem, der sie spielt, den Nimbus musikalischer Classicität verleiht. Aber eine solche Annahme wäre irrig.

*) Am Besten in der trefflichen neuen Ausgabe von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Wir entsinnen uns noch der Zeit, in welcher auch die Clavierspieler höherer Ordnung — die Clavierspielerinnen pflegten damals nach ihrem ersten Auftreten meistens zu heirathen oder Gouvernanten zu werden — von Schumann'schen Compositionen kaum etwas Anderes brachten als die „Traumeswirren" und hinterher — gewöhnlich vor der Lucia- oder Hugenotten-Phantasie — das „Warum". Das ist inzwischen anders geworden. Heute lesen wir keine Ankündigung der Productionen eines Tasten-Athleten, auf welcher nicht die „Symphonischen Etuden", die „C-dur-Phantasie", die „Humoreske" verzeichnet sind. „Schumann beherrscht jetzt die weitesten Kreise", sagen die Leute. Nein, das Pianistenvolk — mögen die Götter es verderben! — schreckt nicht einmal davor zurück, die wundervollen und wunderlichen Räthselsdichtungen des stillen Träumers in den Concertsaal hineinzuzerren, antworten wir. Es besitzt den absonderlichen Ehrgeiz, „Alles" auf seinem Repertoir zu haben — auch das, was man nicht mit den Fingern spielen, sondern nur innerlich singen kann. Man denke sich einen Recitator, der die Gedichte Geibels auf offener Straße vorläse, einen Galeriedirector, der seine Poussin's in einem riesigen, kuppelgeschmückten Vestibule aufhinge! Die Clavierspieler früherer Tage hatten weniger Technik, aber mehr künstlerisches Tactgefühl als ihre heutigen Collegen und Franz Liszt erhob mit Unrecht die bittere Anklage gegen sich selbst, daß er seinerzeit nicht Schumann in die Oeffentlichkeit einführte, so wie er dies mit Chopin that. Wir hegen Zweifel darüber, ob er auch mit dem Letzteren durchgängig im Recht war. Chopin selbst hat in Paris nur ein Concert gegeben. Aber er steht wenigstens noch auf der Schwelle zwischen Weltbühne und Phantasirwinkel, wogegen Schumann außerhalb des Letzteren immer ein Fremdling bleiben muß.

Unser Satz heißt: die Lyrik ist nicht die Kunst der Oeffentlichkeit — und diejenige Schumann's am wenigsten.

In der Bach'schen Fuge, der Beethoven'schen Sonate erscheint die Lyrik zwischen Epik und Dramatik eingebettet. An und für sich trägt das weiter ausgeführte Musikstück von streng geschlossener Form vorwiegend den epischen Charakter. Aber die Clavierpoesie Schumann's ist rein lyrischer Art. Der Meister mag seine Schöpfungen „Kreisleriana", „Papillons" oder „Phantasiestücke" nennen — im Grunde genommen dürften sie alle „Phantasiestücke" heißen und sind als solche freie lyrische Improvisationen. Ja, Schumann ist in diesen Werken noch mehr Lyriker wie in seinen Liedern: hier schlägt er bald, auch bei ganz einfachen Stimmungsbildern, den Balladenton an, bald läßt er sich, wie in der „Dichterliebe", durch die Spitzen des Textes dazu bestimmen, Manches dramatisch auszugestalten.

Der Lyriker ist der naivste unter den Poeten. Auch diejenigen Epiker und Dramatiker, welche nur schreiben, „weil sie nicht anders können", müssen der Reflexion ihren Tribut zahlen; dichterische Charaktere sollen aus dem Herzen geboren, aber mit dem Verstande geformt werden. Eine Sarabande Bach's, ein Allegro Beethoven's haben Charakter; ein Clavierstück Schumann's hat nur Seele. Es ist deshalb unwesentlich, welche Ueberschrift es trägt; Theile aus dem „Faschingsschwank" könnten beliebig mit solchen aus der „Humoreske" vertauscht werden, gerade so, wie Strophen aus den verschiedenen Cyclen der Gedichte Heinrich Heine's. Das Thema des Lyrikers bleibt stets das gleiche, ewig junge, ewig unerschöpfliche; der eine nennt es „Dichterliebe", der andere „Liebesfrühling" — — jede Liebe hat ihren Lenz und wer von ihm singen will, muß eben ein Dichter sein. Ob Schumann ein „Blumenstück" oder eine „Arabeske" zeichnet: es blicken stets zwei schöne Augen aus dem Rahmen heraus. Es brauchen nicht immer dieselben zu sein; kehrt die Nachtigall zurück, so sucht sie ihr altes Versteck wieder auf; aber der Rosenbusch, in welchem sie sitzt, treibt jedes Jahr neue Knospen. Jede Blüthe sieht der anderen ähnlich, wenn auch eine jede verschieden von der anderen und jede auf ihre Weise schön ist. Woraus folgt, daß man über zwei Rosen leichter zwei lyrische Gedichte machen als zwei Erzählungen schreiben kann. Heldinnen der Letzteren müssen individualisirt werden; Rosen haben dies nicht nöthig.

Aber Schumann schrieb Novelletten.

Digitized by Google

Weshalb wählte er diese Titelbezeichnung?

Eine Novellette verlangt eine, wenn auch noch so geringfügige Handlung. Diese kann nun freilich an sich überhaupt durch die absolute Musik nicht wiedergespiegelt werden; wohl aber läßt sich durch Steigerungen, durch refrainartige Wiederholungen liedmäßiger Motive, durch Combination verschiedener Themen bei dem Zuhörer die Illusion eines unbestimmten, das Gemüth in Mitleidenschaft ziehenden, zu einem Abschlusse hindrängenden Lebensvorganges hervorrufen. Es ist möglich, obschon nicht nothwendig, daß beispielsweise durch den charakteristisch gefärbten Vortrag Chopin'scher Balladen eine solche Wirkung erzielt wird. In diesen Musikstücken herrscht zwar nicht die Einheitlichkeit der Form, aber die der Stimmung; der einmal angeschlagene Ton wird festgehalten, nur daß er gegen das Ende hin bald zu dämonischer Leidenschaft gesteigert wird, bald in sanfter Wehmuth allmählich verlöscht. Anders in der Novellette Schumann's. Hier dünken uns eine Unzahl Stimmungsbilder — oft auch nur Stimmungsskizzen — systemlos aneinandergefügt, mitunter durcheinandergeschüttelt zu sein: ein motivisches Anstückeln, aber kein planvolles Entwickeln. Das Ganze gleicht einem vielfarbigen, aus tausend verschiedenen Theilen zusammengesetzten Gewand; hüllt sich ein Künstler hinein, so erscheint es wie ein schillernder Zaubermantel, nimmt es ein Tropf um, so sieht es aus wie ein buntscheckiges Narrengewand.

Man stelle sich einen Dichter vor, der nur in der Ich-Form und in dieser nur von sich erzählen kann; er wird höchstens eine wirkliche Novelle — seine Novelle — zu Stande bringen. Außerdem allerdings, sofern er nämlich Talent hat, noch allerhand Poetisches, aber rein oder doch vorwiegend Lyrisches. So ergeht es Schumann mit seinen Novelletten, mit seinen Romanzen und mit vielem Anderem.

Im Leben war er der Schweigsamste der Schweigsamen; griff er dagegen zur Notenfeder, so gelang es ihm selten, sich an der rechten Stelle Halt zu gebieten. Träumer haben, sobald sie einmal zu sprechen beginnen, sich viel von der Seele loszureden. Deshalb überstürzen sie sich auch leicht. „So schnell als möglich" und hinterher „schneller", „noch schneller" heißt es in Schumann's G moll-Sonate*).

Alles, was er vorbringt, betrifft ihn allein. Nur von sich kann er berichten — wenigstens in seiner ersten, nach unserem Gefühl, in seiner schönsten und fruchtbarsten Periode, in welcher er noch völlig in's Unbestimmte hinein schwärmt. Die mächtigste Bundesgenossin eines Lyrikers ist seine Jugend; versucht er es „sich zu entwickeln", so muß er aufhören, Lyriker zu sein — was Schumann im Grunde nie recht gelang. Poeten, welche das Unglück haben, als Lyriker älter zu werden, verfallen dem Gespenste des Wahnsinns, wie Lenau und Schumann, oder dem der Reflexion, wie Rückert und Adolph Jensen. Dafür zählt die Jugend des Lyrikers für drei Lebensalter. Er braucht keine Zeit mit der Ergründung von Welt und Menschen zu verlieren; er kann immer und wieder aus der unversiegbaren Quelle seines überreichen Empfindens schöpfen. Ein Lyriker wie Schumann vermag es stets, die Saiten seines eigenen Herzens erklingen zu lassen, ohne langweilig zu werden. Welche Kunst — und welche Natur! Er ist der einzige Mensch, der immer ungestraft von sich reden darf. Dazu verzeiht man ihm die ungebundene Form eher wie jedem Anderen. Selbstbekenntnisse haben meist einen rhapsodischen Charakter. In ihnen folgt nur ausnahmsweise der Untersatz dem Obersatz, dagegen oft die Behauptung dem Schlusse, die Frage der Bejahung. Parenthese reiht sich an Parenthese. Ganze Seiten füllen sich mit Mosaikarbeit, nur aus Anmerkungen und Interjectionen zusammengesetzt. Manches Schumann'sche Stück ist eine Erzählung — in Gedankenstrichen. Zum Beschluß kommt dann, wie in Grabbe's Lustspiel, der Poet mit der Laterne herein; „der Dichter spricht" — und der Zuschauer merkt, daß selbiger Dichter der einzige wirkliche Mensch ist, der im Stücke auftritt. Dort eine Reihe von Monologen des Satirikers, hier eine Reihe von solchen des Lyrikers, deren jeder mit einer Phantasie-Aufschrift versehen ist.

Wer hat heute noch den rechten Sinn für diese Lyrik?

Die Alten können und wollen ihn nicht haben. Ein majorennes Publikum weiß mit den Lyrikern nichts mehr anzufangen. Derer, die sich das keusche Empfinden bis in die späten Jahre hinein zu bewahren wissen, der Genies, die ewig jung bleiben, sind nur Wenige. „Wer über die Jahre des schüchternen Zagens hinaus ist, läßt sich an keiner Neigung genügen, die da nur schwärmt um zu schwärmen, die nur ein Lächeln als Antwort hat, wenn der positive Mensch vom Wunsch des Besitzes spricht". Also reden die neuen Weltweisen. Als ob man den funkelnden Thautropfen im Grase, als ob man den Mond und die Sterne besitzen könnte! Aber so denken die Alten nicht und „unsere Alten" am wenigsten. Sie halten sich mit klammernden Organen an Substantielles, und wenn sie sich ausnahmsweise mit Lyrik abgeben, so bevorzugen sie liebenswürdige und mehrdeutige Parisismen, zierlich in altdeutsche Reimlein gekleidet — zugleich modern und stilvoll. Was nicht einen materiellen Kern hat, gilt ihnen als ungesund. „Der Capellmeister Johannes Kreisler ist eine ungesunde Figur und die »Kreisleriana« ungesunde Musik," sagte neuerdings ein sehr verdienstvoller Gelehrter. Ja, wenn alles, was im Zeitalter der exacten Wissenschaften nicht auf Begriffe abgezogen werden kann, ungesund ist, dann sollte man doch gleich die gesammte deutsche Musik von Staatswegen aus dem Reiche verbannen. Sie ist übersinnlich von Anfang bis zu Ende. O du armer Träumer Schumann, wie wird es Dir im nächsten Jahrhundert ergehen, wenn wir erst einmal die Professoren-Republik haben werden! Die Lyrik hat keinen unerbittlicheren Gegner, als die — — Katheder weisheit.

„Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt", so klagte einst Schiller. Heutzutage ist das Alter — altklug geworden, und die Jugend darf nicht jung sein, selbst wenn sie, was noch fraglich ist, Lust dazu hätte. Die Jugend soll nicht Schumann spielen, orakelt einer der Allerweisesten. Sie würde sonst nicht dazu gelangen, den Sinn für Maß und Ordnung, für die musikalischen Schönheitsgesetze genügend zu entwickeln. Wie seltsam! Als ob nicht die Lyrik zur Jugend gerade so gehörte wie die — Jugend zur Jugend! Diese allein kann unserem Clavierpoeten recht nachempfinden. Sie ergreift traulich seine Hand, wenn er in's Zauberland wandelt, die Menschen entkörpert, die Geister wesenhaft macht und dann alles in den Lüften zerstieben läßt. Ist nicht ein ungewisses Ideal besser als gar keines? War es ehedem nicht so, daß sich uns das Unbestimmte zu einem zwar immerhin Unerreichbaren, aber doch mit festeren Zügen Umrissenen abklärte? Waren wir nicht einseitige Schillerianer, bis in uns die Erkenntniß Goethe's vollausreifte? Haben wir uns nicht für die im wesenlosen Scheine einer überirdischen Atmosphäre hindämmernde Thekla begeistert, ehe wir Gretchen und Clärchen verstanden? Sind wir darum schlechtere Goetheaner? Schwerlich! Deshalb wird auch Beethoven dem unverloren bleiben, der in wonniger Jugendzeit mit „Davidsbündlern" tanzt und mit „Papillons" herumflattert. Und sollte sich selbst das Hirn eines Werdenden derart mit Phantasiebildern erfüllen, daß für Wirkliches darin gar kein Raum mehr bliebe, so wäre dies auch kein allzugroßes Unglück. Besser, daß Einer sein Leben verträumt, als daß Hunderte es verlumpen.

Man sei nicht zu sehr besorgt, daß im Umgange mit dem phantastischen Lyriker das Gefühl für Folgerichtigkeit ver-

*) Der an Mozart und Beethoven herangebildete Musiker hat nur nöthig, sich über die schwächliche Verarbeitung des thematischen Materiales in diesem und in ähnlichen Werken zu vergewissern, um zu erkennen, daß Schumann's Sonaten keine Sonaten sind. Es ist befremdlich, daß gerade ein solch' außerordentlich kenntnißreicher Vertreter streng classischer Principien, wie W. H. Riehl, die Behauptung ausspricht, Schumann habe die Sonate „restaurirt". Ja, restaurirt, wie der Epheu, der ein ungepflegtes Schloß allmählich ganz überwächst — wonach dann dem Beschauer sich ein entzückendes, poetisches Bild darstellt, aber von einem architektonischen Eindrucke nicht mehr die Rede sein kann. Galt es, um jeden Preis den Beweis zu liefern, daß die Sonate heute noch existirt (— wovon auch wir überzeugt sind)? Ob dieser Absicht nicht mit einer Hindeutung auf den ewig jungen Beethoven besser entsprochen worden wäre?

Digitized by Google

kümmere. Es lebt so Manches auf Erden, das gerade wegen seines Mangels an Consequenz am meisten fesselt und bezaubert. Die Jugend und die Frauen haben das Vorrecht, dort poetisch sein zu dürfen, wo Andere — logisch sein müssen.

Dennoch gab es nur eine Schumann-Spielerin: Klara Schumann. Die Muse, welche den Dichter inspirirt, ist eben die einzige Frau, welche ihn ganz versteht.

Den Anderen wird dies schwerer. Zumal, wenn der Poet eine Natur ist, welche selbst etwas Weibliches in sich hat — etwas, das die Frauen nicht anzieht; zumal, wenn er Humorist ist — etwas, das die Frauen instinctiv fürchten.

Und es geht hier um einen Humor, von dem man sich alles zu versehen hat!

Es ist der Humor, der es noch nicht gelernt hat, nachsichtig zu sein, der gelegentlich den Gegner massacrirt, weil der Kriegstanz nicht halb so lustig ist, wenn nicht die erbeuteten Scalpe um den Gürtel herumflattern; der Humor, der sich überstürzt, weil er fühlt, daß im nächsten Augenblick doch die Wogen des Schmerzes unaufhaltsam hereinbrechen werden — nicht der, welcher durch Thränen lächelt; der Humor, welcher noch mit sich selbst — nicht der, welcher mit der Welt spielt; der Humor des Mikrokosmus, der Humor des Jünglings.

Dieser Humor kann nicht einmal zeitweise die vorherrschende Seelenfarbe sein; er streift an der Oberfläche der Individualität hin und durchdringt sie nur in seltenen Fällen; er ist nur ein Stimmungselement unter den vielen, stets wechselnden. Er kommt demnach nur in gebrochenen Tönen zur Darstellung, wie auf der anderen Seite auch die Melancholie des jungen Tondichters. Die Farbe ist so unbestimmt wie die Zeichnung — es charakterisirt dies in gleicher Weise den echten Lyriker. Wieder und wieder verschieben sich die Rhythmen, klingen die Harmonieen ineinander. Man muß Talent zum Dirigiren haben, um sich mit den antirhythmischen Willkürlichkeiten dieser Clavierstücke abfinden zu können. Man sollte Rembrandt studiren, um sich die für die Wiedergabe Schumann'scher Compositionen erforderliche Pedaltechnik anzueignen. Er ist der Erfinder des musikalischen Helldunkels. Ob er selbst sich darüber ganz klar war, weshalb er so gern die Accorde verschleierte? Greller Tagessonnenschein macht, daß an einem barocken Aufbau allerhand Mißverhältnisse, Mängel an organischer Gliederung hervortreten, wogegen das Mondlicht harte Umrisse weich, phantastisch ineinanderwirkend erscheinen läßt und Bogen von schroff aufragenden Giebeln zu versteckten, lauschigen Erkern schlägt.

Solche Heimlichkeiten vor der breiten Menge ausplaudern, heißt sie muthwillig zerstören. Die Lyrik webt am liebsten zwischen den gleitenden Schatten der Dämmerung, zur Noth verträgt sie den matten Sternenglanz, gestattet sie Kerzen- und Fackelschimmer — aber ein Nachtstück bei Gasbeleuchtung? Ein Glühwürmchenspiel, zu dem man klatscht wie bei einem gelungenen Kunststück eines Oberfeuerwerkers? Aus den „inneren Stimmen" Schumann's spricht das Allergeheimnißvollste, spricht die Natur selbst, wie sie sich in ihren Feier- und Friedensstunden ihren Lieblingen offenbart: kann man von der Natur etwas da capo verlangen? Wie wenn sie zweimal dasselbe brächte! Man denke sich: Auf dringendes Verlangen, zum anderen Male: das Abendroth, ein lyrisches Ausstattungsstück! Unser Concertpublikum wäre freilich im Stande, einer leibhaftigen Nachtigall ein „bis" zuzurufen! Soll man ihm sagen, daß der schönste Reiz einer lyrischen Stimmung in ihrem wehmüthig-raschen Enteilen liege? Es wird dies nicht verstehen. „O laß dich halten, gold'ne Stunde", ruft es freilich mit dem Dichter aus. Aber es legt den Nachdruck auf „gold'ne" und träumt sich eine Poesie — des Courszettels.

Es gibt wirklich und wahrhaftig im Kunstleben Dinge, welche von solch' intimer Art sind, daß man nicht einmal den kleinsten Verein gründen kann, um sie „zusammen zu treiben". Beim Chopin-Spielen ist jeder Dritte, beim Schumann-Spielen eigentlich schon jeder Zweite zu viel. Eine Hausmusik, für welche man auch nicht das deutsche Haus braucht, welches gegenwärtig nicht mehr zu finden ist. Wer die rechte Freude an ihr haben will, der präge sie sich in's Gedächtniß und lasse sie in sich nachklingen, wenn er an lauen Frühlingsabenden, den rauschenden Bach zur Seite, thalaufwärts wandert, Baum und Strauch sich im verschwimmenden Lichte seltsam zu regen scheinen und aus dunklem Grunde es bald lockend, bald schaurig heraufstönt. Er wird dann auch verstehen, weshalb Schumann's Clavierwerke ebensowenig für Clavier geschrieben sind — wie seine späteren Orchesterwerke für Orchester. Selbst der schmiegsamste Reim, selbst der zarteste Accord sind noch zu materiell für die Lyrik des Jasmins und der Nachtfalter.

Eine russische Literaturgeschichte.

Besprochen von Max Behrmann.

Schon seit geraumer Zeit verfolgt die gebildete Welt im Westen Europas mit immer größerer Aufmerksamkeit die Entwickelung der neueren Literatur Rußlands, staunend blickt sie auf die nicht ganz kleine Zahl russischer Geistesheroen, staunend liest sie deren Werke, welche bestimmt sind Zierden der Weltliteratur zu werden — Turgenjew's „Aufzeichnungen eines Jägers", „Väter und Söhne", „Dunst", Graf Tolstoi's „Krieg und Frieden", Dostojewski's „Raskolnikow" haben zumal in Deutschland und Frankreich einen bei neueren Werken der ausländischen Literatur selten dagewesenen Erfolg gehabt, so daß die Namen ihrer Verfasser jetzt in ganz Europa populär und geläufig sind. Dennoch ist es gar nicht lange her, da war die russische Literatur, wie überhaupt alles Russische, für den Westeuropäer ein unbekanntes Etwas, welches zu ergründen, zu erforschen er nicht der Mühe werth hielt. Erst seit den fünfziger Jahren, als Turgenjew die literarische Arena betrat, fängt Europa an sich nach dem östlichen Aschenbrödel etwas umzusehen, zuerst unschlüssig, zögernd, dann aber immer eifriger und rückhaltsloser die bis jetzt gänzlich unbekannten Reize bewundernd. Allerdings waren es Anfangs nur wenige Namen, die in Europa Einlaß fanden — von den älteren Puschkin und Gogol, von den neueren Turgenjew —, aber auch das war für's Erste genug, der dicke Schleier, der bis dahin über alle Schätze der russischen Literatur ausgebreitet gelegen hatte, ward gelüftet, und es bedurfte jetzt nur noch eifriger und verständiger Pioniere, um diese Schätze vollends zu heben.

Zugleich mit den Uebersetzungen der russischen literarischen Werke stellte sich alsbald das Bedürfniß heraus, etwas über die russischen Dichter selbst, über die Culturverhältnisse und socialen Fragen, welche die Werke hervorgerufen hatten, zu erfahren. Es erschienen zahlreiche Monographien und Essays, ja Honegger stellte schon den Versuch an, eine gedrängte Uebersicht über die ganze russische Literaturgeschichte zu liefern. Wir müssen freilich gestehen, daß dieser Versuch, im Princip lobens- und nachahmenswerth, doch etwas mangelhaft ausgefallen war, aber das ist leicht erklärlich — um eine gute Geschichte der russischen Literatur zu schreiben, dazu gehören solche Vorbedingungen, die sich gar selten vorfinden. Die Geschichte der russischen Sprache wartet noch immer auf ihren Jacob Grimm, wie v. Reinholdt richtig bemerkt —, die Literaturgeschichte ihrerseits wartet noch immer auf ihren Historiker, können wir hinzufügen, und diese beiden Umstände kennzeichnen zur Genüge die Schwierigkeiten, die sich einem russischen — und nun gar ausländischen — Literaturforscher entgegenthürmen. Mühselig muß er sich durch die große Menge russischer und nichtrussischer Monographien durcharbeiten, muß die zahllosen Sammlungen von Volksliedern und Volksmärchen aufstöbern, bei manchem Dichter und Publicisten dessen in Journale zerstreuten Werke und Abhandlungen zusammensuchen. Wenn wir noch dazu bedenken, daß nur die ganz genaue Bekanntschaft mit dem Geiste des Volkes einen Forscher in den Stand setzt, dessen Literaturgeschichte richtig zu beleuchten, dann wird es begreiflich sein, wenn wir sagen, daß es uns undenkbar schien, jemals eine gute, brauchbare Geschichte der russischen Literatur in einer nichtrussischen Sprache verfaßt zu begrüßen. Und dennoch — das scheinbar Unmögliche geschah! Ein Deutscher

Digitized by Google

nach Abstammung, Name und Bildung, und dabei doch — wie er selbst behauptet — „ein Sohn Rußlands", Alexander von Reinholdt, hat es unternommen, das Ausland, und speciell Deutschland, mit den Geistesproducten des großen Czarenreiches bekannt zu machen, und wir müssen gestehen — der Versuch ist als vorzüglich gelungen zu betrachten.*) Sowohl die Gediegenheit des factischen Inhalts, als auch die Art und Weise der Behandlung des Stoffes macht das Werk zu einer ganz hervorragenden Erscheinung auf dem Gebiete der neueren Literaturkritik und -Geschichte.

Unter den Aufgaben, die der Verfasser zu erfüllen hatte, bestand die erste darin, vor dem deutschen Leser die bis jetzt im Auslande noch sehr wenig bekannten Schätze der russischen Volkspoesie zu enthüllen, und diese Aufgabe ist glänzend gelöst worden. Wir kennen selbst in russischer Sprache wenig Werke, die diesen Gegenstand in so knapper Form so sachgemäß und erschöpfend behandeln. Die Heldensage, das geistliche, lyrische und satyrische Volkslied, das Märchen, die Sprichwörter und Räthsel — alles das hat in Reinholdt einen gediegenen Kenner gefunden. Bei der gewaltigen Literatur, die die russische Volkspoesie hervorgerufen, war es nicht leicht in allen Fragen, die diese Volksdichtungen betreffen, eine immer richtige Antwort und Erklärung zu finden. Der Verfasser geht aber dabei streng objectiv zu Werke, er zählt uns alle Theorien auf, die im Laufe der Zeit entstanden sind, beleuchtet die vorliegenden Fragen gleichmäßig von allen Seiten, ohne jedoch auf sein eigenes Urtheil zu verzichten, welches er wiederum dem Leser nicht unter allen Umständen aufdringen möchte. Speciell die sogenannten „Bylinen", d. h. das russische Volksepos ist in diesem Abschnitt des Buches mit musterhafter Schärfe und Klarheit bearbeitet worden.

Was dem Buch einen ganz besonderen Reiz verleiht, ist die Art und Weise, wie der Verfasser den massenhaft vorhandenen Stoff gliedert. Das Hauptgewicht legt er weniger auf die einzelnen Persönlichkeiten, als auf die Beleuchtung ganzer Epochen und Zeitströmungen, durch welche die Dichter hervorgerufen sind. Das Werk wird auf diese Weise eine Literatur- und zugleich auch Culturgeschichte. Mit seltener Meisterschaft ist der Zustand der Cultur im Süden und Südwesten Rußlands skizzirt; nicht minder gelungen ist die Darstellung der moskowitischen Verhältnisse im 14.—17. Jahrhundert. Zur südrussischen (Kiew'schen) Epoche gehören auch in Deutschland nicht unbekannte Schriften, wie „Nestor's Chronik" (11.—12. Jahrhundert), das Gesetzbuch des Großfürsten Jaroslaw „Rußkaja Prawda" (11. Jahrhundert) und das „Lied von Igor's Heerfahrt", zur moskowitischen — der sogenannte „Stoglaw" (Hundertkapitelbuch) und „das merkwürdigste Denkmal der didaktischen Literatur des 16. Jahrhunderts — der „Domostroi" — ein Codex praktischer Lebensweisheit und bürgerlicher Moral." Reinholdt bespricht sie alle ziemlich ausführlich und erhärtet seine Ausführungen durch Auszüge in den besten deutschen Uebersetzungen.

Mit dem 18. Jahrhundert bricht für Rußland eine neue Zeit an. — Peter der Große besteigt im Jahre 1689 den Thron, und mit ihm beginnt eine neue Aera. In wenigen, aber markanten Strichen schildert von Reinholdt die petrinische Epoche, den heißen Kampf mit dem Altrussenthum, die Einwirkungen des Europäismus auf das veränderte Rußland. Der Verfasser verläßt hier seine sonst mehr ernst gehaltene Sprachweise, in glühenden Worten verherrlicht er den großen Czaren und seine Zeit.

Nach dem Tode Peters I. bricht eine — glücklicherweise nur kurze — Zeit der schlimmsten Reaction an, die ebenso auf den Geist wie auch auf den Charakter der russischen Gesellschaft demoralisirend wirkte. Aber diese Reaction schwand, wie gesagt, gar bald: die geistvolle Tochter des großen Czaren, Elisabeth, und hauptsächlich die ihr auf den Thron mittelbar folgende Czarin Katharina II. lenkten mit Umsicht und Geistesgegenwart das Ruder des russischen Staatsschiffes, und mit ihnen beginnt für Rußland die so trefflich bezeichnete Zeit des „aufgeklärten Absolutismus" — eine aus Frankreich herstammende Staatsform, die für Rußland sich als sehr segensreich erwies. Hier ist nicht die Stelle über diese Zeit sich auszulassen — der Aufschwung der russischen Gelehrsamkeit und Literatur, die Namen des größten russischen Autodidakten Lomonosow, des Vaters des russischen Lustspiels von Wisin, der Dichter Derschawin, Cheraskow, Bogdanowitsch und Kantemir, der genialen Publizisten Radischtschew und Nowikow, des gelehrten aus Deuschland nach Rußland eingewanderten Triumvirats: G. F. Müller, G. S. Bayer und A. L. Schlözer, kennzeichnen zur Genüge dieses „goldene Zeitalter Katharina's". Es ist ein unbestreitbares Verdienst von Reinholdt's dieses in Deutschland noch immer zu wenig bekannte und in cultur- sowie literarhistorischer Beziehung so überaus interessante Gebiet dem Auslande erschlossen zu haben.

Das 18. Jahrhundert neigte sich seinem Ende, in Europa machte sich ein neuer Zeitgeist bemerkbar, aus Frankreich erscholl ein neues Evangelium der Freiheit und Gleichheit, in Deutschland begann mit den Dichterfürsten Schiller und Goethe, mit den Aposteln der wiedererwachenden Aesthetik der Antike, Winkelmann und Lessing eine frische belebende Strömung in der Literatur, — kein Wunder, daß die neuen Lehren des Westens auch nach Rußland hinüberdrangen! Karamzin übersetzt Shakespeare, und Lessing und seine Kritiken finden schon, wie Reinholdt sehr richtig bemerkt, einen gewissen Anklang in Rußlands jetzigen Anschauungen über Geschmack und Aesthetik im Allgemeinen.

Und somit sind wir an das 19. Jahrhundert angelangt, an das Jahrhundert, in welchem es der russischen Literatur beschieden war, die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich zu lenken — die Namen Karamzin, Puschkin, Lermontow, Gogol, Turgenjew, Dostojewsky, Tolstoi glänzen wie helle Sterne am Firmamente der Weltliteratur. Freilich, auch die russische Literatur mußte den natürlichen Gang der Entwickelung durchmachen — durch den kalten, hölzernen Pseudoklassicismus und langlockigen, krankhaft angehauchten Romantismus hindurch zur wahren und erhebenden Poesie, zur Poesie der idealen Realistik. Der Weg war schwer und lang, aber desto schöner das Ziel, Turgenjew, Dostojewsky und Tolstoi bedeuten das höchste, was die russische Literatur je hervorgebracht, manche Erzeugnisse dieser Dichter gehören zu den gewaltigsten Schöpfungen der Weltliteratur. Gogol, der große Dichter mit dem warmen, liebenden Herzen und hellsehenden Auge, ist der Begründer dieser „natürlichen Schule" gewesen, er hatte zuerst gezeigt, daß nur ein mit einer klaren, realen Weltanschauung ausgerüsteter, in und mit seiner Zeit lebender Dichter der wahre Dichter ist, und seine Epigonen — in erster Linie Turgenjew und Dostojewsky — haben diese Lehre zur höchsten Blüthe gebracht. Sie haben ihre Zeit interpretirt, für jede Erscheinung die auf streng logischer Beweisführung basirten Gründe herausgefunden, sie haben die Zeitströmungen miterlebt und mitgefühlt, die brennenden culturellen Fragen analysirt. Ihre Werke sind dadurch vor Allem actuell, in der schönsten Bedeutung dieses Wortes, sie sind aber auch streng sittlich, ich möchte sagen erziehlich, weil sie uns Menschen zeigen, und nicht zur Lagerstätte für abstrakte Reflexionen und krankhafte Ideen dienen.

Turgenjew's dichterische Thätigkeit umfaßt eine lange Zeit; im Jahre 1847 erschien seine erste „Jägergeschichte", und erst im Jahre 1882 legte er die Feder aus seiner müden Hand. Fast vierzig Jahre hindurch verfolgte er eifrig die Entwickelung der russischen Gesellschaft in allen ihren Phasen, suchte er diese Gesellschaft zu ergründen.

Das ganze Rußland mit allen seinen Vorzügen und Mängeln zieht vor unser Auge vorüber beim Lesen der Turgenjew'schen Dichtungen. „Aufzeichnungen eines Jägers", „Rudin", „Väter und Söhne", „Dunst" und „Neuland" — es ist eine Chronologie der russischen Culturbestrebungen während der letzten Jahrzehnte, mit strenger Logik und seltener Naturtreue durchgeführt. Allerdings ist Turgenjew nicht immer ganz schonend zu Werke gegangen; die verborgensten Mängel und

*) Alexander von Reinholdt, Geschichte der russischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Leipzig, W. Friedrich.

Digitized by Google

Schäden der russischen Gesellschaft hat er, wo es nöthig war, mit rücksichtsloser Strenge vor das Forum der Oeffentlichkeit gebracht — „Dunst" und „Neuland" beweisen es zur Genüge — und das mag so manchen verblendeten patriotischen Kritiker gegen den Dichter aufgebracht haben; wer aber Rußland genau kennt und dessen Kulturergebnisse nicht vom Hörensagen oder durch rosige Gläser eines engherzigen, falsch angebrachten Patriotismus betrachtet, der weiß, daß Turgenjew in allen seinen Werken uns das wirkliche Rußland gezeigt hat. Auch in Deutschland hat sich so mancher „Turgenjew-Kritiker" für competent genug gehalten, die Echtheit des einen oder des anderen Turgenjew'schen Typus anzuzweifeln. Diesen Kritikern kann man nur zurufen: gehet hin und sehet! Jemand, der den Kranken nie gesehen, der die Symptome der Krankheit nicht aus eigener Anschauung kennt, erlaubt sich die Diagnose des behandelnden Arztes zu bezweifeln — kann es etwas Widersinnigeres geben? — —

Schon war Turgenjew ein von der ganzen Welt anerkannter Dichter, als in Deutschland ein neuer russischer Name erklang, der Name F. M. Dostojewsky's, des genialen Vertreters des socialen Realismus in der russischen Literatur. Eine eigenartige Erscheinung, eigenartig wie die Vorwürfe, die er zu seinen Schöpfungen gebrauchte! Ganz trefflich und trotz weniger Sätze fast ganz erschöpfend schildert v. Reinholdt Dostojewsky's Realismus, wie er sich in „Raskolnikow" und in dem späteren Roman des Dichters „Die Brüder Karamazow" geäußert hat. „Dostojewsky's Realismus liegt überhaupt nicht in der Bevorzugung der krankhaft-seelischen Processe, der individuellen Anomalien und moralischen Monstrositäten, welche in der letzten Periode des Verfassers uns immer häufiger anwidern: das Hauptgewicht seines Realismus liegt darin, daß wir an der Hand seines »hellsehenden« Talents in das Laboratorium des menschlichen Gehirns eintreten und ganz genau verfolgen können, wie sich aus dem Gedanken-Embryo eines einzelnen Individuums ganz mechanisch ein ganzes Ideengewebe ausspinnt, das zu einer socialen Krankheit wird und immer weiter um sich frißt. Auch zeigt uns Dostojewsky, welche Symptome diese Krankheit in ihrem Verlauf aufweist, und — in einem späteren Roman „Brüder Karamazow" — welche Formen diese Symptome bei verschiedenen Organisationen annehmen." Mit einem Wort, er zeigt uns den Stoff, die Materie, aus der der Collectivkörper, die Gesellschaft, die Masse gebildet ist, in ihrer Veränderung unter dem Einfluß der ideellen Kraft, die hinwiederum durch die allgemeinen Verhältnisse und die organischen Individualitäten bedingt wird.

Einen einzigen Realisten stellt v. Reinholdt auf dieselbe Stufe mit Dostojewsky — den Grafen L. N. Tolstoi, den Schöpfer des „Krieg und Frieden" und „Anna Karenin". Hier ist die Stelle, die im ganzen v. Reinholdt'schen Werke vielleicht am meisten angreifbar ist. Das objective kritische Taktgefühl verläßt hier manchmal den Verfasser — Graf Tolstoi ist in seinen Augen unfehlbar, unverwundbar. „Tolstoi's ganze Schriftstellerthätigkeit bietet ein vielleicht einzig dastehendes Beispiel größter künstlerischer Harmonie, strengster Folgerichtigkeit, höchster geistiger Reife. Von seinen ersten Novellen an bis zu seinen neuesten religiös-ethischen Traktaten ist Tolstoi derselbe Wahrheit- und Gottsucher geblieben. Es ist ein fortschreitender Proceß der inneren Durchleuchtung und Läuterung, mit aufflackernder Verzweiflung, quälendem Skepticismus, und dem endlichen Siege des „reinen Christenthums". Ich glaube — v. Reinholdt hat hierbei mit seiner Ansicht fehlgetroffen. Es wäre ja Unrecht, wollte man Tolstoi das absprechen, was ihm zukommt: geniales Darstellungstalent, hochethisches Gefühl, strenge Folgerichtigkeit, und doch — — unfehlbar ist Niemand! Ein Dichter, der „Krieg und Frieden", diese gewaltige russische Nationalepopöe geschaffen hat, ist keine alltägliche Erscheinung, aber Reinholdt urtheilt nicht ganz richtig, wenn er den Religionsphilosophen Tolstoi ebenso hoch stellt wie den Dichter Tolstoi — den letzteren begreifen und verehren wir, während der erstere uns nur zu oft Ideenassociationen vorbringt, die, gelinde gesagt, unbegreiflich sind. „Tolstoi", sagt Reinholdt, „hatte lange Zeit mit seinem Verstand unisono mit dem herrschenden Ton des modernen Rationalismus und Individualismus gesprochen, mit seinem Herzen aber in steter Gemeinschaft mit der Natur gelebt und aus ihr die Unsterblichkeit der Seele und die Idee der Gottheit herausgelesen. Dieser Zwiespalt dauerte lange und seine Schöpfungen drücken die verschiedenen Phasen seines Seelenlebens aus. Aus ihnen spricht gleichsam das von Rationalismus unbefriedigte Sehnen unserer Epoche und die beginnende Umkehr vom Unglauben, Verzweiflung, Unfrieden und Feindschaft, zur Hoffnung, Versöhnung und Liebe. Das ist die Quelle, aus der alle theologischen, religiös-moralischen und populären Schriften Tolstoi's aus der letzten Zeit geflossen." Mit Recht bemerkte unlängst ein hervorragender russischer Kritiker in Bezug auf das „Glaubensbekenntniß" des Dichters, Tolstoi sei in seinen letzten Schriften — und um diese handelt es sich ja nur — gerade zum Rationalismus zurückgekehrt, indem er „in seiner vertrockneten, engen christlichen Moral dem liebenden Herzen keinen Platz einräumen will." Und Tolstoi's Rückkehr zur Natur — wie steht es mit dieser Idee, die — nebenbei bemerkt — nicht einmal Anspruch auf Neuheit machen kann? Er will die Idee verwirklichen, indem er weltabgeschieden auf seinem Gute wohnt und dort sich mit — — Stiefelnähen und Ofensetzen beschäftigt ... Kann er da wirklich Befriedigung finden? Soll das das Endziel des menschlichen Lebens sein? ... Nein — wir wollen den Theologen Tolstoi vergessen, und uns an dem reichbegnadeten Dichter halten, der uns die Menschen so gezeigt hat wie sie sind mit allen ihren Tugenden und Lastern, der in seinem „Krieg und Frieden" die schönsten Gefühle, die dem Menschen innewohnen, beschrieben, der in „Anna Karenin" die lasterhafte, ehebrecherische Liebe „so wahr, so verführerisch, aber auch so abschreckend und dabei mit solchem sittlichen Grundgedanken und solchem künstlerischen Takt geschildert", der in seinem zahlreichen kleineren dichterischen Werken uns soviel abschreckend Wahres, aber auch soviel Schönes geliefert hat. Hier liegt diejenige Wahrheit, die Graf Tolstoi vergebens durch abstrakte Reflexionen zu finden, oder gar schon gefunden zu haben glaubt.

Feuilleton.

Siesta.

Von Alexander Kielland.

Autorisirte Uebersetzung von L. Marholm.

In einer der eleganten Junggesellenwohnungen der Rue de Castiglione saß eine muntere Gesellschaft beim Dessert. Signor José Francisco de Silvis war ein kurzbeiniger, kohlschwarzer Portugiese, von der Sorte, die mit unglaublichen Reichthümer aus Brasilien kommt, in Paris ein unglaubliches Leben führt und sich vor Allem durch die unglaublichsten Bekanntschaften auszeichnet. In der kleinen Gesellschaft kannte kaum Einer seinen Nebenmann, die ausgenommen, die paarweis gekommen waren. Und der Wirth selbst kannte sie Alle von einem Ball, von der table d'hôte oder von der Straße.

Signor de Silvis lachte und sprach laut, wo er erschien — wie reiche Freunde zu thun pflegen; und da es ihm nicht gelang bis in das Niveau des Jockeiclubs vorzudringen, sammelte er, was er fand: fragte gleich nach der Adresse und schickte Tags darauf eine Einladung zu einem kleinen Diner. Er sprach alle Sprachen — sogar deutsch; und man konnte es ihm ansehen, daß er nicht wenig darauf stolz war, wenn er über den Tisch rief: „Mein lieber Herr Doctor! — wie geht es Ihnen?" Es war wirklich ein richtiger deutscher Doctor dabei — überwachsen mit rothblondem Bart und mit jenem Sedanlächeln, das die Germanen in Paris haben. Die Temperatur der Unterhaltung stieg beim Champagner; fließendes

Digitized by Google

Französisch und gebrochenes Französisch mischten sich mit Spanisch und Portugiesisch, die Damen lagen zurückgeworfen in den Stühlen und lachten; man kannte einander gerade hinreichend um sich nicht zu geniren; Scherze und Witze flogen über den Tisch und von Mund zu Mund; nur „der liebe Doctor" disputirte eifrig mit seinem Nebenmann — einem französischen Journalisten mit rothem Band im Knopfloch. Und noch ein Anderer war da, den die Lustigkeit nicht mitriß. Er saß zur Rechten von Mademoisele Adèle — zur Linken hatte sie ihren neuen Anbeter — den dicken Anatole, der sich an Trüffeln überessen hatte. Während der Mahlzeit hatte Mademoiselle Adèle mit allerlei unschuldigen kleinen Künsten Leben in ihren Nachbarn zur Rechten zu bringen gesucht. Aber er blieb still, antwortete verbindlich, aber kurz und halblaut. Erst glaubte sie, er sei ein Pole — von den allerlangweiligsten, die umhergehen und die Heimathlosen spielen. Aber sie merkte bald, daß sie sich irrte und das ärgerte Mademoiselle Adèle. Denn es war eine ihrer vielen Specialitäten, daß sie gleich alle Ausländer, mit denen sie verkehrte, sortiren konnte und sie pflegte zu versichern: sie vermöge eines Mannes Nationalität zu errathen, sobald sie zehn Worte mit ihm gesprochen hätte. Aber der wortkarge Fremde verursachte ihr viel Kopfbrechen. Wäre er nur blond gewesen, so hätte sie ihn gleich zum Engländer gemacht; denn so sprach er. Aber nun hatte er schwarzes Haar, einen dichten, schwarzen Schnurrbart und eine kleine, feine Gestalt. Seine Finger waren auffallend lang, und er hatte eine eigenthümliche Art das Brot zu zerkrümeln und mit der Dessertgabel zu spielen.

„Er ist Musiker," flüsterte Fräulein Adèle ihren dicken Freund zu.

„Ach!" antwortete Monsieur Anatole, „ich fürchte, ich habe zu viele Trüffeln gegessen."

Mademoiselle Adèle flüsterte ihm einen guten Rath in's Ohr, worüber er lachte und sehr verliebt aussah. Indessen konnte sie den interessanten Fremden nicht loslassen. Nachdem sie ihn dazu verlockt hatte, mehrere Gläser Champagner zu trinken, wurde er lebendiger und sprach mehr.

„Ach," rief sie plötzlich, „ich höre es an Ihrer Sprache: Sie sind doch Engländer!"

Der Fremde erröthete über's ganze Gesicht und antwortete rasch: „Nein — Madame!"

Mademoiselle Adèle lachte: „Entschuldigen Sie! ich weiß, die Amerikaner nehmen es übel, wenn man sie für Engländer hält."

„Amerikaner bin ich auch nicht," antwortete der Fremde.

Das war zu viel für Mademoiselle Adèle; sie beugte sich über ihren Teller und sah verdrießlich aus, denn sie bemerkte, daß Mademoiselle Louison ihr gegenüber sich an ihrer Niederlage weidete.

Der fremde Herr begriff das und fügte halblaut hinzu: „Ich bin Irländer — Madame!"

„So," sagte Mademoiselle Adèle mit einem dankbaren Lächeln; denn sie war leicht zu versöhnen. „Anatole! — Irländer — was ist das?" flüsterte sie.

„Das sind die Armen in England," flüsterte er zurück.

„So? hm!" Mademoiselle Adèle zog die Augenbrauen in die Höhe und warf einen scheuen Blick auf ihren Nachbarn zur Rechten; er hatte plötzlich viel von ihrem Interesse verloren.

Die Diners de Silvis' waren ausgezeichnet. Man hatte lange zu Tisch gesessen, und als Monsieur Anatole an die Austern dachte, mit denen man angefangen, schienen sie ihm ein schöner Traum. Dagegen hatte er eine beständige Erinnerung an die Trüffeln. Die eigentliche Mahlzeit war vorüber. Eine Hand griff dann und wann nach einem Glas oder zupfte an den Früchten oder den kleinen Kuchen. Die gefühlvolle, blonde Mademoiselle Louison versank in Betrachtungen über eine Weinbeere, die in ein Champagnerglas gefallen war. Ganz kleine, blanke Luftblasen setzten sich rund um ihre Schale herum fest, und als sie ganz mit glänzenden weißen Perlen bedeckt war, hoben sie die schwere Beere an die Oberfläche des Weins empor.

„Sehen Sie," sagte Mademoiselle Louison und richtete ihre großen schwimmenden Augen auf den Journalisten, „sehen Sie, wie weiße Engel einen Sünder in den Himmel tragen!"

„Oh! — charmant — Mademoiselle! was für ein sublimer Gedanke!" rief der Journalist hingerissen.

Mademoiselle Louisons sublimer Gedanke ging um den Tisch und machte viel Glück. Nur die leichtsinnige Adèle flüsterte ihrem dicken Liebhaber zu: „Da müßten viele Engel dran, um Dich zu tragen, Anatole!"

Der Journalist ergriff den Augenblick, um die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln. Er war froh, dem beschwerlichen politischen Disput mit dem Deutschen zu entrinnen; und da er das rothe Band und den überlegenen Zeitungston hatte, hörten ihm Alle zu. Er setzte auseinander, wie geringe Kräfte, wenn sie vereint würden, schwere Bürden zu heben vermöchten und hierauf gerieth er auf das Thema des Tages: die großartigen Sammlungen der Presse für die Ueberschwemmten in Spanien und die Armen in Paris. Darüber hatte er viel zu erzählen, und alle Augenblicke sagte er: „wir" von der Presse, während er sich ganz warm sprach über „diese Millionen, die wir — mit so großen Opfern zusammengebracht haben."

Aber auch jeder von den Anderen hatte etwas zu berichten. Unzählige edle kleine Züge kamen von diesem Tage zum Vorschein, Züge von Amüsements, die wie Aufopferungen aussahen. Mademoiselle Louisons beste Freundin, eine unbedeutende Dame, die ganz unten am Tisch saß, erzählte trotz Louisons Protestationen, daß diese drei arme Näherinnen angenommen hätte, in ihrer eigenen Wohnung, um sie die ganze Nacht vor dem Fest im Hippodrom nähen zu lassen. Sie hatte den armen Mädchen sowohl Kaffee wie Essen gegeben — außer der Bezahlung. Mademoiselle Louison wurde auf einmal eine wichtige Person am Tisch und der Journalist fing an, ihr eine ausgesuchte Aufmerksamkeit zu widmen. Die vielen, schönen Züge von Wohlthätigkeit und Louisons schwimmende Augen versetzten die ganze Gesellschaft in eine stillvergnügte, menschenfreundliche Stimmung, die zur Müdigkeit nach der anstrengenden Mahlzeit paßte. Und dieses Wohlbefinden stieg noch um einige Grade, als man in den weichen Stühlen des kühlen Salons zur Ruhe gekommen war.

Das Feuer im Kamin war die einzige Beleuchtung. Der rothe Schein bewegte sich über den englischen Teppich zu den Goldleisten der Tapete hinauf, fiel auf den vergoldeten Rahmen eines Gemäldes, auf das Fortepiano, das darunter stand und hie und da auf ein Gesicht tiefer im Dunkel. Sonst sah man nichts, als die Punkte der Cigarren und Cigaretten. Die Unterhaltung starb hin — ein Flüstern hie und da — das Geräusch einer Kaffeetasse, die weggesetzt wurde; jeder schien aufgelegt sich dem stillen Genuß der Verdauung und seiner menschenfreundlichen Stimmung zu überlassen. Selbst Monsieur Anatole vergaß seine Trüffeln, während er sich in dem niedrigen Stuhl neben dem Sopha streckte, in dem Mademoiselle Adèle Platz genommen hatte.

„Ist Niemand aufgelegt, etwas Musik zu machen?" fragte Signor de Silvis von seinem Stuhl aus, „Sie pflegen ja sonst so liebenswürdig zu sein, Madmoiselle Adèle."

„Oh — nein, nein!" rief Mademoiselle, „ich bin zu satt!" — und sie legte sich in's Sopha zurück, wippte mit den Füßen und faltete ihre Hände über ihrem runden, seidenen Bäuchlein. Aber der Fremde — der Irländer — erhob sich aus seinem Winkel und trat an's Clavier.

„Ach, Sie wollen uns was vorspielen! Tausend Dank — Monsieur — hm!" Signor de Silvis hatte den Namen vergessen; etwas, das ihm oft mit seinen Gästen passirte.

„Siehst Du! er ist Musiker", sagte Mademoiselle Adèle zu ihrem Freund. Anatole grunzte bewundernd.

In der Art, wie er sich setzte und ohne Vorbereitung hin und her einige Accorde anschlug, als wolle er das Instrument wecken, lag etwas, das auf Alle Eindruck machte. Darauf fing er an zu spielen — leicht, frivol, spielend — wie die Situation! Die Melodien des Tages wirbelten in Walzertakte und Fragmente von Liedern hinein; — alle die Unbedeutendheiten, die Paris acht Tage lang summt, schlang er in fließend geistreichem Vortrag durch einander.

Digitized by Google

Die Damen riefen ihm bewundernd zu, sangen ein paar Tacte mit und trippelten mit den Füßen. Die ganze Gesellschaft horchte mit gespanntem Interesse; er hatte die Stimmung getroffen und riß gleich von Anfang an mit. Nur der liebe Doctor hörte mit dem Sedanlächeln zu; das waren allzu leichte Sachen für ihn. Aber bald kam auch etwas für den Deutschen; er nickte dann und wann mit einer Art Anerkennung. Ein Bruchstück von Chopin tauchte auf und floß wunderbar in die Stimmung über —: der pikante Duft, der die Luft erfüllte, die leichten Damen — diese Menschen — alle so offen und unbekümmert — alle einander so fremd — halb unsichtbar in dem eleganten, halbdunklen Salon — jeder seinen heimlichsten Gedanken hingegeben, von der geheimnißvollen, halbklaren Musik getragen, während der Schein des Feuers stieg und fiel und Alles, was vergoldet war, im Dunkel aufglänzen ließ ...

Und es kam immer mehr für den Doctor. Von Zeit zu Zeit wandte er sich zu de Silvis und signalisirte, wenn „Anklänge" an „unseren Schumann", „unseren Beethoven", oder sogar „unsere famosen Richard" auftauchten. Und der Fremde spielte weiter und weiter — einfach, ohne Anstrengung, leicht nach links geneigt, um Kraft im Baß zu haben. Es klang, als hätte er zwanzig Finger — alle von Stahl; das Gewimmel der Töne verstand er zu sammeln, daß das Instrument einen mächtigen, einheitlichen Klang bekam. Ohne Stockung, ohne die Uebergänge zu markiren, hielt er durch immer neue Ueberraschungen, Hindeutungen und geniale Combination das Interesse fest, so daß selbst die Unmusikalischen mit Spannung folgen mußten.

Aber unmerkbar nahm die Musik ein anderes Colorit an. Der Künstler spielte sich mehr und mehr in's Instrument hinab — beugte sich mehr und mehr nach links und es erhob sich eine wunderliche Unruhe im Baß. Die Wiedertäufer aus dem Propheten näherten sich mit schweren Schritten; ein Reiter aus Berlioz' „damnation de Faust" kam aus der Tiefe gefahren in einem verzweifelnden, hinkenden Höllengalopp. Es rollte und donnerte stärker und stärker in der Tiefe, und Monsieur Anatole fing wieder an seine Trüffeln zu fühlen. Mademoiselle Adèle erhob sich halb; die Musik ließ sie nicht in Frieden liegen. Hie und da fiel der Schein des Feuers auf ein paar schwarze Augen, die auf den Künstler starrten. Er hatte sie mit sich gelockt, nun kamen sie nicht los, immer tiefer hinab führte er sie — hinab, wo es gedämpft und dumpf murmelte, wie Drohungen und Klagen.

„Er führt 'ne famose linke Hand," sagte der Doctor.

Aber de Silvis hörte nicht auf ihn; er saß wie die Anderen in athemloser Spannung. Ein dunkles, beklemmendes Grausen ging von der Musik aus und legte sich über Alle. Der Künstler schien mit seiner linken Hand einen Knoten zu schlingen, der nie gelöst werden konnte, während die rechte leichte Läufe wie Flammen im Diskant hin- und herwarf. Es klang, als geschähen unheimliche Vorbereitungen im Keller, während man oben sich lustig machte.

Ein Seufzer, ein leiser Aufschrei wurde vernehmlich von den Damen, die sich unwohl fühlten; aber Niemand achtete darauf. Der Künstler war nun ganz unten im Baß, wo er mit beiden Händen arbeitete und die unermüdlichen Hände wirbelten die Töne zusammen, daß es Allen kalt den Rücken hinunterlief. Aber in den drohenden, knurrenden Laut aus der Tiefe kam eine Bewegung nach oben. Die Töne liefen in, über einander, an einander vorbei — hinauf, beständig hinauf, ohne irgendwo hinzugelangen. Es entstand ein wilder Kampf nach aufwärts; ein Gewimmel wie von kleinen, schwarzen Gestalten, die rissen und rangen; — in rasendem Eifer, in fieberartiger Hast, kletternd, sich mit Händen und Zähnen festbeißend, — einander wegstoßend, — fluchend — Geschrei — Bitten und immer aufwärts glitten seine Hände ... langsam ... so ziemlich langsam.

„Anatole!" flüsterte Mademoiselle Adèle leichenblaß, „er spielt die Armuth."

„Oh, meine Trüffeln!" jammerte Anatole und hielt sich den Magen.

Plötzlich wurde es hell im Salon. Zwei Diener mit Lampen und Candelabern erschienen zwischen der Portière; und im selben Nu schloß der fremde Künstler, indem er mit aller Macht seine stählernen Finger in eine Dissonanz niederhieb — so unmöglich, so empörend, daß die ganze Gesellschaft auffuhr. „Hinaus mit den Lampen!" rief de Silvis.

„Nein, nein!" schrie Mademoiselle Adèle, „kommt mit Licht, ich halte das Dunkel nicht aus; — hu! der schreckliche Mensch!"

Wer ist er? — ja — wer ist er? unwillkürlich drängten sich Alle um den Wirth und keiner gab Acht darauf, daß der Fremde hinter den Dienern hinausschlüpfte.

De Silvis versuchte zu lachen: „Ich denke, es war der Teufel selbst. Kommt, wir wollen in die Oper!"

„In die Oper! um keinen Preis," rief Louison, „ich will keine Musik hören in den nächsten vierzehn Tagen, und dann das Gewimmel auf der Operntreppe!"

„Oh, meine Trüffeln!" klagte Anatole.

Die Gesellschaft brach auf. Sie hatten auf einmal alle die Empfindung, daß sie fremd an einem fremden Ort seien, und jeder bekam Lust, sich still nach Hause zu stehlen.

Als der Journalist Mademoiselle Louison zum Wagen führte, sagte er: „Ja, sehen Sie, das ist die Folge davon, wenn man sich überreden läßt, zu solchen Halbwilden zu gehen; man weiß nie, was für Gesellschaft man treffen kann."

„Ach nein, er hat mir meine köstliche Stimmung rein weggespielt," sagte Louison wehmüthig und richtete ihre schwimmenden Augen auf ihn; — „wollen Sie mich nach der Dreifaltigkeitskirche begleiten? Da wird um zwölf eine stille Messe gelesen."

Der Journalist verneigte sich und stieg mit ihr ein. Aber als Madmoiselle Adèle und Monsieur Anatole bei der englischen Apotheke in der Rue de la paix vorüberfuhren, ließ er den Kutscher halten und sagte flehentlich zu ihr: „Ich glaube, ich muß aussteigen und mir etwas für meine Trüffeln geben lassen. Du nimmst mir das doch nicht übel? — siehst Du — die Musik —!"

„Geniere Dich nicht, mein Freund. Aufrichtig gesagt: ich glaube, daß weder Du, noch ich heute Abend besonders aufgelegt sind. Gut' Nacht! also auf morgen!"

Sie lehnte sich in den Wagen zurück — erleichtert allein zu sein; und das leichtsinnige Geschöpf weinte bitterlich, während sie nach Hause fuhr.

Anatole fühlte sich sicher wegen seiner Trüffeln beunruhigt; aber es schien ihm, daß ihm besser würde, als der Wagen davonrollte.

Seitdem sie ihre gegenseitige Bekanntschaft gemacht hatten, waren sie nicht so ganz miteinander zufrieden gewesen, wie in diesem Augenblick, da sie sich trennten.

Wer am Besten davon kam, das war „der liebe Doctor", denn als Deutscher war er in Musik abgehärtet. Trotzdem beschloß er doch, eine Fußtour nach einer Bierhalle zu unternehmen, um sich auf alles das ein ordentliches deutsches Seidel und vielleicht etwas Schinken geben zu lassen.

Aus der Hauptstadt.

Die Eduard von Steinle-Ausstellung.

Unter den zu einer Sonderausstellung in der Nationalgalerie vereinigten Bildern des am 18. September vergangenen Jahres verstorbenen Historienmalers Eduard von Steinle — sie umfaßt annähernd 300 Nummern — befindet sich eine Sepiazeichnung vom Jahre 1878: Cornelius, Overbeck und Veit schauen die heilige Familie. In der Zusammenstellung dieser drei Personen verkörpert sich die ganze Geschichte der sogenannten neudeutschen Schule, deren letzter Vertreter nunmehr zu seinen Glaubens- und Kunstgenossen versammelt ist. Glaube und Kunst sind sich gegen-

Digitized by Google

seitig ergänzende und durchdringende Begriffe, nur in der Darstellung des Göttlichen nähert sich der Maler seinen höchsten Zielen; die sinnliche Erscheinung darf nur insofern zur Geltung kommen, als sich jenes Göttliche in ihr ausprägt; die Farbe ist etwas Unwesentliches, eine Concession an das Auge, das sich des Anschauens der reinen Form in der Körperwelt entwöhnt hat. Cornelius war der Einzige in jener Trias, der sich seine mächtige Individualität durch christliche, antike und germanische Mythologie hindurchrettete, Overbeck wußte ihr um die allgemeine Empfindung, eine gewisse naive Gottseligkeit ohne bestimmtes Gepräge abzugewinnen, und Veit verlor sich mehr und mehr in den trockenen Formalismus abgestorbenen Dogmen. Eduard von Steinle hat vor dem Letzteren, über dessen Einwirkung er niemals ganz hinausgekommen ist, eine Gefühlsinnigkeit voraus, die uns seine Gestalten menschlich näher bringt. Ja, er macht bisweilen anerkennenswerthe Anstrengungen, neben der Zeichnung auch der Farbe zu ihrem Recht zu verhelfen.

Es kostet dem modernen Menschen einen energischen Entschluß, sich durch all' diese Madonnen und Heiligen hindurch zu arbeiten, und es ist eben kein tröstliches Gefühl, wenn er schließlich anerkennen muß, daß hier eine nicht unerhebliche Schaffenskraft, ein über das Durchschnittsmaß hinausgehendes geistiges und zeichnerisches Können an einen undankbaren, unserem Verständniß fern liegenden Stoff verschwendet ist.

Die Malereien in der Domkirche zu Frankfurt am Main, die Steinle im Verein mit dem Architekten Linnemann entworfen, sind hinlänglich bekannt. Die in der Sonderausstellung der Nationalgalerie vereinigten Cartons können nur bestätigen, was jeder urtheilsfähige Beschauer der Fresken selbst empfunden haben muß. Composition und Zeichnung sind tadellos, aber es fehlt der feste Griff, der den in den Geschehnissen liegenden Ideengehalt energisch faßt und markig zum Ausdruck bringt. Die Darstellung der geistlichen und weltlichen Macht in ihren Wechselbeziehungen und in ihrer Unterordnung unter das Göttliche ist eine außerordentlich fruchtbare Aufgabe, an deren Lösung Eduard von Steinle's Können nicht heranreichte. In der richtigen Erkenntniß dieser seiner Unzulänglichkeit griff er zum Eklekticismus und machte gelegentlich starke Anleihen bei den Praerafaeliten. Anerkennenswerth ist die mühelose Raumfüllung, die sich jedem gegebenen Rahmen, den Gewölbzwickeln wie dem Maßwerk der gothischen Fenster anzubequemen weiß.

Künstlerisch freier sind die Entwürfe zu den von 1860—1864 ausgeführten Wandgemälden im städtischen Museum zu Köln. Aber die beliebte, von Kaulbach inaugurirte Manier, in Anlehnung an die Conversationen der Italiener, räumlich und zeitlich getrennte historische Persönlichkeiten zu vereinigen, um in ihnen die Ideale einer bestimmten Epoche zu verkörpern, mußte Schiffbruch leiden, sobald es sich um die moderne Zeit handelte, deren Gepräge sich unter allgemeinen, conventionellen Aeußerlichkeiten verwischt. Die Aufhissung der Kreuzblume des Kölner Domes in Gegenwart Friedrich Wilhelms IV. und unseres jetzigen Kaisers hat etwas unabsichtlich Komisches.

Als am meisten dem Können Steinle's entsprechend präsentiren sich die neun Cartons zu Wandgemälden in der fürstlich Löwenstein'schen Capelle zu Kl. Heubach vom Jahre 1869. Hier erinnert vor Allem der Tempelgang Marias in der einfachen Innigkeit des Gefühlsausdruckes an die besten Muster der prärafaelitischen Zeit, ohne den archaistischen Neigungen der Neudeutschen irgendwelche Concession zu machen.

Der Uebergang von dem asketischen Nazarenerthum zu romantischen Stoffen wird durch die Vorliebe für die Vergangenheit, besonders für das glaubensstarke Mittelalter vermittelt. Hier durchbricht die Phantasie des Künstlers die engen Schranken des Dogmas und rankt sich schaffensfreudig um die uncontrollirbaren Gestalten des Märchens und der Sage. Gerade Steinle ergeht sich mit einer gewissen Behaglichkeit in der Illustrirung Brentano'scher Dichtungen, wie der „Chronica des fahrenden Schülers", der „Romanzen vom Rosenkranz" und „des Märchens vom Rhein und dem Müller Radlauf". Er entwickelt hier in Anlehnung an Moritz Schwind einen Humor, der bei dem treuesten Schüler und Nachahmer Veit's geradezu überraschend wirkt.

Von den sonstigen Staffeleibildern Steinle's ist nicht viel Gutes zu sagen. Er bemüht sich bisweilen redlich, zu malen, es gelingt ihm sogar hin und wieder, eine gewisse Sattheit des Colorits zu erreichen, aber er kommt doch, wie alle seine Mitstreber, selten über den mit Farben ausgefüllten Umriß hinaus. Die Geheimnisse der Oeltechnik bleiben ihm verschlossen, dagegen ist er ein Meister des Aquarells. Seine „Beichte in St. Petri zu Rom" kann sich getrost den besten Leistungen der modernen Vertreter der Wasserfarbenmalerei an die Seite stellen; ja, er übertrifft sie in der strengen Innehaltung der durch die Eigenthümlichkeit dieser Technik gegebenen Grenzen.

Wir haben es versucht, dem Empfinden des an das Sehen moderner Bilder gewöhnten Menschen bei dem Durchwandern dieser Sonderausstellung Ausdruck zu verleihen, aber wir sind weit entfernt davon, uns mit dem leichtfertigen: Wie sind wir doch so herrlich weit gekommen! überheben und mit einer an die Schranken seiner Zeit gebundenen Künstlerindividualität abfinden zu wollen. Wo der oberflächliche Beschauer ein Nichtkönnen voraussetzt, da wird er bei aufmerksamerem Eingehen auf die Richtung der Schule sehr oft ein Nichtwollen finden. Das absichtliche Verzichten auf malerischen Reiz ist eine Selbstbeschränkung, die bei den Nazarenern und Neudeutschen sich zum Kunstmittel herausbildete, und nicht weniger berechtigt ist, als die einseitige Betonung des Coloristischen. Gerade Eduard von Steinle war bei Weitem nicht der Schlimmsten Einer. Der Kunsthistoriker wird diese ganze Schule in einem besonderen Capitel behandeln und am Schlusse sagen, daß sie Gott sei Dank ausgestorben ist und keine Nachkommen hinterlassen hat, wem es aber weniger um die ununterbrochene Entwickelung, als um das Verstehen einer besonderen Species zu thun ist, der wird auch hier Gelegenheit finden, sich an der bei Steinle gewiß nicht gekünstelten Glaubensinnigkeit und Naivität des Empfindens zu erbauen.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Gedichte von Oswald von Wolkenstein. Im Versmaß der Urschrift von Johannes Schrott. (Stuttgart, J. G. Cotta.) — Von den Troubadours hat Dietz einmal gesagt: alle ihre Lieder könnten wie das Werk eines einzigen Dichters angesehen werden, und Grimm vergleicht die Minnelieder dem Vogelgesang: von Weitem scheine es eben Eine Weise zu sein, aber trete man näher, höre man schärfer zu, so bemerke man doch mannigfache Töne. Beides kommt daher, daß das Versemachen Sache der ritterlichen Bildung und Sitte war, daß man es mitmachte ohne Herzensdrang und eigenthümliche Dichterader und so herkömmliche Formen wiederholt wurden. Da ragen denn einige originelle und echte Perlen, wie Bertram de Born, wie Walther von der Vogelweide, hervor, und ich glaube, der Tyroler Dichter Adolf Pichler hat Recht, wenn er die jetzt übliche Verlegung seines Hofes von der Vogelweide südlich vom Brenner in die Alpen anzweifelt: „ein echter Poet würde Anklänge an das Hochgebirge bieten, die in seinen Gedichten fehlen." Oswald ist im altgewohnten Gewande des Mittelalters bereits der Sohn einer neueren Zeit. Bei ihm ist alles individuell, er wagt nicht bloß neue Sätze und Strophenbildungen, er wagt es auch sein eigenes Leben frisch und keck darzustellen, man kann seine Biographie aus seinen Gedichten schreiben. Zehn Jahre war er alt, da trieb es ihn schon in die weite Welt. Als Troßbube treibt er sich in den Ostseeländern herum, daß er einmal auf fremdem Roß fortreitet, zieht im Strafe zu. Wir finden ihn im ritterlichen Dienste bei König Sigismund zur Zeit des Concils in Constanz. Er schimpft weidlich über die Theuerung von Eiern und Fleisch, von Brot und Wein, und fordert zugleich neben diesen komischen Versen in ernster Mahnung die deutschen Ritter auf, sich gegen die Tschechen und ihre Lehre zu erheben; die Adler sollen der böhmischen Gans (Huß) Herr werden. Die Königin von Aragon durchbohrte ihm mit messingener Nadel die Ohren, um zwei goldene Ringlein hineinzuhängen, die Königin von Frankreich band ihm einen Diamanten in den Bart. Er mahnt, nach dem Schwabenalter, sich selbst:

Digitized by Google

Ich habe vierzig Jahre gelebt, wohl minder zwei,
Mit Toben und mit Wüthen, Gesang und Dichterei;
Es wäre Zeit, daß ich des eignen Kindleins Schrei
Verehelicht aus der Wiege hörte gellen.

Und er findet ein edles treues Weib in Margarete von Schwangau. Er wirbt um ihre Liebe im sinnigen Wechselgespräch, er wird erhört, und preist nun das Glück ehelicher Gemeinschaft in mannigfaltigen Situationen, auch das sinnliche, das ihm ihr holder Leib gern gewährt, den er eingehend schildert; wie schon Wolfram von Eschenbach gegenüber der heimlichen Lust in den Tageliedern gesungen: „ein offenkundig süß Gemahl kann solche Wonne geben," so lassen auch hier die ehelich Liebenden sich ungern durch den Morgengruß der Lerche daran mahnen, daß nach der Wonne der Nacht nun der Tag mit seinen Pflichten anbreche. Beda Weber ließ sich durch diese Lieder an Rückert's Liebesfrühling erinnern. Während sonst die Minnesänger den Namen der Geliebten verschweigen, preist er laut sein Gretelein; der Minne pflegt er ja nicht außer, sondern, wie es recht ist, in der Ehe. Auch er hatte früher einem Weibe in der Sitte der Zeit gehuldigt, sie ist die Gattin eines Anderen, sie geräth in einen Proceß mit dem nun auch vermählten Oswald, sie ladet ihn zum Vergleich ein, läßt ihn aber überfallen, binden und gefangen setzen, bis er Lösegeld bezahlt. Er, ernsten Sinnes geworden, nimmt das als Buße auf sich. Nicht bloß die ehemalige Geliebte, auch der Herzog Friedel mit der leeren Tasche suchte diese durch des Wolkensteiners Geld zu füllen und hielt ihn in harter Haft. Die drei Brüder Wolkenstein hatten ihm offen Trotz geboten; der Dichter hatte ein wildes Kriegs- und Spottlied, an die Wildschweinsjagd anklingend, von der Burg Greifenstein gegen ihn gerichtet. In kräftigen Tönen wird der Kampf der ausfallenden mit den Belagerern geschildert, deren Zelte verbrannt, deren Kriegsgeräthe erbeutet werden. Im Alter erkannte der Dichter, daß Gutes zu thun doch allein dem vielbewegten Leben Halt und Werth verleiht; er wandte von der Welt seinen Blick auf Gott, er betrachtete sein Walten in der Natur und im Geschick der Menschen und sang:

Ihr Menschen auf!
Gebraucht Vernunft, ihr Männer und ihr Frauen.
Ihr seid in eurem Sündenwahn
So aufgeblüht zu schauen
Als ging euch Gottes Macht nichts an,
Der dir, o Mensch, hat Leib und Seel' verliehen.

M. Carriere.

Anthropologisch-kulturhistorische Studien über die Geschlechtsverhältnisse des Menschen von Paul Mantegazza. Autorisirte deutsche Ausgabe. (Jena, Hermann Costenoble.) — Der letzte Theil der „Trilogie der Liebe" Mantegazza's, den man mit Mantegazza eine „Pathologie der Liebe" nennen könnte: ist doch manche Seite desselben den Leiden des Menschenherzens gewidmet und zeigt doch oft genug der messerscharfe Blick des Anthropologen und Culturhistorikers pathologische Veränderungen, pathogene Ursachen (im übertragenenen Sinne der Worte). Allein, er gibt nur Studien, zum Theil lose, zuweilen sehr flüchtig an einander gereihte Studienblätter, einzelne durchgearbeitet bis auf den letzten Strich, andere kaum über den ersten Kohlestrich der Anlage hinaus, viele aber doch wenigstens in den charakteristischen Zügen rein ausgeführt. Mit emsigem Fleiße hat Mantegazza die Steine und Steinchen zum Aufbau seines Werkes zusammengetragen: in bunter Reihenfolge ziehen fast alle Rassen des Menschengeschlechtes vorüber, lebende und untergegangene; halbcivilisirte Völker treten auf und die Culturnationen alter und neuer Zeit erscheinen. Oft unterliegen, weil für die vergleichende Beurtheilung von Werth, die Sitten und die sie begründenden oder begleitenden Gedankengänge der unter den lebenden am tiefsten stehenden wilden Völkerschaften mit Recht der beschreibenden Feder, aber vielfach sind leider auch Gebräuche geschildert, die nicht zu deuten sind. Besonders interessant sind die Capitel über die „Eroberung" der Frau (durch Gewalt, durch Kauf, durch freie Wahl; Hexogamie, Hochzeitsspiele und -tänze; die moderne Mitgift), die Zuchtwahl (Wahl aus gegenseitiger oder einseitiger Sympathie, Wahl durch die Eltern), die Beschränkungen, welche die Wahl erleiden muß (durch Rassen- und Religionshaß, durch Verwandtschaftsgrade, durch Witwenschaft), die verschiedenen Formen der menschlichen Eheverpflichtungen auf der Erde, die Stellung der Frau in der Ehe und die Prostitution. Mit einem Ueberblick über die Ethnographie der Liebe, einer knappen Zusammenstellung der gegenwärtigen Verhältnisse in Europa und mit einem Blick in die Zukunft schließt das Buch. Mantegazza ist kein Schönredner und sein ultraradicaler Standpunkt oft genug mehr als herausfordernd schroff, darum that er gut, als er seinem Buch das Motto Honny soit qui mal y pense gab; aber, das sei nicht vergessen, es ist ihm ernst, sehr ernst zu Muthe, immer, nicht nur, wenn er die düsteren Bilder menschlicher Leidenschaften und Irrthümer entrollt oder, wo der Stoff es zuläßt, sich zu wahrhaft poesiereicher Darstellung erhebt. Freilich, gegen die „Physiologie der Liebe" tritt diese „Pathologie der Liebe" in den Schatten; dort ein völliges Beherrschen des im Grunde auf den europäischen Culturmenschen beschränkten Stoffes und demgemäß eine abgerundete, schöne Darstellung, hier der in seiner Massenhaftigkeit und artlichen Verschiedenheit nicht in den engen Rahmen zu zwängende, über das ganze Menschengeschlecht sich ausdehnende Stoff und damit das Zersplitterte, Abgerissene der Studien. Dennoch ist das Werk ein werthvoller Beitrag zur Naturgeschichte des Menschen. L.

Schauspieler-Eitelkeit. Ungeschminkte Plaudereien von Karl Böttcher. (Berlin, J. Zenker.) — Es ist hohe Zeit, daß man einmal unsere lieben Schauspieler, die nachgerade auch bei uns außerhalb der Bühne eine wichtige Rolle spielen wollen, in ihre Schranken zurückweist. Freilich hätte dies ein Mann von Geist thun sollen, nicht aber ein mittelmäßiger Stilist ohne eigene Ideen. Was Karl Böttcher da über und gegen die Komödianten-Arroganz vorbringt, haben wir schon unzählige Male in den Tages- und Witzblättern gelesen und fast immer viel besser und unterhaltender. Daß Herr Barnay sogar am Grab eines Collegen Komödie spielt, daß der manirirte Kainz sich in allen Lebenslagen photographiren läßt, Niemann's Kabeldepeschen u. s. w. zur Mittheilung solcher und ähnlicher Neuigkeiten bedarf es keiner selbst mit allen Mitteln der Reclame lancirten Broschüre. Wirklich überzeugend und amüsant ist der Verfasser nur dort, wo er andere Autoren citirt, und zum Glück thut er dies oft und reichlich. Coquelin's Vortrag über die Schauspielkunst wird man stets mit Vergnügen lesen, aber die Beigabe der schülerhaften Böttcher'schen Prosa ist bitter. Was hier auf 60 Seiten gesagt ist, das hat z. B. Octave Mirbeau in einem einzigen Journalartikel des „Figaro" viel gründlicher besorgt. „Les cabotins" haben Aufsehen erregt, „Schauspieler-Eitelkeit" ist ein Schlag in's Wasser.

Durch scharfe Gläser. Satiren von Gustav Schwarzkopf. (Dresden, Minden.) — Schwarzkopf, der Verfasser der zweibändigen „novellistischen Studien": Die Bilanz der Ehe, ist ohne Zweifel ein bedeutendes satirisches Talent und in der scharfen Erfassung unserer gesellschaftlichen Verkehrtheiten und an reicher Gestaltungskraft jedem verwandten Talent überlegen. Er besitzt auch so viel natürliche Munterkeit, Witz und Geist, um seine Studien zu einer anregenden Lectüre zu machen, unbeschadet der durchweg pessimistischen Weltanschauung, die ihn gern grau in grau malen läßt. Im vorliegenden Buche kommt diese weniger zum Ausdruck, und daher wird man die hübsch pointirten Feuilletons wie „Nach der Schablone", „Ein Clavierconcert", „Der neue Asmodi", „Ihre Memoiren" mit Behagen lesen. Hier übt der Verfasser trefflich die Kunst, lachend die Wahrheit zu sagen und weder zu verletzen, noch abzustoßen. Das Schablonenhafte unserer dramatischen und novellistischen Literatur, die nichtige Vielseitigkeit unserer Zeitschriften, die Ueberproduction auf dem Gebiete des Virtuosenthums, die Verlogenheit unserer Gesellschaft kann nicht schlagender und ergötzlicher geschildert werden als es hier geschieht. „Die Naive" aber beweist, daß Schwarzkopf auch Herz und Gemüth hat und über die lachende Thräne des wahren Humoristen verfügt.

Farbenrausch. Roman von Friedrich Uhl. 2 Bde. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Der Vorwurf dieser breit ausgesponnenen Novelle ist unvergleichlich schöner, als dessen Ausführung. Es soll geschildert werden, wie der Farbenrausch, den der Maler Steiner entfesselt, in's Leben tritt, eine ganze Stadt umnebelt und das Glück der Familie stört, aber der Verfasser führt sein Thema nicht aus. Seine Darstellung ist sprung-

Digitized by Google

haft, oft stockend, oft breitspurig, dann geht es wieder im Galopp vorwärts. Ueberall aber zeigt sich der Mann voll Geist und Welt, der scharf beobachtet hat und auch in die Tiefe der Dinge dringt, so daß man sein Buch nicht ohne Gewinn aus der Hand legt. Steiner ist natürlich Makart; sein Atelier, seine Maskenfeste, sein Festzug werden beschrieben, doch hätten wir da dem Schilderer die reiche Palette eines Zola gewünscht. Die Handlung ist einfach und im Ganzen gut componirt. Noch besser die Charakteristik, zumal Coniere, Zamperl, Elfner, der Antiquar Erglin sind prächtig gezeichnete Gestalten, aber wie unglücklich ist der Verfasser bei der Taufe seiner Helden! Nicht verständlich ist Frau Farren, die anfänglich ihre Tochter vor dem Ateliertreiben bewahren will und dann plötzlich eine „gute Partie" im Auge hat. Da fehlen offenbar die Uebergänge, die feinere Motivirung, die psychologische Analyse. Immerhin ist das vornehm geschriebene Buch im höchsten Grade anregend und lesenswerth.

Der erweiterte deutsche Militärstaat in seiner socialen Bedeutung. Von Gustav Tuch. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — So wie am Ausgange des Mittelalters Recht und Staat zu neuen Formen geleitet, das gesammte Culturleben Europas auf neue Grundlagen gestellt worden ist durch den Umbildungsproceß, der aus regellosen Söldnerscharen staatliche Heere entstehen ließ, so scheint auch unsere im Abschwung begriffene Gesellschaft neue Kraft und neue Impulse aus der erfolgreichsten staatlichen Institution unserer Tage: aus dem Volksheere gewinnen zu sollen, aus seiner Ausbildung und Durchführung zum Punkte oberster Vollendung. Dies ist in seinem Kern erfaßt der Leitgedanke des Buches, der oft unter der wissenschaftlichen Ornamentik der Arbeit verschwindet, weil der Verfasser mit unleugbarer Energie, aber auch mit genialer Einseitigkeit den Lehrgehalt der neueren staatswissenschaftlichen Literatur auf das Maß der Distanz prüft, in welchem jene zu seiner bestechend entwickelten Theorie steht. Tuch's Umbildung unseres Militärwesens macht das Heer nicht mehr zum bloß äußerlichen Vertheidiger der nationalen Gemeinschaft: sein Heer der Zukunft ist Quelle und Träger der nationalen Cultur, des ethischen und wissenschaftlichen Fortschritts; es soll in seinem Lichte den fruchtbaren Boden abgeben, aus welchen weitesten Kreisen das richtige Begriffsvermögen aufgehen wird für die Solidarität der menschlichen Interessen. Wie wir sehen, verspricht sich Tuch von der Heeresorganisation der Zukunft wenn auch nicht die Beseitigung alles dessen, was auf uns lastet und drückt, so doch eines guten Theiles davon, — und da der Wunsch der Vater des Glaubens ist, hat uns der Verfasser mitten aus dem wüsten Lärm unserer Tage heraus den Einblick eröffnet in ein weites und lockendes Gebiet staatlichen Fortschrittes. E. St.

Noir et Rose. Par Georges Ohnet. (Paris, Paul Ollendorff.) — Der beliebte Verfasser des „Hüttenbesitzers" bietet hier zwei anspruchslose kleine Novellen, die eine tragisch schwarz, die andere rosig heiter. Der weibliche Leser, für den der Verfasser auch diesmal vorzugsweise schreibt, wird, je nach seiner Stimmung, den Vorzug entweder der arg sentimentalen Ehestandsgeschichte des Geigerkönigs oder der lustigen Erzählung von dem Unglück der militärfeindlichen Tante Ursula geben. Dort eine Liebe, welche der angebeteten Heimgegangenen bis in den Tod folgt, hier eine nicht weniger treue Liebe, welche den Todtgeglaubten ein Lebenlang beweint, um ihn zuletzt als unwürdigen Lebendigen fortzuscheuchen. Beide Geschichten sind äußerst geschickt und anmuthig erzählt, hübsch in der Charakteristik und nicht ohne Humor und dramatische Situationen. Nie ist Ohnet's geistige Verwandtschaft mit der Marlitt deutlicher erschienen. Der Verleger hat das Büchlein sehr elegant ausgestattet: auch er kennt sein Publikum.

Mosaik. Eine Nachlese zu den gesammelten Werken von Alfred Meißner. (2 Bde. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel). — Robert Byr hat sich der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, Alfred Meißners kleinere, zum Theil in Zeitschriften einzeln zerstreute Dichtungen sowie seine kritischen und biographischen Aufsätze in vorliegendem Werke zu sammeln. Gedichte, Novelletten und Reisebilder bilden den ersten Band, literarische Streifzüge den zweiten. Ein solches Unternehmen bedarf keiner Rechtfertigung, ebensowenig aber einer Kritik; wir müssen auch die schwächeren Nachträge dankbar hinnehmen, weil sie das Bild des kraftvollen Poeten und des feinsinnigen Kenners alter und neuer Literatur nicht mehr entstellen, sonden nur vervollständigen können. Unter den Gedichten und besonders unter den Reisebildern ist manches Stück, welches uns den Dichter menschlich näher bringt und deshalb so warm und anheimelnd berührt; in den literarischen Streifzügen dagegen entrollt sich uns noch einmal das Bild einer verflossenen literarischen Epoche, beleuchtet von den Geistesblitzen des tief eindringenden Zeitgenossen. Die Aufsätze über Gutzkow, Kürnberger, Charles Sealsfield und Benedix, „Shakespearomanie" sind journalistische Meisterstücke und verdienten in der That wieder an das Licht gezogen zu werden. Als Nachtrag zu den Werken Alfred Meißners wird vorliegende Sammlung also vollständig ihren Zweck erfüllen.

Von Hermann Heiberg liegt schon wieder ein neuer Roman vor: „Eine vornehme Frau." (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Dieser überaus fruchtbare Schriftsteller, der von seinen zahlreichen Freunden als der moderne Messias unserer Literatur ausgerufen wird und durch die unmäßige Reclame, die für ihn gemacht wird, leider in den Augen feinfühliger und geschmackvoller Leser nur verlieren kann, nimmt eine Mittelstellung zwischen den jungen Heißspornen des Realismus und den Vertretern der alten „idealistischen" Richtung ein und wird daher in beiden Lagern als Anhänger gefeiert. Um es mit Keinem zu verderben, und selbst das überschwängliche Lob unserer jugendlichen Naturalisten zu verdienen, sehen wir ihn in seinen Romanen bald Scenen vorführen, die einem Jünger Zola's alle Ehre machen, bald bringt er so rührselige Episoden und schreibt in so larmoyantem Ton, daß man verwundert nach dem Titelblatt sucht und meint, aus Versehen das Werk einer unserer berühmtesten Gartenlauben-Schriftstellerinnen ergriffen zu haben. Heiberg besitzt eine proteusähnliche Wandlungsfähigkeit und wird thatsächlich allen Ansprüchen gerecht. „Eine vornehme Frau" verdient den Vorzug, schon weil der Stil einheitlicher und sorgfältiger ist. Daß bei der großen Flüchtigkeit, mit welcher Heiberg zu arbeiten scheint, immerhin auch hier viel Verstöße unterlaufen, ist freilich nicht zu leugnen, im Allgemeinen sind aber in dieser Beziehung jetzt schon bedeutende Vorzüge gegenüber den ersten Werken des Verfassers zu constatiren. Die Geschichte selbst leidet an großer Unwahrscheinlichkeit und schildert in der Heldin einen so makellosen Engel, wie ihn unsere verrufensten, „idealistischen" Romanciers kaum zu Wege gebracht haben. Wie sich die unerbittlichen Realisten jüngsten Schlages damit zurechtfinden werden, wissen wir nicht. Aber sie gibt auch dem Verfasser Gelegenheit zu einigen hübschen Stimmungsbildern, so daß wir die Mängel der Erfindung und das Schablonenhafte in der Entwickelung gern darüber vergessen. Die Erfindung ist überhaupt Heiberg's schwächste Seite. Dagegen versteht er sich auf die Detailmalerei, charakterisirt oft vortrefflich und ohne breit zu werden, weiß angenehm zu dialogisiren und schlägt meistens einen frischen und natürlichen Ton an. Leider ist Heiberg kein Künstler, er weiß nicht zu componiren. Lernt er das noch, so mag er wohl einst noch die Reclame verdienen, die man ihm heute weit über Gebühr schenkt.

T—n.

Kaiser Wilhelm und die Gründung des neuen Deutschen Reiches. Von Gottlob Egelhaaf. (Stuttgart, Carl Krabbe.) — Frei von allem „Byzantinismus", wird hier in in populär gediegener Form das Bild unseres Kaisers treu und klar gezeichnet und tief und eingehend sein Wirken geschildert. Gewiß ist dies Kaiserbuch, das mit einem guten Portrait geschmückt ist, dazu angethan, das deutsche Volk und vor allem die Jugend den ersten Hohenzollernkaiser verstehen zu lehren. Ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,

Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer wissenschaftlicher Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Höhlbaum, Dr. K., Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Band I. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde III.) Gross 8°. XVI und 382 S. Eleg. brosch. Preis 9 Mark. In Leinwand geb. 10 Mark. (Wird in 2 weiteren Bänden binnen Jahresfrist vollständig.)

Lamprecht, Dr. K., Initial-Ornamentik des VIII. bis XIII. Jahrhunderts. 44 Steindruck-Tafeln meist nach Rheinischen Handschriften nebst erläuterndem Text. Folio. Eleg. brosch. Preis 10 Mark.

Lamprecht, Dr. K., Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. Drei Bände in vier Abteilungen. Gross 8°. 193 Bogen. Mit achtzehn Karten und sechs Holzschnitten im Text. Brosch. Preis 80 Mark.

Lossen, Dr. Max, Briefe von Andreas Masius und seinen Freunden 1538—1573. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde II.) Gross 8°. XX und 537 S. Eleg. brosch. Preis 11 Mark 40 Pf. In Leinwand geb. 12 Mark 50 Pf.

Scherzer, Dr. Karl von, Das wirthschaftliche Leben der Völker. Ein Handbuch über Production und Consum im Welthandel. Gross 8°. XI und 756 S. Preis brosch. 18 Mark 50 Pf. In Leinwand geb. 20 Mark 50 Pf.

Deutsch-national.

Kolonial-politische Aufsätze
von
Karl Peters.

186 Seiten gr. 8°. Preis ℳ 4.— broch., ℳ 6.— hlbfz. gebunden.

Verlag von **Walther & Apolant** in **Berlin.**

Ein junger
lievländischer Schriftsteller,

Mitarbeiter von Rigaer, Petersburger und deutschen Zeitungen, academisch gebildet, auch des Russischen mächtig, sucht eine Stelle als Redacteur eines deutschen Blattes. Er ist in politischen, literarischen und zumal volkswirthschaftlichen Fragen wohl bewandert und, da er längere Zeit in Moskau gelebt, in russischen Dingen vorzüglich informirt. Günstige Zeugnisse stehen zu Diensten. Ansprüche sehr bescheiden. Eintritt sogleich. Auskunft ertheilt die **Redaction der „Gegenwart".**

Redacteur

für eine täglich erscheinende politische und Localzeitung, nationalliberaler Richtung, wird zum 1. April ein routinirter **Redacteur** gesucht, der auch in der Lage ist, sachgemäße Besprechungen über Theater und Concerte zu liefern. **Bedingungen:** Evangelische Religion und akademische Bildung. Gehalt ℳ 2400 bis 3000. — Offerten mit Referenzen unter Chiffre B. Z. 780 befördert die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler, Hamburg.**

Verlag der H. Laupp'schen Buchh. in Tübingen.

In unserem Verlag erschien:

Die Grundlagen der
Karl Marx'schen Kritik
der bestehenden Volkswirthschaft.

Kritische und ökonomisch-litterarische Studien
von
Dr. Georg Adler,
Docent der Universität Freiburg i. B.
gr. 8. broch. ℳ 6,—.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.,** Oppelstr. 44.

Zu Uhland's
100 jähriger Geburtsfeier.

Ludwig Uhland,
seine Freunde und Zeitgenossen.
Von **Karl Mayer.**
2 Bände gr. 8. 1867. brosch.
liefert in **neuen Exemplaren**
statt ℳ 10.— für ℳ 3.50
Oskar Gerschel,
Buchhandlung und Antiquariat,
Stuttgart, Calwerstraße 16.

Das Werk wurde bei Erscheinen als ein unvergängliches literarisches Denkmal begrüßt, daß der letzte Veteran aus jenem schwäbischen Dichterkreise, welcher sich im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts in Tübingen zusammenfand, dem Freunde gesetzt hat. Ausgestattet mit einer großen Anzahl bis dahin ungedruckter Gedichte aus der Zeit von 1804 bis 1811, welche das Werden und Wachsen des Dichters verfolgen lassen, sind in den mitgetheilten zahlreichen Briefen der verschiedenen Lebensperioden wesentliche Beiträge zur Aufhellung seiner Denkweise geliefert. Die Briefe Uhlands und der Freunde werden durch geschichtliche Notizen erläutert, welche Personen und Begebenheiten in ihrer Wechselwirkung zeigen. Jede Literaturgeschichte und jede kommende Biographie hat sich in dem Buche Raths zu erholen.

Bei dem derzeit so niedrigen, zum ersten Male ermäßigten Preise wird der Rest der Auflage in nicht langer Zeit vergriffen sein und dann das Werk wieder im Preise steigen.

Soeben erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Elard Hugo Meyer, Prof.,
Homer und die Ilias.
8°. 17 Bogen. geh. ℳ 4,50, f. geb. ℳ 6,00.

A. Morsch, Der Italienische Kirchengesang bis Palestrina. Zehn Vorträge, gehalten im Victoria-Lyceum zu Berlin. 8°. 17 Bg. ℳ 3,50, f. gb. ℳ 5,00.

Carl v. Reinhardstoettner, Prof. (München),
Aufsätze und Abhandlungen
vornehmlich zur Litteraturgeschichte.
8°. 20 Bogen. geh. ℳ 5,00, f. geb. ℳ 6,50.

Verlag von Robert Oppenheim, Berlin.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preise per ½ ¼ ⅛ ¹/₁₆ = Pfd.-Dose
M 160 80 40 20 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein importirtes Genie
der Berliner Gesellschaft vorgestellt
vom
Stillvergnügten.

Elegante humorvolle Satire auf Henrik Ibsen!
T. Trautwein'sche Buchhdl. Berlin W. 41.

Im Verlage von **Alfred Krüger** in **Weimar** ist soeben erschienen:

Dissonanzen.

Zwei Novellen von **E. Vollbrecht.**
1. Fräulein Charlotte. 2. Tante Jutta.

Eleg. brosch. ℳ 2,50, eleg. gbdn. ℳ 3,50.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1888) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ. — **Schiller,** Sämmtl. Werke m. Biogr. v. Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. geb. nebst: **Heine,** Werke. Hamb. 76, 12 Bde. geb. und: **Grabbe,** Werke, herausg. v. Gottschall, Leipz. 70, 2 Bde. geb. zusammen 25 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 26. März 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ist Rußland noch zu Europa zu rechnen? — Die Beschränkung der Oeffentlichkeit vor Gericht. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Conservative Nothsignale in Frankreich. Von Ferdinand Lotheißen. — **Literatur und Kunst:** Eine neue Strömung in unserer Malerei. Von A. Fitger. — Die Dichtung der Zukunft. Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Dresdener Erinnerungen. Von Otto Roquette. — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Kunstausstellungen: Eine Pietà von Arnold Böcklin. Von Peter Jessen. — Notizen. — Inserate.

Ist Rußland noch zu Europa zu rechnen?

St. Petersburg, Mitte März.

Rußland ist in letzter Zeit mehr wie je im Munde der Leute gewesen. Sein Eingreifen in die bulgarische Angelegenheit; die von der sogenanten „slavischen Idee" inspirirte auswärtige Politik, welche zur offenen Parteinahme für Verschwörer und Empörer geführt und soeben erst als Frucht im Innern der glücklicherweise vereitelte Attentatsversuch auf Kaiser Alexander III. gezeitigt hat; das immer unverkennbar werdende Uebergewicht der slavophilen Politiker in der Leitung der Staatsangelegenheiten, welches den Kampf zwischen dem officiellen, der westeuropäischen Tradition zuneigenden, und dem nichtofficiellen, eben durch das Slavophilenthum repräsentirten Rußland zu einer actuellen europäischen Angelegenheit und zum Barometer für das Fallen und Steigen der „Gefahr im Osten" gemacht hat, — alles dies hat dem russischen Reiche die erhöhte Aufmerksamkeit des Westens zugezogen und veranlaßt, daß selbst die ausschlaggebenden Führer der europäischen Politik öffentlich zur Haltung des Czarenreiches haben Stellung nehmen müssen. Wenn man aber die interessanten Reden liest, welche der deutsche Reichskanzler in der jüngst verflossenen Session des Reichstags über seine auswärtige Politik gehalten hat, drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob die Großherzigkeit, welche er unzweifelhaft gegen die russische Regierung an den Tag legte, wohl auch in dem russischen Volke den entsprechenden oder überhaupt nur einen Anklang gefunden hat?

Leider muß die Antwort auf diese Frage verneinend ausfallen; steht doch schon der Kenntnißnahme der Reden des Fürsten Bismarck der mangelhafte Bildungsgrad des russischen Volkes im Wege! Die überwiegende Mehrzahl desselben kann weder lesen noch schreiben und erfährt schon deshalb nichts von dem, was in der Welt vorgeht. Und die sogenannten Gebildeten? Zu ihnen zählen zunächst die Eingeborenen deutscher Nation, insbesondere in den Ostseeprovinzen und in den Residenzen Moskau und St. Petersburg, auch hier und da in den Ortschaften an den großen Eisenbahnlinien: diese, die einen nicht geringen Procentsatz der Gesammtbevölkerung bilden, werden eine Empfindung des Bedauerns nicht unterdrücken können, wenn sie sehen, wie der erste Vertreter der deutschen Politik sich einer Regierung gegenüber ausspricht, die seine Landsleute und Stammesgenossen innerhalb der russischen Grenzen gegenwärtig systematisch mit Füßen tritt und in ihrer Gewissensfreiheit und in ihren altverbrieften Rechten und Rechtsgewohnheiten kränkt. Zu den Gebildeten müssen ferner die Juden gerechnet werden, welche — etwa eine Million und meist deutschredend — die Handelsstädte und die Eisenbahnlinien besetzt halten: aber gerade von den russischen Juden heißt es mit Recht: ubi pecunia, ibi patria; ihnen ist Rußland kein Vaterland! Es bleiben endlich noch die theils hochgebildeten, theils nur schriftverständigen Russen, meist aus den besseren Ständen, übrig: dieselben sind indeß, und zwar mindestens 99 Procent, so sehr von der moskowitisch-fanatischen Hochmuthspresse angeblasen und werden von derselben fortgesetzt Tag für Tag angehaucht, daß sie theils in ihrem Größenwahn durch fremde Aufmerksamkeiten, namentlich wenn sie aus dem Westen, Frankreich ausgenommen, kommen, nicht verpflichtet, theils in ihrem Deutschenhasse à la Skobelew nicht alterirt oder gehindert sein wollen .... Das ist das russische „Volk", mit welchem die europäische Politik allein zu rechnen hat, weil es einzig und allein das Auditorium im Czarenreiche für die Auslassungen der ausländischen Politiker bildet! Sehen wir uns diese Zuhörerschaft näher an und untersuchen wir die letzen Ziele, welche ihre Preßführer, Geheimrath Katkow an der Spitze, mit dem immer lauter zum Ausdruck gelangenden Deutschenhaß und mit der Deutschenverfolgung erreichen wollen resp. lediglich erreichen werden!

Worin besteht, oder worauf beruht in ihren letzten Gründen die europäische Civilisation? Alle berufenen Schriftsteller, vornan Guizot in seiner „Histoire de la civilisation", stimmen darin überein, daß diese Civilisation vornehmlich auf drei Pfeilern ruht: auf der ausgeprägten Rechtsentwickelung im Staate und dem ausgebildeten Rechtssinne und Rechtsbewußtsein im Volke; auf der Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit und Treue im geschäftlichen und geselligen Verkehr; auf der allgemeinen Anerkennung der Arbeit, als einer den Menschen ehrenden und adelnden Pflicht. Nur auf diesen Grundlagen erspießen die Blüthen und Früchte der Civilisation: die Wissenschaften, die Künste und Gewerbe, sowie alle Errungenschaften und Verschönerungen des menschlichen Zusammenlebens. Es ist hier nicht der Ort, darüber zu urtheilen, in welchem Staate Westeuropas sich diese Bedingungen der Civilisation am meisten ausgebildet finden: es genügt, den Nachweis zu führen, daß mit der Ostgrenze Deutschlands auch die eigentliche Grenze der europäischen Civilisation, wie sie vorstehend umrissen ist, erreicht wird. Zwischen Deutschland und Rußland liegt noch ein ausgedehnter Streifen sarmatischen Bodens, dem ehemaligen Polen angehörig. Hier findet man noch einige Civilisationsfähigkeit; aber der ganze Strich ist im Grunde doch nur ein Uebergang von der Civilisation zur Uncultur, oder von Europa zu Asien. Der Pole hat schon kein ausgeprägtes Rechtsbewußtsein mehr. Kein Pole, stehe er gesellschaftlich noch so hoch,

Digitized by Google

wird es verschmähen, wenn sein Interesse es gebietet, zu dem betreffenden machthabenden Beamten zu gehen und ihn zu bitten, mit ihm in Bezug auf bestehende Verordnungen oder Gesetze eine Ausnahme zu machen. Wird ihm erwidert, die Verordnung oder das Gesetz binde den Beamten so gut wie den Regierten, so antwortet er in 99 von 100 Fällen mit überlegenem Lächeln: „Ach was! Die Verordnung rührt ja von Ihnen selbst her. Wenn Sie also nur wollen, so können Sie auch!“ .. Wer unter Polen gelebt hat, wird das hundertfältig bestätigen. Von der bindenden Kraft des Gesetzes, als der ersten Bedingung aller gleichmäßigen Sicherheit im Staate, hat der Pole im Allgemeinen noch keinen oder doch nur einen sehr schwachen Begriff. Die Erinnerung an die alte polnische Herrlichkeit bedeutet bei ihm wesentlich nur den Seufzer: „Wir regierten, die Anderen aber gehorchten!“ Niemandem gehorchen, auch dem Gesetze nicht, — darin bestand gerade die gerühmte, aber verhängnißvolle „polnische Freiheit“. Mit der Wahrheit steht der Durchschnitts-Pole gleichfalls auf einem etwas gespannten Fuße. Nicht, daß er geradezu falsch ist; aber er ist doch unaufrichtig und versteckt. Die gegenwärtige politische Lage des Polenthums mag es verschuldet haben, daß der Pole ein beständiges Mißtrauen gegen alle Mitglieder der sog. Theilungsmächte in sich trägt; hegt und pflegt er doch im Herzen fortgesetzt ein gutes Theil von Revanche-Gedanken gegen diese Mächte! Weil er sich nicht verrathen will, belügt er zwar den Anderen nicht, am wenigsten um diesen zu schädigen, aber er verhehlt die Wahrheit über sich selbst und seine Freunde. — Auch die Arbeit steht bei dem „vrai Polonais“ in geringer Achtung: ein Edelmann soll eben nicht arbeiten! Es ist ja die charakteristische Anecdote allbekannt vom polnischen Schljächtitz, der nach England kommt und dort mit größtem Erstaunen die allgemeine Arbeitsamkeit wahrnimmt. Er meldet sofort in die Heimath: „Hier arbeitet Alles, vom Könige und Herzog herab bis zum geringsten Manne. Aber nicht nur die Menschen arbeiten, auch alle Thiere, Pferde, Maulthiere, Esel, Stiere, Ziegenböcke, Hunde arbeiten: das Schwein ist der einzige Edelmann!“

Betritt man weiter, in östlicher Richtung, den eigentlichen russischen Boden, was etwa mit dem Ueberschreiten der Riga-Witebskischen Eisenbahnlinie geschieht, so hören fast alle oben genannten Grundlagen für eine europäische Civilisation gänzlich auf: man findet keine Rechtsentwickelung im öffentlichen und keinen Rechtssinn im privaten Verkehr, keine Spur von Wahrheit, Aufrichtigkeit und Treue im geschäftlichen und persönlichen Verkehr, keine Achtung für redliche, unverdrossene Arbeit. Es ist eine stehende Redensart, in der russischen Beamtenwelt, also in der eigentlichen Staatsleitung und Staatsverwaltung, herrsche Corruption. Diese, in europäischem Sinne gebrauchte Bezeichnung ist nicht ganz zutreffend. Man darf nicht sagen, der russische Beamte sei bestechlich, denn das würde die wirkliche Sachlage nicht hinlänglich decken: er stiehlt nicht mit dem Bewußtsein, zu stehlen, sondern er nimmt, theils weil Alle es thun, theils weil er es für berechtigt hält. Es ist dies die asiatische Auffassung vom Staatsdienst. Der Russe betrachtet im Allgemeinen seine Anstellung im Staatsdienste als eine legitime Anweisung, sich zu bereichern. Wie der asiatische Sklave arbeitet er mit keinem anderen Zwecke im Auge, als um möglichst viel für seine Arbeit zu genießen. Mit je weniger Mühe er sich Genuß verschafft, für um so geschickter wird er gehalten. Die Genußsucht hat natürlich keine Grenzen, und da jeder russische Beamte von der Ansicht ausgeht, daß das Staatsgehalt, das übrigens meist schon sehr hoch bemessen ist, nur die Entschädigung dafür darstellt, daß er sich seiner persönlichen Freiheit auf Verlangen und zu Gunsten der Staatsgewalt begiebt, so hält er es für vollkommen in der Ordnung, sich für die Dienste, die er in seiner Stellung dem Publikum leistet, von diesem noch besonders honoriren zu lassen. Das Verhältniß zwischen Beamten und Publikum ist etwa dasselbe, als wenn man z. B. in Deutschland sagen wollte: das Amtseinkommen eines Beamten besteht zum Theil aus einer directen Besoldung aus der Staatskasse, zum Theil aus Sporteln oder Gebühren, welche der Beamte für jede seiner Amtshandlungen noch außerdem vom Publikum bezieht. Der Unterschied ist nur der, daß hier die Sporteln resp. Gebühren in ihrer Höhe vom Gesetze vorgeschrieben, in Rußland aber in die Willkür oder Begehrlichkeit des Beamten gestellt sind. Es gibt zwar auch hier Instanzen, bei denen man sich über die Aeußerungen und Forderungen dieser sonderbaren Rechtsanschauung beschweren kann; die Klage ist aber in den weitaus meisten Fällen nur von Erfolg, wenn sie sich hoher Protection erfreut oder wenn sie — mit jenen „gewichtigen Argumenten“ beschwert ist, die im Ministerium ebenso wirksam sind, wie in der untergeordneten Beamtenwelt. Fehlen diese „Argumente“, — nun, so ist es sicher, daß die Beschwerde mit der Ausfüllung eines jener Ablehnungsformulare beantwortet wird, welche, wie man versichert, fertig gedruckt in den Ministerien riesweise vorräthig liegen!

Einige authentische Beispiele aus der Praxis in den höheren und höchsten Schichten der russischen Bureaukratie mögen vorstehende Auslassungen erhärten: Der Staat beschließt kürzlich die Ausprägung von neuen Silbermünzen (billons), und zwar zum Feingehalt von 50 Procent. Das Silber wird aus den Bergwerken geliefert, genau nach dem Umfange der beschlossenen Prägung bemessen, und im Finanzministerium tritt unter persönlicher Leitung des Ministers ein Comité zur Ausführung zusammen. In diesem Comité ist man der Meinung, 40 Procent Feingehalt — statt der vorgeschriebenen 50 Procent — werde die Münze auch noch nicht um ihren Cours bringen und die Differenz dem prüfenden Wardein entgehen. Damit werden gegen 200,000 Rubel Silber erspart, die sich vortrefflich unter die Mitglieder des Comité vertheilen lassen. Es muß nur dafür gesorgt werden, daß der Verkauf des auf die Seite gebrachten reinen Silbers durch vertraute Hände geschieht und die Waare sofort in's Ausland gebracht wird, um keine Spur ihres verdächtigen Daseins im Inland zurückzulassen. Die Betheiligten aber ziehen sich aus dieser „Finanzoperation“ mit Vermögen zurück. — Ein anderes Bild nach der Natur: Eine Eisenbahn braucht im Laufe eines gewissen Zeitraums 100 neue Locomotiven. Ein Expertor im Maschinenfach wird mit dem Ankauf derselben betraut. Die Maschinenfabrik, mit welcher er sich in Relation setzt, ist im Stande, die Locomotive für den Preis von 7000 Rubel zu liefern. Der Experte berath sich mit seinem Gehilfen, macht als Aequivalent für seine Bemühungen auf jede Locomotive einen Aufschlag von 1000 Rubel und liefert das Stück für 8000 Rubel an die Directoren der Bahn. Diese Letzteren vollziehen natürlich eine Superrevision des Geschäfts und setzen der Staatskasse jede Locomotive mit einem Aufschlag von weiteren 2000 Rubeln in Rechnung. Der Staat zahlt 10,000 Rubel für die Locomotive, und die Directoren theilen 2000 Rubel unter sich und ihre Beistände aus, während sie dem Experten gewissenhaft 8000 Rubel zahlen. So hat jeder sein Geschäft gemacht — natürlich auf Unkosten des Staates. Aber daß das geschehen und geschieht, weiß Jedermann bis zum Minister hinauf, und Niemand findet hierin etwas Verdammenswerthes. Im Gegentheil, wer sich von solchen Gewinnmanövern ausschließen wollte, würde für einen Dummkopf angesehen werden. Und die öffentliche Moral? Ja, eine solche im europäischen Sinne gibt es in Rußland nicht. Es ist das eben asiatisch! — Noch ein Beispiel: In einem südwestlichen Gouvernement war die oberste Verwaltung einem Gouverneur anvertraut, der ausnahmsweise jeder Bitte und gerechten Beschwerde der Eingesessenen, jedoch niemals dem Rubel zugänglich war: er war eben ein „deutscher Baron“ aus den baltischen Provinzen! Die Bevölkerung seines Gouvernements trug ihn auf Händen — man erfuhr auf einmal, was Gerechtigkeit sei, — der provinzielle russische Beamte aber war zuerst enttäuscht und dann wüthend: er wurde aus seinem Schlendrian aufgerüttelt, und, was ihn am meisten kränkte, man sah ihm auf die Finger. „Was?“ schrieen diese Tschinowniks, „was, Du willst besser sein als wir?“ Und sie thaten sich zusammen, weihten einige mißvergnügte Glieder der Gesellschaft in der Gouvernementsstadt in ihre Pläne ein, brachten die Summe von 10,000 Rubel zusammen und schickten einen Vertrauensmann nach St. Peters-

Digitized by Google

burg, damit er dort diese 10,000 Rubel auf den Tisch des Ministers des Innern niederlege. Acht Tage später war der Gouverneur versetzt! Ueberrascht und bestürzt, eilte er selbst in die Hauptstadt und fragte, was man ihm zur Last lege. Die Antwort war: er müsse sich wohl unter den Russen in seinem Gouvernement Feinde gemacht haben, und das wolle man in St. Petersburg nicht. Genug, die 10,000 Rubel hatten ihre Schuldigkeit gethan, und der Gouverneur blieb versetzt. Ein echter Moskowiter aus Katkow's Schule ist an seine Stelle getreten, und das Bureau des Gouverneurs ist wieder, was es vordem war: die bekannte Löwenhöhle in der Fabel, in welche Tausende von Spuren hineinführten, aber keine wieder zurück!

Diese letzte Geschichte ist besonders lehrreich, da bei ihr der Gegensatz zwischen der Anschauungsweise des baltisch-deutschen Gouverneurs und der echtrussischen Rechtsauffassung besonders markant hervortritt. Denn es ist Thatsache, daß die Nationalität des Gouverneurs den Ausschlag für die Leichtigkeit seiner Beseitigung gab. Warum aber tritt man im russischen Reiche deutsche Intelligenz, deutschen Rechtssinn und deutsche Gewissenhaftigkeit mit Füßen? Warum hat die Katkow'sche Presse nicht eher geruht, als bis der Deutschenhasser Manassaïn Justizminister geworden und der Geh. Rath Wyschungradski den Finanzminister von Bunge ersetzt hat? „Man scheut des Lichtes unbescheid'nen Zeugen!" Ausgestoßen werden soll jeder Markstein europäischer Gewissenhaftigkeit. Man will unter sich sein.

Und wie mit dem Rechtsbewußtsein, so sieht es auch mit der Wahrhaftigkeit und Treue im geschäftlichen und gesellschaftlichen Verkehr aus. Turgeniew sagt: „Die russische Nation ist die verlogenste in der Welt", — wer wollte es unternehmen, den berühmten russischen Dichter Lügen zu strafen? Der geschäftliche Verkehr ist nichts, als ein ununterbrochenes Streben, den Nachbarn über's Ohr zu hauen. Wer gewinnt, wird gerühmt. Niemand traut deshalb dem Anderen; niemals hört man ein gutes Wort über den Anderen; niemals glaubt man, was ein Anderer sagt. Die Masse der Bauern ist eine große Horde, deren einzelne Glieder sich auf Schritt und Tritt gegenseitig belügen, betrügen und bestehlen. Und Niemand sieht etwas Arges darin, denn man denkt asiatisch, nicht europäisch. In der höheren Gesellschaft ist's im Grunde ebenso, wenn auch die Erscheinungsformen andere, verfeinerte sind. In St. Petersburg zählt Jedermann an den Fingern die Liebhaber her, welche jede verheirathete Frau neben ihren Gatten besitzt. Von ehelicher Treue ist bis in die untersten Stände keine Spur zu finden. Fast kein Knecht lebt mit seiner eigenen Frau, fast keine Frau mit ihrem eigenen Manne. Selbst in großrussischen Dörfern Mittelrußlands, die im Verhältniß noch den meisten Fortschritt aufweisen und in denen auf die Reinheit der Mädchen scharf gesehen wird, ist die Treulosigkeit der Weiber sprüchwörtlich. In den besseren Ständen aber ist die Ehe nichts weiter, als eine Lotterie auf Lebensgenuß! Und wo sollte auf dem Boden der russischen Rechtsverhältnisse und Einrichtungen auch Treue und Glaube herkommen? Schulunterricht genießt kaum $^1/_4$ Procent der Gesammtbevölkerung, und der Religionsunterricht geht über Aeußerlichkeiten nicht hinaus. Die Kaste der orthodoxen Geistlichkeit ist nur bedacht, ihre Pfründen ihren Kindern erblich zu erhalten. Sonst steht der Durchschnitts-Pope ganz auf der Stufe der Uncultur, wie seine nahe Umgebung: er trinkt mit ihr, er betrügt mit ihr und stiehlt mit ihr, wenn die Gelegenheit sich bietet, um die Wette. Von nächtlichem Straßenraube, durch Popen mit Beihülfe ihrer Küster verübt, werden wunderliche Dinge erzählt.

Daß bei solchen Sittenzuständen auch die Arbeit nicht in hoher Schätzung stehen kann, ist klar. Wo die ganze Lebenseinrichtung und Lebensführung darauf hinausläuft, ohne Arbeit zu gewinnen und arbeitslos zu genießen, kann die nüchterne, ehrliche, ihrer selbst wegen geübte angestrengte Arbeit in keinem Credit stehen. Zudem sorgt noch die Kirche dafür, daß die rechte Vorstellung von solider und ununterbrochener Arbeit gar nicht aufkommen kann. Außer an den 52 Sonntagen *verbietet* die Kirche noch an 48 anderen Tagen des Jahres, den sog. vollen „Prasdniki" d. h. wörtlich „Nichtsthu-Tagen", die Arbeit allgemein und *empfiehlt* außerdem an 50 weiteren sog. halben „Prasdniki" den Bauern zum Gedächtniß ihrer etwaigen Local-Heiligen größtmöglichste Enthaltsamkeit von der Arbeit. So kommt es, daß das „heilige Rußland" ebensoviel Feiertage im Jahre hat, als Arbeitstage, — Feiertage, nicht in Sinne erhebender und veredelnder Kirchenfeier, sondern im Sinne bloßen Faullenzens. Es liegt auf der Hand, daß Rußland hierin mit Europa in keine Concurrenz treten kann . . . . .

Da, wie man sieht, die drei Grundlagen der europäischen Civilisation in Rußland allgemein und gänzlich fehlen, so darf es auch nicht Wunder nehmen, daß im Reiche nirgend Blüthen und Früchte der Civilisation sichtbar werden. Wissenschaften? In welcher leistet das russische Volk, die einheimische Geschichte und die Mathematik etwa ausgenommen, irgend etwas Erhebliches? — Künste? Nun, Waraschtschagin hat die russische Barbarei dem Auslande grell genug vorgemalt! . . . Nur die monumentale Kunst zeigt sich in ansehenswerthen Bauwerken, doch hat sie ihre Eigenthümlichkeiten mehr mit Asien als mit Europa gemein. — Die schöne Literatur? Gogol's „Todte Seelen" und sein „Revisor", im nationalen Sinn das Bedeutendste, was die russische Literatur hervorgebracht, geben ja das bestunterrichtete Bild russischer Uncultur und Corruption lebenstreu wieder! Der moderne Roman aber ist, ungeachtet des gewaltigen dichterischen Talents einiger seiner Vertreter, zum Theil ein naturalistisches Zerrbild, wie es nur auf dem geschilderten russischen Boden erwachsen kann, zum Theil ist er, wie z. B. der reizende Roman „Lorin", vom Grafen Walujew, ein reines Kind des Westens: das Motto ist deutsch und die Geschichte spielt auch nicht in Rußland; Puppen der Phantasie des Verfassers werden mit russischen Familiennamen belegt; man versetzt sie auf italienische, schweizerische, französische und deutsche Erde, läßt sie hier blühen und trägt sie höchstens zum Begräbniß auf russischen Boden zurück, — ein getreues Lebensbild derjenigen wenigen Erscheinungen in der höheren Gesellschaft, die aus der Masse auszunehmen sind: sie sind im Vollbesitz der europäischen Civilisation, soweit sich dieselbe anempfinden und andenken läßt, gerade *weil* sie die Fühlung mit dem eigentlichen russischen Leben und Denken verloren haben; sie sind trotz ihrer Herkunft und ihrer Namen Fremdlinge im eigenen Vaterlande, und es stände um Rußlands Zukunft besser, wenn ihrer mehr wären als thatsächlich vorhanden sind!

Peter der Große hatte den richtigen Instinct des Genies, daß er, um das russische Staatsgebäude allmählich den europäischen Staaten ebenbürtig zu machen, Bildungskeime aus dem Westen, vorzugsweise aus Deutschland, hereintragen müsse. Und diese Bildungskeime, reichlich bezogen, haben allein Rußland zu dem gemacht, was es heute im Punkte der Civilisation ist, und hätten vielleicht im Laufe der Jahrhunderte, bei sorgfältiger Pflege und durch neubezogene Keime verstärkt, der europäischen Civilisation zum Siege über die asiatischen Traditionen und Neigungen verholfen. Dieser Entwickelungsgang ist jedoch unterbrochen worden, seitdem die moskowitische Erkenntniß, daß die westeuropäische Cultur angefault sei und Rußland sich ihrer erwehren müsse, aufgetaucht und die slavophile Staats- und Gesellschaftsdoctrin zu immer größerer Herrschaft gelangt ist: Nur aus der Rückkehr zu den eigenen, sogenannten altrussischen Anfängen könne die russische Großmacht zur Blüthe erwachsen und der Welt den neuen Anblick einer unverfälschten civilisirten Nationalgröße gewähren. Welche Kurzsichtigkeit, oder welche absichtliche Verblendung! Wo sind denn die fruchttragenden Keime in Rußland selbst, welche diese rosenfarbige Zukunft verheißen? Wir erfahren es aus Katkow's eigenen Schriften: „Der russische Adel — sagt er — ist viel zu zerfahren in sich selbst, zu sehr selbst schon von der Fäulniß der westlichen Civilisation inficirt, zu sehr der eigenen Arbeit und des Staatsdienstes entwöhnt und zu wenig in seinem Herzen am Emporkommen des Volkes interessirt, als daß von ihm etwas Nennenswerthes zu erwarten wäre. Ihn

Digitized by Google

muß man von vornherein fallen lassen. Der Mittelstand, in den Staaten des Westens ein Hauptträger der Civilisation, ist in Rußland überhaupt nicht vorhanden. Die weit zerstreut voneinander liegenden Städte bergen eine Bevölkerung, welche nur dem gemeinen banausischen Erwerb hingegeben, ein Gemisch von Russen, Deutschen und Juden darstellt, ohne alles Herz für russische Größe. Bleibt also bloß der unverfälscht russisch-tatarische Bauernstand übrig. Und aus ihm wird auch Rußland herrlich neu erblühen ..." In der That? Meint Katkow dies wirklich im Ernste? Wir haben doch eine zu gute Meinung von der nüchternen Verstandeskraft dieses einflußreichen Schriftstellers, um ihm das zuzutrauen. Man sehe sich doch diesen Bauernstand näher an! Ihn bilden 50—60 Millionen kleiner Ackersleute, von welchen — Dank der Gemeindegebundenheit — der Eine genau so groß oder vielmehr so klein, wie der Andere, ist, ohne jede Aussicht auf ökonomischen Aufschwung, also auch ohne alle Mittel, zu größerer Bildung zu gelangen. Dazu kommen der mangelhafte Schul- und Religionsunterricht; die Bauern werden vom Staatsleben ganz fern gehalten, stehen sittlich auf niedrigster Stufe und sind nur — das muß man anerkennen — mit gutem Knochenmaterial ausgerüstet und nicht ohne geistige Fähigkeiten. Ersteres ist bisher vortrefflich zu Kanonenfutter verwendet worden, und Letztere — nun, um sie in civilisatorischen Sinne auszunutzen, dazu bedarf es Jahrhunderte unausgesetzter Arbeit auf dem von Peter dem Großen eingeschlagenen Wege, oder — einer gewaltsamen Umwälzung, die den Schlamm nach oben wirft, in der Einbildung, es könnte aus ihm reines Wasser werden! Steht Geheimrath Katkow dem letzten Gedanken so fern, als es seine Staatstreue verlangen muß? Ein Theil seiner Gesinnungsgenossen sind offene Revolutionäre geworden, und nicht mit Unrecht hat man das Slavophilenthum die Vorfrucht des Nihilismus genannt. Es gibt auch in Rußland Männer, die dies einsehen und nur zu gut wissen, mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen allein die Utopie der slavophilen Doctrin verwirklicht werden kann. Und gibt diesen Männern der neueste Attentatsversuch nicht Recht? Zeigt er nicht deutlich Jedem, der sehen will, auf welchen Wegen die allein aus dem russisch-tatarischen Bauernstande hervorgegangenen Nihilisten ihre hirnverbrannten Ideen zu verwirklichen trachten? Oder arbeiten sie in fremden Auftrag und für fremde Rechnung — etwa in majorem gloriam der „slavischen Idee"? Es ist schon wiederholt von berufener Feder auf den merkwürdigen Umstand hingewiesen worden, daß jedes Mal, wenn der Panslavismus und das Slavophilenthum vor einer Staatsaction stand, deren Erfolg zweifelhaft schien, ein Attentat den Parteiforderungen den gehörigen Nachdruck zu geben versucht hat. Da darf man wohl auch heute fragen: Steht das Drängen der Verfechter der „slavischen Idee" zu einer agressiven Orientpolitik der Regierung nicht etwa im engsten Zusammenhange mit dem Auftauchen der sechs mit Dynamitbomben versehenen Mordbuben an der Ecke des Newski Prospect und der Morskaja? Hierauf zu antworten, wird erst ein späteres Geschlecht in der Lage sein. Die Herren Katkow und Genossen aber mögen aus dem Vorhandensein dieser Frage entnehmen, daß man ahnt, wohin sie — ob bewußt oder unbewußt, ist gleichgiltig, — treiben, und daß sie noch lange nicht gewonnenes Spiel haben!....

Rußland weist, aus der Vogelperspective betrachtet, die Profilcontouren der alten Sphynx auf. St. Petersburg bildet die Augen, und die deutschen Ostseeprovinzen sind die übrigen Züge des europäischen, d. h. menschlichen Gesichts der Sphynx Rußland. Dann folgt längs der lithauischen Zone die Brust mit den über Warschau bis in die Nähe Deutschlands vorgeschobenen Vordertatzen, schon die asiatische Natur verrathend. Alles aber, was nun noch rückwärts, d. h. nach Osten und Süden liegt, zeigt die deutlichen Umrisse des asiatischen Raubthiers. Es ist kein Zweifel, daß es angesichts der augenblicklich in Rußland herrschenden Strömungen, für die Wohlfahrt des Reiches und die Ruhe Europas wünschenswerther sein würde, wenn die Figur umgekehrt stände: am kaspischen Meer das europäische Gesicht mit der bewußten europäischen Willenskraft und der asiatische Rücken an Europa gelehnt. Es hieße die in Rußland schlummernde und nach Ausdruck verlangende Thatkraft verkennen, wenn man nicht einsehen wollte, daß das große Reich eine gewaltige civilisatorische Mission nach dem Osten habe. Ja, es ist Thatsache, daß es auf diesem Gebiete und in dieser Richtung bereits Denkwürdiges und Bleibendes geleistet hat. Rußland ist berufen, die uralten Handelswege zwischen Europa und Indien auf dem Landwege wieder aufzuschließen und sicher zu stellen. Das ist keine leichte Aufgabe, und Rußland hat eine Zeit lang geglaubt, sich dieselben erleichtern zu sollen, indem es darauf ausging, die Wasserstraße der Dardanellen sich anzueignen. Diesem Unterfangen, das durch künstlich erzeugte Traditionen von dem Berufe Rußlands im Südosten Europas zu heißem Verlangen heraufgeschraubt worden ist, stehen indeß soviel politische, durch das europäische Gleichgewicht bedingte Interessen entgegen, daß Rußland sein Ziel schwerlich jemals erreichen wird, — um so weniger, als seine kurzsichtig egoistische Politik in den letzten Jahren auch diejenigen zu Feinden des Reiches gemacht hat, deren Freundschaft allein dem Vorgehen auf der Balkanhalbinsel einen Schein des Rechts hätte verleihen können. Rußland bedarf noch des offenen Meeres an irgend einer Stelle seines großen Gebiets: möge es dasselbe am persischen Meerbusen oder an der indischen Küste suchen! Die Wünsche des civilisirten Europa würden es auf diesen Wegen begleiten, und wir wüßten Niemand, der es bedauern würde, wenn hierbei die britische Präponderanz in Asien in die Brüche ginge .... Will aber Rußland diese seine unleugbare Culturmission erfüllen, so ist auch für sie eine unerläßliche Vorbedingung die Rückkehr zur europäischen Politik Peter's des Großen — natürlich in einer, den heutigen Zeitverhältnissen entsprechenden Modification. Jeder Fortschritt im Sinne der europäischen Civilisation im Innern des Reiches, wäre eine Etappe vorwärts in der Berechtigung zur Mission im Osten! Vor Allem sollten die moskowitischen Hetzereien gegen den Westen, gegen Europa, gegen Deutschland insbesondere, aufhören. Denn jeder Schritt vorwärts in dieser Richtung zertritt einen Fleck europäischer Civilisation in Rußland selbst. Herr Katkow selbst, der miles gloriosus des Panslavismus, mag bei seinen Hetzereien an jene bekannte Fabel denken: haedus stabat in tecto et maledixit lupo praetereunti etc., — und er hat insofern den Vergleich für sich, als es schwerlich Jemand einfallen dürfte, seinetwegen nach Moskau marschiren zu wollen. Aber er muß, ist in ihm nicht jeder Funke von Patriotismus gestorben, einsehen, daß die sichere Position des „schmähenden Ziegenbocks auf dem Dache" auf die Dauer Niemand Anderem schadet, als seinem eigenen Vaterlande. Denn, wir wiederholen es, der enge Anschluß Rußlands an die Culturanschauungen des Westens allein kann die Bedingungen für die seiner harrende Culturmission zeitigen: die Herrschaft der slavophilen Doctrin aber bedeutet das langsame, aber sichere Zurückversinken Rußlands in asiatische Barbarei!

Die Beschränkung der Oeffentlichkeit vor Gericht.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Unmittelbar nach Beendigung eines Berliner Meineidprocesses, welcher eine traurige Berühmtheit in den Annalen der deutschen Rechtspflege erlangt hat, machte sich in weiten Kreisen nicht nur der juristischen Welt, sondern auch der Laien die Ueberzeugung geltend, daß der bestehende Rechtszustand, welcher es den Zeitungen ermöglicht, ellenlange Berichte über die widerwärtigsten Verhältnisse zu bringen, doch ganz entschieden der Abänderung bedürfe, und es wurde von den verschiedensten Seiten das Verhalten des Vorsitzenden des Schwurgerichts bitter getadelt, welcher den Vertretern der Presse die Anwesenheit bei den doch unter Ausschluß der Oeffentlichkeit vor sich gehenden Verhandlungen gestattete, wo-

Digitized by Google

durch dieselben in gewissem Grade zu öffentlichen wurden. Als kurze Zeit hierauf der Landesverrathsproceß gegen den ehemaligen dänischen Capitän Saarauw verhandelt wurde und trotz des Ausschlusses der Oeffentlichkeit die Presse eingehende Berichte über den Inhalt der Verhandlungen zu erstatten in der Lage war, überzeugte man sich, daß nicht nur die Rücksicht auf die individuelle und sociale Sittlichkeit eine Reform der gesetzlichen Vorschriften über die Oeffentlichkeit des Verfahrens nothwendig mache, sondern auch in gleichem Grade die Rücksicht auf das militärische und politische Wohl des deutschen Reiches und der deutschen Bundesstaaten. Die Reichsregierung war ebenfalls dieser Ansicht, und von dieser Ueberzeugung durchdrungen, legte sie dem Reichstage einen Gesetzentwurf über die Beschränkung der Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen vor. Selbstverständlich ließ der Entwurf das große Princip des öffentlichen Verfahrens, sowie die Ausnahmen, welche das bestehende Recht im Interesse der öffentlichen Ordnung und Sittlichkeit von der Anwendung dieses Princips macht, unangetastet. Er verbot jedoch die Berichterstattung über nichtöffentliche Verhandlungen, er ermächtigte den Vorsitzenden des Gerichts, bei nichtöffentlichen Verhandlungen den von Amtswegen bei der Mitwirkung betheiligten Personen, also den Richtern, dem Staatsanwalt, Vertheidiger, Gerichtsschreiber ꝛc. die Pflicht zur Verschwiegenheit aufzuerlegen, und er gestattete schließlich auch von der Verkündung der Urtheilsbegründung abzusehen, welche durch die Strafproceßordnung vorgeschrieben ist. Der Entwurf gelangte im vorigen Reichstage nicht mehr zur Berathung, daß er indessen einem wirklichen Bedürfniß entsprach, bewiesen auf's Neue die Vorgänge bei der Verhandlung gegen den Redakteur Prohl wegen Landesverraths. Trotzdem die Verhandlung unter strengstem Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfand, lernte man dennoch die Thatsachen, auf welche sich die Verurtheilung stützte, durch die gesetzlich vorgeschriebene Mittheilung der Urtheilsgründe kennen. Die Presse reproducirte diese Mittheilung, und so fand sie ihren Weg in's Ausland, was dem Wohle des Reiches gewiß nicht förderlich war. Es hat sich um deswillen die Reichsregierung veranlaßt gesehen, dem Bundesrathe den früheren Entwurf wiederholt vorzulegen und, nachdem derselbe die Zustimmung der Regierungen erlangt hat, ist dem neuen Reichstag kürzlich Gelegenheit geboten worden, sich mit der Erörterung der wichtigen Frage zu befassen. Er hat bereits den Entwurf an eine Commission verwiesen, welche die Unterscheidung zwischen dem, was in den Vorschlägen der Regierung berechtigt ist, und den Bestimmungen, die über das Bedürfniß hinausgehen sollen, machen wird. In der kurzen Debatte hat namentlich der nationalliberale Abg. Dr. Meyer (Jena) den Entwurf einer scharfsinnigen Beurtheilung unterzogen.

Mit Unrecht wird dem Vorgehen der Regierungen gegen den jetzigen Umfang der Oeffentlichkeit des Verfahrens seitens eines Theiles der Presse ein gewisses Mißtrauen entgegengebracht. Der Regierung liegt ein Angriff auf das Princip der Oeffentlichkeit durchaus fern. Die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen gehört zu den ersten Axiomen des modernen staatlichen und rechtlichen Lebens, und kein ernster Staatsmann kann und wird jemals daran denken an ihr zu rütteln, weil er die unschätzbaren Vortheile kennt, welche die Einführung derselben der gesammten Rechtspflege verschafft hat. Jedermann ist heute davon überzeugt, daß die Oeffentlichkeit von dem segensreichsten Einfluß auf die Qualität der deutschen Rechtsprechung gewesen ist, und es würde eher gelingen, verschärfte Todesstrafen wieder einzuführen als ein geheimes Verfahren. Unbeschadet der Aufrechterhaltung der Oeffentlichkeit ist es jedoch Aufgabe der Gesetzgebung, dafür zu sorgen, daß ihre Consequenzen nicht zu einer Schädigung der Sittlichkeit und des Staatswohles führen.

Dieser Nothwendigkeit hat schon das bestehende Recht Rechnung getragen, indem es die Oeffentlichkeit im Interesse der Ordnung und Sittlichkeit auszuschließen gestattet. Allein es muß weiter gegangen, es muß verhütet werden, daß das Publikum von dem Inhalte solcher Verhandlungen eingehende Kenntniß erhalte, welche Ordnung und Sittlichkeit gefährden, sonst wird die Absicht des Gesetzes durchaus vereitelt und illusorisch gemacht. Oder ist es vielleicht nicht wahr, daß eine Verhandlung in viel höherem Grade öffentlich wird, wenn die Presse in der Lage ist, über sie zu berichten, als wenn vielleicht 50 oder auch 100 Personen während derselben anwesend sind? Nur die Presse macht das große Publikum mit den Vorkommnissen des Gerichtssaales bekannt, aber wahrlich nicht die kleine Zahl von Personen, welche so glücklich ist, eine Einlaßkarte, zum Besuch der Tragödie — mitunter ist es eine Komödie, wenn nicht gar ein Satyrspiel — zu erhalten, die sich im Palaste der Göttin mit verbundenen Augen abspielt. Das gegenwärtige Recht ermächtigt den Vorsitzenden, auch zu nichtöffentlichen Verhandlungen Personen nach seinem Gutdünken den Zutritt zu gestatten. Diese Befugniß muß unter allen Umständen aufrecht erhalten werden, sie ist namentlich mit Rücksicht auf die im praktischen Vorbereitungsdienste bei Gericht beschäftigten jüngeren Juristen nothwendig. Wird sie aber in einer Weise angewendet, daß die Verhandlung thatsächlich eine öffentliche ist, so kann dies nur als ein überaus mangelhafter Zustand betrachtet werden, welcher der Abänderung dringend bedarf. Ein schärferer Beweis braucht wohl hierfür kaum erbracht zu werden. Wenn deshalb der Presse durch den vorgelegten Entwurf verboten wird, über solche Verhandlungen, deren Inhalt nicht in die Oeffentlichkeit dringen soll, zu berichten, so ist dies nur eine nothwendige Consequenz des Gedankens, welcher überhaupt Ausnahmen von dem Principe der Oeffentlichkeit veranlaßt hat. Prüft man die Frage vom völlig unbefangenen und unbeeinflußten Standpunkte aus, ohne sich durch die Losungsworte gewisser Parteiführer blenden zu lassen, so kann unseres Erachtens nicht geleugnet werden, daß dringliche Gründe für die Durchführung dieser Consequenz sprechen. Welcher Nachtheil erwächst der Sittlichkeit dadurch, daß unerwachsene, unreife Personen von dem Inhalte einer Verhandlung Kenntniß erhalten, welche ein Verbrechen gegen die Sittlichkeit zum Gegenstand hatte? Der Staat hat aber bei seiner Criminalpolitik nicht nur repressiven Tendenzen zu huldigen und Rechnung zu tragen, sondern auch und zwar noch in wesentlich höherem Grade den präventiven, er muß der Unsittlichkeit und dem Verbrechen prophylaktisch entgegenwirken und dies geschieht nicht, so lange die jetzige Freiheit und Unbeschränktheit der Berichterstattung besteht. Dasselbe ist aber zu sagen von der Gefährdung der Sicherheit des Reiches durch den Mangel jeder Schranke für die Berichte der Presse. Thatsachen, welche zum Beweise eines militärischen oder diplomatischen Landesverraths dienen, können ohne nachtheilige Folgen für das Wohl des Reiches nicht durch die Presse verbreitet werden, weil sie hierdurch auch zur Kenntniß der Nachbarstaaten gelangen. Man weiß aus den jüngsten Landesverrathsprocessen, daß seitens der französischen Regierung die militärische Spionage dem deutschen Reiche gegenüber schlimmer betrieben wird, wie zu den Zeiten des Conventes, man weiß aus dem Urtheile des Reichsgerichts gegen den Verräther Prohl, daß, Dank der Schamlosigkeit dieses vaterlandslosen Gesellen, der leider Gottes ein Deutscher ist, und seiner elenden Genossen, die französische Regierung das Torpedowesen des Reichs genau kennt, so daß die Marineverwaltung in Folge dieser Verräthereien ihre Arbeit ganz von Neuem beginnen muß. Unter diesen Umständen haben wir in der That alle Ursache, es zu verhüten, daß durch Berichte unserer Presse nicht noch ferner Thatsachen in die Oeffentlichkeit getragen werden, deren Geheimhaltung das Interesse des Reiches in dringendstem Maße erfordert.

Wenn wir in Gemäßheit der voranstehenden Ausführungen mit der Tendenz des Gesetzentwurfes zur Beschränkung der Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens einverstanden sind und denselben nicht minder für nothwendig wie nützlich halten, so wollen wir doch keineswegs die einzelnen Bestimmungen, welche die Reichsregierung vorgeschlagen hat, schlechthin billigen. Eine Vorschrift, welche ohne irgend eine Ausnahme zuzulassen, der Presse den Bericht über alle unter Ausschluß der Oeffentlichkeit gepflogenen Verhandlungen verbietet, ist unserer Ansicht nach nicht einwandsfrei und nicht

Digitized by Google

unbedenklich. Es müßte unseres Erachtens doch dafür Sorge getragen werden, daß in gewissen politischen Processen die weiteren Kreise der Nation nicht ohne Kenntniß von dem Inhalte der Verhandlungen bleiben, soweit derselbe die Sicherheit des Reiches nicht gefährdet und dessen Wohl nicht compromittirt. Man denke beispielsweise an die Hochverrathsprocesse der fünfziger Jahre gegen Löwe, Kinkel, Waldeck u. A. m. Von solchen, das ganze Volk tief aufregenden Processen, bei welchen die Gefahr einer tendenziösen Rechtspflege, einer willkürlichen Justiz namentlich in Zeiten stürmisch erregter politischer Leidenschaft nahe liegt, müssen alle Kenntniß erhalten, schon um deswillen, damit gegen die Gerechtigkeit der Anklage und des Urtheiles kein Mißtrauen und kein Verdacht laut werde, damit Jedermann erkenne, daß in der Rechtspflege keine Willkür und keine Liebedienerei, sondern strenge Gerechtigkeit und Unparteilichkeit herrscht. Auch der Vorschlag, dem Vorsitzenden die Ermächtigung zu ertheilen, den bei der Verhandlung anwesenden Personen die Verschwiegenheit zur Pflicht zu machen, ist nicht gänzlich einwandsfrei. Wenn schon wir nicht in Abrede stellen wollen, daß eine Bestimmung dieses oder ähnlichen Inhaltes mit Rücksicht auf die subalternen Beamten, die der Verhandlung beiwohnen, mit Rücksicht auf Zeugen und Sachverständige nützlich ist, so ist doch das Mißtrauen auch gegen die übrigen Personen, Richter, Vertheidiger u. s. w. in den Vorschlage der Regierungen nur schwach verhüllt. Es wird nicht zu den unüberwindlichen Schwierigkeiten gehören, den Gesetzentwurf in solcher Weise umzugestalten, daß er einerseits die Nachtheile des jetzt bestehenden Rechtszustandes für die individuelle und gesellschaftliche Sittlichkeit und das Wohl des Reiches und seiner Bundesstaaten beseitigt, im Uebrigen aber die nicht genug zu schätzende Oeffentlichkeit des Verfahrens, diese oberste und wichtigste Garantie für eine befriedigende Judicatur, im vollen Umfange aufrecht erhält. Allerdings gehört hierzu etwas guter Wille und nicht jenes leider nur allzu verbreitete Mißtrauen, welches keinen Vorschlag der Regierung aufnehmen kann, ohne hinter ihm ein Attentat auf die Volksrechte zu wittern. Es ist wahrlich nicht die Lust an Reformen, welche die Regierung veranlaßt hat, mit ihrem Vorschlage hervorzutreten, sondern nur die Ueberzeugung hat sie dazu bewogen, daß ein Fortbestehen des gegenwärtigen Zustandes Staat und Gesellschaft in schwerer Weise benachtheiligen werde. Die Argwöhnischen und Mißtrauischen sollten sich darum an die Worte Questenberg's erinnern: „Es ist nichts dahinter zu sehen, die Klugheit räth's, die Noth gebeut's."

Conservative Nothsignale in Frankreich.

Von Ferdinand Lotheißen.

Nach einigen Jahren stetig wachsender Erfolge schien die republikanische Idee in Frankreich mit einemmal schwächer zu werden. Ihre Gegner errangen gewichtige Erfolge bei den letzten Kammerwahlen, und der Ausfall dieser Volksabstimmung enthielt eine deutliche Mahnung an die herrschende Partei, sich zu mäßigen. Allein weit entfernt, dieselbe zu beherzigen, zeigt sich der Radicalismus seitdem noch anspruchsvoller und ungeberdiger. Er drängt die Regierung, die ganz von ihm abhängt, mehr und mehr zu Maßregeln, die bei einem großen Theil der Bevölkerung tiefe Erbitterung erregen müssen. Man kann sich nicht verhehlen, daß in dieser Entwickelung eine Gefahr für den Frieden liegt. Die Zustände in Frankreich erinnern in mehr als einer Hinsicht an die Lage während der ersten Revolution, in der die Girondisten und nach ihnen die Schreckensmänner eine verwegene Kriegspolitik verfolgten, um den Widerstand im Innern desto leichter brechen zu können.

Dem rücksichtslosen Vorgehen der radicalen Partei und der von ihr abhängigen Regierung versuchen zwar die conservativen Kräfte des Landes Widerstand zu leisten, allein ihr Kampf wird nur lässig geführt und ermangelt zudem eines einheitlichen Planes. Ihre Bemühungen machen mehr den Eindruck eines letzten convulsivischen Ringens; sie versuchen durch verzweifelte Hülferufe und Nothsignale Frankreich auf der abschüssigen Bahn, die es eingeschlagen hat, einzuhalten. Aber der Zug braust weiter, er rast dahin, und der Führer auf der Maschine denkt nur an die äußerste letzte Kraftentwickelung — — —

Auf einige der erwähnten Nothsignale möchten wir in der Kürze hinweisen, da sie zur Kenntniß der Verhältnisse in Frankreich beitragen.

Vor einiger Zeit hat sich eine Gesellschaft zur Verbreitung populär gehaltener Flugschriften gebildet, an deren Spitze liberale und republikanisch gesinnte Männer wie Barthélemy Saint-Hilaire und Léon Say stehen. Die wohlfeilen Broschüren, die sie schreiben läßt und verbreitet, behandeln die verschiedensten Fragen, alle in der Absicht, das Volk über die Gefahr des jetzigen Regierungssystems aufzuklären. Die eine behandelt die Arbeitseinstellungen, eine andere bespricht die geplante Aufhebung des Concordats und deren wahrscheinliche Folgen. Wieder eine andere beleuchtet die Finanzverwaltung Frankreichs während der letzten achtzig Jahre, und weist die Verschwendung der dritten Republik nach, die in den Jahren 1882 bis 1885 nicht weniger als $16^1/_2$ Milliarden ausgegeben hat. Mit besonderer Bitterkeit beklagt eine Flugschrift die Einmischung der Abgeordneten in alle Zweige der Staatsverwaltung. Wenn die Angaben, die sie vorbringt, nicht übertrieben sind, müssen sie allerdings jeden französischen Patrioten entsetzen. Es wird darin geschildert, wie die Minister den Privatwünschen der einzelnen Abgeordneten ihrer Partei willfahren müssen, wenn sie nicht bei der nächsten Gelegenheit gestürzt werden wollen. Einer dieser Staatsmänner habe in seinem Ministerium eine besondere Abtheilung errichtet, um den Wunschzettel der verschiedenen Volksvertreter um so besser berücksichtigen zu können, und habe einem Vorstand dieser Abtheilung einen Verweis gegeben, weil er nicht nachgiebig genug gewesen war. Der Unglückliche hatte nur vierzig Procent der Forderungen in günstigem Sinn erledigt, während ein vorsichtiger College sechzig Procent bewilligt hatte. Man erinnert sich der massenhaften Absetzungen mißliebiger Beamten, besonders im Richterstand. Nun sagt die erwähnte Schrift, daß fast alle diese Maßregeln auf Andringen der Abgeordneten getroffen wurden. „Derjenige, der mit der Durchführung dieser Säuberungsmaßregel beauftragt war, verbrachte ganze Stunden in den Vorzimmern der Kammer. Er hatte sich dort angesiedelt und nahm die Denunciationen entgegen, auf die gestützt er ohne weiteres seine Decrete verfaßte." Selbst in die Rechtspflege mischen sich die Herren, da Begnadigung und Strafnachsicht vortreffliche Mittel sind, wenn es gilt, eine gefährdete Wahl zu sichern. „Es gibt Bezirke," versichert die Broschüre, „in welchen die Parteigenossen eines Abgeordneten alle Strafen, mit denen sie bedroht waren, fallen sahen," und sie beruft sich auf eine Arbeit von Léon Say im „Journal des Economistes" (Nov. 1882), um zu beweisen, daß die Finanzverwaltung denselben Einflüssen unterworfen sei. „Es gibt Steuerpflichtige," schrieb darin Léon Say, der ehemalige Finanzminister, „gegen welche die Einnehmer nicht mehr vorzugehen getrauen, weil sie deren Feindschaft und Angeberei fürchten. . ." „In den zwei Jahren 1880 und 1881 sind die Gefällsübertretungen um 45 Procent gefallen, aber die Wahrheit ist nur, daß keine Strafe mehr verhängt wird und der Betrug zu einem Recht geworden ist." Ein einflußreicher Wähler wird eines Steuerunterschleifs von 200,000 Franken überwiesen, die er nebst einer noch höheren Strafe zahlen soll. Aber sein Abgeordneter spricht mit dem Minister, der die Strafe freundlichst erläßt und die nachzuzahlende Steuer auf 36,000 Franken herabsetzt.*)

*) Société de publications libérales. No. 3: „L'ingérence des députés dans l'administration". Paris, Librairie nouvelle. — Die anderen bereits erschienenen Broschüren sind betitelt: „Des salaires et des grèves." — „Le vrai parti conservateur." — „Le Concordat et la séparation de l'Eglise et de l'Etat." — „Comment nos contributions ont été dépensées depuis quatre-vingts ans".

Digitized by Google

Selbst bis in die Armee greift die Hand der souveränen Volksvertreter, die mit den Regimentsobersten, den Generalen und dem Kriegsminister in Briefwechsel stehen, um ihre Schützlinge zu fördern. „Das Haupt der Armee könnte allenfalls noch etwas abschlagen, obwohl so etwas nie vorkommt; ein Corpsführer wagt es nicht, denn er weiß zu gut, daß er in kurzer Zeit in eine schlechte Garnison geschickt würde . . . . . Früher klagte man über den Nepotismus in der Armee, aber sicherlich waren damals nicht so viel Söhne und Neffen, als heute Schützlinge von Deputirten zu versorgen."

Aehnliche Klagen, wenn auch weniger populär, erhebt die kürzlich erschienene kleine Schrift des Grafen Chaudordy über die Zustände in Frankreich seit dem Krieg.*)

Graf Chaudordy stand lange im diplomatischen Dienst, lernte auch als Gesandtschaftssecretär in Weimar und Karlsruhe die deutschen Verhältnisse kennen, und vertrat während des Kriegsjahres 1870—1871 in der Delegation von Tours das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten. Er ist seiner Ueberzeugung nach Monarchist, hat aber die Hoffnung aufgegeben, die Monarchie in Frankreich wieder aufgerichtet zu sehen, und erhebt nun seine Stimme, um die verschiedenen conservativen Parteien — Orleanisten, Bonapartisten und conservative Republikaner — zur Einigung und zu gemeinsamem Vorgehen zu bewegen. Die Zukunft Frankreichs erfüllt ihn mit schwerer Sorge, und er scheut sich nicht, vom drohenden Niedergang seines Vaterlandes zu reden. „Man mache sich keine Illusionen; wenn das Regierungssystem nicht von Grund aus geändert wird, muß sich der Niedergang, der schon begonnen hat, in beschleunigtem Maße offenbaren. Ein Volk, das tausend Jahre alt ist, geht freilich nicht an einem Tage unter, aber der Untergang kommt, und sollte er hundert Jahre brauchen."

Eine Nation ist im Untergang begriffen, wenn sie unter dem Hader und Egoismus der Parteien die Idee des Vaterlandes verliert, wenn sie in materiellem Gewinn und Genuß die Hauptziele erblickt. Ein Volk kann an Reichthum zunehmen, Handel und Industrie wachsen sehen, seines Geistes und seiner Gewandheit halber bewundert werden, — und doch im Niedergang begriffen sein. In solcher Zeit findet der Einzelne das Leben oft angenehm und sogar besser, als in einer Epoche, die strenge Zucht übte und Pflichten auferlegte. So war einst das Griechenvolk allmählich herabgekommen, und Graf Chaudordy fürchtet ein ähnliches Schicksal für seine Landsleute. Wir möchten indessen hinzufügen, daß die Geschichte eines jeden Volkes Zeiten der Ebbe kennt, und ein Sinken noch lange nicht den Tod bedeutet. Auf die Ebbe kommt ja die Fluth zurück.

Immerhin ist die Lage in Frankreich sehr ernst. Die Huldigung, welche der Kriegsminister dieser Tage dem Socialismus dargebracht hat, beweist, wie weit man daselbst schon gekommen ist. Chaudordy erhebt bittere Klage über die verschiedenen Classen des Volkes, über den Adel, das Bürgerthum und besonders die Bauern, bei welchen er eine erschreckende Abnahme des patriotischen und religiösen Sinnes und ein Umsichgreifen platter materialistischer Denkweise findet. Der Präsident der Republik sei eine Null, die Regierung ohne Ansehen und darum schwach. So allein erkläre es sich, warum das Staatsschiff in eine radicale Strömung gerathen sei, in der die Umkehr täglich schwieriger werde. In einem fast verzweifelten Appell zur Einigkeit richtet sich Chaudordy an alle besonnenen Elemente des Volkes. Ueberall, wo Vorsicht und Ueberlegung nöthig wäre, gehe man mit Ueberstürzung zu Werke, wie z. B. bei der Verbannung aller geistlichen Lehrer aus den Schulen, aller barmherzigen Schwestern aus den Spitälern. Bald werde auch die Aufhebung des Concordats beschlossen werden, und diese Maßregeln werden geradezu eine Gefahr für die Einheit Frankreichs heraufbeschwören. Als Unterrichtsminister habe Herr Goblet einmal den über das ganze Land gleichmäßig und unter Aufsicht des Staats ertheilten Gymnasialunterricht als ein kräftiges Mittel gepriesen, die Idee der Zusammengehörigkeit bei den Gebildeten zu stärken. Und derselbe Mann erkenne nicht, daß die Aufhebung des Concordats das Gegentheil bewirke. In gewissen Theilen des Landes werde die religiöse Exaltation jeder Regierungsgewalt über den Kopf wachsen, diese werde gewaltthätig vorgehen, und die Einheit Frankreichs gerathe in Frage. Eine andere Gefahr berge die selbständige Stellung, die Paris verlange. An dem Tag, an dem der Gemeinderath von Paris die volle Macht, auch die Verfügung über die Polizei und deren bewaffnete Schaaren erobere, an jenem Tag sei der Ausbruch des Bürgerkriegs in nächste Nähe gerückt.

Graf Chaudordy beschränkt sich indessen nicht auf fruchtlose Klagen. Er verweist die Republikaner auf das einzige Vorbild, das sie gelten lassen müssen, auf die Amerikanische Union. Dort findet er den Präsidenten mit starker Macht ausgerüstet, die Minister vom Votum der Kammern unabhängig und nicht dazu verurtheilt, ihre beste Kraft im parlamentarischen Scharmützel zu vergeuden. Er verlangt für Frankreich eine ähnliche feste Verwaltung, und da er es für unmöglich hält, das allgemeine Stimmrecht wieder abzuschaffen, so möchte er es wenigstens einschränken, es erst den Bürgern nach ihrem 25. Jahr zusprechen, und auch die Zahl der Abgeordneten vermindern.

Ob er selbst an die Möglichkeit solcher Reformen glaubt? Schwerlich. Er kennt den Neid, die Eifersucht, die Schadenfreude und den Egoismus, alle jene kleinlichen und doch übermächtigen Leidenschaften, welche die conservativen Parteien von einander trennen, zu gut, und weiß, daß viele erst einen vollständigen Sieg des Radicalismus, einen wüsten und terroristischen, vielleicht gar blutigen Carneval für nöthig halten, bevor eine Gegenrevolution eintreten könnte, die ihrer speciellen kleinen Partei zu Gute käme. Und doch wird es kaum so gehen. Die fanatisirten Radicalen, die sich rüsten die Herrschaft zu ergreifen, werden auch vor einem furchtbaren Abenteuer nicht zurückschrecken, wenn es gilt sich an der Macht zu erhalten. Das ist, was Fürst Bismarck mit klaren Blick vorausgesehen und offen gesagt hat. Rathlos stehen die Conservativen dieser Entwickelung gegenüber, und Graf Chaudordy's Schrift ist nur ein Beweis mehr für die Spannung, welche sich in den französischen Verhältnissen offenbart.

*) Cte de Chaudordy, La France à la suite de la guerre de 1870—1871. (La France à l'intérieur. La France à l'extérieur.) Paris, Plon. 1887.

Literatur und Kunst.

Eine neue Strömung in unserer Malerei.

Von A. Fitger.*)

Im Jahre 1858 wurde in München die erste große allgemeine deutsche Kunstausstellung abgehalten. Eine Uebersicht dessen, was seit Anfang des Jahrhunderts von unseren Künstlern erstrebt und geleistet worden, war zum ersten Male möglich, und nicht ohne Stolz durfte das deutsche Volk auf die weiten Hallen des Glaspalastes blicken. Wenn es mit dem Streben und dem Anlauf allein gethan wäre, mit der Mannigfaltigkeit des Stoffes, der von den großartigsten überirdischen Scenen, von Giganten und Engeln bis zu bescheidenen Blumen- und Fruchtstücken die ganze Welt der Phantasie und der Realität umfaßte, dann wären jene Räume ein Museum gewesen, welches es beinahe mit dem Vatican hätte aufnehmen können. Cornelius war damals der angestaunte Meister aller Meister, sein Carton: Die apokalyptischen Reiter erfüllte in seiner übermenschlichen Großheit die Seele

*) Es wird unsere Leser interessiren, von dem erfolgreichen Dichter der „Hexe", dessen Richtung als Historienmaler von Cornelius und Genelli beeinflußt ist, ein Urtheil über unsere heutige Kunst zu vernehmen.
D. Red.

Digitized by Google

des Beschauers mit Furcht und Beben; Overbeck, Veit, Steinle, Führich verherrlichten die alleinseligmachende Kirche in unerschöpflichen Variationen, Schnorr und Rethel begeisterten uns für das Mark der Recken- und Ritterzeit; Kaulbach sah die Weltgeschichte mit dem Auge des Geschichtsphilosophen an und stellte sie in diesem Sinne dar; Schwind entzückte alle Welt durch sein holdseliges Märchen von den sieben Raben; Genelli, der bisher in unbekannter Dürftigkeit sich abmühende Meister des Contours, trat hervor und sammelte einen Kreis von Verehrern um sich. Es war eine sehr merkwürdige Ausstellung, in welcher nicht sowohl fertige Kunstwerke als Entwürfe, nicht sowohl Leinewand und Farbe als Papier und Stift die Hauptrolle spielten. Carton, Carton und immer wieder Carton! Freilich waren manche dieser Cartons in Fresco ausgeführt, andere waren zur Ausführung bestimmt; aber nicht die Ausführungen, an denen oft unfeine Schülerhände mitgeholfen hatten, sondern die Cartons, die des Meisters eigene Hand geschaffen, galten für das Wesentliche. Sie appellirten an die Phantasie des Beschauers, welcher sich Licht und Schatten und Farbe hinzudenken mochte; sie gaben aber die Hauptsache, die Composition im Großen Ganzen und glaubten, mit diesen Andeutungen es bewenden lassen zu können. Denn ihre Kunstwerke waren nicht sowohl dem Verhältniß, das die Meister zur Natur hatten, entsprungen, sondern eine bald einseitig über die Natur und die Wirklichkeit der Dinge hinausgreifende Phantasie, bald wieder ein technisches Unvermögen, das hinter der Natur weit zurückblieb, wirkten zusammen; je abstracter die Andeutung, desto freier konnte die Phantasie schalten und walten, desto minder trat das technische Unvermögen zu Tage. Der Beschauer konnte sich denken, daß all diese großartigen Entwürfe, wenn sie nur wirklich auf den Wänden von Palästen und Kirchen zur Ausführung gelangten, Kunstwerke sein würden, die hinter den gepriesensten Schöpfungen der Renaissance nicht weit zurückständen. Es fehlte eben nur ein bischen Licht- und Schattenwirkung, ein bischen körperhafte Durchführung, ein bischen Colorit und hie und da ein bischen Richtigkeit des Umrisses. Ob das viel oder wenig war, mag unerörtert bleiben. Aber all dieses hinzugedacht — was fehlte dann noch, um die Entwürfe für vollendete Werke ausgeben zu können? Der künstlerische Grundgedanke sicherlich nicht; nicht die Begeisterung für das, was in dieser plumpen, verworrenen widerspruchsvollen Welt das Malerische ist. Möge, um diese Gegensätze schärfer zu kennzeichnen, ein Beispiel hier herangezogen werden, das schlagendste, was vielleicht die ganze Kunstgeschichte aufzuweisen hat: Buonaventura Genelli. Der Name Genelli ist der großen Welt fast unbekannt und wird nie sonderlich bekannt werden, und doch hatte dieser Mann eine Anlage zu dem Allergrößten; er ist ein ganz naher Geistesverwandter von Michelangelo, nur daß dieser, der große, bevorzugte Erstgeborene seine Kraft entfalten, von Jahr zu Jahr mit seinen größeren Zwecken wachsen konnte, bis er der unbegreifliche Riese ward, unter dessen Aegide die Renaissance ihr letztes Wort gesprochen, während der jüngere Nestling, von Haus aus kleiner, in kleineren Verhältnissen sich abarbeitend, dazu verdammt war, bei einem ewigen „Ich möchte gern" ohne alles Wachsthum stehen zu bleiben. Ein paar Mappen voll Bleistift-Zeichnungen und ein paar mit Oelfarbe angetuschte, in Goldrahmen gefaßte Contouren sind die Errungenschaft seines Lebens. Keime sind sie, bloß Keime; aber Keime zu den gewaltigsten Wäldern. Man denke sich z. B. seinen Homer, als großes Frescobild etwa in der Aula einer Hochschule gemalt, diese Fülle von Formen, diesen Rhythmus der Linien, die mit einem so prachtvollen Schwunge dahinrollen, wie die Hexameter der Ilias selber, man denke sich das begeistert nach oben gerichtete Haupt des blinden Sängers, die Gruppe der jungen Krieger, die sich nicht satt hören können, die würdigen Greise, die tief nachsinnend Wort für Wort dem Sänger folgen, den emsigen Schreiber, den im Vorüberreiten noch aufmerksam zuhörenden Kaufmann, den Zug der Marktleute, die den blinden Alten mit sich führen — man denke sich das Alles ausgewachsen zu der Größe und Durchführung einer Renaissance-Freske, würde dieser Homer sich nicht jedem Rafael an die Seite setzen können? Würde das Opfer Kains und Abels, wenn es das Gewölbe einer päpstlichen Kapelle schmückte und mit der Riesenkraft Michelangelos gezeichnet und gemalt wäre, wesentlich hinter einem Stück der sixtinischen Decke zurückbleiben? Schwerlich. Aber das „Wenn" ist gar zu bedeutend in diesem Falle. Wenn, wenn — diese Werke sind eben leider nicht mit der Fülle Rafaels, mit der Allgewalt Michelangelos ausgeführt, sie führen ein blasses, schattenhaftes Dasein auf einem Stück Papier, das noch nicht ganz einen Quadratmeter mißt. Auf die Entwickelung, die Ausreifung der Kraft kommt es an, wenn etwas Geltung haben will in der Welt. Genelli blieb ein Titane in nuce, ein Herkules in Windeln, der zwar eine Schlange würgen konnte, aber niemals soweit heranwuchs, den Löwen, Eber, die Hydra und den Cerberus zu überwinden. Indessen, die anderen Meister, die Dank der königlichen Kunstschwärmerei Herren über große Wände in Kirchen, Museen und Schlössern wurden, waren die im Grunde besser daran? An Ausdehnung und Quadratmetern waren sie dem armen Contourzeichner Genelli freilich weit überlegen, aber auch nur an Ausdehnung und Quadratmetern; ihre Werke selbst waren ebensowohl nur Keime und Andeutungen, denen die eigentliche Durchführung mangelte und die nie zur vollen Lebensfähigkeit gelangten. Selbst die Riesenwerke von Cornelius in der Glyptothek und Ludwigskirche haben vor Genellis Bleistiftzeichnungen in der Regel nichts anderes als die räumliche Dimension voraus; daß sie farbig sind, ist beinahe eher ein Nachtheil als ein Vortheil für sie. Das höchste Leben, was die Gemälde der großen Renaissancemeister so unvergeßlich macht und so untrennbar mit unserer ganzen Cultur verwebt, das fehlt, wenige Ausnahmen abgerechnet, selbst den Werken des großen Cornelius, des größten Meisters seit dem Untergang der Renaissance.

Den Mangel an Lebensfähigkeit, der diese ganze Carton- und Frescokunst charakterisirt, glaubt die jüngere Welt dadurch zu überwinden, daß sie Malen lernte. Malen ward das Feldgeschrei und Natur die Losung. Schon Wilhelm von Kaulbach, der jüngste dieser Alten, bemühte sich im modernen Sinne um die Technik des Malens; er that den ersten Schritt, um aus der Region des großen Gewollten dem Gekonnten näher zu treten, er bemühte sich, die gar zu classische Strenge eines Cornelius, Schnorr, Genelli mit etwas Natürlichkeit zu mildern. Der eiserne Stil wurde ein silberner und das silberne Honorar ein goldenes. Er gewann auf der einen Seite ganz bedeutend und so populär wie er, war vor ihm noch kein deutscher Maler gewesen; er verlor freilich auf der anderen Seite viel, sehr viel; denn die Gunst des großen Haufens ist immer nur durch eine Einbuße in der Schätzung der wahrhaft gebildeten Minorität zu gewinnen.

Die Kunde von Kaulbach's Tode fuhr im Frühling 1874 wie ein Blitz durch ganz Deutschland und traf Künstler und Laien mit gleich mächtiger Erschütterung. Seine ganze künstlerische Kraft war darauf gerichtet gewesen, die Geister des Tages in Form zu fassen, nun war er selber plötzlich von dem grauenhaftesten Dämon unserer Tage, der Cholera, ergriffen und dahin gerafft, ein unheimlicher Zusammenklang von Leben und Tod. Die leidenschaftlichen Controversen über seinen Werth oder Unwerth schlugen noch einmal zu hellen Flammen auf; Eines aber stand fest und sicher über allem Parteistreit: er war ein Talent ersten Ranges, er besaß eine Leichtigkeit der Erfindung, eine Schärfe des Auges für Correctheit der Form und selbst für das damals bei den Monumentalmalern so gering geachtete Colorit, wie sie seit den großen Tagen der Renaissance nicht mehr vorgekommen war. Aber es hing ein Bleigewicht an diesen leichten Flügeln und ließ ihn niemals zu den Sphären des Höchsten aufsteigen. Es war nicht eigentlich der Mangel des technischen Könnens, noch weniger eine Schwäche der Phantasie, vollends nicht äußerer Lebenszwang; nein — in seiner innersten künstlerischen Denkweise fehlte Etwas von jenem heiligen Adel, hinter dem in wesenlosen Scheine liegt, was uns Alle bändigt, das Gemeine. Ihm fehlte die Größe; und ob er auch tausend Kleinigkeiten gab, diese Kleinig-

Digitized by Google

keiten wurden in ihrer Gesammtheit niemals groß; er häufte und überhäufte die Motive in's Ungeheure; aber trotz aller Perrücken von Millionen Locken blieb er an sich eine kleine Natur, freilich sehr geschickt, sehr talentvoll, sehr gebildet und voller Esprit; aber ohne das was in aller Kunst das Beste ist, ohne Vision. Es ist so viel Verstand in seinen Werken, daß seine Bilder anstatt dem Sinn des Auges vorgestellt auch dem Intellekt hätten docirt werden können. Indessen er beherrschte den Tag und sein Beispiel war außerordentlich folgenreich, denn um die herbe Größe des alten Frescostiles war es nunmehr geschehen. Bei dieser Größe war es eigentlich Niemanden so recht wohl geworden; es war, als ob man beständig Aeschylos oder das Buch Hiob lesen oder ganz schroffe Bach'sche Fugen hören sollte. Wahren Genuß an dieser spartanisch-unbarmherzigen Kunst fanden nur wenige wahlverwandte Geister; die große Menge bewunderte und verehrte mit, weil es einmal so mit dazu gehörte; aber sie war herzlich froh, als Kaulbach auftrat und das Joch etwas milderte und die Ketten ein wenig lockerte. Etwas Gefälligkeit, etwas — daß ich's nur gerade heraus sage: — etwas von der geliebten Trivialität war doch dem starren großen Kunstprincipe beigemischt; der gar zu herbe echte Rheinwein war durch einen Zusatz von Zucker lieblicher, einschmeichelnder gemacht. Was half es, daß die Kenner über solch Verfahren schalten? Die Neigung zum Zucker scheint im Volke unüberwindlich zu sein, und Jeder, der den Trank um eine abermalige Dosis zu versüßen weiß, wird der Held des Tages sein. Das ist in der Dichtung und in der Musik ja gerade so. Bis dann nach all der Süßigkeit die Revolution kommt und plötzlich — wenn ich in einem immer burschikoser werdenden Bilde fortfahren darf — anstatt der aromatischsten Ananasbowle ein marinirter Hering das Nonplusultra von Wohlgeschmack wird. Kaulbach's Versüßung wurde durch grenzenlosen Enthusiasmus gelohnt. Die großen Wandgemälde im Treppenhause des Berliner Museums wurden unbedenklich dem Vortrefflichsten an die Seite gesetzt, ihre Mängel unbeachtet gelassen, ihre Vorzüge über alle Maßen gepriesen. Aber so groß dieser Erfolg auch war, er blieb noch weit zurück hinter dem Sturm des Beifalles, den die Kohlenzeichnungen zu Goethes Frauengestalten fanden. Photographien in allen Formaten überschwemmten nicht nur Deutschland, sondern die ganze Welt; ja diese Sachen, obgleich sie vor mehr als 25 Jahren auftraten, gehen noch immer, und jeder Weihnachtsmarkt setzt sie zu Tausenden ab. So sehr dankt das Volk dem Meister, der seine aristokratischen Höhen verläßt und zu ihm auf das Niveau des Bildungsphilisters herunter steigt.

Auf dieser abschüssigen Bahn wäre die deutsche Malerei wahrscheinlich sehr bald ihrem Grabe entgegen geeilt, wenn nicht in Carl Piloty ein Mann erstanden wäre, der sie eines anderen Wegs zu lenken gewußt hätte. Freilich mußte die Kunst abermals einen Theil ihrer alten Ideale opfern; auf den großen Stil, auf die Darstellung von Göttern und Helden, Heiligen und Engeln mußte sie verzichten; selbst in der Kaulbach'schen Versüßung waren diese noch zu überweltlich; sie mußte sich bequemen, auf Erden zu bleiben, Nichts zu gestalten, wozu nicht das leibhaftige Modell ins Atelier zu holen gewesen wäre. Seidenkleider und Reiterstiefel traten jetzt an die Stelle der heroischen Nacktheiten, ein bis ins Kleinste gehendes strenges Studium aller möglichen Details sollte den großen Zug der Phantasie ersetzen, und der Aufbau der Linien wurde verdrängt durch das Colorit. Colorit wurde immer lauter das Feldgeschrei des Tages, das Feldgeschrei der Jugend, welcher die Welt gehört. Seit jener denkwürdigen Münchner Ausstellung von 1858 ist schwerlich noch ein Carton im Sinne der alten Cartonschule gezeichnet; Bilder malen, fertige verkäufliche Bilder, ward die Tendenz, vergessen war das unpraktische Entwerfen großer Fresken, die höchstens in Wolkenkukuksheim wären ausgeführt und bezahlt worden.

War diese Wendung sehr zu beklagen? Schwerlich. Sie entsprach vollständig dem Gange der Dinge, den wir in der Weltgeschichte im Allgemeinen und in der Kunstgeschichte im Besonderen zu sehen gewohnt sind: nach dem Starren, Titanenhaften, Heroischen, Todtschlaglaunigen das Genießen, das Wohlleben, die Weichheit und Weichlichkeit. Die Kunst war keineswegs um jegliches Ideal gekommen, weil sie das Ideal der Väter aufgab, nur daß an die Stelle des Contourideals das Farbenideal trat. Denn auch die Seele Piloty's und noch mehr die seiner zahlreichen und ihn selbst oft hochüberragenden Schüler wiegte sich in schönen Träumen, zu denen die Außenwelt zwar die einzelnen Factoren liefert, die aber in ihrer Gesammtheit nur im Feenlande existiren können. Der Begriff Harmonie war ihnen durchaus nicht in's Fabelbuch geschrieben, sondern im Gegentheil das A und O ihrer ganzen Künstlerschaft; nur daß ihnen die Harmonie des Contours gleichgiltig war gegenüber der Harmonie der Farbe. Es sieht fast aus, als ob ein bischen Rancüne dabei im Spiel gewesen wäre; hatten die alten Herren ihre Verachtung der Farbe mit Ostentation zur Schau getragen, so sollte es nun Seitens der Jungen dem Contour auch nicht besser gehen. Am weitesten trieb es in dieser Richtung Makart in seiner extatischen Farbentrunkenheit. Piloty war ein außerordentliches Talent, aber er krankte an der Krankheit der Historienmalerei, wie sie in Frankreich und Belgien in den vierziger und fünfziger Jahren getrieben wurde, an dem Zwitterthum reiner künstlerischer Vision und historischer Treue. Ein wirklicher Vorgang, zum Beispiel eine Abdankung Karls V., ein Cromwell am Sarge Karls I. und dergleichen Capitel aus der Weltgeschichte mehr sollten ihrer äußeren Wahrhaftigkeit unbeschadet in das Märchenreich malerischer Harmonie hinaufgerückt werden. Das führte vielfach zu den Widersinnigkeiten unserer meisten sogenannten culturhistorischen Romane und historischen Tragödien. Weder die Wahrheit noch die Phantasie kommt ganz zu ihrem Rechte. Diese gewaltsame Verkoppelung zweier Factoren, die sich eigentlich nichts angehen, trägt schon Piloty's erstes größeres Bild: „Seni an der Leiche Wallenstein's"; diesem an sich malerisch ganz gleichgiltigen Stoff malerische Qualitäten zu verleihen, mußte der Künstler viele, viele Ellen Sammt und Seide in's Feld führen, die mit ihren Lichtern und Schatten und Reflexen das Auge zu beschäftigen hatten, während das Gemüth sich in Stimmung setzen sollte. Da ist in den letzten zwanzig Jahren ein mächtiger Fortschritt bemerkbar geworden, eine Arbeitstheilung (wenn man sich so ausdrücken darf) ist eingetreten, die jedem einzelnen Gebiete Vortheil bringt: die Siamesischen Zwillinge sind operirt und jeder geht frei und selbständig seinen eigenen Weg. Die strenge, wahrhaftige Historienmalerei, die es in erster Linie darauf abgesehen hat, Urkunden zu sammeln und Urkunden zu überliefern, fragt nicht nach malerischen Reizen; sie stellt die Sache dar, so treu sie kann; sie sucht den Photographen, der im entscheidenden Augenblick seinen Apparat nicht aufstellen konnte, zu ersetzen so ehrlich und pflichtgemäß, wie es nur irgend möglich ist. A. v. Werner's Kaiserproclamation von Versailles ist vielleicht die vorzüglichste Vertretung dieser Art. Kein zukünftiger Geschichtsschreiber der Wiedergeburt des deutschen Reiches wird dieses Bild übersehen dürfen. In demselben Sinne gebührt seinem Congreßbilde uneingeschränktes Lob. Andererseits fragt diejenige Malerei, die in Farben und Formen schwelgen will, nicht nach Geschichte; sie springt mit den Thatsachen um, wie es ihr beliebt, wenn nur im Ganzen ein großer Accord sich gestaltet. Makart's Einzug Karl's V. in Antwerpen ist einer der glänzendsten Repräsentanten dieser Richtung; historisch ganz werthlos, gewährt das Bild dem Sinn des Auges ein unbeschreibliches Vergnügen. Piloty's Werke dagegen wollen immer das Eine mit dem Anderen vereinen und bleiben in jeder Hinsicht sowohl hinter dem Gemälde Werner's, wie hinter dem Makart's weit zurück. Er hat niemals ein Bild aus reiner Freude am Malerischen gemalt, so wenig er jemals den Pinsel ansetzte, um eine Sache zu schildern, wie sie war.

Aber Piloty's Werth dürfen wir weniger nach seinen Gemälden als nach seinen Schülern schätzen. Der ganze künstlerische Nachwuchs erstarkte an ihm. Sowohl ein Makart, dessen Pinsel fortwährend die fabelhaftesten Wunder aus Alcinas Zauberinsel heraufbeschwört, wie ein Defregger, welcher die reine, unbestreitbare Wahrheit der tyroler Alpenhütten durch

Digitized by Google

seine Licht- und Schattenvertheilung, und seine eben so naturgetreuen wie harmonischen Farben in das unvergängliche Reich der Poesie emporhebt, wären ohne Piloty's Grundsätze undenkbar. Lenbach's Reformation der Porträtmalerei und die unheimlichen Mysterien eines Gabriel Max bauen auf Piloty's Fundamenten. Freilich waren diese maßgebenden Gedanken nicht in dem Kopfe des jungen Münchener Meisters entsprungen; sie waren aus Paris von Delaroche und aus Brüssel von Gallait importirt; und daß eine so große Anzahl ausgezeichneter Talente vorhanden war, denen die Ueberlieferung alsbald zum Heil gedieh, war auch nicht Piloty's Verdienst. War der große Kampf des Classicismus gegen den Zopf seiner Zeit in München zum Austrag gebracht, so gab es keinen besseren Platz als München, nun abermals den Classicismus, den Feind im eigenen Lager anzugreifen; ein Sieg an dieser Stelle mußte entscheidend sein. Eine Reichshauptstadt, die als solche ihrem Verstand und Unverstand einen Freibrief hätte mitgeben können, war damals für das übrige Deutschland noch nicht vorhanden, geschweige ein Paris, das sagen dürfte: La Nation c'est moi.

Aber sei 1871 haben wir eine Reichshauptstadt, und ihr Einfluß, der 1858 noch gleich Null war, ist jetzt deutlich zu erkennen. Wer im vorigen Sommer die Jubiläumsausstellung durchwandert, wer den Urtheilen des Publikums und der Presse sowie den Ankäufen des Staates einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, der wird wahrscheinlich die Auffassung gewonnen haben, daß man jetzt und vorzugsweise in Berlin damit umgeht eine neue Kunst zu proclamiren, eine Kunst weder der formalen noch der coloristischen Harmonie, sondern eine Kunst der reinen Wahrheit.

Es würde hier zu weit führen, wenn wir untersuchen wollten, welche ausländischen Einflüsse zu dieser jüngsten Aera mitgewirkt; französische Modesachen finden schnell Anklang in Deutschland, wenn vollends zur Abwechselung eine Mode einmal von Spanien aus unterstützt wird, dann sind ihre Chancen sicherlich bei uns sehr groß. Aber weniger als die Nachahmungslust, hat doch wohl ein im deutschen Wesen tief begründeter, eigener Zug den Trieb zur absoluten Wahrheit befördert.

Zwei Umstände kommen zusammen, um diesem neuen Evangelium einen mächtigen Nachdruck zu geben. Erstens ist durch die kriegerischen Triumphe der letzten Jahrzehnte die Militärmalerei ganz ungewöhnlich gefördert; alle Welt freute sich, unsere prächtigen blauen Jungen verherrlicht zu sehen; wem wäre nicht das Herz aufgegangen bei diesen lieben, fröhlichen, todesmuthigen Gestalten, und welche Fülle ruhmvollen, geschichtlichen Stoffes wurde nicht zu dauernder Darstellung gebracht! Nur Eins ist dabei zu bedenken. Das Militärbild, bei dem die treueste Wiedergabe der Wirklichkeit erste, unumgängliche Pflicht ist, kann in der Seele des Künstlers nicht denjenigen Läuterungsproceß durchmachen, der nöthig ist, ein Stück Natur zu einem Stück Kunst zu verwandeln. Jede solche Läuterung würde das Thatsächliche beeinträchtigen; die schonungsloseste, photographische Treue, die auf jegliche ästhetische Wirkung verzichtete, würde dagegen das Thatsächliche in das rechte Licht setzen, und auf das Thatsächliche kommt es vor Allem an. Der Militärmaler ist in erster Linie Geschichtsschreiber; gleichviel ob so und soviel rothe Husaren und weiße Cürassire und graue Turcos ein harmonisches Ganzes machen — genug — in der und der Schlacht zu der und der Stunde standen sie so und so gegeneinander — das muß also ganz genau gemalt werden, gleichviel welcher Farbenaccord dabei herauskommt; die Herausgeber des Generalstabswerkes fragen auch nicht nach episch oder dramatisch vorbereiteten Wirkungen; sie sagen die reine Wahrheit und damit gut. So hat sich in jüngster Zeit die Militärmalerei eine Form, wenn nicht geschaffen, so doch erobert, die ihrem eigensten Wesen zusagt, wie keine andere: das Panorama. Das Panorama mit seiner auf Täuschung berechneten Naturtreue hebt jede ästhetische Wirkung auf; es zeigt die Sache rein wie sie war, und ein Panorama, dem man irgend welchen Stil, irgend welche Eigenart seines Malers anmerkte, wäre ein mangelhaftes Ding; das Verschwinden jeglichen Stils und jeglicher Individualität hinter dem dargestellten Object ist hier die höchste Tugend. Aber freilich mit der Künstlerschaft im höheren Sinne ist es auch ziemlich aus. Vergegenwärtigen wir uns nur einmal, um das ganz zu empfinden, das in seiner Art mustergiltige Sedan-Panorama von A. von Werner und die Amazonenschlacht von Rubens.

Durch die große Ausbildung der Militärmalerei und ihrer unerbittlichen Natürlichkeit hat jener Charakter der sogenannten reinen Wahrheit, der den Höhepunkten der Berliner Jubiläumsausstellung eigen war, erheblichen Vorschub bekommen. Warum, was für militärische Heldenthaten statthaft ist, nicht auch auf die erste beste Straßenecke angewendet? Die ganze innere Läuterung ist am Ende doch nur ein zopfiges Vorurtheil; warum soll die Kunst läutern, läutert doch die Natur nicht? Warum soll nicht Herr Müller und Frau Schulze in Oelfarbe ein Kunstwerk sein, so gut wie Michelangelos Jeremias oder Rafaels Sixtina? So etwa scheint man in letzter Zeit reflectirt zu haben. Und diese Reflexion erhielt ihren verhängnißvollen Nachdruck durch eines der merkwürdigsten Talente von der Welt, durch Adolf Menzel. Ich möchte mich hier, so weit es irgend thunlich, der Namen mitlebender Künstler, sei es im lobenden, sei es im tadelnden Sinne, enthalten; denn ich wünschte vielmehr als ihr College, denn als ihr Recensent zu gelten; aber Menzel, der Meister, dessen siebzigster Geburtstag kürzlich ein freilich nicht nationaler aber doch ein Berliner Feiertag gewesen, und der durch die beinahe einstimmige Anbetung der Tagespresse so hoch über alle Erdenkritik gerückt ist, daß er schon jetzt den unnahbaren Göttern zuzuzählen ist, Menzel ist aus dieser Betrachtung unserer Kunstzustände unmöglich wegzulassen, noch ist sein Name durch gewisse unbestimmte Allgemeinheiten zu umschreiben. Soll die möglichste Naturtreue ein neues Kunstprincip werden, so ist kein besserer Vertreter dafür denkbar als Menzel; er, der dieses Princip für Deutschland entdeckt hat, ist auch sein größter Meister. Natur ist freilich von je der Ausgangspunkt aller Künste gewesen: aber es haben doch gewisse Wandlungen in dem Grade der Naturnachahmung stattgefunden; die alten Aegypter holten aus der Natur etwas anderes heraus als die Griechen, und Rafael ahmte sie anders nach als Teniers. Selbst die Meister, die bisher in der Kunstgeschichte den Namen Naturalisten geführt, die Caravaggio, Ribera, Salvator Rosa, haben nicht jeden beliebigen Menschen in jeder beliebigen Beleuchtung, in jeder beliebigen Farbe dargestellt, sondern sie wählten ihr Modell und stellten es so, daß Linien und Lichtwirkung im Ganzen — mochte das Einzelne so naturalistisch sein wie es wollte — doch wieder einen stimmungsvollen Accord machten. Ein Bild von Ribera oder, um ein allbekanntes Beispiel zu wählen: eine Murillo'sche Betteljungen-Gruppe würde in allem Naturalismus dennoch den Eindruck höchster Classicität machen, wenn sie plötzlich zwischen unsere modernen naturalistischen Matadoren gehängt würde, so melodisch ist immer noch der Schwung der Linien, so harmonisch sind Licht und Schatten einander gegenüber gestellt. Der Unterschied ist wie die Sprache eines Goethe'schen Liedes neben einem Polizeierlaß. Denn der moderne Naturalismus kennt die Begriffe Harmonie, Rhythmus, Grazie, Größe und wie die himmlischen Gottheiten sonst heißen, nicht mehr; sondern er kennt nur noch den einen Begriff Wahrheit. Man kann nicht wahrer sein als Menzel; aber ehe wir seine treue, selbstlose, völlig sachgemäße Urkundenaufzeichnung als wahre Kunst gelten lassen und vor ihr mit großem Geräusch das Weihrauchfaß schwingen, sollten wir doch auch der gegentheiligen Kunstauffassung das Wort verstatten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Dichtung der Zukunft.

Es mag den Lesern überflüssig, wenn nicht gar widersinnig erscheinen, kritische oder ästhetische Betrachtungen über ein Ding, das noch nicht ist und vielleicht niemals werden wird, über eine Literatur, an deren einstigem Wiederaufblühen so Mancher stille Zweifel hegt, anzustellen, aber ich fühle mich hierin hinlänglich entschuldigt durch meine Zugehörigkeit zum deutschen Stamme: ihm ist es ja eigenthümlich, gerne gerade an das zu denken, was noch nicht ist und mit einem Fuße immer im schönen Lande der Hoffnungen zu stehen. Deshalb heißen wir ja die deutschen Träumer, die deutschen Idealisten. Und in der That: kaum haben wir angefangen, die politischen Traumgebilde, die unserer Väter Sinn und Herz erfüllten, in Realitäten verwandelt zu sehen, kaum hat das neugeschaffene deutsche Kaiserreich durch seine kräftige Wirklichkeit einen guten Theil unserer Arbeitskraft als privilegirte Träumer freigemacht, so sehen wir uns schon nach einem anderen Gebiete um, auf welchem wir jene Kraft bethätigen könnten, und da es gerade das Feld der Literatur ist, welches in Folge seiner dermaligen Unfruchtbarkeit und Wüstheit besonders einladend winkt, stürzt sich ein großer Theil dieser freigewordenen Kraft auf dasselbe und siehe da! — die herrlichsten Programme und Theorien blühen üppig auf ihm empor!

Und warum sollte man nicht, da es so wenig eigentliche Thaten zu verzeichnen gibt, sich einstweilen von diesen Programmen und Theorien unterhalten? Sind doch auch diese „Wollungen" — um einen Ausdruck von Johannes Scherr zu gebrauchen — bezeichnend für den Geist und für die Stimmung eines Zeitalters, so bezeichnend, daß man über sie ebensogut eine Literaturgeschichte schreiben könnte, wie über die eigentlichen positiven Leistungen der Dichter. Auch bezieht sich der Kern einer jeden Kritik vor Allem ja auf die Absichten und Ideen, die eine literarische Epoche oder auch ein dichterisches Einzelleben bewegen und leiten, und erst in zweiter Linie kommt die Durchführung dieser Absichten, die Entwickelung dieser Ideen, mit einem Worte die Form in Betracht. Hat es demnach nicht den Anschein, als ob die Programm-Literatur, wie sie unser jüngstes, zukunftsberauschtes Deutschland treibt, wie geschaffen sei für kritische Erörterungen? Die Ideen und Absichten werden uns ja unverhüllt und eindringlich genug vorgetragen, wir brauchen uns gar nicht erst die Mühe zu nehmen, sie aus irgend einem Kunstwerk mühsam herauszufühlen und herauszugrübeln, sondern können sogleich ihnen mit herzhafter Polemik oder auch mit freudiger Zustimmung entgegentreten. Auch die für derartige Programme so üblichen und so nöthigen Schlagworte erleichtern eigentlich nur die Aufgabe der Kritik, denn nichts ist leichter als die Autorität von Schlagworten zu vernichten: man bekämpft sie durch sie selbst.

Ein geistvoller Aufsatz Karl Frenzel's hat neulich diese letztere Methode befolgt und in der That die Schlagworte, welche unsere modernste Programm-Literatur so gerne und häufig anwendet, damit ad absurdum geführt. Dieselben sind Jedem, der unserer modernsten Literatur nicht ganz fremd gegenübersteht, so geläufig, daß ich sie nur anzuführen brauche, um sofort ein Bild der ganzen Sachlage zu geben; es sind die Worte „naturalistischer Roman" und „Problemdichtung". Ihre, in den Augen der Literatur-Reformatoren so schwerwiegende Bedeutung hat Frenzel abgeschwächt durch den Hinweis auf „das äußerlich beschränkte und innerlich freudlose Stoffgebiet", welches im Grunde der naturalistischen Dichtung zu Gebote steht, und durch die Betonung der „poetischen Unfähigkeit und Wissenschaftsschwindelei" welche der Naturalismus „nur zu oft hinter dem Schilde der Wahrheit verbirgt". Die Verwechselung des Urstoffes, welchen im Allgemeinen jede Dichtung, auch die der Zukunft haben muß, nämlich des Menschlichen, mit den bloß äußerlichen Lebensbedingungen, unter welchen dasselbe gedeiht, hat die übermäßige Betonung der letzteren durch die moderne Schule verursacht und den Irrthum erzeugt, daß die Dichtung der Zukunft, weil sie die Stoffe aus einer ganz neugeschaffenen Welt empfange, auch eine gänzlich neue Form haben und von ganz anderer Art, als die „verflossene Romantik" sein müsse. Auf diese Verwechselung, auf diesen Irrthum hat Frenzel treffend und eindringlich hingewiesen und es bleibt nach dieser Seite hin über das Thema nichts weiter zu sagen übrig.

Aber nicht allein diese ästhetischen Einwände sind es, welche gegen die Zukunfts-Programme der naturalistischen Schule erhoben werden können. Weit schwerer noch scheinen mir die Bedenken zu wiegen, welche man aus dem von ihr selbst erhobenen Anspruche, die alleinige künstlerische Vertreterin des modernen geistigen und socialen Lebens zu sein, herleiten kann. Wie man sie auf jenem Gebiete mit den eigenen Schlagworten schlagen kann, so kann man nach dieser Seite hin aus dem Umstande, auf welchen sie am meisten stolz sein zu können glaubt, gerade ihre größte Schwäche folgern. Denn es wird ihr schwerer werden, den nothwendigen inneren Zusammenhang ihrer Ideen mit den Strömungen unseres Geisteslebens nachzuweisen, als die Forderung einer neuen Form zu begründen.

Der Beweis für die letztere Behauptung dürfte nicht allzuschwer fallen, wenn wir uns klar machen, daß jene Strömungen bis jetzt überhaupt zu kraus und bunt ineinander laufen, als daß sie das einheitliche und abgeklärte Bild einer Weltanschauung schon darzubieten vermöchten. Es ist nicht unrichtig, wenn gesagt wird, daß wir jetzt — in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts — in einer geistigen Revolution leben, welche die durch den erwachenden Humanismus und die deutsche Reformation in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erzeugte bei Weitem an Tiefe und Bedeutung überragt. Welche ungeheuren weithinwirkenden Ereignisse stürmen nicht auf die Seele unserer Generation ein: der Aufschwung der exakten Wissenschaften, das Erwachen großer Volksschichten zum politischen Selbstgefühl, das Geltendmachen des Nationalitätsprincips in dem äußeren Leben der Völker! Sind das nicht Bewegungen, welche die bisher im Kopfe und im Herzen des Volkes eingewurzelten Anschauungen und Gefühle von allen Seiten her angreifen, ihnen oft widersprechen, sie theilweise verwunden und in Verwirrung setzen? Und dazu kommen noch ein mit Hülfe jener großen Bewegungen erzeugter totaler Umschwung unserer äußeren Lebensverhältnisse, ein allzurasches Vorwärtsstürmen in der Ausnützung der Errungenschaften unserer Cultur, ein unbarmherziges Ausrotten alter, liebgewordener Gewohnheiten. Kann die Volksseele diese starken Eindrücke sogleich in sich bewältigen und verarbeiten? Wird nicht vielmehr ein Chaos von Ideen in ihr durch jene erweckt werden, aus welchem heraus zur Klarheit einer Weltanschauung vorzudringen ihr nur durch mühsames und langwieriges Kämpfen gelingen wird?

In einem Chaos der Anschauungen leben wir heute in der That. Das Christenthum ringt mit dem auf den Resultaten der exakten Wissenschaften voreilig aufgebauten „neuem Glauben", der sich noch so wenig klar und solide ausgestaltet hat, daß ein gewaltiger Indifferentismus ihn noch während der Geburt zu ersticken droht; daneben wanken die alten wohlbegründeten Staatsformen unter dem Anhauche eines neuen socialen Glaubens, der auch wiederum, in seinen Grundsätzen wie in seinen Folgerungen noch roh und unentwickelt, durch die gewaltsame Hast seiner Vertreter mit einem vorzeitigen Ende bedroht ist. Und aus diesem Zustande mit seinen noch nicht einmal fertig gewordenen Gegensätzen will die moderne literarische Schule schon den Plan, auf welchem die Grundzüge der Dichtung der Zukunft verzeichnet stehen, herausfinden können? Thörichtes Beginnen! Denn sie nimmt wie ein ungeschickter ärztlicher Diagnostiker die leichten Anfangssymptome für die Ursachen der Krankheit, sie brüstet sich schon mit Resultaten, wo der einsichtige Sinn kaum die Keime einer großen geistigen Verwickelung erblicken kann.

Lediglich als Anfangssymptome der gewaltigen Revolution, die unser Geistesleben durchwühlt, nicht als tiefgehende, zukunftsreiche Grundzüge der Zeit müssen wir aber sowohl die

Digitized by Google

naturalistische als die pessimistische Anschauungsweise betrachten, die sich heutzutage so vieler Geister bemächtigt haben. Beide sind nur die Plänkler, welche jedem wuchtigen Hereinbrechen einer neuen Weltanschauung nothwendig vorausgehen, und beide sind ihrem Wesen nach zu negativ, als daß sie auf die Dauer dem Seelenleben eines Volkes genügen könnten. Gerade bei der geistigen Umwälzung, in der wir uns jetzt befinden, ist ihr vorbereitendes Erscheinen auf dem geistigen Kampfplatze ein ganz naturgemäßes, denn ihr ging, in der Wissenschaft wie in der Dichtung, eine idealistische Periode von solcher tiefeingreifenden Bedeutung voraus, daß die entsprechende Reaction auch tiefer und gründlicher sein mußte, als manche andere, die die Welt schon erlebt hat. Die Uebersättigung, welche unser Volk, und mit ihm die Nachbarvölker, nach dem Doppelgenuß eines in Philosophie und Poesie zugleich klassischen Zeitalters nothwendig ergreifen mußte, hat den Ekel verstärkt, der auch den geistigen Magen einer Nation erfassen kann, und hat bewirkt, daß die Skepsis, welche sich in der naturalistischen Anschauungsweise Luft macht, und die Müdigkeit, deren Symptom der Pessimismus ist, in besonders acuten Erscheinungsformen auftreten. Aber es würde kurzsichtig sein, wollte man annehmen, daß beide Anschauungsweisen mehr als Reactionen sind, deren Wirkung erlischt, sobald jene Uebersättigung, der sie entstammen, gewichen ist. Eine positive Bedeutung für unsere Zukunft werden sie nicht besitzen. Neue geistige Gewalten werden sich des Feldes bemächtigen, das jene nur zu säubern berufen waren, ein neuer Glaube wird aus den Kämpfen erblühen, in denen jene nur als Waffen Werth hatten.

Und kurzsichtig würde es auch sein, wollte man, mit unseren Literaturreformern, die Möglichkeit annehmen, daß auf jenen Anschauungsweisen des Naturalismus und Pessimismus eine selbständige Dichtung sich aufbauen könne. Frenzel hat in seinem Aufsatze eingehend nachgewiesen, daß schon aus ästhetischen Gründen eine naturalistische Dichtung, in dem Sinne, wie sie Zola gepflegt hat und seine deutschen Bewunderer erstrebt haben, unmöglich sei und der Ansprüche auf die Zukunft entbehre. Sie ist aber noch weit mehr deshalb unmöglich, weil der Naturalismus an sich nicht eine Weltanschauung ist, auf die ein Kunstwerk sich gründen könnte. Und auch seine Verbindung mit dem Pessimismus nimmt ihm nicht den rein mechanischen Charakter, welcher jeder künstlerischen Absicht so sehr widerspricht. Denn der bleibende Gegenstand jeder wahren Kunst, der Mensch, wird durch jene Anschauungsweise aus jedem idealistischen Zusammenhange herausgerissen, von seinem Haupte verschwindet die Strahlenkrone der Göttlichkeit, die bisher ihren Glanz auch über die Darstellungen des Menschlichen durch die Kunst ausgoß und dieselben veredelte; er wird ein Gegenstand der Beschreibung, aber nicht mehr der Erhebung. Auch seine bevorzugte Stellung innerhalb der sichtbaren Natur, innerhalb des Kreises der naturwissenschaftlichen Beobachtung, vermag ihm jene entrissene Würde nicht wieder zu verleihen; er bleibt arm, niedrig, aussichtslos, auf eine Sphäre beschränkt, die das künstlerische Ideal, die Schönheit, nur mit verhülltem Haupte zu betreten vermag. Der Schmerz, das unendliche, die Welt durchschauende Weh, soll ihm die künstlerische Weihe verleihen — so sagen und theoretisiren jene naturalistischen Reformer. Aber durch die Schilderung des Schmerzes allein gelangt noch kein Kunstwerk zur Gestaltung, am allerwenigsten wenn diese Schilderung auf möglichst gräßliche und häßliche Art versucht wird. Erst die Erhebung über diesen Schmerz, die individuelle oder weltgeschichtliche Sühne, welche der Dichter aus jener Schilderung herausklingen zu lassen vermag, führen zu dem ästhetischen Principe des Tragischen und verleihen dem Werke Adel und Hoheit, die echtesten künstlerischen Attribute. Woher soll aber der Künstler diese Erhebung in sich selbst finden, wenn er ihre Möglichkeit von vorneherein in Folge seiner Weltanschauung ableugnen muß, wie soll er den hohen Standpunkt gewinnen, von dem aus er eine über dem Schmerze stehende Versöhnung verkündigt, wenn ihm seine rein naturalistischen Ansichten von sich und der Welt das geringste Herausheben seiner Persönlichkeit über den Kreis seiner Umgebung und über den Zwang der Verhältnisse verbieten?

Es ist also zum mindesten eine Selbsttäuschung, wenn manche modernen Dichter ihre künstlerischen Zwecke auf dem Wege eines sogenannten Naturalismus oder reinen Realismus erreichen zu können glauben. Entweder schaffen sie in diesem Bestreben Werke, welche mit Poesie durchaus nichts zu thun haben und nur durch andere Beigaben die Neugierde oder Sensationslust der Leser und Zuhörer fesseln — oder sie schaffen Kunstwerke, indem sie ihre Principien während des Schaffens vergessen. Daß die Dichtung aus der naturalistischen, pessimistischen Anschauungsweise, sobald diese allein auftritt, irgend welche Förderung erfahren, dünkt mir unmöglich, und noch unmöglicher, daß die Zukunft der Dichtung in jenen beschlossen liege. Denn eine starke Individualität vermag überhaupt mit jener Weltanschauung auf die Dauer nichts anzufangen, geschweige denn in ihr den Stützpunkt für eine eingreifende Wirksamkeit finden. Und nur auf solche, auf Menschen also, beruht die Zukunft der Dichtung, wie die Zukunft unseres gesammten Geisteslebens. Es erscheint mir überhaupt thöricht, der Macht geistiger Strömungen allein die Erzeugung hervorragender Leistungen auf künstlerischem Gebiete zuzutrauen. Es ist das aber ein bemerkenswerther Zug unserer Zeit, welche das Individuum allzusehr abhängig macht von den Verhältnissen, in denen es steht. Carlyle donnerte schon gegen diese Tendenz, und gewiß nicht mit Unrecht, denn sie läßt außer Acht, daß die Kraft des gottbegnadeten Herren niemals in ihrem Maße, sondern höchstens nur in der Richtung, in der sie sich äußert, von der Zeit, die ihn gebiert, abhängig ist. So darf man denn auch erwarten, daß nicht nur die Dichtung der nächsten Zukunft allein von den Strömungen des gesammten geistigen Lebens geleitet wird, die jetzt ja unklar und verworren genug sind, sondern daß auch die weiter in der Ferne liegenden Zeiten nicht der starken Individuen ermangeln, welche aus den Kämpfen, die wir jetzt zu überstehen haben, die großen und edelen Resultate mit sicherem Blicke und kräftiger Hand gewinnen. Langsam reifen oft die Früchte solcher Erschütterungen im Reiche der Anschauungen. Wie erst Lessing, Goethe und Schiller es waren, welche die durch die Reformation und den Humanismus gezeitigte Ernte in die Scheuern brachten, wie wir politisch erst jetzt die Resultate der großen Völkerbewegung am Ende des vorigen und am Anfange dieses Säculums genießen, so wird es sicher auch noch mancher Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte bedürfen, ehe die großen Gegensätze, die unser Denken jetzt bewegen, sich ausgeglichen oder eine Weltanschauung gezeitigt haben, auf welcher ein hohes Lied der Zukunft zu ruhen vermag. Auf jeden Fall sind wir aber jetzt noch nicht reif genug, um mit dem Ungestüm, welches die Literatur-Reformer beseelt, um auf die oberflächlichen Anschauungsweisen hin, denen sie huldigen, eine kräftige Dichtung erhoffen zu können.

Oskar Bulle.

Feuilleton.

Dresdener Erinnerungen.

Von Otto Roquette.

Um die Mitte unseres Jahrhunderts hatte sich in Dresden ein Kreis von literarischen und künstlerischen Berühmtheiten zusammengefunden, der der Stadt ein bestimmtes Gepräge gab und die stärkste Beziehung auf nah und fern ausübte. Wenn ich von Schriftstellern vorerst nur Graf Wolf Baudissin, Gutzkow, Auerbach, Hettner und Otto Ludwig nenne, von den Malern nur Schnorr von Carolsfeld, Bendemann, Hübner, Ludwig Richter, Friedrich Gonne; von den Bildhauern Rietschl und Hähnel mit

Digitized by Google

ihren Schulen; so ist damit eine Reihe der hervorragendsten Namen gegeben, die Anzahl derjenigen aber, deren Bedeutung man anerkannte, noch lange nicht erschöpft. Rechne ich nun das Theater dazu, welches damals eine Blüthezeit feierte, und mit schauspielerischen Kräften wie Emil Devrient und Davison sich an das Höchste wagen durfte, so wird man die Anregung und Förderung begreifen, welche dem Jüngeren in reichlichem Maße zu Theil wurde. Wie ich zu diesen und anderen Persönlichkeiten in Beziehung getreten, welche dauernden Eindrücke ich empfangen, und wie ihr Wirken in jenem Zeitmoment sich gestaltete, will ich hier erzählen.

Ich war im Jahre 1853 nach Dresden gekommen, um eine Stellung als Lehrer an der damaligen Blochmann'schen Anstalt (dem jetzigen Vitzthum'schen Gymnasium), welche mir Director Bezzenberger angetragen hatte, zu übernehmen. Der Sprung in die Schulmeisterei kam mir selbst überraschend genug, da ich mich für eine academische Laufbahn vorbereitete; und wenn mir dadurch Einiges verloren ging, so haben die Vortheile, vor allem die Erfahrung und Menschenkenntniß die mir dafür geboten wurde, mich diesen Schritt niemals bereuen lassen. Meine Thätigkeit als Gymnasiallehrer umfaßte nur einige Uebergangsjahre, die aber für mich selbst die besten Lehrjahre wurden.

Daß ich in meiner bescheidenen Stellung als Lehrer nicht zur Gesellschaft gehörte, war mir gleich anfangs klar geworden, und so wollte ich auch sonst auf der Hut sein. Denn die ersten kleinen Dichtungen von mir, wenn sie gleich in der Oeffentlichkeit eine günstige Aufnahme gefunden hatten, gaben mir hier noch kein Recht, mit den Größen der Literatur anzuknüpfen. Sie sollten sogar hier und da zum Hinderniß für ein gedeihliches Verhältniß werden. So hatte ich mich bei Niemand vorgestellt, sondern dachte abzuwarten, ob und wie sich eine Annäherung zu den Vertretern des künstlerischen und geistigen Lebens finden wollte.

Berthold Auerbach, den ich längst von Ansehen kannte, sogar schon in meiner Studienzeit in Heidelberg, wo er damals wohnte, häufig gesehen hatte — dieser war es, der mich jetzt „entdeckte" und mir gleich mit liebenswürdiger Offenheit entgegen kam. Er ließ es sich auch nicht nehmen, mich mit anderen Persönlichkeiten bekannt zu machen. Wenn man auf der Brühl'schen Terrasse einherwandelte, war es kaum möglich, nicht diesem oder jenem zu begegnen, der zur schriftstellerischen Gesellschaft gehörte. So lernte ich zuerst Julius Hammer kennen, den Dichter sinniger Lieder. Er war in jener Zeit Mitredacteur der „Constitutionellen Zeitung". Dann machte ich die Bekanntschaft Robert Giseke's, welcher, jünger als ich, damals den Glanzpunkt seines Schaffens eigentlich schon erreicht hatte, und zwar durch seine „Modernen Titanen". Dieser Roman, den er mit zweiundzwanzig Jahren geschrieben, erregte nicht geringes Aufsehen, der Erfolg desselben aber wirkte nicht günstig auf den Verfasser, der sich, bei seiner Jugend, durch allzugroßes Selbstbewußtsein nicht vortheilhaft auszeichnete. Mir sagte er bei der ersten Begegnung auf den Kopf zu, meine Lehrerschaft sei nur Maske, da ich nach Dresden gekommen sei, um eine Wochenschrift zu gründen. Diese Furcht verbreitete sich auch bei Anderen. Denn es waren außer ihm noch mehrere, welche dergleichen beabsichtigten, und sich Einer durch den Anderen gefährdet glaubten. Die gegen mich gerichtete Vermuthung wurde von lustigen Leuten ausgebeutet, und gab später zu allerlei Scherzen Veranlassung. Mit Giseke hatte ich nur wenig Verkehr. Da er mit seinen Plänen in Dresden nicht durchdrang, ging er nach Leipzig, um dort die Redaction einer „Novellen-Zeitung" zu übernehmen. — Auf der Terrasse auch war es, wo ich der Schriftstellerin Amely Bölte vorgestellt wurde, der ich dann später in freundschaftlichen Kreisen häufig begegnete. Sie gab sich im persönlichen Umgang einfach und bescheiden, im Gespräch ruhig und vernünftig, verstand es, eine Neckerei über sich ergehen zu lassen, sie auch wohl mit Fassung zu vergelten. Das ruhig Hausfrauenhafte ihres Auftretens machte sie geachtet und beliebt, und ihre Romane wurden gerne gelesen. Sie war in jenen Jahren sehr fleißig Ich erinnere mich einer Begegnung mit ihr, da sie bei schlechtestem Wetter, den Arm mit einer Last von Büchern beladen, die sie sich von der Bibliothek geholt hatte, dahergeschritten kam, und nicht zu bewegen war, etwas von ihrer Bürde abzugeben. Es handelte sich bei ihr damals um Studien über Georg Forster's Leben zu einer neuen Arbeit. — Auch mit Wilhelm Wolfsohn aus Odessa machte mich Auerbach auf der Terrasse bekannt. Ich kam wenig in Beziehung zu ihm, da er vorwiegend in den in Dresden ansässigen deutsch-russischen Familien verkehrte. Konnte ich seinen Dichtungen dramatischer und didaktischer Gattung keinen Geschmack abgewinnen, so mußte ich ihm wohl dankbar sein für seine Uebersetzungen von Novellen russischer Dichter, welche damals zuerst einen Einblick boten in eine uns noch fast fremde Literatur. Besonders verpflichtet mußte man ihm sein für seine biographischen Einleitungen.

Mit der Zeit, vorwiegend in meinem zweiten Winter in Dresden, trat ich schon mehr in die literarischen und künstlerischen Kreise ein, zumal ich durch Auerbach in die Montagsgesellschaft eingeführt wurde, in welcher man sich Abends zu heiteren Gespräch versammelte. Fremde wurden hier stets gastlich empfangen. So sah ich häufig den dänischen Dichter Andersen, den weltbekannten Märchenerzähler; so auch den noch jungen Norweger Björnson, von dem ich freilich noch nichts kannte, und augenblicklich nur die ungewöhnliche Beleibtheit des hübschen jungen Mannes bewundern konnte. Heinrich König, dessen Roman „Die Clubbisten in Mainz" in frischer Erinnerung war, erschien hier ebenfalls zum Besuch. Und auch in kleineren Kreisen traf ich zuweilen mit Klaus Groth zusammen, der sich schon durch seine gewinnende Art und Weise überall beliebt machte. Das Plattdeutsch, in welches ich durch ältere niedersächsische Freunde schon eingeweiht war, hörte ich durch Vorlesungen aus seinem „Quickborn" jetzt in einer Varietät, für welche ich schon besser vorbereitet war als Andere. Mehrere seiner gemüthvollen und humoristischen Gedichte sind mir durch seinen Vortrag erst recht innerlich aufgegangen. — Etwas später traf vorübergehend auch Eduard Tempeltey ein. Noch Student in Berlin, kam er von der Aufführung seiner Tragödie „Klytämnestra" aus Wien, deren Erfolg ihn mit Ehre überschüttet hatte. Aber als guter Junge fühlte er, daß es dessen vorerst schon zu viel sei, und sehnte sich nach seinen Berliner Studien zurück. Die „Klytämnestra" wurde bald auch in Dresden, und gleichfalls mit großem Beifall dargestellt.

Die Montagsgesellschaft gab in jedem Winter ein Fest, bei welchem eine dramatische Aufführung beliebt war. Zu diesem Zwecke schrieb Professor Helbig von der Kreuzschule einen dritten Act zu dem Fragmente „Esther und Mardochai" aus Goethe's „Jahrmarktsfest von Plundersweiler". Mir, als dem jüngsten Mitgliede, fiel die Rolle der Königin Esther zu. Die Thorheiten aber, welche auch von den ältesten getrieben wurden, waren erstaunlich. Karl Andree, der Geograph, und Dr. Klee, der würdige Director der Kreuzschule, Mitarbeiter an dem Grimm'schen Wörterbuche, und andere Männer der Wissenschaft, konnten an solchen Abenden in Einzeldarstellungen die Gesellschaft zu unerschöpflichem Gelächter hinreißen.

Es war an einem Sommernachmittage, als mich Auerbach zu dem kranken Dichter Otto Ludwig mitnahm. Er wohnte in einer Vorstadt, zu ebener Erde, nach der Gartenseite. Wir traten in ein kahles Zimmer, in welchem Leinen gezogen waren, behängt mit Kinderwäsche. Da wir im anstoßenden Zimmer Stimmen vernahmen, bückten wir uns unter der Wäsche durch, und pochten an die Thür, um, da unser Klopfen durch Kinderlärm übertönt wurde, endlich unaufgefordert einzutreten. Die Hausfrau und deren Mutter, mit irgend einer Hausumkehr beschäftigt, wiesen uns in den Garten, wo wir in einer Laube den noch in jugendlichem Alter stehenden und schon so schwer heimgesuchten Dichter fanden. Ueberreizung der Nerven hatte ihm die freie Verfügung über seine Glieder geraubt, so daß Arme und Beine in plötzlichen Zuckungen zuweilen emporgeworfen wurden. Obgleich auf seinen Zustand vorbereitet, erschrak ich doch, als diese Be-

Digitized by Google

wegungen während des Gesprächs zuerst auftraten. Er lebte damals in großer Dürftigkeit. Die allgemeine Theilnahme an seinem Zustande trug ihm erst später Unterstützung von verschiedenen Seiten ein. In seiner Lage für eine Familie, ganz von den Einkünften seiner Feder leben zu müssen, erschien eigentlich als eine Unmöglichkeit. Seine Novelle „Zwischen Himmel und Erde", dieses gewaltige Stück psychologischer Entwickelung und Consequenz, war damals wohl noch nicht erschienen. Aber ich kannte seinen „Erbförster", und konnte ihm von der Aufführung seiner „Makkabäer" erzählen, die ich in Berlin gesehen hatte. Besonders freute es ihn, daß ich Gewicht auf die Musik legte, da die Ouvertüre und sonstige für die Tragödie verwendete Instrumentalbegleitung von seiner eigenen Composition war. Denn Otto Ludwig kam von der Musik her, hatte in Leipzig seine Studien gemacht, und durch sein Orgelspiel die Aufmerksamkeit Mendelssohn-Bartholdy's erregt. Da traf den hoffnungsvollen Kunstjünger das nervöse Leiden, welches dem ausübenden Musiker eine Schranke setzte. Er sollte in einer anderen Kunst bedeutend werden, freilich unter endlosen Qualen. Denn er kam zu Jahren trotz seines Leidens, und feierte, wie er selbst kurz vor seinem Tode aussprach, das „fünfunddreißigjährige Jubiläum seiner Krankheit". Als ich ihn zuerst sah war er geistig belebt, gesprächig und mittheilsam. Von seiner Lage war mit keinem Worte die Rede, und wer hätte ihn darauf bringen mögen? Er theilte eigene Arbeitspläne mit, und verstand andererseits „gut zuzuhören", was Auerbach besonders betonte und schätzte, da dieser gern in der Erzählung sich entwickeln ließ, was ihn gerade beschäftigte. So hoch ich Otto Ludwig's Talent hielt und seine Dichtungen mit Bewunderung und Theilnahme las, wiederholte ich die Besuche nur selten. Wir fanden persönlich keine rechte Fühlung zu einander. Und wer sucht in der Jugend nicht lieber die Gesunden als die Kranken auf?

Weniger noch, wiewohl aus anderen Ursachen, konnte ich ein Verhältniß finden zu demjenigen, der sich als das eigentliche Haupt der Literatur, und nicht nur des Dresdener Kreises, durchzusetzen strebte, nämlich zu Gutzkow. Er stand in jenen Jahren auf der Höhe seines Ruhmes und auch seines Schaffens. Denn alle seine bedeutenderen Dramen waren erschienen, wurden auf den meisten Theatern gegeben, und sein umfangreicher Roman „Die Ritter vom Geiste" hatten Epoche gemacht. Die hervorragendsten seiner zahlreichen Schriften waren mir bekannt, und wenn ich ihn nicht zu meinen Lieblingsschriftstellern rechnete, seinen Stil sogar abscheulich fand, so stand mir seine literarische Bedeutung doch unzweifelhaft fest. Ließen dies auch Andere gelten, so machte ihnen doch sein persönliches Betragen manche Noth, und den geselligen Verkehr recht schwer. Denn er verlangte nicht nur Bewunderung, sondern unbedingte Unterwerfung. Jeder Widerspruch reizte und empörte ihn, brachte ihn in die gehässigste Stimmung, in welcher er harmlos gesprochene Dinge als persönliche Beleidigungen nachtrug. Er vergaß nichts, was ihn einmal geärgert hatte, und Niemand dem er zutraute, daß er die Absicht habe ihn zu ärgern. So sah er überall Feinde, und machte sich Feinde. Jeder Schriftsteller war eigentlich sein geborener Feind. Literarische Ueberwachung und Eifersucht haben selten einen so schroffen Ausdruck gefunden, als in Gutzkow. Man wußte das, man spottete, man war unwillig darüber, aber man schonte ihn doch, fürchtete ihn sogar. Er redigirte ja immer irgend eine gefährliche Monats- oder Wochenschrift, jetzt die „Blätter am häuslichen Herd", er konnte über ihm mißliebige Leute so viel Böses als möglich sagen, und that das nur zu gern. So war die Stimmung der literarischen Kreise in Dresden im Ganzen gegen ihn. Aber Gutzkow hatte auch Freunde. Diese erklärten, er sei besser und gemüthvoller, als er sich gebe. Sie bemitleideten ihn wegen seiner Zustände, denn er sei nicht glücklich, und überreize seine Nerven durch Arbeit. In der That hatte er für eine große Familie und einen nicht kleinen häuslichen Aufwand ganz allein seine Feder zu rühren. Eine solche Arbeitsfähigkeit ist immer anerkennenswerth. Es mochte dann war sein, daß er auch liebenswürdig sein könne, für gewöhnlich ließ er sich nicht darauf ein.

Als ich durch Auerbach den literarischen Kreisen näher geführt wurde, verstand es sich von selbst, daß ich mich auch bei Gutzkow zu einem ganz feierlichen Besuch meldete. Er empfing mich herablassend, aber nicht unhöflich. Das Gespräch schlug gleich den Grundton an, den er hindurchklingen ließ, so oft ich in der Folge mit ihm in Berührung kam. Die Augen eingekniffen, den Kopf in den Nacken gebogen, begann er mich auszufragen. Und er verstand das Ausfragen. Als hätte er niemals von mir gehört — während ich wußte, daß er sich nach meinen Plänen bereits erkundigt hatte — begann er mit der Frage, was ich in Dresden zu „ambiren" dächte. Daß ich Gymnasiallehrer sei, wie er recht wohl wußte, schien er überhören zu wollen. Dann verlangte er zu wissen, ob ich schon etwas geschrieben — während mir bekannt war, daß er sich über „Waldmeisters Brautfahrt" (viel mehr als das hatte ich noch nicht vorzuweisen) bereits verächtlich ausgesprochen hatte. Lyrik sei wohl etwas Schönes, meinte er, aber man müsse sich nicht einbilden, wenn man ein lyrisches Heftchen veröffentlicht habe, daß man auch schon befähigt sei, eine Wochenschrift herauszugeben. Das war es, worauf er hinaus steuerte. Er fürchtete die Concurrenz, und sah in jedem jüngeren Schriftsteller einen Nebenbuhler, der sein literarischer Gegner werden konnte. Sehr väterlich rieth er mir, von poetischen Bestrebungen nicht viel zu erwarten, ich möchte mich ganz auf die Schule beschränken, das sei ja auch eine recht schöne Lebensaufgabe. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Aber ich gewann von ihm bei diesem ersten Besuche den Eindruck eines nicht sehr gewandten Schauspielers, den man, wenn er spricht, immer etwas ganz anderes „bei Seite" sagen hört. Die Befürchtung, ich könnte ihm durch ein Journal zum Brotabschneider werden, wurde er nicht los, und von verschiedenen Seiten mußte ich immer wieder von seinen geheimen Erkundigungen hören. Die Sache fing an mir Spaß zu machen, und wenn in der Gesellschaft etwas recht Tolles zur Sprache kam, rief ich im Uebermuth wohl aus: Das ist etwas für meine Wochenschrift! Auch Andere schenkten mir, besonders wenn es über Gutzkow zu klagen gab, etwas für „meine Wochenschrift", und endlich wurde im engeren Kreise die Bezeichnung „Wochenschrift" zu einer Rubrik, unter welcher Alles lief, was man gegen Gutzkow auf dem Herzen hatte. Ich war aber nicht der Einzige, gegen den er den Verdacht der Concurrenz hegte. Wer jemals etwas mit der Feder zu thun gehabt, bis zum bescheidensten Zeitungsgehülfen, wurde von ihm darauf hin geprüft und überwacht. Und er kannte sie Alle, Alle! Ein feinerer Geruch für Tinte, eine schärfere Witterung sogar für geheimes Artikelchenschreiben, wird nicht wieder zu finden sein. Dieses rastlose argwöhnische Spüren machte ihn zum unglücklichen Mann. Als in späterer Zeit eine düstere Wolke sein Gemüth umnebelte, und ich von den Anzeichen seiner Krankheit erfuhr, fand ich darin nur eine Steigerung längst bekannter Erscheinungen. Denn er hatte von jeher nur überall Feinde gesehen, dieselben angegriffen, und sich dadurch erst thatsächlich mit den Menschen in Zwietracht gesetzt. Und als er für genesen erklärt war, zeigte das Buch, welches er „Dionysius Longinus" nannte, wie furchtbar noch im Alter sein Gemüth mit Gift und Galle geladen war, die nur einer scheinbaren Herausforderung warteten, um nach allen Seiten hin zu sprühen.

Die Eigenheiten seines Charakters hinderten mich aber nicht, das Gute und Geistreiche was er damals bot, mit Antheil zu empfangen. Ein neues Stück von ihm im Theater war mir stets ein Ereigniß. „Lenz und Söhne", sowie „Ella Rose" wurden damals zuerst aufgeführt, getragen von Darstellern wie Emil Devrient und Davison. Da ich mich eher gestimmt fühlte, zu empfangen und mich anregen zu lassen, als zu kritisiren, so hatte ich manchen Genuß, den Andere nicht finden konnten.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Aus den Kunstausstellungen.

Eine Pietà von Arnold Böcklin.

Es ist nach langer Pause wieder ein wahrhaft großes Bild in Berlin eingetroffen. In Gurlitt's oberem Saal wird uns Gelegenheit geboten, Böcklin's neue Pietà mit Sammlung und Andacht zu würdigen.

Die Gestalten in Lebensgröße. Im fahlen Halbdunkel liegt der todte Heiland lang hingestreckt auf einer kalten Marmorplatte. Von jenseits beugt sich tief verhüllt die Schmerzensmutter über seine Brust. Hier unten alles trostlose Nacht. Aber oben öffnet sich mit leuchtendem Gewölk der Himmel, und als Tröster und Verheißer neigt sich der Erzengel zu der Verlassenen hinab.

An dem Leichnam des Gekreuzigten haben nach Holbein manche fähige Meister, zumal im heutigen Paris, ihre Kunst geübt. Aber vor dem ausgestreckten Körper hat uns nie das Gefühl verlassen, man habe den erhabenen Gegenstand wesentlich als Vorwand für eine Studie aus der Morgue benutzt. Böcklin greift tiefer, recht in's Herz der Situation. Der namenlose Schmerz der Mutter ist der Angelpunkt. Wir sehen ihre Züge nicht, die der dunkle, blaue Mantel überdeckt; ihre Gestalt verschwindet hinder der Bahre, an der sie kniet; aber so innig schmiegt sich das stumme Haupt an die todte Brust, so heiß und dringend preßt sich die Rechte, wie zur letzten Umarmung, um die Schulter des Sohnes, so schmerzverloren spielt die Linke in den geliebten Locken, daß kein verweintes Auge, keine zuckende Lippe, keine Leidensblässe in ihrem Antlitz beredter das unsagbare Weh mittheilen könnten.

Aus weiser Beschränkung, meinen wir, nicht aus Verzweifelung an seiner Kraft versagte sich der Meister diese vollere Ausgestaltung. Ein Böcklin hat der Magdalena auf ihrem Wege zum Grabe in's Antlitz geschaut; und wir erinnern uns aus einer Privatsammlung einer älteren Pietà des Meisters: nur die Köpfe der Mutter und des Sohnes in engem Rahmen; kaum ihre Hand war sichtbar, mit der sie das geliebte Haupt zum glühenden Mutterkuß an ihre Lippen zog. Kein Zug der Schönheit, kein Hauch des Trostes, aber ein Drang des Leides, der unser Blut stocken ließ. Das war deutsche Kunst. Gerade so unmittelbar haben einst die alten Meister, die Niederländer und die Süddeutschen, die seelischen Vorgänge schildern wollen; die Schmerzensmutter hat keiner tiefer erfaßt, als der Schweizer des neunzehnten Jahrhunderts.

Man kann heute nicht übersehen, welchen Rang das Urtheil der Nachwelt einst der erschütternden Gruppe zuerkennen wird, welche wir in dem neuen Bilde mit Ehrfurcht begrüßen. Aber daß sich heute ein ernster Besucher ihrer Macht entziehen könnte, scheint uns kaum glaublich. Wäre er selbst blind gegen die verhaltene Gluth dieses Schmerzes, gegen die erhabene Dramatik, so müßte ihn allein die landschaftliche Stimmung auf's Tiefste rühren. Die unheimliche Todesblässe des Leichnams, dessen Mitte das dunkle Gewand der Trauernden deckt; unten die eisige Steintafel, von feuchten Moosen umzogen; man ahnt dahinter das öde Blachfeld, über welches bange und drohend die schweren Wolken ihr bleiernes Grau herniedersenken; wenige Rosen, welche die Liebe auf die Stufe der Bahre gestreut hat, erinnern wehmütig an den Trost theilnehmender Liebe; so schlösse sich diese untere Gruppe mit tiefem, ergreifendem Farbenklang zu einem Urbilde der Todestrauer zusammen. Wir hätten unser bestes künstlerisches Genügen daran und schieden gerne mit diesem Klang im Herzen.

Böcklin, der Romantiker, hat es anders gewollt. Er bietet zu dem Leid auch die Versöhnung. Ueber der nächtigen Erde thut sich ein leuchtendes Gewölke auf; umspielt von Engelchen beugt sich ein Erzengel im gluthrothen Mantel hernieder, um der Verlassenen seine tröstende Hand auf die Schulter zu legen; sie wird aufschauen und wie eine zweite Verkündigung die Mähr von der Erstehung des Sohnes hören.

Ein schöner und würdiger Gedanke ohne Zweifel. Allein es scheint uns fraglich, ob er in seiner jetzigen Gestalt die Freude an dem großen Leidensbilde erhöhen werde. Ist es nur persönliche Verwöhnung, wenn wir in der Gestalt des Erzengels die volle himmlische Sicherheit des Fürsten der Heerschaaren und des erwählten Verkünders vermissen? Werden die Kinderchen mit den verweinten Augen und den mühsamen Geberden des Jammers oder der Hoffnung dem gewaltigen Zuge der leidenden Gruppe gleich geachtet werden? Und wird es nicht sehr ernsthafte Kunstfreunde geben, welche auf das ganze Himmelswunder verzichten möchten, selbst wenn es sich überzeugender an unsere formalen Gewohnheiten anschlösse? Ein Streifen der Morgenröthe wäre Symbol genug.

Wir glauben solche Bedenken nur deshalb anregen zu müssen, damit sich Niemand durch sie den Blick für das unvergleichlich Große dieses Bildes trüben lasse. Es ist einer der gesundesten Züge in dem Wesen des großen Meisters, daß ihn kein ausgesprochener oder gefürchteter Einwand je beirrt hat. Er schafft wie die Natur: nehmt ihn, wie er ist, oder er ist für euch nicht vorhanden. Und wer möchte die Sonne entbehren, auch wenn sie Flecken zeigt?

Peter Jessen.

Notizen.

Natur und Sitte. Zwei Novellen von Eugen Löwen. (Berlin, Bruer & Co.) — Zwei Alltagsgeschichten, aber in ihrem halb realistischen, halb romantischen Vortrag nicht ungewöhnlich. Die erste ist eine Künstlernovelle, die zweite die Liebesgeschichte einer Kellnerin und eines Studenten. Die Schilderungen sind nicht anschaulich genug, und die mangelhafte Motivirung läßt die Handlung oft unmöglich scheinen. Das Beste ist der Dialog, der manches sociale Problem aufrührt, doch oft zu weitschweifig wird. Löwen erinnert in mehr als einer Beziehung an Kretzer und muß sich wie dieser vor den crassen Effecten der Sensationsschriftsteller hüten.

Dämmerstunden. Gedichte von Clemens Drache. (Bautzen, Ed. Rühl.) — Ein ansprechendes lyrisches Talent, das sich am gewandtesten in Heine's Geleisen bewegt, aber auch eigene Weisen und Herzenslaute zu finden vermag. Lieder wie „Weil ich nicht vergessen kann" und „Du kannst nur einmal wahrhaft lieben" zeigen am reinsten des Verfassers stimmungsvoll poetische Art, die gern in's Ueberschwängliche greift. Nur vor Reminiscenzen muß er sich in Acht nehmen. „Und was wir gelobt uns Im schattigen Wald" darf man nach Eichendorff's abgeliedertafeltem Chorus: „Wer hat dich du schöner Wald" nicht noch einmal singen.

Dissonanzen. Zwei Novellen von C. Vollbrecht. (Weimar, Alfred Krüger.) — Offenbar von Frauenhand verfaßt, aber auch mit echt weiblichem Herzen geschrieben. Beide Geschichten, die der alten Lehrerin und der alten Tante, sind eng verwandt, melancholisch, aber gut erzählt und von einem Schimmer von Poesie verklärt. Und da die Verfasserin überall natürlich und anspruchslos bleibt, so wird sie auch männlichen Lesern und der strengen Kritik zu Dank schreiben.

Importirtes Genie, der Gesellschaft vorgestellt vom Stillvergnügten. (Berlin, T. Trautwein.) — Eine lustige Geschichte, wie der große Aesthetiker und Literarhistoriker Winter das Drama eines spanischen Dichters bewundert, als dessen wirklicher Verfasser sich am Schluß ein guter Deutscher vorstellt, von dem nun natürlich Niemand etwas wissen will. Es ist eine zeitgemäße Satire auf die namentlich in der Berliner Gesellschaft grassirende Manie, alles Fremde anzubeten, weil es fremd ist. Offenbar zielt der Verfasser auf die jüngste Berliner Modekrankheit der Ibsenleidenschaft. Jedenfalls hätte der Spott über das groteske Ibsen-Bankett im „Kaiserhof" schon etwas herzhafter ausfallen können.

Digitized by Google

Inserate.

Neueste Romane

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Die Lehnsjungfer.

Roman

von

Emile Erhard.

5 Bände.

Preis geheftet ℳ 20.—; fein gebunden ℳ 25.—

Dunst.

Roman

von

Karl Frenzel.

Preis geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein importirtes Genie

der Berliner Gesellschaft vorgestellt

vom

Stillvergnügten.

Elegante humorvolle Satire auf Henrik Ibsen!

T. Trautwein'sche Buchhdl. Berlin W. 41.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.**, Oppelstr. 44.

Deutsch-national.

Kolonial-politische Aufsätze

von

Karl Peters.

186 Seiten gr. 8°. Preis ℳ 4.— broch., ℳ 6.— hlbfz. gebunden.

Verlag von **Walther & Apolant** in **Berlin.**

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart"**, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.

Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Verlag der H. Laupp'schen Buchh. in Tübingen.

In unserem Verlag erschien:

Die Grundlagen der

Karl Marx'schen Kritik

der bestehenden Volkswirthschaft.

Kritische und ökonomisch-litterarische Studien

von

Dr. Georg Adler,

Docent der Universität Freiburg i. B.

gr. 8. broch. ℳ 6,—.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Sormann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kattenburg.

Ein Sang aus der Zeit des Bauernkrieges.

Von **L. St. Hohenried.**

Preis ℳ 4.80, elegant gebunden ℳ 6.20.

K. K. Hofbuchhandlung

Wilhelm Frick,

Wien, Graben 27, **Wien.**

Neu erschienen:

Natur und Sitte.

Zwei Novellen

von

Eugen Löwen.

Eleg. broch. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Verlag von **Bruer & Comp., Berlin** S.W., Anhaltstr. 11.

Im Verlage von **Alfred Krüger** in **Weimar** ist soeben erschienen:

Dissonanzen.

Zwei Novellen von **E. Vollbrecht.**

1. Fräulein Charlotte. 2. Tante Jutta.

Eleg. brosch. ℳ 2,50, eleg. gbdn. ℳ 3,50.

Neuer wissenschaftlicher Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Höhlbaum, Dr. K., Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Band I. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde III.) Gross 8°. XVI und 382 S. Eleg. brosch. Preis 9 Mark. In Leinwand geb. 10 Mark. (Wird in 2 weiteren Bänden binnen Jahresfrist vollständig.)

Lamprecht, Dr. K., Initial-Ornamentik des VIII. bis XIII. Jahrhunderts. 44 Steindruck-Tafeln meist nach Rheinischen Handschriften nebst erläuterndem Text. Folio. Eleg. brosch. Preis 10 Mark.

Lamprecht, Dr. K., Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. Drei Bände in vier Abteilungen. Gross 8°. 193 Bogen. Mit achtzehn Karten und sechs Holzschnitten im Text. Brosch. Preis 80 Mark.

Lossen, Dr. Max, Briefe von Andreas Masius und seinen Freunden 1538—1573. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde II.) Gross 8°. XX und 537 S. Eleg. brosch. Preis 11 Mark 40 Pf. In Leinwand geb. 12 Mark 50 Pf.

Scherzer, Dr. Karl von, Das wirthschaftliche Leben der Völker. Ein Handbuch über Production und Consum im Welthandel. Gross 8°. XI und 756 S. Preis brosch. 18 Mark 50 Pf. In Leinwand geb. 20 Mark 50 Pf.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Baumgarten, Hermann, Geschichte Karls V. Zweiter Band, erste Hälfte. Oktav. 383 Seiten. Elegant broschiert. M. 7.—

Fischer, Kuno, Goethes Faust nach seiner Entstehung, Idee und Komposition. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Oktav. XV u. 472 Seiten. Elegant broschiert. M. 8.—

Roscher, Wilhelm, Grundlagen der Nationalökonomie. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende. Achtzehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Oktav. XVI u. 774 Seiten. Elegant broschiert. M. 11.—

Vocke, Dr. **Wilhelm, Die Abgaben, Auflagen und die Steuer** vom Standpunkte der Geschichte und der Sittlichkeit. Oktav. XXVI u. 625 Seiten. Elegant broschiert. M. 10.—

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 2. April 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Lage im Elsaß. — Die Lage des Pachtwesens in Deutschland. Von Franz Berghoff-Ising. — Illegitimes in der Wissenschaft. Von Julius Duboc. — **Literatur und Kunst:** Schiller und Goethe in ultramontaner Beleuchtung. Von H. Düntzer. — Eine neue Strömung in unserer Malerei. Von A. Fitger. (Schluß.) — **Feuilleton:** Dresdener Erinnerungen. Von Otto Roquette. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** „Die goldene Legende". Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Zur Lage im Elsaß.

Straßburg i. E. 25. März.

Als wir beim Einzuge des Fürsten Hohenlohe in Straßburg an dieser Stelle einen Blick auf die damalige „Lage im Elsaß" warfen, glaubten wir — so sehr wir damals schon allzu optimistisch zu sein verlernt hatten — doch dem Wunsche und der Hoffnung Ausdruck geben zu dürfen, daß dem Fürsten Statthalter das Glück einer baldigen innerlichen Wiedergewinnung des Reichslandes möchte beschieden sein. Die vielerörterten Ereignisse der letzten Wochen haben uns belehrt, daß wir der Erfüllung dieses Wunsches noch um Bedeutendes ferner stehen, als man damals und seit jener Zeit ziemlich allgemein anzunehmen sich berechtigt glaubte. Und gerade bis diese Zeilen in der Oeffentlichkeit erscheinen, kehrt Fürst Hohenlohe von Berlin zurück: man möchte sagen, es ist ein zweiter Einzug des Statthalters, der den Beginn einer zweiten Periode in der Regierung des Fürsten bedeutet.

Wenn wir nun in Kürze einen Blick auf unsere Verhältnisse werfen wollen, wie sie zu Beginn dieser zweiten Regierungsperiode gelagert sind, so werden wir dabei auf die frühere und jüngste Vergangenheit nur genau in dem Maße zurückgreifen, als es zur Stellungnahme in der Gegenwart unbedingt erforderlich ist.

Nehmen wir zunächst die Hauptfactoren, die bei dem Wahlgange vom 21. Februar zusammengewirkt haben, um das bekannte Resultat herbeizuführen. Hier haben wir auf der einen Seite die notorische Thatsache, daß jene drei Elemente unserer Bevölkerung, welche die große Masse der Arbeiter und des Landvolkes in unbeschränkter Abhängigkeit halten, ihren Einfluß überwiegend in französischem Sinne geltend gemacht haben: vor Allem der katholische Clerus, dann die Herren Notabeln, besonders die Großindustriellen, endlich die Zwischenhändler, deren furchtbare Herrschaft über unsere Bauern eine der größten wirthschaftlichen Plage unseres Reichslandes bildet; dazu kam dann noch der notorische Einfluß, der mit französischem Gelde unter den verschiedensten Formen ausgeübt wurde, wobei die Bezahlung von Steuerschulden kleiner Leute manchmal eine Rolle gespielt haben soll.

Diesem übermächtigen Einflusse gegenüber haben wir das Eintreten der Regierung, von dem sich hintennach sehr leicht dociren läßt, daß es mehr geschadet als genützt hat: der Elsässer hat einen harten Kopf, und wenn ihm die Regierung die Wahl eines bestimmten Candidaten gar zu eindringlich nahe legt, dann mag er erst recht nicht. Auch ist es durchaus keine Erdichtung, daß die Furcht vor einem unmittelbar bevorstehenden Kriege in nicht wenig Fällen gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hat als jenseits des Rheins: man braucht in dieser Beziehung nur in jenen Tagen Erfahrungen gemacht zu haben, da es sich hier und in anderen Städten um die Aufstellung von gemäßigten, deutschfreundlichen einheimischen Candidaten handelte.

Zu alledem aber kommt noch ein Punkt, der unseres Erachtens in seiner Wirkung und in seiner Bedeutung bei der ganzen Discussion viel zu wenig beachtet worden ist: unmittelbar vor dem Entscheidungstage hatten wir die Geschichte mit den Haussuchungen, die manchen harten Elsässerkopf zur Opposition hinüberärgerte, während ihre Aufschiebung um wenige Tage wahrlich nichts geschadet hätte. Diese Maßregel fällt bekanntlich nicht unserer hiesigen Verwaltung zur Last: und auffallender Weise haben wir ähnliche Maßregeln, die Verstimmung hervorzurufen wohl geeignet sind, auch bei den früheren Wahlen schon zu verzeichnen gehabt, — wir erinnern nur an die Veröffentlichung des Entwurfes zum Sprachengesetz nach Ausschreibung der Wahlen von 1884! —, so daß man fast ein System in diesen jedesmal zur Unzeit von außen kommenden Maßregeln vermuthen könnte. Wir wollen hier diesen Punkt nicht weiter ausführen, ebensowenig als die aufgestellte Behauptung, daß die Anzahl von eingewanderten Alt-Deutschen, mißvergnügt über das zu milde Vorgehen der Regierung, für den Protestcandidaten gestimmt haben, um eine gewaltsame Aenderung des Regimes mit herbeizuführen; von diesen Mißvergnügten besteht ein bedeutender Theil nur aus jüngeren Leuten, die von dem den Wünschen des Landesausschusses entgegenkommenden Bestreben der Regierung betroffen werden, die Beamten- und Lehrerstellen soweit als möglich ausschließlich mit Elsaß-Lothringern selbst zu besetzen.

Dies waren die hauptsächlich in Betracht kommenden Factoren. Das Resultat ist bekannt, ebenso die tiefgehende und wohlberechtigte Entrüstung, die alle altdeutschen Kreise im Reichslande erfaßte. In der ersten Aufregung wurden Vorschläge gemacht, nunmehr mit einer unerbittlichen Strenge vorzugehen; dieselben gipfelten schließlich in dem vom „Nürnberger Correspondenten" angeregten und dann besonders von der „Nationalzeitung vertretenen Gedanken, die selbständige Existenz des Reichslandes definitiv aufzugeben, und dasselbe als Provinz Preußens oder als einverleibte Theile mehrerer deutscher Bundesstaaten zu gestalten; als dann die Nachrichten aus Berlin an die Verwirklichung dieser Pläne nicht mehr denken ließe, kam die Idee einer Reichsprovinz auf die Tagesordnung. Inzwischen ist die Frage der selbständigen Fortexistenz Elsaß-Lothringens in bejahendem Sinne entschieden

Digitized by Google

worden,. und wir können bei ruhiger Erwägung nur völlig damit einverstanden sein. Der von den erwähnten Zeitungen vertretene Gedanke selbst ist uns keineswegs unsympathisch und auch wir betrachten es als Unglück, daß dieser Gedanke nicht in früherer Zeit verwirklicht werden konnte. Der gegenwärtige Augenblick aber scheint uns zu solchem Experimente durchaus ungünstig zu sein: uns im Reichslande würde es nicht allzuviel nützen, eine stramme preußische Bureaukratie würde die elsässische Hartnäckigkeit nur mit stiller Erbitterung erfüllen, die durch die großen wirthschaftlichen und sonstigen Folgen, durch die große Zahl der zur Disposition zu stellenden Beamten u. s. w. fortwährende Nahrung finden müßte. Andererseits aber würden wir für das Hauptziel einer deutschen Politik, für die Stärkung und Förderung eines mächtigen deutschen Nationalbewußtseins alles eher als günstig gewesen sein: selbst aufgewachsen in partikularistischen Kreisen wissen wir nur zu gut, daß heute so wenig als vor 16 Jahren etwa einem bayrischen Partikularisten ein Verständniß für das „Opfer" beibringen könnte, das von Preußen durch Einverleibung Elsaß-Lothringens gebracht würde. Wir sind also, so sehr wir die Idee selbst als beste Lösung der reichsländischen Frage betrachten, aus rein praktischen Gesichtspunkten erfreut, daß dieselbe jetzt nicht zur Verwirklichung gekommen ist.

Dagegen begrüßen wir mit großer Freude die weiteren Mittheilungen, die in den letzten Tagen über organisatorische Veränderungen durch die Blätter gehen. Wir legen dabei weniger Gewicht auf das beabsichtigte persönliche Eingreifen des Statthalters in die Verwaltung. Jedenfalls glauben wir nicht an die großen Schwierigkeiten, die einzelne Blätter bei einer derartigen Stellung des Statthalters erblicken wollen. Ebenso halten wir es für nicht vernünftig, wenn man davon sprechen will, daß nun eigentlich nur das „régime personnel Manteuffel" von einem régime personnel Hohenlohe" abgelöst werden solle: wer die Verhältnisse nur einigermaßen kennt, der kann darüber nicht im Zweifel sein, wie ernst es dem Fürsten jederzeit mit der Verwirklichung des Programms ist, das er in seiner Colmarer Rede aufgestellt hat, mit einer consequenten Durchführung der Verwaltung ohne jene kleinlichen persönlichen Rücksichten, die einem „régime personnel" charakteristisch sind. Wir glauben, daß gerade ein persönliches Eingreifen in die Verwaltung dem Fürsten Statthalter diese consequente Durchführung erst recht ermöglichen wird; wir hoffen geradezu, daß dadurch in der Verwaltung eine feste zielbewußte Einheitlichkeit geschaffen wird, die für eine gesunde Weiterentwickelung vor Allem nothwendig ist.

Das Hauptgewicht legen wir auf die Einschränkung der Wirksamkeit unseres Landesausschusses, dann auf die (hoffentlich!) bevorstehenden Aenderungen in der Gewerbegesetzgebung und Gemeindeverfassung. Es kann Niemand ein lebhafteres Gefühl als wir für die weitgehende Harmlosigkeit unseres Landesausschusses haben, der sich, von wenigen tüchtigen Kräften abgesehen, in einer für ein „Parlament" sehr bedenklichen politischen und sachlichen Unreife repräsentirt. Das Uebel liegt aber darin, daß durch dieses parlamentarische Zwitterding unsere höheren Verwaltungsbeamten zu einer Art von staatsmännischem Auftreten gewungen werden, das nun einmal nicht Jedermanns Sache und gerade bei unseren eigenartigen Verhältnissen zu Compromissen u. s. w. zu führen geeignet ist, durch die man weitere Kreise der Deutschen vor den Kopf stößt. Sehr erfreulich wäre es, wenn die Aera eines geringeren Einflusses unseres „Parlaments" mit einem entscheidenden Schritt auf dem Gebiete der Gewerbe- und Fabrikgesetzgebung eröffnet würde. Wir haben gerade in den letzten Tagen eine bezügliche Studie von Dr. Hertzner über die oberelsässische Kammwollindustrie und deren Arbeiter erhalten, die — offenbar auf eingehende Forschungen an Ort und Stelle beruhend — überraschende Streiflichter auf unsere Verhältnisse auf diesem Gebiete geworfen werden. Jedenfalls ist der Zustand auf die Dauer unerträglich, daß wir hier gegenüber unserer deutschen systematischen Gesetzgebung darauf verwiesen sind, daß die Mißverhältnisse (siehe Kinderarbeit) einfach durch Präsidialerlasse einigermaßen geregelt werden. Dabei ist es ganz unzweifelhaft, daß eine derartige Maßregel auch politisch von größter Tragweite wäre, — man erinnere sich nur an die Rolle, welche unsere Großindustriellen überwiegend im Wahlkampfe gespielt haben. In weit höherem Grade aber käme dieser letztere Gesichtspunkt der politischen Tragweite in Betracht bei einer Abänderung unserer Gemeindeverfassung. Wir würden es in dieser Beziehung für das Beste halten, ein System durchzuführen, wie wir es in der Rheinprovinz haben: gewählte Ortsvorsteher, und cantonsweise Bürgermeister, die von der Regierung ernannt werden. Wir würden damit die Alleinherrschaft von Pfarrer und Bürgermeister, welch' letzterer in der Mehrzahl auf dem flachen Lande das einfache Werkzeug des ersteren ist, mit einem Schlage brechen. Von besonderer Wichtigkeit ist dabei, daß der gewählte Ortsvorsteher von dem Bürgermeister in Eid genommen wird; wir würden es für erwünscht halten, wenn hier, wie bei den übrigen Ehrenämtern, eine Anerkennung des Frankfurter Friedens in die Formel aufgenommen würde, verkennen aber keineswegs die Schwierigkeiten, die sich der Durchführung dieses Wunsches in den Weg stellen.

Wir müssen, um unserem Artikel keine übermäßige Ausdehnung zu geben, zum Schlusse eilen. Wir blicken weniger als je mit freudiger Hoffnungsseligkeit auf die Entwickelung unserer reichsländischen Verhältnisse, halten es aber für ebenso unvernünftig, nunmehr alles Vertrauen auf eine gedeihliche Weiterbildung einfach fallen zu lassen.

Die Lage des Pachtwesens in Deutschland.

Von Franz Berghoff-Ising.

Es kann nicht geleugnet werden, daß auch in Deutschland die Entwickelung des landwirthschaftlichen Pachtwesens in Bahnen einzulenken beginnt, die für die Zukunft der deutschen Landwirthschaft große Gefahren in sich bergen. Das Pachtwesen nimmt unter den Factoren der deutschen Landwirthschaft eine so hervorragende Stellung ein, daß von der Situation desselben die Prosperität der letzteren zu einem sehr großen Theil bedingt wird. Die landwirthschaftliche Betriebsstatistik vom 5. Juni 1882 hat festgestellt, daß im deutschen Reiche von je 100 landwirthschaftlichen Betrieben schon 44 Pachtland bewirthschaften und daß 16 Procent alles landwirthschaftlich benutzten Bodens Pachtland ist. In einzelnen Ländern und Provinzen des Reiches stellt sich das Verhältniß zwischen Pachtland und Eigenland noch ungleich günstiger für ersteres, als diese Durchschnittszahlen vermuthen lassen. So ist im Königreich Preußen mehr als der vierte Theil aller Rittergüter von mehr als 200 ha Fläche in der Hand von Pächtern; ebenso sind die preußischen Staatsdomänen, 1072 Vorwerke, sämmtlich verpachtet. Ausnahmen bilden nur die wenigen zu Remontedepots und Gestüten benutzten Dominien. Ferner sind in Preußen mehr als ein Drittel aller Zwergwirthschaften Pachtwirthschaften. Auch in Süddeutschland, insbesondere in einigen Kreisen des Großherzogthums Baden, überragt die Verpachtung namentlich kleinerer Güter und Parcellen nicht selten weit den Durchschnitt.

Das Gedeihen des so innig mit der vaterländischen Landwirthschaft verquickten Pachtwesens, das für alle Besitz- und Erwerbsklassen der Ackerbau treibenden Bevölkerung von eminenter Bedeutung geworden ist, hängt einmal von dem Charakter der Pachtverträge und des geltenden Pachtrechtes, ganz besonders aber von der Gestaltung der Pachtpreise ab. Eine allgemeine Statistik über die Höhe der letzteren existirt nicht und kann füglich nicht existiren, da dieselben, je nach Dichtigkeit der Bevölkerung und Reichthum der Gegend wechselnd, eine Generalisirung nicht zulassen. Gleichwohl ist aus dem vom Verein für Socialpolitik gesammelten Material, aus den werthvollen Ergebnissen der badischen Enquête und den alljährlich den Landtagen zugehenden Resultaten der Domänen-

Digitized by Google

verpachtungen ersichtlich, daß die Pachtpreise auch bei uns einer ungesunden Entwickelung, einer Höhe zustreben, die zu dem reellen Nutzwerth der Grundstücke in gar keinem Verhältniß mehr steht. Das gilt sowohl von den Großpachtungen der Rittergüter und Domänen des nördlichen Deutschlands, als ganz besonders von der im südwestlichen Deutschland so verbreiteten Parcellenpacht.

Was nun zunächst die letztere angeht, so ergibt sich aus den zuverlässigen Ermittelungen der badischen landwirthschaftlichen Erhebungen, daß die dortigen Pachtpreise in einigen Gegenden des Landes die enorme Höhe von 110 Mk. für den Morgen (36 Ar) Ackerland und 130 Mk. für den Morgen Wiese erreichen. Sachverständige Berechnungen beweisen, daß die auf die Pachtgüter verwendete Arbeit nur einen höchst spärlichen Lohn abwirft, auch wenn der Pachtpreis noch weit unter obigem Maximum zurückbleibt, z. B. bei einem Pachtpreis von 36 Mk. in einer Gemeinde des nördlichen badischen Hügellandes nur 54 Pfennige pro Tag. In einem Bericht der Enquête wird ausgeführt, daß, Gegenden mit ausgedehntem Anbau von Handelsgewächsen, Hopfen und dergl. ausgenommen, der Pachtpreis 30 Mk. nicht übersteigen dürfe, wenn die Arbeit des Pächters sich auch nur mit 1 Mk. pro Tag rentiren soll. In Folge des Mißverhältnisses, in welchem die Pachtpreise zu dem wirklichen Ertragswerthe der Grundstücke stehen, sind die ersteren, sobald die Ernte nur einigermaßen ungünstig ausfällt, nur sehr schwer einzutreiben. Mancher Ruin einer kleinbäuerlichen Existenz ist auf das zu theure Pachten zurückzuführen, das bei der großen Verbreitung der Pacht in Baden geradezu ein Hemmniß für den Fortschritt der dortigen Landbevölkerung genannt werden darf. Denn in Baden haben von je 100 Landwirthschaftsbetrieben schon 57,3 Pachtland in Benutzung; weit über die Hälfte aller Wirthschaften wird also von der ungünstigen Lage der Pachtverhältnisse in Mitleidenschaft gezogen. In der badischen Pfalz beträgt nach einer Aufnahme der landwirthschaftlichen Besitzverhältnisse von 1873 das Pachtland gar in zahlreichen Amtsbezirken 36 Prozent des landwirthschaftlichen Areals, in einzelnen Gemeinden sogar 50 Prozent und mehr. Aehnlich liegen die Verhältnisse im Amtsbezirk Kehl. Verpächter ist in den meisten Fällen kirchlicher Stiftungsbesitz. „Wenn hier der Grundeigenthumsbesitz der Kirche", schreibt Herr Ministerialrath Buchenberger in Karlsruhe, „in Zukunft noch weitere Ausdehnung erfahren sollte, so kann man sich ernstlicher Besorgnisse über die Zukunft des Bauernstandes in jener im übrigen fruchtbarsten Gegend des Landes kaum entschlagen."

Auch im Königreich Württemberg ist die Lage des Pachtwesen schon seit längerer Zeit keine günstige mehr. Die probeweisen Erhebungen über die bäuerliche Landwirthschaft nach dem Muster der badischen Enquête, welche auf Antrag der württembergischen Kammer in sechs charakteristischen Gemeinden vorgenommen worden, werden soeben durch den Druck veröffentlicht. Es ergibt sich daraus, daß auch in Württemberg die Pachtpreise viel zu hoch sind, wie ausdrücklich in den Berichten bemerkt wird. So finden sich in Wiesenbach, einer Gemeinde der fränkischen Hochebene mit wenig günstigen klimatischen und Boden-Verhältnissen, keinerlei Anbau von Handelsgewächsen, Pachtpreise von 130 Mk. pro Hectar Ackerland und 148 Mk. pro Hectar Wiese. Wie weit diese Zahlen den Nutzwerth überschreiten, ergibt eine Vergleichung mit dem durchschnittlichen Steuer-Reinertrage, der in derselben Gemeinde beim Ackerlande auf 51 Mk. und bei den Wiesen auf 52 Mk. pro Hectar zu stehen kommt. — Gleich volkswirthschaftlich ungünstig stellen sich die Resultate der Verpachtungen der großen Rittergüter und Domänen in Norddeutschland. Trotz der Ungunst der Zeiten, trotz des notorischen Rückgangs der Rentabilität der Landwirthschaft halten sich die Pachtpreise auf einer Höhe, die nothwendig den Ruin der Pächter in all' den Fällen, wo nicht sehr großer Kapitalbesitz eine ausdauernde Hülfsquelle bietet, herbeiführen muß, eine Thatsache, die auch der preußische Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten, Herr Dr. Lucius offen einräumt. „Ein weiterer Grund des Vermögensverfalles der Domänenpächter" heißt es in dem Berichte desselben an den König, „dürfte in dem Umstande liegen, daß manche Pächter seiner Zeit höhere Pachtgelder geboten haben, als aus den verpachteten Domänen überhaupt zu erschwingen sind." Noch im Jahre 1885 brachten die preußischen Domänenverpachtungen ein Plus von mehr als 847 000 Mk. gegen die früher erzielten Preise, und erst die letztjährigen Licitationen haben einen geringen, hauptsächlich auf die Verpachtungen in den östlichen Provinzen des Staates zurückzuführenden Ausfall ergeben. Das in einer Zeit, wo man, wenn man den lauten Klagen der Agrarier glauben will, der Bankerott der deutschen Landwirthschaft vor der Thüre steht. Zwischen den Pachtpreisen und der unzweifelhaft gedrückten und pekuniär schwierigen Lage der Landwirthschaft besteht ein schroffer Widerspruch, ein arges Mißverhältniß, sodaß der Verlauf der Verpachtungen wohl als ein „Barometer für die Auffassung der Landwirthe über die pekuniären Aussichten", wie Prof. J. Konrad-Halle meint, nicht aber als ein Kennzeichen der realen Situation der Landwirthschaft zu gelten vermag. Während nach dem letzten Etat der durchschnittliche Pachtpreis pro Hectar nutzbare Fläche 40,45 Mk. beträgt, stellt er sich in einzelnen Regierungsbezirken noch ungleich höher, namentlich in denjenigen, welche den Anbau der Zuckerrübe zulassen. An der Spitze steht der Regierungsbezirk Magdeburg mit mehr als 85 Mk. pro Hectar. Bei einer parzellenweisen Verpachtung der hessischen Staatsdomäne Schiffenberg bei Gießen wurden, wie in Birnbaum's Taxationslehre zu lesen, pro Hectar Acker 360 Mk., pro Hectar Wiese gar die horrende Summe von 720 Mk. erzielt, und dies bei so starker Zerstückelung, daß eine Erzielung lohnender Erträge unmöglich blieb.

Es wäre falsch, zu glauben, daß die Ausartung der Pachtpreise nur den Pächter allein schädige. Ein Pächter, der zu der Ueberzeugung gelangt, daß er von allem Fleiß und allen Opfern nicht nur keinen Lohn erntet, sondern noch das Seinige verliert, weil der Pachtzins unerschwinglich bleibt, der wird trotz aller Cautelen des Pachtvertrags Raubbau treiben, und hätte er auch den Willen trotz seiner traurigen Lage ein guter Wirthschafter zu bleiben, die schwindenden Mittel werden es ihm bald unmöglich machen. Nach Ablauf der Pachtzeit wird das Gut um ein Bedeutendes mehr deteriorirt sein, als auch nur annähernd mit dem zu hohen Pachtzins wieder gut gemacht werden kann. Bei der maßgebenden Stellung des Pachtwesens für die Fortschritte der gesammten Landwirthschaft hat auch die Volks- resp. Staatswirthschaft ein hervorragendes Interesse daran, daß die Pachtzinse auf einer natürlichen, d. h. der wahrscheinlichen Rentabilität des Bodens entsprechenden Höhe gehalten werden. Denn ganz abgesehen davon, daß es dem Staate nicht gleichgiltig sein kann, ob das gewaltige bei uns im Pachtwesen angelegte Capital und mit ihm zahlreiche Existenzen verloren und zu Grunde gehen, haben nach den eigenen Worten des Ministers Lucius die großen Pachtwirthschaften auf Domänen und ähnlichen Gütern auch die Aufgabe, als Musterwirthschaften dem Lande voran zu leuchten. Worin liegen nun die Ursachen, müssen wir angesichts dieser Sachlage fragen, daß die Pachtpreise sich so sehr weit von dem wirklichen Nutzungswerth der Grundstücke entfernen, eine Calamität, die trotz der schon lange dauernden üblen Situation der Landwirthschaft fortdauert, ja relativ sich steigert? Darin, daß der Preiskampf um Grund und Boden nicht von ebenbürtigen Parteien, sondern von den Grundeigenthümern als den Stärkeren, und den Landsuchenden als den Schwächeren geführt wird, gerade so, wie auch der Wettstreit zwischen Miethern und Vermiethern sich zwischen ungleich starken wirthschaftlichen Gegnern abspielt, und darum auch nothwendig die ersteren gegen die letzteren stets im Nachtheil bleiben müssen. Das mögen vor Allem diejenigen erwägen, welche gegen jede gesetzliche Ordnung des Pachtwesens im Sinne eines Schutzes der Pächter gegen Uebervortheilung den Einwurf bereit halten, daß ja Niemand gezwungen werde, zu pachten, und daß die freie Concurrenz auch hier der beste Regulator sei. Der im Kampf ums Dasein um Grundbesitz Werbende, meint sehr zutreffend G. Ruhland in seiner vorzüglichen Arbeit über das natürliche

Digitized by Google

Werthverhältniß des landwirthschaftlichen Grundbesitzes, wird beim Vertragsabschluß um so weniger ökonomischen Erwägungen folgen, je mehr die Concurrenz verstärkt ist, sei es in natürlicher Weise durch besseres Arbeitsverdienst, sei es künstlich durch kleinste Pachtzeiten, kleinste Pachtparzellen. Diese Ansicht findet ausdrückliche Bestätigung durch die Ergebnisse der erwähnten württembergischen Enquête, wo in den Berichten ausdrücklich hervorgehoben wird, daß die Ursache der hohen Pachtpreise vornehmlich in dem durchweg geringen Umfang der Pachtparzellen belegen sei, welcher die Zahl der Pachtbewerber natürlich ungemein erweitert. Hierin liegt auch nach Ruhland der Grund der Erscheinung, daß der Grundbesitz keinen allgemein einheitlichen Markt hat, daß die Pacht- und Kaufpreise vielmehr ortsweise höchst verschieden sind, und locale Zufälligkeiten die exorbitantesten Ausschreitungen zu Tage fördern können. Auch Roscher spricht sich in seiner Nationalökonomik des Ackerbaus dahin aus, daß eine Bereicherung der Pächter in ihrem Geschäfte immer nur sehr selten vorkommen könne; ihre Standeslage sei schon insofern keine günstige, weil die Menge der zu verpachenden Grundstücke fast immer dieselbe bliebe, während die Zahl der pachtlustigen Menschen wachse. Ueberschätzung vermeintlicher Selbständigkeit und der Drang nach Gründung des sog. eigenen Herdes, ja Verzweiflung, eine andere Unterhaltsgelegenheit zu finden, bewirken leicht Irrthums- ja nicht selten wahre Nothpreise. Und doch ist, wie der alte preußische Staatswirth und Statistiker Leopold Krug bemerkt, der Wohlstand der Pächter in einem Staate, dessen größter Reichthum aus Grund und Boden kommt, nicht bloß ein sicheres Kennzeichen des Nationalreichthums, sondern auch eine der ersten Quellen des Wohlstandes aller übrigen Stände.

Soll nicht die Entwickelung des Pachtwesens auch bei uns in irische Zustände hineintreiben, wozu die Ansätze leider schon vorhanden sind, eine Gefahr, auf welche Volkswirthe, wie Schmoller und von Miaskowski schon hingewiesen haben, so ist hier ein Eingreifen der Gesetzgebung unbedingt nöthig. Wenn wir Gesetze gegen die wucherische Uebervortheilung im Darlehn haben, so ist nicht abzusehen, warum das Gesetz gegen den viel gefährlicheren Mieth- und Pachtwucher jegliche Hülfe versagen soll. „Der Miethwucher" sagt Prof. Menger, „ist die Geißel aller aufblühenden Städte, und der Pachtwucher hat die ländliche Bevölkerung ganzer Länder in einen der Sclaverei ähnlichen Zustand versetzt." In der verschiedenartigen Behandlung des Geldwuchers und des Landwuchers documentirt sich nach demselben Autor der alte Gegensatz zwischen dem money interest und dem landed interest, der in Deutschland mit dem politischen Gegensatz der liberalen und kirchlich konservativen Parteien ziemlich identisch ist. Bis jetzt ist nur England, gedrängt durch die äußerste Noth, zu einer Reformirung des Pachtrechtes gelangt. Die Zukunft wird zeigen, ob es nicht längst zu spät war. Leider ist das Vorgehen Englands gegen den Pachtwucher durch die irische Landacte vom Jahre 1881 und 1883 bislang noch in allen europäischen Staaten ohne Nachahmung geblieben. Es liegt im dringendsten Interesse nicht nur der Pächter, sondern auch der Verpächter und nicht zuletzt der gesammten Volkswirthschaft, daß unsere zum Theil veraltete, den complicirten Verhältnissen und Bedürfnissen der Neuzeit nicht mehr genügende Pachtgesetzgebung reformirt resp. ergänzt wird, insbesondere ist eine Aenderung der Gesetzgebung dahin zu fordern, daß die Möglichkeit einer civilrechtlichen Bestimmung der Pachtpreise wegen fraudulosen Vertrages gewährt wird, ein Verlangen, dem die Unterstützung der einsichtigsten Agrarpolitiker in Deutschland nicht fehlen wird.

Illegitimes in der Wissenschaft.

Von Julius Duboc.

Dem französischen Geist und Temperament, revolutionär wie er einmal im Grund seines Wesens beanlagt ist, widerstreben illegitime Verhältnisse nicht. Von dem eigenartigen Reiz der Neuheit, des Pikanten, der herausfordernden Keckheit umkleidet, fesseln sie vielmehr seine Aufmerksamkeit und sein Interesse, und er wird selten Bedenken tragen ihnen Sympathie zu bezeigen und huldigend zu nahen. So vor Allem auf dem Gebiet des Geschlechtslebens, wo die formelle Illegitimität schon deshalb sehr leicht den Preis davon trägt, weil der legitime Zug des Herzens und der Sinne sein Recht behauptet, indem er der von anderen Mächten gesetzten Schranken spottet, so auf dem Gebiet der Politik, so, weniger ausgesprochen natürlich, aber doch auch nicht ganz selten, auf dem nüchternen und ernsten Gebiet der Wissenschaft. Vielleicht hängt es damit ein wenig zusammen, daß die französische Wissenschaft der deutschen einen Vorsprung in Betreff des Phänomengebiets der Hypnose abgewonnen hat, einen Vorsprung, der so groß erscheint, daß wir, auf der deutschen Seite, uns überwiegend auf die Arbeiten französischer Forscher angewiesen sehen, um den Ueberblick über die sehr merkwürdigen damit verknüpften Fragen und Probleme nicht zu verlieren. Denn es spielt ja auch hier ein Stück Illegitimität mit hinein, und die deutsche Wissenschaft, sehr viel peinlicher und bedenklicher, sehr viel mehr beflissen, den correcten Standpunkt zu wahren und nichts Zweifelhaftes vorzunehmen, ist bisher vor Allem wohl deshalb gerade hierin so zögernd vorgegangen,*) weil es ihr der „Würde der Wissenschaft", verkörpert in der Würde jedes einzelnen, namentlich jedes titulirten Vertreters derselben nicht zu entsprechen schien, sich an einem so übel beleumundeten Gegenstand heranzumachen. Der üble Leumund liegt in einer möglichen, ja vielleicht thatsächlichen verwandtschaftlichen Beziehung des Hypnotismus zu dem ganzen „occulten Phänomenengebiet", wobei denn die Schrecknisse des Spiritismus, des Mediumismus u. s. w. vor der geängstigten wissenschaftlichen Phantasie auftauchen. Zwar könnte man — doch wir lassen das, um weiterhin darauf zurückzukommen, und wollen einstweilen nur resümirend die wichtigsten Beziehungen andeuten, die neuerdings auf dem Gebiet der Hypnose, namentlich durch den französischen Forschungseifer angeregt, zur Sprache gelangt sind. Von diesen Beziehungen sind für den Nicht-Mediciner diejenigen wohl die interessantesten, die sich einerseits mit der Pädagogik, andererseits mit der Rechtspflege berühren. Was die erstere Frage, also die allgemeine Frage: ob Einwirkung mittelst Hypnose überhaupt als Erziehungsmittel denkbar sei, anlangt, so ist sie zunächst durch die Erfahrungen, welche bei der Heilung von Irren mittelst hypnotischer Suggestion (Gedanken- und Willensübertragung) gemacht worden sind, in den Vordergrund getreten. Und in der That, wenn man die von Dr. A. Voisin neuerdings in verschiedenen französischen Fachjournalen**) veröffentlichten Fälle genauer betrachtet, so wird man nicht umhin können zuzugeben, daß die Frage einer Anwendung der dort angewandten Methode auf allgemeine pädagogische Zwecke jedenfalls nicht a limine und ohne nähere Prüfung abzulehnen ist.

Voisin ist dirigirender Arzt der Irrenabtheilung an der

*) Von deutschen Gelehrten, die sich mit dem Hypnotismus theils selbständig, theils durch Uebersetzungen und Hinweise beschäftigt haben, sind u. A. zu nennen Heidenhain, Grützner, Preyer, Dr. Fränkel, H. Korn („Ueber Beziehungen zwischen Hypnotismus und cerebraler Blutüberfüllung"), ganz neuerdings erst G. Geßmann (Magnetismus und Hypnotismus. Mit 46 Abbildungen und 18 Tafeln). Diese Schrift bildet den 35. Band von Hartleben's „Elektro-technischer Bibliothek".

**) Um die Verdeutschung derselben und anderer ähnlicher französischer études hat sich die „spiritistische" Monatschrift „Sphinx" ein anzuerkennendes Verdienst erworben.

Digitized by Google

Salpêtrière, jener Anstalt, an der seit einer Reihe von Jahren der ausgezeichnete Nervenarzt Martin Charcot die hypnotische Behandlung Nervenkranker mit Eifer und Ausdauer cultivirt. Charcot's Heilerfolge sind theils ebenso sehr angestaunt und gepriesen, wie von Anderen, namentlich auch von fachlichen Seiten, bestritten worden. Jedenfalls haben seine Vorträge und Experimente das höchste Interesse erregt und schon seit Jahren eine kleine Völkerwanderung von Aerzten und Laien aus aller Herren Länder nach der Salpêtrière zuwege gebracht. Uebrigens hat Charcot keineswegs dem Hypnotismus erst die Bahn erschlossen. Derselbe fand vielmehr sehr bald nach seinem ersten Auftauchen (in Folge der von J. Braid 1841 gemachten Entdeckungen; Braid's Schriften wurden 1860 durch Velpeau der Pariser Akademie vorgelegt) in Frankreich auch in wissenschaftlichen Kreisen eine gewisse Verbreitung und bedeutende Forscher, unter denen der verdienstvolle Liébault, Dumontpallier und namentlich Bernheim, welcher zuerst den großen Einfluß der Suggestion bei hypnotisirten Personen nachwies, voranzustellen sind, widmeten ihm eine eingehende Aufmerksamkeit. Aber trotzdem dauerte es lange Zeit, bis die ärztliche Praxis anders als in vereinzelten Fällen sich des Hypnotismus bemächtigte. Die Handhabung desselben blieb fast ausschließlich oder vorwiegend in den Händen von „Magnetiseuren" und war dadurch einer wissenschaftlichen Controle oder Garantie mehr oder minder entrückt. Dr. Voisin ist nun aber kein Magnetiseur, sondern ein regelrechter praktischer Arzt, was zu constatiren, zur Beruhigung zweifelsüchtiger Gemüther, mir nicht ganz unwichtig erschien, da seine Versuche, die Suggestion zur Heilung von Geisteskrankheiten zu verwenden, wohl noch ziemlich vereinzelt dastehen und viel Ueberraschendes bieten. Es gelang ihm, was schon in einem Artikel in Nr. 9 der „Gegenwart" kürzlich Erwähnung gefunden hat, in mehreren Fällen nicht allein Wahnvorstellungen zu beseitigen, sondern auch eine dauernd sich bewährende völlige Gemüthsumwandlung zu erzielen. Dadurch wird nun in der That die Frage, wie sich der Hypnotismus zu den Aufgaben der Erziehung stellt zu einer unausweichlichen. Wenn es möglich ist, wie Dr. Voisin dies als Thatsache, die er erlebt, behauptet, Jemanden wider seinen Willen durch hypnotische Beeinflussung zu bestimmen eine Arbeit zu verrichten und freundliche Gefühle, die ihm sonst fremd sind, zu bethätigen, so kann es ja auch möglich sein durch dasselbe Verfahren Einfluß auf eine zänkische Gemüthsart oder auf unüberwindliche Arbeitsscheu, die sich allen Mitteln und pädagogischen Einwirkungen hartnäckig widersetzt, zu gewinnen, kurz es kann vielleicht in rathlosen Fällen Rath geschafft werden. Denn daß zu dieser Beeinflussung Geistesstörung erforderlich sei, kann ja von vornherein nicht behauptet werden, wenn sie auch in diesen Fällen besonders schlagend und prägnant hervorgetreten ist. Vereinzelt soll eine erziehliche Einwirkung übrigens auch bei einem gesunden, nur sehr trägen Knaben und bei idiotisch beanlagten Kindern eingetreten sein.

Mit einer „magnetischen Erziehung" hat es jedenfalls noch gute Wege. Für den positiven Beweis einer praktischen Anwendbarkeit fehlt es vorläufig noch, wie selbst die Anhänger zugeben, an Versuchen, die mannigfach und wiederholt vorliegen müßten, wenn sie die zweifelsohne vorhandenen bedenklichen Seiten der hypnotischen Einwirkung entkräften und diejenigen, die sich auf diese berufen, zum Schweigen bringen sollten. Zu den letzteren gehört in Frankreich u. A. ein angesehener Rechtsgelehrter, Herr Desjardins, der die Ausübung des Hypnotismus als ein Attentat auf die Rechte der Menschheit bezeichnete, gegen das man protestiren müsse. Herrn Desjardins haben als Rechtsgelehrten offenbar Fälle und Möglichkeiten des äußersten Mißbrauchs vorgeschwebt, ihn hat vorzugsweise die juristische Seite der Frage interessirt und das Gebiet der Hypnose bietet allerdings auch hierfür eine so starke Ausbeute, daß es die ganze Rechtspflege in Mitleidenschaft zieht und ihr eine Reihe neuer verwickelter Probleme stellt.

Typisch für die Möglichkeiten, die sich in dieser Hinsicht ergeben, ist ein von dem Advokaten, Herrn Foureaux, in der Zeitschrift „La Loi" vom 4. November 1885 erwähnter und von ihm verbürgter Fall, in dem ein junges Mädchen durch Suggestion veranlaßt worden sein soll, einen Diebstahl zu begehen und falsches Zeugniß abzulegen.

Ein einziger solcher Fall, wenn thatsächlich richtig angegeben, rechtfertigt also die schwersten Bedenken und nöthigt sich dem Juristen, er mag wollen oder nicht, als Problem auf, letzteres um so mehr, als die Wirkung der posthypnotischen Suggestion, d. h. die Zeitdauer, in welcher eine hypnotische Suggestion anhalten kann, bis sie verwirklicht und in die That übergeführt wird, nach einigen Angaben, die vielleicht noch der Bestätigung bedürfen, sehr lange ausgedehnt werden kann. Jedenfalls soll sie einige Tage und selbst Wochen betragen können. Es ist dem Angeführten nun allerdings die Versicherung glaubwürdiger deutscher Fachmänner entgegengehalten worden, daß es ihnen nie gelungen sei, in der Hypnose anständige Charaktere zu einem Diebstahl zu bewegen. Dieselben hätten vielmehr stets sich geweigert und geantwortet: „Das ist ja nicht mein". Allein als Gegenbeweis kann man doch den nicht erzielten Erfolg oder das Mißlingen in einer Reihe von Fällen unmöglich ansehen, wenn das Gelingen in einem hinlänglich verbürgten Fall vorliegt. Es scheint mir überhaupt nicht thunlich, auf Grund unseres minder ausgedehnten Beobachtungsmaterials einen stricten negativen Gegenbeweis gegen alles dasjenige führen zu wollen, was an einer Stelle, wo man sich diesen Studien mit einem besonderen Eifer ergeben hat, auftaucht, wenn dasselbe auch höchst frappirende Züge bietet. Daß auf französischer Seite einiger Uebereifer, vielleicht gelegentlich eine Ueberstürzung vorkommt, ist ja wohl möglich, es würde aber doch nur dieselbe Ueberstürzung auf unserer Seite sein, daraufhin dem Ganzen eine Discreditirung anzetteln zu wollen und dadurch dann auch wieder die einzelne Angabe zu entwerthen. Wollen wir nicht eine ganze Reihe wissenschaftlich etablirter Männer, die mit ihren Namen und also auch mit ihrer wissenschaftlichen Ehre für gewisse thatsächliche Beobachtungen, die sie gemacht haben wollen, eintreten, einfach für Nullitäten oder unzurechnungsfähig erklären, so wird doch nichts übrig bleiben, als ihre Glaubwürdigkeit im Allgemeinen bestehen zu lassen und, wie es auf wissenschaftlichem Gebiet und namentlich thatsächlichen Angaben gegenüber ja überhaupt üblich ist, Irrthümer nur da anzurechnen, wo sie nachgewiesen werden können. Aber auch abgesehen davon, ob es möglich sei, durch hypnotische Willensübertragung Jemanden dazu zu bringen, einen Diebstahl zu begehen, was als thatsächlich von französischer Seite also behauptet, von deutschen Fachmännern dagegen angezweifelt wird, es ist unbestreitbar, daß die Eigenthümlichkeit des hypnotischen Zustandes in Hinsicht der Frage der Zurechnungsfähigkeit sowohl, als durch die Schädigung, die dem Hypnotisirten selbst bei Mißbrauch der über ihn waltenden Gewalt erwachsen kann, als auch durch die mögliche Simulation*) des hypnotischen Zustandes, die bei der starken Betheiligung hysterischer Personen sehr in Berücksichtigung zu ziehen ist, von der Rechtspflege nothwendig in Berücksichtigung gezogen werden muß, daß das Studium der auf hypnotischem Gebiet liegenden Möglichkeiten namentlich den Gerichtsarzt, der als Sachverständiger zu Rathe gezogen wird, sehr nahe angeht.

Was den zweiten Fall, die Schädigung Hypnotisirter, nicht durch einen auf ihre Gesundheit wirkenden schädlichen Einfluß, sondern durch directen Mißbrauch betrifft, so sind einige sehr eclatante Fälle von Vergewaltigung während hypnotischen Schlafes in den letzten Jahren in Frankreich bekannt geworden und auch zur gerichtlichen Verhandlung gelangt. Die näheren Angaben finden sich zahlreich in den französischen juristischen und medicinischen Fachzeitschriften, namentlich den „Annales d'Hygiène publique et de Médecine légale". Ein besonders schwerer Fall betraf eine Frau, die von dem sie behandelnden Arzt wiederholt im hypnotisirten Zustand miß-

*) Ein von Charcot erfundener Apparat bezweckt durch Darstellung der Athmung der betreffenden Person den echten Hypnotismus vom simulirten zu unterscheiden.

Digitized by Google

braucht worden war, ohne daß sie in ihrem wachen Zustand die geringste Erinnerung davon hatte und die, als sie während einer langen Abwesenheit ihres Mannes Mutter wurde, darüber den Verstand verlor. Von allen Behauptungen, die man hinsichtlich der hypnotischen Thatsachen aufstellen kann, heißt es in einer der neuesten Publikationen über diesen Gegenstand (Dr. Cullerre, Magnétisme et Hypnotisme, Paris 1886) ist gerade diese am allerwenigsten ernsten Einwänden hinsichtlich ihrer Glaubwürdigkeit unterworfen.

Die Gefahren, die in all' diesen Richtungen mit dem Magnetismus, Mesmerismus, Somnambulismus u. s. w. — hier geht ja Eins in's Andere über — verbunden sein können, sind ja nicht gerade neu und schon früher beachtet worden. Schon ein von Bailly aufgesetzter, von dem wissenschaftlichen Ausschuß Ludwig XVI. im Jahre 1784 erstatteter geheimer Bericht über das Verfahren und die Lehre Mesmer's betonte, daß das Verfahren der „Magnetiseure" und die durch sie veranlaßten Sinnesstörungen sehr beklagenswerthe Folgen für Sitte und Ordnung haben könnten. Aber die Erweiterungen, die dies Gebiet in der hypnotischen Form und durch die auf diesem Felde gemachten Beobachtungen, erfahren hat, die Erleichterung den hypnotischen Zustand hervorzurufen einerseits und seine gefährliche Ausbeutung durch die Suggestion (unbeschadet der möglichen heilsamen Wirkungen derselben) andererseits u. s. w. haben diese Gefahren evidenter und dringlicher gemacht und dafür ebenso wie für den möglichen Nutzen unseren Blick geschärft zu haben und fortwährend zu schärfen, scheint mir doch kein ganz geringes Verdienst der französischen Forschung.

Aber ich erblicke das Verdienst auch noch in einer anderen Richtung. Es ist noch nicht allzu lange her, daß der heute von der Wissenschaft angesammelte und durch eine Reihe ihrer Vertreter, wenn auch noch jetzt nicht ohne allen Einspruch, legitimirte, unter dem Ausdruck: „Hypnotismus" zusammengefaßte Thatbestand abnormer Nervenvorgänge vor der sella curulis derselben Wissenschaft durchaus keine Gnade fand und ziemlich allgemein angezweifelt oder bespöttelt wurde. Es erging dieser Gruppe von Erscheinungen kaum anders und kaum besser als verschiedenen anderen, die ich am liebsten mit dem Ausdruck des occulten Phänomenengebietes bezeichnen möchte, um der mit Recht verpönten und anstößigen Bezeichnung des Spiritismus aus dem Wege zu gehen. In den Bann, der zur Zeit noch über diesem Gebiet lagert, legt die Aussonderung, die Berücksichtigung der hypnotischen Erscheinungen eine Bresche, die weitere Consequenzen nach sich ziehen wird und die französische Forschung leistet, ohne es darauf abgelegt zu haben, in diesem Sinn einen Pionierdienst, der einem größeren Ganzen als dem zunächst von ihr berücksichtigten Gebiet zu Gute kommt. Es ist eben so erklärlich wie vortheilhaft, daß dieser Pionierdienst von einer Disciplin ausgeht, in der im Allgemeinen ein starker Materialismus vorherrschend zu sein pflegt. Sie hat sich eben deshalb am zugänglichsten erwiesen, weil sie am wenigsten Veranlassung hat, sich mit allgemeinen theoretischen Erwägungen, woraus dann wieder allerlei Vorbehalte folgen, einzulassen, weil bei ihr vorwiegend das praktische Interesse den Ausschlag gibt. Und es ist das gerade in diesem Fall deshalb so vortheilhaft, weil dadurch in eine Richtung auf das rein Thatsächliche eingelenkt wird, welche auf diesem verwickelten Forschungsgebiet einzig und allein das gemeinsame Fundament für Freund und Feind abgeben kann.

Die deutsche Philosophie hat sich in ihrer metaphysischen Periode nicht unsympathisch zu dem „occulten Phänomenengebiet" verhalten. Fichte beschäftigte sich 1813 anhaltend mit dem animalischen Magnetismus und dem Hellsehen und beabsichtigte die Anwendung derselben auf die „Wissenschaftslehre" in seinen Wintervorlesungen vorzunehmen. Leider kam es nicht dazu. Fichte starb, vom Nervenfieber weggerafft, im Januar 1814. Hegel sah in den Vorgängen des thierischen Magnetismus ebenfalls willkommene Beläge für seine Auffassung des Seelenlebens und verwerthete sie in diesem Sinn in seiner „Psychologie", in der er den Geist als die existirende Immaterialität darstellt. Erst mit Feuerbach vollzog sich in Folge des nun in den Vordergrund gestellten Princips der Sinnlichkeit — „Wahrheit, Wirklichkeit, Sinnlichkeit sind identisch" (Philosophie der Zukunft § 32) — eine im Princip unsympathische, abgeneigte, ja geradezu feindliche Schwenkung und ich erinnere mich noch sehr wohl einer in meine frühen Jugendjahre fallenden Unterhaltung mit diesem Philosophen, in der derselbe sich äußerst wegwerfend, ja geradezu vervehmend über dies ganze Gebiet ausließ, ohne sich auf Gegengründe einzulassen. Das punctum saliens war allerdings nicht schwer zu begreifen. Denn genau dasselbe Moment, welches Hegel von seinem Standpunkt aus den thierischen Magnetismus, Somnambulismus u. s. w. willkommen heißen ließ, mußte Feuerbach auf dem entgegengesetzten Standpunkt gegen denselben einnehmen. Dieser erblickte darin einfach einen Rückfall in ein von ihm mit Ausdauer und Erfolg bekämpftes und von der tonangebenden Naturwissenschaft vollends zum Fundamentalsatz erhobenes Princip. Nun frägt es sich zwar noch, ob für die Sympathie des einen und die Antipathie des anderen Philosophen in der Natur der Vorgänge, denen dieselbe galt, ein besonderer Anlaß gegeben war. Was bis jetzt an Beobachtungsmaterial auf dem so verwickelten, so wenig gesichteten und so verschiedenartig deutungsfähigen occulten Phänomenengebiet zusammengetragen ist, dürfte die Hegel'sche These von der existirenden Immaterialität noch ebenso wenig unbedingt stützen als dem Feuerbach'schen Princip der Sinnlichkeit und damit dem modernen naturwissenschaftlichen Bewußtsein unbedingt widersprechen. Es könnte recht wohl sein — und manches scheint mir gerade dafür zu sprechen — daß es sich in letzter Instanz weniger um eine Aenderung des Princips der Sinnlichkeit als des Programms derselben, um mich so auszudrücken, durch die Aufnahme neuer, bisher nicht geahnter Sinnesthätigkeiten handeln dürfte. Allein wie dem auch sei und selbst wenn dem nicht so wäre — der Wahrheit kann man als Forscher nur dienen ohne Vorbehalt und aus unerwarteten oder unerklärlichen, d. h. mit unseren bisherigen Annahmen nicht übereinstimmenden Wahrnehmungen entsteht nach genauester Prüfung und Feststellung des Thatbestandes immer nur eine und dieselbe Aufgabe, die der ausgezeichnete Mathematiker Riemann durchaus sachlich zutreffend als Ergänzung oder Verbesserung des Begriffssystems bezeichnete. „Sie bildet," wie Riemann richtig hinzufügt, „die Erklärung der unerwarteten Wahrnehmung. Durch diesen Proceß wird unsere Auffassung der Natur allmählich immer vollständiger und richtiger, geht aber zugleich immer mehr hinter die Oberfläche der Erscheinungen zurück." Die ganze Entwickelung der Wissenschaft und der Geistesarbeit überhaupt ist eine Bestätigung dieses Satzes und wird es auch in Zukunft sein und so mögen wir denn getrost vertrauen, aber auch für unseren Theil dazu thun, daß der Pionierdienst der französischen Arbeit dazu beitrage, die Wissenschaft aus ihrer bisherigen unfruchtbaren Verneinung dem occulten Phänomenengebiet gegenüber herauszudrängen. Eben diese unfruchtbare Verneinung führt zu einer Verwahrlosung des Gebiets, für welche also weniger die alsdann die Oberhand gewinnenden bedenklichen Elemente, als die Wissenschaft selbst verantwortlich zu machen ist. Ein linker Flügel, um mich so auszudrücken, thut Noth, der für das Thatsächliche auch auf diesem Gebiet Interesse zeigt und es vorbehaltlos acceptirt, während er alle vorzeitigen halsbrecherischen Erklärungsversuche beanstandet.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Schiller und Goethe in ultramontaner Beleuchtung.

Von H. Düntzer.

„So haben wir es denn doch bald dahin gebracht", schmunzelt die schwarze Brigade der Frommen, „daß alle bisher gefeierten ungläubigen Schöngeister, Naturforscher und Weltweisen der ganzen Erde zu Schanden oder, wie der große William, zu Katholiken gemacht worden, jede Geistesgröße, die nicht an die Göttlichkeit der christlichen Offenbarung geglaubt, wie nichtige Spreu weggefegt, als ansteckende Fäulniß verdammt ist. Und dieses gottgefällige Werk ist so leicht, da es dazu bloß der kecken Anwendung eines leichten Mittels bedarf, man sich nur der Stimme des Gewissens zu verschließen, alles Gute, Wahre und Schöne durch das Augenglas der Verachtung und des Hasses zu schauen und vieles nicht zu wissen braucht." Dieses leidige Verleumdungsspiel, womit die Verhimmelung unbedeutender gläubiger Schriftsteller gleichen Schritt hält, sehen wir immer größere Kreise ziehen, da die frommen Streiter Hand in Hand gehen und ihrem Hohnsprechen der Wahrheit selten berufene Stimmen entgegentreten, ja sogar Halbkundige, die sich ein Urtheil in unsern Tagesblättern anmaßen, durch die rasch aufgelesene Kenntniß einiger neuern Schriften und Aufsätze sich blenden und zum Zugeständniß verleiten lassen, daß diese jeder gründlichen Einsicht entbehrenden Schreier wirklich das betreffende Gebiet beherrschen, wodurch deren Uebermuth nur gesteigert wird.

Einem dieser geschäftigen Verkleinerer und Lästerer bin ich früher entgegengetreten, heute habe ich es mit einem andern Gliede dieser Gilde zu thun, dem vielseitigen Sebastian Brunner, der seine Leser (er kennt ja seine Leute) auch durch groben, gern in wohlfeilen Wortspielen, noch lieber in massiven Reimereien sich ergießenden Bauernwitz erheitert. Schon sind zwei Bände (acht Hefte) seiner „Hau- und Bausteine zu einer Literaturgeschichte der Deutschen" erschienen, die an Plumpheit und Verkehrtheit das Menschenmögliche leisten. Ihnen schließt sich eben eine Schrift an, die den hehren Namen Friedrich Schiller's als Schild aushängt, um zu berichten über dessen „Curiose Freunde, trübselige Tage, Mißachtung bis in's Grab hinein" und so „kein Ehrenbuch für Weimars Größen" zu liefern — aber ein Schandbuch, wie es nur die Gewissenlosigkeit im Bunde mit anmaßlicher Unkenntniß erzeugen kann. Freilich spricht die Vorrede alle Anerkennung Schiller's Genie und seiner später eingeschlagenen ideellen Richtung aus, aber auch gegen ihn fehlt es nicht an den bittersten Anschuldigungen, die dazu ganz außerhalb des eigentlichen Rahmens des Buches fallen, welches Goethe als schlechten Freund brandmarken soll: aber um Ordnung ist es diesem Querkopfe nicht zu thun, wenn er nur Hiebe versetzen und die Masse seines Büchleins anschwellen kann. So käut er denn Janssens Abhandlung über Schiller als Geschichtschreiber wieder, gibt längst Bekanntes, weil es für ihn neu war, in aller Breite und schiebt ein paar Bogen über Charlotte Kalb ein, welche freilich eine durchaus eigenartige, zum schwersten Unglück durch die Ungunst der Verhältnisse bestimmte Erscheinung war, die unter diesen rohen Fäusten schlecht wegkommt. Die erste Forderung an jeden, der über unsere Klassiker sicher urtheilen und mit seinem Urtheil öffentlich auftreten will, ist umfassende Kenntniß des überlieferten Thatbestandes, was bei unsern zahlreichen Quellen und ihrer sehr verschiedenen Beschaffenheit eben keine leichte, mit gedankenlosem Uebersliegen zu leistende Aufgabe ist. Daran fehlt es aber unserem Verkleinerer der Weimarischen Größen ganz und gar; nur einige Briefwechsel, Eckermann's Gespräche, Riemer's Mittheilungen hat er zu seinem Zwecke durchlaufen, dann auch ein paar einzelne Schriften herangezogen und in das „Goethe-Jahrbuch" einen Blick geworfen: an genügende Kenntniß des ungeheuern Stoffes und an volles Hineinleben in die Weimarischen Verhältnisse ist nicht zu denken, er schöpft nur zum Zwecke des Schlechtmachens das ab, was ihm behagt, übersieht alles, was seine wenigen Quellen zu Gunsten der von ihm Verhöhnten und verweilt nur bei Dingen, aus denen er Skandal zu schlagen gedenkt.

Damit die Bauernfängerei sich nicht verrathe, fängt Brunner, wie es scheint, ganz harmlos mit Eckermann an, dessen Bedeutung er aber so aufbauscht, als ob Goethe selbst ihm die Gespräche dictirt habe. Das kann freilich nur auf sehr krummem Wege erreicht werden. Ohne Weiteres wird behauptet, Goethe habe Eckermann's Gespräche redigirt: das Gegentheil ist erwiesen. Goethe's Redaction soll aus einer Bemerkung Riemer's hervorgehen (S. 9). Aber Riemer sagt nur, die Gespräche seien „mit Kunst geordnet, dergleichen jede Redaction mit sich bringt" — von Goethe's Redaction keine Silbe! Auch mein „Leben Goethe's" soll dies bestätigen; aber ich beziehe mich nur auf Eckermann selbst, aus dessen Bericht das Umgekehrte folgt. Goethe erklärte am 25. November 1830: die Gespräche, gegen deren Veröffentlichung zu seiner Lebenszeit er Einspruch gethan hatte, müsse Eckermann's erste Arbeit sein, „und wir wollen nicht eher nachlassen, als bis Alles vollkommen gethan und im Reinen ist"; er wolle sie, wie er am 21. October geschrieben, mit ihm „durchgehen und rectificiren", um dann zu bezeugen, daß das augenblicklich noch in Soret's Händen befindliche Manuscript „ganz in seinem Sinne aufgefaßt sei". Aber dazu kam es nicht. Schon am Tage nach jener Aeußerung wurde er von einem Blutsturz befallen; seit der Genesung war keine Rede mehr von Eckermann's Gesprächen, dieser sollte jetzt Goethe's Nachlaß durchgehen. Ich bestätige so wenig die Annahme einer Redaction Goethe's, daß dieser seit dem 25. November 1830 der Gespräche, von denen er wohl noch keinen Buchstaben gesehen hatte, gar nicht mehr gedacht hat. Aber bei Brunner wird die Noth zur Tugend. Er bemerkt ganz ruhig: „Daß nun während des Jahres 1831 die Gespräche nochmals (?) durchgenommen wurden, unterliegt keinem Zweifel, wenn auch über diese Revision keine Aufschreibung zu finden ist." So ist also der Beweis erschlichen. Doch wird er schließlich durch die Bemerkung besiegelt: „Eckermann konnte doch füglicher Weise nicht verkünden, daß Goethe selber die Gespräche redigirt und approbirt hat". Wir fragen warum nicht? Goethe hatte ja selbst dieses ihm bezeugen wollen, wenn er die Gespräche mit ihm durchgenommen habe. Fest steht, daß die Redaction der Gespräche im Jahre 1835 erfolgte, erst im nächsten Januar der Schluß fertig wurde. Aber nicht allein muß Goethe alles wörtlich so geäußert haben, wie Eckermann es im Jahre 1835 redigirt hat, sondern auch alle Angaben sollen thatsächlich wahr, alle noch so gelegentlich ausgesprochenen Sätze Goethe's innerste Ansicht enthalten. Deshalb bindet Brunner mit mir an. Weil ich in den Gesprächen allerhand mir nicht behagliche Aeußerungen finde, zweifle ich, sagt er, deren Glaubwürdigkeit an. Aber meine Behauptung, daß nicht Alles bei Eckermann volles Zutrauen verdiene, stützt sich darauf, daß Manches mit den durch gleichzeitige Zeugnisse verbürgten Thatsachen im Widerspruche steht. Es wäre doch gar zu schön, wenn die Niederschreibungen Eckermann's oder auch Goethe's Erzählungen aus den zwanziger Jahren den Vorzug der Wahrheit hätten vor dem, was durch gleichzeitige Briefe feststeht. Nicht bloß in dem, was er Eckermann erzählt, auch in Goethe's in den zwanziger Jahren redigirten „Jahr- und Tagesheften" findet sich manches Irrige, was sich durch Untreue des Gedächtnisses leicht erklärt. Auch wäre es gar wunderbar, wenn ihn nie sein Gedächtniß getäuscht hätte. Daß dies wirklich geschehen, zeigen manche Fälle unwidersprechlich.

Nachdem einmal Goethe auf Schleichwegen für jedes Wort in den Gesprächen verantwortlich gemacht war, kam es darauf an, sie gegen Goethe, besonders gegen sein Verhältniß zu Schiller, auszubeuten. Da hat denn Brunner alles ausgezogen, was ihm zu seinem Zweck verwendbar schien. Aus diesen Stellen, wo er zuweilen im Eifer des Abschreibens die herrlichsten, seine Beschuldigungen vernichtenden Aeußerungen über Schiller gibt, soll nach Brunner ersichtlich sein, daß

Digitized by Google

Goethe trotz ihres intimen freundschaftlichen Verhältnisses oft eine mißliche Stimmung durchklingen lasse. Das ist eine entschiedene Unwahrheit. Wenn er einzelne Schwächen von Schiller's Stücken gelegentlich berührt, so geschieht dies nicht aus Mißwollen, sondern weil ihn das Gespräch darauf führt und sie der Riesengröße des Dichters keinen Abbruch thun, sie auch von Schiller selbst und später allgemein anerkannt wurden. Er spricht über diesen mit derselben Offenheit, wie über seine eigenen Leistungen, die er auch nicht alle als fehlerfrei ausgibt. Wenn er „Wallenstein" so groß nennt, daß in seiner Art zum zweitenmal nicht etwas Aehnliches vorhanden sei, wenn er (eine Stelle, die freilich Brunner nicht gibt) hervorhebt: Schiller sei immer im absoluten Reich seiner erhabenen Natur gewesen; nichts habe ihn genirt, nichts ihn eingeengt, nichts den Flug seiner Gedanken herabgezogen; was in ihm von großen Ansichten gelebt, sei immer frei herausgegangen ohne Rücksicht und ohne Bedenken, und ausruft: „Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!" so zeigt sich das Gebelfer von Goethe's angeblicher Verkleinerungssucht in seiner ganzen Erbärmlichkeit. Gerade die Gespräche Eckermann's zeigen auf das Schönste, wie jede Erinnerung an den hingeschiedenen Freund Goethe wohl that. Und wissen wir nicht, daß Niemand in Goethe's Haus ein herabsetzendes Wort über Schiller's Leben, Dichtung und Charakter wagen durfte, wissen wir nicht, daß sein August ein begeisterter Verehrer Schiller's war? Und der arme Eckermann sollte sich unterstanden haben, bei Goethe gegen Schiller zu reden, er sollte „immer in gereizte Stimmung gekommen sein" (S. 33), wenn von Schiller die Rede gewesen, da er doch nur die Wirkung aussprach, welche die Schiller'schen Stücke auf ihn geübt, immer von hoher Verehrung der Größe Schiller's durchdrungen war.

Wir würden kein Ende finden, wollten wir auf alle Hiebe eingehen, die Brunner bei dieser Gelegenheit Goethe zu geben sich anmaßt; nur der Bemerkung, die Goethe's gelegentliche Erwähnung der Nahrungssorgen seines Freundes dem Kläffer eingibt, sei gedacht. Scheinheilig äußert er: was Goethe veranlaßt, dies gegen Eckermann am 18. Juni (Januar) 1827 zu äußern, habe er selbst nur wissen gekonnt, und es wäre sehr unbillig, ihm ein unedles Motiv unterzuschieben: aber wie ihn das Gespräch darauf geführt, ist bei Eckermann so deutlich ausgesprochen, daß Niemand danach fragen kann. Der stets auf der Lauer stehende Verfasser von „Friedrich Schiller" benutzt aber den Umstand, daß Goethe gewußt, Schiller arbeite sich seiner Familie wegen zu Tode, um es ihm zum Vorwurfe zu machen, daß er nicht zum Herzog gegangen sei und ihm dessen traurige Lage vorgestellt habe, da dieser als ein nobler Mann sicher die tausend Thaler gegeben hätte. Brunner weiß nicht, oder will vielmehr nicht wissen, da ich darauf hingewiesen, daß bei Eckermann die Thatsache nicht richtig dargestellt ist. Der Herzog hatte sich erboten, Schiller's Gehalt von 400 Thaler zu verdoppeln, wenn er nicht mehr arbeiten könne, dieser aber die Verdoppelung nie beansprucht; erst bei der Uebersiedelung nach Weimar im Jahre 1799 erhielt er auf seinen Wunsch eine Zulage von 200 Thaler und seine Einkünfte reichten damals hin, wenn er jährlich nur ein Stück schrieb; erst als er den Ruf nach Berlin erwartete, forderte er noch 400 Thaler. Wenn es noth that, wandte sich Schiller's Gattin oder Schiller selbst an den Herzog. Goethe wußte seine Stellung zum Herzog und zu Schiller besser zu würdigen, als daß er die ihm von Brunner zugemuthete Albernheit, sich unberufen einzudrängen, hätte begehen sollen.

Neben Eckermann bedient sich Brunner als eines zweiten Sturmbockes gegen Goethe's herzliche Freundschaft zu Schiller der neun Jahre nach Goethe's Tod erschienenen „Mittheilungen" Riemer's. Es ist längst bemerkt, daß Riemer hier aus Eifer für Goethe sich ungerecht gegen Schiller gezeigt hat. Aber diese Erbitterung war eine Folge der ungerechten Bevorzugung Schiller's gegen den, wie er glaubte, universellern Goethe, die besonders nach Goethe's Tod eintrat; sie machte ihn gegen Schiller unbillig und er stellte eine etwas scharfe Bilanz auf über das, was jeder der Beiden vom anderen erhalten habe. Aber bei Schiller's Lebzeiten war Riemer dessen Bewunderer, auch später, so lange er bei Goethe wohnte; ja noch im Jahre 1817 dichtete er den schönen Prolog zu „Wallenstein's Tod" an Schiller's Sterbetag, wovon freilich Brunner nichts ahnt. Es ist demnach die größte Thorheit aus dessen Vorgehen wider diejenigen, welche seinen Meister und Herrn gegen Schiller im Jahre 1840 herabsetzten, auf die Stimmung Riemer's in früherer Zeit und dann weiter Goethe's selbst zu schließen. Auch in den „Mittheilungen" erkennt Riemer, bei aller Ungerechtigkeit einzelner Aeußerungen gegen Schiller (ein paar „Xenien" habe ich selbst damals gegen Riemer's Verkleinerung Schiller's und seinen Judenhaß drucken lassen), dessen dichterische Größe an, ja er betont, was Brunner weislich übergeht, daß Goethe ganz neidlos Schiller gefördert, versichert aus seiner großen Kenntniß der Briefe Goethe's um oder nach Schiller's Zeit: so viele derselben noch an's Licht treten sollten, sie würden zu gleichem Ruhm und Ehre beiden Dichtern gereichen (I, 463). Brunner aber hat die Verwegenheit, denselben Mann, der Goethe's Neidlosigkeit gegen Schiller so beredt ausspricht, der anderswo (I, 340) betont, in vielen Fällen Goethe's Freiheit von Neidsucht beobachtet zu haben, als Zeugen von Goethe's neidischer Verkleinerung Schiller's anzuführen, ja zu behaupten, meine Berufung auf Goethe's Neidlosigkeit stehe mit Riemer in Widerspruch (S. 36), während ich darin vollkommen mit ihm überstimme. Aber was wäre dem Schmäher unmöglich?

Von den vielen gelegentlichen Unwahrheiten will ich nur noch eine anführen (S. 29): „Er (Goethe) konnte auf seine Gesundheit pochen, er hatte keine Familiensorgen, er hatte ein schönes Einkommen, war der specifische gewaltige Günstling des Herzogs, seit seinem dreißigsten Jahre Excellenz (vielmehr Geheimerath, erst 1804 Excellenz), . . . ihn drückten keine Nahrungssorgen." Unwahr ist zunächst, daß Goethe immer gesund gewesen: schon in den elf ersten Weimarischen Jahren litt er oft entsetzlich vom rauhen Klima, nur in Italien war er recht gesund; 1795 mußte er seines Leidens wegen nach Karlsbad, im December litt er regelmäßig, 1801 erkrankte er schwer, von 1803 an quälte ihn eine lange Reihe von Jahren das schlimmste Nierenübel, das monatlich wiederkehrend ihn oft dem Tode nahe brachte: Brunner theilt ihm die beste Gesundheit zu. „Er hatte keine Familiensorgen", heißt es weiter, da ihm doch früher die Familie der Frau von Stein, später seine Christiane und seine Kinder, von denen er vier bald nach der Geburt verlor, Sorgen genug bereiteten. Daß auch sein Verhältniß zum Hofe keineswegs ewiger Sonnenschein war, er sogar mehrmals von Weimar weg wollte, und die Geschäfte ihn oft in großer Anspannung hielten, weiß Jeder, der nähere Kenntniß von Goethe's Leben hat. Endlich drückten den in so heiterem Glanze von Brunner gezeigten Dichter auch Schulden nicht bloß in der ersten Zeit, 1792 mußte er borgen, der Kauf seines Landgutes in Rosla nöthigte ihn viele Gelder aufzunehmen, und noch im Jahre 1812 finden wir ihn einmal in großer Geldnoth. So wenig floß Goethe's Leben zephyrleicht, wie das der Olympier. Doch wir wollen Brunner weiter verfolgen um zu sehen, ob das Büchlein hält, was die Titelreimereien versprechen. Daß Goethe's Freundschaft keine innige gewesen, beweist er noch durch dessen Verhalten bei zwei bedeutenden Ereignissen.

Goethe soll Schiller's Dichterkrönung heimlich hintertrieben haben. Es handelt sich hier um den 5. März 1802, an welchem Kotzebue Schiller's Namenstag auf dem neu hergestellten Rathhaussaale durch Declamationen aus Schiller's Stücken von costümirten Damen und die Aufführung des „Liedes von der Glocke" in Schiller's und Wieland's Gegenwart feiern wollte; am Schlusse sollte Kotzebue die Form der Glocke zerschlagen, Schiller's Colossalbüste, die auf der Bibliothek sich fand, zum Vorschein kommen und zuletzt der Dichter selbst von Damenhänden bekränzt werden. Brunner gibt Falk's launige Darstellung der Geschichte und stellt ihr den Schluß meiner Erzählung in der Schrift „Schiller und Goethe" entgegen, als ob ich nichts weiter davon berichtete; er erwähnt nicht, daß ich auf die Quellen verwiesen, hält es auch für unnöthig, meine zwei anderweitigen Darstellungen dieses Vorfalles nach-

Digitized by Google

zuschlagen. Er stellt meine Angabe, zu Schiller's höchster Freude sei das Fest gescheitert, die Falk's entgegen, es sei zu Goethe's Freude geschehen. Das Letztere ist nicht einmal wahr: Falk nimmt nur an, was freilich nahe lag, Goethe habe bei der Weigerung, die Colossalbüste herzugeben, und bei der Versperrung des Rathhaussaales die Hand im Spiele gehabt, obgleich der Vorstand der Bibliothek und der Bürgermeister dabei pflichtmäßig nicht anders handeln konnten. Und hätte wirklich Goethe den Streich des Gegners geschickt abgeschlagen, wie folgte daraus, daß er Schiller diese lächerliche Feier mißgönnt habe! Nun liegt aber Goethe's Nichteinmischung für Alle, die sehen wollen, so klar wie möglich vor; nur verbissener Eigensinn kann sie sich anders vorstellen. Goethe, der Ende Februar sich des Besuches von Zelter erfreut hatte, ging am 1. März, vier Tage vor dem beabsichtigten Feste, nach Jena, wo er die heitersten Tage genoß. Erst am 9. schrieb er an Schiller, er möge ihm gelegentlich etwas von den Weimarischen Zuständen sagen. Dieser antwortete: „Der 5. März ist mir glücklicher vorübergegangen, als dem Cäsar der 15., und ich höre von dieser großen Angelegenheit nichts mehr. Hoffentlich werden Sie bei Ihrer Rückkunft die Gemüther (der Damen, die um die Darstellung ihrer Rollen gekommen) besänftigt finden." Launig bemerkt Goethe darauf: „Da Sie den 5. März so glücklich überstanden, wären Sie dem Bürgermeister als einem zweiten Aesculap einen Hahn schuldig." Wer wird es für möglich halten, daß Beide sich so hätten äußern können, wenn Goethe durch geheime Anordnungen es dahin gebracht hätte, daß Schiller um die Krönung gekommen. Ja, Goethe bemerkt darüber gegen Schiller: „Ich lebe diesen letzten Ereignissen so nahe, ja, ich bin mit darin verwickelt, und weiß eigentlich immer noch nicht, wie sie zusammenhängen." Freilich, ein Mann von Brunner's Gerechtigkeitsliebe wird hier gern Goethe auf den Kopf einer Lüge zeihen. Schiller's Freude, daß dieser Kelch an ihm vorübergegangen, wird auch dadurch bewiesen, daß seine Gattin eine Posse auf die Geschichte machte. Wie wäre sie darauf gekommen, hätte sie bedauert, daß ihr Gatte durch Goethe um eine solche Ehre gekommen? Auch ließ sich der Herzog durch Voigt, Goethe's Mitvorstand der Bibliothek, den Bericht des Bürgermeisters über die Geschichte geben, und es stellte sich heraus, daß rein sachgemäß verfahren worden, wovon auch die sonst Kotzebue gewogene Herzogin-Mutter überzeugt war, während ihre leidenschaftlich aufgeregten Hofdamen einen Streich Goethe's argwöhnten, bis auch sie nach dem Bericht des Bürgermeisters ihren Irrthum erkannten.

Auch Goethe's Verhalten bei Schiller's Tod soll dessen feindselige Stimmung zeigen. Brunner glänzt hier wieder durch Unwissenheit und Verdrehung der Sache. Wir wissen, daß Goethe seit dem 7. Febr. alle drei oder vier Wochen von einem heftigen Anfalle seines Nierenleidens befallen wurde, der ihn jedesmal dem Tode nahe brachte und eine große Schwäche und Unheimlichkeit zurückließ, da er immer der Erneuerung des Anfalles entgegensehen und sich äußerst schonen mußte. Schiller's Tod hatte ihn so erschüttert (mag auch Brunner darüber klug und weise lächeln), daß er es nicht wagen durfte, nur Schiller's Haus zu besuchen, ja noch Monate lang den Anblick von dessen Gattin und Schwägerin sich versagen mußte. Für den Zustand, in welchem sich Goethe damals befand, haben wir das unverdächtige Zeugniß der noch immer gegen ihn verstimmten Frau von Stein. „Schiller ist ihm ein unersetzlicher Verlust", schrieb sie den 11. ihrem Sohne. „Er sprach heute so schön und originell über den physischen und geistigen Menschen, daß ich's hätte mögen gleich aufgeschrieben haben." Brunner machte ihn gern zu einem unempfindlichen Stein, dem Schiller's Verlust nichts gewesen, der ihn so gering geachtet, daß er es nicht der Mühe werth gehalten, der Familie Beileid zu bezeigen und an der Sorge für eine würdige Bestattung sich zu betheiligen. Von seiner tiefen Angegriffenheit, die kein Verständiger auch ohne Zeugniß bezweifeln würde, sprechen die leeren Blätter seines Tagebuches, gerade wie zur Zeit, wo der Tod seiner Schwester ihn niederschlug. Neun Tage nach Schiller's Tod ward er wieder von seinem Uebel befallen. Wenn ich zum Beweise von Goethe's Ergriffenheit auch anführe, daß Riemer gar nicht von seiner Seite gehen durfte, so schallt mir die Unwahrheit entgegen, Brunner habe aus Riemer's Werk nachgewiesen, daß dieser Schiller „mit einer auffallenden fortgesetzten Animosität neben Goethe oft und oft herabgedrückt hat". Riemer's Gereiztheit gegen Schiller im Jahre 1805 hat er nicht zu erweisen vermocht, ja, das Gegentheil steht fest. Gar zu albern ist es, wenn Brunner mir die nichts weniger als in allen Punkten richtige Erzählung Springer's von Schiller's Begräbniß entgegenhält: warum schöpfte er nicht aus dessen Quelle, aus dem Bericht Schwabe's? Springer sagt, Schiller's Sarg sei in eine Todtengruft gesenkt worden, in welcher bereits andere Särge gestanden. Der Skandal suchende Gegner, der „die in der That meschante Originalbeisetzung Schiller's" für ein „unvertilgbares Schandmal in der Weimarer Musengeschichte" erklärt (S. 193), macht daraus eine „Omnibusgruft". Es war dies aber das sogenannte Consistorienbegräbniß oder Cassengewölbe auf dem Jacobskirchhofe, in welchem nur die Särge von vornehmen, meist adligen Personen beigesetzt wurden. Jene Unwahrheit läßt Brunner stehen, obgleich er selbst eine aus zweiter Hand mitgetheilte Aeußerung auf der folgenden Seite abdrucken läßt, wonach es „das gemeinsame Begräbnißgewölbe der Honoratioren" war, also darin keine Entehrung lag. Das Eigene bei Schiller's Bestattung war nur, daß der Sarg nicht von den dazu berechtigten Handwerkern, sondern von jungen Verehrern des Verewigten getragen wurde. Die Parentation in der Kirche fand zwei Tage später statt. Daß Schiller's Bestattung damals nicht als „meschant" galt, beweist die Art, wie Frau von Stein sie ihrem Sohne meldet. „Schiller ist ganz in der Stille begraben und in's Consistorienbegräbniß gelegt worden", schreibt sie; „man will ihm aber ein Denkmal stiften, hörte ich sagen, auf einem neuen Gottesacker, wo er dann hingebracht werden soll." Aber durch Weimars traurige Tage wurde die Anlage des neuen Kirchhofs verzögert, und darüber gerieth auch das Denkmal in Vergessenheit. Eine weitere Unwahrheit, der sich Brunner schuldig macht, ist das „sehr überflüssige Comödienspielen während der Zeit des Begräbnisses", wofür er ganz irrig eine Bestätigung in Springer's Bericht findet. An dem Abend von Schiller's Begräbniß war trotz Brunner das Theater geschlossen; aber wäre auch gespielt worden, so hätte dies die Schauspieler nicht gehindert, dem um Mitternacht stattfindenden Tragen des Sarges zum Kirchhofe beizuwohnen. Erst am 13. wurde die Bühne mit Iffland's „Herbsttag" wieder eröffnet. Daß die Aufführung der „Phädra" am 21. mit einer kleinen Todtenfeier Schiller's verbunden war, konnte Brunner bei mir lesen, aber das paßte ihm nicht. Wenn man es Goethe vorwirft, daß er später nicht darauf drang, man solle Schiller ein Denkmal errichten, so hat er sich selbst darüber deutlich genug erklärt. Seine Aeußerung und die betreffende Xenie kennt Brunner freilich nicht, noch weniger kümmert es ihn, daß Goethe gleich nach dem Tode Schiller's diesem ein dauerndes literarisches Denkmal zu gründen sich vorgesetzt hatte; daß er schon, ehe er nach Lauchstedt ging, die Absicht hatte, dort das „Lied von der Glocke", in würdigerer Weise, als es Kotzebue, um Schiller von Goethe zu trennen, vor drei Jahren zu thun gedacht hatte, dramatisch aufzuführen, und dazu einen Epilog zu dichten; daß das „Lied von der Glocke" am 10. August in Lauchstedt zur Aufführung kam, freilich nicht mit der beabsichtigten vollen musikalischen Begleitung, da Zelter verhindert war, diese nach Wunsch auszustatten, und der herrliche, von Goethe dazu gedichtete Epilog Alle ergriff, auch Goethe dafür sorgte, daß derselbe vor dem nächsten „Taschenbuch für Damen" erschien, und so schon im Herbste durch ganz Deutschland verbreitet wurde. Dieser aus tiefem Herzen geflossene Epilog allein bohrt Brunner's Versuch in den Grund, dem es ein Herzensbedürfniß war, den unserem Volke heiligen Freundschaftsbund mit seiner gewissenlosen Verdächtigung und seinem ledernen Bauernwitze zu besudeln. Falsch ist auch, was Brunner behauptet, dem Herzog sei zuerst eine andere Bestattung Schiller's eingefallen. Goethe war es, der die durch Schwabe's Bemühung aufgefundenen Reste Schiller's auf die Bibliothek

Digitized by Google

bringen und dabei eine Trauerfeier veranstalten ließ. Auch hatte er, schon ehe der Herzog auf den Gedanken kam, die beiden Dichter in die Fürstengruft aufzunehmen, den Plan gefaßt, einen Doppelsarg machen zu lassen, ja, einen solchen schon entworfen, in welchem seine und Schiller's Gebeine in der Nähe der Fürstengruft neben einander beerdigt würden.

Endlich macht es Brunner großen Spaß, daß der Schädel in der Fürstengruft nicht der echte sei. Er bringt darüber „die allerletzten Enthüllungen", die in Welcker's wissenschaftlich hochbedeutender Schrift und zuerst in der „Gegenwart" 1883 (Nr. 46, 47) sich finden. Freilich hat er keine Zeit, Buch und Zeitschrift sich selbst anzusehen und zu prüfen, sondern er hält sich an den Bericht einer medicinischen Zeitung. Davon, daß ein anderer bedeutender Schädelforscher, Schaaffhausen, sich auf Grund genauester eigener Untersuchung in anderem Sinne erklärt hat, weiß er ebenfalls nichts.

Auf manche andere Entstellungen und die schockweisen Versehen einzugehen, fehlt uns Raum und Zeit; von Brunner gilt das bekannte Wort: „Betastet er was, gleich ist das Ding auch beschmutzt." Wir sind mit ihm auf immer fertig; freilich schüttelt er solche Ausgeburten höhnender Verachtung leicht aus dem Aermel, und so ist in dem „Büchlein" schon von mehreren fertig liegenden gleich liebenswürdigen Schriften die Rede. Wir werden sie ruhig ihren Weg gehen lassen. Selbst der gründlichste Forscher kann irren, auch Vorliebe ihn bestechen; aber der Leichtfertige, der den edelsten Geistern etwas anhaben will, ohne sich der überlieferten Thatsachen zu versichern, versündigt sich gegen den Geist der Wahrheit, der hoch über jedem Glaubensbekenntnisse steht. Mögen solche Dunkelmänner in ihrem Treiben fortfahren, sich lächerlich machen durch ihr Verlachen, sich verurtheilen durch ihr Urtheil — es genügt, einmal gezeigt zu haben, weß Geistes sie sind.

Eine neue Strömung in unserer Malerei.

Von A. Fitger.

(Schluß.)

Vielleicht gibt es doch noch ein Höheres als die Darstellung dessen, was sich begeben hat. Lesen wir z. B., wie in der Bibel im zweiten Buch der Chronica die Herrlichkeit des Salomonischen Tempels umständlich beschrieben wird, wie erzählt wird, daß der König allein für Nägel fünfzig Säckel Gold verausgabte und daß die Cherubimflügel über der Bundeslade je fünf Ellen lang waren ꝛc. ꝛc., so werden wir gewiß den Eindruck historisch verbürgter, großer Pracht erhalten; lesen wir aber ferner den Psalm: „Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, mein Gott, Du bist sehr herrlich; Du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist Dein Kleid, das Du anhast; Du fährest auf den Wolken wie auf einem Wagen und gehst auf den Fittigen des Windes!" dann, ja dann fragen wir nach allem Historischen nicht mehr, dann tritt uns nicht ein Document, sondern die lebendige Sache selbst entgegen; wir hören nicht mehr das alte historische: er that, er ließ, er empfing, er bezahlte, sondern wir stehen der Gegenwart selbst gegenüber. Der alte, längst verstummte Dichtermund, das alte, längst vermoderte Herz wird wieder lebendig und reißt uns in den Zauberkreis dessen, was hinter allen äußeren Ereignissen steht, in die Welt eigenster Empfindung, in jene Welt, die sich beim Dichter in Hyperbeln und Metaphern, in Rhythmen und Reimen, in Prophetenweisheit und Narrenwitz ans Licht drängt, in jene Welt, die beim Musiker in Tönen denkt und beim Architekten, Bildhauer und Maler sich in Verhältnissen, Formen, Farben Bahn in die Wirklichkeit bricht. Es ist nicht die Schilderung des Aeußeren, Angeschauten, was uns ergreift, sondern die Schilderung des Innerlichen, die Vision, die Offenbarung. Ein Kunstwerk, welches dieser mystischen Quelle entstammt, hat nicht wie die Kunstwerke jener anderen Gattung einen Zweck, es will nicht lehren und predigen, nicht den Verstand beschäftigen, sondern es ist da, causa sui, zwecklos oder sich selbst Zweck wie Gott selbst; es ist da, weil es aus der Künstlerseele geboren wurde und will weiter nichts als da sein. In diesem Sinne schafft heute nur noch der Musiker; ihm hat noch Niemand eingeredet, daß er historische Documente liefern müßte, ihm ist noch das Musikalische der einzige Maßstab für Werth und Unwerth. In diesem Sinne schafft in der bildenden Kunst nur noch eine kleine Schaar von Idealisten und Phantasten, ein Geselschap, ein Böcklin, ein Makart (von dem leider nicht mehr im Präsens gesprochen werden darf), ein paar Bildhauer, lauter vereinzelte und sich untereinander oft sehr bestreitende Naturen. In diesem Sinne aber haben die Alten, die Meister der Antike, des Mittelalters und der Renaissance ohne Ausnahme geschaffen. Phidias stellte nicht etwa Porträtstatuen der Sieger von Marathon und Salamis und Platää auf, sondern er schuf den olympischen Zeus und offenbarte in diesem einen Werke das ganze Hellenenthum. Rafael malte die Geschichte der über alle Feinde triumphirenden Kirche, aber ihm war der Rücken einer Frau, die Wassergefäße trägt, wichtiger als das Angesicht eines Papstes, der mit Wunderkraft begabt das Feuer bannt — in diesem einen Zuge jauchzt das ganze hohe Lied der Renaissance gen Himmel, die Seligkeit, in der Schönheit wieder ihre Welt zu finden. Was fragte Rafael nach Geschichte? Mochte doch Geschichte von Geschichtsschreibern geschrieben werden; er war Maler und malte das Malerische. Und vollends Michelangelo! Gäbe die Darstellung der sogenannten Außenwelt irgend einen Titel für die Höhen des Parnaß, so würde Michelangelo kaum seine Maturität nachweisen können; denn die Gestalten, die er malte und meißelte, haben niemals in dem Staube dieser Erde wandeln können, geschweige, daß ein Standesamt oder Adreßbuch denkbar wäre, über ihre intimeren Verhältnisse Aufschluß zu geben. Sie sind wahr, nicht etwa, weil sie diesem oder jenem, von dem Meister mit Geschmack gestellten Modell entsprechen, sondern weil sie dem Geiste des Künstlers entsprechen, der sie geschaffen, der sie vielfach der Natur zum Trotz geschaffen. Und diesen gemeinsamen Zug haben alle großen Kunstwerke: sie stellen den Geist des Künstlers dar; nicht aber die ihn umgebende Außenwelt. Weder sah Tizian jemals etwas mit Augen, was er nachher als Himmelfahrt der Maria auf die Leinewand bannte, noch empfing Rubens die Anregung für die Kreuzabnahme durch irgend einen Vorgang in den Straßen von Antwerpen. Selbst Rembrandt, der in gewissem Sinne dem gewöhnlichen Leben am nächsten steht, wollte keineswegs der Welt zeigen, wie es in Amsterdam aussieht, sondern er malte, um den coloristischen Stimmungen seiner Seele Ausdruck zu geben. So kommt es, daß von all' den großen Meistern der Renaissance nicht ein einziges Historienbild im modernen Sinne gemalt ist. Sie konnten oder wollten den Gedanken nicht fassen, daß bei einem Kunstwerke etwas außerhalb der Kunst Liegendes, die geschichtliche Treue, maßgebend sein sollte, sie lehnten solche Stoffe ganz ab oder behandelten sie willkürlich, wie Rubens z. B. das Leben der Maria von Medici. Das weiteste Zugeständniß, das sie machten, war das Portrait und dessen Uebereinstimmung mit dem Original.

Heute aber denken viele Künstler und Kunstgelehrte ganz anders, und wie es dem Laien, wenn er sich und seine Frau und seine Kinder portraitiren läßt, in erster Linie darauf ankommt, daß das Bild „ähnlich" sei, so fordern jene auch in erster Linie die vollkommenste Treue. Welchen Eindruck der Sinn des Auges erhält, ob coloristische Harmonie, ob ein schönes Spiel von Licht und Schatten und ein reicher Aufbau von Linien es in Entzücken versetze oder ob das Gegentheil es beleidige, das ist nicht die Frage, sondern es handelt sich darum, ob der Verstand sagen kann: „So war es, so sahen der alte Fritz und seine Soldaten aus, so sehen wir Berliner von heute aus, wenn wir in Masse im Biergarten sitzen, so sehen wir uns, wenn wir auf den Hofball gehen, und das ist Borsig's Maschinenfabrik. Die Sache stimmt." — Diese Forderung der Aehnlichkeit ist gewiß nicht unberechtigt. Und wenn wir wählen sollen zwischen solcher unmittelbaren Aehnlichkeit

Digitized by Google

und nachgemachten Visionen, so möchten wir uns auch wohl für erstere entscheiden, zumal wenn, wie bei Defregger und Passini, die Aehnlichkeit mit der Schönheit bequem Hand in Hand geht. Menzel ist nun unstreitig einer der größten Meister im Fache solcher Aehnlichkeit, er hat Glück im Treffen wie wenige. Freilich auch hier ist er beschränkt, denn er hat die Sucht, nur das zu zeichnen und zu malen, was zur Schönheit keine Beziehungen hat. Ein holdes Kind, ein schönes Weib, die Heldengestalt eines Jünglings, ein würdiges Greisenhaupt, das Alles gibt es nicht für ihn; seine Kinder sind mehr oder minder fatale Rangen, seine Weiber im Begriff zu dick oder zu dünn zu werden, seine Jünglinge erheben sich nie über die Militärtauglichkeit, seine Greise sind zahnlose Knickbeine. Mag sein, daß die Welt so aussieht!

„Ja, der Mensch ist ein erbärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich Eben vergessen, und kam, ach wie gereut mich's, zu Dir."

Menzel ist denn auch zur Zeit beim Volke noch keineswegs durchgedrungen; um eine Popularität wie Kaulbach's Goethegallerie zu gewinnen, dazu ist er zu ernst und kernig, um mit Defregger, Knaus und Passini sich um die Gunst des Volkes streiten zu können, dazu ist er zu unliebenswürdig und reizlos. Ob die 24,000 Feldherren des alten Fritz, welche bei der Verlosung der Jubiläumsausstellung als Gewinne in die Welt geschleudert wurden, die Welt wirklich zu Menzel bekehren, steht dahin. Ein Kupferstich nach einem Menzel'schen Gemälde dürfte so leicht in keinem Privathause angetroffen werden, geschweige daß seine Illustrationen neben den Werken des allgeliebten Ludwig Richter häufig zu finden wären. Das Volk Schiller's scheint vom Künstler doch etwas Anderes zu wünschen, als beständig daran erinnert zu werden, daß der Mensch ein ärmlicher Wicht sei.

Aus dem Gesagten wird nicht schwer zu erkennen sein, daß ich auf das Evangelium der vollkommenen Naturtreue nicht zu schwören vermag, sondern es im Gegentheil als eine flüchtige Mode ansehe, die durch ungemessene Reclame dazu gelangt ist, den Tag, respective ein paar Jahrzehnte zu beherrschen. Daß es aber dahin gekommen ist, das hängt ganz außerordentlich nahe mit der überwiegenden Herrschaft des Verstandes in unserer Zeit zusammen. Nicht als ob nicht noch gelegentlich sehr erhebliche Dummheiten an der Tagesordnung wären, nein, das meine ich nicht —; aber der Verstand hat es dahin gebracht, sich als das Wünschenswertheste in dieser Welt aufzuspielen, sich sogar die Miene eines Orakels zu geben in Dingen, die ihn nichts angehen; vielmehr zu behaupten, daß alle Dinge ihn angingen. Und dieser Anmaßung haben, wie die Klügeren, die immer nachgeben, sich viele bessere Kräfte unserer Seele gefügt und vor allem unsere Sinnlichkeit. Diese läßt sich von dem Verstande geradezu tyranniſiren und als eine etwas anrüchige Persönlichkeit mißhandeln. Der Verstand fragt zunächst nach dem Stoff, dem Was des Kunstwerkes; die Sinnlichkeit nach dem Wie, nach der Behandlung; der Verstand fragt nach der Belehrung, die wir aus dem Werke schöpfen, nach der Förderung, die unsere Tugend und Moral dadurch erfährt und dergleichen Dingen; die Sinnlichkeit will nur genießen; genießen im edelsten Sinne freilich, aber doch nur genießen; sie fragt nach Belehrung und Tugend und Moral nichts. Ihre einzige Instanz ist das Auge. Ach und wie sehr wird in der Erziehung des modernen Menschen das Auge vernachlässigt! Ganz speciell vom Christenthum ist es in Acht und Bann gethan und Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen führen zu sicherer Verdammniß. Heine theilt die Menschen ein in Juden und Hellenen, d. h. die geistig immer in der Wesen Tiefe trachtenden und die sinnlich sich an der schönen Form beseligenden; er spricht von dem Juden Hengstenberg und dem Hellenen Goethe; so könnte man auch sprechen von Rafael, dem Sohne Athens und Luther, dem Sohne Jerusalems. Wie im Wissenschaftlichen so hat zur Zeit auch im Künstlerischen das Werk Luther's den Sieg errungen, d. h. die Freude an der Behandlung ist untergegangen in der Untersuchung des Stoffes; das hellenische Auge ist erblindet in dem judäistischen Bewußtsein, daß Gott nur das Herz ansieht. Einen Todesstoß erhielt die Kunst, als diese Meinung durchdrang und sie statt des Reiches der Sinne und der Erscheinungen das Reich des Gemüthes und des Stoffes angewiesen bekam.

Das Auge von dem judäisch-spiritualistischen Anathem zu erlösen und wieder in seine alten, fröhlichen heidnischen Rechte einzusetzen, das wäre eine That, die eine abermalige Wiedergeburt der Kunst herbeiführen könnte. Sobald das Auge gleichsam in sein Vaterland und Königreich heimkehrt, wird es wie ein neuer Odysseus dem Freiergeschlecht, das jetzt um die verwittwete Kunst buhlt, ein furchtbares Ende bereiten; vergeblich wird die Gelehrsamkeit vor seinen tödtlichen Pfeilen sich hinter ihre Folianten verschanzen, vergeblich wird die sogenannte reine Wahrheit um Gnade wimmern und behaupten, daß sie es immer gut gemeint habe — Schuß auf Schuß werden sie fallen; der sogenannte Patriotismus in der Kunst und die sogenannte Tugend und der Humor und der Witz — das Auge nimmt wieder Besitz von seinem Hause und nichts wird in der Malerei bestehen bleiben, was nicht Gnade vor ihm findet. Bis dahin freilich hat der Verstand noch gute Tage und kann sich satt essen auf fremde Kosten wie weiland die Freier der sinnigen Penelopeia. Bis dahin freilich wird die Frage nach dem Was, dem Stoff, dem Gegenstande des Kunstwerkes noch vorherrschen und der unverfrorenste Realist der Meister aller Meister bleiben. Erst wenn das Auge wieder die Herrschaft hat, wird die Behandlung, die Form, die Vision, wie es zu allen Blüthepeioden geschah, obenanstehen.

Was ist nun der Inhalt, was ist die Form eines Kunstwerkes? Wo fängt das Eine an, wo hört die Andere auf? Was unterscheidet diese beiden Begriffe von einander, denn einen Unterschied sollen sie doch wohl bezeichnen; sonst würden denkende Menschen sich nicht so häufig dieser beiden Worte bedienen; oder sollten wir am Ende gar zu der Wahrnehmung gelangen, daß solche Menschen doch nicht ganz so scharf und tief denken als wünschenswerth ist, daß sie Redensarten gebrauchen, bei denen sich nichts denken läßt. Was ist die Form, was ist der Inhalt eines Kunstwerkes? Die Form ist wohl unstreitig das, wodurch wir die Existenz des Kunstwerkes überhaupt gewahr werden, die Reihenfolge der Töne in der Musik, die Linien, die Farben in der Malerei, die Flächen in der Sculptur, und diesem soll ein gewisser Inhalt entgegengesetzt sein, ein Inhalt, der auch allenfalls ohne die Form existiren könnte auf eigene Hand, wie man andererseits ja Formen zuzugeben geneigt ist, die ohne Inhalt existiren.

Führen wir Rafael's Sixtinische Madonna auf eine gute Copie, auf einen Kupferstich, auf einen bloßen Umriß, auf eine elende Pinselei in einer Jahrmarktsbude zurück; die göttliche Majestät behauptet sich schwächer und schwächer auf allen Stufen, aber sie behauptet sich doch; geben wir aber den letzten jämmerlichen Umriß auf und fangen an, bloß mit Worten, mit Logik, mit Theologie, mit Poesie selbst das Kunstwerk demonstriren zu wollen, so sind wir ohnmächtig; ganz allgemeine, vage Vorstellungen werden wir vielleicht erwecken; aber sicherlich nichts was auch nur annähernd diesem Bilde ähnlich sähe.

Ach, die Stoffe und die Gedanken und Redensarten, die liegen umher zu tausenden wie die Muscheln am Meeresstrand; die kann jedes Kind zum Spiel aufnehmen und wieder wegwerfen. Aber die Form finden, das ist die Sache des Genius. Die Form ist das Unsterbliche; nicht der Stoff; zu Tausenden sind Madonnen vor Rafael gemalt, zu Tausenden nach ihm; ist es der Stoff, was der Sixtina, oder der Madonna della sedia die Ewigkeit sichert? nein, die Form ist's. Daß die Linien, die Farben, die Lichter, die Schatten gerade so und nicht anders geführt sind, das ist die Göttlichkeit jener Kunstwerke. Alles andere haben sie mit Legionen von Bildern niederen und niedersten Ranges gemein.

Ein Werk des Wissens dagegen steht unter ganz anderen Bedingnissen. Die Form ist hier im Gegensatz zum Inhalt betrachtet ebenso gleichgiltig wie wir bei den Werken der Kunst umgekehrt den Inhalt der Form gegenüber gleich Null geachtet haben. Ein mathematischer Lehrsatz mag bewiesen werden in

Digitized by Google

welcher Form er wolle, wir fühlen uns durch jeden Beweis vollkommen befriedigt; unser Intellect hat die Alleinherrschaft, ob die geometrische Figur schwarz auf weiß oder weiß auf schwarz gezeichnet sei, ob die Linien sauber oder struppig, ob der Docirende eine wohltönende oder heisere Stimme habe, das Alles ist nichts im Vergleich zu der evidenten Wahrheit, deren sich unser Verstand bemächtigte. Wir sind in solchem Augenblick vom Wirbel bis zur Zehe Mathematik, und wie tödtlich würde der ausgelacht werden, der da sagte: wenn die Mathematik nur zu meinem Verstande spricht und mir nichts für das Auge, für das Ohr, für die Seele gibt, ist es nicht der Zeit werth, ihr zuzuhören. Es gibt wohl schwerlich Bücher, die eine größere Bedeutung für die Cultur der Menschheit hätten als die Schriften von Copernicus, Kepler und Newton, — und doch, wer liest sie heute? Ihr Inhalt ist auf den letzten Extract concentrirt, Gemeingut der Menschheit geworden, ihre Form ist gleichgiltig, oder wer von uns weiß von den unmittelbaren Worten, in denen diese Riesengeister sich ausgesprochen haben, heute noch zu citiren? Wer dagegen fühlte sich nicht böotierhaft blamirt, wenn er nicht über den Inhalt mit einiger Deutlichkeit Rechenschaft zu geben vermöchte? Hier ist der Verstand am Platze und prüfe und sehe ein, und lasse nicht ab, auch die verborgensten Winkel nach Wahrheit zu durchforschen; aus der Kunst aber trolle er sich fort, und lasse den Sinnen, oder wenn das verklärter klingt, der innigen Empfindung das Feld.

Ich weiß: wer heutzutage der Alleinherrschaft des Verstandes, der Idee widerstrebt und den dunklen elementaren Trieben unseres Wesens noch ein paar kümmerliche Reste vindicirt wissen will, der hat alle Sacher gegen sich; der wird für einen Dunkelmann, für einen Mystiker, für einen Narren, für einen Dummkopf ausgeschrien. Was Wunder, wenn ich, ein Neuling, dessen Name keinerlei Garantie und Autorität mit sich bringt, mich in dieser peinvoll ausgesetzten Stellung nach Bundesgenossen umsehe? In allen Nöthen des Lebens, wende ich mich, wie andere an ihre Schutzheiligen, andere an ihren Advocaten, an unseren Goethe, und wenn ich den an meiner Seite weiß, dann ist mir nicht bange, und ob die Welt voll Teufel wär. Goethe hat aber einmal gesagt wie folgt:

„Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei, so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja, euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermuthigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre Alles eitel, wenn es nicht irgend ein abstracter Gedanke und Idee wäre. — Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht. Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! — Es hätte in der That ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im Faust zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen, durchgehenden Idee hätte reihen wollen! Es war im Ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstractem zu streben. Ich empfing im Inneren meine Eindrücke und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensfroher, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung zum Vorschein zu bringen. Ich bin der Meinung: je incommensurabeler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Production, desto besser."

So sagte Goethe zu seinem getreuen Eckermann am Sonntag den 6. Mai 1827. Wahrlich, sonnenhelles Tageslicht in jedem Worte. Was für Goethe hier in der Dichtung die abstracte Idee ist, das ist in der Malerei der Stoff. So wie Goethe nicht eine Idee verkörpern wollte, sondern seine inneren Eindrücke darstellte, so verkörperten Rafael, Michelangelo, Rubens und alle großen Maler nicht geschichtliche, psychologische, theologische Stoffe, sondern sie rundeten die Anschauungen und Eindrücke ihres Inneren, und stellten dar, was in ihrer Phantasie vor sich gegangen war. Die Erscheinung war ihr Gebiet: Kraft, Anmuth, Würde, Ruhe, Anstrengung, alles was dem Menschen von außen betrachtet eigen ist. Und wenn der Dichter das Herz in seinen Leidenschaften schildert, in seiner Liebe und seinem Haß, seinem Hoffen und Verzagen, in all seinen bösen und all seinen guten Trieben, und wenn der Musiker die noch geheimnißvolleren, namenlosen Tiefen der Seele entsiegelt und ihre Ströme hervorquellen läßt, so schildern der Maler und Bildhauer den Leib in all seinem Thun und Lassen. Aber wie der Dichter nicht das Herz von Hinz und Kunz schildert, wenn sie aufstehen und zu Bette gehen, Geschäfte machen und Mittags essen, nicht die platte, bewegungslose Alltäglichkeit, sondern das Herz in seinen großen und kleinen, tragischen und komischen Leidenschaften, so schildert der große Maler auch nicht die triviale Außenseite des ersten Besten, der ihm auf der Straße begegnet, sondern wie der Dichter das interessante Innerliche, so der Maler das interessante Aeußerliche. Das haftet keineswegs bloß an Göttern und Heroen. So wie Fritz Reuter uns mit den Herzen seiner Mecklenburger bezaubert, so bezaubert uns Defregger mit der Erscheinung seiner Tyroler. Wie jene psychologisch interessant sind, so sind es diese malerisch. Wollte man sich aber eine Dichtung denken, die den Trivialitäten unserer modernen Realisten adäquat wäre, so müßten diese von A bis Z mit der Schilderung nichtssagender Lappalien sich hinschleppen, Essen, Trinken, Schwatzen, Schlafen, aber ohne Leidenschaft, ohne Humor, ohne Liebe, ohne Haß. Es gibt auch in der Literatur gewiß Plattheiten in Menge; aber das sind unfreiwillige; die Plattheit zum Princip machen, das blieb der neuesten Malerei vorbehalten.

Wohin diese neueste Strömung führen wird; wer vermag es zu sagen? Wird sie wachsen, ist sie schon im Abnehmen begriffen? Sie beschränkt sich nicht auf Deutschland, sie ist wie die Cholera international. Wie die Cholera? Nein, der Vergleich war doch wohl unbillig; individuelle Abneigung soll, wenn es irgend möglich ist, nicht bis zur Ungerechtigkeit sich steigern. Einen so grundsätzlichen Verzicht auf Schönheit, Sinnlichkeit, Vision, ein solches Hervordrängen des Thatsächlichen, Verstandesmäßigen, Alltäglichen hat die Kunstgeschichte noch nicht gesehen; aber muß gleich Alles zum Verderben führen, was bisher noch nicht dagewesen? Fern sei solch conservativ-academisches Vorurtheil. Die Aufzeichnung der nackten Wahrheit,

„splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt"

muß nur nicht als Ziel, sondern als Weg gelten, so mag sie uns vielleicht zum größten Heil gereichen. Ohne Zweifel ist der Kreis dessen, was malerisch möglich ist, wenn er auch schon Giotto und Murillo, schon Michelangelo und Boucher umspannt, noch nicht geschlossen. Vielleicht entwickelt sich aus dem Princip der nackten Wahrheit doch noch einmal wieder ein großes Künstlergenie; wir wollen es hoffen; denn hoffen ist immer besser als verzweifeln; nur rede man uns nicht ein, daß wir dieses Genie bereits besäßen, daß der Messias, dessen wir harren schon unter uns wandele und Wunder thue. Möge er bald kommen; die Welt lechzt und sehnt sich nach einem wahrhaft großen Künstler.

Feuilleton.

Dresdener Erinnerungen.

Von Otto Roquette.

(Fortsetzung.)

Wenn aber einer von den damals in Dresden versammelten Schriftstellern mich ganz gewann, so war es Berthold Auerbach. Von seinen novellistischen Dichtungen war ich längst eingenommen, nun gewährte seine persönliche Freundschaft in fast täglichem Verkehr mir die reichste Anregung. Es gab kaum einen bequemeren Menschen zum Umgang. Immer

Digitized by Google

voll Ideen, immer zu ernsten Erörterungen gestimmt, dabei jedem Scherz zugänglich, und der Thorheit nicht abgeneigt. Wenn Gutzkow überall Widersacher erblickte, sah Auerbach in Allen, die ihm entgegenkamen, mit dem naivsten Selbstbewußtsein Verehrer und Freunde. Und waren sie es noch nicht, so machte er sie dazu durch sein gewinnendes Wesen. Er regte an und wurde leicht angeregt. Es mochte ihn einmal die trübste Stimmung überkommen (er hatte Ursachen dazu), ein Wort der Anerkennung, ein Hinweis schon auf irgend etwas in seinen Dichtungen, verscheuchte sie; er war wie umgewandelt. Viele tadelten seine Eitelkeit. Er hatte davon vielleicht nicht mehr als Andere, die sich nur besser auf Heuchelei verstanden. Er aber gab sich darin ganz unbefangen; er konnte durch einen kleinen Spott darüber sogar zum Lachen fortgerissen werden. Theilnahme und Verständniß aber freuten ihn dermaßen, daß er das Bedürfniß fühlte, zärtlich zu werden. Ich denke an einen Auftritt auf der Terrasse unter vielen Spaziergängern in der sommerlichen „Fremdenzeit“: Die Novelle „Das Barfüßele“, welche kürzlich erschienen war, hatte mir hohen Genuß bereitet, und ich sprach ihm meine Freude darüber aus. „Ich könnt' Euch umarmen, ich könnt' Euch abküssen!“ rief er, „daß Ihr mir das gesagt habt!“ Und nur mit Mühe war er von seinem Vorhaben abzubringen und bei Seite zu führen. Die älteren Leute unserer Generation, welche ihn gekannt haben, erinnern sich, wie er in vertraulichem Verkehr das ihm heimisch klingende „Ihr“ dem höflichen „Sie“ bei der Anrede vorzog.

Einen bedeutenden Zuwachs erhielt das Dresdner Leben durch den Eintritt Hettner's, der, von Jena her, als Professor der Kunstgeschichte an die Akademie berufen worden war. Ursprünglich Archäologe, hatte er sich nebenbei schon mit Vorliebe der neueren Literatur zugewendet. Sein großes Werk darüber entstand aber erst in den nächsten Jahren in Dresden. War er bei seiner Ankunft noch nicht die literarische Macht, zu der er sich später entwickelte, so trat er doch in eine hervorragende Stellung, lebte in der besonderen Bevorzugung des Königs und wurde häufig zu den Hofgesellschaften befohlen. Da er von Hause aus in günstigen Lebensverhältnissen, dazu von bestimmt ausgeprägter Persönlichkeit war, gestaltete es sich wie von selbst, daß sein Haus zu einem geistigen Mittelpunkte wurde. Darüber erwachten Eifersüchteleien, Mißhelligkeiten aller Art, und bald stand Hettner inmitten einer unerquicklichen Gegnerschaft. Das Parteiwesen wurde sehr böse, man konnte auf der Straße von dem Einen heftig angefahren werden, weil man es gewagt, mit dem Anderen zu sprechen. Daher sich die Hoffnungen, die ich auf den Verkehr mit Hettner setzte, nicht ganz erfüllten. Ich kannte ihn von Heidelberg her, wo er sich zuerst als Privatdocent niedergelassen hatte (es waren etwa fünf Jahre seitdem vergangen); sein Colleg über die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts war eins der besuchtesten; und da er, als ein noch junger Mann, sich den Studenten zugänglich gab, war ich ihm persönlich näher getreten. So empfing er mich denn auch in Dresden ganz freundlich, und ich durfte mich stets seines Entgegenkommens erfreuen. Da ich mich aber von den Parteiungen ganz auszuschließen wünschte, mußte ich auch gegen ihn in einem gewissen Rückhalt bleiben. Auch war mir inzwischen klar geworden, daß ich in den schriftstellerischen Kreisen, bei ihrem dermaligen Zustande, gar nichts lernen konnte. Wenigstens nichts Gescheites und Zweckmäßiges. Uebrigens gab die Schule ihre Pflichten. Es war immer etwas, wenn neben den laufenden Unterrichtsstunden alle vierzehn Tage sechzig und mehr deutsche Aufsätze aus zwei Classen einliefen und durchgesehen werden mußten. Die Ferien erschienen daher als eine willkommene Zeit, um einmal auszufliegen, nämlich für diejenigen Lehrer, welche, gleich mir, mit ihrer Wohnung nicht an die Anstalt gebunden waren. Denn eine große Anzahl der ausländischen Schüler (Amerikaner, Engländer, Serben, Rumänier, Knaben und Jünglinge aus allen Weltgegenden), welche als Alumnen in der Anstalt lebten, blieb auch in den Ferien in Dresden. Somit mußte auch die Mehrzahl der Lehrer (sie hatten sich contractlich dazu verpflichtet) zur Beaufsichtigung im Hause verbleiben. Die Folge davon war, daß von den jüngeren Lehrern wenige länger als ein paar Jahre bei der Anstalt aushielten. Die Zurückbleibenden warfen dann in die beginnende Ferienstimmung der Glücklicheren all' ihre hadernde Wuth, die sich auch wohl in komischer Weise äußerte. Einer der Aelteren, welcher mit größerer Seelenruhe die Dinge hinzunehmen pflegte, hatte ein förmliches „Ferienfluchregister“ angelegt, in welches er Jahraus Jahrein alle vernommenen Ausdrücke der Verstimmung, des Ingrimms, der Mißgunst, des Unbehagens jeder Art, eintrug und in wissenschaftlich humoristischer Weise unter Rubriken brachte. —

Es standen damals in Dresden zwei Familien in erster Reihe, welche in gesellschaftlich großem Stil ein Haus machten, und ohne sich um die Parteien zu kümmern, Alles versammelten, was irgendwie einen öffentlich vertretenen Namen trug. Das eine war das Haus des Major Serre, der sich in der nächsten Zeit durch die Schiller-Lotterie und seine ausdauernde Thätigkeit zu Gunsten der Schillerstiftung rühmlich und dankenswerth bekannt machte. Das Serre'sche Ehepaar, in den günstigsten Verhältnissen lebend, wußte nicht nur alle Persönlichkeiten aus den Gebieten der Literatur, der bildenden Kunst, der Musik, des Theaters zu vereinigen, sondern auch durchreisende Fremde, für welche Dresden ein Anziehungspunkt war, wurden hier stets eingeführt und willkommen geheißen. Im Sommer wurde der Strom der Gäste nach dem schön gelegenen Serre'schen Gute Maxen gelockt, wo die Gastzimmer niemals leer standen, häufig sogar nicht ausreichten. Im Winter waren die großen Räume des Hauses in der Stadt an bestimmten Abenden geöffnet und wiesen die Repräsentanten der ganzen europäischen Gesellschaft auf. Berühmte Namen von Engländern, Amerikanern, Italienern, Dänen (Andersen war hier wie in Maxen ein immer wiederkehrender Gast und Freund des Hauses) hörte ich in den Serre'schen Gesellschaftsräumen zuerst nennen, und konnte die Gefeierten wenigstens betrachten. Glanzgestirne von exotischen Concertsängerinnen, Geigenvirtuosen, Gräfinnen welche die Harfe meisterhaft spielten; dazu Diplomaten, Minister, schöne Romeos im Frack, Alle wurden mit Begeisterung empfangen; wenn dann auch die Begeisterung in etwas zu gleichmäßigem Accord angeschlagen, und nur zu Gunsten der Fremden und am weitesten Hergereisten noch um eine Klangfarbe gesteigert wurde.

Rauschte hier ein mehr internationaler Verkehr vorüber, so gab in einem anderen Mittelpunkte der Dresdener Gesellschaft das Familienleben den Grundton an. Es war das Haus des Malers Grahl. Sein Haus, ein palastartiges Gebäude an der Bürgerwiese, und die köstliche Villa Rosa als Sommeraufenthalt, an der Elbe gegen Loschwitz zu gelegen, beide von Semper gebaut, sind als architektonische Meisterwerke kunsthistorisch geworden. Im Inneren überall künstlerische Würde, verbunden mit wohnlichem Behagen. Hier saß die Hausfrau mit ihren Töchtern bei ihren kleinen Handarbeiten, und empfing die Gäste, deren einige fast allabendlich den Familienkreis erweiterten. Da der Ton hier ganz harmlos war, verstand ich mich wohl dazu, etwas von meinen kleinen Dingen vorzulesen, aber nur im engsten Kreise, wenn keiner von den großen Propheten gegenwärtig war. Denn vor diesen wäre mir ein solches Wagniß sehr übel bekommen. An einem solchen Abend (ich las ein Gedicht „Tonio“, in Hexametern, vor) war unter meinen Zuhörerinnen, und zwar mit einem großen Strickzeug beschäftigt, Jenny Lind, die „schwedische Nachtigall“, jetzt Frau Goldschmidt, welche, nachdem sie der Bühne entsagt, sich in Dresden niedergelassen hatte. Sie war eine sehr dankbare und liebenswürdige Zuhörerin, und forderte mich auf, auch ihr Haus zu besuchen; was ich mir nicht zweimal sagen ließ. Auch sie hätte in großem Stil leben können, zog es aber vor, mit ihrem Gatten, einem geschätzten Musiker, und ihrem Kinde ein ruhiges Familienleben zu führen, und nur mit einem kleinen Kreise von Freunden zu verkehren. Oeffentlich, oder in Gesellschaft außer ihrem Hause zu singen, ließ sie sich um keinen Preis erbitten, dagegen war sie als Wirthin erbötig, ihren Gästen vorzusingen, was und soviel diese begehrten. Und ihre Stimme klang noch unbeeinträchtigt und wunderbar schön. Für ge-

Digitized by Google

wöhnlich sang sie Lieder vor, war aber einmal eine Oper aufgeschlagen, etwa eine Gluck'sche Iphigenie, dann überwältigte sie die Musik plötzlich. Die Tenorarie sei zu schön, rief sie dann, die müsse sie auch vorsingen! Und dann der Chor — dieser himmlische Chor! Sie mußte auch den Chor singen. Sie sang dann nicht, um sich hören zu lassen, sondern um das, wovon sie sich hingerissen fühlte, den Zuhörern mitzutheilen.

Schon bevor ich der Einladung zu diesen befriedigt Glücklichen folgte, hatte ich das Haus öfter betreten, denn in demselben wohnte, halb als Einsiedler, auch der Mann, der mir als die Blüthe aller Bildung erschien, der Graf Wolf Baudissin. Durch seine Schwägerin und deren Gatten, den Maler Friedrich Gonne, mit welchen ich stets in freundschaftlicher Beziehung geblieben, war ich bei ihm eingeführt worden. Schon ein alter Herr, körperlich nicht sehr rüstig, geistig völlig jugendfrisch, Allen überlegen, die damals in Dresden lebten, besuchte Graf Baudissin niemals Gesellschaften, und sah nur selten mehr als ein paar Gäste bei sich, zumal seine, obwohl bedeutend jüngere Gattin, bei ihrer zarten Gesundheit großer Schonung bedurfte. Selbst ihr meisterhaftes Clavierspiel konnte sie nur noch wenig ausüben. Sie galt als eine der bedeutendsten „Bach-Spielerinnen", und wußte unter den Modernen besonders Chopin zur Geltung zu bringen. Die Verdienste des Grafen Wolf Baudissin um die deutsche Uebersetzungskunst sind nicht so bekannt, als sie sein sollten. Daß fast die Hälfte der Stücke Shakespeare's in der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung von ihm übertragen worden ist, wußten auch in den literarischen Kreisen Dresdens nur Wenige, und um sein Werk „Ben Johnson und seine Schule" kümmerte man sich auch nicht. Immer thätig, einer der gelehrtesten Kenner fremder Literaturen, krönte er seine Lebensarbeit noch in hohem Alter durch die Uebersetzung der Werke Molière's. Eine Würdigung hat er nach seinem Tode durch Gustav Freytag empfangen. Baudissin war ein vornehmer Mann im besten Sinne. Er stand dem literarischen Kleintreiben ganz fern, er dachte auch über die Größen, welche damals in Dresden lebten, nicht gleich hochachtungsvoll. Sein feines Urtheil übte gern Anerkennung, und wußte sie in reiner Form zu spenden. Auch entging seinem rastlos umschauenden Blicke nichts, woran sich mit einem gewissen Gemüthsantheil anknüpfen ließ. Aber eitle Schaustellung, unwahres Wesen, oder Lärmsucht durften gar nicht in seine Nähe kommen. Er war eine der idealsten Naturen, und verlangte von Anderen, wenn er Theilnahme für sie fassen sollte, Sauberkeit des Charakters; von dem Schriftsteller aber durchaus ein künstlerisches Streben. War er selbst doch aus einer Zeit erwachsen, da, unter dem noch persönlichen Einflusse Goethe's, das künstlerische Gesetz in der Literatur noch von Geltung war, und daneben, in der romantischen Schule, der Kunst eine bestimmte, wenn auch anders gefaßte Bedeutung zugewiesen war. Er überschätzte die Romantiker nicht, selbst nicht den ihm so lange verbündeten Tieck, aber er wollte erst recht nichts wissen von der Unterschätzung ihrer reichlich ausgestreuten Bildungselemente, welch letztere er in dem damaligen Dresdener Literaturleben nicht finden konnte. Meine Studien, und vielleicht meine Jugend, mochten es sein, die mir das große Glück verschafften, zu den Wenigen zu gehören, die er um sich leiden mochte. Und ein Glück war das jedenfalls, denn wenn es durch persönlichen Verkehr in Dresden etwas für mich zu lernen gab, so war es durch den Umgang mit ihm. Durch die Frauen war ich unterrichtet, daß er unerwartete Besuche nicht gern annahm, und ich mich von ihm rufen lassen müsse. Dies geschah dann häufig durch ein Zettelchen, bald zum Thee oder zu Tische, oder auf ein Plauderstündchen gegen Abend, ohne sonstige Gesellschaft. Was mich in den Augen mancher Anderen herabsetzte, nämlich, daß ich von den Coterien- und Parteiwesen nichts wissen wollte, daß ich die Schulmeisterei dem Literatenthum vorzog, dies gerade gefiel ihm, und er bestärkte mich durchaus darin. Daß ein Mann, wie Wolf Baudissin, der sich so lange in allen bevorzugten Kreisen bewegt, alle hervorragenden Persönlichkeiten näher kennen gelernt hatte, etwas erzählen konnte, läßt sich denken. Die literarischen Kreise und Menschen waren es doch vorwiegend, und besonders die Romantiker, mit welchen er so lange gelebt hatte, über die er am liebsten Auskunft gab. Ging er dabei Anekdotischem nicht vorüber, so behandelte er doch meist tiefergehende Fragen aus ihren Werken, und suchte die Unterhaltung vom Einzelnen in's Allgemeine zu lenken. Das geschah auch, wenn er einmal ein paar Gäste mehr an seinem Tische versammelt hatte. Bei einer solchen kleinen Tafel war es, wo, mitten im Gespräch ein Herr die Worte fallen ließ: „Ebenso wenig, wie man unter einer bei Tische sitzenden Gesellschaft eine Novelle spielen lassen kann —" Oho! rief ich, mich vergessend, dazwischen, zwar nur halblaut, aber doch in die Rede des sehr selbstbewußten Mannes hinein. Dieser sah mich scharf an: „Versuchen Sie selbst es, wenn sie den Muth haben!" entgegnete er verweisend. „In der That!" sagte Baudissin begütigend, indem er mir zunickte, „das gäbe eine neue Kunstform. Machen Sie sich an's Werk, und dann lassen Sie durch eine Vorlesung uns Alle daran theilnehmen!" Obgleich ein wenig eingeschüchtert, erklärte ich mich bereit dazu, unter der Bedingung, daß ich für die Aufstellung der Speisekarte auf weibliche Mitwirkung rechnen dürfte. Die drei anwesenden Damen, Frau Jenny Lind-Goldschmidt, Frau Philippine Gonne und die Wirthin, versprachen sogleich ihre thätige Beihülfe. Wirklich erhielt ich einige Tage darauf von den Damen eine zwei Ellen lange Speisekarte auf zusammengehefteten Papierstreifen, untermischt mit allerlei scherzhaften Gerichten, welche für den novellistischen Theil etwa zu verwerthen wären. Aber auch der rein kulinarische Theil war so überreich und verwirrend für mich, daß ich mir eine Vereinfachung desselben erbitten mußte. So entstand die in guter Laune geschriebene Schmurre: „Bei Tische. Eine gastrosophische Novelle." Zu einer Vorlesung kam es freilich nicht. Sie erschien später gedruckt, und zwar zu einer Zeit, da veränderte Verhältnisse in dem Kreise, für den sie bestimmt war, manches verschoben hatten, und somit dem Scherze die Spitze verloren ging. Sie wurde aber im Baudissin'schen Hause gelesen. Obgleich sonst wenig bekannt geworden, erwarb sie sich hier und da Freunde, wo ich sie nicht vermuthet hätte.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

„Die goldene Legende".

Dramatische Cantate nach dem englischen Texte Jos. Bennett's von Dr. Carlotta. Musik von Arthur Sullivan.

Der Ritter (knight*) Sullivan fand auf den reichen und verdienten heidnischen „Mikado"-Lorbeeren keine Ruhe; er wollte auch eine christliche Palme erwerben. Nun mochte er wohl fühlen, daß ein wahres Oratorium viel mehr künstlerisches Rüstzeug verlangte, als er besaß, und daß heutzutage selbst ein bedeutender Contrapunktist kaum wagen darf, ein rein biblisches Oratorium vorzuführen, um nur noch auf dem Felde des rein Kirchlichen, der Messe, des Psalms, des a capella-Chores auf wirklichen Erfolg hoffen darf, weil einerseits die Fachleute an ein religiöses Werk die höchsten Forderungen stellen, andererseits das Publikum nur mehr den älteren accreditirten Werken Theilnahme zuwendet, und jetzt mehr Neigung für die Mischgattung, für die Concertoper, bekundet. Es schien also vom künstlerischen, wie vom rein praktischen Standpunkte geboten, ein anderen Stoff als den rein kirchlichen zu finden, einen Stoff, der sich in bequemerer Form behandeln ließ, als der eben erwähnte, der Stileinheit und kunstvollen Aufbau unerläßlich bedingt. Nun paßt entschieden nichts besser für solche Mischgattung, als eine dramatische Cantate, in

*) Herr Sullivan ist nach den großen Erfolgen seines „Mikado" in den englischen Ritterstand erhoben worden.

Digitized by Google

welcher allerhand religiöse Motive mit unterlaufen. Der Componist kann da alle möglichen Stile, dramatischen, theatralischen, oratorischen, kirchlichen und profanen, anwenden, ohne daß ihn darob ein unmittelbarer Vorwurf treffen darf; er kann mit vollem Recht behaupten, daß er bei jeder Scene den Stil angewendet hat, der gerade angemessen war; und gegenüber der (allerdings sehr schwer wiegenden) Bemerkung, daß mit einer derartigen Mischmascherei ein Kunstwerk niemals geschaffen wird, kann er den Einwand erheben, daß er ein solches gar nicht beabsichtigt, sondern ein effectvolles Stück, das nicht trivial genannt werden dürfe; und so behält er wieder Recht.

Von diesem Standpunkte muß man „Die goldene Legende" des Herrn Sullivan als Ganzes betrachten, bevor die Beurtheilung der einzelnen Theile beginnt. Der Stoff ist jener Sage vom „Armen Heinrich" entnommen, die zuerst Hartmann von der Aue im zwölften Jahrhundert und A. von Chamisso in diesem dichterisch erzählt hat. Nach dieser Sage war ein wackerer Rittersmann von böser Krankheit heimgesucht, von allen Menschen gemieden; er verläßt sein Schloß und findet Asyl in dem Hause eines treuen Meiers, mit dessen Tochter er öfters gespielt hat, als sie beide noch Kinder waren. Diese hört, daß ein weiser Arzt in Salerno dem Kranken erklärt habe, er könne nur genesen, wenn eine reine Jungfrau freiwillig ihr Leben für ihn opferte und ihr Herz aus dem Leibe schneide ließe; und sie faßt den Entschluß, den Herrn durch ihren Tod zu heilen. Keine Abmahnung der Eltern und selbst des armen Kranken bringt sie von ihrem Willen ab; zuletzt bewegt ihre unerschütterliche Festigkeit den Grafen, mit ihr nach Salerno zu wandern. Dort liegt sie schon auf dem Martertische des Arztes, da erwacht im armen Heinrich das Gewissen, er will lieber weiter dulden, als durch ein schreckliches Mittel genesen, er ruft dem Arzte zu, daß er das Mädchen leben lasse und zieht mit ihr von dannen. Durch die göttliche Gnade erlangt er seine Gesundheit wieder, und ehelicht die brave Jungfrau. Das ist ein gar schöner Stoff, in seiner edlen Einfachheit. Leider ist er von Longfellow mit anderen Beigaben vermischt worden, mit Lucifer, mit Straßburger Münster-Glocken u. s. w. In seinem Gedichte — das mir in diesem Augenblicke nicht zur Hand ist — werden diese Beigaben ganz gewiß auch große Schönheiten bieten; aus dem Textbuche des Herrn Bennett dagegen wird kein Mensch klug, was der Lucifer eigentlich will, warum er sich dem armen Heinrich als Arzt vorstellt, dann mit dem Pilger nach Salerno zieht, endlich dort wieder als der Arzt, den sie suchen, erscheint. Er selbst gesteht, daß diese reine Jungfrau niemals ihm unterthan werden wird, und daß nur der Kranke ihm gehörte; aber auch das scheint mir eine ganz unrichtige Auffassung der Legende, denn sobald das Opfer von dem Mädchen ganz freiwillig, ohne das mindeste Zuthun eines Anderen, gebracht ward, traf nach den damaligen Begriffen den Geretteten keine Schuld, die ewige Verdammniß nach sich zog. Doch diese Frage ist eine nebensächliche, wenden wir uns zur Musik.

Vor Allem möge der freundliche Leser die Versicherung genehmigen, daß ich sowohl bei der Prüfung des Clavierauszuges, sowie bei dem Anhören der Ausführung durchaus nicht etwa mit einem Vorurtheile gegen den Operettencomponisten, der nur fromme Musik machen wollte, zu Werke ging. Ich habe seiner Zeit trotz der Abneigung gegen den Offenbach der letzten Periode mit aufrichtiger Bewunderung sein allerletztes Werk, die „Erzählungen Hoffmann's" vernommen. Und da ich in Herrn Sullivan's „Mikado" das Madrigal als ein kleines Meisterstück effectvoller Stimmführung betrachtete, so war es mir gar nicht unmöglich erschienen, daß er auch in einer dramatisch-religiösen Cantate ganz Tüchtiges leisten könnte, wenn er den richtigen Weg einschlug, nicht zu große Anläufe nahm, mehr das freundlich Innerliche anstrebte, und hie und da auch das Contrapunktische mit anwendete. Aber sein Gedankenflug ging nach ganz anderer, falscher Richtung. Große Glocken und lateinische Hymnen, Hohngesänge Lucifer's und Liebeshymnen und Barcarollen sind durcheinander gemengt, ohne daß mit Ausnahme der letztgenannten irgend ein Stück sich über die Region des Mittelmäßigen erhebe, und insofern kann der Gedankenflug nicht ein Ikarischer genannt werden, weil er der Sonne nie zu nahe kommt. Die erste Nummer ist ein Chor, in welchem Lucifer seine Schaaren aufbietet, den Glockenthurm des Straßburger Münsters zu zerstören; doch die bösen Geister vermögen nichts gegen die frommen Glocken und die mit ihnen verbundenen Engelstimmen. In diesem Chore wechselt das Orchester zwischen chromatischen Gängen und Tremolo, und wirkliche große Glocken tönen dazwischen; diese waren extra von London herüber gebracht worden, und wiegen 30 Centner oder noch mehr. Besser wär's die Glocken wögen leichter und die Musik schwerer! Hierauf folgt eine Art von Monolog des „Prinzen" Heinrich, in welchem die Orchesterbegleitung wirksam hervortritt. Die Erscheinung Lucifers wird durch eine Art von Leitmotiv-Thema bezeichnet, das jedesmal wiederkehrt, wenn dieser böse Geist sich zeigt, und das, der Originalität entbehrend, an die Gounod'sche Mephistomanier streift. Das Duett zwischen ihm und dem Kranken ist bedeutungslos, die Rolle, in welcher Lucifer seinen Trank preiset, erinnert sehr stark an das Feuergewirre in Wotan's Logeruf in der „Walküre", der Gesang Heinrichs nach dem Trank an Gounod. Die zweite Scene bringt eine Abendhymne der Landleute, die dem Theaterpublikum gut klingt, aber dem Kenner sofort als eine recht schwache Arbeit erscheint. Die Scene, da der arme Heinrich mit Elsie nach Salerno wandert, bringt eine recht hübsche italienische bacarollartige Melodie, die sich gegen das Ende verflacht. Dann kommt wieder das Lucifermotiv, das der Componist geschickt mit einem lateinischen Gesange der Pilger vereinigt. Es ist das einzige Stück, in welchem sich etwas künstlerischer Fleiß kundgibt. Die gleich darauf folgende Arie der Elsie klingt ganz wie „Athmet er nicht die süßen Lüfte" im „Lohengrin". Von da ab wirkt die Monotonie und die Schwäche der Erfindung immer herabstimmender auf den Hörer; und der Anlauf zu einer Fuge, welchen der Componist in letzterem Stücke nimmt, ist ein fast schülerhafter zu nennen; schon das Thema ist wenig bedeutend, die Durchführung mangelhaft, die Stimmen gehen sehr oft recht bequem in Terzen nebeneinander, und man kann nicht begreifen, daß Herr Sullivan in früheren Zeiten ernsthaft Musik componirt haben soll, und erst in neuerer Zeit zur Operette übergegangen sei. Möge er doch dem Winke des Schicksals folgen und keinen anderen Erfolg mehr suchen, als den in der leichtfüßigen Gattung.

In der Ausführung waren der Stern'sche Gesangverein, das Philharmonische Orchester und einige Mitglieder der Königl. Oper thätig (das Opernhaus war an diesem Abende gepachtet, Chor und Orchester standen also unter jeder Verpflichtung). Fräulein Pattini (Elsie) war so schwach und so unsicher, daß selbst das Publikum, in welchem diese schöne und angenehme Soubrettensängerin viele Freunde zählt, sein Mißvergnügen nicht ganz verbergen konnte. Frau Lamert, die Herren Rothmühl und Krolop leisteten Treffliches. Das Haus war vollständig gefüllt, trotz der hohen Preise; die großen Glocken, die schon seit Wochen in allen Zeitungen wiederhallten, und die Neugierde, den „Mikado"-Componisten als Dirigenten einer frommen Cantate zu sehen, hatte das elegante Publikum der Hauptstadt herbeigezogen. Die Aufnahme war eine sehr laue. Die schwachen Beifallversuche, die im ersten Theile angestellt wurden, verschwanden zu Ende ganz. Heinrich Ehrlich.

Notizen.

Homer und die Ilias. Von Elard Hugo Meyer. (Berlin, R. Oppenheim.) — Der Verfasser gibt hier nicht etwa eine neue Untersuchung über die Einheit oder die Vielheit Homer's, sondern eine feinsinnige Analyse der unsterblichen Dichtung, wobei auf die Entstehung und die Schicksale eines der edelsten und einflußreichsten Gebilde menschlicher Kunst neue Lichter fallen. Namentlich fesselnd sind die Capitel, worin Homer's befruchtende Einwirkung auf die moderne Kunst klargelegt wird, z. B. Goethe's Verhältniß zu ihm, die homerischen Einflüsse bei Schiller wie im Lied von der Glocke und Homer als malerischer Stoff bei Genelli u. A. Alles in Allem ein Buch, wo Vorwurf und Behandlung gleich anregend und begeisternd wirken.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Aussprache des Griechischen.

Ein Schnitt in einen Schulzopf

von

Eduard Engel.

Gross 8. broch. 2 M. 50 Pf.

Die Schrift beweist unwiderleglich, dass auf den deutschen Gymnasien ein schlechtes Griechisch gelehrt wird und ist dazu bestimmt, einen vollständigen Umschwung des Gymnasialunterrichts herbeizuführen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Baumgarten, Hermann, Geschichte Karls V. Zweiter Band, erste Hälfte. Oktav. 383 Seiten. Elegant broschiert. M. 7.—

Fischer, Kuno, Goethes Faust nach seiner Entstehung, Idee und Komposition. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Oktav. XV u. 472 Seiten. Elegant broschiert. M. 8.—

Roscher, Wilhelm, Grundlagen der Nationalökonomie. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende. Achtzehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Oktav. XVI u. 774 Seiten. Elegant broschiert. M. 11.—

Focke, Dr. Wilhelm, Die Abgaben, Auflagen und die Steuer vom Standpunkte der Geschichte und der Sittlichkeit. Oktav. XXVI u. 625 Seiten. Elegant broschiert. M. 10.—

Meisterwerke der Encyklopädie

sind nach einstimmigen Urteilen der Presse:

Meyer's Fachlexika

21 Bde., jeder Band 1 Lexikon.

Ich übernahm die gesamten Vorräte der „Fachlexika" und liefere dieselben

zu 1/3 des Ladenpreises.

So z. B.: Staatskunde (6.50) 2.—, Bildende Künste (9.—) 3.—, Deutsche Litteratur (4.50) 1.75, Physik (4.50) 1.75, Angewandte Chemie (5.50) 2.—, Jagd (5.50) 2.—, Handels- und Gewerbe-Recht (5.50) 1.75 etc. etc.

Nur neue Exemplare in eleg. Leinenbänden!

Verzeichnisse gratis u. franco.

Gustav Fock in Leipzig.

Neumarkt 40 u. 38 I.

Bücher-Versandgeschäft.

Deutsch-national.

Kolonial-politische Aufsätze

von

Karl Peters.

186 Seiten gr. 8°. Preis M 4.— broch., M 6.— hlbfz. gebunden.

Verlag von Walther & Apolant in Berlin.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. Schröter, Dresden-A., Oppelstr. 44.

Neu erschienen:

Natur und Sitte.

Zwei Novellen

von

Eugen Löwen.

Eleg. broch. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Verlag von Bruer & Comp., Berlin S.W., Anhaltstr. 11.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 M. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 M. — **Schiller,** Sämmtl. Werke m. Biogr. v. Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. geb. nebst: **Heine,** Werke, Hamb. 76, 12 Bde. geb. und: **Grabbe,** Werke, herausg. v. Gottschall, Leipz. 70, 2 Bde. geb. zusammen 25 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

O. Gracklauer's Antiquariat,

Leipzig.

Neueste Erwerbungen:

Dahn, F. Gesammelte kleine Schriften. (Bausteine) 8 Bde. 1879/85. Ladenpreis 49 M. — für nur 15 M. bar.

Körte, W. Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. 1861. Eleg. geb. (10 M.) für nur 3 M. bar.

Müller, A. u. K. Tiere der Heimat. Deutschlands Säugetiere u. Vögel. 2 Bde. 1882/83. Eleg. geb. (36 M.) nur 12 M. bar.

Petri, Fremdwörterbuch. 1886. Leinenband (7 M.) nur 3 M. bar.

Dobel-Port, Konrad Deubler. Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen. 2 Bände. 1886. Eleg. Halbfranzbände (16 M.) für nur 10 M. bar.

Es kommen nur neue und vollständige Exemplare zum Versandt!

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.

Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Zu Uhland's 100jähriger Geburtsfeier.

Ludwig Uhland,

seine Freunde und Zeitgenossen.

Von **Karl Mayer.**

2 Bände gr. 8. 1867. brosch.

liefert in **neuen Exemplaren**

statt M 10.— für M 3.50

Oskar Gerschel,

Buchhandlung und Antiquariat,

Stuttgart, Calwerstraße 16.

Das Werk wurde bei Erscheinen als ein unvergängliches literarisches Denkmal begrüßt, daß der letzte Veteran aus jenem schwäbischen Dichterkreise, welcher sich im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts in Tübingen zusammenfand, dem Freunde gesetzt hat. Ausgestattet mit einer großen Anzahl bis dahin ungedruckter Gedichte aus der Zeit von 1804 bis 1811, welche das Werden und Wachsen des Dichters verfolgen lassen, sind in den mitgetheilten zahlreichen Briefen der verschiedenen Lebensperioden wesentliche Beiträge zur Aufhellung seiner Denkweise geliefert. Die Briefe Uhlands und der Freunde werden durch geschichtliche Notizen erläutert, welche Personen und Begebenheiten in ihrer Wechselwirkung zeigen. Jede Literaturgeschichte und jede kommende Biographie hat sich in dem Buche Raths zu erholen.

Bei dem derzeit so niedrigen, zum ersten Male ermäßigten Preise wird der Rest der Auflage in nicht langer Zeit vergriffen sein und dann das Werk wieder im Preise steigen.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. M. Glogau, Hamburg. Burstah.

Im Verlage von Alfred Krüger in Weimar ist soeben erschienen:

Dissonanzen.

Zwei Novellen von **E. Vollbrecht.**

1. Fräulein Charlotte. 2. Tante Jutta.

Eleg. brosch. M 2,50, eleg. gbdn. M 3,50.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 9. April 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Stimmen aus Frankreich. Von Karl Blind. — Das Branntweinmonopol in Oesterreich-Ungarn. Von Max Quarck. — **Literatur und Kunst:** Ein freiherrlicher Poet. Von Paul Schütze. — Die Apologie des Grafen von Beust. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Dresdener Erinnerungen. Von Otto Roquette. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Offene Briefe und Antworten: Ueber A. Fitger's „Eine neue Strömung in unserer Malerei". Von Anton von Werner. — Notizen. — Inserate.

Stimmen aus Frankreich.

Von Karl Blind.

Die vor den deutschen Reichstagswahlen besonders lebhafte Kriegsstimmung hat hüben und drüben einer gewissen Friedenszuversicht Platz gemacht. Die plötzliche, nicht ganz unverdächtige Mäßigung der Boulevard-Blätter, der Besuch von Lesseps in Berlin, das eminente Friedensfest des Kaiserjubiläums, die Annahme der Militärvorläge durch den neuen Reichstag, die Vorbereitungen zur Pariser Weltausstellung — das Alles hat seinen Antheil an der erfreulichen „Abwiegelung". Aber die Lage bleibt noch immer gespannt und ernst genug. Beweis die französische Spionenriecherei, die sich neuesten Datums wieder in den offenbar von General Boulanger veranlaßten Journalangriffen auf die Militärbevollmächtigten im Allgemeinen und einen deutschen Militärattaché im Besonderen ausspricht. So sei denn als Beitrag zur Kenntniß des Verhältnisses zwischen Frankreich und Deutschland der Aeußerungen von Pariser Freunden gedacht, von denen ich gern annehmen möchte, als ich mich an sie wandte, daß sie mit klarem Blicke die Zustände ihres Landes überschauen.

Einer derselben, ein Mann der Wissenschaft, kennt Deutschland und England. In letzterem Lande hat er etwa vierzehn Jahre zugebracht, nachdem er in den politischen Kämpfen von 1871 eine Rolle gespielt und in Folge dessen auf fremdem Boden Zuflucht gesucht hatte. Entschiedener Republikaner, nimmt er jetzt eine höhere Stellung in der Verwaltung Frankreichs ein. Er ist mit unserer und der englischen Sprache wohl vertraut und hat sich in Bezug auf Deutschland, das er in wissenschaftlicher, literarischer, dichterischer und künstlerischer Beziehung hochschätzt, von jeher vorurtheilsfrei gehalten. Denjenigen, welche auf deutscher Seite den Jammer eines abermaligen Krieges mit Frankreich gern vermieden sehen möchten, bemerkt er:

„Das ist unbedingt meine Ansicht. Um wie viel schrecklicher ist der Gedanke an einen solchen Krieg für uns Franzosen, wenn wir den Ausgang des vor siebzehn Jahren unternommenen in Betracht ziehen! Aber in Wahrheit, kein ernsthafter Mensch denkt hier an Krieg. Die wenigen Schreier, die sich für Vaterlandsfreunde ausgeben, indem sie die große Trommel rühren, bilden wirklich nur eine verschwindende Minderheit. Aus tausenden von Gründen, um Frankreichs und der Menschlichkeit willen, sind die wahren Vaterlandsfreunde für den Frieden; und das sind die echten, des Namens würdigen Republikaner." Gewiß unterliegt es keinem Zweifel, daß die große Mehrheit in Frankreich heute keinen Krieg will. Aber dem war auch so im Jahre 1870! .... Und der Krieg kam doch. Ferner wird in dem Briefe gesagt:

„Was den General Boulanger betrifft, so ist seine Beliebtheit ganz von seiner Haltung in der Frage der Prinzenausweisung hergekommen. Wenn man glaubte, daß er für den Krieg, für den Angriff, und nicht bloß im Interesse der Vertheidigung gegen einen möglichen Angriff auf uns arbeitet, so ginge, glaube ich, seine Beliebtheit zu allen Teufeln. Wenn die Radikalen seine Beibehaltung wünschen, so geschieht es, weil er die Rechte und die Centren (Monarchisten und Vereinigung der Linken) gegen sich hat. Seinen Abgang würde man als einen Sieg der Reaction ansehen. Auf alle Fälle kann ich Ihnen vollkommen versichern, daß man hier den Krieg fürchtet: und mit wie gutem Grunde! Ich bin überzeugt, man wird das Mögliche thun, um ihn zu vermeiden." Schließlich meint der Verfasser des Briefes: „Der Knoten der Frage liege bei der »Deutschen Militärpartei« — nicht bei General Boulanger."

Unmöglich kann ich hier dem französischen Freunde Recht geben. General Boulanger ist im Reichstage als die eigentliche Gefahr bezeichnet worden, während Männer wie Grevy, Freycinet und Goblet die Anerkennung zu Theil wurde, daß sie die Erhaltung des Friedens wünschen. Mit Boulanger's Verharren im Amte bleibt somit der Knoten ungelöst. Wundern kann man sich freilich nicht, daß gerade der Hinweis auf den unzweifelhaft hoch-ehrgeizigen französischen Heerführer gewissermaßen noch zu seiner Volksbeliebtheit beiträgt — einer Beliebtheit, welche der mit den Zuständen Frankreichs wohlvertraute, auch Frankreich wohlgesinnte Sir Charles Dilke mit „derjenigen Napoleon's auf der Höhe seiner Macht" vergleicht! So steht es in der „Nouvelle Revue"; und der Ausdruck könnte dort kaum gewagt werden, wenn er den Verhältnissen allzu sehr widerspräche. General Boulanger hat sich in zu vielerlei politischen Lagern umhergetrieben; er hat zu schlechte Beweise seiner Wahrheitsliebe geliefert; er sucht zu augenfällig, selbst auf Kosten der Manneszucht, welche er nach den Erfahrungen von 1870—71 am meisten zu festigen suchen müßte, bei dem einfachen Wehrmann und beim Offizier der geringeren Grade seine Persönlichkeit zum Gegenstand der Anhängerschaft zu machen; er hat in allzu schaugetragener Weise Frankreich in jeder Richtung durchzogen, um nach Gambetta's Art seine Redekünste bis zu den Handelsreisenden hin zum Besten zu geben, als daß man ihn für eine Stütze des Freistaates halten könnte, ihm nicht vielmehr das Streben nach persönlicher Regierung zuschreiben müßte.

Digitized by Google

Ein anderer, in der wissenschaftlichen, wie in der politischen Welt Frankreichs bekannter Freund schreibt: „Boulanger bedeutet in meinen Augen wirklich wenig. Ich glaube nicht, daß er in der Wagschale zieht; und trotz der Volksbeliebtheit, deren er sich erfreut, betrachte ich ihn als eine der Beachtung unwerthe Größe (une quantité négligeable). Wenn man Lust gefühlt hätte, ihm sein Ministerium zu entziehen, so würden Cassagnac's Angriffe ihn halten (le feraient passer). Er wird durchaus nicht abgehen und kann nicht abgehen. Ob er eine Gefahr ist? Die Geschichte wird es lehren, aber man kann sagen, daß er in diesem Augenblick eine Nothwendigkeit ist." Hier waltet offenbar ein Irrthum ob. Ist Boulanger eine Nothwendigkeit, so kann er keine der Beachtung unwerthe Größe sein, und umgekehrt. In der Geschichte aber gibt es oft ein: „Zu spät!" Weiter heißt es in dem Briefe:

„Niemals wird sich ein Minister finden, um Deutschland anzugreifen. Wir aber würden uns mit Ingrimm vertheidigen .... Was die beiden Völker trennt, das sind nicht die Stammesgegensätze, nicht die Grenzfragen, sondern die monarchischen, die aristokratischen Einrichtungen, die drüben blühen." Neuer Irrthum! Denn daß Deutschland seit Jahrhunderten vom französischen Königthum, von der Republik, vom Kaiserreich und wieder vom Kaiserreich angegriffen wurde, und daß nur der Sturz der Bourbonen 1830 ein Zusammenstoßen mit Deutschland und eine Kriegsgefahr am Rhein abwendete, welche dann später unter Thiers wiederum auftauchte, ist von dem Briefschreiber vergessen. Vergessen ist auch von ihm — doch die Deutschen müssen der Thatsache eingedenk sein —, daß der Kriegserklärung von 1870 das „Friedens-Plebiscit" vorhergegangen war, und daß, als Napoleon III. die Frage vor den gesetzgebenden Körper brachte, selbst die republikanische Opposition, nach einigem Plänkeln, der Kriegserklärung zustimmte, indem sie die geforderte Mannschaft und die Mittel gewährte.

Mein Freund, dessen Schreiben ich die obigen Worte enthoben habe, versteigt sich im Ferneren zu dem kühnen Satze: „Was die Lage beherrscht, das ist die russische Frage", und in einer mir gleichzeitig übersandten gedruckten Abhandlung entwickelt er das, was er mit der „russischen Frage" meint, des Näheren. Nach seiner Auffassung ist Frankreich von Deutschland bedroht, weil Ersteres nicht mit Letzterem gegen Rußland im Osten gehen wolle. Am Schlusse heißt es: „Dank Gott! unser Degen ist fest genug, damit wir auf unser gutes Recht zählen können, selbst in dem Falle, daß Rußland einem solchen Kriege (zwischen Deutschland und Frankreich) seinen Lauf lassen wollte. Aber man wird ernsthaft denkende Leute schwer glauben machen, daß es in St. Petersburg eine auf ihre Interessen so wenig sich verstehende Regierung gebe, um so klare Dinge nicht zu begreifen." Hier ist ein Bündniß mit Rußland angedeutet. In demselben Aufsatze wird die Eroberung Elsaß-Lothringens als „eine besonders gehässige That" geschildert. Der Verfasser scheint uns die ganze Lage äußerst schief aufzufassen; allein gerade dies ist bei einem so kenntnißreichen Manne das Auffallende, und es läßt sich daraus kein erfreulicher Schluß ziehen.

Noch eines dritten umfangreicheu Schreibens eines französischen Bekannten von guter Stellung wäre zu gedenken. Auch er betont auf's Entschiedenste die friedliche Gesinnung der ungeheueren Mehrheit Frankreichs. Die Gefahr, welche darin liegt, einem Heerführer in einem Freistaate allzu viel Macht anzuvertrauen, begreift er sehr wohl; aber in dem besonderen Falle des Generals Boulanger erblickt er, obwohl das Ansehen desselben gewaltig gestiegen sei, „noch keinen ernsthaften Grund zur Beunruhigung". Das „noch" ist immerhin bedeutungsvoll. Der Verfasser des Schreibens, der den Krieg von 1870 tief zu bedauern den persönlichsten Grund hat, ist ein wohlmeinender, über den Vorurtheilen vieler seiner Landsleute hochstehender Mann, welcher sich in langjährigem Aufenthalte in England einen weiteren politischen Blick erworben hat, als man ihn meist auf den Pariser Boulevards besitzt. Ueber Elsaß-Lothringen habe ich früher mit ihm eingehend gesprochen. Wie erstaunt war ich daher, zu finden, daß auch er heute noch von einer „Neutralisirung" der Reichslande, oder gar von einem Austausche derselben gegen ein Stück Ansiedelungsgebiet, als von einer etwaigen Lösung spricht! Kann man sich da wundern, wenn General Boulanger einen Erlaß ausgehen läßt, worin er, wie dies kürzlich geschah, von „den deutschen Grenzen und denjenigen der Provinz Elsaß und Lothringen spricht" — gerade als ob diese Länder kraft des Frankfurter Friedens nicht innerhalb der deutschen Grenzen lägen?

Das sind Dinge, die nicht außer Acht gelassen werden können. Im Uebrigen glaube ich, wie schon seit bald einem Jahre, daß die französischen Republikaner, um des Bestandes des Freistaates willen, wohl daran thäten, den General Boulanger zu beobachten und darnach zu handeln.

Das Branntweinmonopol in Oesterreich-Ungarn.

Von Max Quarck.

„In den Kreisen der Finanzpolitiker und Steuerträger Deutschlands, wie auch anderer Staaten, fand in den letzten Monaten die Frage der Einführung des Branntweinmonopols das regste Interesse, die eingehendste Erörterung ... Ohne heute der endgiltigen Entscheidung dieser Frage für Oesterreich präjudiciren zu wollen, welche erst nach eingehendster Beobachtung aller maßgebenden Verhältnisse, nach gewissenhafter Sammlung des einschlägigen Materials, wie selbe nur der Regierung möglich ist, durchführbar erscheint, läßt es sich doch schon derzeit nicht verkennen, daß die Frage der Einführung des Branntweinmonopols in Oesterreich des eingehendsten Studiums seitens der Regierung und der gesetzgebenden Körper würdig ist, und daß, da diese Frage am besten bei Gelegenheit der Ausgleichsverhandlungen gemeinsam mit Ungarn gelöst werden kann, die kurze zur Verfügung stehende Zeit auf das Gewissenhafteste benutzt werden muß. Wie immer auch die Entscheidung ausfallen mag, läßt es sich nicht verkennen, daß die Einführung des Branntweinmonopols in Oesterreich mit geringeren Schwierigkeiten verbunden ist, als in anderen Ländern, da in Oesterreich schon seit Jahrhunderten Monopole bestehen ...

Das sind wörtlich die Hauptstellen des ersten und wahrscheinlich in Deutschland wenig bekannten Aktenstückes, welches unseres Wissens in Oesterreich über die Einführung des Branntweinmonopoles daselbst ergangen ist. Wir meinen die Interpellation, welche der neu erstandene deutsche Club des Reichsrathes in der Sitzung dieses Hauses vom 9. Februar 1886 an das Ministerium richtete. Mit ihr hebt die Bewegung für das Branntweinmonopol in Oesterreich unter dem mächtigen Eindrucke der entsprechenden deutschen an. In ihm sind aber auch schon die weit größeren Schwierigkeiten betont, mit denen das große Finanzprojekt in der österreichisch-ungarischen Monarchie wegen der eigenthümlichen politischen und wirthschaftlichen Stellung der beiden Reichshälften zu einander zu kämpfen haben wird. Eine Antwort von Seiten der Regierung ist deshalb auch auf den warmen Appell, der spontan aus der Volksvertretung an sie erging, bis heute noch nicht erfolgt. Nichtsdestoweniger dauert die Bewegung unter dem Drucke der in Oesterreich weit höher als anderswo gesteigerten Finanznoth fort. Und da die neueste ungarische Kundgebung in der Richtung des Branntweinmonopols auch zeitlich zusammenfällt mit Aeußerungen der gegenwärtigen deutschen Regierung, welche eine Branntweinsteuerreform auch dort mit Hülfe des neuen regierungsfreundlichen Reichstages sehr bald in Aussicht stellen, so dürfte ein rascher Ueberblick über das Neueste auf diesem Gebiete in Oesterreich-Ungarn den großen Kreisen, die sich mit der Sache in Deutschland zu befassen haben werden, gelegen kommen.

Zur besseren Würdigung der österreichischen Bestrebungen ist ein Blick auf die Verhältnisse der dortigen Spirituspro-duction nothwendig. Oesterreich-Ungarn ist in noch höherem Grade als Deutschland ein ackerbautreibendes Land; daher die

Digitized by Google

überwiegende Wichtigkeit der landwirthschaftlichen Brennereien für dasselbe. Die Errichtung der letzteren hat hier erst recht eigentlich zur Einführung des weit productiveren Fruchtwechsels, namentlich in Böhmen und Mähren geführt, und der Körnerertrag nach Berechnungen eines Landwirthes des erstgenannten Kronlandes geradezu verdoppelt. Es gab deshalb in Oesterreich Branntweinbrennereien:

	überhaupt	davon solche, die bis 100 fl. steuern	davon solche, die 20,000 fl. und mehr steuern
1880	33,511	32,444	55
1881	30,161	28,967	46
1882	38,189	36,937	42
1883	36,752	35,479	39
1884	33,775	32,546	42

In Ungarn aber bestanden Brennereien:

	kleinere und mittlere	große
1860	69,870	1,687
1870	65,111	971
1874	81,579	991
1881/2	91,686	618

Man sieht, daß in beiden Reichshälften die kleineren und mittleren Brennereien überwiegen, und daß Ungarn seinen wirthschaftlichen Verhältnissen entsprechend die größte Zahl derselben überhaupt besitzt. Allerdings geht hier seit Kurzem eine Verschiebung vor sich, wenn nicht in der Zahl, so doch in der Productionsmenge der Brennereien, vermuthlich der großen (denn aus den Steuerergebnissen geht hervor, daß sich die Fabrikation in Oesterreich weit rascher verbilligt, als in Ungarn). In Oesterreich ist eine Zunahme, in Ungarn ein Sinken der Spirituserzeugung festzustellen. Im Jahre 1885 betrug dieselbe für Oesterreich etwa 1,550,000 Hektoliter, für Ungarn dagegen nur noch etwa 1,300,000 Hektoliter, trotzdem dies Land dem ersteren, was die Brennereien anbetrifft, immer noch numerisch weit überlegen ist. Ferner folge hier die Spiritusausfuhr der gesammten Monarchie während der letzten Jahre: es wurden nämlich exportirt

1883	269,949	Hektoliter Spiritus
1884	145,100	" "
1885	251,246	" "

Aus diesen Ziffern geht auch gleich die Krisis, unter welcher die österreichisch-ungarische Spiritusindustrie wie ihre ausländischen Schwestern und wie die meisten Gewerbe überhaupt seit Jahren leidet, sehr deutlich hervor. Man liest aus ihnen die Ueberproduction, die Ausfuhrschwierigkeiten und die colossalen Betriebseinschränkungen heraus, unter deren Einfluß die Production so ungesund schwankte. Das Jahr 1886 hat eine neue Verschlechterung der Preise gebracht, denn die Production Oesterreichs stieg wieder auf 1,626,000, die Ungarns auf 1,385,000 Hektoliter. Die Schwierigkeit, welche bei der Monopolisirung des Gewerbes in der annoch bestehenden Zersplitterung desselben in kleine Betriebe liegt, dürfte also gegenwärtig wieder durch die Bereitwilligkeit der Interessenten wett gemacht werden, mit welcher dieselben bei der schlechten Lage ihres Gewerbes der Verstaatlichung desselben in der einen oder der anderen Form entgegenkommen würden.

Aber nicht vorwiegend diese Rücksichten, sondern die finanzielle Krisis, in welcher sich namentlich die eine Reichshälfte gegenwärtig befindet, sind diesmal die letzte Veranlassung zur neuesten Fortsetzung der Branntweinmonopolbewegung in Oesterreich-Ungarn gewesen. Es ist erklärlich, daß gerade in Ungarn, dessen Finanzminister gegenwärtig vor einem wirklichen Deficit von 45 Mill. Gulden steht, und dessen Schulden sich seit Anfang der siebziger Jahre bis jetzt auf die bedenkliche Höhe von 700 Mill. Gulden gesteigert haben, der neueste Branntweinmonopolentwurf das Licht der Welt erblickt hat. Der Abg. Zsigmond ist sein sachverständiger Urheber. Die Studie ist als Manuscript gedruckt erschienen und wir geben zunächst statt jedes weiteren Commentars einen möglichst vollständigen Auszug desselben.

Die Arbeit beginnt mit einem kurzen Vorworte, welches die Erörterung der vom Fürsten Bismarck stammenden Idee eines Branntweinmonopols, als eines Mittels zu höheren Staatseinnahmen ohne Schädigung des Brennereigewerbes, direct mit Rücksicht auf die gegenwärtige mißliche finanzielle Lage des Staates begründet. Der Verfasser prüft zunächst die Berechtigung der Vorfrage, ob eine höhere Besteuerung des Spiritus geboten ist, und glaubt dieselbe — insofern dabei das Beispiel anderer Staaten als maßgebend betrachtet werden kann — unbedingt bejahen zu müssen. Um dies zu bekräftigen, vergleicht er den Steuersatz und die Branntweinsteuereinnahmen der Großmächte und einiger anderer Staaten. Hieraus ergibt sich denn, daß Oesterreich-Ungarn in Form von Branntweinsteuern am allerwenigsten zu den Staatsabgaben beiträgt. Während England, Amerika, Rußland, Frankreich, Italien und Belgien Steuersätze auf den Hektoliter Branntwein mit 234, 130, 118, 98 und 75 fl. einheben und entsprechend hohe Erträge aus der Branntweinsteuer (England 160, Amerika 160, Rußland 280, Frankreich 120 Mill. fl.) erzielen, besteht in Oesterreich-Ungarn die wirkliche Steuerlast pro Hektoliter Spiritus in Großbetrieben aus 9 fl., in landwirthschaftlichen sogar nur von 3,50 bis 5,50 fl., wobei auch noch gänzlich steuerfreier Brand gesetzlich gestattet ist. Zsigmond führt den Beweis, daß, selbst wenn statt der gegenwärtigen Maximalsteuerlast von 9 fl. eine Monopolsabgabe von 40 fl. vom Hektoliter absoluten Alkohols eingeführt würde, im Detailhandel der Liter Trinkbranntweins lediglich mit zehn Kreuzer mehr als jetzt belastet würde. Seiner Ansicht nach bliebe diese Mehrbelastung im Consum fast unbemerkt. All dies dient ihm aber zur Bekräftigung dessen, daß die rationelle Erhöhung der Branntweinsteuer erstens steuerpolitisch vollberechtigt, dann aber ohne Conflict möglich ist. Mit Hinweis auf den durch Billigkeit der Erzeugung genährte und unterstützte Verbrauch von Branntwein bezeichnet er es als Pflicht des Staates, zur Bekämpfung der stark um sich greifenden Schnapspest entsprechende Mittel zu ergreifen.

Hiernach behandelt Zsigmond die Frage, inwieweit die Monopolidee den Verhältnissen des österreichisch-ungarischen Brennereigewerbes angepaßt werden könne. Die Durchführung des Monopols knüpft im Zsigmond'schen Entwurf an den Verkauf an. Zsigmond zieht weder die Erzeugung des Spiritus und Branntweins, noch die Raffination, weder die Verarbeitung zu geistigen Getränken (Liqueurfabrikation u. s. w.), noch den Handel im Allgemeinen oder das Schankgewerbe in das Bereich der staatlichen Geschäftsgebahrung. Die Privatthätigkeit in sämmtlichen Branntweingewerben bliebe unbelastet, indem der Staat seinen Ertrag lediglich im Verkauf der Waare durch Zuschlag der Monopolsabgabe zu den Fabrikationsspesen hereinzubringen hätte. Der Staat stellt sich sonach einfach zwischen Erzeugung und Verkehr, und übernähme sämmtliche Erzeugnisse im Lande zu festen, jeweilig festzustellenden Einlösungspreisen, um dann beim Verkauf en gros (Mindestmenge 1 Hektoliter) für Consumzwecke (gleichgiltig ob direct oder indirect) außer diesem Einlösungs- bez. Erzeugungspreise die Monopolabgabe hereinzubringen. Der Staat müßte aber im Interesse seines Verkaufsmonopols selbstverständlich trachten, daß nicht mehr erzeugt wird, als der Landesverbrauch erträgt, und müßte entsprechenden Einfluß auf die Erzeugung nehmen. Eine wichtige Entwickelungsrichtung der Industrie ist nun hier nach dem Zsigmond'schen Monopolentwurfe vorerst fast ausgeschlossen bez. ungefördert: die der Ausfuhr. Die Erzeugung des Spiritus zu Ausfuhrzwecken könnte zwar gestattet werden, aber ohne die geringste Unterstützung seitens des Staates. Nach Ansicht des Autors ist von der Ausfuhr überhaupt nicht mehr viel zu hoffen. Aber auch neue industrielle Betriebe sollen nach Einführung des Monopols gar nicht mehr errichtet werden können. Die Ermittelung des Consums geschieht aus der Steuerstatistik. Zsigmond verweist darauf, daß in der Geschichte der Branntweinsteuer fast kein Beispiel dafür zu finden ist, daß der Consum sich nach Steuererhöhungen verringert hätte. Er bringt auch statistische Daten vor, die den Beweis führen, daß dem natürlichen Anwachsen des Verbrauchs durch Steuererhöhungen

Digitized by Google

nicht beizukommen ist; derselbe schreitet unaufhaltsam vorwärts. Es wird ein interessantes Beispiel aus Ungarn selbst vorgeführt. Dort gibt es eine größere Stadt, welche das besondere Vorrecht genießt, eine Thorsteuer auf Branntwein in der Höhe von 120 fl. pro Hektoliter absoluten Alkohols einheben zu können. Obgleich also dort der $33^1/_3$ procentige Trinkbranntwein pro Liter 40 Kreuzer kostet, ist der Consum seit 1869 constant geblieben, und zeigt nur insofern ganz geringe Schwankungen, als die Consumunfähigkeit durch die Erwerbsverhältnisse der Bewohner zeitweilig beeinträchtigt war.

Das Zsigmond'sche Manuscript bringt nach diesen unterrichtenden Auseinandersetzungen schließlich einen vollständig ausgearbeiteten Gesetzentwurf zur Einführung eines Branntwein-Verkaufsmonopols in Oesterreich-Ungarn. Aller Spiritus und Branntwein wird dem Staate abgeliefert, der die Vorräthe in fünfzehn Depots unterbringt. Die Erzeugung steht unter Controle, die Uebergabe des Erzeugnisses erfolgt nach Maßgabe der Anzeigen des Meßapparates. Die Erzeugungsmengen werden auf Grund von Licenzen für jede einzelne Brennerei für die Dauer von sechs Monaten, stets ein halbes Jahr vorher, festgestellt, ebenso die Einlösungspreise. Landwirthschaftliche Brennereien erhalten per Hektoliter Spiritus um einen Gulden höhere Preise, ebenso werden Qualitäts-Branntweine (aus Obst, Beeren, Weinrückständen), nach dem jetzigen Werthe derselben höher geschätzt, übernommen. Sämmtlicher Rohspiritus muß raffinirt werden und läßt der Staat denselben in den bestehenden Raffinationsanstalten und auf Raffinade eingerichteten Brennereien zu dem Preise von zwei Gulden per Hektoliter reinigen. Nach Uebernahme des Erzeugnisses erhält der Erzeuger Anweisungen, deren Betrag sofort flüssig gemacht wird. Selbstverständlich ist der bezügliche Gesetzentwurf mehr auf das Grundsätzliche bedacht und läßt Einzelbestimmungen vorläufig beiseite.

Den Ertrag des Branntweinmonopols für Ungarn allein berechnet Zsigmond endlich wie folgt. An Ausgaben werden veranschlagt (Object 1,100,000 Hektoliter Spiritus) 36,659,500 fl. Dem entgegen würden die Einnahmen sich folgendermaßen stellen:

Verkaufspreis von 1,100,000 Hektoliter Spiritus zu fl. 61,50	67,650,000 fl.
Mehrerlös für Qualitätsbranntwein, 100,000 Hektoliter zu fl. 80	8,000,000 fl.
Summa	75,650,000 fl.

Sonach ergäbe sich ein Nettoertrag des Branntweinmonopols für Ungarn in der jährlichen Höhe von 38,990,500 fl. Der Autor meint, man könnte die Monopolabgabe von 40 fl. pro Hektoliter schon nach zwei Jahren (wenn keine Consumabnahme eintritt) füglich allmählich auf 60 fl. erhöhen, und solchergestalt dem Staate eine selbständige Einnahme von jährlich 60 Mill. Gulden erschließen. Soweit das neueste österreichisch-ungarische Monopolproject.

Zunächst liegt ein flüchtiger Vergleich mit dem ehemaligen Entwurfe der deutschen Regierung nahe. Der letztere überläßt zwar die Herstellung des rohen Branntweins ebenfalls der privaten Gewerbsthätigkeit, wie es in §. 1 des Entwurfes von 1886 hieß, setzt aber dann gleich beim Bezug sämmtlichen rohen Branntweins von den inländischen Herstellern, sowie dem Auslande (§. 2 des Entwurfes) mit der staatlichen Thätigkeit ein und überweist der letzteren die Reinigung, Verarbeitung und den Verkauf des Getränkes. Zsigmond's Vorschlag zieht die Grenzen des staatlichen Eingreifens ein wenig enger: er läßt den Branntwein erst dicht vor dem Einzelverschleiß durch die Monopolbehörden erfassen und mit der Monopolabgabe belegen. Nur gibt Zsigmond den also besteuerten Branntwein dann weiter in den freien Einzelverschleiß, während das deutsche auch diesen monopolisiren wollte und seiner Zeit gerade mit seinen durchgreifenden Bestimmungen über die Ablösung der zahlreich bestehenden Branntweinschankstätten eine so lebhafte Bewegung in interessirten Kreisen verursachte. Schließlich zeichnete sich der deutsche Vorschlag durch eine ungleich höhere Belastung des Spiritus aus; die Monopoleinnahme war ja bekanntlich dementsprechend auch 400—600 Mill. Mark pro Jahr veranschlagt.

Was läßt sich über die Aussichten des neuen Vorschlages in Oesterreich-Ungarn sagen? Nicht viel! Die Regierungen beider Reichshälften schweigen sich sorgsam aus. Die Rollen sind hier also umgekehrt vertheilt, als in Deutschland. Zu berücksichtigen ist allerdings der Umstand, daß nach dem Ausgleichsgesetze die indirecten Steuern in Oesterreich wie in Ungarn auf gleicher Grundlage eingerichtet sein müssen, daß also eine genaue Uebereinstimmung der ungarischen mit der österreichischen Regierung Voraussetzung des Inslebentreten des Monopoles ist, und daß man durch irgendwelche einseitige Aeußerungen den Verhandlungen von Cabinet zu Cabinet nicht vorgreifen will. Nach einer officiösen Meldung dürfte es noch fünf bis sechs Monate dauern, ehe der Plan endgiltige Formen annimmt, zumal da in Ungarn die Wahlen vor der Thüre stehen. Längerer Aufschub bedeutet allerdings dann zehnjährige Vertagung, da erst 1896 wieder zwischen den Reichshälften über den Ausgleich zu verhandeln ist. Die beiderseitigen Volksvertretungen haben noch ebensowenig Gelegenheit gehabt, Stellung zur Sache zu nehmen. Vermuthlich dürfte gerade das österreichische Parlament, nicht bloß in seiner czechisch-feudalen Mehrheit, sondern auch, wie aus dem Beginne unserer Betrachtungen hervorgeht, in der deutschen Opposition dem ungarischen Projecte günstiger gestimmt sein, als die Mehrheit im ungarischen Parlamente, dem der Urheber desselben mit angehört. Was das Verhalten der betheiligten Gewerbekreise Oesterreich-Ungarns anbelangt, so wiederholt sich dasselbe Schauspiel, wie seiner Zeit in Deutschland. Die Brenner, namentlich die großen, haben sich bereits auf verschiedenen, kürzlich abgehaltenen Versammlungen, wie auch in ihren Corporationen für die Einführung des Monopols ausgesprochen, weil sie natürlich am Staate einen sicheren Abnehmer ihrer Erzeugnisse zu festen und auch lohnenden Preisen finden würden, ohne die Marktschwankungen und dabei die stetig bleibende Steuerlast fürchten zu müssen. Entschiedene Proteste aber erheben auch hier, namentlich aus Furcht vor einer Vertheuerung des Branntweins und vor der staatlichen Aufsicht über die Bereitung zum Genusse, die Liqueurfabrikanten und Einzelverkäufer. Die Presse endlich behandelt den wichtigen Entwurf Zsigmond's in der Hauptsache vom altmanchesterlichen Standpunkte aus theilweise als durchaus unbeachtlich, theils bekämpft sie ihn offen und nachhaltig, wie das liberale Hauptblatt in Budapest. Nur wenige ernste, und zwar gerade deutsche Stimmen Oesterreichs lauten grundsätzlich sympathisch, wollen aber das Branntweinmonopol doch nur im Zusammenhange mit einer großen Steuerreform. In Oesterreich stellt sich nämlich das Problem des letzteren so dar: es handelt sich in den Augen der drängenden Kreise um eine Erleichterung der bestehenden und außerordentlich drückenden directen Grund- und Erwerbssteuer durch Schaffung einer progressiven Einkommensteuer einerseits und indirecter Steuereinnahmen andererseits.

Literatur und Kunst.

Ein freiherrlicher Poet.

Von Paul Schütze.

Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist. — Auch für die Beurtheilung dichterischer Persönlichkeiten ist es wichtig, diese Frage zu stellen. Wenn ein Poet bekennt: „Zu den höchstens zwanzig »Dichtern«, die Deutschland seit Walther und Wolfram hervorgebracht hat, gehört sicher Theodor Storm. Er ist mein Lieblingsdichter. Ich bin im Bann, gefesselt, angestarrt von einer mich umringelnden schönen Schlange, wenn ich ihn lese. Irgend ein Klang, ein tiefes Beruhigtwerden durch die Farbe, die Sprache,

Digitized by Google

ein Hauch ... ich weiß nicht, was mich festhält; aber so war es schon, als ich als Knabe sein »Immensee« las" —: so wird man zwar über die zwanzig Dichter mit ihm rechten können, auch mit dem Bilde von der Schlange nicht ganz zufrieden sein; aber wissen wird man, wes Geisteskind dieser Poet ist, und wenigstens zu ahnen im Stande sein, was man von ihm zu erwarten hat.

Dieser Poet ist Detlev Freiherr von Liliencron. Früher preußischer Offizier, hat er erst als hoher Dreißiger sich der Dichtung zugewandt. Verrauscht ist ihm die heiße Zeit der Jugendtage, und doch tritt er wie ein jugendlicher Stürmer und Dränger in die Schranken. Eine kleine Sammlung lyrischer Gedichte nebst einigen Prosaskizzen, die unter dem Titel: „Adjutantenritte und andere Gedichte"*) vor ein paar Jahren erschien, fand unter den Kritikern wenig Freunde. Ein blasirt junkerhafter Ton macht sich öfters bemerkbar und muß verstimmend wirken. Aber daneben, wieviel Schönes, Kräftiges, Eigenartiges! Die schleswig-holsteinische Heimath und ihre Vergangenheit bietet dem Dichter Stimmungen und Stoffe, und sein Denken und Dichten hat sich unter ihrer Einwirkung entwickelt. Das stille Land, die Haide weiß er schön zu schildern. In das Leben auf den weltverlorenen nordfriesischen Halligen läßt er uns blicken. Eine düstere, ahnungsvolle, echt nordische Stimmung schwebt über den Balladen: dämmerhafte Mondscheinbeleuchtung oder ein von jähen Blitzen erhelltes Halbdunkel, flackerndes Fackellicht, dann wieder erbarmungslose Tagbeleuchtung. Zu dem, was Natur, Geschichte und Sage der Heimath dem Dichter boten, tritt das eigene Leben mit der Summe seiner inneren und äußeren Erlebnisse. Liliencron ist Aristokrat mit den Vorzügen, aber auch mit den traditionellen Schwächen und Vorurtheilen seines Standes. Seine gerade, ehrliche Natur läßt ihn auch die letzteren nicht verbergen. Man könnte sich diesen Zug seines Wesens gefallen lassen, hätte er ihn immer so aus sich herauszustellen vermocht, wie im „Bruder Liederlich". Auch an den anmuthigen Stimmungsbildern aus dem aristokratischen Gesellschaftsleben hat man seine Freude, ebenso an den Liedern, die rein das Glück der Liebe künden. Im vollen Gegensatze dazu steht der frivole Zug anderer Gedichte. Obwohl sie theilweise („Kurz ist der Frühling" z. B.) von berückendem Zauber in der Form und Ausführung sind, wird doch die Stimmungseinheit der Sammlung durch sie zerstört. Oefter noch als an den Aristokraten mahnen uns Liliencron's Gedichte an den Offizier, dem die Kugeln in der Schlacht mehr als einmal um die Schläfen gesaust sind. All' das Entsetzliche, was der Krieg mit sich bringt, ist tief in seiner Seele haften geblieben, und er gibt es bald in herzbewegender Weise, bald mit einem den Athem stocken machenden Realismus wieder. Was seine Lyrik über das Durchschnittsniveau weit erhebt, ist, daß sie aus einem vollen, warmen, leidenschaftlichen Herzen strömt. Man hat das Gefühl: hier dichtet einer, weil er muß. Von diesem Gesichtspunkt aus wird man auch für seine zahlreichen Schwächen eine Entschuldigung haben.

Von dem Lyriker Liliencron wenden wir uns zu dem Dramatiker. Aus der schleswig-holsteinischen Geschichte hat er sich zunächst seine Stoffe geholt. Die Ermordung Knut's des Erlauchten, Herzogs von Südjütland, Statthalters in Schleswig, Königs der Wenden im Walde bei Roeskilde (1131) bildet den Mittelpunkt des Dramas „Knut der Herr". Eine Tragödie hat der Dichter nicht geschaffen. Der beherrschende Held und ein gewaltiger Conflict fehlen. Die Katharsis fehlt. Knut ist ein Mann mit der Seele eines Kindes; wie der Siegfried des Nibelungenliedes, nichts Böses ahnend, wird er hinterlistig erschlagen. Er hat keine Schuld auf sich geladen, deren gerechte Buße dieser Tod wäre. Damit ist er kein tragischer Held, und das Interesse concentrirt sich nicht auf ihn, sondern vertheilt sich gleichmäßig auf eine Reihe von Personen. Da ist der alte Dänenkönig Niels, in dessen Gestalt das untergehende Heidenthum noch in das Drama hineinragt. Er liebt Knut, aber sein Auge ist nicht mehr klar genug, um die Motive seiner Feinde zu durchschauen. Seine Söhne sind Magnus, König von Westgotland und Prinz Heinrich Hinkefuß. Letzterer ist der Intrigant des Stückes, der die Anderen aufhetzt, um im richtigen Augenblick zuzuspringen und sich selbst die Königskrone auf's Haupt zu setzen. Magnus ist der Geschobene. Eine blinde, leidenschaftliche Liebe zur Königin Ulvilda, seiner jungen, schönen Stiefmutter, verwirrt ihm den Sinn und macht ihn zum Mörder Knuts. Ulvilda steht fast mehr als Knut im Mittelpunkte des Dramas, und man könnte fragen, ob in ihr nicht die tragische Heldin zu finden gewesen wäre. Knut hat sie einst geliebt. Wohl kann er sich noch zurückträumen in jene Zeit:

„Im Frühling war's, der Wald stand frisch belaubt,
Auf allen Feldern wehten grüne Hälmchen,
Und süß im Erlenbusche sang der Stieglitz.
Ulvida's Mädchenbrust lag an der meinen" —;

aber die jetzt vor ihm steht, ist nicht mehr das Mädchen, sondern die „giererfüllte Frau", und seine Gedanken schweifen von Roeskilde zurück nach Schleswig zu seiner Ingeborg. Die aber, die sich verschmäht sieht, wird nun seine erbittertste Feindin. Vergebens singt Tuk Ebbson als Warnung das Lied von Kriemhilde und der Ermordung ihrer Brüder im Hunnenlande. Der blondlockige, blauäugige Held sinkt ahnungslos unter der Streitaxt Königs Magnus' zu Boden. Die beiden ersten Acte sind von bedeutender Wirkung. Das hat auch die Aufführung im Leipziger Stadttheater gezeigt. Trefflich wird exponirt, die Charaktere treten knapp, aber lebendig vor uns hin. Vom dritten Act an erlahmt die dramatische Spannkraft. Vollends der letzte, in welchem sich die Rache an den Mördern vollzieht, schleppt als Anhängsel nach.

Liliencron's zweites Schauspiel: „Die Rantzow und die Pogwisch" spielt im Winter 1459 auf 60. Adolf, Graf von Holstein, Herzog von Schleswig, aus dem Hause Schauenburg, ist ohne Erben gestorben. Wer soll der Nachfolger sein im Lande? Diese Frage wollen die holsteinischen Edelleute lösen, die im ersten Act im winterlichen Walde am Vollratsbach bei Kiel versammelt sind. Soll es der schwächliche Otto von Schauenburg sein, dem König Christian von Dänemark die Belehnung mit Schleswig weigern und dessen Wahl somit wieder eine Trennung der beiden Bruderstämme zur Folge haben wird? Oder soll man eben diesem Dänenkönige auch die holsteinische Grafenkrone auf's Haupt setzen, ihm, dem ein weiter Blick nachgerühmt wird und der die Einheit der beiden Länder wahren würde? Der holsteinische Adel spaltet sich in zwei Parteien. Ihre Häupter sind Henning Pogwisch und der Adelsmarschall Schack Rantzow. Jener tritt für den Schauenburger ein, dieser für König Christian. Heftig platzen die Geister aufeinander. Wieder eine Reihe scharf gezeichneter Charaktere: der zähe, eiserne Rantzow, der treue, hitzköpfige Pogwisch, der joviale, behäbige Detlev Buchwaldt, der kluge Ludeke Rumohr, der träumerische Wulff Wohnsfleth. Und unter all die holsteinischen Ritter tritt ein alter Mann mit schlohweißem Haar, in härenem Gewande: Erich Krummendieck, der um schwerer Sünde willen nach Jerusalem gepilgert und den nun das Heimweh zurückführt. Aber die Ritter fliehen vor ihm, dem Vaterlandsverräther, und einsam im kahlen Walde, an einem Baume niedergesunken, schläft der Alte ein, um nicht wieder zu erwachen. Ein neues bedeutsames Moment tritt im zweiten Act in die Handlung ein, das Romeo und Julia-Motiv: zwei feindliche Geschlechter; aber vom Haß der Väter wissen die Kinder nichts, Wolfgang Pogwisch und Heilwig Rantzow lieben sich. Unheilvoll schürzt sich der Knoten. Der alte Pogwisch erscheint auf Schloß Rantzow, die Hand zur Versöhnung bietend; doch Schack will den Dänenkönig, und rücksichtslos sein Ziel verfolgend, scheut er sich nicht, den, der ihm in den Weg tritt, obgleich er der Bruder seiner Frau und sein Jugendfreund ist, auf seinem eigenen Schlosse gefangen zu nehmen. Die beiden folgenden Acte bringen das Hin und Her des Kampfes in bewegten Scenen. Erst auf rauchenden Trümmern und blutüberström-

*) Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, in welchem auch die übrigen in diesem Aufsatze genannten Werke erschienen sind.

Digitized by Google

ten Feldern baut sich der Friede auf. Der treue Henning Pogwisch fällt im Kampf. Er stirbt in den Armen Schack Rantzow's, der Geschehenes nicht ungeschehen machen kann. Der letzte, wieder nachhinkende Act spielt in Jütland, in Ripen. König Christian läßt sich als Graf von Holstein huldigen. Nur ein Störriger ist noch da, Wolfgang Pogwisch, der den Verrath Rantzow's nicht vergessen kann. Da ist es Heilwig, welche die Hand des Geliebten in die ihres Vaters zwingt. Ein kraftvoller, schneidiger Zug geht auch durch dieses Drama. Der Dialog ist ein rasch wechselnder; kein langathmiges, pathetisches Hin- und Hergerede. Aber mit Waffen wird zu viel geklirrt, zu viel Kampfgetöse auf und hinter der Bühne gemacht. Ein im Centrum des Interesses stehender Held fehlt auch hier. Mit offenbarer Vorliebe ist die Gestalt Wulff Wohnsfleths gezeichnet, ein Träumers und „Spökenkiekers", wenn man einen niederdeutschen Ausdruck gebrauchen will. Durch ihn klingt das lyrische Element in das Drama hinein.

Die schleswig-holsteinische Vergangenheit verlassend hat Liliencron in dem Trauerspiel „Der Trifels und Palermo" einen Stoff aus der deutschen Kaisergeschichte dramatisch behandelt. Der Blutmensch Heinrich VI. ist der Held. Der erste und dritte Act spielen auf der Reichsfeste Trifels im Hardtgebirge, der zweite und vierte in Palermo. Die ernste deutsche Burg contrastirt mit der gluthvollen italienischen Landschaft. Die Scenerie ist groß und schön gedacht. Die Personen aber gelangen zu keiner rechten Entwickelung. Ein längerer Athemzug wäre ihnen durchweg zu wünschen gewesen. Heinrich ist nur ein skizzirter Charakter, und auch einen eigentlich tragischen Conflict sehen wir ihn gar nicht durchkämpfen. Der Vorzug des Dramas ruht in der Kraft der Sprache und in der fortreißenden Gewalt einzelner Scenen. Ein nicht bloß hier hervortretender Fehler ist das allzu häufige Berichten von Geschehenem. Namentlich Schilderungen von Kampfscenen, die freilich immer voll Feuer und Leben sind, flicht Liliencron gern ein. Ganz kann allerdings das Drama des verweilenden epischen Berichtes nicht entbehren. Ein Meisterstück eines solchen ist des alten Ottnand Erzählung vom Tode Kaiser Barbarossa's in den Fluthen des Seleph.

Die drei Dramen Liliencron's sind keine vollendeten Kunstwerke. Aber eine vielversprechende Kraft und Energie wohnt ihnen inne. Sein dramatischer Stil erinnert lebhaft an Heinrich von Kleist: auch er ist knapp und gedrungen, auch er meidet das idealisirende Pathos der Schillerschen Tragödie und schafft sich eine mehr realistisch gefärbte Sprache. Nicht umsonst ist er — auch in dieser Beziehung dem Dichter des Prinzen von Homburg vergleichbar — Offizier gewesen. Ein präciser, schneidiger Zug, eine Schlagkraft des Ausdrucks ist ihm daher eigen. Ueberall zeichnet er nach dem Leben; überall herrscht ganze, volle, unmittelbare Anschauung. Auch starke Effecte verschmäht er nicht. Aber dieser rücksichtslose Realismus ist im Drama von einer packenden Wirkung.

Wie den Löwen an den Klauen, so den Poeten an den Bildern zu erkennen, geht wohl nicht immer an. Dennoch ist zuströmender Reichthum und Originalität der Bilder ein hervorragendes Merkmal des von Gottes Gnaden schaffenden Dichters. Bei Liliencron überrascht eine Ueberfülle. Leicht können Vergleich und Personification bei ihm Manier werden; vor ihr wird er sich überhaupt hüten müssen. Aber viele seiner Bilder wirken vortrefflich in der Lebendigkeit und Kühnheit der Anschauung. Einen ersten, nicht sonderlich gelungenen Versuch im Lustspiel bietet das kleine zweiactige Genrebild: „Arbeit adelt." Gut ist der verarmte Offizier mit all seinen Erinnerungen an übermüthige Stunden beim Sect und an die heißen Schlachttage des französischen Krieges gezeichnet.

Als Prosadichter lernen wir Liliencron aus dem Werke kennen: „Eine Sommerschlacht!" Es ist eine Sammlung von Skizzen und Novelletten. Die letzte der Reihe hat den Titel für das ganze Buch hergeben müssen. Oft wird man an Turgenjew's „Tagebuch eines Jägers" erinnert. Vor Allem ist der Einfluß Storm's zu bemerken. Auch Liliencron wird von einer innigen Liebe zu Wald und Feld, zu Wolken und Weiher, zu Spinne und Fliege, zu Katze und Hund, zur ganzen Natur erfüllt; alle Thier- und Vogelstimmen, alle Pflanzen und Kräuter seiner Heimath sind ihm vertraut. Das Poetische eines Landschaftsbildes, die Stimmung weiß auch er stets mit großer Zartheit und Unmittelbarkeit wiederzugeben: die kühle Stille der Waldeinsamkeit mit ihren Träumen, ein sonniger Herbsttag, ein frischer, lebenweckender Frühlingsmorgen. Die mondbeglänzte Zaubernacht der Romantik hat es auch ihm angethan: ein Ritt durch die Sommermondnacht, eine sternenüberglänzte Bivouacnacht, ein mondbeschienener Deich mit den fluthenden und ebbenden Wassern — solche Stimmungsmotive liebt er. Von der Nacht gebraucht er das schöne Bild: „sie lag wie versteint im Mondlicht"; das weiße Antlitz eines todten Mädchens, das die dunklen Haare aufgelöst umrahmen, erscheint ihm wie „ein bleicher Mond in schwarzen Wassern." Wenn der Dichter in alten Schränken kramt, in vergilbten Acten und Briefen stöbert, wenn das Bildmotiv novellistisch verwerthet wird, so mag ihn auch hier Storm angeregt haben. Doch weiß er sich fast immer zu einer originalen Darstellung zu erheben. Den örtlichen Hintergrund für die meisten dieser Skizzen bildet Schleswig-Holstein. Da wandern wir mit dem Dichter auf die Jagd, lagern uns mit ihm im Walde und versinken in Träume. Die herbstliche Landschaft um uns verschwindet. Wir sind in New-York. Und nun erzählt der Dichter die Geschichte von einer kleinen amerikanischen Lady, die er geliebt und die sich den Tod gegeben, weil er sie verlassen hat. Die Art, wie der Dichter sich zu solchen Verhältnissen stellt, kann nicht gebilligt werden. Es handelt sich in den meisten Fällen, um mit den Worten eines Anderen zu reden, darum, daß eine halbe Stunde Lebenslust für ein ganzes Menschenschicksal eingetauscht wird. Das Weib ist ein bloßer Spielball sinnlicher Launen. Die Schuld bleibt ohne Strafe, auch ohne moralische Buße. Freilich versucht der Dichter, auch das Unedle zu adeln. Ein bedenklicheres Motiv als das der „Dicken Lise" kann es kaum geben. Und doch, wie hat er verstanden, es zu poetisiren. Zu oft aber tauchen diese „leichten, losen, verzeihlichen" Lieutenantswünsche auf. Auch in „Ick hev di lev" fällt ihnen ein Weib zum Opfer, obschon die sittliche Forderung der Sühne hier nicht ganz unerfüllt bleibt. Zur Entschuldigung muß man sagen, daß diese Skizzen keine ethisch harmonischen Kunstwerke sein wollen, sondern Bilder aus dem Leben in all seiner Härte und Grausamkeit. Die Herz- und Gefühllosigkeit des Menschen kommt in „H. W. Jantzen Wwe." zu ergreifendem Ausdruck: eine Mutter, die den Sohn von sich stößt und erst mit dem Sterbenden Erbarmen hat. Ein Pendant dazu ist „Der Buchenwald": der alte Baron, der an dem Gute seiner Väter haftet und der verschuldete Sohn, der auch das Letzte, den geliebten Wald, fordert. Eine Reihe von Skizzen geben wie traumhaft aufsteigende Bilder aus der schleswig-holsteinischen Vergangenheit; Manches ist von großer Kraft und Schönheit: Strandräuber ein brennendes Schiff plündernd, Holsten im Verzweiflungskampf mit den Dänen. Frauengestalten aus alter Zeit tauchen auf: die üppige Barbara Gadendorp, die schöne Düveke, des Dänenkönigs Geliebte. In knapper Form, im Rembrandt'schen Helldunkel sind diese Motive ausgeführt. Als Visionen läßt der Dichter sie vor sich aufsteigen; realistische Bilder des gegenwärtigen Augenblicks rahmen sie ein. Das Gewaltigste in dem ganzen Buche ist die letzte Skizze: „Eine Sommerschlacht." Sie schildert eine Episode aus dem Kriege von 1866. Hier wirkt das historische Präsens, — sonst oft manierirt erscheinend — vortrefflich. Man ist mitten drin im grausen Kampfgetümmel, sieht die jagenden Reiter, die vorwärtsdrängenden Bataillone, hört die Kugeln pfeifen und sausen.

Ein „Roman" nennt sich Liliencrons neuestes, soeben erschienenes Werk: „Breide Hummelsbüttel." Doch ist es nur eine Romanskizze, welche die „Breite und Weite des Menschenlebens," wie sie der Roman verlangt, nur ansatzweise bietet. In zwei Kontrastcharakteren entwickelt sich anfangs die Handlung: dort der orthodox pietistische, mit seinem Reichthum streng haushaltende Graf Henning Hummelsbüttel, hier der leichtsinnig verschwenderische, aber gutmüthige Baron Breide. In der Liebe einer edlen Gattin findet Breide den Halt, den

Digitized by Google

ihn die Erbschaft des Blutes bisher nicht hat gewinnen lassen. Heilwigs Liebe macht ihn stark, mit der Vergangenheit zu brechen und ein neues Leben in bescheidenen Verhältnissen zu beginnen. Seine Schuld wäre damit gesühnt, und es überrascht nun, wenn der Dichter ihn urplötzlich als Opfer einer heldenmüthigen That den Tod finden läßt. Heilwig nimmt Breides natürlichen Sohn an Kindesstatt an, der nach Hennings Tode Erbe der großen Hummelsbüttel'schen Besitzungen wird. Die Komposition des Romans wie die Einzelausführung lassen viel zu wünschen übrig. Die Erzählungsweise ist für ein geschlossenes Kunstwerk zu improvisatorisch, zu quodlibetartig. Aber bei strammer Zucht wird der Verfasser auch die Romantechnik beherrschen lernen. Land und Leute Schleswig-Holsteins sind wieder mit großer Liebe geschildert. Freilich müssen sich die „Fett- und Buttergesichter" der holsteinischen Grundbesitzer manchen ironischen Hieb gefallen lassen. Prächtig wirken die plattdeutschen Intermezzoscenen in Schenke und Kathe, in Feld und Dorf. Hier ist echteste Beobachtung des Lebens. Aus der Enge der Heimath wirft der Dichter dann und wann auch einen Blick auf das Gesammtleben unseres Volkes. Namentlich flicht er gern Aphorismen über die zeitgenössische Literatur ein; die Art und Weise, wie das geschieht, ist aber durchaus nicht zu billigen. Alles in Allem: auch hier originale Züge genug, aber vielfache Mängel der Ausführung.

Vollendetes, Bleibendes hat dieser Poet noch kaum geschaffen. Aber die Ader eines echten Dichters pulsirt in Allem, was er schreibt. Frappiren muß die Kühnheit und Rücksichtslosigkeit, mit der er das ihm vorschwebende künstlerische Ideal auszudrücken sucht. Es gibt wenige Dichter unter der jetzt lebenden Generation, die so sich selbst getreu bleiben, die vor keiner Consequenz zurückscheuend in dem Grade nur sich, ihr Ich mit all seinen Vorzügen und Schwächen geben. Man mag sich vielfach unbefriedigt von ihm abwenden aber vergessen wird man ihn nicht.

Zum Schluß noch eine Bemerkung: wenn im Vorstehenden einige Male das Wort „Realismus" gebraucht worden ist, so hat damit nicht an die sogenannte „realistische Schule" erinnert werden sollen. Mit Leuten, die in ihrem Kretzer-Enthusiasmus und ihrer Heyse-Feindschaft nur Mitleid erwecken, darf Detlev Freiherr von Liliencron nicht auf eine Stufe gestellt werden.

Die Apologie des Grafen von Beust.

Von Bruno Gebhardt.

Ein Hauptprincip der modernen Geschichtsschreibung besteht bekanntlich darin, daß sie allezeit zu den ursprünglichen Quellen vorzudringen sucht und auf diesen die Erzählung des Geschehenen basirt. Für die Geschichte der Neuzeit sind die originalen Quellen Urkunden und diplomatische Aktenstücke, und sie bilden in der That das beste und werthvollste Material. Aber ihnen gegenüber mußte die Motivenforschung vollständig erlahmen, denn die innersten und geheimsten Gründe, die die leidenden Staatsmänner bewegen, hüten sie sich wohlweislich meistens dem Papier anzuvertrauen. Und diese Lücke der persönlichen Kundgebung vermögen gute Memoiren auszufüllen, gute Memoiren, mit der nöthigen Kritik behandelt. Es hat gewiß noch nie Jemand seine Denkwürdigkeiten geschrieben, um sich der Nachwelt schwärzer zu schildern, als er der Mitwelt erschien; also eine gewisse apologetische Tendenz wird derartigen Geschichtswerken immer eigen sein und liegt im Wesen der Sache und der Person. Die kritische Behandlung sondert dieses subjective Moment aus und schält so gleichsam den Kern aus der Schale. Daneben bieten Memoiren die Möglichkeit eines nicht unberechtigten Rückschlusses auf ihren Verfasser, da eine ganze Reihe persönlicher Eigenschaften deutlich hervortreten. Betrachten wir die eben erschienenen Erinnerungen des Grafen Beust*) unter diesen Gesichtspunkten, so dürfen wir soviel von unserem Urtheil vorwegnehmen, daß wir sagen: Graf Beust hat es mit seiner Publikation vielleicht dem Geschichtsschreiber einen Dienst geleistet, sich selbst aber nimmermehr.

Der Grundgedanke des ganzen Werkes, wie er immer wiederkehrt, ist der: wenn die europäischen Cabinette diejenige Politik befolgt hätten, die Graf Beust wünschte, so wäre der Krimkrieg, der italienische, der dänische, der österreichische, der deutsch-französische Krieg vermieden worden, in der Eschenheimer Gasse tagte stillvergnügt der Bundestag und Metternich II., nämlich Herr Beust, regierte die Welt. Und daß es anders kam, daran ist natürlich bloß der böse Bismarck schuld; doch nein, nicht bloß er, „die Ereignisse von 1866 und 1870 sind vulkanischen Ausbrüchen zu vergleichen. Wohin dann die Erdtheile geschleudert werden, bleiben sie, und thöricht wäre es, sie an ihre alte Stelle zurückschieben zu wollen." Vulkanische Ausbrüche sind verheerend und zerstörend, unheilvoll und unselig, und insofern hat Beust seine Gedanken ganz offen ausgesprochen. Er sagt zwar an mehr als einer Stelle, daß er die neue Ordnung der deutschen Angelegenheiten als abgeschlossene und unabänderliche Thatsache ansieht, ein Wort der Sympathie hat er nicht dafür, aber seinen Panegyricus auf den alten Bund stimmt er trotzdem oft und laut an, und um eine Probe Beust'schen Nationalgefühls zu haben, lese man bloß folgende Stelle (II. S. 32 f.):

„Beleuchte — sagte ich zu einem alten Freunde — die schlimmsten Beust'schen Zeiten. Damals hatte der Sachse noch nicht das Hochgefühl, Elsaß erobert zu haben, dagegen machte die elsässische Industrie der sächsischen nicht Concurrenz; ferner hatte der Sachse nicht das Hochgefühl, eine Kriegsflotte zu besitzen, dagegen schwammen die Erzeugnisse seiner Industrie bei weitem mehr auf den Meeren als jetzt, und sie hatten unter der Abwesenheit einer Kriegsflotte ebensowenig als die schweizerischen zu leiden; er hatte auch nicht das Hochgefühl, ein Angehöriger der ersten Militärmacht zu sein, dagegen war für ihn die harmlose Befriedigung, wenn Sachsens Stimme einmal sich vernehmen ließ oder sein Minister Mitglied einer europäischen Conferenz**) wurde, weniger kostspielig, während er jetzt 60,000 Mann zu stellen hat, damals nicht viel mehr als ein Drittheil dieser Anzahl von ihm verlangt wurde, ohne Beeinträchtigung der Sicherheit und des Friedens im Lande. Endlich hatte der Sachse noch nicht das Hochgefühl, daß, wenn er in Buenos-Ayres etwa gemißhandelt werden sollte, ein Panzerschiff erscheinen werde, um seine Peiniger zu züchtigen; indessen widerfuhr ihm solches Abenteuer selten, wogegen er oft in den Fall kam, in Paris, London und Petersburg Unterstützung und Hülfe zu bedürfen, in welchem Falle er früher bei der sächsischen Gesandtschaft stets das größte Entgegenkommen schon aus dem doppelten Grunde fand, weil diese Gesandtschaften Zeit und Mittel für ihn hatten, während er jetzt bei der deutschen Botschaft in den allgemeinen Topf geworfen wird, wobei, angesichts der großen Anzahl der Hülfesuchenden, für den Einzelnen wenig übrig bleibt, und weil die kleinen Gesandtschaften daran zu denken hatten, daß das Budget des Auswärtigen in den Kammern unangefochten bleibt."

Diese Worte will Beust in den siebziger Jahren gesprochen haben, trotzdem er im Jahre 1871 in einer Delegationsrede erklärte, der alte Bund konnte den nationalen Bestrebungen nicht genügen; nun wohl, dann mußten die Ereignisse ihren Gang gehen. Doch wir lernen unseren Autor noch von ganz anderer Seite kennen. Es gibt nämlich eine Reihe von Ereignissen und Handlungen, die ihm unbequem sind: zwei Wege schlägt er ein, entweder übergeht er sie ganz, oder er sucht sie zu rechtfertigen — mit einer wahrhaft überraschenden Naivetät. Greifen wir einiges heraus. In den fünfziger Jahren wurde in Sachsen das sogenante „Schwarze Buch" geführt, eine Proscriptionsliste verwerflichster Art, ein Verzeichniß aller Per-

*) Aus Drei Viertel Jahrhunderten. Erinnerungen und Aufzeichzeichnungen von Friedrich Ferdinand Graf von Beust. 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

**) Herr von Beust auf der Londoner Conferenz, was übrigens kostspielig genug war, nach den Mittheilungen bei Karl Fischer „Nation und Bundestag" (1880).

Digitized by Google

sonen in ganz Deutschland, welche als liberal und national galten. Sie wurde an alle Regierungen unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit versandt. Nach Herrn von Beust ist die Sachlage folgende:

„Ein Mitglied der Polizeidirection, das sein Genie verkannt glaubte, rechtfertigte das gegen in bestehende Vorurtheil durch Abfassung einer übersichtlichen alphabetischen Aufzählung aller politisch gravirten Personen (!). Wohl ernüchterte ich ihn, als er mir in voller Uniform und in der Hoffnung greifbarer Belobung sein Opus überreichte; allein der arme Mann hatte einige hundert Exemplare auf dem Hals und es war ein Akt der Mildthätigkeit, sie ihm abzunehmen, und da sie einmal vorhanden waren, verschickte man sie an verschiedene Polizeiorgane nach dem Grundsatze: superflua non nocent."

Und als Eideshelfer, daß es mit der Reaction 1849 garnicht so schlimm war, wird Herr Bebel aus dem Jahre 1886 citirt! Ein ferneres Pröbchen. Beust hatte bekanntlich auch seine liberale Aera, und dieser gehört sein Bundesreformprojekt an, das fakultative Einberufung von Delegirtenversammlungen der Landesvertretungen nach Norden und Süden getrennt unter Preußens und Oesterreichs Vorsitz vorschlug. Man lehnte in Wien und Berlin ab, das letztere Cabinet mit Andeutung eines eigenen Planes, gegen den von Oesterreich protestirt wurde. Dem Protest schlossen sich Bayern, Würtemberg, Hannover, Hessen — und auch Sachsen an. Beust meint, seiner Regierung habe man es natürlich in Berlin sehr übel genommen, und sie habe es auch ungern gethan. Motiv? „Es war bei den politischen Beziehungen unter den Mittelstaaten unvermeidlich", sich einem österreichischen Protest anzuschließen — das ist eine nicht preußenfeindliche Politik, wie sie betrieben zu haben Beust fortwährend behauptet. Die berühmte Depesche vom 20. Juli 1870 an den Fürsten Metternich, österreichischen Botschafter in Paris, enthielt folgende Worte: Veuillez donc répéter à Sa Majesté et à ses Ministres que, fidèles à nos engagements tels qu' ils ont été consignés dans les lettres échangées l'année dernière entre les deux Souverains; nous considérons la cause de la France comme la nôtre, et que nous contribuerons au succés de ses armes dans les limites du possible." (II. 374.) Herr von Beust charakterisirt (I, 363) den französischen Gesandten, Prince de Latour d'Auvergne und sagt wörtlich: „Im Gegensatz zu dem Herzog von Gramont und dem ihn als Geschäftsträger ersetzenden Marquis Cazaux begriff er vollkommen die Lage, und es war daher viel Discretion in seinem Auftreten, gerade darum hatte ich — wohl gestehe ich es — die Gutmüthigkeit, seiner Bitte nachzugeben, „nur ein gutes Wort für Paris zu geben." — Das „gute Wort" ist obige Depesche; die Motivirung wäre unglaublich, wenn Beust sie nicht selbst erzählte, ist das thöricht oder frivol? Für diese Seite nur noch ein einziges Beispiel. Als 1870 die spanische Thronfolgerfrage brennend geworden war, machte Beust, wie Prinz Napoleon 1878 in der Revue des deux mondes mittheilte, den Vorschlag, den Prinzen von Hohenzollern auf seiner Reise nach Spanien gefangen zu nehmen. Und in der That, Beust hat an Metternich geschrieben: „Gramont veut-il ma recette? La voici: ne pas s'attaquer aux roi de Prusse, traiter la question en question espagnole, et si à Madrid on ne tient pas compte des réclamations et envoie la flotille qui doit prendre le Prince de Hohenzollern dans un port de la mer du Nord, faire sortir un escadre de Brest ou de Cherbourg pour l' empoigner etc. Gramont sagte: „M. de Beust m'envoie une scène d' opéra-comique." Und womit erklärt Herr von Beust diese lächerliche Ungeheuerlichkeit? Er hätte diese Gedanken bloß auf ein Blättchen Papier hingeworfen, und da dürfe man solche Ausdrücke wie empoigner nicht nach strengem Wortlaut nehmen. Sapienti sat.

Unser Autor polemisirt im Laufe seiner Darstellung außerordentlich viel gegen Treitschke und Biedermann, Poschinger und Busch's Publikationen und manche andere und erneuert einen Theil seiner „Erinnerungen zu Erinnerungen", die gegen seinen früheren Collegen von Friesen gerichtet waren. Wir gehen auf diese Angriffe oder Abwehren nicht ein und erwähnen bloß einige Punkte, die doch sehr bedenklich sind und vom Autor ganz unbeachtet blieben. Der Conflict in Schleswig-Holstein war ausgebrochen, Oesterreich hatte beim Bunde am 11. Juni den Mobilmachungsantrag gestellt, der am 14. angenommen wurde. Der Bruch war fertig, und nun forderte Preußen am 15. Juni Sachsen, Hannover und Kurhessen auf, ihre Truppen auf den Friedensstand zurückzuführen, also neutral zu bleiben und mit ihm einen neuen Bund zu schließen, wogegen den drei Fürsten Wahrung ihres Besitzstandes und ihrer Souveränität verbürgt wird. Dieser Vorschlag wurde zurückgewiesen. Beust theilt wohl die Note mit, in der diese Ablehnung mit Hinweis auf die Bundespflicht motivirt ist, aber er, der sonst für seine politischen Erwägungen immer soviel Worte hat, kargt hier damit und gibt keinen Grund an, weshalb er seinem Souverän zu dem verhängnißvollen Schritt gerathen hatte, wogegen die officiöse „Leipziger Zeitung" die Neutralität noch kurz vorher proklamirt hatte. Und ferner, was weiß Beust nicht alles zu erzählen von Packen und Verbrennen von Papieren und andern Nebensachen, aber der Behauptung des Herrn von Friesen gegenüber, daß Beust ohne Befragung der anderen Minister den sächsischen Bundestagsgesandten zur Zustimmung des Mobilmachungsantrags vom 14. Juni angewiesen habe, und daß er seinen Collegen hinterher erklärte, er habe es in der sicheren Hoffnung gethan, Kurhessen und Hannover seien nicht kriegsbereit, würden dagegen stimmen und der Antrag würde fallen, — der Behauptung gegenüber verhält er sich ganz stillschweigend.

Das Kapitel „Sachsen und Preußen" gehört überhaupt zu denjenigen Parteien, die für Beust's staatsmännische Befähigung und seine mit Vorliebe betonte objective Beurtheilung politischer Verhältnisse nicht gerade sprechen. Vor und nach dem Kriege kam Bismarck der sächsischen Regierung mit ehrlicher, offener Hand entgegen: bald nach Antritt seines Ministeriums knüpfte er persönliche Beziehungen an, deren Störung auch nach den Beust'schen Mittheilungen dem sächsischen Minister zur Last gelegt werden müssen. Und an wem lag es — immer nach den Beust'schen Berichten — wenn die für den Frieden Europas so unendlich wichtige Allianz mit Oesterreich nicht schon im Jahre 1867 abgeschlossen wurde, wenn die Mission des Grafen Taufkirchen scheiterte? Herr Beust wußte ja sonst alles so schön und ausführlich klar zu stellen und sich als den großen Meister zu zeigen, für jenes Anerbieten einer Allianz, welche sich auf sämmtliche deutsche Staaten erstrecken würde, fand er bloß die Formel: „Der damalige Anwurf war virtuell für Oesterreich nicht annehmbar." Und so mangels jeder berechtigten Begründung und angesichts der zahllosen kleinen Nadelstiche und persönlichen Verdächtigungen des Fürsten Bismarck, muß da nicht der Gedanke entstehen, daß der „große" sächsisch-österreichische Staatsmann nicht selten aus persönlicher Rancüne gehandelt hat? Er sagt an einer Stelle: die Mittelstaaten hätten „fern von Ueberhebung, fern von Parteinahme, fern von Preußenfeindlichkeit, aber auch fern von Kleinmuth" gehandelt; er wiederholt ähnliche Aeußerungen über seine eigene Thätigkeit, nun, man lese die weisen Worte, die er über Olmütz spricht, man höre ihn zum Kaiser Napoleon 1866 sagen: „Sie haben hunderttausend Mann in Chalons, schicken Sie sie an die Grenze, senden Sie eine Flotte in die Nordsee, das ist Alles, was nöthig ist." Man betrachte ferner seinen Bericht an den Kaiser vom Jahre 1871 nach der Gasteiner Zusammenkunft, wo er Aeußerungen Kaiser Wilhelms benützt, um von Neuem Mißtrauen zwischen Preußen und Oesterreich zu säen; kurz, man gehe das ganze Werk und die ganze Lebensthätigkeit des Mannes durch und man wird als einzige Triebfeder den Haß gegen Preußen finden. Und war denn dem Memoirenschreiber verborgen, daß seine Ausführungen diesen Eindruck erwecken würden?

Keineswegs, und da läßt er sich gelegentlich einmal vom Grafen Hohenthal attestiren: „Sie wissen, daß Beust mehr als einmal gegen Preußen war; wenn er aber einmal mit Preußen ging, ging er mit ihm durch Dick und Dünn." Und dafür sollen die Jahre 1854—1856 und 1862 Zeugniß ablegen. Gewiß, mit dem Preußen in jenen ersten Jahren konnte der Reactionär

Digitized by Google

und Particularist Beust zusammengehen, und die Theilnahme am Abschlusse des französischen Handelsvertrages 1862 ist denn doch mehr das Verdienst des Herrn von Friesen und des Ministerialdirector Weinlig.

Was Herrn von Beust allezeit fehlte, war das Verständniß für die großen nationalen Fragen, die Kenntniß der Zeitströmung und dessen, was für sein Land wahrhaft nothwendig war, die Fähigkeit objectiver Betrachtung der Ereignisse, die Bescheidenheit seine Schwächen einzusehen und der Größe anderer willig nachzustehen, die Selbstlosigkeit für das Ganze zu wirken, ohne Rücksicht auf persönliche Eitelkeit. Und dieses Urtheil, statt durch seine Denkwürdigkeiten abgeschwächt zu werden, wird wider seinen Willen durch sie bestätigt.

Das ist, sozusagen, der persönliche Eindruck, den die Memoiren machen. Wie steht es nun mit ihrem geschichtlichem Werth? Es sind in dem Werke eine ganze Reihe von Aktenstücken mitgetheilt, die großes Interesse erregen, Erinnerungen an Unterhaltungen mit hervorragenden Persönlichkeiten, die manchen charakteristischen Zug, manches beachtenswerthe Wort enthalten, eine Fülle von Anekdoten, die die Lectüre des Werkes sehr vergnüglich machen. In vielen Fällen allerdings läßt sich die geschichtliche Glaubwürdigkeit und ihre Authenticität und Wichtigkeit noch nicht constatiren, da die Beust'schen Angaben uncontrollirbar sind. Wir greifen auch für heute nur einige Momente heraus, da eine vollständige Antikritik des Werkes unmöglich ist.

In den Delegationsverhandlungen 1870/71 machte Minister Giskra Mittheilungen von einem Auftrage, den ihm, dem damaligen Bürgermeister von Brünn, 1866 Graf Bismarck ertheilt hatte. Danach wäre preußischerseits die Bereitwilligkeit kundgethan worden, in Brünn Frieden zu schließen, Oesterreich tritt Venetien ab, bleibt aber sonst integer, braucht keine Kriegsentschädigung zu zahlen und behält in Süddeutschland freie Hand — alles unter der Bedingung, daß jede Intervention und Mediation von Frankreich unterbleibe. Giskra selbst konnte seinen Posten nicht verlassen und beauftragt eine Vertrauensperson mit der Mission, die, nach seinen eigenen Worten, „in Wien theilweise und zwar hohen Ortes sehr gnädig, sehr befriedigt, und angenehm überrascht über das unerwartete Anerbieten, anderen Ortes sogar mit Enthusiasmus über diese unerwartete Wendung aufgenommen, von einer anderen, eigentlich dem Geschäfte des auswärtigen Amtes ressortmäßig abseits stehenden, aber großen Einfluß auf die dasselbe besitzenden Person sogleich anfangs kühl aufgenommen und nach fast dreißigstündigem Warten in Wien abgefertigt wurde" mit ziemlich deutlicher Ablehnung. Inzwischen war Benedetti in Nikolsburg eingetroffen. Herr von Beust führt die ganze Erzählung auf die lebhafte Einbildungskraft Giskra's zurück, hält es für ganz unwahrscheinlich, daß Bismarck nach Königgrätz noch derartige Bedingungen, wie er sie — die Sache wird auch bei Friesen erwähnt, ist aber nicht ganz deutlich — vor Beginn des Krieges gestellt hatte, vorschlagen konnte und meint, „dem Fürsten Bismarck konnte es gar nicht Ernst sein mit der Deprecirung der französischen Mediation, im Gegentheil paßte es in seine Karten, daß Frankreich in seiner Rolle als Vermittler einige Zugeständnisse gemacht wurden, nachdem er den Kaiser Napoleon mit dem Irrwisch des Saarbrückener Kohlenbeckens gründlich hinter das Licht geführt und deshalb ihm gegenüber kein ganz gutes Gewissen hatte."

Der Giskra'schen Erzählung ist bis jetzt nicht widersprochen worden, und der Beust'sche Versuch bringt nichts Thatsächliches dagegen vor; ein Interesse am Gegentheil, an der Vertheidigung der französischen Intervention, hat aber Herr von Beust, denn er war ja im Auftrage Oesterreichs zu Napoleon gereist und hatte ihn zum Einschreiten — wir haben seine Worte oben angeführt — veranlassen wollen. Also ein Grund von Giskra's Mittheilungen und an dem durchaus verständlichen Entgegenkommen Preußens zu zweifeln, liegt auch nach der Beust'schen Widerlegung nicht vor.

Nicht unwichtig ist die Schilderung, die Beust von der bekannten Salzburger Entrevue des österreichischen Kaisers mit Napoleon entwirft. Dieselbe fand in den Augusttagen des Jahres 1867 statt und erweckte wohl mit Recht damals den Verdacht, daß „nicht eben freundliche Absichten" gegen Preußen den Gegenstand der Verhandlungen bildeten. Nach unserem Autor erscheint die Zusammenkunft harmloser, und die Verabredungen bezogen sich darnach auf die orientalische und kretensische Frage, während man den deutschen Angelegenheiten gegenüber Festhalten am Prager Frieden und Vermeiden jeder Einmischung feststellte. „Insbesondere werde Frankreich sich jeder den Charakter einer Bedrohung verrathenden Maßregel oder Kundgebung enthalten, während Oesterreich sich darauf beschränken werde, durch fortgesetzte Entwickelung eines liberalen und aufrichtig constitutionellen Systems sich die Sympathien des südlichen Deutschland zu erhalten.

Für alle diejenigen, die speciell der österreichischen Entwickelung ihr Augenmerk schenken, bietet der zweite Band der Erinnerungen zahlreiche und wichtige Aufschlüsse; wir erwähnen bloß noch die Gasteiner Zusammenkunft vom Jahre 1871, die erste der seitdem üblichen Begegnungen des deutschen und österreichischen Kaisers. Manche hübsche Bismarck-Anekdote findet sich dort, einige schon bekannt, einige neu, so die, daß beim Einzug in Paris ein Blusenmann auf den Kanzler zutrat mit den Worten: T'es une fameuse canaille. „Ich konnte ihn," sagte Bismarck, „gefangen nehmen lassen, aber der Muth des Menschen gefiel mir." Recht zeitgemäß sind die Erinnerungen an den Beginn des Culturkampfes, und was erst in den allerletzten Tagen durch Veröffentlichung von Depeschen des Grafen Taufkirchen in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" ersichtlich wurde, erklärt auch Beust, daß nämlich Bismarck's Absichten für die katholische Kirche sehr wohlmeinend waren, aber, äußerte der Reichskanzler, „sie haben in Rom ruchlos an uns gehandelt". Daß damals übrigens von preußischer Seite das spätere Allianzverhältniß von neuem angeregt wurde, geht aus dem Bericht Beust's an seinen Souverän hervor, allerdings schien dem österreichischen Minister „vertragsmäßige Abmachung" damals noch nicht sehr sympathisch. Eigenthümlich lesen sich übrigens heute die Ausführungen, „daß man in Berlin in Folge der Unfehlbarkeits-Erklärung das staatliche Princip mit der größten Schärfe zur Anwendung bringen werde. Man werde alle Priester von staatlichen Functionen entfernen, die Trennung der Schule von der Kirche durchführen, die geistlichen Schulinspectoren beseitigen, die Civilehe einführen." Der Plan einer „außerhalb der Regierungsaction zu bildenden Gegen-Internationale" tauchte ebenfalls in den Unterredungen der beiden Staatsmänner auf, ohne daß wir die Möglichkeit finden, ihn weiter zu verfolgen.

Doch wir würden die uns gesteckten Grenzen überschreiten, wenn wir alles das, was erwähnenswerth ist, mittheilen wollten. Herrn von Beust's „Apologie" ist unseres Erachtens nicht geglückt und das Charakterbild des Staatsmannes hat durch Veröffentlichung seiner Erinnerung wohl an Deutlichkeit, aber kaum an Glanz gewonnen. Bedauerlich ist das Fehlen der Memoiren aus der Botschafterzeit in London und Paris; die Bruchstücke enthalten kein politisches Material weiter. Wie viel oder wie wenig das Buch dem Historiker der Neuzeit nützen wird, wollen wir nicht entscheiden; ein Lob aber ertheilen wir ihm gern und verdientermaßen: es ist höchst interessant und amüsant geschrieben, liest sich ausgezeichnet und wird Jedem Unterhaltung und immerhin mancherlei Belehrung bieten. Den Hauptreiz derartiger Werke bildet schließlich ja doch das Vergnügen, mit hochstehenden und vielgenannten Persönlichkeiten, denen nahezutreten nicht gerade Jedem vergönnt ist, im Buche so intim verkehren zu können, und da bietet sich die Möglichkeit reichlich dazu. Trotz mancher Anzüglichkeiten gegen Personen und bitterer Bemerkungen über Undank und Verkanntwordensein liegt ein Schimmer der „guten Laune", deren sich der Autor oft rühmt, darübergebreitet und das Heitere in ernster Zeit fehlt fast in keinem Capitel. Wir möchten davor warnen, alles was das Werk enthält, zu unterschreiben, aber wir empfehlen es dringend zur Lectüre.

Digitized by Google

Feuilleton.

Dresdener Erinnerungen.

Von Otto Roquette.

(Schluß.)

Da ich nun im Gymnasium die Söhne von Rietschel, Schnorr, Bendemann, Hübner, Grahl, Reissiger und anderer Künstler unter meinen Schülern hatte, ergaben sich Beziehungen zu den Vätern, und bald auch ein Verkehr mit den Familien. Manchen Gang habe ich in die verschiedenen Ateliers gethan, und wurde freundlich aufgenommen. Ueber wieviel Neues wurde ich dabei belehrt, und wieviel Herrliches habe ich in jener Zeit entstehen sehen! Als ich Rietschel zuerst in seiner Werkstatt aufsuchte (es war noch die alte „Gipsbude" auf der Terrasse) stand ich den vereinten Gestalten Goethe's und Schiller's, die für Weimar bestimmt waren, gegenüber. Fast auf gleicher Diele mit dem Beschauer und in geschlossenem Raume, erschienen die überlebensgroßen Figuren noch riesenhafter. Sie standen noch im Thonmodell, und zwar nackt da, und der Künstler ging daran, sie nun erst zu bekleiden. Manchem Gespräch von Kunstrichtern habe ich da beigewohnt über die Zulässigkeit der Gruppirung, über Stellung und Costüm; manchen harten Kampf führen gehört über Goethe's Frack und Schiller's Weste. Und da sie nun angezogen waren, erlebte ich auch das Entsetzen der ganzen Werkstatt, als Schiller's Kopf abgesägt werden mußte, da derselbe dem Meister nicht zum Ganzen genügen wollte. Unter den Schülern zeichnete sich damals der noch sehr junge Adolf Donndorf als der talentvollste aus. Empfing ich durch den Verkehr mit Rietschel mannigfache Belehrung und Anregung, so konnte ich an der Werkstatt seines Rivalen Hähnel auch nicht vorübergehen.

Persönlich trat ich zu Hähnel sogar in lebhafteren Verkehr, da er geselliger lebte, und durch Geistreichthum und Humor eine starke Anziehung ausübte. Beiden Künstlern hatten sich zahlreiche Schüler hingegeben, welche für die beiderseitigen Richtungen, und für die Ehre ihrer Werkstatt eintraten. Blieben bei dieser Gegnerschaft lustige Reibereien nicht aus, so kam es doch nicht zu ernstlicher Befehdung; wie mir denn gerade in der Vereinigung sämmtlicher Kunstschüler (dem „jüngeren Künstlerverein") noch einige heitere Aufgaben gestellt werden sollten. Hähnel's idealistische Richtung stand mir innerlich eigentlich näher, als der sogenannte Realismus Rietschel's. Wenn in der Persönlichkeit des letzteren die feine Gemüthsbildung angenehm berührte, so stutzte man Hähnel gegenüber zuerst bei seiner lachenden und stachelnden Satire, bei den Paradoxen, durch die er herausforderte, und neue Bekanntschaften zu prüfen suchte; Eigenheiten, welche Manche mit seinen idealen Werken nicht in Einklang zu bringen vermochten. Er kannte eben seine Leute, war gewöhnt sich gegen manches zu wehren, und liebte es, auch im Scherze die Gegenwehr hervorzulocken. Ein überaus geistreicher Mann, mit der feinsten Fühlung für die Schwächen Anderer, ließ er seiner Zunge freien Lauf mit dem sichersten Zutreffen auf die schwache Stelle dessen, der sich durch Uebermuth oder Unkenntniß selbst zu seinem Opfer dargeboten hatte. Ich hatte mich stets seines Entgegenkommens zu freuen, und danke seiner Belehrung sehr viel. Seine Werke gehören der Kunstgeschichte an; ich erwähne nur derjenigen, die ich in jener Zeit in seiner Werkstatt entstehen sah. Es waren die beiden Statuen des Dante und Rafael, für die Bekrönung des neuen Museums. In der Höhe, auf der sie jetzt stehen, können sie nicht zu ihrem Rechte kommen, ganz großartig aber wirkten sie, da sie in mäßiger Erhöhung im Freien zuerst aufgestellt waren. Die Figur des Rafael modellirte Hähnel darauf noch einmal, und konnte sich nicht genugthun sie immer feiner und durchgeistigter durchzuarbeiten, bis sie zu jener köstlichen Vollendung gelangte, in welcher sie jetzt der National-Galerie in Berlin angehört. In Hähnel's Werkstatt war ein fröhliches Treiben unter der Jugend, er lebte in Ernst und Scherz mit seinen Schülern, mehr als der ernste und häufig leidende Rietschel; es ging flotter, sozusagen italienischer bei ihm her.

Unter den Ateliers der Maler umfaßte dasjenige Schnorr's von Carolsfeld wohl die größte Anzahl von Jüngern. Doch erinnere ich mich nicht, ein größeres Werk von Belang darin miterlebt zu haben. Denn für die Arbeit, welche den Künstler damals ausschließlich beschäftigte, genügte der Zeichentisch in seiner Wohnung. Es war das umfangreiche Werk „Die Bibel in Bildern", wovon ich eine Reihe der schönsten Blätter, frisch auf Holz gezeichnet, entstehen sah. Und da ich bald auch in die Familie Schnorr eingeführt war und häufig am Theetisch erscheinen durfte, so wurde mir auch ein Einblick in die künstlerischen Schätze des Hauses gewährt, und besonders das große „Landschaftsbuch" gern aufgeschlagen.

Fand ich nun bei den übrigen Malern, Bendemann, Hübner und Andere, als Lehrer der Söhne in den Familien, sowie in den Ateliers freundlichen Empfang, so gelang es mir am wenigsten bei dem von mir so hoch geschätzten Ludwig Richter näher zu treten, der seine entzückenden kleinen Bilder und Illustrationen von Jahr zu Jahr mit vollen Händen ausstreute. Er lebte abgeschlossen und aus freier Wahl in engbürgerlichen Verhältnissen und ließ sich nicht sehr auf geselligen Verkehr ein, ohne doch völlig unzugänglich zu sein. Auch er hatte seine Schule, in welcher sich Oscar Pletsch bereits vortheilhaft auszeichnete.

Aus diesem Umgang mit den Künstlern entstand ein Unternehmen, auf welches ich freilich aus eigener Anregung nicht gekommen wäre. Ich erhielt einen Besuch von dem Buchhändler Georg Wigand aus Leipzig, welcher mich zu einer Wiederaufnahme des „Deutschen Jugendkalenders" zu gewinnen suchte. Neun Jahrgänge dieses Werkchens, welches Robert Reinick im Verein mit Dresdener Künstlern begründet hatte, waren bereits erschienen. Nach dem Tode Reinick's auf einige Jahre abgebrochen, sollte die Reihe wieder eröffnet werden. Ich zögerte, mich auf etwas einzulassen, worin ich mich noch nicht versucht hatte, was mir überdies auch ganz fern lag. Beim Betrachten der bisherigen Hefte, geschmückt mit den köstlichsten Holzschnitten nach Ludwig Richter'schen und anderen Zeichnungen der Dresdener Schulen, und beim Durchblättern der Geschichten und Gedichte, fand ich aber, daß es sich hier nicht sowohl um „Kinderliteratur" handelte, sondern um Darstellung des kindlich Reizenden für Erwachsene. Für die Jugend war dabei auch gesorgt, vorwiegend durch Gewöhnung des Auges an das Schöne, im Gegensatz zu den scheußlichen Carikaturen (wie der „Struwwelpeter") welche damals anfingen die Kinderbücher zu füllen und den Geschmack zu verderben. Bürkner, schon früher Redacteur des artistischen Theiles, versprach sich viel von der Wiederaufnahme, auch Auerbach redete zu, versprach mir sogar eine Erzählung, wie er sich schon früher mit einem Beitrag an dem Werke betheiligt hatte. Die Dresdener Künstler, Bendemann, Hübner, Schnorr, die jüngeren ungerechnet, erklärten sich bereit, mich zu unterstützen. So sagte ich denn zu, und eine kleine Erzählung dafür „Das Sonntagskind" war bald geschrieben und zur Illustration gegeben. Nun stellte sich aber eine sonderbare Verlegenheit heraus. Die bildlichen Beiträge liefen in erfreulicher und großer Anzahl ein, um als Illustrationen zu gelten, ohne daß die Künstler auf einen Text gewartet hätten, der zu illustriren gewesen wäre. Jeder hatte bereitwillig aus seinen Mappen etwas hervorgesucht, auch wohl etwas Neues gezeichnet, während ich nun nicht wußte, wie ich das Alles verwerthen sollte. Nicht die Hälfte konnte untergebracht werden, der Rest wurde für einen ferneren Jahrgang aufbewahrt. Nun galt es, zu den Bildern bald ein Gedicht, oder etwas Prosa, oder auch nur ein Sprüchlein zu finden, um doch etwas daran zu knüpfen. Auerbach ließ mich freilich mit seinem Versprechen im Stiche, dafür kam mir Hülfe von anderer Seite her, nämlich durch die Gräfin Baudissin, die mir das Manuscript eines Märchens zur Verfügung stellte. Und

Digitized by Google

als dann der Jugendkalender erschien, mit meinem Namen auf dem Titelblatte, konnten die Freunde in Berlin ihr humoristisches Erstaunen nicht unterdrücken, nahmen aber das künstlerisch allerliebst ausgestattete Werkchen wohl auf. Allein zu einer Fortsetzung für das nächste Jahr kam es nicht, und meine Ablehnung war wohl nicht die einzige Ursache.

Nun aber muß ich einer öffentlichen und für das Dresdener Kunstleben hochwichtigen Angelegenheit wenigstens Erwähnung thun. Es ist die Uebersiedelung der Bildergalerie und der Mengs'schen Gipsabgüsse in das neue Museum. Die Vollendung dieses schönen Bauwerkes von Semper hatte ich heranreifen sehen, ich kannte die Gestalten eines Dante, Rafael, des Holbein von Rietschel, und Andere, die jetzt den Sims bekrönen, aus den Werkstätten her, gleichsam persönlich. Der äußere Schmuck des Hauses war vollendet, nun rüsteten sich die Innenräume, um die Werke so vieler Erlauchten in der Kunst und ihr glänzendes Gefolge aufzunehmen. Ich kann wohl sagen, daß ich damals mit der gesammten Bildergalerie, wie mit den Sculpturen vollkommen vertraut war, ja daß es kaum ein Stück gab, das ich nicht gekannt hätte. Damit soll nicht gesagt sein, daß ich zur vollkommenen Kunstkennerschaft gelangt wäre, sondern nur, daß ich mich wie unter Bekannten zu Hause fühlte. Denn drei Jahre lang war selten ein Tag vergangen, daß ich dieser Kunstwelt nicht einen Besuch abgestattet hätte, und wenn auch nur auf eine Viertelstunde, nur auf so viel Minuten um durch einen Saal zu gehen, ein paar Schönheitswellen über mich ausströmen zu lassen, einen Athemzug der Kunst zu thun. Mit ganzem Herzen war ich daher bei der Uebersiedelung der Werke, freute mich des besseren Lichtes, gab, gefragt oder manchmal auch ungefragt, meine Stimme ab bei der Gruppirung. Denn Schnorr, der als Director der Gemäldegalerie das Ganze leitete, gestattete nachsichtig meine Gegenwart. Und da die Hausdienerschaft mich stets in Gesellschaft von Malern, Bildhauern und Architekten, die etwas in den Räumen zu thun hatten, erscheinen sah, ließen sie mir, wie einem Zugehörigen, freies Kommen und Gehen durch das ganze Haus. Der Belehrung Schnorr's von Carolsfeld verdanke ich für meine Studien auf diesem Gebiete sehr viel.

Ein Mittelpunkt des Dresdener Lebens war das Theater, welches, vorwiegend im Schauspiel, hervorragende Kräfte aufzuweisen hatte. Manchen bleibenden Eindruck verdanke ich den beiden Rivalen Emil Devrient und Bogumil Dawison, welche beide, gleichmäßig in der Gunst des Publikums stehend, so bittere Feinde waren, daß der Eine hinter den Coulissen in Krämpfe verfiel, wenn dem Anderen applaudirt wurde; die, auf der Bühne Worte des schönsten Einvernehmens declamirend, einander vor Haß hätten morden mögen. Dieses Verhältniß setzte manches Stück, in welchem sie gemeinsam aufzutreten hatten, in die äußerste Gefahr, von welcher die öffentlichen Blätter sogar, in Ernst und Humor, überall zu künden wußten. Man war über den ungestörten Verlauf eines Stückes nur dann ganz ruhig, wenn nur Einer von beiden die Bühne beherrschte. Emil Devrient, wenn in tragischen Rollen vielfach in Schönmalerei der Declamation verfallend, wußte doch manche Gestalten (wie Egmont, Posa, Tasso) mit einer Idealität zu geben, wie man sie nur selten findet; und feinere, vornehmere Liebhaber, als er sie in manchen Lustspielen darstellte, werden auch nicht häufig wiederkommen. Gleichwohl war sein Umkreis beschränkt, und an kräftigeren Gestaltungen scheiterte sein Talent gänzlich. Viel umfangreicher war der Rollenkreis Dawison's, wiewohl er sich auf dem Gebiet des Dämonischen, ja des Diabolischen, am glänzendsten bewegte. Richard III., Macbeth, Mephisto, Franz Moor, waren seine am meisten ausgestalteten Charakterbilder. In anderen vergriff er sich völlig, wie im Shylock, den er zu einem Heros machte, sodaß vom Shakespearischen Juden nichts mehr zu finden war.

Ich hatte Gelegenheit, auch diese beiden Künstler persönlich kennen zu lernen. Emil Devrient besuchte ich einmal morgens (ich glaube mit dem Manuscript eines Schauspiels in der Tasche). Er empfing mich in einem Morgenanzuge, der mich stutzen machte. Der ganze Kopf war durch Papierwickel wie in einen Igel verwandelt, die Schminke aber, die er auch bei Tage trug, über das ganze Gesicht bereits aufgetragen. Dazu erschien er in einem kaftanartigen Schlafrock von veilchenblauem Damast, mit rosenfarbener Seide gefüttert, und die feinste Battistwäsche, in allerhand Krausen um Hals und Brust gelegt. Ganz ein Bild unmännlicher Eitelkeit! Für die Gesellschaft war er wenig zu brauchen, da er meist in einer wohlerdachten Stellung verharrte und sich in Schweigen hüllte. — Ganz anders Dawison. Außerhalb der Bühne auf seine äußere Erscheinung wenig bedacht, war er ein unterhaltender, geistreicher Weltmann, der sich in Dresden gleich als Hausbesitzer bürgerlich ansäßig machte, umfassenden Verkehr liebte, im Hause gastfrei, in Gesellschaft anregend war. Wie wenig er jedoch mit bürgerlichen Einrichtungen und Gesetzen vertraut war, oder sich genial darüber hinwegzusetzen dachte, zeigte ein Fall, der in der Oeffentlichkeit viel Heiterkeit, ihm selbst Verdruß bereitete. Sein eben eingerichtetes Haus, mit einem Vorgärtchen, lag an einer von Baumreihen beschatteten Straße. Da ihm die Bäume den Blick auf das Treiben der Straße wegnahmen, ließ er ohne Umstände Holzfäller kommen, welche eines Morgens in aller Frühe die drei Bäume aus der Allee herausschlagen mußten. Sein Erstaunen war nicht gering, als er erfuhr, daß dies nicht erlaubt sei, und er gerieth außer sich, daß für die Unannehmlichkeiten, die ihm daraus erwuchsen, Niemand ein ernstes Mitgefühl hatte. —

Inzwischen wurde mir Gelegenheit, in der Technik des theatralischen Einrichtens und der Regieführung, wenn auch auf engerem Gebiet, meine Erfahrungen zu machen. Es war in der Blochmann'schen Anstalt hergebracht, den Schülern in jedem Winter eine dramatische Aufführung zu gewähren. Die Fürsorge wurde mir übertragen, und damit eine umfangreiche Arbeit, da ich vom Einüben des Gehens, Stehens, Sitzens und Redens an, bis zum letzten Knopf beim Anziehen, und bis zum Heraustreten auf die Bühne, für Alles zu sorgen und einzustehen hatte, und über Alles Auskunft geben sollte. Da nun die Wahl eines Stückes schwierig war, zumal möglichst Viele mitspielen wollten, auch bei ganz ungeübten Kräften, so ging ich modernen Stücken aus dem Wege, und sah mich bei Holberg um. Ich bearbeitete die personenreiche Posse „Der verpfändete Bauernjunge" und studirte sie ein. Sie kam durchaus zur Wirkung, aber unter dem gebildeten Publikum wollte man sich mit der Wahl eines solchen Stückes gar nicht einverstanden erklären. Ich ließ mich nicht irre machen, und da ich bei Director Bezzenberger freie Hand darin hatte, bearbeitete ich im nächsten Winter (diesmal stärker umgestaltend) Holberg's „Geschwätzigen Barbier". Da ich für die Rolle des Helden, sowie für die seiner ebenso geschwätzigen Frau Mutter, zwei sehr redegewandte Bürschlein in's Feld führen konnte, kam der Scherz vollkommen zur Geltung. Holberg's Stücke halte ich, für solche Zwecke, noch heute für sehr günstig, weil sie einfache Charaktertypen geben, keine große Verwickelung haben, an Scenerie keine Ansprüche machen, und ihre Derbheit unwiderstehlich wirkt. Vieles ist in ihnen veraltet, daher sie durch eine kleine Bearbeitung der modernen Anschauung näher gebracht werden müssen. Leider sind sie durch Kotzebue und Genossen schon derartig geplündert worden, daß man auch bei den drolligsten Scenen die Erinnerung an Bekanntes nicht abweisen kann.

Während ich noch bei der Einübung der ersten Schulkomödie war, kam mir von anderer Seite ein Wunsch entgegen, der mich gleichfalls zum Director, Regisseur, Bühnenfactotum, diesmal aber als Theaterdichter noch dazu, begehrte. Neben der geselligen Vereinigung der Meister in der Kunst gab es einen jüngeren Künstlerverein, gebildet durch die gereifteren Schüler der verschiedenen Bildhauer- und Malerateliers, der Architekten, Xylographen und was sonst zur bildenden Kunst gehörte. Viele dieser jungen Männer hatte ich auf meinen Wanderungen durch die Werkstätten kennen gelernt, traf diesen und jenen auch in den Familien bei Schnorr, Bendemann, Rietschel; manche von ihnen besuchten mich und

Digitized by Google

holten mich zum Spaziergang ab. Von diesem Kreise wurde ich um ein Fastnachtsspiel angegangen, welches bei einem Carnevalfeste, zu dem man die Meister einladen wollte, gegeben werden sollte. Die Bedenkzeit, welche ich mir ausbat, konnte abgekürzt werden, da man mit dem Stoffe, den ich vorschlug, einverstanden war. Das „Schönbartspiel" Reineke Fuchs wurde von mir in kurzer Zeit ausgearbeitet und einstudirt. Hatte ich hier nur ein erwachseneres Personal, so waren die Zwanzigjährigen darum nicht die Gewandteren. Da ich dies voraussah, hatte ich das Stück gleich darauf eingerichtet, daß ein sehr bewegliches Zusammenspiel nicht die Schwierigkeiten vermehrte. Trotzdem gab es manche Arbeit, aber auch ein stets williges Eingehen und Entgegenkommen meiner Leute. Und nicht nur in den Proben, auch sonst wurden die Zurüstungen stark betrieben. Denn die jungen Künstler malten die Decorationen selbst, und legten, bis zum Zimmerwerk der Bühne, die Hand an alles Erforderliche. Als Publikum waren nur Männer gedacht, denn die Anzahl der einzuladenden Künstler und Schriftsteller, der Angehörigen und Freunde, erschien für den Saal schon übergroß. Der Tag der Aufführung kam, und mit ihm, wie es zu geschehen pflegt, auch manche Verlegenheit. Ich hatte für den trauernden Henning ein Gefolge von zwölf jungen Hähnen angeordnet, welche auf einer Bahre die Leiche der Henne Kratzefuß trugen, ein Conduct, welcher aus den jüngsten Schülern der Akademie zusammengestellt worden war. Da nun nicht so viel rothe Schenkelstrümpfe aufzutreiben waren, ließ man dieselben durch eine Handlung verschreiben. Der Tag der Aufführung erschien, aber bis Nachmittags waren die Tricots nicht angekommen. Die Jugend gerieth in große Aengste, man überlief mich mit Fragen und Hülferufen. Da eine Bekleidung zum Ersatz nicht bei der Hand war, faßte ich einen kühnen Entschluß. Ich ließ einen Eimer mit rother Leimfarbe kommen, um vierundzwanzig nackte Beine bis an die Hüften hinauf damit anstreichen zu lassen. Die Anordnung wurde mit Jubel aufgenommen, und eine Stunde vor der Aufführung saß das rothbeinige Gefolge um den stark geheizten Ofen, um die frische Farbe zu trocknen. Die Wirkung auf das Publikum, welchem die neue Costümerfindung nicht entgehen konnte, war nicht gering. Im Uebrigen hatte ich den Darstellern freigestellt, sich nach eigener Wahl zu costumiren. Eine einheitliche Tracht war nicht möglich; es genügte, wenn es bunt und faschingsmäßig auf der Bühne aussah, und ich durfte den jungen Künstlern überlassen, das Charakteristische für ihre Kleidung zu wählen. Und so geschah es. Das Stück wurde frisch und lebendig gespielt und fand ein vergnügtes Publikum.

Diese Aufführung machte in der Stadt mehr Rumor als wir vorausgesehen hatten. Viele Andere wollten das Stück auch sehen, vor allen die Frauen, welche vernommen hatten, daß es keineswegs allein auf ein Männerpublikum berechnet gewesen. Man berieth sich im Verein und beschloß, es in vierzehn Tagen zu wiederholen, und zwar in einem größeren Local, denn die Meldungen ließen ein sehr zahlreiches Publikum erwarten. Inzwischen waren auch die Tricots für das Hühnergefolge eingetroffen. Aber mit Hohn wurden sie zurückgewiesen, denn den Vortheil der ersten Erfindung wollte man sich auch diesmal nicht entgehen lassen. So wurde ich, da ich auf die Bühne trat, auch diesmal von vierundzwanzig roth angestrichenen Beinen umhüpft, und von einer Stimmung begrüßt, in der sich eine gewisse Verachtung der Beinbekleidung überhaupt zu äußern schien. Ja, es wurde ausgesprochen, daß viele Leute nur um der angestrichenen Beine willen zur Aufführung des Stückes gekommen wären. Dieser schätzbaren Belehrung gegenüber mußte der Autor den Schauspielern wohl ihren Willen lassen. Aber auch die eigentlichen Darsteller zeigten, Angesichts des hereinwogenden Publikums eine gute Laune, welche der Regisseur nur durch flehentliches Bitten um Ordnung in Schranken zu halten vermochte. Gleichwohl hat es etwas Herzstärkendes, die Sorglosigkeit zu beobachten, welche dem Erfolg immerhin fraglicher Leistungen so sicher entgegen sieht. Und in der That war der Erfolg überraschend, noch durchgreifender als bei der ersten Aufführung. Dawison konnte sich in seiner Freude über meine Costümerfindung gar nicht beruhigen. — Reineke Fuchs ist seitdem häufig an verschiedenen Orten, von akademischen oder sonst dilettantischen Kreisen gegeben worden, ich selbst habe, lange nachher und weit entfernt von der Geburtsstätte des Stückes, noch mehrmals die Regie darin geführt, aber die Erinnerung an jene ersten Aufführungen ist mir von besonderem Werthe geblieben. Die damaligen jugendlichen Darsteller — ich nenne nur Oscar Pletsch, Adolf Donndorf, Theodor Große, A. Flinzer, dazu den früh verstorbenen Albert von Zahn — sind seitdem berühmte Leute und ausgezeichnete Künstler geworden. Hoffentlich bewahren auch sie eine frohe Erinnerung an jene Tage.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Ein auf dem Gebiete des Theaters höchst ereignißloser Winter neigt sich seinem Ende zu. Wenig Neues brachte er, wenig Erfreuliches, nichts Hervorragendes. Im Schauspiel, wie in der Operette, im Lustspiel und im Schwanke, überall dieselbe Oede und Unfruchtbarkeit; auf allen Theatern die überwiegende Zahl von Fiaskos gegenüber einigen wenigen Erfolgen, die sich meistens auch nicht dauerhaft erwiesen. Selbst die Meininger brachten wegen der Einförmigkeit ihres Programms nur eine äußerliche Bewegung in das stagnirende theatralische Leben. Denn ein halbes Hundert von Aufführungen desselben Dramas, mag dasselbe noch so vorzüglich dargestellt werden, ist doch immer nur als ein Stillstand zu bezeichnen vor dem reineren Kunstbedürfniß der Menge, welches gerade von einer solchen Bühne Abwechselung verlangt und nach mehreren Seiten hin sich bethätigende Kraftentfaltung. Die Herzogliche Intendanz scheint in der That eine Art von künstlerischer Verpflichtung in diesem Sinne empfunden zu haben, denn sie brach endlich, in der letzten Woche ihres Hierseins, den gleichförmigen, wenn auch höchst einträglichen Lauf ihrer Aufführungen der „Jungfrau von Orleans" ab und zeigte den Berlinern die Neueinstudirung eines nicht weniger bedeutungsvollen dramatischen Werkes, des „Marino Faliero" von Lord Byron. Freilich wußten, das will ich hier gleich vorausschicken, die Berliner das Verdienstvolle dieser Vorführung nicht zu schätzen, so daß sich jene Truppe mit ihrem alten Glanzstücke, dem „Julius Cäsar" zu verabschieden genöthigt sah.

Daß Byron's Drama undramatisch und nicht bühnenfähig sei, ist ein Vorwurf, den man demselben oft gemacht hat und um so leichter machen kann, als schon der Dichter selbst ihn erhoben hat. Aber es scheint mir doch, daß er unbegründet ist. Auf Byron's Aeußerungen in dieser Frage ist zunächst das wenigste Gewicht zu legen. Wohl sagt er, daß er „mit keiner Absicht auf die Bühne geschrieben habe", aber seine Gründe hierfür sind nicht ästhetischer, sondern lediglich persönlicher Natur. Er, der englische Peer, wollte überhaupt nicht aufgeführt sein, am wenigsten vor dem englischen Publikum, von dem er sich so arg gekränkt fühlte, und das er so tief verachtete. Er konnte es nicht begreifen, „wie ein Mann von reizbarem Gefühle sich der Gnade einer Zuhörerschaft überantworten möge", deren Urtheilsfähigkeit stets zweifelhaft bleibe, und sprach seinem Werke lieber die „Bühnenwürdigkeit" und sich die Fähigkeit, je ein Bühnendrama zu schreiben, überhaupt ab, als daß er sich dem „Gestampfe eines Auditoriums" aussetzen wollte. Sachliche, aus dem Wesen seines Werkes selbst hergeleitete Gründe bringt er nirgends gegen dessen dramatische Natur zu Tage, wohl aber erklärt er selbst die Erzählung des Chronisten Marini Sanuto von dem tragischen Ende des Dogen Marino Faliero, an welche er sich bei seiner Bearbeitung dieses Stoffes mit peinlicher Gewissenhaftigkeit hält, für so dramatisch, daß sie ganz von selbst ein Drama darstelle.

Und verdorben an diesem dramatischen Kerne hat die Byron'sche Bearbeitung gewiß nichts. Im Gegentheil: der große Dichter widerstand zunächst mit einem sicheren und feinen Gefühl der Versuchung, in die einfachen

Digitized by Google

Motive, welche jene Erzählung für den Entschluß des Dogen, sich mit dem venetianischen Volke gegen die Aristokratie zu verschwören, angibt, noch das Unedle der Eifersucht mit einzuflechten. Es hätte eigentlich nahe genug gelegen: der achtzigjährige Doge ist mit einem jungen Weibe vermählt und muß dieses Verhältnisses wegen die Kränkung erfahren, welche seine Wuth gegen die Aristokratie zur Flamme entfacht. Würde nicht diese Wuth noch verstärkt worden sein und dramatisch noch begründeter erscheinen, wenn die Qualen der Eifersucht sich zu jener Kränkung gesellten? Es scheint so, besonders wenn man Albert Lindner's Drama „Falieri" betrachtet; der Faliero Byron's aber ist zu stolz, zu würdevoll, um eifersüchtig sein zu können.

Stolz! — so nur lautet überhaupt die Prägung seines Wesens, und der Stolz allein bildet das tragische Element seines Unterganges. Man hat dies übersehen, indem man noch eine breitere, bessere Motivirung der raschen Handlungsweise des fürstlichen Greises verlangte, indem man seine Vaterlandsliebe mehr betont, die Unzufriedenheit mit den politischen Mißständen in Venedig durch lebhaftere dramatische Handlungen begründet und ausgeführt wissen wollte. Die dramatische Entwickelung, die Byron erstrebte, ertrug solche Veräußerlichung nicht; sie mußte sich auf eine Vertiefung des inneren Conflictes, auf eine künstlerische Darlegung des immer wieder aufgährenden, sich nie genug thuenden Aufruhrs in der gekränkten Seele des alten Helden erstrecken. Man hat im Hinblick auf diese breite, sich oft wiederholende Ausführung des Grolls in den Reden Faliero's von der declamatorischen Art der Byron'schen Darstellung gesprochen und besonders eine Weiterentwickelung des Hauptcharakters des Dramas vermißt. Aber man läßt hierbei außer Acht, daß der maßlose Stolz des Dogen seine dramatische Steigerung gerade durch dieses immer erneute Aufwühlen des Schmerzes erfährt und daß Faliero eine tragische Schuld überhaupt nur insofern auf sich nimmt, als jener Stolz in ihm durch die Rachsucht unklar und gleichsam mit sich selbst uneins wird.

Denn der gekränkte Doge verletzt durch die Verschwörung, die er mit dem Volke eingeht, sein eigentliches Lebensprincip, die angeborene Würde: er, der Aristokrat aus edelstem Blute, conspirirt mit armseligen Arsenalbeamten; er, der einst selbst den Zehnen zugehört, die ihn nun bedrücken, muß, gebeugt durch des Staates Noth und entflammt durch erfahrene Unbill, seine Ahnen verleugnen. Dieser Gegensatz ist es, welcher seine Handlungsweise erst echt dramatisch ausprägt. Dieser Gegensatz hat auch in Byron's Brust gewüthet gerade zu der Zeit, als er sich mit den Gedanken zu seiner Tragödie trug: in den ersten wüsten Jahren seines Lebens in Venedig. Man lese des Dichters Briefe aus jener Zeit. Aus allen klingt dieser durch sich selbst verletzte Stolz des in der Heimath geächteten Aristokraten, der nur bei „Menschen, die nicht englische Peers sind", Aufnahme findet, mit bitterem Nachhall heraus. Und in dieser Stimmung schuf er seinen Faliero.

Die sonst meisterhafte Fitger'sche Bearbeitung des Dramas, welche der Aufführung der Meininger zu Grunde liegt, hat gerade diesen Zug in des Dogen Wesen ganz erheblich abgeschwächt. So läßt Fitger in der ersten Scene des zweiten Actes die bezeichnendste Charakterschilderung Faliero's durch seine Gattin weg, so streicht er vor Allem den Monolog des Dogen im Beginne des dritten Actes, diese großartige Rede, in welcher Faliero sich vor den Schatten seiner Ahnen wegen seiner Absicht, sich mit dem Volke zu verbünden, rechtfertigt. Auch die hierauf folgende Unterredung des Dogen mit Bertuccio, die Fitger gänzlich beseitigt, gehört zu den wesentlichen Stellen des Dramas, denn nicht umsonst läßt der Dichter in ihr seinen Helden nochmals schwankend werden.

„Meinst du, die Seelen eines solchen Stammes
Sie könnten ruhen, wenn sein letztes Haupt
An ihrer reinen Gräber Rand verschworen
Mit grollenden Plebejern steht?"

so ruft Faliero dem Galeerencapitän zu: es ist der letzte Aufschrei des sich selbst untreu gewordenen Stolzes.

Aber auch ganz abgesehen von der Frage nach dem dramatischen Leben in Byron's Werke hätte die Art, wie die Meininger dasselbe zur Darstellung brachten, das Publikum zu größerem Beifall verlocken müssen. Denn sowohl die Darsteller selbst als auch die Inscenirung waren des höchsten Lobes würdig. Herr Grube als Doge betonte durchaus richtig das dämonisch Wilde, Aufflackernde in dem Wesen des greisen fürstlichen Verschwörers, und Fräulein Lindner als Angiolina fand den richtigen Ton, um ihre durchaus lyrisch gehaltene Rolle den Zuhörern verständlich zu machen. Die Letzteren fanden sich offenbar, wie es so häufig geht, lediglich durch die allzu derbe Realistik der Schlußscene des Stückes, in welcher die Hinrichtung des Dogen auf offener Bühne stattfindet, verletzt. Viel eher hätten sie die Realistik der Gerichtsscene, in welcher, gegen die Absichten des Dichters, zwei Gefolterte die überstandenen Qualen in abscheulichen Körperverrenkungen nochmals nachmalen, oder die allzu breite Ausführung der weichlichen Mondscheinsscene im Eingange des dritten Actes verurtheilen müssen! Aber die übertriebene Werthschätzung des sinnlichen Eindrucks, welche die Inscenirungskunst der Meininger im Gefolge hat, führt, wie man sieht, oft das Gegentheil der von der Regie beabsichtigten Wirkung herbei und schädigt dadurch das Gesammturtheil über das dargestellte Kunstwerk. Was machte es dem Publikum aus, daß über jede Scene, die uns die Aufführung des Byron'schen Stückes brachte, der reiche Zauber und die üppige Stimmung der Renaissancezeit, wie sie der Dichter, unhistorisch genug, in seinen Versen nachempfinden läßt, auch durch die Inscenirung gebreitet waren! Wie mit einem Schlage war die Erinnerung daran verscheucht, als der dumpfe Schlag des Richtbeils auf dem Blocke die grausamen Sitten jener Zeit veranschaulichte — und von dem ganzen herrlichen Drama trug die Mehrzahl nichts nach Hause als ein unverständliches Entsetzen.

Während die Meininger diesen entschiedenen Mißerfolg einernteten, trat ein Ehrenmitglied ihrer Bühne nach zweijährigem Fernsein von Berlin hier auf's Neue die lorbeerenreiche Laufbahn an: es ist Ludwig Barnay, der im Residenztheater jetzt ein längeres Gastspiel absolvirt. Seine ziemlich unglückliche Umarbeitung des „Kean" setzte ihn in den Stand, sich mit einer jener Paraderollen wieder einzuführen, die nie ihre Wirkung verfehlen. Die zweite Rolle, in der der Künstler sich uns zeigte, die des „Chamillac" in Octave Feuillet's gleichnamigen Schauspiele, ist durch die Schuld des Autors jedenfalls wenig geeignet, einem Darsteller zur Entfaltung besonders origineller Gaben zu nöthigen. Dieser Chamillac ist eine sentimentale Tugendbold-Figur, von der man nicht glauben sollte, daß sie der Feder eines bedeutenden modernen Franzosen entstammen könnte. Er ist ein Sonderling geworden mit philanthropischen Bestrebungen, weil er ein Verbrechen, einen Diebstahl, durch ein vortreffliches Nachleben zu sühnen hat, und als er ein Weib kennen lernt, das er lieben muß, sühnt er auch ihr gegenüber jene Schuld, diesmal durch offenherziges Bekennen derselben. Nun denke man sich, daß wir von dem Autor genöthigt werden, vier novellistisch gebaute Acte hindurch immer nur zu ahnen, daß der edle Sonderling einen dunklen Punkt in seinem Vorleben habe! Erst im fünften Acte kommt jenes Bekenntniß heraus; vorher konnte der Darsteller höchstens durch die gutgespielten Anzeichen des beladenen Gewissens einige Bedeutung erlangen.

Auch im Wallnertheater führt man jetzt ein französisches Stück auf, einen tollen, übermüthigen Schwank von betäubender Lustigkeit, der eigentlich in die Carnevalszeit gehört hätte. Sein Titel ist: „Die Nachbarinnen" von Raymond und Gastyne, denn eine geheime Verbindungsthür zwischen den Salons zweier Tänzerinnen leichtesten Kalibers bildet die Grundlage des ganzen an Verwechselungen, Versteckspielen und Mißverständnissen so reichen Stückes, dessen Inhalt zu erzählen eine Unmöglichkeit ist. Mit großer Geschicklichkeit, die zum Theil an Circusgewandtheit erinnert, wird dieses tolle Kunterbunt von dem Personal des Theaters rasch heruntergespielt und erfüllt seinen Zweck, für zwei Stunden das Zwerchfell zu erschüttern, vollauf. — Ein in gemüthlicheren deutschen Verhältnissen sich bewegender Schwank, der ursprünglich für das Wallnertheater angenommen war und dorthin gut gepaßt hätte, die „Frau Stadträthin" von Gustav Dahms hat in den letzten Wochen das Publikum des Königstädtischen Theaters erheitert, und schließlich ist noch das Deutsche Theater zu nennen, das mit einem paar Einacter einen glücklichen Abend hatte: „Alte Mädchen" von Friedrich Schütz, einem Redacteur der „Neuen freien Presse", sprach durch munteren Dialog ebenso sehr an, wie „Unter vier Augen" von Ludwig Fulda, der gleichfalls ein entschiedenes Bühnentalent bekundet. O. B.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Ueber A. Fitger's „Eine neue Strömung in unsererer Malerei".

Verehrter Herr!

Nur einige Bemerkungen, bei Leibe keine Entgegnung, das ist verpönt und macht böses Blut! Aber was hat der „Wasserkopf Berlin" wieder verbrochen, daß er von Bremen aus ob seiner Kunstrichtung befehdet und angegriffen wird? Herr Fitger schreibt in Nr. 14 f. der „Gegenwart": „Seit 1871 haben wir eine Reichshauptstadt, und ihr Einfluß, der 1858 noch gleich Null war, ist jetzt deutlich zu erkennen. Wer im vorigen Sommer die Jubiläumsausstellung durchwandert, wer den Urtheilen des Publikums und der Presse, sowie den Ankäufen des Staates einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, der wird wahrscheinlich die Auffassung gewonnen haben, daß man jetzt und vorzugsweise in Berlin damit umgeht, eine neue Kunst zu proklamiren, eine Kunst weder der formalen, noch der coloristischen Harmonie, sondern eine Kunst der reinen Wahrheit."

Hierzu bemerke ich ganz ergebenst: ad 1. Daß wir seit 1871 eine Reichshauptstadt haben, ist allerdings nicht zu leugnen, und wenn ihr Einfluß deutlich zu erkennen ist, so ist das sehr schön und Herr Fitger hat sich dafür bei unserem Freund Bismarck zu bedanken. — ad 2. Die Urtheile des Publikums und der Presse über die Jubiläums-Ausstellung sind genau so gewesen, wie seit jeher über alle Kunstausstellungen; von den Urtheilen der Presse ist mir eines, welches mir den tiefsten Eindruck gemacht hat, weil es von berufenster Stelle kam, besonders in der Erinnerung geblieben, das von Herrn Geh. Rath Professor Hermann Grimm in der „Deutschen Rundschau", und das lautete im Wesentlichen dahin, daß es mit unserer Kunst doch recht miserabel bestellt sei, daß es aber 'mal einen Mann gegeben habe, der Goethe und einen anderen, der Winckelmann geheißen hat, und daß Verfasser selbst ein Buch über Michelangelo und eins über Rafael geschrieben hat. — ad 3. Die Ankäufe des Staates betreffend. Angekauft sind staatlicherseits 7 Bilder von München, 6 Bilder von Düsseldorf und 4 Bilder von Berlin und zwar von Berlin: Graf Harrach: Alpenthal mit Staffage, Douzette: Strandorf, Flickel: Buchenwald, Skarbina: Briefschreiberin (Aquarelle). Außerdem die beiden Marmorbildwerke „Achill" von Herter und „Dornauszieher" von Eberlein. — ad 4. „Man geht damit um, und vorzugsweise in Berlin, eine neue Kunst zu proklamiren." Das wäre ja eigentlich recht schön, wenn's möglich wäre; aber wer ist dieser „Man", der dies Schreckliche beabsichtigt, und wie kommt Herr Fitger durch den Ankauf von drei harmlosen Landschaften und einer Aquarellstudie zu solchen Befürchtungen? — ad 5. Eine Kunst weder der formalen, noch der coloristischen Harmonie, sondern eine Kunst der reinen Wahrheit. Der reinen Wahrheit? Das wäre ja wirklich etwas ganz Herrliches (es ließen sich hieran die erbaulichsten Betrachtungen über preußische Politik, und den Erfolg der Politik der reinen Wahrheit knüpfen), und sollte diese wirklich mit der formalen und coloristischen Harmonie so ganz unverträglich sein?

Herr Fitger ist ernstlich bestrebt, dies zu beweisen, — ich kann ihm nicht ganz folgen und mit Adam und Eva anfangen, das würde zu lang werden, aber ich gehe, da er mich selbst der Ehre würdigt, von ihm citirt zu werden, auf das mir zunächst Liegende ein. Er sagt: „Erstens ist durch die kriegerischen Triumphe der letzten Jahrzehnte die Militärmalerei ganz ungewöhnlich gefördert; alle Welt freute sich, unsere prächtigen blauen Jungen verherrlicht zu sehen." Darauf bemerke ich: eine einzige unserer Divisionen, die 22., hat im Feldzug 1870/71 zweiundvierzig Schlachten und Gefechte mitgeschlagen. Wenn Herr Fitger im Stande ist, mir nur die Hälfte dieser Zahl von hervorragenden deutschen Schlachtenbildern zu nennen, welche seit 1871 entstanden oder gar auf Veranlassung des preußischen Staates entstanden sind, so will ich ihm Recht geben. Unter einigen Tausend Kunstwerken der Berliner Jubiläums-Ausstellung befanden sich nur drei eigentliche Schlachtenbilder: „Die 52er bei Vionville" von G. Koch, „Die Halberstädter Kürassiere bei Mars-la-Tour" von Faber du Faur und „Moltke vor Paris" von mir. Gegenüber der Fülle von künstlerischen Schöpfungen, mit welchen die Franzosen A. de Neuville, E. Detaille, Protais, Berne-Bellecour u. A. ihre Niederlagen verherrlicht haben und gegenüber dem Enthusiasmus, mit welchem das französische Publikum diese Schöpfungen begrüßt hat, stehen wir mit all unseren Siegen mehr als bescheiden da. Dann sagt Herr Fitger weiter: „Die Militärmalerei hat sich in jüngster Zeit eine Form, wenn nicht geschaffen, so doch erobert: das Panorama". Die Militärmalerei hat das wirklich nicht gethan, sondern — so nüchtern es auch klingen mag — das Capital, und zwar zunächst das außerdeutsche. Das Berliner Sedan-Panorama war das erste, welches mit deutschem Gelde entstanden ist, die meisten anderen vorher waren auf Bestellung der Société anonyme des Panoramas in Brüssel entstanden — die Berliner haben damit also auch nichts zu thun und der Staat noch viel weniger.

Weiter sagt Herr Fitger, und damit kommt er zu dem, was mich als Künstler am directesten berührt: „Das Panorama . . hebt jede ästhetische Wirkung auf; ein Panorama, dem man irgend welchen Stil, irgend welche Eigenart seines Malers anmerkte, wäre ein mangelhaftes Ding; das Verschwinden jeglichen Stils und jeglicher Individualität hinter dem dargestellten Object ist hier die höchste Tugend. Aber freilich mit der Künstlerschaft im höheren Sinne ist es auch ziemlich aus. Vergegenwärtigen wir uns nur einmal, um das ganz zu empfinden, das in seiner Art mustergiltige Sedan-Panorama von A. v. Werner und die Amazonenschlacht von Rubens." — Ich danke ganz gehorsamst zunächst für das Compliment betreffs der Künstlerschaft im höheren Sinne und der ästhetischen Wirkung, welche das Panorama aufhebt. Das habe ich bisher allerdings noch nicht gewußt, und als ich das Sedan-Panorama malte, habe ich nur vor Augen gehabt, in erster Linie ein künstlerisches Werk zu schaffen. Aber ich lasse mich gern belehren, und vor Allem bin ich weit davon entfernt, meine eigene künstlerische Persönlichkeit der Capacität des Herrn Fitger gegenüber zu stellen, ich wünsche nur einige sachliche Bedenken, welche für mich der Grund tiefer Betrübniß werden können, hier zu erwähnen. Bisher habe ich immer geglaubt, daß es für die Kunst eine recht hohe und dankenswerthe Aufgabe sei, eine große glorreiche Zeit, in welcher zu leben man das Glück hat, und die hervorragenden Persönlichkeiten dieser Zeit künstlerisch darzustellen; ich habe auch nie daran gezweifelt, recht werthvolle Objecte für meine künstlerische Thätigkeit vor mir zu haben, wenn ich unseren Heldenkaiser, den ritterlichen Kronprinzen, den eisernen Kanzler, den schweigsamen Schlachtendenker zu malen berufen war, habe auch vor „unseren blauen Jungen" immer den höchsten künstlerischen Respect gehabt und mich in das Studium ihres Wesens liebevoll vertieft. Das ist also nun Alles nichts, und die Parole soll lauten: Götter, Nymphen, Homerische Helden und allegorische Persönlichkeiten? Auch recht, ich habe auch darin einige Erfahrung, und darf, ohne unbescheiden zu sein, wohl behaupten, daß letztere bequemer zu behandeln sind, als unsere Staatsmänner und Helden und „unsere blauen Jungen" von St. Privat und Mars-la-Tour, denen gegenüber allerdings oft eine größere Anstrengung und ein größeres Aufgebot ästhetischen Gefühls — — und Studiums — nöthig ist, um was daraus zu machen, als bei ersteren. Sollte Herr Fitger jemals in die Verlegenheit kommen, einen preußischen Husaren- oder Kürassierstiefel malen zu müssen, so wird er mir wahrscheinlich recht geben, und er wird angesichts des Schweißes, welchen die ästhetische Lösung dieser Aufgabe fordert, wohl oft mit stiller Rührung ausrufen: „Lieber Gott, ein nacktes classisches Bein ist trotz aller „herben Größe des Freskostiles" doch bequemer. Mit schweigender Ehrfurcht nehme ich auch Herrn Fitger's Urtheil hin, daß ich, als ich die Proklamirung des Deutschen Kaiserreiches und das Congreßbild malte, mich nur berufen fühlte, den Photographen, „der im entscheidenden Augenblick seinen Apparat nicht aufstellen konnte", zu ersetzen. Beabsichtigt habe ich das allerdings durchaus nicht, meine Ehrlichkeit hielt mich nur ab, Schwindel zu treiben, und ich bin durch das wohlwollende Compliment, welches mir Herr Fitger trotz alledem macht: „daß kein zukünftiger Geschichtschreiber der Wiedergeburt des Deutschen Reiches das Proklamirungs- und das Congreßbild wird übersehen dürfen" tief gerührt, ersehe ich doch daraus, daß ich neben meiner malerischen Thätigkeit auch noch ein klein wenig Geschichtschreiber gewesen bin — und das halte ich gerade nicht für eine Schande. Und was meinen hochverehrten Collegen P. P. Rubens und seine „Amazonenschlacht" betrifft, welche Herr Fitger dem Sedan-Panorama gegenüberstellt, so habe ich die innige Ueberzeugung, daß der große Meister sich der Aufgabe: „eine Compagnie von 150 Mann preußischer Jäger mit so und so viel Offizieren, welche sich dem Ansturm eines Regiments Chasseurs d'Afrique entgegenstellt" zu malen, mit ebenso viel Genialität, Ehrlichkeit und Gründlichkeit unterzogen haben würde, wie der „Amazonenschlacht", und daß er höchst verwundert darüber gewesen sein würde, wenn irgend Jemand ihm gesagt hätte, daß von „ästhetischer Wirkung oder Künstlerschaft im höheren Sinne dabei keine Rede sein könne". Wenn Herr Fitger sich jemals milden Sinnes Meissonier's „1814" oder „1807 (Friedland)" oder „Das Kürassierregiment vor der Attacke" oder, als Neuestes: Edouard Detaille's klassisches Werk über die französische Armee angesehen hätte, so würde er über die „Militärmalerei" wohl nicht das Urtheil gefällt haben, daß „das Militärbild in der Seele des Künstlers nicht denjenigen Läuterungsproceß durchmachen kann, der nöthig ist, ein Stück Natur zu einem Stück Kunst zu verwandeln." Aber trotzdem: ich irre vielleicht, und Herr Fitger hat Recht.

Herr Fitger kommt dann aber zu seinem Hauptangriffsobject, Adolf Menzel, welchen er „eines der merkwürdigsten Talente von der Welt" nennt, über welchen er als dessen „College", nicht als Recensent sich äußern will und welchen er, wie es scheint als den spiritus rector der von Berlin aus neu zu proklamirenden Kunst ansieht, oder etwa als den Vertreter der reinen Wahrheit. Adolf Menzel gilt bei uns — wohl auch noch anderwo in der Welt — allerdings nicht nur als eines „der merkwürdigsten Talente", sondern als ein genialer Meister, und über seine Größe als Künstler zu sprechen versage ich mir gern, weil es mir überflüssig erscheint, um so mehr als ich mich in keiner Weise als „College" von Herrn Fitger zu betrachten wage. Aber einige sachliche Bemerkungen möchte ich mir erlauben. Erstlich ist Menzel's Thätigkeit nicht mehr so ganz neu. Schon vor mehr als 40 Jahren, als Genelli seine wesenlosen Schlangenlinien auf's Papier zog, hat Menzel seine Zeichnungen zur Geschichte und zu den Werken Friedrichs des Großen geschaffen, welche als Meisterwerke der bildenden Kunst, als Denkmal des überlegenen Geistes, des Genies und der Künstlergröße ihres Autors noch fortleben werden, wenn von Bonaventura Genelli nichts mehr übrig sein wird als sein schön klingender italienischer Name. Dann hat Menzel schon vor mehr als 30 Jahren einige Bilder gemalt, von denen ich gern wissen möchte, ob Herr Fitger seine Aeußerungen von „möglichster Naturtreue" oder den Vergleich: „der Unterschied (zwischen einer Murillo'schen Betteljungengruppe und event. Menzel) ist wie die Sprache eines Goethe'schen Liedes neben einem Polizeierlaß", auf dieselben anwenden will, ich meine: die Tafelrunde von Sanssouci, das Flötenconcert und

Digitized by Google

Hochkirch? Bisher habe ich dieselben immer als Meisterwerke der deutschen Kunst betrachtet, auf welche wir stolz sein können, als Schöpfungen aus der Urtiefe eines künstlerischen Geistes, nicht nur als Darstellungen von „möglichster Naturtreue" oder gar aus der Sucht hervorgegangen, das möglichst Häßliche darzustellen, ... aber ich will mich gern von Herrn Fitger's überlegener Urtheilskraft belehren lassen. Ich will mich auch nicht auf Untersuchungen darüber einlassen, welcher Unterschied zwischen Kaulbach's Friedrich der Große im Treppenhause unseres Museums und Menzel's Friedrich besteht, und welcher von beiden der künstlerisch vollendetere ist. Aber etwas Anderes ist es, was mich aus Herrn Fitger's langer Auseinandersetzung im zweiten Theil seines Artikels ganz besonders zum Nachdenken anregt: ich lese da mit Staunen heraus, daß Herr Fitger, trotzdem er selbst Maler ist, für das „Schaffen aus der Tiefe des Gemüths" heraus — wie man es scherzhaft bezeichnet — plaidirt, und das hätte ich heute allerdings kaum mehr für möglich gehalten. Herr Fitger — als Maler — behauptet: „Es ist nicht die Schilderung des Aeußeren, Angeschauten, was uns ergreift, sondern die Schilderung des Innerlichen, die Vision, die Offenbarung." Das ist mir neu. Bei Rafael's Madonnen, bei Tizian's farbenglühenden Schöpfungen, bei Veronese's Versammlungen heiterer, glücklicher Menschen, bei Holbein's und van Dyk's Schöpfungen habe ich immer nur die Meinung gehabt, daß sie die Eindrücke, welche die Außenwelt, die Natur in ihrer ganzen Schönheit und Pracht ihnen entgegenbrachte, in ihrer Künstlerseele aufgenommen und verarbeitet und als Schöpfungen ihres Genius wieder ausgestrahlt haben; tausende von Studien der Meister, welche wir Alle ja kennen, sind sogar ein Beweis dafür, und ich habe beim Studium derselben immer den Fleiß, die Energie, die Sorgfalt bewundert, mit welcher die alten Meister immer und immer wieder dem Problem: Natur und Wahrheit auf den Leib gerückt sind. Und das, was jene groß gemacht hat, sollte heute ein Irrthum sein? Nein, das kann wohl nicht sein, und es wird wohl nur heißen sollen wie im Trompeter von Säckingen: „Andere Zeiten — andere Lieder .... doch die Liebe überdauert alle Zeiten". Und die Wahrheit auch! Glaubt Herr Fitger wirklich, daß, als Menzel seine „Hofball-Scenen" und sein „Walzwerk" malte, es ihm nur darauf ankam, dem Publikum zu erzählen, wie es dort aussieht? Gewiß nicht. Der müßte kein Künstler sein, den nicht der malerische Reiz einer glänzenden Versammlung von vornehmen — und berühmten Männern und schönen Frauen im lichtdurchflutheten Festsaal, oder das Ringen menschlicher Kraft in harter Arbeit unter dem Geschnaube und dem Funkensprühen des Dampfwerkes zur künstlerischen Wiedergabe der aufgenommenen Eindrücke mächtig anreizte. Und was sollte oder könnte wohl hinderlich sein, das der von Herrn Fitger angezweifelte „künstlerische Läuterungsproceß" bei diesen Gegenständen ebenso gut vor sich gehen kann oder muß, wie z. B. bei Genelli's Homer und den ihn umgebenden jungen Kriegern, würdigen Greisen u. s. w., oder seinem „Jupiter, welcher von den Flügeln der Nacht getragen, auf Abenteuer ausgeht", ein Bild, welches ich von 1863 her noch in schauerlicher Erinnerung habe, und zu welchem ich damals schon den billigen Witz machte: „Mir scheint der Maler des Bildes mehr auf Abenteuer auszugehen als Jupiter!"?

Herr Fitger citirt auch Goethe, das thue ich auch mitunter gern, denn es wirkt immer gut. Aber mir scheint, daß Herr Fitger für das, was er beweisen will, diesmal mit dem Goethe'schen Citat nicht ganz glücklich gewesen ist. Goethe sagt: „Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht. Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! .... Ich empfing im Innern meine Eindrücke und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensfroher, lieblicher, bunter hundertfältiger Art, und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Eindrücke und Anschauungen in mir zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung zum Vorschein zu bringen." Ich verstehe dies so, daß Goethe die Eindrücke, welche er von außen, aus dem ihn umgebenden Leben, aus der Natur, empfing, in sich aufnahm und künstlerisch verarbeitete — — — just, wie es Menzel mit dem „Hofball", dem „Walzwerk" und die angefeindete „neue Strömung" im Allgemeinen macht. Herr Fitger macht aus Goethe's Worten aber etwas wesentlich Anderes, denn er sagt: „So wie Goethe nicht eine Idee verkörpern wollte (will das etwa Menzel oder die neue Strömung?), so verkörperten Rafael ꝛc. nicht geschichtliche ꝛc. Stoffe, sondern sie rundeten die Anschauungen und Eindrücke ihres Innern und stellten dar, was in ihrer Phantasie vor sich gegangen war." Das scheint mir so ziemlich das Gegentheil von dem zu sein, was Goethe gesagt, und wie gerade er in der That geschaffen hat: er hat sich auf die Natur und das Naturstudium gestützt wie kein anderer — und nach „reiner Wahrheit" hat er wohl auch gestrebt, wie kein Anderer! —

Herr Fitger beschwört auch Makart's Geist. Aus welchen Kreisen ist früher das „Kreuziget ihn!" am lautesten und energischsten erschallt? So viel ich mich erinnere aus jenen, welche der Sphäre Cornelius-Genelli näher stehen als der „neuen Strömung" und Adolf Menzel.

Herr Fitger bekämpft auch die „Alleinherrschaft des Verstandes", — das ist auch schon öfter in der Geschichte dagewesen — ich folge ihm nicht auf diesem Wege, weil ich das besser wohl dem Philosophen überlasse. Aber ich bitte Herrn Fitger um Eins: er möge sich nicht zu argen patriotischen Beklemmungen über Berlin und die von hier aus zu befürchtende „neue Strömung in unserer Malerei" hingeben, denn es ist zu allen Zeiten mit Wasser gekocht worden; er möge auch nicht zu großen Aerger an unserem Menzel nehmen, weil wir ihn doch nun mal mit Freude und Stolz den Unseren nennen, und diese Freude könnte er uns billigerweise lassen! Sollte aber Herr Fitger u. A. befürchten, daß die von ihm denuncirte „neue Strömung" und „Kunst der reinen Wahrheit" hierorts etwa gelehrt und gehegt und gepflegt wird, so erlaube ich mir, ihm zu empfehlen, an unseren Studien und namentlich an den Sonnabends in der Kunstakademie stattfindenden Uebungen und Vorträgen über Composition gelegentlich Theil zu nehmen. Vielleicht würde er manches daraus lernen, jedenfalls würde er zu seiner freudigsten Ueberraschung daraus ersehen, daß allen von ihm gepredigten Wahrheiten, z. B. der formalen, coloristischen und compositionellen Schönheit nachgestrebt, die alten Meister mit Inbrunst studirt werden (eine stattliche Gallerie von Copien nach denselben legt Zeugniß dafür ab) und das Häßliche durchaus fern gehalten wird. Auch an den Themata der Compositionsaufgaben „der neuen Strömung", welche ich selbst (der Panorama-Maler ohne ästhetische Wirkung!) stelle, müßte Herr Fitger seine Freude haben, denn sie lauten: Salomo's Urtheil (unter Hinweis auf Rafael); Joseph's Wiedersehen mit seinen Brüdern; Dido und Aeneas; Jacob und Rahel; die Versuchung des Herrn; Ruth und Boas u. s. w.; allerdings mache ich es mir dabei zur besonderen Aufgabe, meine Schüler auf die „reine Wahrheit" — neben der Schönheit — hinzuweisen, weil mir das — wie soll ich sagen? — vornehmer und anständiger erscheint, als ästhetischen Schwindel zu treiben. Wenn nun aber trotz alledem eine Strömung in unserer Malerei entsteht oder besteht, welche Herrn Fitger nicht gefällt, so dürfte er wohl ernstlich mit sich zu Rathe gehen, und sich fragen: ob er im Rechte war, seinen Zorn gerade auf die Reichshauptstadt Berlin zu lenken? oder ob nicht etwa die Kunst von der Zeitströmung abhängig ist, und nicht umgekehrt die Zeitströmung von der Kunst? In diesem Falle vermuthe ich, daß selbst ein Messias der Kunst — auch wenn er Fitger hieße — keine Wunder wirken würde.

Hochachtungsvoll

Berlin, 2. April 1887. Anton von Werner.

Notizen.

Bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart sind eben drei Werkchen erschienen, deren überaus geschmackvolle Ausstattung dafür spricht, daß Autor und Verleger sie zuvörderst für Frauenhand bestimmt haben. Des Weibes Glück von Anny Wothe, eine von beherzigenswerthen Lebensregeln erfüllte „Mitgabe auf den Lebensweg für Frauen und Mädchen", eignen sich wie das von derselben Verfasserin geschriebene und sehr hübsch illustrirte Bändchen „Lenzesblüthen, zum Strauß gewunden für die Frauenwelt", besonders zu Angebinden für Confirmandinnen. Die Geschichten, die das letztere Buch enthält, sind anmuthig erzählt. Eine treffliche Anthologie endlich ist „Zu Fried und Freud des Alters" von Decan Heintzeler, eine speciell für das Alter berechnete Sammlung von erbaulichen und trostreichen Liedern und Bibelsprüchen.

Geschichte des französischen Romans im XVII. Jahrhundert. Von Heinrich Körting. 2 Bde. (Oppeln, Eugen Franck [G. Maske].) — Diese verdienstvolle Arbeit ist mit dem Erscheinen des zweiten Bandes neulich zum Abschluß gebracht worden. Nach dem Vorgange der Franzosen Cousin, Fournel, de Loménie und der Deutschen Bobertag und Lotheißen wird hier der Versuch einer Ehrenrettung der längst vergessenen und viel verspotteten Romane des 17. Jahrhunderts gemacht, und man kann sagen, daß er wohl gelungen ist. Dem preciösen Idealroman (Schäferroman, die Astrée, Endymion, Scudéry, Lafayette) ist der erste, dem realistischen (Sorel, Cyrano de Bergerac, Scarron, Furetière) der zweite Band gewidmet. Körting bleibt immer klar und übersichtlich, des Zieles eingedenk, und seine Analysen sind, auch wenn sie den Inhalt der für den modernen Geschmack langweiligsten Werke treu wiedergeben, doch interessant und bei aller Sachlichkeit unterhaltend. Wenn man bedenkt, wie mangelhaft vielfach die Vorarbeiten und wie schwer die Quellen zu beschaffen sind, so wird man den Fleiß und die Umsicht des Verfassers, die mit kritischer Schärfe und stilistischem Geschmack Hand in Hand gehen, dankbar anerkennen. Neben Ferdinand Lotheißens prächtiger „Französischer Literatur im 17. Jahrhundert" wird man für jene literarische Epoche Frankreichs nun auch das grundlegende Werk Körting's zu Rathe ziehen müssen.

Politisches Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft. Von C. Hilty. (Bern, K. J. Wyß.) — Was der Schweiz bisher gefehlt: ein selbständiges Organ für die wissenschaftliche Darstellung der auf ihr eigenes Recht und seine staatsgeschichtliche Entwickelung abzielenden Fragen, hat der verdienstvolle Lehrer des Rechts zu Bern nunmehr mit glücklicher Hand geschaffen; denn das Jahrbuch gibt in der That ein lehrreiches Abbild von dem Stande der staatswissenschaftlichen Geistesarbeit der Eidgenossenschaft, von ihrer Politik, Gesetzgebung und politischen Literatur. Neben den lichtvollen Beiträgen des Herausgebers dürfte die den Schluß des Bandes bildende Studie über das schweizerische Wehrwesen der Gegenwart vom Major Affolter, Professor an der Eidgenössischen Kriegsschule in Zürich, das Interesse weitester Kreise erwecken und den actuellen Werth dieses neuen wissenschaftlichen Unternehmens bezeugen.

E. St.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Baumgarten, Hermann, Geschichte Karls V. Zweiter Band, erste Hälfte. Oktav. 383 Seiten. Elegant broschiert. M. 7.—

Fischer, Kuno, Goethes Faust nach seiner Entstehung, Idee und Komposition. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Oktav. XV u. 472 Seiten. Elegant broschiert. M. 8.—

Roscher, Wilhelm, Grundlagen der Nationalökonomie. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende. Achtzehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Oktav. XVI u. 774 Seiten. Elegant broschiert. M. 11.—

Vocke, Dr. **Wilhelm,** Die Abgaben, Auflagen und die Steuer vom Standpunkte der Geschichte und der Sittlichkeit. Oktav. XXVI u. 625 Seiten. Elegant broschiert. M. 10.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. — Probehefte gratis und franco.

Soeben beginnt ein neues Abonnement auf die Halbmonatschrift:

Deutsche Dichtung.

Herausgeber: Karl Emil Franzos in Wien.

II. Band. (April—Oktober 1887.)

Am 1. und 15. jeden Monats ein stattliches Heft mit Portraits, Autographen und Compositionen 2c. Eleganteste Ausstattung.

Die „Deutsche Dichtung" wird ihr Programm, der vornehmen, künstlerisch wertvollen Produktion in Prosa und Vers einen Vereinigungspunkt zu schaffen, im neuen Bande immer würdiger und reicher durchführen. Durch den Erfolg ermutigt, lassen wir eine beträchtliche **Vermehrung des Umfangs** — auf 48 Bogen größten Lexikon-Oktavs — eintreten. Aus dem Inhalte der ersten Hefte sei nur hervorgehoben: Ein höchst interessantes, von dem Autor für den Druck bestimmtes Manuskript von

Heinrich Heine: „Die Pariser Februarrevolution",

woran sich eine Serie bisher gleichfalls ungedruckter „Pariser Briefe" von Heinrich Heine reihen wird; ferner: Theodor Storm, Constanze; Conrad Ferdinand Meyer, Gedichte; Wilhelm Jensen, St. Elmsfeuer; Adolf Wilbrandt, Donna Maria; Heinrich Kruse, Schülerstreiche, woran sich die neuesten Arbeiten von Hertz, Lingg, Schack, Hopfen u. A. schließen werden. In diesem Bande gelangt auch die Correspondenz Hebbel-Gutzkow und Hebbel-Dingelstedt, sowie eine Reihe von auf Ludwig Uhland bezüglicher literarischer Reliquien zum Abdruck.

Preis pro Halbjahr (1 Band in zwölf Heften) 7 Mark 50 Pf. Gleichzeitig offerieren wir den nun abgeschlossen vorliegenden

Ersten Band der „Deutschen Dichtung"

41 Bogen Lexikon-Oktavs elegantester Ausstattung mit 16 Portraits, Autographen, zahlreichen Illustrationen erster Künstler, höchst elegant geb. zum Preise von 10 Mark 50 Pf., geheftet zum Preise von 8 Mark.

Dieser Band enthält u. A. Novellen von: Storm, Laistner, Anzengruber und Franzos; epische Dichtungen von: Roquette, Kruse, Schack; dramatische Dichtungen von: Wilbrandt, Heyse, Bauernfeld; kleinere Beiträge von: Freytag, K. F. Meyer, Fontane, Jensen, Hamerling, Bodenstedt, Dahn, Wildenbruch, Baumbach, Fitger, Wolff, Ebner-Eschenbach; ferner ungedruckte Dichtungen, Aphorismen und Briefe aus dem Nachlasse von: Heine, Hebbel, Scheffel, Stieler, Leuthold, Scherer, Scherr, Laube, Dingelstedt, Gervinus u. A. Da der Inhalt keinem Veralten unterliegt, so bildet dieser Band **die wertvollste und gediegenste Anthologie** und kann neu eintretenden Abonnenten, sowie zu Geschenkzwecken wärmstens empfohlen werden.

Stuttgart, im März 1887. **Adolf Bonz & Comp.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Aussprache des Griechischen.

Ein Schnitt in einen Schulzopf

von

Eduard Engel.

Gross 8. broch. 2 M. 50 Pf.

Die Schrift beweist unwiderleglich, dass auf den deutschen **Gymnasien** ein schlechtes Griechisch gelehrt wird und ist dazu bestimmt, einen vollständigen Umschwung des Gymnasialunterrichts herbeizuführen.

Im Verlag von **Greiner & Pfeiffer** in Stuttgart ist soeben erschienen:

Des Weibes Glück

von

Anny Wothe.

Eine Mitgabe auf den Lebensweg für Frauen und Mädchen.

Elegant gebunden M. 2. 50.

Es wird um gefl. Beachtung der in diesem Blatte enthaltenen Besprechung obigen Werkes gebeten.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Im Verlag von **Greiner & Pfeiffer** in Stuttgart ist erschienen:

Lenzesblüten.

Zum Strauß gewunden für die Frauenwelt

von

Anny Wothe.

Mit acht Illustrationen in Lichtdruck nach Zeichnungen von **F. Lipps.**

Preis elegant gebunden m. Goldschn. M. 4. 50.

Es wird um gefl. Beachtung der in diesem Blatte enthaltenen Besprechung obigen Werkes gebeten.

Im Verlag von **Greiner & Pfeiffer** in Stuttgart ist erschienen:

Zu Fried und Freud des Alters

aus den

Schätzen der heiligen Schrift und der christlichen Dichtkunst

dargereicht von

M. Heinkeler, Dekan.

Preis eleg. geb. mit Goldschnitt M. 4.—

Um gefl. Beachtung der in diesem Blatte enthaltenen Besprechung obigen Werkes wird gebeten.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 16. April 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Panslavismus und Panrussismus. Von Spiridion Gopčević. — Anarchisten in Amerika. Von P. Hann. — Die Moorcultur. Von P. J. Sänger. — **Literatur und Kunst:** Der falsche Idealismus. Von Hieronymus Lorm. — Ein Wiener Roman. Von F. Groß. — **Feuilleton:** Eine Osternacht. Von Wladimir Korolenko. Autorisirte Uebersetzung von Jan von Ungern-Sternberg. — **Aus der Hauptstadt:** Die Frühjahrsausstellung bei Gurlitt. Von Georg Malkowsky. — Dramatische Aufführungen. „Der Fürst von Verona". Von O. B. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals zur „Neuen Strömung in unserer Malerei". Von A. Fitger. — Notizen. — Inserate.

Panslavismus und Panrussismus.

Von Spiridion Gopčević.

Der Ausgang des Kampfes zwischen Giers und Katkow, zwischen westeuropäischem Geiste und Moskowiterthum, ist für Deutschland von dem größten Interesse, darüber sind wohl alle Parteien einig. Kein Wunder demnach, wenn sich die deutsche Presse in der letzten Zeit mit Katkow eingehend beschäftigt hat. Freilich geht sie dabei immer von der falschen Voraussetzung aus, daß Katkow das Haupt des Panslavismus sei. Dies allein schon beweist die gänzliche Unkenntniß der Bestrebungen Katkow's und des Begriffes „Panslavismus". Letzterer bezeichnet die großslavische Idee, d. h. sein ideales Ziel ist die Errichtung eines großen slavischen Reiches, das alle slavischen Völker umfassen und eine Regierungsform nach Art der Vereinigten Staaten von Nordamerika erhalten sollte. Alle slavischen Staaten würden demnach dem Auslande gegenüber Eins sein, in inneren Angelegenheiten jedoch vollständige Autonomie besitzen. Der größte slavische Stamm (die Russen) würde nicht mehr begünstigt sein, als der kleinste (die Slovenen), ausgenommen darin, daß der russischen Sprache dieselbe Rolle zufallen würde, wie in den Vereinigten Staaten der englischen. Dies sind die Ziele des Panslavismus. Was will aber Katkow?

Katkow selbst und seine Anhänger bezeichnen sich als „Slavophilen" — also nicht als „Panslavisten". Der Name thut aber in solchen Fällen nichts zur Sache, er ist ein leeres Wort. Die Slavophilen sind thatsächlich nichts Anderes als Panrussen! Katkow's Streben geht lediglich dahin, sämmtliche slavische Stämme unter das russische Scepter zu bringen. Was er will, ist kein freisinniges, großslavisches, sondern ein absolutes großrussisches Reich! Jedermann wird zugeben, daß dies zwei diametral entgegengesetzte Begriffe sind. Für den Panslavismus könnten sich vielleicht die nichtrussischen Slavenstämme unter Umständen gewinnen lassen, für den Panrussismus, wie ihn Katkow vertritt, niemals! Kein Slavenstamm hat ein Interesse daran, sich russificiren zu lassen. Das Schicksal der Polen und Kleinrussen ist nicht darnach angethan, die übrigen Slaven zu verlocken. Katkow könnte sein Ziel erst dann erreichen, wenn Oesterreich und die Türkei zerstört, Deutschland durch einen unglücklichen Krieg zur Abtretung der von Slaven bewohnten Ostprovinzen gezwungen, und die selbständigen Balkanstaaten slavischer Nation zum Anschluß an Rußland bewogen wären. Ist aber Rußland im Stande dies Alles zu thun?

Der Türkei freilich könnte Rußland vielleicht unschwer den Garaus machen; aber Oesterreich? Im Jahre 1849 wäre dies wohl möglich gewesen, als die Magyaren dem Großfürsten Constantin ihre Krone anboten, die Slaven Oesterreichs (mit Ausnahme der Polen) in der russischen Herrschaft eine willkommene Erlösung von der deutschen Vergewaltigung erblickten; die Deutschösterreicher für ein einiges Großdeutschland schwärmten und die Italiener für die Losreißung von Oesterreich kämpften. Für jene günstige Constellation hatte jedoch Kaiser Nikolaus kein Verständniß, und er ließ eine Gelegenheit unbenutzt vorüberstreichen, welche nie wiederkehren wird. Seither haben sich die Verhältnisse bedeutend geändert. Die cisleitanischen Slaven Oesterreichs haben nahezu Gleichberechtigung mit den Deutschösterreichern erlangt und somit durchaus keine Ursache, die constitutionelle Regierung Oesterreichs gegen die absolute Willkürherrschaft Rußlands umzutauschen. Die transleitanischen Slaven hassen wohl ihre magyarischen Unterdrücker aus vollster Seele und werden gewiß die erste Gelegenheit benutzen, sich dem magyarischen Joche zu entziehen, aber auch ihnen fällt es nicht ein, deshalb Russen werden zu wollen. Da läge ja das Königreich Serbien viel näher! Auf die österreichischen Slaven darf daher Rußland nicht rechnen; aber ebensowenig auf die deutschen. Hieße es doch für die deutschen Polen nur vom Regen in die Traufe zu kommen, wenn sie den Anschluß an Rußland ersehnten.

Die Sympathien der deutschen Slaven wird also Rußland niemals haben. Um aber Deutschland zur Abtretung seiner slavischen oder halbslavischen Provinzen zu zwingen, müßte es vollständiger niedergeworfen sein, als dies Frankreich anno 1871 war. Bei der mächtigen militärischen Stellung, welche Deutschland heute einnimmt, ist aber eine solche Niederschmetterung höchst unwahrscheinlich, selbst wenn Frankreich mit Rußland verbündet wäre. Also auch hier wäre Katkow's Ziel unerreichbar.

Was nun den Anschluß der slavischen Balkanstaaten (Bulgarien, Serbien und Montenegro) an Rußland betrifft, so möge sich Katkow solche Träumereien ebenfalls aus dem Kopfe schlagen. In Bulgarien ist Rußland verhaßt. Die Ursachen dieses Hasses habe ich in meinem Werke „Bulgarien und Ostrumelien" nachgewiesen. Auch die Gegner der Regentschaft und des Battenbergers, also die sogenannte „russophile" Partei der Zankowisten ist nichts weniger als russophil. Ihr dient Rußland nur als Mittel zum Zweck, d. h. zur Beseitigung der Regentschaft. Hat sie dies erreicht, so wird sie

Digitized by Google

sich eventuellen russischen Vergewaltigungsgelüsten ebenso thatkräftig widersetzen, als die heute in Bulgarien herrschende Partei.

In Serbien hat Rußland ebenfalls die meisten früheren Sympathien eingebüßt, seitdem sich dort im Jahre 1876 Tschernajev und die russischen Freiwilligen so schändlich aufgeführt und seitdem Rußland beim Berliner Congreß die serbischen Ansprüche weniger berücksichtigte als dies von Seiten Oesterreichs geschah. Kühlte dies die russischen Sympathien im serbischen Volke ab, so that Rußland ein Uebriges, um auch die serbische Regierung in die Arme Oesterreichs zu treiben. Rußland glaubte dem unabhängigen Serbien befehlen zu können und trat in jeder Weise so herrisch auf, daß dies das Selbstgefühl der serbischen Regierung verletzen mußte. Österreich im Gegentheil kleidete alle seine Wünsche in Bitten und freundschaftliche Vorstellungen, wodurch es weit mehr erreichte als vordem durch Drohungen. Außerdem entblödete sich die russische Regierung nicht, gegen die Dynastie Obrenović zu wühlen und auf Ersetzung derselben durch die Dynastie Karagjorgjević oder Petrović-Njegus hinzuarbeiten, wobei kein Mittel zu schlecht war. Daß unter solchen Umständen in Serbien kein Anhänger Katkow's existirt, ist begreiflich. So wenig aber die katholischen Slaven Katkow zu Liebe ihre Religion mit der orthodoxen vertauschen wollen, ebensowenig denkt in Serbien Jemand daran, die eigene schöne Sprache zu Gunsten der nur halbslavischen russischen Sprache aufzugeben. Als Katkow beim Moskauer Slavencongreß 1867 eine solche Forderung aufstellte, lehnte diese der serbische Abgesandte Dr. Vladan Gjorgjević entschieden ab.

In Montenegro erfreut sich wohl Rußland der größten Sympathie, aber nur, weil man die vielen von Rußland an Montenegro in früheren Zeiten begangenen Sünden vergessen hat und mit Rußland noch in keine unmittelbare Berührung gekommen ist. Trotzdem gibt es aber keinen einzigen Montenegriner, welcher bereit wäre, die russische Herrschaft der eigenen Selbständigkeit vorzuziehen; darüber soll man sich in Rußland keinen Täuschungen hingeben. Der Montenegriner sieht in dem Russen seinen Freund und Stammverwandten, er wird ihn aber niemals als seinen Herrn anerkennen.

Wir haben nun dargelegt, daß von Katkow's Zielen einzig und allein die Zerstörung der Türkei ausführbar wäre. Aber auch durch diese kämen die türkischen Slawen in Altserbien und Macedonien nicht an Rußland, sondern an Serbien und Bulgarien. Der Panrussismus ist daher ein Unding. Sollte die russische Regierung Katkow's Programm annehmen, so würde sie Rußland nicht nur tiefen Demüthigungen aussetzen, sondern es in seiner Entwickelung um ein Jahrhundert hemmen. Man vergesse nicht, daß Katkow Ultrareactionär ist. Er wünscht Rußland ewig in das Joch des Absolutismus geschmiedet zu sehen und ist daher ebenso grimmiger Feind der Aufklärung, wie es einst Metternich war. Wenn es von ihm abhinge, würde Rußland in die Barbarei der Zeiten vor Peter dem Großen zurückgeworfen werden. In diesen Bestrebungen hat er freilich an dem Kaiser Alexander III. einen Gesinnungsgenossen. Letzterer ist nämlich der Zögling des Finsterlings Pobjedonoscew. Allen Dreien ist jeder freiheitliche Hauch in die innerste Seele zuwider, und weil dieser aus dem Westen kommt, greift man in der Angst zum „Urmoskowiterthum" als einzig schützendem Bollwerk.

Das Geheimniß des sonst unbegreiflichen Einflusses von Katkow auf den Kaiser ist nun erklärt, und man wird den Haß Katkow's gegen den sogenannten „faulen Westen" begreifen. Nur vermeide man es künftig, Katkow als „Apostel des Panslavismus" zu bezeichnen. Letzterer steht dem Katkow'schen Panrussismus feindlich gegenüber. Gemeinsam ist ihnen nur der Umstand, daß sie beide keine Zukunft haben. Wir selbst haben uns überzeugt, daß außer den Czechen kein slavischer Stamm für den Panslavismus Sinn hat: die Russen erstreben nur ein großrussisches, die Serben ein großserbisches, die Bulgaren ein großbulgarisches, die Kroaten ein großkroatisches, die Polen ihr altpolnisches Reich, die Slovaken und Slovenen wissen selbst nicht was sie wollen, die Kleinrussen schnappen nur nach Freiheit ohne weiteres Programm. Die nichtslavischen Völker mögen sich daher beruhigen, der Panslavismus ist nicht zu fürchten, so gern man ihn auch behufs Nationalitätenverhetzung als Gespenst auftauchen läßt; vom Panrussismus hingegen will außer Katkow und seinen Anhängern Niemand etwas wissen.

Anarchisten in Amerika.

Von P. Hann.

New York, im März.

Mit einem gewissen, von Pharisäerthum nicht völlig freien Mitleid las der Durchschnittsbürger in den Vereinigten Staaten die Depeschen von Dynamitbomben, Verschwörungen und geheimen Umsturzgesellschaften über dem großen Wasser. „Kein Wunder bei den Mißständen in Rußland, der Uebervölkerung in Belgien, dem irischen Wundmal an Englands Leibe, der absoluten Unregierbarkeit der Franzosen, der Pellagra in Italien, dem Steuerdruck und den Militärlasten in Oesterreich und Deutschland", philosophirte er aus seinem Leibblatt. „Aber in Amerika wäre diese Pest einfach undenkbar. Wir triefen ja förmlich von Wohlstand, Freiheit und kräftigen Beafsteaks. Ordnung und Gesetzlichkeit bilden einen Bestandtheil unserer Atmospäre wie Sauerstoff und Stickstoff, so daß selbst der Auswurf der europäischen Gesellschaft, wenn er die hiesige Luft fünf Jahre lang eingeathmet hat, von allen Schlacken gereinigt, ein vortrefflicher Bürger des Gemeinwesens, zur Wahlurne schreitet. Noch liegen im Westen jungfräulich unberührt ungeheuere Landstriche und harren der fleißigen Hand, die sie in fruchtbaren Ackerboden umwandelt. Unsere Miliz ist ein schönes und gar nicht kostspieliches Vergnügen, die handvoll regulärer Truppen zehren nicht merklich an unserem Säckel"; (allerdings erfordern die Pensionen für die verabschiedeten Soldaten aus dem Bürgerkrieg nicht viel geringere Summen, als die Erhaltung einer der großen continentalen Armeen; aber daran denkt Niemand.) „Wenn nicht den Marschallsstab, so trägt doch jeder strebsame Muttersohn die Anwartschaft auf eine Million in seinem Ränzel. Wer wird Tod den Kapitalisten schwören, so lange er begründete Aussicht hat, in ihre Gilde einzutreten?"

Aber so unumstößlich und beruhigend diese Beweisführung auch klang, eines Tages wurden die guten Bürger des Freistaats durch den Ruf: „die Anarchisten sind im Lande!" aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt. Nicht vereinzelt traten die Gegner der Gesellschaft auf. Wie die Beiwachtfeuer eines feindlichen Heeres flackerten von New York bis Chicago, von Milwaukee bis St. Louis die verrätherischen Flammen empor. Die amerikanischen Fabriks- und Bahnarbeiter bei höherem Lohn und kürzerer Arbeitszeit, als sie den europäischen gewährt werden können, besser genährt und gekleidet, lauschten nichtsdestoweniger begierig den Lehren von Johann Most; aus ihren Reihen traten Apostel des Meuchelmords zu socialen Zwecken hervor, ein Regime des Schreckens sollte beginnen.

Und nun brach sich auch in Amerika die Erkenntniß Bahn, daß die Anarchistenlehren nicht das Product eines ihnen günstigen Bodens, nicht ein Gewächs, das zu seiner Entwickelung und Verbreitung bestimmter Vorbedingungen bedürfe, sondern wie einst der schwarze Tod und jetzt die Cholera eine, allerdings nur geistige, Epidemie sei, die sich von Land zu Land verbreite, wenn nicht durch Lumpen so doch durch deren Product eingeschleppt werde und nur ein Heilmittel zulasse, das Eisen. Eine Quarantaine gegen die Seuche, so urtheilten nun die eifrigsten Beschützer politischer Flüchtlinge, die edelsten Vorkämpfer des Asylrechts, wäre eine begehrenswerthe Errungenschaft.

Herr Most mußte sich während der ersten Zeit seines New Yorker Aufenthaltes wie im Garten Eden fühlen. Ihn störte keine Hausdurchsuchung; kein Staatsanwalt, keine Polizei

Digitized by Google

mischten sich in sein Thun und Lassen ein, ungehindert durften er und seine Schüler das Dynamit als Patentmedicin für alle gesellschaftlichen Uebel anpreisen.

Entweder erschien der New Yorker Behörde der fremdsprachige Tollhäusler als allzu verächtlicher Gegner, als armselige Ratte, die ein Granithaus benagt, oder, was wahrscheinlicher ist, sie beruhigte sich seinem staatsfeindlichen Treiben gegenüber mit einem allerdings etwas absonderlichen, pharisäischen Troste.

Seit Jahr und Tag betrieb Herr O'Donovan Rossa dasselbe Geschäft. Er predigte den Mord, warb Meuchler an, sammelte öffentlich Geld zum Ankauf von Sprengmitteln. Aber sein Kriegszug galt der Befreiung Irlands, richtete sich gegen das perfide Albion, stiftete keinen Schaden im Lande.

Das Gleiche mochte man von den bluttriefenden Artikeln in Most's Zeitung voraussetzen. Für Regierungen oder Capitalisten jenseits des Weltmeeres brauchte man die Kastanien nicht aus dem Feuer zu holen, und für den Freistaat selbst hegte man keine Sorge. Das Axiom stand fest wie der Pol, daß anarchistische Lehren daselbst keinen Boden gewinnen können, daß sie wie Raketen in der Luft verpuffen müssen, daß sie unschädlich, wirkungslos, bloße Schreckgespenster für furchtsame Kinder seien.

Bis die platzende Bombe in Chicago Onkel Sam, der einige Aehnlichkeit mit dem Landpfleger Pilatus besitzt, zu seiner Ueberraschung darüber belehrte, daß sein eigenes Dach lichterloh in Flammen stand. Und nun erschien sein Verhalten lehrreich genug. Keine Sentimentalität, keine falschen Humanitätsphrasen, keine subtilen Untersuchungen, wo das politische Verbrechen anfängt und das gemeine aufhört. Mord ist Mord; das Mäntelchen, das man ihm umhängt, macht ihn nicht wohlgefälliger oder leichter zu entschuldigen. Die Bombenwerfer zu Chicago werden zum Tode verurtheilt. Die Schergen der Gewalt ziehen den muthigen Helden Most unter dem Bett hervor, das bei ihm merkwürdigerweise Achilleus Schild vertritt, und schleppen ihn, genau so wie in irgend einem verknöcherten „Polizeistaat" Europas in's Gefängniß. Und so gewaltig ist der Unterschied zwischen fremden Schmerzen und den eigenen, daß dieselben Journale, die seiner Zeit des Fürsten Bismarck Anregung zu einem gemeinsamen Vorgehen der bedrohten Staaten gegen die Anarchisten entrüstet als Beschränkung des unverletzlichen Asylrechts, als unerhörte Bedrückung politischer Flüchtlinge angegriffen, nun allen Ernstes die Meinung verfechten, die Gesellschaft besitze das Recht, Most wie einen tollen Hund niederzuschießen. Aber „wir richten ob der That — den Willen Gott"; für Aufreizung zum Blutvergießen verhängt das Gesetzbuch die Todesstrafe nicht, und die directe Urheberschaft oder Mitwirkung bei dem Bombenattentat konnte Most nicht nachgewiesen werden. Er schlüpfte mit einer Freiheitsstrafe durch.

Allein die amerikanische, wenig gemüthliche Auffassung von den Pflichten des Gastes wird ihm vermuthlich nach Ablauf seiner Haft eine Luftveränderung dienlich erscheinen lassen. Noch stehen ihm drei Erdtheile offen, Asien, Afrika, Australien, Spielraum genug für die Segnungen der Anarchie. Amerika ist nicht frei genug für ihn, und er beklagt sich bitter über Polizeiwillkür und Bedrückung. Wenn der Führer der Anarchisten die Vereinigten Staaten verläßt, dürfen diese hoffen, die Bewegung werde im Sande verlaufen? Es scheint nicht. Allerdings was sich offen zu den Segnungen der Sprengmittel bekennt, zeigt wie überall, wo ihm das Gesetz mit eiserner Stenge entgegentritt, das unverkennbare Bestreben, sich in seinen Schlupflöchern zu verbergen. Niemand sieht die fürchterlichen Dinge, mit welchen gedroht wird, wenn das Obergericht das Todesurtheil gegen die verurtheilten Bombenwerfer bestätigt, als etwas mehr denn hohle Rodomontaden an. Dagegen stellt sich dem Staate eine andere ernsthafte Gefahr entgegen. Wie ein ungeheures Spinnennetz überzieht die Arbeiterverbindung der „Knights of Labor" die Republik. Laut verwahrt sie sich gegen ein Zusammenwürfeln mit den Anarchisten, allein eine Dynamituhr entzündet sich an Bord eines mit Menschen beladenen Schiffes, während sie über dessen Eigenthümer die moderne Acht, den Boycott, ausgesprochen hat. Niemand als sie hatte feindselige Absichten gegen die Dampferlinie, und vor ihre Thür legt man die Verantwortung für die That.

Es macht für das Publikum keinen Unterschied, ob Anarchisten oder „der edle und heilige Orden der Arbeitsritter" Menschen verstümmeln oder tödten, die ihnen nie das Geringste zu Leide gethan. Ja wenn ein Unterschied vorhanden, so ist er sicher nicht zu Gunsten des Ordens. Eine Verbindung von einer Million Menschen, die in Wort und Schrift unaufhörlich ihre vortrefflichen Absichten verkündet, sich die materielle und geistige Hebung der Arbeiter zum Ziel setzt und es mit diesem Ziel vereinbar findet, Frachtzüge zum Entgleisen zu bringen, das Zugspersonal zu verstümmeln und zu tödten, dürfte in der ganzen Welt für gefährlicher angesehen werden, als eine Hand voll verwirrter Köpfe, die mit lauten Trompetenstößen der Gesellschaft Krieg ankündigen. In der ganzen Welt, wie erst in Amerika, wo eine Million Menschen eine Million Wähler bedeutet, wo nicht bloß der Volksvertreter, sondern auch der Staatsgouverneur, der Richter, der Scheriff durch das allgemeine Stimmrecht erkoren werden.

In den Arbeiterwirren der letzten zwei Jahren kamen Beispiele treuer Pflichterfüllung bei den Vertrauensmännern des Volkes vor. Der drohenden Unpopularität trotzend, berief mancher Gouverneur die Miliz zum Schutz der in Leben und Eigenthum gefährdeten Arbeitgeber ein. Aber die Regel bildete das nackte Demagogenthum in dem Verhalten gegen den mächtigen Arbeiterbund. Die Presse buhlte mit wenigen Ausnahmen um dessen Gunst und vertheidigte oder verschwieg ungesetzliche, ordnungsfeindliche Handlungen. Staatsoberhäupter und Bürgermeister konnten keinen Grund zum Einschreiten entdecken, trotz Ueberfall und Todschlag, trotz offenem Aufruhr, trotzdem Handel, Gewerbe und Verkehr auf ungeheuern Landstrichen durch eine an Zahl geringe Bande gesetzloser Burschen gewaltsam zum Stillstand verurtheilt wurden. Um der nichtigsten Gründe willen befiehlt der Orden Arbeitseinstellungen, die, mit ihrem Gefolge von Tumulten und Verbrechen, das ganze Land wie Krämpfe durchrütteln. Gälten sie der Erhöhung der Löhne, das gesammte Bürgerthum der Vereinigten Staaten stünde auf Seite der Arbeiter. Die colossalen Einfuhrzölle, deren ursprünglicher Zweck, die Bezahlung der Kriegsschulden, mit diesen selbst verschwindet, gewähren dem amerikanischen Fabrikanten, in vielen Fällen fremde Erzeugnisse geradezu ausschließend, gewaltige Vortheile. Es ist nur gerecht, daß dem Arbeiter ein bedeutender Antheil an dem Gewinne zufalle. Aber für bessere Löhne kämpfte der Orden bisher nur ausnahmsweise, in der Regel galt es nur seine Macht zu beweisen, einzuschüchtern, durch die in der That beispiellose Disciplin seiner Mitglieder den Capitalisten Schrecken einzuflößen. Die Eisenbahnwirren im Nordwesten, die auf drei Staaten der Union eine Wirkung ausgeübt, als befänden sie sich mitten in einem verheerenden Kriege, wurden hervorgerufen, weil eine Bahngesellschaft die Wiederanstellung eines trunksüchtigen Arbeitsritters verweigerte. Die meisten anderen entstehen durch die Forderung, die Fabrikanten sollen alle Nichtangehörigen des Ordens entlassen. Bei den letzten Unruhen in und um New York, unter deren Nachwehen noch heute Tausende brotloser Männer leiden, bildete das Steinchen, um das sich die Lawine zusammenballte, die Unzufriedenheit von etwa achtzig Kohlenschauflern, welchen die Löhne ihrer, übrigens bankerotten Bahngesellschaft nicht genügend erschienen. Sie stellten die Arbeit ein; die öffentliche Meinung stand auf ihrer Seite. Aber um die Schuldigen zum Nachgeben zu zwingen, warfen die gutbezahlten Kohlenschaufler sämmtlicher anderer Gesellschaften ihre Werkzeuge fort. Es ist mitten im Winter, in New York und den Schwesterstädten, Brooklyn und Hoboken, tritt Kohlennoth ein, die Preise steigen, am härtesten leiden die Arbeiterfamilien. Was verschlägt's? es gilt die Kohlengesellschaften niederzuzwingen. Die Oceandampfer können wegen Mangel an Heizmaterial nicht rechtzeitig auslaufen, Fabriken stellen aus demselben Grunde den Betrieb ein, zahlreiche Arbeitsritter brotlos machend. Ein Achselzucken, der Orden will es, ist die Antwort auf alle Vor-

Digitized by Google

stellungen. Aber in der kalten Jahreszeit sind unzählige Farmarbeiter ohne Beschäftigung, sie strömen herbei; um Kohlen einzuschaufeln bedarf es keiner besonderen Vorbildung, trotz der Mißhandlungen von Seite der Striker, dem Mangel an Schutz von Seite der Behörden, beginnen sie die ungeheueren Vorräthe, die an der Schwelle der nothleidenden Stadt liegen, ihrer Bestimmung zuzuführen. Ein neuer Schachzug. Der wandernde Delegat der Knigths of Labor erscheint auf sämmtlichen Docks und ruft die Frachtverlader von der Arbeit ab. Was haben diese mit den Kohlenstrikern, die Dampferlinien mit den Kohlengesellschaften zu schaffen? Nichts. Aber ohne eine Minute zu zögern, werfen Tausende von reifen Männern die Arbeit hin, die zu der bestbezahlten in Amerika gehört. Viele von ihnen standen seit einem Jahrzehnt im Dienste ihrer Arbeitgeber, befragt, versichern sie, keinen Grund zur Klage zu besitzen. Aber wie die Mäuse dem Pfiff des Mannes von Hameln folgen sie willenlos dem Gebot des Ordens. Nach ihnen kommen die Bahnverlader an die Reihe. Ein Rädchen um das andere soll aus dem Uhrwerk der amerikanischen Industrie herausgenommen werden, bis es in vollständiges Stocken geräth. Einige Tage scheint es, als sollte dieses Ziel erreicht werden, im Herzen des ungeheuren Staatengebietes herrscht Verwirrung, keine Fracht geht in's Land, die hereinkommende bleibt auf Dampfern und Bahnen unabgeladen. Dann wiederholen sich an den Strikern die traurigen Erfahrungen der Kohlenschaufler; gereizt überfallen sie die Arbeiter, die ihre Stellen einzunehmen beginnen, aber das Räderwerk setzt sich dennoch in Bewegung. Nun sollen sämmtliche Kesselwärter und (der Zusammenhang wird immer unklarer) Brauer die Reihe der Aufständigen vergrößern. Hier aber zerschellt die Lawine; sie weigern sich, der Strike ist zu Ende. Seit zwei Jahren der dritte von so gewaltigem Umfang; neben her laufen zahllose Boycotts nach irischem Muster gegen einzelne mißliebige Industrielle. Alle endeten mit der Niederlage der Arbeitsritter, allen folgte die Prophezeiung von dem Niedergang, der baldigen Auflösung des Ordens, dem im unbedingten, prüfungslosen Gehorsam gegen die Oberen nur die Jesuiten zur Seite gestellt werden können. Die katholische Geistlichkeit in Canada und den Vereinigten Staaten veröffentlichte Hirtenbriefe gegen ihn; allein, wiewohl er zum großen Theil aus bigotten Irländern besteht, ohne Erfolg. Seine Bekämpfung ex cathedra hat neuerdings sogar der Papst abgelehnt. Für hundert getäuschte, um ihren Erwerb muthwillig betrogene Anhänger wachsen ihm tausend neue begeisterte zu. Auf einem Punkt geschlagen, wirft er sich mit der ungebrochenen Energie, die einst die Geusen ausgezeichnet, auf den anderen. Bald führt er einen Guerillakrieg gegen die Besitzenden, bald schlägt er mit wuchtigen Massen. Neben der Regierung der Vereinigten Staaten herrscht Powderly, der Großmeister des Ordens, unumschränkt, mit einer Macht bekleidet, gegen welche die asiatischer Despoten gering erscheint. In geschlossenen Reihen an die Stimmkästen tretend, vermögen die Arbeitsritter den Sieg der Republikaner oder Demokraten zu entscheiden. Die Berufspolitiker beider Parteien buhlen um ihre Gunst.

Und so mußte es kommen, daß ein Gespenst, das für immer begraben schien, das Licht wieder sieht. Das Knownothingthum, das mit den dunkelsten Blättern der amerikanischen Geschichte verknüpft ist, erhebt sein Haupt. Es sind die Fremden, die Eingewanderten, welche dieses Gewächs auf amerikanischen Boden verpflanzt. Aus Deutschland und Frankreich kommen die Anarchistenlehren, aus Irland der, aller Freiheit in's Gesicht schlagende Boycott! Zahlreiche Stimmen erheben sich für erschwerende oder verhindernde Gesetze gegen die Einwanderung, für eine Verlängerung der Frist zum Erlangen des amerikanischen Bürger- und Wahlrechts. Und statt daß diese Rufe, wie ehemals, aus dem Munde des Pöbels dringen, kommen sie nun aus den Reihen der besseren Elemente.

Die Moorcultur.

Von P. J. Sänger.

Die vor Kurzem in Berlin vom „Verein zur Förderung der Moorcultur im Deutschen Reiche" veranstaltete Ausstellung hat ein Interesse in den weitesten Kreisen erweckt. Es kann ja nicht zweifelhaft sein, daß in einem Lande, das wie das Deutsche Reich einen Ueberschuß an Arbeitskräften besitzt, jegliche Vermehrung ihrer lohnenden Verwerthung innerhalb der eigenen Landesgrenzen mit Freuden zu begrüßen wäre. Ebensowenig werden Zweifel darüber entstehen können, ob sich der Nationalwohlstand im Ganzen hebt, wenn ein erheblicher Theil des Landesgebietes, der jetzt wenig oder so gut wie keinen Ertrag gibt, in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum in ertragreiches Land umgewandelt wird. Wohl aber kann auf den ersten Blick bezweifelt werden, ob denn die „paar Moorgegenden" einen wirklich erheblichen Theil des Reichsgebietes darstellen und ob die auf ihnen mögliche Verwerthung von Arbeitskräften auch wirklich eine lohnende, rentabele ist.

Dem ersteren Zweifel ist an der Hand der Reichsstatistik nicht ohne Weiteres zu begegnen. Die Aufnahme über die Bodenbenutzung im Deutschen Reich von 1878 gibt z. B. für die Provinz Hannover nur 201,996 Hektar als auf „Oedland, Unland und Gewässer" fallend an, während nach der (späteren) Grundsteuervermessung und Bonitirung der Provinz Hannover daselbst 1,013,143 Hektar an Moor- und Haideland vorhanden sind, wobei unter letzterem nicht etwa nach ostdeutschem Sprachgebrauch die mit Wald, sondern die mit Haidekraut bestandenen Flächen begriffen werden müssen. Reine Moorflächen, also abzüglich der ebenfalls wie die Moore mit „Haide" bestandenen Sandflächen, sind in Hannover über 560,000 Hektar vorhanden. Im gesammten Deutschen Reichsgebiet dagegen gibt es nach einigen Quellen über 2,837,000, nach anderen 2,604,000, jedenfalls schwerlich viel weniger als 2,600,000 Hektar Moor, mit anderen Worten: der einundzwanzigste Theil des Deutschen Reichsgebietes ist Moor und, was vielleicht noch drastischer klingt, wir haben in Deutschland nur ungefähr zehnmal so viel Acker- und Garten- wie Moorland. Hiernach wird die absolute Erheblichkeit der Größe der Moorflächen Deutschlands nicht zu bestreiten sein; aber frappirender noch mag für den der Materie Fernerstehenden der Umstand sein, daß in einigen Gegenden auch die relative Größe der Moore so bedeutend ist, daß sie — z. B. im Regierungsbezirk Stade — auf 28 Procent, ja in dem 463 qkm großen Auricher Amt Stickhausen auf über 67 Procent der betreffenden Gesammtfläche steigt. Wie wünschenswerth es ist, derartige colossale Complexe dem Ackerbau zu gewinnen, bedarf angesichts der Thatsache, daß trotz der allgemeinen Fortschritte im Landbau das Deutsche Reich von denjenigen Nährfrüchten, die auch auf cultivirtem Moorboden gedeihen, zwischen 10 und 15 Procent des eigenen Ertrages importiren muß, wohl keiner weiteren Begründung.

Nicht so rasch sind diejenigen Zweifel zu beheben, die sich auf die Frage beziehen, ob eine Cultivirung des Moorbodens lohnend sei und angemessen rentire. Daß eine solche Cultur angängig ist, beweisen zunächst seit etwa 100 bis 200 Jahren die bekannten holländischen „Veene", wie namentlich Oude- und Nieuwe Pekelaa, Stadskanaal, Dedemsvaart, Wildervank, Sappemeer, Veenhuizen, Smilde u. A., Moorcolonien, die eine traurige Hochmoorwüstenei in fruchtbarste Felder und Weiden, in gewerbreiche Wohnplätze mit belebten Verkehrsadern umgeschaffen haben; das beweisen ferner einige der in Ostfriesland, in Oldenburg und im alten Herzogthum Bremen befindlichen „Fehne", wennschon andere derselben nur ein kümmerliches Dasein fristen; das beweisen endlich die in den letzten 25 Jahren, namentlich aber im letzten Jahrzehnt, nach dem Vorgang des Oeconomierath Rimpau angelegten Moordammculturen, deren Resultate auf der Ausstellung bei

Digitized by Google

völlig unbefangenen Beurtheilern geradezu staunende Bewunderung hervorgerufen haben. Der Hauptsache nach beschränkt sich demnach die Frage, ob die Inangriffnahme weiterer Moorculturen empfehlenswerth sei, auf die Frage nach der Sicherheit und Höhe der Rente, die das in Moorculturen (Ankauf und Melioration) angelegte Capital abwirft.

Zur Ermöglichung der Beurtheilung dieser Frage muß über die Beschaffenheit der Moorböden und die verschiedenen Methoden ihrer Benutzung das Nöthigste vorausgeschickt werden.

Moor im weitesten Sinne entstand und entsteht nur in gemäßigten Klimaten und zwar dort, wo fließende Gewässer oder direct auffallende atmosphärische Niederschläge zeitweise gar nicht oder nur unvollständig abfließen können, z. B. auf der Sohle kessel- oder muldenförmig gestalteter Terrains, die aus undurchlässigen Erdschichten bestehen. Der auf derartigen Terrains sich bildende Pflanzenwuchs verwest und vergeht — und das ist das Charakteristische — unter Wasser, also im Wesentlichen ohne die Einwirkung atmosphärischer Luft; letztere würde eine „Verbrennung" des Pflanzenwuchses eintreten lassen; ersteres, das Wasser, bewirkt nur eine „Verkohlung". Auf der verwesten Pflanzendecke wächst eine solche von Neuem auf, um wiederum zu vergehen u. s. f. — Wiederholt sich dieser tückische Proceß, der mit dem „Wachsen in die Höhe" auch ein „Wachsen in die Breite", mit anderen Worten eine immer größere Aufhöhung und Ausdehnung bewirkt, stets oder unverhältnißmäßig häufig, ohne daß mineralische Bestandtheile — etwa durch gelegentliche Ablagerungen und Anschwemmungen von Flüssen — in den Boden gelangen, so wächst ein Torfmoor auf. Tritt der Proceß in der oben geschilderten Reinheit nur einige Mal ein und überwiegen also die anderweitig niedergeschlagenen Bodenbestandtheile, so entsteht ein anmooriger Boden. Man rechnet zu diesem diejenigen Moorböden, die von 100 Gewichtstheilen weniger als 30 an unter Wasser verwesten organischen Substanzen enthalten. Diese anmoorigen Böden sind mit geringen Ausnahmen sehr fruchtbar; keinesfalls bedürfen sie einer besonders zu beschreibenden Art der Cultivirung.

Anders ist es mit den Torfmoorböden, zu welchen man diejenigen zählt, die über 50 bis fast 100 Procent vegetabilische Substanzen enthalten. Sie bedürfen immer besonderer Culturen, die aber — abgesehen von anderen Verschiedenheiten — sich wesentlich darnach unterscheiden, ob das Torfmoor ein Grünlands- oder ein Hochmoor ist. Grünlandsmoor entsteht unter sonst zutreffenden Bedingungen für eine Torfmoorbildung überhaupt da, wo der ursprüngliche Grund, auf dem das Moor aufwächst, und die ihm zugeführten Wasser so viel mineralische Bestandtheile (Thon, Gips, Kalk) enthalten, daß die sich bildende Unterwasservegetation der Hauptsache nach aus Algen, Riedgräsern, Schilfen und Binsen besteht. Ist ein solches Moor so hoch aufgewachsen, daß das auf dasselbe gelangende Wasser einen natürlichen Abfluß findet, so können jene Wasserpflanzen nicht weiter gedeihen und es entsteht eine „grüne", eine Sumpfgras-Vegetation*); das Wachsthum des „Grünlandmoors" ist beendet. — Hochmoor entsteht da, wo wegen Mangel an mineralischen Bestandtheilen in Untergrund und zugeführtem Wasser nur niedere Conferven- und Characarten gedeihen können. Hat ein solches, im Wesentlichen mineralfreies Moor die Höhe des ursprünglichen Wasserspiegels erreicht, so beginnen hier die vorher schon in der Pflanzendecke aufgetretenen Sphagnumarten die Oberfläche des Moores zu überziehen und sich zu einer filzigen Decke zu gestalten, welche dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft so wenig Zutritt gestattet, daß den unter jener Moordecke befindlichen Pflanzenresten ebensowenig eine vollständige „Verbrennung" zu Theil wird, als seien sie noch unter Wasser. Das Moor wächst durch immer wiederholte Neubildung von Moosen auf den unvollkommen verwesten Resten der früheren Moosschichten so lange in derselben Weise in die Höhe (und gleichzeitig in die Breite), wie die Capillarität der unter den Moosen befindlichen Pflanzenschichten noch aufsteigendes Wasser an jene obere Moosdecke gelangen läßt. Sobald aber diese keine Wasserzufuhr von unten mehr erhält, hört die Moosbildung auf und an Stelle der Moose bedeckt „Haide" (calluum vulgaris und erica tetralix) die Oberfläche. Ein „fertiges" Hochmoor zeigt daher im Gegensatz zum grünen Grünlandsmoor auf der Oberfläche den tristen, graubraunen Ton des Haidegestrüpps, der nur, wenn „die Haide blüht", dem rothvioletten Platz macht.

Aus obigen Erklärungen folgt, daß z. B. in Folge von Aenderungen in der Beschaffenheit der auf das Moor gelangenden Wasser, ein Grünlandsmoor in ein Hochmoor übergehen kann, sowie daß auch innerhalb eines und desselben Moores beide Arten in vertikaler, nicht horizontaler Schichtung wechseln können, wenn etwa auf bestimmte Theile des noch im Wachsthum begriffenen Moores verhältnißmäßig mineralienreichere Wasser gelangen, als auf die benachbarten.

Ebenso folgt aus dem Vorhergesagten, daß die landwirthschaftliche Schwäche (sit venia verbo) der Moorböden in chemischer Beziehung ihre Armuth an Mineralien ist, und daß diese Schwäche dem Hochmoor noch mehr anhaftet als dem Grünlandsmoor. Ihre zweite Schwäche liegt in der physikalischen Beschaffenheit, in der hochgradigen Empfindlichkeit gegen die Einwirkung des Frostes und in der mehr oder minder vollständigen Abgeschlossenheit der atmosphärischen Luft von den unter der Oberfläche des Moors befindlichen Schichten. Auch in dieser Beziehung ist das Grünlandsmoor, selbst wenn es in Folge von Senkung des Wasserspiegels ebenfalls wie das Hochmoor eine Haidevegetation tragen sollte, weniger ungünstig als dieses. Dagegen bietet die Entwässerung des Hochmoors häufig weniger Schwierigkeiten, weil wenigstens die Mitte eines solchen meist ziemlich hoch liegt. Die landwirthschaftliche Stärke der Moorboden gegenüber sterilen Böden beruht darauf, daß sie alle organischen Stoffe, deren die Culturpflanzen zu ihrer Ernährung bedürfen, in ausreichender und sogar ungewöhnlich großer Menge — nur freilich in schwer lösbarer Form — besitzen, daß namentlich das belebende Element für alles Vegetabilische, das Wasser, ihnen in reichem Maße eigen ist, und daß endlich bei richtiger Gesammtanlage die Regulirung des Wasserstandes eine verhältnißmäßig leichte ist.

Sieht man von der Torfgewinnung ab, die — wenn auch zum Theil landwirthschaftlichen Zwecken direct dienend — doch ebensowenig eine landwirthschaftliche Verwerthung des Moorbodens genannt werden kann, wie etwa bei einem Thonböden das Ausziegeln eines solchen, so wird gegenwärtig der allergrößte Theil wenigstens der nordwestdeutschen mit „Haide" bestandenen Moore nur als Weide für Schafe und Bienen ausgenutzt, liefert also einen äußerst geringen Ertrag. Ein anderer Theil wird durch Entfernung der „Haideplaggen" und Benutzung dieser letzteren zu Einfriedigungen und zu Streu geradezu ruinirt; ein sehr geringer Theil nur wird durch energisches Durcharbeiten und Zuthat von Dung in an und für sich nicht rationeller, aber den Verhältnissen der betreffenden Besitzer gut angepaßter Weise in Cultur genommen. Der Hauptsache nach beschränkt sich die ackerbauliche Ausnutzung der Moorhaiden auf Gewinnung von ein bis zwei guten und höchstens noch drei bis vier kümmerlichen Hafer- oder Buchweizenernten, denen 17—30 völlig ertraglose Jahre folgen. Diese Ernten werden nach jedesmaligem vorhergegangenem „Brennen" der dünnen Haidekraut- und Humusdecke des Moors gewonnen. Eine neuere Brennmethode, die Brünings'sche, gestattet sechsmalige befriedigende Ernten hintereinander und soll das Land — vorausgesetzt, daß die nöthigen Nährstoffe zugeführt werden — für jede Art der landwirthschaftlichen Cultur brauchbar machen; indeß sind die Erfahrungen über diese Methode, die jedenfalls einer Aufforstung sehr gut vorarbeitet, noch zu jung, als daß sie hier in Betracht gezogen werden dürfte.

Eine rationelle Ausnutzung, zunächst der Grünlandsmoorböden, ermöglicht die von dem obenerwähnten Oeconomierath Rimpau im Drömling zuerst im größeren Maßstab angewandte

*) Den Fall, daß diese durch eine Haidekrautvegetation ersetzt wird, lassen wir im Interesse größerer Einheitlichkeit der Darstellung zunächst außer Betracht.

Digitized by Google

Sanddeck- oder Dammcultur. Ihrer Inangriffnahme muß, wie dies auch bei anderen rationellen Culturarten der Fall, eine chemische und physikalische Untersuchung möglichst vieler Moorstellen und eine planmäßig gesicherte Entwässerung des Moors vorausgehen. Ist letztere erfolgt, und durch erstere bestimmt, was für Nährstoffe dem betreffenden Moore zuzuführen sind und in welcher Form, so bedeckt man die nach Entwässerungs- und ackerbaulichen Rücksichten einzutheilenden Moorflächen in Streifen von etwa 25 Meter Breite, die unter sich durch Entwässerungsgräben*) getrennt sind, mit einer 11 Centimeter starken Schicht groben Sandes, die man, je nachdem dies vortheilhaft resp. ausführbar, unter dem Moore oder seitwärts desselben — die Moore grenzen sehr häufig an Sandhaiderücken — entnimmt. Der Sand verhindert das Ausfrieren des Moorbodens, drückt jedenfalls durch sein Gewicht den etwa ausgefrorenen Boden zusammen, gestattet durch seine Poren ungehinderten Zutritt der atmosphärischen Luft zum Moor, verhindert die so verderbliche Wärmeausstrahlung des dunklen Moorbodens und gibt den Pflanzen einen weit festeren Standort, als dies der Moorboden vermag. Uebrigens kommt die Sandschicht nicht direct auf die Vegetationsdecke des Moors, sondern man schüttet auf diese zunächst das aus den Entwässerungsgräben gewonnene, gelockerte Moor und zwar gleichfalls in etwa 11 Centimeter Stärcke. Erfolgt nun eine den Verhältnissen und der planmäßigen Fruchtfolge angemessene Düngung der Dämme und eine rationelle Ausnutzung der Böschungen der Entwässerungsgräben, etwa durch Weidenplantagen, so liefern derartig cultivirte Moore sehr hohe Erträge. Nach gegenwärtigen Marktpreisen würde sich das auf Ankauf und Inculturnahme verwandte Capital, nach Abzug der Unterhaltungs- und Betriebskosten im weitesten Sinne, noch mit 10 Procent**) verzinsen, wenn man den Ankauf des Hektars rohen Moors mit 340 Mark, seine Cultivirung mit 660 Mark (in dieser Summe stecken bei den Rimpau'schen Culturen die Gebäude und das Inventar mit), die Betriebskosten zu 150 Mk. und den Geldertrag zu $^5/_7$ desjenigen der Rimpau'schen Culturen annimmt.

Auf Hochmooren kann die Sanddeckcultur deshalb nicht mit gleichem Vortheil angewendet werden, weil bei ihr der Moorboden selbst zu wenig von der mechanischen Ackerbearbeitung angegriffen wird, was für den steinharten und verfilzten Hochmoorboden unumgänglich erforderlich ist. Mischt man hingegen denselben, immer nach vorhergegangener Abwässerung und Lockerung, mit Sand und gibt diejenigen Düngemittel hinzu, die der speciellen Eigenthümlichkeit des betreffenden Moorbodens einer- und der zu bauenden Pflanze andererseits entsprechen, so erfolgen, soweit die — etwa achtjährigen — Erfahrungen ergeben haben, ebenfalls sehr befriedigende Ernten, die sogar theilweise den Durchschnittsertag der Sanddeckculturen auf Grünlandsmoor, freilich bei Verdoppelung des Dungquantums, übersteigen. Statt wie bei dieser sogenannten „Sandmischcultur" die nöthigen lösenden und nährenden Stoffe in Form von Chemikalien zuzuführen, kann man auch bei Mooren in der Nähe der Nordseeküste eine „Ueberschlickung" der Moore eintreten lassen. Der durch Baggern in den Häfen und Flußmündungen massenhaft gewonnene Schlick wird dabei nicht wieder wie früher in die See, sondern in Schiffen oder Waggons bis in die Nähe der Moore gefahren. Pro Hektar genügen für mehrere Jahre — später schlämmen sich die Schlicktheile zu tief in's Moor ein — 100,000 Cubikmeter abgelagerten Seeschlicks, um außerordentlich hohe Erträge (bei Bestellung der beschlickten Flächen mit Erbsen und Bohnen war der Mehrertrag gegen früher pro Jahr und Hektar 215 bis 566 Mark) zu erzielen. Während für die Sandmischculturen und Ueberschlickungen Mangels genauerer Angaben über die absoluten Kosten des Verfahrens Rentabilitätsangaben sich nicht machen lassen, ist dies für eine ganz ähnliche Cultur möglich, die durch Ueberfahren des Moors mit einer 10 Centimeter starken Schicht schweren Marsch- (Klay-) Bodens bewirkt wurde. Die Kosten dieser voraussichtlich für lange Jahre vorhaltenden Ueberfahrung, die auf 24 Kilometer Entfernung vorgenommen wurde, beliefen sich auf 1300 Mark pro Hektar. Rechnet man auch hier den Kaufpreis des rohen Moors zu 340 Mark, so ergiebt sich für das aufgewendete Capital von 1640 Mark, nach Abzug der Betriebskosten von höchstens 100 Mark, bei einer Bruttoeinnahme von nur 300 Mark eine Verzinsung von über 12 Procent.

Ist ein lohnender Torfabsatz möglich, so empfiehlt es sich, unter der Voraussetzung, daß ein Canalsystem das Moor durchschneidet, wie ein solches auf den holländischen Veenen von den Käufern großer Moorcomplexe angelegt wird, das Land wie dort allmählich abzutorfen, den Torf per Schiff abzusetzen und von diesem letzteren als Rückfracht Dung, Seeschlick oder Klay zurückbringen zu lassen, der dann mit der obersten, inzwischen anderweitig deponirt gewesenen Humus- und Moorschicht, die zur Torfverarbeitung sich nicht eignet, vermengt wird und ebenfalls einen außerordentlich reichen landwirthschaftlichen Ertrag sichert. Obgleich indeß die Heizkraft des Torfs derjenigen des Buchenholzes gleichkommt, obgleich sie für Locomotivheizung mehr als den halben Werth hat wie diejenige der westfälischen Kohle, so dringt diese doch in den in Frage kommenden Revieren so weit vor, daß auf eine wesentliche Steigerung des Torfconsums für Heizzwecke nicht mit Sicherheit gerechnet werden kann; auch die sonstigen technischen Verwendungen des Torfs zur Gewinnung von Papier, Webestoff, Paraffin und zur Herstellung von Streu können den erforderlichen Massenconsum nicht erzielen. Eine massenhafte Abtorfung der Hochmoore erscheint daher im Augenblick nicht rentabel, so daß gegenwärtig auf eine Veencultur im Sinne der Holländer nicht gerechnet werden kann und die von der preußischen Regierung in dankenswerther Weise unternommenen Canalbauten zunächst wohl der Anfuhr von Klay und Seeschlick, nicht der Abfuhr von Torf dienen werden.

Daß aber die nicht auf Torfgewinn ausgehenden Culturmethoden, wenn an richtiger Stelle richtig angewendet, rentabel sind, dürften die vorstehenden Betrachtungen gezeigt haben; keinenfalls können einem „Moorspeculanten", der nicht gleich ganze Quadratmeilen kauft, so große Capitalien wirklich verloren gehen, wie dies bei einer einzigen, gar nicht besonders gewagt aussehenden Börsenspeculation der Fall sein kann, wenn ähnliche Coursschwankungen eintreten, wie sie die letzten Monate gebracht haben.

*) Für die Bemessung der Dimensionen derselben sind zu viel Rücksichten maßgebend, als daß hier darauf eingegangen werden könnte.

**) Amortisationsberechnungen sind hier und im Folgenden nicht angestellt.

Literatur und Kunst.

Der falsche Idealismus.

Von Hieronymus Lorm.

Der wahre Idealismus unterscheidet sich vom falschen Idealismus dadurch, daß dieser strebt und jener verzichtet. Der falsche Idealismus begehrt die Welt, weil er sich in ihr zu verwirklichen trachtet; der wahre Idealismus überwindet die Welt, weil er für seine Anknüpfung an das Unendliche nichts von ihr zu hoffen hat. Denn er erkennt die Welt als das ihm diametral entgegengesetzte Princip, als den Egoismus oder den Selbsterhaltungstrieb der Natur und des ganzen Complexes von Erscheinungen, welchen man Welt nennt. Hingegen bedarf der falsche Idealismus der Welt und ihrer Erhaltung als Mittel für die Erfüllung seiner bloß endlichen Zwecke und darum ist ihm der Egoismus sittlich indifferent und unter Umständen sogar positiv sittlich. Der falsche Idealismus ruft mit dem Dichter begeistert: „Seid umschlungen, Millionen!" — was aber als dichterischer Traum bezaubert, verliert jegliche Wirkung und Bedeutung, wenn es sich als wissenschaftliche Erkenntniß durchsetzen will.

Digitized by Google

Die verschiedenen Wege, welche der falsche Idealismus einschlägt, im Wahn, einmal, sei es auch in unabsehbarer Zukunft, ein Bündniß mit dem Realismus schließen, d. h. sich verwirklichen zu können, haben von jeher den Inhalt zahlloser Schriften gebildet, welche philosophische Wahrheit zu sein glauben und nur erkenntnißlose Gefühlsschwelgerei sind. Die imaginäre Beschaffenheit der Wege erklärt sich aus der trügerischen Bedeutung des Zieles, welches der selbstbetrogene Idealismus verfolgt. Er will, daß in die Naturnothwendigkeit der Dinge, welche keine Ideen und kein anderes Streben hat, als sich selbst zu behaupten, keinen anderen Inhalt als die Selbstsucht, — Ideen (nach Plato Urbilder) der Vollkommenheit eingeführt werden und zwar nicht, wie es von jeher der Fall gewesen, als bloße Postulate, als Forderungen des Geistes an die Natur, sondern als erfüllte Postulate; die Ideen selbst sollen Thatsachen der Natur, empirische Wirklichkeit werden. Bei Erreichung dieses Zieles wäre allerdings die Existenz der Welt nicht nur gerechtfertigt, weil metaphysisch und praktisch, logisch und ethisch erklärt, sondern die Welt wäre zur Seligkeit erhoben, die Welterlösung vollzogen.

Diese Verwirklichung der Welterlösung oder die Verwirklichung der höchsten Ideen müßte nothwendig mit der Begreiflichkeit derselben ihren Anfang nehmen. Denn nur das Erkannte ist wirklich und wenn die Ideen, die über die Natur hinausgehen und die stets unbegreiflich geblieben sind, zu Thatsachen der Natur werden sollen, so könnte diese Realisirung vor allem Anderen nur in der Gestalt der begriffsmäßigen Erkenntniß geschehen; das Geistige ist verwirklicht, sobald es unumstößliche logische Gewißheit geworden ist. Die Unmöglichkeit, für die Ideen der Vernunft dieses Ziel zu erreichen, ist durch den Sturz der dogmatischen Metaphysik dargethan.

An der Erreichbarkeit dieses Zieles zweifelt jedoch der falsche Idealismus keinen Augenblick. Die Schuld an der bisherigen Unerreichbarkeit mißt er keineswegs der Wesenlosigkeit des ihm als absolutes Dogma feststehenden Zieles bei; an der bisherigen Unerreichbarkeit des Zieles trägt ihm einzig und allein die Unangemessenheit des Weges die Schuld. Mit jedem neuen Werke versucht daher der falsche Idealismus, die Möglichkeit des Zieles keiner Untersuchung mehr für bedürftig haltend, nur einen neuen Ausgangspunkt für den Weg dahin zu finden.

Einen neuen Ausgangspunkt sucht auch H. Steinthal's „Allgemeine Ethik"*), die neben der von Kant zuerst und für alle Zeiten vollzogenen Trennung der Ethik von der Metaphysik eine Trennung der Ethik von der Uebersinnlichkeit, von der Transscendenz überhaupt beabsichtigt. Ihr Moralprinzip ist einzig und allein die Lust, geradezu wie an sinnlichen Gegenständen, ein Geschmacks- und Willensurtheil im Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit, kurz eine Ethik, die sich der modernen mechanistischen Weltanschauung unterordnet. Lust und Unlust sind Manifestationen des begehrenden oder verabscheuenden Willens. Der Wille aber ist unfrei, weil er nur auf naturnothwendige Motive reagirt. Die Unfreiheit des Willens ergibt sich ohne alle philosophische Argumentation für den natürlichen Menschenverstand einfach daraus, daß der Wille unter allen Umständen der Knecht des Gewollten ist. Wo die tyrannische Herrschaft eines Gegenstandes über den Willen fehlt, da ist auch kein Wille vorhanden. Nun beruht aber jede sittliche Handlung, die gesammte Ethik, auf Willensfreiheit, worunter bei der steten Gebundenheit des Willens nichts anderes verstanden werden kann als die Befreiung vom Willen. Diese Befreiung ist ein Act transscendentaler Freiheit, ein Act, dessen Motiv nicht mehr in der naturnothwendigen Causalität liegt, sondern aus einem intelligiblen Reich, aus dem Uebersinnlichen, aus der Transscendenz stammt und folglich unerkennbar ist. Diese Unerkennbarkeit trennt die Ethik von der Metaphysik, schließt jene aber um so fester an die Transscendenz an. Wenn ein Hungriger sein letztes Stück Brot einem anderen Hungrigen zum Opfer bringt, statt sich selbst damit zu sättigen, so gibt es im ganzen Bereich der mechanischen Weltordnung kein Motiv dafür, und soll neben der Lust, das Brot zu essen, die Opferung desselben auch eine Lust genannt werden, so kann sie doch nur ein transscendentes Motiv sein, welchem wir den irdischen Namen Lust beilegen, um damit eine überirdische Sache zu bezeichnen.

Das Mitleid ist selbst transscendent und wenn man es als das Bestreben faßt — einem eigenen Leid durch eine gute That abzuhelfen, so sucht man das Mitleid durch diese falsche Erklärung nur in die Welt der Causalität, des Egoismus, der Naturnothwendigkeit zurückzubringen, ohne seinen übersinnlichen Ursprung leugnen oder ihn begreifen zu können. „Was mich nicht brennt, das blase ich nicht" sagt die gemeine Natur; sie sagt aber nichts darüber aus, weshalb mich das fremde Leid brennt. Wird die Trennung vom Uebersinnlichen als eine solche von der Metaphysik verstanden, so läßt Steinthal um so lebhafter eine gründliche Auseinandersetzung mit seinen Vorgängern in dieser Trennung, mit Kant und Herbart vermissen. Was Kant betrifft, so ist seine Trennung der Ethik von der Metaphysik nicht erörtert, sondern nur in einem einzigen kurzen Satz constatirt. Dies erscheint wie eine übel angebrachte Vornehmheit. Allerdings ist Kants Ethik als solche, ihrem sachlichen Inhalt nach, längst abgethan und für immer beseitigt. Sie kann sich weder durch ihre Pflichtenlehre behaupten, welche zu einer scholastisch abstoßenden Verleugnung des Pflichtgefühls oder der Neigung für das Sittliche führt, noch vermag sie durch die künstliche und mißlungene Erhöhung von zwei überkommenen religiösen Dogmen zu ursprünglichen Postulaten der praktischen Vernunft, die an der Idee des Unbedingten oder der Freiheit nur ein einziges hat, dauernde Uebereinstimmung zu erzielen. Auch die Identificirung der Vernunft mit einem sogenannten sittlichen Willen kann psychologisch und philosophisch nicht bestehen.

Allein die Begründung der Ethik durch Kant ist im Verhältniß zu seiner Zeit selbst eine große sittliche That. Er hat die Ethik erst erschaffen, ihr die Augen geöffnet, ihr die Unabhängigkeit von der Religion wie von der Metaphysik erobert, sie von jeder höhern Instanz als sie selbst ist, befreit und den ethischen Wohlfahrts-Dusel der Aufklärungs-Philosophie verscheucht, welcher dem Menschen, um ihn für die Sittlichkeit zu gewinnen, eine aus ihr hervorgehende Glückseligkeit versprach, ein Mittel, das den Zweck zu Grunde richtete. Er hat mit Einem Wort die Ethik ausschließlich auf Vernunft gestellt, was einer niemals mehr sich verdunkelnden Erleuchtung, einem unvergänglichen Gewinn gleichkommt.

Um die Ethik ausschließlich auf Vernunft zu gründen, mußte Kant die Tragkraft dieses Vermögens untersuchen, ob es fähig sei, das Fundament des Baues zu bilden. Da ergab sich denn aus der Kritik der reinen oder theoretischen Vernunft, daß sie nicht im Stande sei, den theoretischen Erkenntnißgrund für das Ethische zu liefern, daß dieses aber, wenn auch unbegriffen, in der praktischen Vernunft des Handelns zu vollem Leben gelangt. Mit anderen Worten, die Ethik kann nicht philosophiren, sondern nur handeln, sie kann nicht Wissenschaft, sondern nur That sein, aber in ihrem Handeln und Thun drängt sie sich dem menschlichen Bewußtsein praktisch als die Darlegung der höchsten Vernunft auf. Die Vernunft ist practisch durch die Befreiung von der Naturnothwendigkeit, ihre Causalität ist durch transscendentale Freiheit bestimmt. Die Vernunft ist (wie schon Schleiermacher erklärte) an und für sich leer und inhaltlos, eine bloße Form der Transscendenz; indem sie sich aber mit der Welt, mit der Natur, mit dem sinnfälligen Inhalt erfüllt, bringt sie diesen der Unendlichkeit, der Transscendenz nahe, aus welcher sie als Form selbst hervorgangen ist. Die Ethik ist somit in der Form der praktischen Vernunft, in der transscendentalen Freiheit enthalten.

Die Freiheit ist nichts Positives, sie ist die Negation des Naturnothwendigen, also bloße Form der Transscendenz; vergebens bemüht sich die Metaphysik, die speculative Vernunft, um eine begriffliche Erkenntniß des Uebersinnlichen. Mit dieser Erkenntniß wäre der transscendenten Form auch ein trans-

*) Berlin, Georg Reimer, 1885.

Digitized by Google

scendenter Inhalt gegeben. Da dieser Inhalt nicht zu erreichen ist, so hat die Freiheit nur die Praxis des sittlichen Handelns zum Inhalt, die wunderbare und unbegreifliche Negation des gemeinen und allgemeinen egoistischen Naturtriebes, der Selbstbehauptung und der Selbstsucht. Kant vollzieht die Scheidung der reinen (speculativen) von der praktischen Vernunft mit Worten, die mir stets als ein selten vorkommendes Beispiel erhabenen Hohnes erschienen sind: „Es wäre allerdings befriedigender, für unsere speculative Vernunft, ohne diesen Umschweif jene Aufgaben für sich aufzulösen, und sie als Einsicht zum praktischen Gebrauche aufzubewahren; allein es ist einmal mit unserem Vermögen der Speculation nicht so gut bestellt. Diejenigen, welche sich solcher hohen Erkenntnisse rühmen, sollten damit nicht zurückhalten, sondern sie öffentlich zur Prüfung und Hochschätzung darstellen. Sie wollen beweisen; wohlan! so mögen sie denn beweisen, und die Kritik legt ihnen, als Siegern, ihre ganze Rüstung zu Füßen ..... Da sie also in der That nicht wollen, vermuthlich weil sie nicht können, so müssen wir jene (die Rüstung) doch nur wiederum zur Hand nehmen, um die Begriffe ....., für welche die Speculation nicht hinreichende Gewährleistung ihrer Möglichkeit findet, in moralischem Gebrauche der Vernunft zu suchen und auf denselben zu gründen."

Die Trennung der Ethik von der Metaphysik bedeutet also, daß die Vernunft darauf verzichtet, den theoretischen Erkenntnißgrund für das Ethische ausfindig zu machen, was wieder so viel bedeutet, daß die Ethik fest mit der Transscendenz verknüpft bleibt. Die Trennung der Ethik von der Transscendenz jedoch würde bedeuten, daß jener unerreichliche Erkenntnißgrund mitten in der mechanischen Weltordnung selbst, mitten im Causalnexus der Dinge aufzufinden sei — wobei nur das Unglück passirt, daß er eben nicht aufzufinden ist, wie denn in der That die Wissenschaft sich schon seit Jahrhunderten vergebens mit der Definition des positiven, des höchsten Gutes abquälte.

Verlegt nun Steinthal wirklich den Erkenntnißgrund des Ethischen mitten in die mechanische Weltordnung, so scheint er dem unbefangenen Auge einen Cirkel zu beschreiben. Er beginnt mit der Trennung der Ethik von der Metaphysik, indem er aber den Erkenntnißgrund gefunden zu haben glaubt, hat er auch die alte überwundene dogmatische Metaphysik wieder erreicht. Daran wird nichts dadurch geändert, daß er den Ursprung des Sittlichen in Lust und Unlust erkennt und folglich die Erkenntniß mit in die mechanische Weltordnung verlegt. Er beweist dadurch die Möglichkeit des Sittlichen so wenig wie die dazu von Kant aufgeforderten Metaphysiker und die Wahl des neuen Ausgangspunktes vom Mechanismus erscheint nur wie eine schlaue Concession an den Geschmack des Zeitalters, um dieses zu captiviren.

Zwischen dem Wohlthäter, der im Hospital stirbt, nachdem er sein Letztes der Armuth geopfert hat und dem in der Gosse sich wälzenden Trunkenbold, der seinen letzten Pfennig versoffen hat, wäre nach dem Moralprincip Steinthal's nicht der geringste wesentliche Unterschied. Beide waren Knechte desselben Herrn, beide haben der „Lust" gehorcht, und zwar einer und derselben „Lust". Denn wäre neben der aus den causalen Bedingungen der rohen Natur nothwendig hervorgegangenen Lust noch eine specifisch andere Lust vorhanden, so könnte sie nur aus dem Gegentheil der Nothwendigkeit, aus der transcendentalen Freiheit hervorgegangen sein, die ja hier ausgeschlossen bleibt. Aus welcher Quelle leitet man einen Unterschied des sittlichen Werthes zwischen der Lust, sich zu betrinken und der Lust, sich zu opfern ab? Beides ist ganz dieselbe „Lust". Ein Mann, der leiblich und geistig vollkommen gesund ist, also die Bedingungen der Steinthal'schen „Freiheit" hat, wird zum Scheiterhaufen herangebracht. Die natürliche Consequenz jener Gesundheit ist die ungebundenste Lebenslust. Der Priester fordert jenen Mann auf, ein bestimmtes Glaubensbekenntniß nachzusprechen und hierauf ungehindert seines Weges zu gehen. Der Mann mit der ungebundenen Lebenslust besteigt aber lieber den Scheiterhaufen. Woher stammt seine Todeslust?

Davon enthält das Moralprincip Steinthal's nichts. Lebenslust und Todeslust können doch unmöglich dieselbe Lust sein. Wahrlich, dieses Moralprincip enthält die drei Merkmale eines echten und rechten päpstlichen Dogmas: es ist unbewiesen; es ist unbeweisbar; es wird von Demjenigen, dem es sich „offenbart" und der es verkündet, eines Beweises nicht für bedürftig erachtet. Als das Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä proklamirt wurde, sagten die Wiener: „Pius der Neunte hat's verkündet und der Zehnte glaubt's nicht." Dies dürfte auch dem Lust-Dogma des Herrn Steinthal widerfahren.

Vermißt man die nöthige Berücksichtigung Kant's, wär' es auch in der Gestalt des Widerspruchs und der Bekämpfung, umsomehr als sich der Verfasser zur Erkenntnißtheorie bis zu einem gewissen Grade correct verhält, so wird der Mangel einer gründlichen Auseinandersetzung mit Herbart weniger empfunden, weil die „Allgemeine Ethik" dem bezüglichen Standpunkt Herbart's ohnehin nahe verwandt ist. Schon der Grundzug, daß die Ethik nur auf Gefallen und Mißfallen an Handlungen und Personen beruhe, deutet auf Herbart's Verquickung der Ethik mit der Aesthetik hin. Zu welch' absonderlichen Resultaten dies führen muß, erhellt schon aus einem einzigen Satz Herbart's selbst: „Der Streit mißfällt. Dies Urtheil gilt gegen Mißhandlungen und Mordthaten." Die Einwendung, daß die Ermordung eines Menschen während er schläft oder aus einem Hinterhalt keinen Streit voraussetze, wäre keine vollständige Widerlegung, weil der Act der Ermordung selbst die Form des Streites an sich hat. Entscheidend ist, daß auch das schrankenloseste ästhetische Mißfallen an einem Kunstwerk niemals gleich dem sittlichen Mißfallen an einer Unthat eine Empörung des Gemüthes hervorruft. Diese könnte etwa nach Herbart durch die Betheiligung des Willens am sittlichen Urtheil, wodurch sich dieses nach Herbart allein vom ästhetischen Urtheil unterscheiden soll, erklärt werden; allein wenn man den Willen als psychologische Thatsache und nicht als metaphysische Abstraction faßt — und das willkürliche Spiel mit bloßen Begriffen war ein Kriterion der nachkantischen Philosophie — so entspringt nicht dem Willen das Urtheil über eine fremde Unthat, in welche er weder handelnd noch leidend mit einbezogen ist. Es entspringt der Transcendenz der praktischen Vernunft, die ihren Sitz im Gemüthe hat, dem Sammelplatz aller übersinnlichen Momente in der menschlichen Natur. Pectus est, quod facit philosophum.

(Schluß folgt.)

Ein Wiener Roman.

Von F. Groß.

In demselben Maße, wie die heute in der Erzählungsliteratur herrschende Richtung den Schriftsteller darauf verweist, mit möglichster Treue die Wirklichkeit abzubilden, wächst den deutschen Erzählern der Muth zu einem Wagestücke, das so leicht erscheint und vor dem doch so Viele zurückgeschreckt sind: die Oertlichkeit der Ereignisse beim Namen zu nennen, wirkliche Städte, wirkliche Straßen anzuführen und in dieselben die handelnden Personen nicht zufällig zu versetzen, sondern sie als organisch zusammenhängend mit dem „milieu" — aus ihm emporgewachsen — darzustellen. Ob damit die Arbeit des Künstlers eine leichtere geworden, das läßt sich nicht kurzweg entscheiden. Leichter ist sie vielleicht geworden, weil der Fabulist manche bedeutende Wirkung damit erzielen kann, daß er thatsächlich Geschautes einfach abschreibt — schwerer ist sie geworden, weil er seine Leute nicht mehr so reden und thun lassen darf, wie sie das allenfalls in Wolkenkukuksheim können, sondern ihnen in Berlin, Wien, Paris Fleisch und Blut von den Berlinern, Wienern und Parisern verleihen muß, wenn er nicht der Unwahrheit geziehen und überführt werden will.

Digitized by Google

Der Roman des modernen Berlin hat sich schon in mehreren Kundgebungen gezeigt. Die in unseren Tagen von Frankreich ausgegangene literarische Bewegung hat für die deutsche Kaiserstadt Werke gezeitigt, welche erkennen lassen, daß auch unsere Muttersprache ein Boden ist, auf welchem die Früchte eines gesunden Realismus gedeihen. Nun will auch Wien seinen Roman haben, nun sollen auch die Erzähler, welche von den Ufern der schönen blauen Donau ihre Stoffe holen, unzweideutig Localfarbe bekennen. An Versuchen hierzu fehlt es nicht. Ich denke nicht an den Sensationsschund, welcher in der kleinen Presse mit Entführung, Raub, Mord, Gespensterercheinung und ähnlichen Mitteln den Gaumen des süßen Pöbels zu kitzeln sucht. Nur Schöpfungen mit künstlerischen Absichten — gleichviel ob mit erreichten oder unerreichten — kommen in Betracht. Auf diesem Wege unternahm Friedrich Uhl mit „Farbenrausch", einem die Figur Hans Makart's mit interessanten Arabesken umrankenden Roman, einen Schritt, oder doch nur einen halben Schritt, denn er begnügt sich, verständlich anzudeuten, anstatt das, was er im Sinne hat, gerade herauszusagen. Er meint, die Stadt, in welcher „Farbenrausch" spiele, brauche er nicht ausdrücklich zu nennen, man könne sie sich denken. In der That kann man sich sie denken, man weiß nach wenigen Seiten, daß Wien der Schauplatz der Handlung ist. Das Wort „Wien" jedoch kommt in dem Buche nicht vor, und der Autor spielt kokett mit einer Discretion, die er nicht wahren will. Nun kommt ein junger Schriftsteller, C. Karlweis, daher und legt uns seinen ersten Roman*) auf den Tisch: „Wiener Kinder". Wir schlagen den stattlichen Band auf, und sofort klingt ein Dialektwort an unser Ohr. „Märzveigerl! Frische Märzveigerl!" (Märzveilchen) ruft lockend ein „halbwüchsiges Mädchen in dürftiger Kleidung", das „an der Ecke der Nesselgasse" lehnt. Seltsam! Drei Zeilen haben wir erst empfangen, und wir befinden uns mitten in Wien, und ein Zweifel über das Colorit ist kaum mehr möglich. Wir lesen weiter und weiter, und immer entschiedener tritt das Wiener Element hervor, so entschieden, daß wir stutzig werden und uns fragen: „Will der Verfasser uns nicht durch Aeußerlichkeiten gefangen nehmen? Macht er nicht Zugeständnisse an eine literarische Zeitströmung, um mit einem wohlfeilen modernen Mäntelchen einen Mangel an Erfindung, an Gehalt, an Charakteristik zu verdecken?" Die Antwort wird entschieden zu Karlweis' Gunsten zu lauten haben. Was er erzählt, ist nicht willkürlich nach Wien verlegt. Die Menschen, die er vorführt, sind nicht durch eine Laune nach Wien verschlagen; sie bilden ein Stück der alten Stadt, diese bildet ein Stück von ihnen, sie sind, was der Titel verspricht: Wiener Kinder von echtem Schlage. Karlweis scheut sich nicht, sie sprechen zu lassen, wie der Schnabel ihnen gewachsen ist; aber wenn er selbst das Wort ergreift, dann hören wir ein correctes, ausgefeiltes Deutsch, man würde auf den vierhundert Druckseiten vergebens einen Austriacismus suchen. Und der Erzähler verschmäht das kleinliche Mittel, die Wiener — wie andere Autoren es gethan — dadurch zu ködern, daß er ihnen schmeichelt, ihre Gebrechen und Fehler lügnerisch beschönigt. Wir hören die Stimme eines ehrlichen Mannes, eines Wieners, der seine engere Heimath liebt und doch für ihre Schattenseiten keineswegs blind ist. Wie ein Resumé seiner Anschauungen klingt der Schlußaccord des Buches: „Seht doch, es sind noch immer dieselben Menschenkinder, die da unten leiden und jubeln, grollen und küssen, ... dieselben unruhigen Geschöpfchen mit ihrem wunderlichen Jagen nach Genuß ohne Glück, nach Lohn ohne Mühe. Wie vor hundert Jahren sind sie noch heute, und werden es wohl auch in alle Zukunft bleiben: Kinder, große Kinder!"

An Vorgängen und Figuren ist das Buch so reich, daß ich nicht versuchen kann, den Gang desselben in seinen verschlungenen Einzelnheiten nachzuzeichnen. Nur der leitende Zug sei hervorgehoben: wir sehen die schwachen Wiener Kinder im Kampfe gegen die Sinnlichkeit in jeder Bedeutung dieses Wortes, und wir sehen die meisten erliegen. Dieses Thema behandelt Karlweis in den mannigfachsten Variationen. Er spielt auf der einen Seite, als ob es ihrer vier wären, aber dem Fehler der hie und da sich bemerkbar machenden Monotonie entgeht er doch nicht. Immer wieder legt er den Einfluß von Leichtlebigkeit und Genußsucht dar; in ihren Gegenstücken spiegeln sie sich nur um so deutlicher wieder. In einer gewissen Einförmigkeit, einem unleugbaren Gebrechen, liegt aber auch ein Vorzug: wir fühlen von Anfang bis zu Ende, daß wir Wiener Luft athmen, und wenn der Autor, wie gesagt, so nachdrücklich hervorkehrt, daß das punctum saliens des Wienerthums — er hat ein Recht, es zu betonen, denn bei aller Unparteilichkeit schlägt ihm doch das Herz eines Wieners in der Brust, und er hat keine böse Absicht, sondern mit schmerzlicher Ironie weist er auf die Schwächen des eigenen Bruders hin. Wie einer seiner Helden, der Bauführer Franz Sturm — auch Einer, dessen sittliche Anschauung den Ringkampf mit der Liebe zu einer derselben Unwürdigen nicht besteht und daran zu Grunde geht — den Plan faßt, auszuwandern, und wie der Verfasser ihn vor dieser geplanten, nie zu Stande kommenden Abreise erscheinen läßt, das ist eines der bezeichnenden Details: „Dem jungen Bauführer ist es, als erblicke er das herrliche Bild zum ersten Male. Und er soll es nie wiedersehen! Heute Abend reist er ja fort, und dann ... Mit eins erwacht in ihm das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dieser Stadt, die er nicht mehr wie bisher als ein zufälliges Beisammenstehen von tausend und aber tausend Häusern, ein Gewirre von Straßen, Plätzen, Gärten und Monumenten betrachten kann, sondern als ein Ganzes, ein Lebendiges, dem zugehört, dessen mächtige Züge tief in sein Herz gegraben sind, — das er liebt! Jawohl, liebt! Stolz und zärtlich blickt er um sich, und Alles erscheint ihm jetzt in einem neuen Lichte, von allen Seiten lächeln ihn vertraute, liebe Gesichter an, — das ist Wien, sein Wien, die Heimath, die Vaterstadt. Jeder Stein erzählt ihm eine Geschichte; von den hohen fensterreichen Gebäuden bis herab zu dem schmalen, viel verhöhnten Wässerlein des Wienflusses, das tief unten in seinem grün beuferten Bette rieselt, winkt es ihm überall grüßend zu." Was der Verfasser einem Anderen zuschreibt, das gilt wohl von ihm selber ...

Karlweis bekundet unzweideutig sein Wienerthum, allein von fremden Einflüssen hat er sich doch nicht frei erhalten. Die weibliche Hauptgestalt seines Romans ist eine Schwester von Zola's Nana — vielleicht nur eine Stiefschwester; nicht ethischer angelegt als jene, verbreitet sie doch keine so verpestete Atmosphäre um sich, sie erschreckt uns durch ihre Neigungen, aber sie zwingt uns nicht, mit ihr durch die Gosse zu waten. Karlweis hat bei Zola viel gelernt; er hütet sich aber, sich, gleich dem Meister, im Schmutze zu wälzen. Zola ist das mächtigere Talent; Karlweis wahrt sich mitten in der Darstellung des Gewagtesten einen keuschen Zug, der uns mit günstiger Gesinnung für ihn erfüllt. Bei ihm tritt freilich nie ein Mangel an Geschehnissen ein, die Action schreitet rüstig vor und das Descriptive, so trefflich es ist, drängt sich nicht über die Rolle des Beiwerks hinaus.

Lori Schober, die wichtigste Figur in „Wiener Kinder", ist die Tochter eines Baupoliers. Sie verträgt die engen Verhältnisse nicht, in welchen sie geboren worden, und das Eheglück, das ihr an der Seite Franz Sturm's winkt — monatliche hundert Gulden als höchstes Ideal — dünkt ihr höchst zweifelhaft. Ihr Ehrgeiz geht auf andere Ziele los, sie will genießen, den Becher der Lebensluft leeren mit vollen Zügen. So ergibt sie sich der ersten Verlockung, die an sie herantritt, und aus dem Bürgermädchen wird die Maitresse. Als solche lebt sie in Saus und Braus, und eines Tages zieht sie die Mutter — trotz ihrer Jahre im innersten Kerne so grundsatzlos wie die Tochter — zu sich herüber in's gleißende Lager der Gemeinheit, während ihre Schwester Marie, ein Muster an Reinheit und Güte, daheim dem Vater das Hauswesen führt. Die ästhetischen Gesetze, die allerdings nicht immer mit den Ergebnissen der Wirklichkeit übereinstimmen — man sieht, daß auch der Realist, wenn er im Rahmen des Kunstwerkes bleiben will, mit der Convenienz zu

*) Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Digitized by Google

rechnen hat — fordern, daß Lori tragisch zu Grunde gehe. Karlweis entspricht dieser Forderung. In der Wahl des Mittels ist er nicht glücklich. Sonst findet er überraschende und dabei natürlich auftretende Wendungen für die Geschicke seiner Leute; in ihm steckt ein Dramatiker, und so führt er derartige Wendungen im Gewande frappanter Effekte vor, die ohne Zwang aus den Umständen und Verhältnissen emporsteigen. In dem Schlusse seines Romanes läßt er die Willkür walten. Der Prater ist die Scene. Marie mit ihrem Gatten, dem Musiker Riedl, ihrem Vater und einer Freundin ergeht sich im Prater. Da fährt selbstkutschirend eine auffallend herausstaffirte junge Person mit einer älteren, farbenschillernd zugestutzten Frau durch die Hauptallee. Die Pferde werden scheu, gehen durch, die beiden Insassinnen des Wagens — Lori Schober und ihre Mutter — werden herabgeschleudert und finden ihren Tod ... Das ist nicht Lösung, sondern Gewalt, nicht Schicksal, sondern deus ex machina. Aber wir wollen das mit Recht zu bemängelnde Ende gern mit in den Kauf nehmen um der vielen und großen Vorzüge willen, mit denen das Buch uns Stunden des Genusses verschafft. „Wiener Kinder" ist einer jener Romane, in die man sich sozusagen bis über die Ohren hineinliest; man wird in eine Spannung versetzt, wie sonst nur durch Bücher, die keine künstlerischen Zwecke verfolgen; der feinere Leser wird mit Behagen die sorgfältige Arbeit in der Ciselirung der Charaktere, die farbige Anschaulichkeit der Schilderungen dankbar anerkennen und genießen. Zu der letzteren Gattung gehören Beschreibungen des Praters, einer Volkssängergesellschaft und ihres Publikums, als ein geradezu bewundernswerthes Stück aber das Conterfei des „Freihauses", einer jener Miethkasernen, die soviel Einwohner haben, wie eine kleine Stadt. Wie scharf und sicher zeichnet er die Bewohnerinnen dieses Hauses mit ihrem unsäglichen Bedürfnisse nach Rührung! Wie versteht er es, mit wenigen markanten Linien ein ganzes Heim sammt dessen Bewohnern zu charakterisiren! So z. B., wenn er uns in die luxuriösen und zugleich verlotterten Gemächer von Lori Schober führt und diese auf die Frage: „Wer spielt denn Klavier?" antworten läßt: „Niemand, es steht nur so da" — oder auf die Frage einer Kumpanin: „hast Du Geld?" — „Ich weiß es nicht, schau nach" — oder wenn Mama Schober und Hanni, das Stubenmädchen, trotzdem Lori momentan ohne einen Kreuzer ist, auf geheimen Wegen ein opulentes Mittagessen herbeischaffen, aber kein Brot bestellt haben und rathlos vor den verschlossenen Champagnerflaschen sitzen, weil ihnen ein Instrument zum Entkorken fehlt ... Zu dem Packendsten, was „Wiener Kinder" enthält, gehört die Episode, wie Baumeister Wiesinger bei Lori erscheint, um sie als Verderberin seines verschwenderischen Sohnes zur Rede zu stellen, aber selbst in ihr Netz geräth — er, der bis dahin ein Leben voll harter Arbeit an der Seite eines braven, reizlosen Weibes verlebt hat, ohne je den betäubenden odor di femmina eingeathmet zu haben ... Und nicht weniger gelungen ist die psychologische Analyse von Mama Schober, die zur Kupplerin vorausbestimmt ist, wie Lori zur Courtisane ... Ich käme nicht zu Ende, wollte ich Proben und Exempel citiren. Deshalb lasse ich es mir genügen, das Werk eines Landsmannes hier angezeigt zu haben, an dessen Namen die Lesewelt sich wird gewöhnen müssen.

Feuilleton.

Eine Osternacht.

Von Wladimir Korolenko.

Autorisirte Uebersetzung von Jan von Ungern-Sternberg.

Es war am Ostersonnabend des Jahres 188 .. Tiefe Dämmerung umhüllte die stille Welt. Die von den Sonnenstrahlen erwärmte und jetzt vom frischen Hauche des nächtlichen Frühlingsfrostes sanft umfächelte Erde schien tief und leise zu athmen; ihr Odem stieg als bleicher Nebel zum flimmernden Sternenhimmel empor, wie die Wolken des Weihrauchs dem nahenden Feste entgegenwallen.

In ernster Stille harrte die kleine Gouvernementsstadt N. des ersten Glockenschlages, welcher von der Höhe des Domes den Anbruch des Festes verkündigen sollte. Doch die Stadt schlief nicht. Nur hin und wieder ließen sich in den einsamen Straßen die hastigen Schritte eines verspäteten Arbeiters vernehmen, welchen das Fest beinah am schweren, undankbaren Tagewerke überrascht hätte, oder das Rollen eines Miethwagens — dann wurde es wieder lautlos still ... Das Leben hatte sich von den Gassen in die Häuser zurückgezogen und hinter den erleuchteten Fenstern der reichen Paläste und der bescheidenen Hütten Zuflucht gefunden. Ueber Stadt und Land, über die ganze Erde ging das kaum merkliche Wehen des nahenden Festes der Auferstehung und der Verjüngung ...

Am fernen Horizonte war der Mond schon aufgegangen. Von der Stadt aus konnte man ihn nicht sehen, denn sie lag im Schatten, der als breiter Streifen von dem Hügel fiel, auf welchem ein großes, finsteres Gebäude stand. Düster hoben sich die seltsamen, geraden und strengen Linien dieses Gebäudes vom goldig überstrahlten Himmel ab; kaum merklich trat die dunkle Thür auf dem schwarzen Grunde der tief beschatteten Mauer hervor; scharf schnitten sich die Zacken der vier Eckthürme in das goldene Lichtmeer, welches nach und nach den Himmel überfluthete ...

Doch horch! Der erste helle Schlag rang sich los von der Höhe des Kirchthurms und schwebte, von den linden Lüften getragen, durch die träumerische Nacht ... ein zweiter ... ein dritter folgte. Von den vielen Thürmen sangen und klangen nun alle Glocken in den verschiedensten Tönen durcheinander, und diese verschmolzen sich, im Aether wogend und kreisend, zu einer eigenartigen, mächtigen Harmonie. Aus dem finstern Gebäude, das die Stadt beschattete, ließ sich auch ein dünner, schriller Klang vernehmen, wie von einer gesprungenen Glocke, der ohnmächtig in der Luft hinzitterte, unfähig sich mit dem mächtigen Accorde emporzuschwingen in die ätherischen Höhen.

Das Geläute schwieg. Die Töne zerflossen in der Luft; doch nur allmählich trat die Stille der Nacht in ihre Rechte, lange noch hallte das dumpfe, hinsterbende Echo durch die Dämmerung, längs den Luftwellen hinbebend, wie das Zittern einer verstummenden Saite ... Die Feuer in den Häusern erloschen, die Fenster der Kirchen strahlten hell. Zum 188 . ten Male rüstete sich die Welt, die alte Botschaft von Frieden und Bruderliebe zu verkünden ...

* * *

Die Riegel des finstern Gefängnißthores knarrten. Mit den Flinten klirrend trat die Patrouille in die Dunkelheit hinaus, die Nachtwache abzulösen. Sie umschritten das Gebäude und hielten vor jedem Posten; aus der dunklen Menschengruppe löste sich gemessenen Schrittes eine Gestalt, während die frühere Schildwache wiederum in der schwarzen Gruppe untertauchte ... Dann setzte die Patrouille ihre Runde um die hohe Festungsmauer fort.

Die Westseite der weißen Mauer glänzte hell unter den drauffallenden Mondstrahlen. Zur Ablösung der hier stehenden Schildwache trat ein junger Rekrut vor; seine eckigen Be-

Digitized by Google

wegungen verriethen den Dorfbewohner, sein Gesicht trug den gespannten Ausdruck eines Neulings, welcher zum ersten Mal einen verantwortlichen Posten übernimmt. Er schulterte das Gewehr, machte zwei Schritte gegen die Mauer, schwenkte halb herum und streifte die Schulter der früheren Wache. Diese wandte ihm das Gesicht ein wenig zu und sprach die übliche Weisung in angelerntem Tone:

„Von Ecke zu Ecke ... Aufgepaßt! ... nicht geschlafen, nicht geträumt!“ Der Rekrut merkte mit stetiger Spannung auf, und aus seinen grauen Augen sprach unsägliche Schwermuth.

„Verstanden?“ fragte der Gefreite.

„Zu Befehl!“

„Achtung!“ sprach jener streng und fügte dann mit verändertem Ton freundlich hinzu:

„Fürchte nichts, Fadei!*) Bist doch kein altes Weib, gelt? Hast doch nicht gar Angst vor dem Waldteufel?“

„Vor dem Waldteufel? Nein, weshalb?“ — gab Fadei naiv zurück und fügte nachdenklich hinzu: „Nein, ... aber das Herz ist mir so schwer, Brüder ...“

Dieses einfache, fast kindliche Bekenntniß rief ein helles Lachen unter den Soldaten hervor.

„Ja, ja, das ist, das »Dorfmütterchen«!“ spottete der Sergeant und commandierte barsch:

„Gewehr über! Vorwärts!“

Die Patrouille verschwand hinter der Ecke, und bald verhallte auch das gleichmäßige Geräusch ihrer Schritte. Der Rekrut warf das Gewehr über die Schulter und begann langsam die Mauer entlang zu wandeln ...

* * *

Mit dem letzten Glockenschlage war es im Innern des Gefängnisses lebendig geworden. Es schien, als wäre die Friedensbotschaft des Meßglöckleins bis hierher gedrungen: eine nach der anderen öffneten sich die schwarzen Thüren der Zellen. Gestalten in langen, grauen Kitteln mit den verhängnißvollen farbigen Abzeichen auf dem Rücken schritten paarweise, in langen Zügen durch die Gänge der im Glanze zahlreicher Kerzen strahlenden Kirche zu. Sie kamen von rechts und von links, sie stiegen die Treppen hinauf, hinunter; durch das Geräusch der Tritte hindurch klang hin und wieder das Klirren des Gewehres, das Rasseln der Fußfesseln. Nachdem sie die Kirche betreten, ergoß sich die graue Schaar in die durch Gitter abgegrenzten Plätze und verstummte. An den Kirchenfenstern starrten gleichfalls feste Eisengitter ...

Das Gefängniß stand leer. Nur in den vier kleinen runden Eckthürmen schritten vier Einzelgefangene rastlos in ihren Zellen auf und ab; hin und wieder lehnten sie sich lauschend an die Thür, mit gierigem Ohr die abgerissenen, bis zu ihnen hinaufdringenden Klänge des Kirchenchores aufzufangen ...

Und in einem der allgemeinen Säle lag auf einer Pritsche ein Kranker. Während die Gefangenen in die Kirche abgeführt wurden, trat der Inspector, dem die plötzliche Erkrankung gemeldet worden, an das Lager des Leidenden, beugte sich über ihn und warf einen prüfenden Blick in die eigenthümlich glühenden, stumpf in's Weite starrenden Augen.

„Iwanow! Hörst Du nicht, Iwanow?“ rief er den Kranken an.

Dieser rührte sich nicht; er murmelte unverständliche Laute; seine Stimme klang heiser, die trockenen Lippen bewegten sich mit Mühe.

„Morgen kommt er in's Lazareth!“ befahl der Inspector und entfernte sich, einen Wärter an der Thür zurücklassend. Dieser beobachtete den Fiebernden eine Weile und schüttelte dann den Kopf.

„Ach, alter Bruder Strolch, deine Zeit scheint abgelaufen zu sein!“ brummte er, und annehmend, daß seine Gegenwart hier nicht nöthig sei, schritt der Wärter den Gang entlang der Kirche zu, vor deren geschlossener Thür er dem Gottesdienste unter häufigem Niederknieen lauschte. Im leeren Saale ertönten dann und wann die wirren Reden des Kranken. Er war ein Mann in mittleren Jahren, fest und stark gebaut. In seinen Fieberphantasien durchlebte er die jüngste Vergangenheit, sein Gesicht wurde von dem Ausdruck qualvollen Leidens verzerrt.

Das Schicksal hatte dem Vagabund übel mitgespielt. Tausend Werst hatte er zurückgelegt, jeden Schritt durch die Taiga, die undurchdringlichen Wälder Sibiriens, über die wilden Bergrücken sich erkämpfend, tausend Gefahren und Entbehrungen hatte er überstanden, getrieben von glühendem Heimweh, von der einen Hoffnung: „die Seinen wiederzusehen, einen Monat, eine Woche mit ihnen zu leben ... und dann — wenn auch wieder in's alte Elend!“ Etwa hundert Werst vom heimathlichen Dorf war er aufgegriffen und in dieses Gefängniß gebracht worden ...

Doch jetzt schwiegen die fiebernden Lippen. Die Augen des Landstreichers erweiterten sich, seine Brust athmete gleichmäßiger ... freundlichere Gedanken schienen durch das heiße Hirn zu ziehen ... Die Taiga rauscht ... Wie wohlbekannt ist ihm dieses Rauschen, dieses einförmige, sangerfüllte, freie Waldesrauschen! ... Er hat die Stimmen des Waldes, die Sprache jedes Baumes unterscheiden gelernt. Hell und hoch ist der Klang des dichten, dunklen Grüns der majestätischen Föhren ... träge und traurig flüstern die Tannen; munter schaukeln sich die leichten Zweige der hellen Lärchen, ängstlich zittert und bebt das empfindliche Blatt der Espe ... Der freie Vogel singt, der gesprächige Bach stürmt brausend durch die steinigen Schluchten, und die Häscherinnen*) der Wildniß — ein Schwarm geschwätziger Elstern — kreisen in den Lüften über den Pfaden, welche, vom Dickicht geborgen, der Flüchtling wandelt.

Wie ein Strom des freien Windes der Taiga umweht es plötzlich den Kranken. Er richtet sich empor, er athmet tief auf; seine Augen blicken aufmerksam gradaus, wie Bewußtsein blitzt es drin auf ... Der Strolch, der beständige Flüchtling hat etwas Außerordentliches wahrgenommen: eine offene Thüre! ...

Ein mächtiger Instinkt durchzuckt den erschütterten Organismus. Die Fieberphantasien verschwinden sofort oder sammeln sich vielmehr um eine einzige Vorstellung, welche als heller Strahl in dieses Chaos dringt: er ist allein! ... die Thür ist offen! ...

Einen Augenblick später stand er auf den Füßen. Die ganze Gluth des entzündeten Hirns schien in die Augen geströmt zu sein: sie blickten gleichmäßig, starr, schaurig.

Jemand hatte, die Kirche verlassend, die Thür geöffnet ... Die Wogen des harmonischen, durch die Entfernung gemilderten Chores schlugen an das Ohr des Sträflings und verklangen dumpf. Ueber das bleiche Gesicht glitt die Rührung, die Augen schimmerten feucht, durch die Erinnerung schwebte das (dem Gedanken) theure Bild: eine stille Nacht, das Geflüster der Föhren, welche ihre dunklen Aeste schirmend über die alte heimathliche Dorfkirche breiten ... die Schaar der Landsleute, die Feuer jenseits des Flusses und dieser selbe Gesang ... Er mußte eilen, um alles dort bei den Seinigen zu hören! ...

Mittlerweile kniete im Gang, vor der Kirchthür, den Boden mit der Stirn berührend, in tiefer Andacht der Wärter ...

* * *

Das Gewehr über der Schulter schreitet der junge Rekrut auf und ab. Die weiße, glatte Mauer leuchtet wie Phosphor. In unabsehbarer Ferne verliert sich vor dem Blicke der Schildwache das ebene, kürzlich erst von Schnee befreite Feld. Ein leichter Wind fährt raschelnd über das dürre vorjährige Steppengras und weckt in der Seele des Soldaten ernste, tieftraurige Gedanken.

*) Thaddeus.

*) Die sibirischen Landstreicher erzählen, daß die Elstern den durch die Taiga dringenden Menschen begleiten und auf diese Weise die Spur desselben den Verfolgern verrathen.

Digitized by Google

Der Mond steht hoch. Alle Unruhe ist aus Fadei's Zügen gewichen. Er hat seinen Gang unterbrochen, das Gewehr auf den Boden gestemmt, und steht da, die Arme auf den Flintenlauf stützend, das Gesicht in die Hände vergrabend — in tiefes Sinnen verloren. Ganz klar war es ihm noch nicht geworden, weshalb er sich hier, an dieser Stelle befand, in dieser feierlichen Osternacht, mit dem Gewehr vor dieser Mauer, angesichts des öden Feldes. Er war überhaupt noch ein rechter Bauer, er verstand vieles nicht von dem, was jedem Soldaten so verständlich ist, und nicht ohne Grund zogen ihn die Kameraden mit dem „Dorfe" auf. Vor einigen Wochen noch war er frei, Besitzer von Haus und Hof, Herr seiner Zeit, seiner Arbeit. Und jetzt verfolgte ihn auf Schritt und Tritt eine unwillkürliche, unerklärliche, unbestimmte Furcht und trieb die junge, unbeholfene Dorfnatur in die Bahn eines strengen Dienstes.

Doch in diesem Augenblick war er allein ... Die wüste Gegend vor ihm, das Säuseln des Windes im Haidegras wiegte ihn in eine Art Halbschlummer, und himmlische Bilder tauchten in seiner Seele auf. Auch er sieht sein Dorf. Darüber steht derselbe Mond, derselbe Wind weht darüber hin, die Kirche strahlt in hellem Glanze, und dunkle Föhren wiegen ihre grünen Häupter über den Kuppeln ...

Hin und wieder kommt er zum Bewußtsein, dann spiegelt sich in seinen Augen die zweifelnde Frage: Was ist das? — Das Feld, das Gewehr, die Mauer versetzten ihn in die Wirklichkeit zurück. Doch nicht auf lange; bald zaubert ihm das nächtliche Rauschen wieder heimathliche Bilder vor und, auf das Gewehr gelehnt, versinkt er wieder in Träumen ...

Nicht weit von dem Posten der Schildwache, auf dem Rande der Mauer taucht ein menschliches Haupt auf ... Die Augen glühen wie Kohlen ... Der Sträfling schaut in's weite Feld, nach dem kaum sichtbaren Waldessaum hinüber ... Seine Brust dehnt sich und trinkt mit gierigen Zügen den Athem der Mutter Nacht. Er läßt sich an den Händen hinab und gleitet langsam hinunter längs der Mauer ...

* * *

Freudiges Glockenspiel durchbricht die nächtliche Stille. Die Thüren der Gefängnißkirche haben sich geöffnet, über den Hof schreitet die festliche Procession, mächtig schallt der harmonische Kirchenchor hinaus in's Freie. Der Soldat schreckt empor, entblößt sein Haupt, um sich zu bekreuzigen und — bleibt starr mit zum Gebet erhobener Rechten. — Der Sträfling hatte den Boden erreicht und floh eiligen Laufes über die Steppe.

„Halt, Freund, halt!" ruft der Soldat und hebt das Gewehr ... Was er gefürchtet, wovor er gezittert und gezagt kommt über ihn, formlos und schrecklich in Gestalt jener fliehenden grauen Figur. „Dienst! Verantwortung!" durchzuckt es ihn, er legt das Gewehr an, zielt, — noch ein mitleidsvoller Blick — und er drückt ab.

Und wieder klingt und singt helles Glockengeläute über der Stadt ... und wieder zittert dazwischen der Ton des geborstenen Gefängnißglöckleins, gleich dem Klageruf eines angeschossenen Vogels. Hoch über der Mauer, weit in's Feld hinein schallen die Klänge des triumphirenden Osterchores: „Christoss woskress!" — Christ ist erstanden!

Da plötzlich kracht hinter der Mauer, alles übertönend, ein Schuß ... dann folgt ein schwacher, hilfloser Seufzer, ein letztes Röcheln — und einen Augenblick ist alles still ...

Ueber das öde Feld trägt das ferne Echo leise murrend das Krachen des Schusses durch die vor Entsetzen verstummte Nacht.

Aus der Hauptstadt.

Die Frühjahrsausstellung bei Gurlitt.

Die great attraction des Gurlitt'schen Kunstsalons, Böcklin's Pietà, ist bereits in einem besonderen Artikel besprochen worden. Einen wirksamen Gegensatz zu der Idealität dieses coloristischen Meisterwerkes bieten die Pariser Studien eines Berliner Malers.

Franz Skarbina hat es von jeher verstanden, auf jeder Ausstellung seinen Freunden wie seinen Feinden eine kleine Ueberraschung zu bereiten. Nicht eben wählerisch in seinen Motiven, war er stets vielseitig wie das moderne Leben selbst, das er mit rücksichtsloser Naturwahrheit zur Darstellung brachte. Die Idealisten entsetzten sich vor seinem in der Anatomie erwachenden Selbstmörder; die Naturalisten konnten ihm seine gelegentlichen Uebergriffe in die Zeit des Directoire und Empire mit grünen Wiesen, Sonnenflecken und symbolischen Störchen nicht verzeihen; die Realisten endlich blickten mit freudiger, bisweilen getäuschter Hoffnung auf sein ernstes Streben, der Natur das künstlerisch Darstellbare abzuringen.

Trotz allen technischen Könnens machten die meisten, bisher bekannten Bilder Skarbina's den Eindruck von Studien. Man konnte seine Freude haben an dem scharfen Blicke, an der Faustfertigkeit des Künstlers, aber man hatte keinen Grund, sich nach seiner Individualität zu erkundigen, über die seine Bilder, rücksichtslose Ausschnitte aus der Wirklichkeit, jede Auskunft verweigerten. Was ihm bisher gefehlt, war die Fähigkeit, die genau erfaßte Einzelerscheinung zu einem Ganzen von künstlerischer Wirkung zusammenzuschließen und ihr ein eigenartiges Gepräge aufzudrücken. Dieses Haften am Einzelnen zeigte sich auch in dem Mangel an dem, was man gemeinhin Colorit nennt. Die scharfe Betonung der Localfarben ließ Skarbina selten über eine gewisse die Augen blendende Buntheit hinauskommen. Ja, man war zu der Frage berechtig, ob dieses brutale Aneinanderstoßen der Farben der Wirklichkeit entspricht, ob dem Künstler nicht der Blick für die vermittelnde Wirkung von Luft und Licht fehlte. Da brachte die Jubiläumsausstellung seine „Fischauction" (Motiv aus Blankenberghe). Das Bild hat unseres Wissens nicht die allgemeine Anerkennung gefunden, die es verdiente, denn hier zum ersten Male hatte sich Skarbina von Allem frei gemacht, was ihm zur vollen und echten Künstlerschaft fehlte. Seiner Individualität gemäß hatte er durch schnelle Beobachtung gefunden, was Andere sich mühsam erstudiren. Zu dem energischen Auffassen des Charakteristischen — man achte beispielsweise auf die Gang- und Standart der Fischer — war eine zwanglose, niemals auseinanderfallende Gruppirung, vor Allen aber ein wohlthuender silbergrauer Gesammtton getreten, der alle Localfarben mildernd in sich auflöste. Die Eigenthümlichkeiten der holländischen Küstenluft mit ihrer durch die Feuchtigkeit hervorgerufenen Strahlenbrechung hatten dem Maler ein Kunstmittel erschlossen, das in dieser seiner neuesten Schöpfung den Beginn eines Abschnitts in seinem Wirken vermuthen läßt.

Ein längerer Aufenthalt in Paris hat diesen Uebergang vermittelt, und die bei Gurlitt ausgestellten zweiundvierzig Studien und Bilder sind wohl geeignet, die einzelnen Stadien desselben zu vergegenwärtigen. Die auf der Straße aufgelesenen Figuren von Pariser Pflastertretern und Pflastertreterinnen zeugen von einem Ernst der Beobachtung, der alles Karikirte fern hält, und jeder Erscheinung liebevoll, aber auch ohne Schönmalerei gerecht zu werden sucht. Wie der Soldat beim Sonntagsspaziergang in der ersten Garnitur, wie die elegante Dame für die Promenade auf den Boulevards die Handschuhe zuknöpfen, das ist so scharf gesehen und so treu wiedergegeben, daß der an sich bedeutungslose Vorgang zum Charakteristicum wird. Wer je einen französischen Cavalleristen beobachtet hat, der wird zu beurtheilen wissen, wie treffend Skarbina den eigenthümlichen Sitz desselben zu Pferde darstellt. Der Künstler zeigt in all diesen Straßenfiguren ein entschiedenes Streben, aus dem Detail der Erscheinung den Gesammthabitus auszusondern, und er hat vor seinen Mitstrebern den großen Vorzug, daß ihn seine Naivität verhindert, in sein Object etwas hineinzusehen, was so Mancher mehr den Bildern des „Journal amüsant", als eigener Beobachtung verdankt. Skarbina ist niemals novellistisch — auch das rechnen wir ihm als Vorzug an — und doch weiß seine lebensgroße Einzelfigur des Père Jean-Baptiste eine ganze Lebensgeschichte zu erzählen. Wie er unter seinem Korbe gebückt, ohne den Eindruck der Schwäche zu machen, auf den Treppenabsatz steht und mit den ruhigen klugen Augen aus dem Bilde herausieht, verdient er die Anerkennung, die ihm durch die mention honorable der Pariser Ausstellung geworden ist. Unserem deutschen Geschmack will die Lebensgröße dieser Figur mit ihrem aufdringlichen Kleiderdetail nicht gefallen, aber sie trägt, licht- und luftumflossen wie sie ist, wesentlich zu der frappanten, lebensvollen Wirkung des Bildes bei.

Licht und Luft im Freien wie im geschlossenen Raum, das ist es, was Skarbina in Paris malen gelernt hat. Seine beiden Straßenbilder, der „Boulevard Clichy" und die „Rue des Martyrs" sind eminente Fortschritte gegen die von den Berliner Ausstellungen her bekannten sensationellen Strandbilder. An Farben fehlt es auch hier nicht, aber sie tönen sich ab und verlieren sich nach dem Hintergrund zu, der in der Mitte, beiderseits von Häusern abgeschlossen, in eine geschickt vertiefte Straßenflucht ausläuft. Die kleine französische Unart, Omnibusverdecke sammt den Beinen der Sitzenden, Pferdeleiber und Bäume rücksichtslos mit dem Rahmen zu durchschneiden, wollen wir dem Künstler so lange zu gute halten, bis er uns einmal das geliefert hat, was wir als aus-

Digitized by Google

gereiftes, wohl durchgearbeitetes Compositionsbild bezeichnen möchten. Voll und ganz befriedigt hat er uns schon jetzt mit seiner prächtigen Charge „In Gedanken". Ein junges Mädchen sitzt an ihrem Schreibtisch und hat nachdenklich den Kopf von uns ab dem offenen Fenster zugewandt. Das schwarze Kleid, die ebenfalls schwarzen Möbel sind so einfach wie möglich, aber wie sich das einströmende Licht auf die Kante der Stuhllehne lagert, wie es um die Silhouette der Robe und des Kopfes herum zu gelangen sucht und zu dem auf die Tischleiste gestützten Fuße herabfließt, das läßt über das Ganze einen Schein des Lebens hinfluthen, der an die besten Arbeiten Menzel's erinnert. Jedes einzelne der ausgestellten Bilder lehrt, daß sich Skarbina's robuster Naturalismus zu einem gesunden Realismus abgeklärt hat. Daß er die Anregung dazu in Paris gefunden, ist um so anerkennenswerther, als viele unserer jüngeren Maler dort ihre Eigenart verloren und Unarten zurückgebracht haben, ein Unglück, vor dem Skarbina durch sein ernstes Streben nach unbedingter Wahrheit geschützt worden ist.

Von den Studien, die Müller-Coburg aus Spanien mitgebracht hat, läßt sich wenig sagen. Der junge Künstler beherrscht die Aquarelltechnik mit all' ihren Darstellungsmitteln, er hat die Eigenthümlichkeiten des Landes, das er zu schildern unternimmt, mit offenen Augen gesehen und weiß uns die Ueberzeugung beizubringen, daß sich aus seinen Skizzen manches tüchtige Bild entwickeln wird; aber das Ganze wirkt doch als ein vorläufiger Speisezettel, der kein Urtheil über die Qualification des Kochs gestattet. Bei allem Können fehlt die malerische Eigenart. So, wie Müller-Coburg die Dinge sieht, sieht sie mancher Andere auch, daß er sie so wiederzugeben versteht, spricht für seine tüchtige Schulung.

Das Portrait Gottfried Keller's von Stauffer-Bern ist eine durch und durch vornehme Leistung, die sich bei voller Lebenswahrheit nicht mit der bloßen Aehnlichkeit begnügt, sondern die charakteristischen Einzelnheiten gleichzeitig zu einer künstlerischen Gesammtwirkung abzutönen versteht. Daß der Maler nur den Kopf fertig gestellt und die Ergänzung des Kleidungsdetails der Phantasie des Beschauers überläßt, ist eine Unart, die stark an Effecthascherei erinnert.

Die beiden Portraits des berühmten Aegyptologen R. Lepsius, von seinem Sohne gemalt, sind bei aller Aehnlichkeit malerisch unbedeutend. Flach in der Modellirung und kreidig im Ton, sind sie gerade genügend, um uns die Gestalt des großen Gelehrten in die Erinnerung zu rufen, seiner geistigen Bedeutung werden sie in keiner Weise gerecht.

Der Münchener M. Thedy, den wir auf der Jubiläumsausstellung als eminenten Bildnißmaler im Stile des Holbein und der Niederländer kennen zu lernen Gelegenheit hatten, bringt eine coloristische Prachtleistung, „In Mußestunden". Ein Klosterbruder ist an dem offenen Fenster seiner Zelle beschäftigt, sein Violoncell zu stimmen. Die Brille auf der Nase hat er sich eifrig zu seinem Instrument hinabgebeugt und die kräftig gebräunte Hand führt mit dem Bogen prüfend über die Saiten. Leider hängt das Bild so ungünstig im Seitenlicht, daß seine schöne, satte Gesammtfärbung und die prächtige Modellirung des Kopfes wenig zur Geltung kommen.

Aus dem sonstigen Bestande der Ausstellung sind ein paar tüchtige Bilder von A. Hertel, eine unter mythologischer Firma figurirende Nudität von A. Weiß und eine rembrandtesk sein sollende Alte von Meyer-Ball hervorzuheben, deren naturalistische Rohheit durch die beliebte Schwarzmalerei mitleidig zugedeckt wird. Georg Malkowsky.

Dramatische Aufführungen.

„Der Fürst von Verona."

Trauerspiel in fünf Akten von Ernst von Wildenbruch.

Unglückseliger Aspekt unter dem dieses neueste dramatische Werk Wildenbruch's entstand! Im Doppelscheine des „tück'schen Mars, des alten Schadenstifters" und des holden Segensternes, der Venus, ward es geboren und die beiden großen Lumina wirken unvereinigt und sich anfeindend in ihm „mit allen ihren Stärken". Es bedarf keiner großen astrologischen Künste, um ihm diese Nativität zu stellen: Verona's wildbewegtes Mittelalter strahlte mit dem blutrothen Glanze des Mars in des Dichters Seele und die herrliche Liebestragödie Shakespeares, deren Schauplatz jene Stadt, grüßte zu gleicher Zeit mit dem sanften Schimmer der Venus herüber. So entstand das Werk aus doppelten Elementen, die des Dichters Kunst nicht zu freundlichem, einheitlichen Wirken zu zwingen vermochte, so entstand dieses Hin- und Herwogen von stürmischen und anmuthigen Scenen, von kraftvollem Männerstreite und bezauberndem Liebesgeflüster.

Es läßt sich leicht verfolgen, daß es zunächst das liebliche Bild einer Julia war, welches in Wildenbruch's Seele auftauchte, als er vor dem Troge stand, der als der Liebenden Sarkophag in jener oberitalienischen Stadt gezeigt wird, und daß erst das Suchen nach einem passenden Romeo den Dichter in die Kämpfe der Hohenstaufenzeit hineinführte. In ihnen fand er ja sogleich den alten Hader der Montagues und Capulets an tausend Beispielen erläutert vor: vielleicht beruhte sogar die Feindschaft dieser Geschlechter auch nur auf dem Gegensatz zwischen Ghibellinen und Guelfen, vielleicht war auch Shakespeare's Romeo, der so freundlich und mild sagt: „Lieber Mercutio, steck' den Degen ein!" weiter nichts als die dichterische Verklärung jenes braven Podesta Mastino della Scala, welcher seiner Vaterstadt den Frieden wiedergab. Warum sollte also der moderne Dichter nicht ein Drama schreiben, welches den Urstoff jenes Hohenlieds der Liebe mit etwas getreuerer historischer Verbrämung zeigte. Größere historische Wahrheit ist ja das Streben unserer Zeit.

Ich will damit nicht behaupten, daß Wildenbruch einen Wettstreit mit Shakespeare beabsichtigt habe. Diese Vermessenheit kann ich ihm nicht zutrauen. Aber man kann auch nicht bestreiten, daß wenigstens seine Selvaggia durchaus nur eine trotz ihres historischen Gewandes modernisirte Julia ist. Sie ist die Tochter des Guelfenhauses und muß den Ghibellinen lieben; ihre Liebe erwacht mit derselben Unmittelbarkeit und Heftigkeit, wie die der Julia, beim ersten Anblicke, sie opfert auch, wie Julia, ihr ganzes Sein ohne Bedenken der Erfüllung jenes mächtigen Liebesgebotes — aber sie ist bei alledem modern, denn sie ist nicht so holdselig ursprünglich in ihrem Lieben, wie Jene. Sie reflectirt nicht nur über den unglückseligen Zwist der Geschlechter ihrer Vaterstadt, der störend in ihr eigenes Leben schon eingegriffen hat, sie reflectirt auch über ihre Liebe. Sie ist, nach des Dichters eigenem Ausspruch, „wie der Mond, der sich in's Tageslicht verirrt hat," sie strahlt nur erborgtes Licht zurück, während Julia in ihrem Lieben eine volle, warmleuchtende Sonne ist.

Bezeichnend für diese reflectirende Mondnatur der Wildenbruch'schen Julia ist vor Allem der Umstand, daß der Dichter die Nothwendigkeit empfand, ihr Innenleben nicht durch die Liebe, sondern durch die Nicht-Liebe zu erwecken. Selvaggia soll wie Shakespeares Julia, einem Andern vermählt werden; aber während diese in ihrer holden Unbefangenheit, „gern sehen will, ob Sehen Neigung zeugt," verabscheut Selvaggia mit schaudernder Seele den aufgedrungenen Freier. Sie weiß also schon, was Liebe und Nichtliebe ist, sie empfindet schon, und doch will uns der Dichter glauben machen, daß erst in der Begegnungsscene mit Mastino ihr Empfinden erwacht.

Scaramello, so heißt der von Selvaggia verabscheute Freier, ist die einzige Hauptfigur, welche Wildenbruch selbständig erfunden und dem alten Shakespeare'schen Stoffe hinzugedichtet hat. Er ist ein Vasall des Guelfenhauses, ein treuer aber wilder Geselle, von dämonischer Kraft des Wesens, mit tiefgewurzelter Liebe zu der Tochter seines Hauses erfüllt. Seine Gestalt ist von dem Dichter kräftig und packend gezeichnet, seine Stellung aber im Drama ist unsicher, so zweideutig und der Einheit entbehrend, wie die Grundlage des ganzen Stückes. Denn Scaramello ist nicht bloß von heftigster Liebe zu Selvaggia, sondern auch von dem tiefsten Hasse gegen die Ghibellinen beseelt. Seine Handlungsweise hat also zwei Motive, die aber miteinander nicht soviel zu thun haben, daß ihr Conflict den Aufbau des Stückes beeinflussen könnte. Er verschwindet für einen Augenblick von der Bildfläche, gerade als Selvaggia von ihrem Vater gezwungen wird, ihm ihre Hand zuzusagen: man hat ihn im Gefechte fallen sehen, Selvaggia ist nun frei, und die Nachricht von seinem Tode fällt mit dem plötzlichen Erwachen ihrer Liebe zu Mastino und der Scheinaussöhnung der Guelfen und Ghibellinen zusammen. Das ist am Schlusse des zweiten Aktes. Jede Störung scheint beseitigt, und man geht in den dritten Akt hinein, wie in ein völlig neues Stück. So zusammenhangslos ist diese zweiaktige Exposition dem eigentlichen Drama vorangestellt.

Scaramello erscheint im dritten Akte wieder. Das Gerücht von seinem Tode war falsch. Er belauschte, noch unerkannt, ein Liebesgespräch zwischen Mastino und Selvaggia, er hörte, wie die die letztere für seine Seele betete und wie sie ihm, dem Todtgeglaubten, noch in das Jenseits nachfleht: „Ach, Scaramello, gönne mir mein Glück!" Er ist edel und aufopferungsvoll genug, um diesen Aufschrei der heiß Geliebten in sein Herz aufzunehmen: er beschließt, sich selbst zu vernichten. Da trifft plötzlich die Kunde sein Ohr, daß der letzte Hohenstaufe, Conradino, sich Verona nähere. Nun erwacht das andere Motiv: der Haß gegen die Ghibellinen, in ihm. Er beschließt zu leben.

Was haben, so muß man hier fragen, diese beiden Entschlüsse Scaramello's, auf denen die ganze Schlußentwicklung des Dramas beruht, eigentlich mit einander zu thun? Es ist eine bloße Zufälligkeit, daß Scaramello, noch ehe er den Dolch gegen sich zückt, jene Kunde von dem Nahen Conradino's erhält. Auch ist sein Entschluß, nun leben zu bleiben, ganz unabhängig von seiner Liebe zu Selvaggia. Denn durch den erneuten Kampf gegen die Ghibellinen sich die Geliebte doch noch erringen zu können, hofft er gar nicht. Sein Haß gegen den politischen Feind ist nicht mit der Eifersucht auf den glücklichen Nebenbuhler gemischt, denn von Selvaggia kann er nichts mehr für sein Leben erwarten. Es ist also ganz unvermittelt, daß nun plötzlich der Kampf zwischen den Guelfen und Ghibellinen wieder in den Vordergrund tritt, und es ist unkünstlerisch, daß er einen — den vierten — Akt ausschließlich ausfüllt. Was gehen uns diese Parteien an? Wir wollen doch bloß das Verhältniß zwischen Selvaggia, Mastino und Scaramello weiter sich entwickeln sehen.

Scaramello hat aber nicht einmal in dem Kampfe der Parteien eine weitere Rolle zu spielen. Ganz ohne sein Eingreifen kommt es wieder zu offener Fehde, und Selvaggia hat sich zu entscheiden, ob sie ihrem Vater, dem Guelfenherzog, oder ihrem Geliebten, dem Ghibellinenfürsten angehören will. Sie entscheidet sich ohne Besinnen, als echte Julia, für Mastino. Damit ist eigentlich des Dramas Lösung schon gegeben: die Liebe hat gesiegt. Selvaggia könnte nun ohne weitere inneren Conflicte ein recht vergnügliches Leben an der Seite ihres Mastino führen. Aber das wäre zu untragisch, zu unblutig für ein Wildenbruch'sches Stück! Und deshalb ist ein mörderischer fünfter Akt angefügt, aus dem wir erkennen, warum Scaramello eigentlich am Leben und auf den Brettern blieb: er muß den Henkersknecht spielen.

Mastino hat die Guelfen aus der Stadt verbannt. Diese versuchen aber vor ihrem Abzuge noch einen Putsch. Es gilt vor Allem dabei Selvaggia aus den Händen und aus dem Hause Mastino's zu entführen. Scaramello soll den Streich wagen. Er dringt in Mastino's

Digitized by Google

Castell ein, während dieser den Aufstand niederzuschlagen sucht, er bemüht sich anfangs durch Bitten, Selvaggia zu bewegen, ihm zu folgen und er ermordet sie in einem Anfall von thierischer Wildheit, von Eifersucht und Haß gegen Mastino. Dieser kehrt verwundet heim und stirbt mit seiner sterbenden Selvaggia. Scaramello ersticht sich ebenfalls. So hat die Geschichte tragisch geendet und wir vermissen nichts weiter bei diesem blutigen Schlusse, als die rechte Beantwortung des — warum? Warum mußte diese Julia sterben und warum ihr armer Romeo-Mastino? Er hat ja nicht einmal einen Tybalt erschlagen.

Ich habe eine scheinbare Hauptfigur der Tragödie nicht erwähnt, obgleich auch sie am Schlusse von Scaramello erstochen wird: die Stiefmutter Selvaggia's. Ich habe sie mit gutem Grunde ausgelassen, weil ich meine, daß auch der Dichter diese Zwittergestalt hätte fortlassen können. Sie haßt die Ghibellinen, weiter thut sie nichts.

Diese Wildenbruch'sche Tragödie, deren verfehlten Aufbau ich darzulegen versuchte, hat einen unbestreitbaren lauten Erfolg bei ihrer ersten Aufführung im Königlichen Schauspielhause errungen. Die Gründe hierfür sind, abgesehen von ihrer persönlichen Natur, nicht schwer zu erkennen. Das Drama ist nämlich vortrefflich „gemacht". Der Aufbau der einzelnen Scenen ist immer höchst geschickt, zuweilen packend und überraschend. Der Streit der politischen Parteien ist anschaulich dargestellt: sei es daß er sich unter der Mädchenschaar in einem Nonnenkloster oder unter dem Volke auf der Straße oder unter dem Gefolge der Parteihäupter zeigt, überall eine vollendete Plastik. Hierin hat Wildenbruch von Shakespeare gelernt. Hätte er nur auch diesem die edle Einfachheit der Sprache abgelauscht. Aber seine gekünstelte Diktion verdirbt oft ganze Scenen und schafft den Schauspielern äußerst schwierige Aufgaben. Halb in Prosa, halb in Jamben geschrieben, zeigt dieselbe neben manchen kühnen und schönen Zügen oft eine „Tiefsinnigkeit" und eine Phraseologie auf, die sie dann völlig ungenießbar und wohl auch unverständlich machen. Wenn Wildenbruch fortfährt, in dieser höheren poetischen Geschraubtheit zu reden, dürfen wir ein trauriges Ende seiner Dichtung bald voraussetzen.

Die Aufführung dieser Tragödie war die erste neue Leistung des Schauspielhauses seit langer Zeit und unter der Hochberg'schen Leitung überhaupt. Man konnte eine sorgfältigere Inscenirung und eine fleißigere Regieführung wohl erkennen; die Hauptkräfte der Bühne waren, theilweise in Nebenrollen verwandt, zur Stelle, und ein reger Wetteifer schien unter ihnen obzuwalten. Aber als den Anfang einer „neuen Aera" für das Schauspielhaus können wir trotzdem diese Aufführung noch nicht anerkennen, es müßte denn sein, daß man seine Hoffnungen auf diese neue Aera recht niedrig hält. O. B.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals zur „Neuen Strömung in unserer Malerei".

Geehrtester Herr!

Als ich das Manuscript meines Frankfurter Vortrages über eine neue Strömung in unserer Malerei der „Gegenwart" zum Abdruck übersandte, erwog ich eine Zeitlang, ob ich die rühmenden Beiworte, die ich den Werken A. v. Werner's gegeben, nicht lieber unterdrücken solle. Ich fürchtete, sie könnten mir als Liebedienerei gegen den einflußreichen Mann ausgelegt werden, zumal durchaus nicht alle Künstler geneigt sind, diese rühmenden Beiworte zu unterschreiben. Indeß da ich meine ehrliche Meinung aussprach, wollte ich am Ende die Gefahr der Mißdeutung riskiren. O Gott, wie grundlos war, wenigstens Herrn von Werner gegenüber, diese Sorge! Mein Aufsatz hat ihm nicht nur nicht geschmeichelt, sondern ihn augenscheinlich tief verletzt, so tief, daß er sagt, „ich denuncire die neue Strömung." Eine öffentliche Betrachtung über einen öffentlichen Gegenstand eine Denunciation! Bei solcher Verbitterung auf der einen Seite ist jeder Disput, wenn er nicht in Gezänk ausarten soll, unmöglich, und Gezänk über unbeweisbare Glaubenssachen ist ein Ding, was schon seit jener Disputation in der Aula zu Toledo hoffnungslos war. Herr von Werner sieht die Vorzüge der Wunderwerke, die uns die Renaissancekunst geschaffen, in ihrer Natürlichkeit; die „Sixtinische Madonna", die „Assunta", die „Hochzeit von Cana" sind ihm höchst gelungene Nachahmungen der Natur. Mir sind sie göttliche Offenbarungen einer glühenden Künstlerseele, und ihre Größe besteht darin, daß sie die Natur bereichern um Etwas, was zuvor nicht da war. Es ist völlig aussichtslos, über zwei so entgegengesetzte Anschauungen zu streiten.

Aber auch wenn man auf ein ad absurdum-führen des Gegners verzichtet, kann unter Umständen eine bloße Fechtübung amüsant und nützlich sein. Doch auch bloß als Uebung betrachtet, bietet ein Disput mit Herrn v. Werner wenig Reiz. Wenn er z. B. nach der Melodie von: „Haust du meinen Hund, hau ich deinen Hund" als Revanche für das, was ich an Menzel's Kunst mißbillige, über Genelli loszieht und sogar einen Witz von zweifelhafter Güte wieder auftischt, den er einmal im Jahre 1863 über ein verunglücktes Bild Genelli's gemacht, so kann mir Niemand zumuthen, meine Zeit mit dem Pariren solcher Stöße zu vergeuden.

Herr v. Werner mutzt mir auf, daß ich als College der von mir erwähnten Künstler zu gelten wünsche. Ehe ich den Ausdruck niederschrieb, überlegte auch ich, ob es nicht zu anmaßlich klingen könnte, da ich in der That Künstler erwähnte, deren hohe Ueberlegenheit ich freudig verehre. Doch die Pflicht, mich kurz zu fassen, zwang mich, hier ohne viel Umstände das kürzeste Wort zu wählen; denn sind wir nicht am Ende alle, die wir von unserem Pinsel leben, Collegen? Seitdem nun vollends Herr v. Werner selbst von seinem Collegen Rubens spricht, bin ich über diese Etikettenfrage durchaus beruhigt.

Herr v. Werner ladet mich ein, an den namentlich Sonnabends betriebenen Uebungen in der Akademie theilzunehmen, bei welchen formale, coloristische, compositionelle Schönheiten angestrebt und die alten Meister mit Inbrunst studirt werden (S. 239, Schlußabsatz). Ich zweifle nicht, daß ich dort viel lernen könnte, bin aber auf die nächsten Jahre mit Arbeit so überhäuft, daß ich dankend ablehnen muß, von diesen Sonnabenden zu profitiren. Sonnabend! In einem ordentlichen Haushalte pflegen Sonnabends Treppe, Corridor und Fenster mit besonderer Energie geputzt zu werden. Das ist eine lobenswerthe Einrichtung, und Herr Akademiedirector v. Werner verdient gewiß den Dank der Nation, wenn er, diese Einrichtung nachahmend, namentlich Sonnabends formale, coloristische, compositionelle Schönheiten anstreben und die alten Meister mit Inbrunst studiren läßt. Möge der Erfolg nicht zu lange ausbleiben!

Am Schlusse seiner Bemerkungen läßt Herr von Werner durchblicken, daß ich mich selbst als den von mir im letzten Satz meines Vortrages erwähnten Messias der Kunst aufzuspielen gedenke. Waren die anderen Fechterkünste Werner's nur nicht sonderlich geschickt, so ist dieser Hieb ein entschieden unritterlicher. Wie? Ein auch nur halbwegs unbefangener Leser könnte dergleichen aus meinem Vortrag herauslesen? Ich, dessen Lebensweg stark bergab geht, ich, der ich von all meinen vielen Arbeiten kaum zwei oder drei zur öffentlichen Ausstellung gebracht, weil ich meiner zahlreichen Mängel mir sehr wohl bewußt bin, ich, der ich nie einen öffentlichen Auftrag ambirt habe, sollte mich solcher Thorheit schuldig gemacht haben? Ich sage: „möge der neue Messias bald kommen", und Herr von Werner deutet an, daß meiner Meinung nach der Messias wohl gar Fitger heißen solle. Ist das fair play?

Doch genug! Auf diesem Wege liegt der Zank, und ich zanke sehr ungern. In der Hauptsache sind wir ja so wie so ganz einerlei Meinung; ich sage: die neue Strömung geht dahin, eine Kunst der reinen Wahrheit in's Leben zu rufen; und v. Werner sagt „das wäre ja wirklich etwas ganz Herrliches!" Warum nimmt er mir übel, daß ich ihm ein Bestreben zuschreibe, welches er selbst als ganz herrlich erklärt? Verstehe das, wer kann!

Mit besonderer Hochachtung zeichne Ihr ergebenster

Bremen, 8. April 1887. A. Fitger.

Notizen.

Aus der ewigen Stadt. Novellen von Hans Grasberger. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Wieder einmal eine Novellensammlung, welche wir unseren Leserinnen mit gutem Gewissen empfehlen können. Ein eigenthümlicher Zauber, eine Innigkeit und Feinheit des Tones, wie wir sie so selten treffen, schmücken diese kleinen Kunstwerke. Die Stoffe sind von höchster Einfachheit, zuweilen anmuthig und heiter, einige Male aber auch satirisch und düster: immer aber ist die Ausführung sorgsam und in die Tiefe gehend. Den römischen Geschichten, unter denen uns besonders „Tag und Nacht" gefallen hat, schließt sich die novellistische Schilderung einer deutschen Frau, der Frau „Haberwirthin" in den bayerischen Bergen an, welche ganz trefflich ausgefallen ist, und uns fast wünschen läßt, auch dieser Verfasser möchte in Zukunft die einheimischen den schon so abgenutzten römischen Stoffen vorziehen. Die geschmackvolle Ausstattung des zierlichen Bandes macht dem vornehmen Verlage wieder wie immer Ehre. B.

Adolf Stahr's volksthümliche Biographie: G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke ist im Verlage von Brachvogel & Ranft in Berlin soeben in neunter Auflage erschienen, welche auf den Wunsch von Fanny Lewald-Stahr mit Unterstützung des Großneffen des Dichters, des Landesgerichtsdirectors Lessing, von Walter Robert-Tornow bearbeitet worden ist. Beigegeben sind ein Portrait des Dichters von 1766 und ein Facsimile aus der Handschrift der „Emilia Galotti". Man kann ja gegen die Zuverlässigkeit Stahr's, wie schon reichlich geschehen, viel einwenden; das eine Zeugniß wird man ihm nicht versagen, daß er da ein künstlerisch abgerundetes, geistvolles Buch, eine lebensvolle Volksschrift geschaffen, die mehr für die Kenntniß des Dichters gethan hat, als alle philologische Akribie und Kleinkrämerei. In dieser Ausgabe sind nun auch alle positiven Resultate der Lessing-Forschung seit Stahr's Tode gebührend berücksichtigt.

Wir empfehlen als Reisebegleiter das soeben in der Sammlung von „Meyer's Reisebücher" in dritter Auflage erschienene Buch von Gsell Fels: Süd-Frankreich mit den Curorten an der Riviera, Genua, Marseille, Nizza, Mentone, San Remo 2c. nebst Corsica und Algier, welches in der dem Verfasser eigenen erschöpfenden Weise jene Gegenden des südlichen Europa behandelt, besonders die von deutschen Reisenden bevorzugten Punkte. Auch das in der deutschen Reiseliteratur gar nicht oder nur stiefmütterlich bedachte Corsica und das jetzt so leicht zu erreichende und zu bereisende Algier haben eine vollständig umgearbeitete Darstellung erfahren. Meyer's Reisebücher sind wahre Perlen der Reiseführerliteratur, an die weder der englische Murray und Bradshaw, noch der französische Joanne auch nur entfernt heranreichen.

Digitized by Google

Geschichte Karl's V. von Hermann Baumgarten. Zweiter Band. (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.) — Wir haben in dieser Zeitschrift (Bd. XXVII. S. 393 f.) den ersten Band des vorliegenden Werkes besprochen und freuen uns, dem Leserkreise von dem rüstigen Fortgange der trefflichen Arbeit Mittheilung machen zu dürfen. Alle früher gerühmten Vorzüge sind auch dieser Fortsetzung eigen: gründliche Forschung, Weite des politischen Blickes, sicheres objectives Urtheil, geschmackvolle und durchsichtige Darstellung. Außerdem sind diesem Bande die archivalischen Studien des Verfassers bedeutend zu Gute gekommen, besonders für die deutschen Verhältnisse. Die Erzählung schreitet in vierzehn Capiteln bis zur Katastrophe von Pavia fort, und sie erweist mit zwingender Kraft die Richtigkeit des Satzes, der aus der Betrachtung der ganzen Regierung Karls V. hervorgeht: seine Macht war seine Schwäche. Im Mittelpunkt seiner politischen Sorgen stand sein Verhältniß zu Frankreich, das nur durch einen Krieg endgiltig geregelt werden konnte. Um diesen mit Nachdruck und Erfolg führen zu können, bedurfte es vor allem großer Geldsummen, und an Geld fehlte es dem Kaiser immer und an allen Enden. Eine unheilbar verfahrene Finanzwirthschaft lähmte und hemmte jedes energische Vorgehen und bereitete auch in Italien und in Deutschland die größten Schwierigkeiten. „Fast noch größer als die Geldnoth war die Arbeitsnoth des Kaisers." Eine solche Menge von oft genug einander widerstrebenden Interessen stürmte auf den Monarchen ein, daß auch der größte und bedeutendste Herrscher unter dieser Last erlegen wäre, geschweige denn Karl, der seit dem Tode Chièvres die Geschäfte selbst in die Hand genommen hatte und von einem starken, selbstherrlichen Bewußtsein erfüllt, auch die geringste Frage selbst entscheiden, die unwichtigste Angelegenheit selbst leiten wollte. Die diplomatischen Unterhandlungen mit Wolsey über die Liga mit England, mit Bourbon über seinen Anschluß an Karl und mit den Päpsten Adrian und Clemens nehmen in der Erzählung naturgemäß einen breiten Raum ein; mit großer Kunst hat es Baumgarten verstanden, das Unwichtige auszuscheiden, die charakteristischen Momente hervorzuheben und lichtvolle Uebersichten über die jeweilige Lage zu geben, sodaß man dem Gange der Handlung mit Spannung folgt, und jedes Gefühl der Ermattung, das oft genug beim Verfolgen diplomatischer Winkelzüge überfällt, fernbleibt. Daneben haben für den deutschen Leser die Kapitel „Das Reichsregiment", „Der Statthalter", „Papst, Reich und Luther" und „Kaiser und Reich", wie selbstverständlich, ein erhöhtes Interesse, das reiche Befriedigung findet, obgleich für den Geschichtschreiber Karls V. die deutschen Verhältnisse immer nur ein Glied in der ganzen Kette sind und sich dem Rahmen der Darstellung mit weiser Beschränkung einfügen müssen. Nicht minder werthvoll ist der Abschnitt „Indien", in dem auf eine so merkwürdige Persönlichkeit wie Las Casas ein ganzes neues Licht fällt. G.

Das höhere Schulwesen Schwedens und dessen Reform in modernem Sinne von H. Klinkhardt. (Leipzig, Julius Klinkhardt). — In den Kampf, welcher auf dem Gebiete des höheren Schulwesens jetzt bei uns zwischen humanistischer und realistischer Richtung so heftig entbrannnt ist, hat auch die „Gegenwart" mehrmals durch eingehendere Aufsätze eingegriffen. Es wird deshalb unsere Leser der Hinweis auf obengenannte Broschüre interessiren, welche sich in diesem Kampfe ganz entschieden auf die Seite der realen oder, wie sie es nennt, modernen Ausbildung stellt und dabei als höchst gewichtiges Streitmittel eine Schulorganisation in's Feld führt, die vollständig den modernen Anforderungen gerecht wird und dabei in ihrer Einheitlichkeit und guten Wirksamkeit in der That als pädagogisches Muster dienen kann! die Organisation der höheren Schule in Schweden. Dort sind im Großen und Ganzen die Bestrebungen durchgeführt, welche sich auch in Deutschland mit Macht Geltung zu verschaffen suchen, daß nämlich jeder höheren Schule eine Einheitsschule mit etwa sechsjährigem Lehrgange zu Grunde gelegt werde und daß erst nach Absolvirung dieser Einheitsschule der Schüler entweder eine sprachliche oder mathematisch-naturwissenschaftliche Ausbildung auf einer sich an die Einheitsschule anschließenden höheren Schule mit dreijährigem Lehrgange erfahre. Dabei wird streng betont, daß es nicht die alten Sprachen (Latein und Griechisch), sondern die modernen, besonders die Muttersprache, sein müssen, welche der sprachlichen Ausbildung auf der Einheitsschule zu Grunde liegen. In Schweden sind diese Principien sehr consequent und einheitlich durchgeführt: auf eine gemeinsame dreijährige Unterschule, in der als fremde Sprache bloß das Deutsche gelehrt wird, folgt in einer zweijährigen Mittelstufe eine sich zunächst nur auf Latein und Mathematik beziehende Trennung der „Lateinlinie" und „Reallinie", während dann in der vierjährigen Oberschule für die „Lateinlinie" die klassischen Sprachen, für die „Reallinie" Mathematik, Naturwissenschaften und Zeichnen und daneben das Englische ganz entschieden in den Vordergrund treten. Auf diese Weise wird bei der vollständigen Gleichberechtigung der beiden „Linien" eine Bevorzugung der humanistischen Ausbildung vermieden und doch die Einheitlichkeit der höheren Schule im Ganzen gewahrt. Der Verfasser dieser Broschüre gibt, immer im Hinblick auf die preußische höhere Schule, soviel statistisches Material über die höhere Schule in Schweden, daß ein genauerer Vergleich mit unseren Zuständen und vielleicht eine Förderung derselben dadurch möglich wird. B.

Kattenburg. Ein Sang aus der Zeit des Bauernkrieges von C. St. Hohenried. (Wien, Wilhelm Frick.) — Schon wieder eine Nachahmung des Trompeters von Säkkingen! Die Geschichte ist hübsch erfunden, und das Formtalent des Verfassers ist unverkennbar, doch muß er sich vor Prosaismen hüten. Die eingelegten Lieder haben wirklich lyrischen Duft und sind zum Theil anmuthig pointirt.

Das Geheimniß. Doppelnovelle von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). Rostock, Carl Hinstorff. — Warum der beliebte Erzähler seine Arbeit eine Doppelnovelle genannt, ist nicht recht ersichtlich, da der erste Theil nur die Vorgeschichte des zweiten enthält. Robert Waldmüller erweist sich auch hier als einen Meister der ruhigen, im Tone des unbetheiligten Berichterstatters vorgetragenen Erzählung. Er hat die Form der Ich-Novelle gewählt, aber dieses sein Ich drängt sich niemals in den Vordergrund, er weiß seine Person durch eine geschickt angebrachte Verwechselung ungezwungen in den Mittelpunkt der zu schildernden Geschehnisse zu versetzen, macht aber von dieser seiner Position einen außerordentlich discreten Gebrauch. Die Fabel — es handelt sich um das Abhandenkommen eines Zwillingspaares und einen auf Grund dieses Unglückes versuchten Betrug — ist gut erfunden und nur um ihrer selbst willen ohne tendenziöse Beimischungen, deren Absichtlichkeit verstimmt, in einfach schöner Sprache erzählt. Das Kindervertauschungsmotiv sieht freilich in dem modernen Rahmen arg romantisch aus; es wäre besser ein Vorwurf für eine Geschichte im Stil und Costüm des Decamerone. M.

Von der zweiten Auflage von Karl Goedeke's Grundriß zur Geschichte der Deutschen Dichtung (Dresden, L. Ehlermann) ist bis heute der das Mittelalter behandelnde erste Band, sowie der dem Reformationszeitalter gewidmete zweite Band und von dem dritten das erste Heft (17. Jahrhundert) erschienen, und wir ergreifen gerne den Anlaß, um das gebildete Publikum nochmals auf dieses wahrhaft grundlegende Quellenwerk aufmerksam zu machen. Hier erscheint es in durchweg neuer Bearbeitung, obwohl die bekannte eigenartige Auffassung des Verfassers unverändert geblieben ist. Sein Schwerpunkt liegt nicht in der das eigentliche Mittelalter behandelnden Forschung, die sich manches Wichtige entgehen und an einigen längst aufgegebenen Ansichten festhält, sondern in der tiefen Kenntniß zumal der Literatur des 16. Jahrhunderts, der Goedeke's besondere Vorliebe gilt. Bekanntlich sieht er in dieser die eigentliche Vollendung und Blüthepeiode der deutschen Dichtung, wogegen sich sehr viel einwenden läßt. Hier aber namentlich zeigt sich die erstaunliche Belesenheit, Kenntniß und Objectivität des Verfassers. Auch in den neuen Abschnitten über den Humanismus und die niederdeutsche Dichtung wird eine ausgezeichnete bibliographische Grundlage geboten. Die Anordnung ist übersichtlich, und ein treffliches Register erleichtert die schnelle Orientirung. Möge es dem greisen Forscher vergönnt sein, seine schöne Arbeit rüstig zu Ende zu führen!

Dunst. Roman von Karl Frenzel. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) — Die Berliner socialdemokratische Bewegung hat dem Verfasser den Hintergrund zu diesem Drama aus der modernen Gesellschaft gegeben. Die sociale Frage wird zugleich zum Prüfstein der verschiedenen Charaktere und zum Schicksal der Helden, und die Charakteristik ist ebenso fein und tief, als die Erzählung und Schilderung lebhaft und plastisch. Leider bricht die Handlung gerade da ab, wo der Conflict sich zuspitzt. Indem Frenzel seinen Agitator Gierig einen ganz unerwarteten Selbstmord begehen läßt, gleicht er ein wenig den verlegenen Dramatikern, die ihren Helden am fünften Act sterben lassen. Und in welchem tragisch ergreifenderen Abschluß hätte dieser Roman nicht gipfeln können! Es ist ewig schade, daß der Verfasser ihn nicht gefunden hat oder nicht finden wollte, denn die erste Hälfte ist vorzüglich: die stimmungsvolle Einleitung, die geschickte Verknüpfung der Beziehungen zwischen den einzelnen Personen, die spannenden Momente der sich langsam steigernden Begebnisse ꝛc. Zwei Scenen waren hier noch unumgänglich nothwendig: die Vertheidigung und Aechtung Gierig's in allgemeiner Parteiversammlung und eine rückhaltlose Aussprache zwischen ihm und seiner Gönnerin. Nun, auch so ist es die interessante Novellenskizze eines geistvollen Erzählers.

Durch Nacht zum Licht. Von Gerhard von Amyntor. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Von den beiden Novellen, die der Verfasser in dem vorliegenden Bande bietet, behandelt die erste, „Ein Gottesurtheil", einen historischen Stoff aus dem alten Berlin zur Zeit des Kurfürsten Johann Georg. Drei Brüder bekennen sich gleichzeitig zu einem Morde, den Keiner von ihnen begangen, ihre Unschuld wird durch ein Gottesurtheil festgestellt, und auch den eigentlichen Uebelthäter ereilt die Strafe, obschon seine Betheiligung an jenem Verbrechen nicht erwiesen wird. Das Ganze ist mit genügender Kenntniß der Zeitverhältnisse und Culturzustände in straffer Form erzählt und erhält bis zum Ende in Spannung. Von der zweiten Novelle „Die Blinde" läßt sich weniger Gutes sagen. An die dürftige Fabel — ein Professor der Naturwissenschaften heirathet nach manchen Bedenken seine Jugendgespielin, obgleich sie in Folge eines Unglücksfalles das Augenlicht verloren — sucht der Verfasser die Erörterung der höchsten Fragen über Gott, die Welt und die letzten Dinge zu knüpfen. Aber weder die junge Dame und spätere Professorin, noch ihr Cousin, ein für Darwin schwärmender Oeconom, noch schließlich der Professor selbst wissen uns etwas Neues zu sagen. Die hochfliegenden Worte haben stellenweise den Brustton der Ueberzeugung, aber auf den Leser machen sie vielfach den Eindruck des schon oft und wirkungslos Gehörten. M.

Digitized by Google

Inserate.

Zum Jahrestag des Todes **J. V. v. Scheffels** (9. April) erlauben sich die Unterzeichneten in empfehlende Erinnerung zu bringen:

Joseph Viktor von Scheffel.

Sein Leben und Dichten.

Von

Alfred Ruhemann.

Mit J. V. von Scheffels Porträt in Lichtdruck ausgeführt, einem Faksimile und 7 in den Text gedruckten Illustrationen.

23 Bogen. Gr. 8°. Geh. ℳ 3.60, hocheleg. geb. ℳ 4.80.

Die einzige authentische Biographie, zu welcher der Dichter dem Verfasser selbst noch einen Teil der Quellen angegeben hat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.** Verlagsbuchhandlung.

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer waldreicher ***Höhen-Kurort*** von 568 m. Seehöhe, mit sämmtlichen Erfordernissen eines ***Terrain-Kurorts***, besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche***-Bäder und eine vorzügliche ***Molken-*** und ***Milch-Kuranstalt.*** Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt.

Saison vom 1. Mai bis Oktober.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. — Probehefte gratis und franco.

Soeben beginnt ein neues Abonnement auf die Halbmonatschrift:

Deutsche Dichtung.

Herausgeber: **Karl Emil Franzos in Wien.**

II. Band. (April—Oktober 1887.)

Am 1. und 15. jeden Monats ein stattliches Heft mit Portraits, Autographen und Compositionen ꝛc. Eleganteste Ausstattung.

Die „Deutsche Dichtung" wird ihr Programm, der vornehmen, künstlerisch wertvollen Produktion in Prosa und Vers einen Vereinigungspunkt zu schaffen, im neuen Bande immer würdiger und reicher durchführen. Durch den Erfolg ermutigt, lassen wir eine beträchtliche **Vermehrung des Umfangs** — auf 46 Bogen größten Lexikon-Oktavs — eintreten. Aus dem Inhalte der ersten Hefte sei nur hervorgehoben: Ein höchst interessantes, von dem Autor für den Druck bestimmtes Manuskript von

Heinrich Heine: „Die Pariser Februarrevolution",

woran sich eine Serie bisher gleichfalls ungedruckter „Pariser Briefe" von Heinrich Heine reihen wird; ferner: Theodor Storm, Constanze; Conrad Ferdinand Meyer, Gedichte; Wilhelm Jensen, St. Elmsfeuer; Adolf Wilbrandt, Donna Maria; Heinrich Kruse, Schülerstreiche, woran sich die neuesten Arbeiten von Hertz, Lingg, Schack, Hopfen u. A. schließen werden. In diesem Bande gelangt auch die Correspondenz Hebbel-Gutzkow und Hebbel-Dingelstedt, sowie eine Reihe von auf Ludwig Uhland bezüglicher literarischer Reliquien zum Abdruck.

Preis pro Halbjahr (1 Band in zwölf Heften) 7 Mark 50 Pf. Gleichzeitig offerieren wir den nun abgeschlossen vorliegenden

Ersten Band der „Deutschen Dichtung"

41 Bogen Lexikon-Oktavs elegantester Ausstattung mit 16 Portraits, Autographen, zahlreichen Illustrationen erster Künstler, höchst elegant geb. zum Preise von 10 Mark 80 Pf., geheftet zum Preise von 8 Mark.

Dieser Band enthält u. A. Novellen von: Storm, Laistner, Anzengruber und Franzos; epische Dichtungen von: Roquette, Kruse, Schack; dramatische Dichtungen von: Wilbrandt, Heyse, Bauernfeld; kleinere Beiträge von: Freytag, K. F. Meyer, Fontane, Jensen, Hamerling, Bodenstedt, Dahn, Wildenbruch, Baumbach, Fitger, Wolff, Ebner-Eschenbach; ferner ungedruckte Dichtungen, Aphorismen und Briefe aus dem Nachlasse von: Heine, Hebbel, Scheffel, Stieler, Leuthold, Scherer, Scherr, Laube, Dingelstedt, Gervinus u. A. Da der Inhalt keinem Veralten unterliegt, so bildet dieser Band **die wertvollste und gediegenste Anthologie** und kann neu eintretenden Abonnenten, sowie zu Geschenkzwecken wärmstens empfohlen werden.

Stuttgart, im April 1887. **Adolf Bonz & Comp.**

Deutsch-national.

Kolonial-politische Aufsätze

von

Karl Peters.

186 Seiten gr. 8°. Preis ℳ 4.— broch., ℳ 6.— hlbfz. gebunden.

Verlag von **Walther & Apolant** in **Berlin.**

CACAO-VERO

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per 1/1 1/2 1/3 1/4 = Pfd.-Dose
350 180 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

= Neueste Romane und Novellen =

aus der **Deutschen Verlags-Anstalt**
in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Wilh. Berger, Schwankende Herzen.
Roman. Mit Original-Illstrationen von E. Thiel und L. Bechstein. Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Leo Warren, Die Jagd des Todes.
Roman. 2 Bände. Geheftet 8 Mark; fein gebunden 9 Mark.

In **zweiter** Auflage erschienen soeben:

Joh. van Dewall, Katharine Ollsand.
Roman. 3 Bände. Geheftet 12 Mark; fein gebunden 15 Mark.

M. v. Reichenbach, Coeurdamen.
2 Novellen. Geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu. zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ. — **Schiller,** Sämmtl. Werke m. Biogr. v. Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. geb. nebst: **Heine,** Werke, Hamb. 76, 12 Bde. geb. und: **Grabbe,** Werke, herausg. v. Gottschall, Leipz. 70, 2 Bde. geb. **zusammen 25 ℳ.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 23. April 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Befähigungsnachweis im Handwerk. Von G. Meyer-Jena, M. d. R. — Der Socialismus in Belgien. Von Moriz Wollmann. — **Literatur und Kunst:** Professor Ludwig Uhland und seine Schüler. Ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Geburtstage des Dichters. Von Adolph Kohut. — Ein dänischer Humorist. Von Oskar Bulle. — Der falsche Idealismus. Von Hieronymus Lorm. (Schluß.) — **Feuilleton:** Ein neues hypnotisches Experiment. Von Carl du Prel. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Offene Briefe und Antworten: Schlußwort zur „Neuen Strömung in unserer Malerei". Von A. v. Werner. — Notizen. — Inserate.

Der Befähigungsnachweis im Handwerk.

Von G. Meyer-Jena, M. d. R.

Als im Jahre 1869 eine Gewerbeordnung für den norddeutschen Bund erlassen wurde, bestand fast in allen norddeutschen Staaten Gewerbefreiheit. Es war daher unter den Gesetzgebungsfactoren völlige Uebereinstimmung darüber vorhanden, daß die bundesrechtliche Regelung des Gewerbebetriebes ebenfalls nur auf der Grundlage der Gewerbefreiheit erfolgen könne. Auch die süddeutschen Staaten waren im Laufe der sechziger Jahre zu den Grundsätzen der Gewerbefreiheit übergegangen. Die Ausdehnung der norddeutschen Gewerbeordnung auf Süddeutschland unterlag daher keinerlei Schwierigkeit; sie erfolgte für Südhessen schon mit Gründung des Reiches, für Baden, Württemberg und Bayern im Laufe der Jahre 1871 und 1872.

Auf die norddeutsche, später deutsche Gewerbeordnung ist die frühere preußische Gewerbegesetzgebung von unverkennbarem Einfluß gewesen. Preußen war schon in den Jahren 1810 und 1811 zur Einführung der Gewerbefreiheit geschritten. Das Edict über die Einführung einer allgemeinen Gewerbesteuer vom 2. November 1810 bestimmte, daß der Betrieb eines Gewerbes künftig nur von der Lösung eines Gewerbesteuerscheines abhängig sein sollte. Nur für solche Gewerbe, bei deren ungeschicktem Betriebe eine „gemeine Gefahr obwaltete" oder welche eine öffentliche Beglaubigung der Unbescholtenheit erforderten, war die Ertheilung des Gewerbescheines von dem Nachweis der erforderlichen Eigenschaften abhängig gemacht worden. Nähere Bestimmungen über diese Nachweise enthielt das Gesetz, über die polizeilichen Verhältnisse der Gewerbe vom 7. September 1811.

Diese Bestimmungen blieben für den damaligen Umfang des Staates auch nach dem Jahre 1815 in Kraft, wurden dagegen auf die neu erworbenen Gebietstheile zunächst nicht ausgedehnt. Erst am 17. Januar 1845 kam es zum Erlaß einer allgemeinen Gewerbeordnung für den ganzen preußischen Staat. Diese Gewerbeordnung stellt ebenso wie die früheren preußischen Gesetze den Grundsatz der Gewerbefreiheit an die Spitze. Der Betrieb gewisser Gewerbe wurde jedoch aus Gründen der öffentlichen Sicherheit von der vorherigen Erlangung einer Concession oder Approbation abhängig gemacht. Insbesondere durften drei Classen von Gewerbetreibenden ihr Gewerbe nur auf Grund eines durch eine Prüfung erlangten Befähigungszeugnisses ausüben: 1. Aerzte einschließlich der Wundärzte, Augenärzte, Zahnärzte und Geburtshelfer, Apotheker und Hebammen, mit einem Worte Medicinalpersonen, 2. Seeschiffer und Seesteuerleute, 3. Bauunternehmer und Bauhandwerker, namentlich Maurer, Steinhauer, Schiefer- und Ziegeldecker, Haus- und Schiffszimmerleute, Mühlen- und Brunnenbaumeister. An diese drei Hauptkategorien schloß sich noch eine Reihe von anderweiten Gewerbebetrieben an, bei denen die Ablegung einer Prüfung ebenfalls Vorbedingung des Gewerbebetriebes war: Fährmeister, d. h. Vorsteher öffentlicher Fähren, Schornsteinfeger, Personen, welche mit Aufstellen von Blitzableitern sich beschäftigen, welche Feuerwerk zum Verkauf bereiten oder gegen Entgelt abbrennen, Kastrirer, Abdecker, Bandagisten und Verfertiger chirurgischer Instrumente.

Nach der Gewerbeordnung von 1845 hielt sich sonach der Prüfungszwang in mäßigen Grenzen. Er bestand nur für solche Gewerbe, bei welchen Gesichtspunkte der öffentlichen Sicherheit in Frage kamen. In den folgenden Jahren gewann aber eine zünftlerische Strömung im Handwerkerstande mehr und mehr die Oberhand und erlangte Einfluß auf die Gesetzgebung. Ein Ausfluß dieser Strömung ist die Verordnung, betreffend die Errichtung von Gewerberäthen und verschiedene Abänderungen der allgemeinen Gewerbeordnung vom 9. Februar 1849. Diese machte bei einer großen Zahl von Handwerkern, deren Gewerbebetrieb bisher vollkommen frei gewesen war, die Ausübung desselben von dem Eintritt in eine Innung oder der Ablegung einer Prüfung bei einer Prüfungscommission abhängig. Durch diese Bestimmungen waren fast sämmtliche Handwerker einem Prüfungszwange unterworfen worden.

Die durch die Verordnung vom 9. Februar 1849 eingeführten Einrichtungen haben sich in Preußen bis zum Jahre 1868 erhalten. In diesem Jahre wurde von dem Bundesrathe des norddeutschen Bundes dem Reichstage der Entwurf einer Gewerbeordnung unterbreitet, welcher eine landesgesetzliche Regelung des Gewerberechtes auf Grundlage der Gewerbefreiheit bezweckte. Der Entwurf nahm auch die Beseitigung der Handwerkerprüfungen in Aussicht. Die Motive zu demselben sprachen sich darüber in folgender Weise aus: „Mit der letzteren (der Aufhebung des Innungszwanges) ist zugleich die Prüfungspflicht der Handwerker beseitigt. Darüber, daß die Handwerkerprüfungen nicht diejenigen Garantien gewähren, welche sie zu gewähren beabsichtigen, daß sie dagegen dadurch nachtheilig werden, daß sie den Hanwerker zur Aufwendung von Zeit und Kosten zu einer Zeit zwingen, wo er alle seine

Digitized by Google

Capital- und Arbeitskraft auf die Gründung seiner Existenz verwenden muß, und daß sie die Nothwendigkeit des Versuches einer theoretisch undurchführbaren praktisch die Entfaltung der Gewerbethätigkeit hemmenden Abgrenzung der Arbeitsgebiete herbeiführen, dürfte es kaum noch nöthig sein, den Streit aufzunehmen, da die Bundesgesetzgebung mit der Einführung der Freizügigkeit, die, wenn sie wirksam sein soll, mit der Prüfungspflicht als localer Vorbedingung der gewerblichen Niederlassung unvereinbar ist, die Frage bereits entschieden hat."

Im weiteren Verlauf der Motive wird jedoch anerkannt, daß die Beibehaltung einer Prüfung bei solchen Gewerben nothwendig sein könne, bei welchen dieselbe nicht mit Rücksicht auf das Fortkommen der Gewerbetreibenden, sondern deshalb eingeführt sei, weil „durch ungeschickten Betrieb das Gemeinwohl gefährdet werde." Als derartige Gewerbe werden bezeichnet: die Medicinalgewerbe, das Gewerbe der Seeschiffer und die Baugewerbe, also die drei Gewerbe, für welche auch nach der preußischen Gewerbeordnung von 1845 ein Prüfungszwang bestand. Für die Medicinalpersonen, sowie für die Seeschiffer und Seesteuerleute wird die Beibehaltung der Prüfung für unbedingt nothwendig erklärt; hinsichtlich der Baugewerbe heißt es dagegen folgendermaßen: „Andere Gesichtspunkte bieten sich in Betreff der Bauhandwerker dar. Während die Seeschiffer und Medicinalpersonen in allen Bundesstaaten prüfungspflichtig sind, ist der Betrieb der Bauhandwerke in Oldenburg, Bremen, Hamburg und dem vormaligen Herzogthum Nassau ein freies Gewerbe. Während es zulässig ist, die Prüfungen der Seeschiffer und der Medicinalpersonen auf wenige Orte zu beschränken und dadurch die Controle über die Gleichmäßigkeit des Verfahrens zu sichern, würden für die Bauhandwerker sehr zahlreiche Prüfungsbehörden eingerichtet werden müssen, für deren Controle es an Organen fehlen würde. Wenn hiernach die Alternative sich aufdrängte, entweder auf die Freizügigkeit für diese großen Gewerbe, oder auf die Prüfung für den Beitritt derselben zu verzichten, so entschied sich der Entwurf für die Wahl des letzteren Weges aus den sachlichen Bedenken, welche gegen eine Einrichtung sprechen, die täglich umgangen wird, die eine Garantie verheißt, ohne dieselbe zu gewähren, und die durch Trennung der Verantwortlichkeit für den Bau von der thatsächlichen Leitung des Baues das Gefühl der Verantwortlichkeit bei den Personen abstumpft, von deren Gewissenhaftigkeit die Solidität des Baues abhängt. Es konnte endlich nicht unbeachtet bleiben, daß das freie Gewerbe der Civilingenieure die verantwortungsvollsten Bauten ausführt, ohne an eine Prüfungspflicht gebunden zu sein."

Die in den Motiven zur Regierungsvorlage geltend gemachten Gesichtspunkte über die gewerblichen Prüfungen fanden auch im Schoße des Reichstages vollkommene Billigung. Demnach sprach schon das sogen. Nothgewerbegesetz vom 8. Juli 1868 die Beseitigung des Prüfungszwanges mit den Worten aus: „Für den Betrieb eines Gewerbes ist ein Befähigungsnachweis nicht mehr erforderlich." Diese Bestimmung sollte jedoch bis auf Weiteres auf den Gewerbebetrieb der Aerzte, Apotheker, Hebammen, Advokaten, Notare, Seeschiffer, Seesteuerleute und Lootsen keine Anwendung finden. Damit war der Prüfungszwang für alle Handwerker, einschließlich der Bauhandwerker, beseitigt.

Auf derselben Grundlage beruht die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869. Sie kennt, da die Ausübung der advokatorischen und Notariats-Praxis nicht unter die Bestimmungen derselben fällt, einen Prüfungszwang nur für zwei Klassen von Gewerbtreibenden: 1) Medicinalpersonen, nämlich Aerzte, Apotheker und Hebammen, 2) Seeschiffer, Seesteuerleute und Lootsen. An diesen Bestimmungen ist auch durch die spätere Gesetzgebung nur in einer zweifachen Beziehung geändert worden. Ein Gesetz vom 11. Juni 1878 hat den für Seesteuerleute vorgeschriebenen Befähigungsnachweis auf Maschinisten auf Seedampfschiffen ausgedehnt, und durch das Gesetz vom 1. Juli 1883 ist der Landesgesetzgebung die Befugniß eingeräumt, den Betrieb des Hufbeschlaggewerbes von der Beibringung eines Prüfungszeugnisses abhängig zu machen. Bei den zahlreichen Abänderungen der Gewerbeordnung, welche bis zum Jahre 1883 stattgefunden haben, ist nirgendwo das Bedürfniß nach der Einführung eines allgemeinen Befähigungsnachweises für das Handwerk hervorgetreten.

Inzwischen hatte sich ein bedeutender Umschwung in der Gesetzgebung Oesterreichs vollzogen. Hier war durch das Gesetz vom 20. Dec. 1859 Gewerbefreiheit eingeführt worden. Dieses Gesetz hatte unter dem Einfluß einer rückläufigen Strömung im Gewerbestande durch die Novelle vom 15. März 1883 eine wesentliche Umgestaltung erfahren. Nach derselben zerfallen die Gewerbe in drei Klassen: freie, welche von Jedermann auf Grund einer stattgehabten Anmeldung betrieben werden können, concessionirte, deren Betrieb nur auf Grund einer polizeilichen Concession stattfinden kann, und handwerksmäßige, deren Ausübung von der Erbringung eines Befähigungsnachweises abhängig ist. Als handwerksmäßige Gewerbe sollen diejenigen angesehen werden, bei denen es sich um Fertigkeiten handelt, welche die Ausbildung im Gewerbe durch Erlernung und längere Verwendung in demselben erfordern, und für welche diese Ausbildung in der Regel ausreicht; die nähere Bezeichnung der als handwerksmäßig zu behandelnden Gewerbe ist Verordnungen des Ministeriums des Inneren und des Handelsministeriums überlassen. Der Befähigungsnachweis wird durch das Lehrlingszeugniß und ein Arbeitszeugniß über eine mehrjährige Verwendung als Gehülfe in demselben Gewerbe oder einem dem Gewerbe analogen Fabrikbetriebe erbracht. An Stelle dieser Nachweise kann ein Zeugniß über den mit Erfolg zurückgelegten Besuch einer gewerblichen Unterrichtsanstalt treten, in welcher eine praktische Unterweisung und fachgemäße Ausbildung in dem betreffenden Gewerbe erfolgt. Alle weiteren Bestimmungen sind ebenfalls dem Verordnungswege vorbehalten.

Unter dem Einfluß dieser österreichischen Einrichtungen ist auch in Deutschland eine auf Wiedereinführung des Befähigungsnachweises gerichtete Strömung entstanden. Dabei mag die Rückerinnerung an die in Preußen von 1849 bis 1868 bestehenden Handwerkerprüfungen nicht ohne Einfluß gewesen sein. Unterstützt wurde die Bewegung durch ein Gefühl der Unzufriedenheit in gewissen Kreisen des Handwerkerstandes, welche unter dem Drucke der Concurrenz alles Heil nur in der Rückkehr zu den alten Zunfteinrichtungen erblicken zu müssen glaubten.

Von den parlamentarischen Parteien bemächtigten sich zunächst die Deutsch-Conservativen und das Centrum der Frage. In der Reichstagssession des Winters 1884/85 wurde ein Antrag der Abgeordneten Ackermann, Biehl und Genossen eingebracht, welcher die Einführung des Befähigungsnachweises für das Handwerk bezweckte. Der betreffende Gesetzentwurf schloß sich eng an die österreichischen Einrichtungen an. Der Bundesrath sollte im Verordnungswege die handwerksmäßigen Betriebe bestimmen, deren Ausübung künftighin von der Erbringung des Befähigungsnachweises abhängig sein sollte. Der Nachweis sollte, sofern nicht von der Centralbehörde für das Gewerbe besondere Prüfungsbehörden eingesetzt wären, durch das Lehrlingszeugniß und ein Arbeitszeugniß über eine mehrjährige Verwendung als Geselle oder Gehülfe oder durch das Zeugniß einer gewerblichen Unterrichtsanstalt erbracht werden. Alle weiteren Bestimmungen waren ebenfalls dem Verordnungswege vorbehalten. Mit Recht wurde diesen Anträgen in der Reichstagssitzung vom 10. März 1885, in welcher die erste Lesung derselben stattfand, entgegen gehalten, daß sie alle Schwierigkeiten auf sehr einfache Weise zu lösen suchten, indem sie die weitere Ausführung eines allgemeinen gesetzgeberischen Gedankens dem anderen Factor der Gesetzgebung, dem Bundesrath, zuschöben. Die Anträge wurden einer Commission zur Vorberathung überwiesen, die indeß zu einer eingehenderen Berathung derselben nicht mehr gelangt ist.

In der Session des Winters 1885/86 wurden die Anträge auf Einführung des Befähigungsnachweises von denselben Antragstellern von Neuem eingebracht. Allerdings in einer

Digitized by Google

wesentlich modificirten Form. Die Antragsteller machten jetzt den Versuch, die Fragen, deren Lösung sie im vorigen Jahre dem Bundesrathe zugeschoben hatten, in dem Gesetze selbst zu regeln. Der beantragte Gesetzentwurf enthielt ein Verzeichniß der Handwerke, für welche künftighin ein Befähigungsnachweis gefordert werden sollte. Dieses Verzeichniß war so reichhaltig, daß es fast sämmtliche Handwerksbetriebe, jedenfalls alle praktisch irgendwie in Betracht kommenden, umfaßte. Der Nachweis der Befähigung sollte durch eine Prüfung erbracht werden, welche, soweit nicht für einzelne Gewerbe staatliche Prüfungsbehörden eingesetzt waren, entweder vor der im Orte bestehenden Innung, oder vor einer besonderen Prüfungscommission abgelegt werden mußte, welche von den selbständigen Handwerkern des betreffenden Gewerbes gewählt wurde. Das Prüfungszeugniß sollte auch durch das Zeugniß einer staatlich anerkannten gewerblichen Unterrichtsanstalt ersetzt werden können.

Diese Anträge sind in der damaligen Reichstagssession einer ersten Lesung im Plenum und einer sehr eingehenden Commissionsberathung unterzogen worden. Das Resultat der letzteren ist in dem vom Abg. Letocha verfaßten Commissionsberichte vom 26. März 1886 niedergelegt worden. Bei der Berathung der Anträge war die Stellung der parlamentarischen Fractionen so, daß lediglich Deutsch-Conservative und Centrum für dieselben eintraten, während Reichspartei, Nationalliberale, Deutsch-Freisinnige und Socialdemokraten eine ablehnende Haltung einnahmen. Eine zweite Lesung im Plenum hat nicht mehr stattgefunden.

In dem Winter 1886/87 sind die Anträge von Neuem eingebracht worden und zwar in der Gestalt, welche sie durch die Commissionsberathung des vorigen Jahres erhalten hatten. In dem aufgelösten Reichstage kamen sie wegen der inzwischen eingetretenen Auflösung nicht mehr zur Verhandlung. Dagegen sind sie in dem nun gewählten Reichstage am 24. März in erster Berathung einer eingehenden Erörterung unterzogen und dann wiederum an eine Commission verwiesen worden. In der Stellung der Parteien zu den Anträgen hat sich jedoch insofern eine Veränderung vollzogen, als nunmehr auch Seitens eines Theiles der Reichspartei — unter dem Namen der Abgeordneten von Kardorff und Lohren — Anträge auf Einführung eines Befähigungsnachweises eingebracht worden sind. Diese unterscheiden sich von den Ackermann-Biehl'schen Anträgen namentlich durch zwei Punkte. Der Kreis der Handwerker, für welche der Befähigungsnachweis gefordert wird, ist weniger umfangreich und der Befähigungsnachweis soll nicht durch eine Prüfung, sondern durch ein Lehrlingszeugniß und ein Arbeitszeugniß über die Beschäftigung als Geselle oder Gehülfe erbracht werden. Nur bei solchen Gewerben, welche „bei mangelhafter Ausübung Leben und Gesundheit der Mitbürger gefährden," ist die Ablegung einer technischen Prüfung vor einer staatlichen Prüfungsbehörde vorgeschrieben.

Es ist kaum anzunehmen, daß die Verhandlungen der Reichstagscommission über den Befähigungsnachweis in der gegenwärtigen Session des Reichstages zu einem Ergebniß führen werden. Die Commission wird vermuthlich zunächst einen anderen ihr ebenfalls überwiesenen Gesetzentwurf, der sich auf eine Erweiterung der den Innungen zustehenden Rechte bezieht, in Angriff nehmen. Ueber denselben Gegenstand steht eine Vorlage der verbündeten Regierungen in unmittelbarer Aussicht. Auch diese wird die Commission zu beschäftigen haben. Unter diesen Umständen besteht nur geringe Aussicht, daß die Angelegenheit des Befähigungsnachweises in der nächsten Zeit ihren Abschluß findet. Sie wird dem Reichstage vermuthlich noch in späteren Sessionen beschäftigen.

Die Vertheidiger des Befähigungsnachweises haben ihre Anträge durch drei Motive zu rechtfertigen gesucht: Schutz des Publikums vor schlechter Arbeit, Schutz der Handwerker vor Concurrenz, bessere Erziehung und Ausbildung der heranwachsenden Handwerker. Diesen Gesichtspunkten ist Seitens der Gegner mit Recht entgegengehalten worden, daß von den angegebenen Zwecken kein einziger durch den Befähigungsnachweis mit Sicherheit erreicht wird. Die Garantie dafür, daß das Publikum nur gute Waare bekommt, kann kein Staat übernehmen; auch die Einführung des Befähigungsnachweises sichert dies nicht. Ein Handwerker, der den Befähigungsnachweis erbracht hat, kann trotzdem sehr schlechte Arbeit liefern, weil er es bei der Ausführung an der nöthigen Sorgfalt fehlen läßt. Hier muß der Einzelne sich zunächst selbst schützen; es gilt der Grundsatz: „Wer die Augen nicht aufthut, thut den Beutel auf." Eine Ausnahme kann nur für solche Gewerbe zugegeben werden, bei deren mangelhafter Ausübung eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit eintritt, auf diese werden wir später zurückkommen. Ebensowenig schützt der Befähigungsnachweis den Handwerker vor Concurrenz. Selbst innerhalb der Kreise des Handwerkerstandes würde der Befähigungsnachweis nur gegen die Concurrenz unbefähigter Mitwerber schützen, und diese wird dem intelligenten, geschickten und leistungsfähigen Handwerker am wenigsten gefährlich sein. Die Hauptconcurrenz aber, welche der Handwerkerstand zu bestehen hat, ist die mit der Großindustrie und gewissen Handelsgeschäften, welche handwerksmäßig angefertigte Waaren zum Verkauf bringen. Diese Concurrenz wird durch den Befähigungsnachweis in keiner Weise berührt. Denn letzterer wird nur für den Handwerksbetrieb eingeführt, die Großindustrie behält durchaus ihre freie Bewegung. Den Inhabern von Handelsgewerben, in denen Waaren handwerksmäßig hergestellt werden, soll nach den Anträgen allerdings die Verpflichtung auferlegt werden, entweder selbst den Befähigungsnachweis zu erbringen, oder für die Anfertigung der Waaren einen mit dem Befähigungsnachweis versehenen Vertreter zu bestellen. Aber ist damit dem Handwerkerstande irgendwie geholfen? Wer ein großes Magazin handwerksmäßig hergestellter Waaren anlegen will, der wird gegen gute Bezahlung stets einen geprüften Handwerker finden, den er an die Spitze der Werkstätten stellen kann, in welchen diese Waaren angefertigt werden. Was endlich die bessere Erziehung und Ausbildung der heranwachsenden Handwerkergeneration betrifft, so ist die hohe Wichtigkeit dieses Gesichtspunktes nicht zu verkennen. Soll sich der Handwerkerstand auf die Dauer leistungsfähig erhalten, so muß in erster Linie für eine tüchtige, ja eine hervorragende Ausbildung der jugendlichen Handwerker Sorge getragen werden. Aber diese Ausbildung wird durch einen Befähigungsnachweis nicht gewährleistet, der, wie es in den betreffenden Anträgen heißt, auf die selbständige Ausführung der „gewöhnlichen Arbeiten" des betreffenden Gewerbes gerichtet ist. Der Schwerpunkt der gewerblichen Ausbildung liegt in der Organisation des Lehrlingswesens. Nicht auf das Meisterstück, sondern auf das Gesellenstück ist das wesentliche Gewicht zu legen. Hier eröffnet sich unseren modernen Innungen ein äußerst segensreiches Feld der Thätigkeit. Zweckmäßig organisirte Lehrlingsprüfungen, Ausstellungen von Lehrlingsarbeiten, Fortbildungsschulen und Fachschulen können auf diesem Gebiete unendlich viel mehr leisten, als der Ackermann-Biehl'sche Befähigungsnachweis.

Die Erreichung der Ziele, welche mit dem Befähigungsnachweis erstrebt werden, ist also durch die Einführung desselben in keiner Weise gesichert. Aber auch abgesehen davon stellen sich der Einrichtung des Befähigungsnachweises große Bedenken entgegen. Ein Hauptbedenken gegen die Ackermann-Biehl'schen Anträge ist zunächst das, daß die Prüfung der Handwerker in die Hände von Concurrenten gelegt wird. Es besteht die Gefahr, daß die Meisterprüfungen in derselben Weise mißbraucht werden, wie das in den letzten Zeiten des alten Zunftwesens der Fall war, daß nicht die Qualität der Leistung, sondern das Streben, sich einen unangenehmen Concurrenten fern zu halten, bei der Entscheidung den Ausschlag gibt. In dieser Beziehung ist die Erklärung des Abgeordneten Lohren, daß die Reichspartei auf eine Prüfung durch Concurrenzmeister „unter keinen Umständen" eingehen werde, mit besonderer Freude zu begrüßen.

Ein weiteres Bedenken ist die Unmöglichkeit einer Abgrenzung von Handwerk und Fabrik. Die Anträge Ackermann-Biehl enthalten ein sehr umfangreiches, der Antrag

Digitized by Google

von Kardorff-Lohren ein weniger umfangreiches Verzeichniß derjenigen Gewerbebetriebe, für welche ein Befähigungsnachweis gefordert wird, wenn sie handwerksmäßig betrieben werden. Unter diesen Betrieben befindet sich aber eine große Zahl, bei welchen der Uebergang vom Handwerk zur Fabrik so flüssig ist, daß sich eine scharfe Grenzlinie gar nicht ziehen läßt. Es sei beispielsweise auf die Müller und die Buchdrucker hingewiesen. Nach welchen Kriterien soll in einem solchen Falle entschieden werden, ob ein Handwerksbetrieb vorliegt, für welchen ein Befähigungsnachweis erbracht werden muß, oder ein Fabrikbetrieb, für den dies nicht erforderlich ist? In der vorjährigen Reichstagscommission ist der Versuch gemacht worden, solche Kriterien aufzustellen, ja sogar eine Definition des Handwerks zu geben. Der Versuch ist völlig fehlgeschlagen und von den Antragstellern selbst wieder aufgegeben worden.

Durch die Einführung des Befähigungsnachweises würden aber auch nothwendigerweise Competenzstreitigkeiten zwischen den einzelnen Handwerken hervorgerufen werden, wie sie aus den Zeiten des alten Zunftwesens hinreichend bekannt und auch in neuerer Zeit in Oesterreich wieder hervorgetreten sind. Es würde Streit entstehen, ob die Herstellung einer bestimmten Waare Sache des Schmieds oder des Schlossers, des Zimmermanns oder des Tischlers, des Bäckers oder des Conditors wäre. Die Anträge auf Einführung des Befähigungsnachweises verkennen ferner, daß sich im Bereiche einzelner Gewerbe Specialzweige entwickelt haben, für deren Betriebe unmöglich der Nachweis der Befähigung für das ganze Gewerbe, sondern nur der Nachweis der Befähigung für den betreffenden Specialzweig gefordert werden kann. So hat sich das Drechslergewerbe vielfach in das der Horndrechsler und Holzdrechsler, das Tischlergewerbe in das der Bautischler und das der Möbeltischler geschieden, innerhalb des letzteren haben sich in den Stuhlmachern, Komodenmachern u. s. w. weitere Specialzweige entwickelt. Es sind ferner combinirte Gewerbe entstanden, wie das des Wagenbauers, der zugleich Stellmacher, Schmied, Sattler und Lackirer ist. Endlich würde durch die Einführung des Befähungsnachweises der Betrieb von Nebengewerben außerordentlich erschwert werden, was vor Allem auf dem Lande zu großen Unzuträglichkeiten führen könnte.

Diesen Bedenken, welche namentlich in der vorjährigen Reichstagscommission geltend gemacht wurden, haben sich auch die Antragsteller nicht völlig verschließen können. Sie haben denselben dadurch zu begegnen versucht, daß sie für einzelne Fälle Ausnahmen von den aufgestellten Grundsätzen zugelassen haben. Der Bundesrath soll befugt sein mit Rücksicht auf örtliche Verhältnisse den Befähigungsnachweis für solche Gewerbe, für welche er vorgeschrieben ist, zu erlassen und für Gewerbe, für welche er nicht festgesetzt ist, vorzuschreiben; er kann außerdem da, wo sich innerhalb eines Gewerbes besondere Specialzweige entwickelt haben, für diese einen besonderen Befähigungsnachweis anordnen. Die höhere Verwaltungsbehörde endlich besitzt die Befugniß im einzelnen Falle von dem Nachweis der Befähigung zu entbinden, den Uebergang zu einem verwandten Gewerbe sowie den Betrieb eines Nebengewerbes zu gestatten. Die aufgestellten Regeln sind also mit Rücksicht auf das praktische Bedürfniß durch eine Reihe von Ausnahmen durchbrochen, und es könnte unter der Herrschaft dieser Bestimmungen leicht ein Zustand entstehen, in dem Niemand mehr weiß, was Regel und was Ausnahme ist.

Auf die Punkte, durch welche sich die Anträge der Reichspartei von denen des Centrums und den Conservativen unterscheiden, ist schon früher hingewiesen worden. Abgesehen davon, daß die Zahl der Handwerke, für welche ein Befähigungsnachweis gefordert wird, eine viel geringere ist, liegt der wesentliche Unterschied darin, daß nach denselben eine Prüfung durch Concurrenzmeister nicht stattfindet. Der Befähigungsnachweis ist — mit Ausnahme einzelner Specialfälle, auf welche wir später kommen — zu erbringen durch ein von dem Vorstande einer Innung des betreffenden Gewerbes bestätigtes Lehrlingszeugniß und ein von der Ortsbehörde beglaubigtes Arbeitszeugniß über eine Beschäftigung von zusammen mindestens drei Jahren als Geselle oder als Gehülfe in dem betreffenden Gewerbe oder in einem diesem Gewerbe verwandten Fabrikbetriebe. Unzweifelhaft besteht darin, daß durch diese Bestimmungen ein Mißbrauch der Prüfungsgewalt im Sinne einer Fernhaltung von Concurrenten ausgeschlossen wird, ein wesentlicher Vorzug der von Kardorff-Lohren'schen Anträge. Aber andererseits kann man die Frage aufwerfen: liegt denn in der Absolvirung einer Lehrlingszeit und in einer dreijährigen Beschäftigung als Geselle oder Gehülfe die Garantie einer Befähigung zur Ausführung der Arbeiten des Gewerbes? Lehrlingszeugnisse und Gesellenzeugnisse wird Mancher aufweisen können, der doch sein Lebtag ein schlechter Handwerksmeister bleibt. Außerdem stehen den Anträgen der Reichspartei zum Theil dieselben Bedenken entgegen, welche gegen die Ackermann-Biehl'schen Vorschläge geltend gemacht sind. Insbesondere wird auch bei ihrer Annahme die Abgrenzung von handwerksmäßigem und Fabrikbetrieb zu den größten Schwierigkeiten führen und die Entstehung einer Reihe von Competenzstreitigkeiten unter den einzelnen Handwerken unvermeidlich sein.

Letzteres scheint der Abgeordnete Lohren in Abrede zu zu stellen. „Processe sind ganz undenkbar", sagte er in der Reichstagssitzung vom 24. März. Aber in dieser Beziehung genügt es, auf die österreichischen Erfahrungen hinzuweisen. Sind doch in Oesterreich derartige Streitigkeiten in großem Umfange entstanden. Und gerade die Lohren'schen Vorschläge schließen sich eng an die österreichischen Einrichtungen an. Auch in Oesterreich wird der Befähigungsnachweis nicht durch Prüfungen, sondern durch Lehrlingszeugniß und Arbeitszeugniß als Geselle und Gehülfe erbracht. Auf demselben Standpunkte standen im Jahre 1884/85 auch noch die Abgeordneten Ackermann, Biehl und Genossen. Sie sind erst im Winter 1885/86 zu der Forderung einer Meisterprüfung übergegangen. In den früheren Verhandlungen des Reichstages ist auf die österreichische Gesetzgebung vielfach Bezug genommen worden. Bei der augenblicklichen Lage der Anträge würde sich der Abgeordnete Lohren auf dieselbe mit größerem Rechte berufen können als die Abgeordneten Biehl und Ackermann.

Ob aber die neuere österreichische Gewerbegesetzgebung sich praktisch bewährt habe, darüber besteht mindestens eine große Meinungsverschiedenheit. Der Abgeordnete Ackermann und seine Anhänger haben häufig die Behauptung aufgestellt, man sei in Oesterreich mit den dort bestehenden Einrichtungen durchaus zufrieden. Nun soll nicht geleugnet werden, daß in Oesterreich Anhänger des Befähigungsnachweises existiren. Aber es fehlt auch nicht an Vertretern der entgegengesetzten Meinung.*) Thatsache ist, daß man von Oesterreichern sehr häufig die Ansicht aussprechen hört, die Beschaffung der für den Befähigungsnachweis erforderlichen Zeugnisse bewirke nur Kosten und unnütze Schreiberei, ohne daß damit Jemand geholfen werde. Thatsache ist, daß sich unter der Herrschaft des Befähigungsnachweises die zahlreichen Competenzstreitigkeiten unter den Handwerken entwickelt haben, von denen in den bisherigen Reichstagsverhandlungen so vielfach die Rede gewesen ist. Thatsache ist, daß sich bei den Verhandlungen der Handelskammer zu Wien im vorigen Winter verschiedene Vertreter des Kleingewerbes gegen den Befähigungsnachweis ausgesprochen haben. Der Erfolg der österreichischen Gesetzgebung ist daher mindestens ein zweifelhafter. Keinenfalls haben sich die in Frage stehenden Einrichtungen so bewährt, daß die Uebertragung derselben auf Deutschland ohne Weiteres zu empfehlen wäre.

Neben den österreichischen Einrichtungen haben die Bestimmung der preußischen Gewerbeordnungsnovelle von 1849 auf die Ackermann-Biehl'schen Anträge einen unverkennbaren Einfluß ausgeübt. Insbesondere scheint diesen der Gedanke der Handwerkerprüfungen entnommen zu sein. Die Hand-

*) In diesem negativen Sinne äußerte sich s. Z. Ludwig Heimann in seinem Artikel: Aus dem Zunftlande („Gegenwart" 1886, Nr. 2).

Digitized by Google

werkerprüfungen haben in Preußen 19 Jahre lang bestanden; sie sind im Jahre 1868 ohne wesentlichen Kampf aufgegeben worden, weil ihre Unhaltbarkeit allseitig erkannt wurde. Die vorher angeführte Stelle der Motive zu der Regierungsvorlage von 1868 enthält eine vollkommen zutreffende Kritik derselben, welcher kaum noch etwas hinzugefügt zu werden braucht.

Viel eher würde die Frage berechtigt sein, ob man insoweit auf die Bestimmungen der preußischen Gewerbeordnung von 1845 zurückgehen wolle, als für Baugewerbe der dort vorgeschriebene, im Jahre 1868 aber beseitigte Prüfungszwang wieder eingeführt werde. Bei den Baugewerben kommt ein öffentliches Interesse insofern in Frage, als eine mangelhafte Ausführung von Bauten das Leben und die Gesundheit von Personen gefährden kann. Freilich können auch bei Baugewerben manche Bedenken gegen den Prüfungszwang erhoben werden. Die vorher mitgetheilten Aeußerungen der Motive zu der Regierungsvorlage von 1868 enthalten in dieser Beziehung viel Beachtenswerthes. Die fehlerhafte Ausführung von Bauten wird häufig nicht Ausfluß mangelnder Befähigung, sondern Ausfluß mangelnder Sorgfalt sein. Auch ein geprüfter Bauhandwerker kann mangelhafte Bauten ausführen und dadurch Leben und Gesundheit von Personen gefährden. Eine sichere Garantie bietet also auch in dieser Beziehung der Befähigungsnachweis nicht; die umsichtige und energische Handhabung der Baupolizei wird hier immer die Hauptsache bleiben. Aber die Einführung des Befähigungsnachweises für diese Gewerbe ist jedenfalls erwägenswerth. Bekanntlich werden über die Frage Seitens der Reichsregierung Erhebungen veranstaltet, deren Resultat man zweckmäßigerweise abwarten muß, ehe man seine definitive Entscheidung trifft. Unter allen Umständen würde, falls man sich zur Wiedereinführung eines Befähigungsnachweises für Bauhandwerker entschließen sollte, Zweierlei zu fordern sein. Die Prüfung dürfte nicht von Concurrenten, sondern müßte von staatlichen Prüfungsbehörden vorgenommen werden. Und um die Freizügigkeit zu wahren, müßte das ertheilte Prüfungszeugniß, wie es auch bei den Hufschmieden der Fall ist, für den ganzen Umfang des Reichsgebietes Geltung haben.

Die besondere Stellung der Bauhandwerker ist auch in den Anträgen der Reichspartei insofern berücksichtigt worden, als für dieselben — im Gegensatz zu den anderen Handwerkern — eine technische Prüfung vor einer besonderen Behörde vorgeschrieben wird. Die Bestimmung ist außer auf die Bauhandwerker auch auf die Fleischer ausgedehnt worden. Der Grund für diese Ausdehnung ist nicht einzusehen. Allerdings muß zugestanden werden, daß das Fleischergewerbe zu denjenigen Gewerben gehört, welche „bei mangelhafter Ausübung Leben und Gesundheit der Mitbürger gefährden können". Aber diese Gefährdung, wie sie beispielsweise durch den Verkauf trichinenhaltigen Fleisches stattfinden kann, wird stets ein Ausfluß mangelnder Sorgfalt, nicht mangelnder Befähigung sein. Mit einer Prüfung würde hier also wenig geholfen werden.

Die Einführung eines Befähigungsnachweises für einzelne Handwerker, z. B. Bauhandwerker — das ist das Resultat unserer Erörterung — scheint erwägenswerth. Die Entscheidung darüber kann aber nur auf Grund einer eingehenden Prüfung der Verhältnisse des betreffenden Handwerkes stattfinden. Die Einführung eines allgemeinen Befähigungsnachweises für das gesammte Handwerk ist mit der thatsächlichen Gestaltung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse nicht mehr vereinbar. Sie würde dem Handwerk nicht zum Nutzen, sondern nur zur Belästigung und Schädigung gereichen.

Der Socialismus in Belgien.

Von Moriz Wollmann.

Selten ist ein Land aus dem Traume einer scheinbar vollendeten Glückseligkeit zu einer so ernsten Wirklichkeit erwacht, wie das kleine, dichtbevölkerte Belgien. Nach einem fünfzigjährigem Wohlstand, welcher alle Klassen der Gesellschaft in gleicher Weise zu beglücken schien, nach einem halben Jahrhundert ruhiger staatlicher Entwickelung sieht das Königreich plötzlich die Grundlagen seines Reichthums, die obersten Principien seiner Verfassung und selbst die Form seiner Regierung durch den mächtig aufsteigenden Socialismus bedroht. In den großen industriereichen Becken des Hennegau und der Lütticher Provinz, in den zahllosen Fabriken Flanderns und unter dem riesenhaft anwachsenden Proletariate der großen Städte ist eine Bewegung in's Leben getreten, welche offen, ohne Hinterhalt und ohne Umwege auf die Erreichung dreier Ziele losgeht: eine ausgedehnte Arbeitsschutzgesetzgebung, die Gleichheit aller politischen Rechte und die Abschaffung des Königthums mit allen dem monarchischen Princip innewohnenden aristokratischen Einrichtungen. Diese Ziele verfolgen heute 5—600,000 Menschen in Belgien, der Zahl nach gewiß die Mehrheit des belgischen Volkes, aber den politischen Rechten nach ganz ohne jede Bedeutung, da die oligarchische Verfassung von 1831 die ausschließliche Leitung des Staatswesens in die Hände der obersten Steuerträger legte. Die Geschichte lehrt uns, daß solche künstliche Mehrheiten, wie sie heute in der belgischen Verfassung zum Ausdrucke kommen, weil diese eben die factische Mehrheit der Bevölkerung einfach ignorirt, zur dauernden Leitung eines Staatswesens nicht berufen sein können. Der Fortschritt der demokratischen Ideen kann nicht ermangeln, die Fiction zu beseitigen, daß 100,000 Menschen mehr sein sollen als 600,000 Menschen, bloß deshalb, weil einige Männer, die offenbar keine glänzende Voraussicht bewiesen, diese Ungereimtheit als Axiom in die Verfassung hineingeschrieben haben.

Hätte auch nur eines der vielen liberalen Ministerien, welche seit 1831 die Geschicke Belgiens leiten, die Nothwendigkeit begriffen, einen möglichst großen Kreis von Staatsbürgern an den politischen und socialen Geschicken des Landes zu interessiren, so wäre der Socialismus niemals zu seiner heutigen Gefährlichkeit gelangt. Die Reformen der Staaten, welche uns umgeben, blieben auf die jeweiligen belgischen Staatslenker ganz ohne Einfluß. Während Frankreich und Deutschland das allgemeine Stimmrecht einführten, während das Ministerium Gladstone in dem sonst so conservativen England den Wahlcensus herabsetzte, während selbst das als reactionär bezeichnete Ministerium Taaffe in Oesterreich das Wahlrecht der sogenannten Fünfgulden-Männer durchsetzte, blieb Belgien in den ausgetretenen Pfaden der liberal-clericalen Frage fast unbeweglich liegen. Ob Frère-Orban oder Malou oben auf kam: Für das Land hatte dieses Ereigniß keine andere Folge, als daß einige Schulen aufgerichtet oder aufgehoben, einige Pfarrer abgesetzt oder eingesetzt wurden. Um die große Masse der politisch Rechtlosen kümmerte sich weder der eine noch der andere, und man schien in den leitenden Kreisen Brüssels die Existenz einer socialen Frage ganz zu ignoriren. Deshalb konnte sich die von allen Regierungen verfolgte Internationale in den letzten Sechziger-Jahren in Belgien unter allen Ministerien behaupten, weil man daraus für dieses Land durchaus keine Gefahr fürchtete. Wer waren denn auch die belgischen Mitglieder der Internationale im Jahre 1869? Man zählte deren genau ein Dutzend, darunter freilich nicht ganz unbedeutende Namen, wie den hochgebildeten Arzt Dr. Cäsar de Paepe, den nachmaligen Abgeordneten Paul Janson, den heutigen Brüsseler Universitätsprofessor und hervorragenden Nationalöconomen Hektor Denis. Aber die große Masse der Arbeiter, welche noch in guten Lohnverhältnissen lebte, stand der socialistischen Idee noch so fremd gegenüber, daß die ge-

Digitized by Google

nannten Mitglieder der Internationale, die nicht gerne die Rolle eines Generals ohne Soldaten spielen wollten, ihr rothes Fähnlein vorläufig in die Taschen steckten. Sie erwarteten mehr von dem Umschwung der Zeiten, als von verfrühten Agitationen, und sie haben sich nicht getäuscht. Solange haben die leitenden Kreise Belgiens das Land mit den althergebrachten Phrasen regiert, bis die Arbeiterschaft und ein großer Theil der Bourgeoisie dieses unzeitgemäße Regime satt bekommen haben. Man begann in den unteren Volksschichten zu begreifen, daß die directe Einflußnahme auf die Regierung in Belgien ebenso ein allgemeines Recht bilden müsse, wie dies in Frankreich und Deutschland der Fall sei. Der Ruf nach politischen Rechten wurde ein allgemeiner und fand seinen Ausdruck in zahllosen Petitionen, welche jedoch nach einem kurzen Referate in die Papierkörbe der Kammern wanderten. Bringt man mit diesem regelmäßigen Uebergang zur Tagesordnung die Folgen der wirthschaftlichen Krise in Verbindung, welche in den Siebzigerjahren hereinbrach und die gesammte Arbeiterschaft in ein bisher nicht gesehenes Elend versetzte, so begreift man das ungeheuere Anwachsen des belgischen Socialismus in den letzten Jahren.

Es ist heute müssig, sich lange mit den Ursachen zu befassen, welche die socialistische Bewegung in Belgien großgezogen haben. Man hat einfach mit der Thatsache zu rechnen, daß der Generalrath der Arbeiterpartei über ein Heer von einer halben Million Menschen verfügt, welches er mit einer Disciplin zusammenhält und eines Tages in den Kampf gegen die heutige Gesellschaft führen wird. Die socialistische Partei Belgiens nimmt ihre Stärke vornehmlich aus der vortrefflichen Organisation ihrer Kräfte, welche die Organisation des deutschen Socialismus weit übertrifft und mit jener der amerikanischen Arbeiter auf gleicher Stufe steht. In dem kleinsten industriellen Orte Belgiens besteht bereits eine Arbeiterliga, welcher sich kein Arbeiter auf die Dauer zu entziehen vermag. Der Einfluß dieser socialistischen Vereine wächst derart, daß sie bereits in der Lage sind, einen gewissen Terrorismus auf jene Arbeiter auszuüben, welche sonst dem Vereinswesen keine besondere Sympathie entgegenbringen. Die politische Indolenz wird von den Arbeitervereinen nicht geduldet. Sie huldigen dem Grundsatz: wer nicht für mich ist, ist wider mich. Die Arbeitervereine eines und desselben Bezirkes sind unter einander durch eine Förderation verbunden, deren Aufgabe darin besteht, alle ihr unterstehenden socialistischen Vereine in ihrem Thun und Lassen genau zu überwachen, für die Erhaltung des Gemeingeistes zu sorgen und alle Arbeiter einem und demselben politischen Ziele zuzuführen. Die socialistischen Föderationen veranstalten die zahllosen Arbeiterversammlungen, zu welchen sie ausgewählte Redner delegiren, gründen, verwalten und bewachen die sogenannten Widerstandskassen (caisses de résistance), welche einstmals dazu dienen sollen, das Arbeiterheer während der allgemeinen Arbeitseinstellung zu ernähren, und rufen partielle Strikes hervor, wo ihnen dies den socialistischen Zwecken förderlich und dienlich erscheint. An der Spitze der ganzen Bewegung steht der Generalrath der Arbeiterpartei mit dem Sitze in Brüssel. Demselben gehören alle hervorragenden Führer und Redner der Partei an, von dem gebildeten und zielbewußten Cäsar de Paepe bis zum Fanatiker Anseele, welcher wie ein zweiter Camille Desmoulin die Volksmenge auf der Straße befeuert. Der Generalrath leitet durch besondere Delegirte die beiden Parteiblätter, den Genter „Vooruit" und das Brüsseler „Peuple", welche, vortrefflich im socialistischen Geiste redigirt, eine größere Anzahl von Abonnenten und Lesern besitzen, als die auf einer ziemlich niederen Stufe der Entwickelung stehende Presse der belgischen Bourgeoisie. Im Generalrath liegt die geistige Führung des belgischen Socialismus. Seinem Winke gehorchen Förderationen und Vereine und, so sehr ein Widerspruch dieser Thatsache mit dem socialistischen Principe herrschen mag, so kann man doch nicht bestreiten, daß es keine autokratischere Herrschaft gibt, als diejenige, welche der Generalrath der belgischen Arbeiterpartei auf seine socialistischen Untergebenen ausübt und keine größere Willenslosigkeit als die, mit welcher die letzteren dem ersteren gehorchen.

In Folge der eben so raschen wie unerwarteten Entwickelung seiner Macht steigt auch die Kühnheit des belgischen Socialismus. Er führt nicht allein eine offene aufrührerische Sprache in Vereinsversammlungen und in seiner Presse, er bedroht nicht bloß die Grundsäulen unserer politischen und socialen Verfassung in einer bisher nicht gehörten Weise, sondern predigt einen höchst confusen Collectivismus als ein förmliches Dogma. Die große Gefahr, welche in der Ausbreitung des belgischen Socialismus liegt, ist nicht zum geringsten Theile dem Umstande zuzuschreiben, daß die Leitung desselben in den Händen von aufrichtigen, aber leider halbgebildeten Fanatikern liegt. In den Köpfen dieser Leute, die bald da, bald dort irgend eine socialistische Lehre aufgeschnappt haben, malt sich die Welt ganz anders, als in anderen Köpfen. Weder Eduard Anseele, der Abgott der Genter Socialisten, noch Jean Volders, der rührige Redacteur des „Peuple", noch der ehemalige Colporteur Louis Bertrand, haben auch nur eine Ahnung von dem, was sie wollen, oder was sie an die Stelle dessen setzen würden, was sie zerstören wollen. Sie werfen unter die zum größten Theile unwissenden Massen das unverstandene Schlagwort Collectivismus hinein, und der Commentar dazu lautet, daß aller Besitz auf Gottes Erdboden gemeinschaftliches Gut bilden müssen, an dessen Ertrag Jeder nur nach Maß seiner wirklichen Arbeitsthätigkeit theilzunehmen habe. Die Arbeiter, welche den Collectivismus schwerlich begreifen, sehen darin bloß eine Art Theilung der Güter, für welche der Nichtbesitzende naturgemäß sehr leicht zu begeistern ist. Man redet ihnen in hunderten von Versammlungen vor, daß die Bergwerke nicht den Bergwerksbesitzern, sondern den Arbeitern gehören, weil diese allein die Produkte an's Tageslicht fördern. Daß die Fabriken Eigenthum der Arbeiter sind, versteht sich nach dieser Theorie von selbst. Da aber der Staat diese Theorie nicht anerkennt, so sagt man den Arbeitern, daß die große Masse des Volkes von einigen wenigen Männern mit Hülfe einer ungerechten, ihnen zur Verfügung stehenden Gesetzgebung ausgebeutet wird. Auf diese Weise gelangt der Arbeiter dazu, in jedem Vorgesetzten, in jedem materiell besser Gestellten den Ausbeuter zu erblicken, der auf seine Kosten lebt und an dem Marke des Volkes zehrt. Daß es nicht genügt, zu produciren, daß der mechanischen Arbeit der Geschäftsgeist zur Seite stehen muß, daß kein Köper ohne Kopf gedacht werden kann, sind Dinge, über welche die belgischen Socialistenführer zur Tagesordnung übergehen. Sie erhalten ihre Werkzeuge in einem bewußten oder unbewußten Irrthum und dies mit um so größerem Erfolge, als es ihnen thatsächlich gelungen ist, einen Theil ihres socialistischen Programms zu verwirklichen und in dem Cooperativsystem eine neue gewaltige Hülfsquelle für ihre Bestrebungen zu finden.

Die außerordentlich rasche Ausbreitung des Cooperativsystems gehört zu den auffälligsten Erscheinungen der jüngsten socialen Geschichte Belgiens. Kaum wenige Monate sind verflossen, seitdem Eduard Anseele in Gent die cooperative Genossenschaft „Vooruit" gründete und schon ist das Land mit solchen Unternehmungen förmlich bedeckt. Um das Wachsen dieser Bewegung in Belgien zu verstehen, ist es nothwendig, einen Blick auf die analogen Verhältnisse in anderen Staaten zu werfen. In Deutschland, wo Schulze-Delitzsch durch das System der Productivgenossenschaften den Anstoß gab, ist die Bewegung verhältnißmäßig jung, da die erste Productivgenossenschaft im Jahre 1849 in's Leben trat. Raiffeisen hat dieses System später auch auf die landwirthschaftlichen Verhältnisse übertragen. Allein es dauerte ein volles Jahrzehnt, bis die neue auf ausgezeichneten socialpolitischen Grundsätzen beruhende Einrichtung eine nennenswerthe Entwickelung erreichte. So zählen wir im Jahre 1859 in Preußen nicht mehr als 171 Productiv- und Consumvereine, eine Zahl, die rapid steigt. Im Jahre 1864 erreichen sie schon die Ziffer 771 und steigen 1874 auf 1644, 1883 auf 3688 und im Januar 1885 auf 3822. Diese Cooperativ-Vereine zählten im Januar 1885 nicht weniger als $1^1/_2$ Millionen Mitglieder mit einem Grundcapital von 375 Millionen Francs und einem durch Darlehen aufgenommenen Capital von 625 Millionen

Digitized by Google

Francs. Zu bemerken ist, daß die Mehrzahl der deutschen Cooperativ-Vereine sich mit Darlehen an kleine Geschäftsleute befassen, so daß wir im Januar 1885 nicht weniger als 1965 Vorschußkassenvereine zählen. Eine weit geringere Entwickelung hat das Cooperativsystem in Oesterreich aufzuweisen, wo die statistischen Daten mit 1881 abschließen. In diesem Jahre bestanden in Österreich im ganzen 1476 Cooperativ-Vereine, darunter 1120 Vorschußkassen und nur 235 Consum-Vereine. Die letzteren repräsentiren ein Vermögen von etwa sechs Millionen Francs. Noch schlimmer sieht es damit in Italien aus, wo vor dem Inkrafttreten des neuen Handelsgesetzbuches vom 1. Januar 1883 die Cooperativ-Vereine überhaupt keine gesetzliche Anerkennung besaßen und sich hinter der Firma „Anonyme Gesellschaft" verbergen mußten. Auch in Italien sind es merkwürdigerweise die Vorschußvereine, welche fast ausschließlich eine progressive Entwickelung bekunden. Am 30. Juni 1885 belief sich die Zahl der italienischen Vorschußvereine, welche ihr Aufblühen bekanntlich dem Nationalöconomen Luzzatti verdanken, auf 368 mit einem Capital von 64 Millionen Francs und einem Geschäftsumsatz von 510 Millionen Francs. Wie rasch diese Institute auf der appeninischen Halbinsel sich entwickeln, kann aus der Thatsache ersehen werden, daß die Zahl derselben schon am 1. Jan. 1886 von 368 auf 423 gestiegen ist. Am ältesten ist die praktische Anwendung des Cooperativsystems in Frankreich, wo im Jahre 1832 in Mülhausen im Elsaß die erste cooperative Bäckerei eröffnet wurde. Die Entwickelung ging aber äußerst langsam vor sich, so daß wir 1851, also einige Jahre nach dem Auftreten von Schulze-Delitzsch in Deutschland, erst 38 Consumvereine finden. Ueberhaupt haben sich die letzteren in Frankreich auch heute keiner besonderen Beliebtheit zu erfreuen, wogegen die Productiv-Vereine eine gewisse Bedeutung erlangten. In mehreren hervorragenden französischen Fabriken wird die Cooperation in der Weise geübt, daß jeder Arbeiter neben dem Lohne eine verhältnißmäßige Betheiligung am jährlichen Gewinn erhält. Ich will hier nur zur Verdeutlichung dieses wirthschaftlich so wichtigen Systems einige Beispiele anführen. Die berühmte Papierfabrik Laroche-Joubert in Angoulême zahlte Ende 1883 den Arbeitern einen monatlichen Durchschnittslohn von 110 Francs. Jeder daselbst beschäftigte Arbeiter hat aber Anspruch, nach einer gewissen Arbeitszeit eine lebenslängliche Pension zu beziehen, wie auch auf die Versorgung seiner Witwe und unmündigen Kinder. Nach jedem Geschäftsjahrschluß wird der Gewinn berechnet und zwischen dem Fabriksherrn und dem gesammten Personale nach einem gewissen Quotenverhältnisse vertheilt nach Abzug einer gewissen Summe für den Pensionsfonds. Herr Laroche-Joubert, welcher Mitglied des französischen Abgeordnetenhauses ist, erklärte anläßlich einer Enquête des Ministers des Innern Waldeck-Rousseau über die Cooperativ-Vereine im Jahre 1883, daß er selbst in Zeiten der ärgsten Krise mit gutem Profit arbeite, eine Thatsache, die der französische Großindustrielle dem bei ihm bethätigten Systeme der Cooperation ausschließlich zuschreibt. Gleiche Verhältnisse hat man in den Fabriken von Heclaire, Godin und Anderen bemerkt. Wenn wir noch einen Blick auf England, den klassischen Boden der Cooperation wenden, so finden wir daselbst die wirthschaftlich bedeutendste Ausbildung des Systems. Der Geschäftsumfang der großbritanischen Cooperativgenossenschaften von 1862 bis 1882 umfaßte die enorme Summe von mehr als $6^1/_2$ Milliarden und der unter die Mitglieder vertheilte Gewinn erreichte die Höhe von 530 Millionen Francs.

Während das Cooperativsystem also rings um Belgien herum die größte Ausbreitung erlangte, blieb dieses Land hinter allen seinen Nachbarn zurück. Bis 1885 war das System der Productivgenossenschaften in Belgien unbekannt. Es erschien auf der Bildfläche des öffentlichen Lebens zugleich mit dem belgischen Socialismus, woraus sich die Eigenthümlichkeit seines Charakters erklärt. In allen Ländern beruht die Cooperation auf einer ausschließlich wirthschaftlichen Grundlage, nämlich auf dem Bestreben nach Verbilligung der Bedürfnisse. In Belgien dagegen ist sie hauptsächlich ein Mittel zur Führung des socialen Kampfes der Arbeiter gegen die Bourgeoisie. Deshalb fallen die belgischen Productionsgenossenschaften mit den Arbeiterförderationen zusammen und gedeihen bloß da, wo die Arbeiterorganisation feste Gestaltung angenommen hat. Die kleine Bourgeoisie wird zur Theilnahme an den Cooperativgenossenschaften nur zugelassen, wenn ihre socialistische Gesinnung unzweifelhaft ist und zwar aus dem Grunde, weil die Arbeiterführer darnach streben, die bürgerliche Mittelclasse entweder wirthschaftlich zu verderben oder aufzusaugen. Die ganze Organisation der belgischen Cooperativvereine, deren Musterinstitut in der Genter Phalanx Anseele's zu suchen ist, läuft auf dieses Ziel hinaus. Deshalb beschränken sie sich keineswegs darauf, billig zu produciren und den Gewinn unter die Mitglieder zu vertheilen, sondern verkaufen die Producte auch an andere, der Cooperation ganz fernstehende Personen. Die belgischen Cooperativvereine sind also vollständige Handelsgesellschaften, bei denen der Producent zugleich Detailhändler ist, so daß jede kaufmännische Zwischenperson ausgeschlossen ist. Naturgemäß muß rings um diese belgischen Cooperativvereine die ganze kleine Kaufmannschaft verschwinden, eine Erscheinung, die man in Gent, Brüssel und im ganzen Hennegau bereits wahrzunehmen beginnt und deren Weitergreifen wohl zahlreiche Maßregeln erfordern wird. Denn je reicher diese Cooperativvereine durch das Aufsaugen des ganzen Handels werden, desto ärmer wird die kleine Bourgeoisie und desto stärker wird die Armee des Socialismus. Aber auch in Bezug auf die Vertheilung des Gewinns sind die belgischen Cooperativvereine wirthschaftlich sehr von den ähnlichen Einrichtungen in Deutschland und anderen Staaten verschieden. Denn der Gewinn wird nur zum geringsten Theile zur Aufbesserung der wirthschaftlichen Lage der Vereinsmitglieder verwendet. Der größte Theil fließt in die Brüsseler Centralcasse des Generalraths der Arbeiterpartei, welcher damit die Kosten der socialistischen Agitation bestreitet. Daraus wird gegenwärtig ein großer Fond gebildet, welcher später zur Durchführung einer allgemeinen belgischen Arbeitseinstellung während längerer Zeit hindurch dienen soll.

Der allgemeine Strike ist nämlich das große Effectmittel, von dem sich unsere Socialisten Alles versprechen. Die ruinirte Bourgeoisie wird ihnen dann zu Füßen liegen und alle politischen und socialen Reformen gewähren müssen, die sie heute vergebens verlangen. Das Cooperativsystem hat nun hauptsächlich den Zweck, die Mittel zu dieser großen Action zu schaffen, und in der That ist der Erfolg ein geradezu überraschender. Es ist mir zwar nicht bekannt, welche Summe sich bereits in den Kassen des Generalraths der Arbeiterpartei angehäuft hat. Doch wird dieselbe zum mindesten die Höhe einer halben Million erreichen. Damit kann man 8000 Strikende schon dreißig Tage lang erhalten. Bedenkt man, daß der Zufluß der reichen Geldmittel das Resultat weniger Monate ist und täglich mit der steigenden Ausbreitung des Cooperativsystems wächst, so wird man sich der Vorahnung der Gefahr nicht verschließen können, welche der ganzen belgischen Gesellschaft aus diesem Systeme droht. Das Cooperativsystem, wie es in Belgien practicirt wird, muß zur Vernichtung eines Theiles der Bourgeoisie, zur scharfen Sonderung der reichen und armen Klassen und damit zu einer socialen Krise der schärfsten Art führen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Professor Ludwig Uhland und seine Schüler.

Ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Geburtstage des Dichters.

Von Adolph Kohut.

Nur wenige Jahre war es Ludwig Uhland beschieden, seine akademische Laufbahn fortzusetzen. Man weiß, daß der akademische Senat zu Tübingen den berühmtesten schwäbischen Dichter des Jahrhunderts und den ausgezeichneten germanischen Forscher, dessen 1822 erschienene grundlegende Schrift über Walther von der Vogelweide und andere Arbeiten ihn mit einem Schlage in die Reihe der ersten deutschen Germanisten gestellt hatten, zu einer außerordentlichen Professur der deutschen Sprache vorgeschlagen. Die württembergische Regierung besann sich aber volle anderthalb Jahre, denn der schneidige und gesinnungstüchtige Freiheitssänger, der stramme Demokrat war ihr nichts weniger als eine persona grata. Endlich erfolgte seine Ernennung, und 1830 nach den Osterferien begann er in Tübingen seine Vorlesungen im größten akademischen Hörsaal „über Geschichte der deutschen Poesie im 13. bis 14. Jahrhundert." Trotzdem er als Docent große Erfolge erzielte, und obschon er, wie Alles im Leben, mit dem größten Eifer auch die akademische Carrière erfaßte, so war doch sein Lehramt an der Universität schon im Herbste 1832 zu Ende. Ludwig Uhland hatte nämlich nicht Urlaub erhalten, um seinen Sitz in der der schwäbischen Regierung Opposition machenden Kammer einzunehmen, in Folge dessen er seinen Abschied nahm, welcher ihm am 22. Nov. 1832 vom Minister Schlayer „sehr gern" ertheilt wurde.

Diese kurzen drei Jahre gehörten zu der schönsten Erinnerung des großen Dichters und edlen Menschen und noch als Greis sprach er sehr gern mit seinen Freunden über jene schöne Zeit, welche er im Kreise seiner zahlreichen Schüler verlebte. Ludwig Uhland las nicht frei, alle seine Manuscripte waren sorgfältig ausgearbeitet, und er docirte mit kräftiger und markiger Stimme. Einer seiner Schüler, Dr. Klüpfel, berichtet uns, daß er sein Bestes gab, weil er sich mit ganzer Seele in den Stoff der germanischen Forschung, welche er seit seiner frühesten Jugend mit Begeisterung trieb, vertieft hatte. Das, was er vortrug, war nicht ein zum Behuf der Vorlesung im Drange des täglichen Bedürfnisses niedergeschriebenes Heft, sondern die Frucht vieljähriger Arbeit. Wie sehr er die Studenten zu begeistern wußte, beweist schon die eine Thatsache, daß er gleich nach der ersten Vorlesung durch einen stattlichen Fackelzug und ein Ständchen geehrt wurde.

Wie schon bemerkt, las Uhland im Sommersemester 1830 über die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, und zwar viermal wöchentlich vor 53 Zuhörern, im Winter 1830—1831 über das Nibelungenlied viermal vor 12, im Sommer 1831 über die Geschichte der deutschen Poesie im 15. und 16. Jahrhundert dreimal wöchentlich vor 22 und im Winter 1831 bis 1832 über die Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker dreimal wöchentlich vor 41 Zuhörern. Sehr besucht war sein „Stilisticum", bestehend in seinen höchst anregenden Uebungen im schriftlichen und mündlichen Vortrag. Man reichte — sagt der verstorbene Schüler Uhlands, Professor Adelbert v. Keller — die schriftlichen Ausarbeitungen in Prosa oder Poesie Uhland ein, der sie dann in der Stunde durch den Verfasser vortragen ließ, anonyme selbst vortrug und immer zum Schluß sein Urtheil beifügte, stets treffend, aber auch, wenn Tadel nothwendig war, mild, schonend und ermuthigend.

Von diesen Schülern Uhlands, die insgesammt mit Verehrung an ihm hingen, haben sich mehrere literarisch, im Beruf oder sonst im öffentlichen Leben, einen geachteten Namen erworben. Mögen hier einige derselben angeführt werden. Zuvörderst seien hier die Professoren Adelbert von Keller, Franz Pfeiffer und Wilhelm Ludwig Holland genannt. Dieselben haben sich durch die Herausgabe von „Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" (acht Bände, Stuttgart 1865—1873) um die Manen ihres Meisters sowohl wie um die germanische Wissenschaft ein hohes Verdienst erworben. Doch nicht allein Germanisten von Fach waren Schüler Uhland's, sondern auch Juristen, Theologen, Philosophen, Mediciner u. s. w. So war z. B. der Dichter und Criminalist Chr. Reinhold Köstlin, der als Professor der Rechte in Tübingen 14. Sept. 1856 starb, ein Jünger Uhlands. Unter dem Namen Reinhold veröffentlichte er Gedichte und Novellen; die letzteren erschienen gesammelt in Bremen 1847; als dieser einst seinem Meister ein Gedicht: „Dichters Erkennung" einreichte, sagte Uhland, an dasselbe anknüpfend, u. A.: „So viel Abstracta, Demuth, Liebe, Glauben, Hochmuth, Neid sollte der Dichter nicht in zwei Zeilen zusammendrängen. Sie machen ihn viel zu rücksichtlich, zu genirt. Ein Dichter, wie er hier gedacht wird, ist um seine Haltung zwischen Demuth und Hochmuth gar nicht verlegen. Er geht in Gottes Namen seinen Weg. Wenn er aber auch gezwungen ist, sich über sein Wesen auszusprechen, so spricht er sich eben nicht so abstract aus. Das Bewußtsein des Dichters beruht in der Totalität seiner Auffassungen, in der Gedanke, Bild, Empfindung zusammenfallen, und so gleicht auch sein Ausdruck jenen Gewitterschlägen, in denen der Blitz leuchtet, der Donner hallt und die Wolke strömt. Was ich an dem Gedicht zu rühmen habe, das ist die unverkennbare Liebe zu seinem Gegenstande, die es erwärmt."

Kein Geringer wie der berühmte Philosoph Eduard Zeller gehörte gleichfalls zu den Schülern Uhlands; an eine Arbeit des Ersteren: „Ueber den Standpunkt der altgriechischen Kunst" knüpfte der letztere eine sehr interessante kunstgeschichtliche Betrachtung, wenn er z. B. „das sinnige Auge" rühmt, womit der Verfasser seinen Gegenstand betrachtet habe. Zu den Zuhörern des Professors Ludwig Uhland gehörten u. A. noch: Ludwig Georgii, Hermann Reuchlin, Adolf Helfferich, Wagner von Lauffenburg, Albert Schott und die Dichter Eduard Mörike, Gustav Pfizer, Hermann Kurz, Karl Fetzer.

Einer der Lieblingsschüler Uhlands war der stud. theol. Wassermann, gegenwärtig Kirchenrath und geadelter Oberrabbiner in Stuttgart. Durch die Freundlichkeit desselben bin ich in den Besitz der beiden nachstehend abgedruckten und bisher noch nicht veröffentlichten Briefe Ludwig Uhland's gelangt, welche beweisen, wie gern der Dichter jener Jahre der Docentenzeit eingedenk war. Dieselben lauten:

I.

Entschuldigen Sie, hochgeehrter Herr Doctor, die verspätete Zurückgabe Ihrer freundlichen Mittheilung. Es hatten sich gleichzeitig sechs poetische Manuscripte auf meinem Tische zusammengefunden. Möchten nur auch die anderen alle mich gleich lebendig angesprochen haben oder noch ansprechen können, wie das Ihrige. Durch das bemerkte Zusammentreffen hat sich mir freilich die Erfahrung bestätigt, daß die Kritik in diesen Gebieten seit geraumer Zeit vorzugsweise dem germanischen Alterthum zugewandten Studien sehr ferne liegt. Um einem neuen Erzeugniß im Fache der schönen Litertur seine Stellung richtig anweisen zu können, muß man mit dem gegenwärtigen Stande derselben im Ganzen näher bekannt sein, als dies bei mir der Fall ist. Ihre Erzählung hat, nach meinem Bedünken, Naturgemälde und Sittenschilderungen aus dem Orient, sodann, was den Stil betrifft, die Spruchrede und, ohne Ueberladung, auch die Bildersprache des Morgenlandes, mit den Vorgängen des inneren Lebens zu wirksamem Gesammteindruck verbunden. Dazu stimmt auch die gewählte Form, daß der Erzähler das Wort an seine Pflegetochter richtet, nur in dem Abschnitt erscheint dies mißlich, welcher den Fehltritt der Mutter schildert. Ich bin mit Muhamed's geschichtlichen Charakter zu wenig vertraut, um voraussehen zu können, welchen Gang Ihre Darstellung fortan nehmen wird, aber gewiß eröffnet sich ihr ein weites Feld bedeutungsvoller Entwickelungen eines gewaltigen Geistes und der von ihm hervorgerufenen Volksgeschichte.

Mit freundschaftlicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Tübingen, 21. December 1855. L. Uhland.

Digitized by Google

II.

Hochgeehrter Herr Doctor!

Seit Empfang Ihres schätzbaren Geschenkes drängten sich bei mir verschiedenartige Abhaltungen, die mir den stillen Genuß einer größeren poetischen Arbeit nicht gestatten wollten. Doch kenne ich ja den edlen Geist Ihrer nunmehr zum Abschluß gebrachten Dichtung schon aus der früheren, theilweisen Mittheilung und darf es jetzt nicht länger anstehen lassen, noch vor dem für nächsten Monat beabsichtigten Antritt einer Reise, Ihnen für die werthe Gabe selbst und für die sehr freundlichen Zeilen, mit denen Sie dieselbe begleitet haben, meinen herzlichsten Dank auszudrücken. Bei der Rückerinnerung an jene wenigen Jahre, die ich dem akademischen Lehrberufe widmen konnte, werden mir die jugendlichen Geister lebhaft gegenwärtig, mit denen ich damals in nähere Berührung kam und welche, wie sie mannigfach begabt waren, nachher auch in so vielgetheilte Lebensbahnen eingetreten sind. Zeichen einer fortdauernden Anhänglichkeit haben mich schon öfters erfreut, mag ich sie auch zunächst dem unerloschenen Andenken an die freie, fröhliche Studienzeit zu verdanken haben.

Bewahren auch Sie, geehrtester Herr Doctor, mir fernerhin die freundschaftliche Gesinnung, von der mir eben jetzt ein so schöner Beweis zugegangen ist.

Hochschätzend

Ihr ergebenster

Tübingen, 31. Juli 1859. L. Uhland.

Zur näheren Erläuterung dieser beiden Zuschriften sei Folgendes bemerkt. Wassermann war schüchtern bei der Veröffentlichung von Geistesproducten und wandte sich daher, als er sich, nachdem das nonum prematur in annum längst vorüber war und er sich entschloß, seinen Roman: „Die Mädchen von Chaibar" herauszugeben, unter Zusendung des Manuscripts einer größeren Episode daraus an seinen einstigen Lehrer mit der Bitte, ihm wie damals bei seinen Arbeiten während seiner Studienzeit ein strenges Urtheil über deren Werth zukommen zu lassen. Darauf erfolgte die obige Antwort Uhlands. Dennoch zögerte der Verfasser lange und erst später erschien der Roman unter dem Pseudonym „Orientalis" im Metzler'schen Verlage in Stuttgart. Eines der ersten Exemplare, über welches der Autor zu verfügen hatte, sandte er an Uhland und dieser gab die gleichfalls oben mitgetheilte liebenswürdige Antwort.

Ein dänischer Humorist.

Von Oskar Bulle.

Es scheint zu den Wesenseigenthümlichkeiten der humoristischen Schöpfungen zu gehören, daß sie still wirken. Aber sie wirken dafür tief und unauslöschlich. Und sie wirken weit, weit über die Grenzen hinweg, welche Länder und Völker scheiden. Keine andere schriftstellerische Gattung ist so befähigt, Gemeingut mehrerer Nationen zu werden, wie die humoristische, keine andere findet so leicht wie sie die gemeinsam klingende Saite in der Brust mehrerer, in ihren Gemüthsbedürfnissen sonst so verschiedener Stämme heraus. Freilich gilt das nur von jenem Humor, der nicht nur in den durch locale oder individuelle Eigenthümlichkeiten erzeugten neckischen Widersprüchen begründet ist, sondern dessen Wesen auf Beobachtungen beruht, die an allgemeineren menschlichen Zuständen und Schwachheiten angestellt worden sind. Diese letzteren sind ja nie zu erschöpfen und nie zu ergründen. Immer wieder stellen sie sich ein, bei jeder frischen Einzelnatur und innerhalb jeder Nation, und immer wieder geben sie Veranlassung, dem hypochondrischen Beobachter zum Schelten und zum Jammern, dem glücklicher gearteten Philosophen aber zum stillen Lächeln. Und der schriftstellerische Ausdruck für dieses stille Lächeln über die Schwachheit des allgemein Menschlichen ist eben der echte Humor.

Henrik Scharling — so ist der Name eines dänischen Schriftstellers, dem wir jene stille, aber weit- und tiefgehende Wirksamkeit des echten Humoristen zuschreiben können — hat ein poetisches Erstlingswerk geschaffen, in welchen er eine jener allgemein menschlichen Schwachheiten in der liebenswürdigsten Weise schildert und belächelt. Er nimmt sich die jugendliche Eitelkeit, das ungeheure Liebesbedürfniß und die blinde Selbstgefälligkeit eines eben aus den Knabenjahren herausgewachsenen Jünglings zum Vorwurf, aber er verbindet diese an sich ja „höchst tadelswerthen" Eigenschaften seines Helden mit soviel Jugendfrische, Urwüchsigkeit und harmloser Unbefangenheit, daß wir denselben gleich bei der ersten Bekanntschaft liebgewinnen und mit regem Antheil durch alle seine unschuldigen Abenteuer und Enttäuschungen hindurchbegleiten. Derselbe erzählt die letzteren uns selbst. „Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo" — so lautet auch der Titel des Buches*) — war es, als er, ein junger Student, sich in seine beiden künftigen Schwägerinnen verliebte, als er die entsetzlichsten Gewissensbisse erduldete wegen dieser Vielseitigkeit seines fühlenden Herzens und die grausamsten Qualen der Unentschlossenheit durchkostete. Mit behaglicher Laune charakterisirt er sich und seine beiden trefflichen Brüder. Er ist der Jüngste und steht unter der Obervormundschaft der beiden Anderen, aber er meint nicht nur, daß er feuriger und kräftiger, sondern auch daß er liebenswürdiger sei, als sie, denn noch nie hat er beobachtet, daß ein weibliches Herz sich für Jene erwärmt hätte. Der Aeltere dieses Brüderpaares ist ein höchst gelehrter, aber auch sehr zerstreuter und für die Außenwelt scheinbar schon verlorener Candidat der Theologie — der „Alte" wird er darum im kleinen Kreise genannt; der Andere ist ein vertrockneter Jurist, dessen einziges Interesse die Zeitung und die Politik bilden, sie nennen ihn nur das „Corpus juris". Und mit diesen beiden hölzernen Gesellen zieht der junge, lebhafte Nicolai — so nennt der Held sich selbst — am dritten Weihnachtsfeiertage aus, um jenes Pastorat zu besuchen. Die älteren Brüder sind schon oft dortgewesen, aber niemals haben sie dem Jüngeren erzählt, daß das trauliche Haus auch zwei reizende Töchter berge — so wenig haben sie Sinn für das ewig Weibliche! denkt derselbe überhebenden Sinnes bei sich selbst. Ein schalkhafter alter Herr tritt ihnen in dem Pastor entgegen, eine gütige, sorgliche Frau in der Pastorin. Der Töchter Art und Wesen ist gänzlich verschieden: ernst und sinnig ist die Aeltere, lebenslustig und praktisch die Jüngere. Der arme Nicolai wird sich selbst nicht klar darüber, welche ihm am besten gefällt, aber mit großer Gewalt erfaßt ihn die Liebe zu Beiden und — das ist der Humor bei der Sache — erfaßt ihn die Einbildung, daß er von Beiden geliebt sei. Er begeht, von diesen beiden Empfindungen geleitet und von dem alten Pastor, der ihn bald durchschaut, arg geneckt, die köstlichsten Dummheiten. Eine Schlittenfahrt, ein Eislauf und schließlich ein kleines Tanzfest im Pastorate steigern immer mehr die Verworrenheit seines Fühlens und seine Blindheit, bis er plötzlich erfährt, daß seine beiden Brüder schon lange die Herzen der reizenden Pfarrerstöchter gewonnen und sich während des Tanzfestes mit den letzteren verlobt haben. Das Erwachen Nicolai's ist prächtig geschildert und ebenso prächtig seine Verwunderung, als er in seinen verkannten Brüdern herrliche und gemüthvolle Menschen entdeckt. Ueberhaupt gewinnt diese, in ihren Grundlagen so überaus einfache Erzählung dadurch einen besonderen Reiz, daß die humoristische Entwickelung der Handlung sich ebenso sehr vor dem ernsten Hintergrunde eines warmen und herzlichen Familienlebens vollzieht, wie die humoristische Schilderung der jugendlichen Schwächen des Helden sich auf seine trefflichen, gesunden und wahren Charaktereigenschaften gründet. Hierdurch gewinnt das ganze Werk einen so gemüthvollen Zug, daß selbst die große Anmuth und Leichtigkeit der Darstellung und die scheinbar kunstlose und doch so künstlerische Fügung der Handlung dagegen zurückstehen müssen. Welche trefflichen Menschen!

*) Uebersetzungen in's Deutsche sind erschienen bei Hinricus Fischer Nachfolger in Norden (4. Auflage) und bei M. Heinsius in Bremen.

Digitized by Google

rufen wir nach Beendigung der Lectüre voll Bewegung aus, wenn uns dabei vielleicht auch noch das Lachen über ihre humoristischen Außenseiten um die Lippen zuckt. Wie in Fritz Reuter's „Stromtid" der Jochen Näßlerische Familienkreis ebenso rührend und ergreifend als erheiternd wirkt, so hinterlassen uns auch diese Bewohner und Besucher des Pastorats zu Nöddebo diese beiden Eindrücke in edelster Vermischung.

Anschließend an dieses Buch und vielleicht ermuntert durch den Erfolg desselben hat Henrik Scharling eine Fortsetzung der Selbstschilderung des jungen Nicolai in einem zweiten Werke gegeben, welches den Titel führt: „Meine Frau und ich".*) Aus dem jungen Studenten der Theologie ist ein Kunstschriftsteller geworden. Der „Alte" und „Corpus juris" haben allerdings zu diesem Berufswechsel den Kopf geschüttelt, aber der jugendliche Enthusiast hat ihnen überzeugend dargethan, daß seines Bleibens bei der Theologie nicht sei. So haben sie endlich eingewilligt, aber Corpus juris hat seinem Jüngsten nun ernstlich in's Gewissen geredet, daß nun allem Verliebtsein ein Ende gemacht werden müsse, denn ein Schriftsteller mit unsicheren Aussichten könne an's Heirathen niemals denken. Und der so leicht begeisterte Nicolai muß ihm Recht geben; er beschließt, alle Gedanken an zukünftiges Eheglück aus dem Herzen zu reißen, das inzwischen so oft schon wieder in Liebe geglüht hat, und fürder nur noch seinem „hohen Berufe" zu leben. Aber wie bald wird er diesem Entschlusse untreu! Er lernt einen armen Maler kennen, den glücklichen Vater von vier Töchtern, er verliebt sich sogleich in eine dieser Töchter, in die holde Estrid, und da er an dem Beispiele dieser mit ewiger Geldnoth kämpfenden Künstlerfamilie sieht, wie leicht es doch sei, einen Hausstand zu führen, stürzt er sich kopfüber in die Gefahr: er heirathet. Welche anmuthige, humor- und gemüthvolle Schilderung eines jungen Haushaltes folgt nun! Nicolai hat das bescheidene Amt eines Museumsassistenten. Das junge Paar muß sich also gewaltig einschränken. Es bezieht ein kleines Logis in der Nähe eines Parkes, es begeht die Unklugheit, für das erste flüssige Geld einen kostbaren Kupferstich der „Hochzeit zu Kana" nach Paolo Veronese zu kaufen, es gibt eine Gesellschaft und zieht sogar einen Sommer für einige Monate auf's Land — dabei muß es immer über das knappe Einkommen stolpern und immer Angst haben vor einer alten, redlichen, aber die beiden jungen Leute tyrannisirenden Magd. Mit einem trefflichen Realismus sind diese kleinen Bilder aus einem jungen Eheleben gemalt. Ueberall liegt eine tiefe und seelenvolle Auffassung von der Welt und von dem Menschenherzen zu Grunde, auf der Oberfläche nur kräuselt ein leichter Humor die Begebenheiten zu leichten Wellen. Die Schicksale des jungen Paares in der Sommerfrische sind besonders erheiternd. Denn der junge Ehemann ist dort zum Hüter einer seiner liebreizenden Schwägerinnen avancirt. Sein bester Jugendfreund wird ihm lästig, weil er für diese Schwägerin Interesse bezeigt, und aus dem harmlosen Nicolai wird ein argwöhnischer Philister. Der Argwohn verleitet ihn schließlich auch zu einem Eifersuchtsanfalle gegen seine Frau; die Heilung von demselben bildet den hübschen Abschluß des Buches. Trotz der prächtigen Gabe der humoristischen Einzelschilderung ist Henrik Scharling mit diesem Werke hinter dem Vorläufer desselben zurückgeblieben. Der Grund hierfür ist die Zersplitterung des humoristischen Inhaltes in viele Einzelzüge. Wir erkennen in dem jungen Ehemanne zwar den Nicolai aus dem Pastorate zu Nöddebo ohne Schwierigkeiten wieder, wir finden den umbesonnenen, eitelen und raschen, daneben aber auch so enthusiastischen, feurigen und von Grund aus trefflichen Menschen in ihm auf's Neue, aber die Concentrirung seiner Eigenthümlichkeiten ist hier nicht so gelungen wie dort. Dafür entschädigt uns freilich die anmuthig und liebreizend gezeichnete Gestalt der jungen Frau und das Bild ihres Vaters, eines begeisterten Künstlers, der „den Reichthum aus Princip haßt" und nur in der Liebe der Menschen zu einander das Lebensglück begründet sieht.

*) Deutsche Uebersetzungen (4. Auflage) bei Hinricus Fischer Nachfolger in Norden und M. Heinsius in Bremen.

Dieses sind die beiden specifisch humoristischen Schriften Scharlings. Aber nicht sie allein berechtigen uns, den Verfasser einen Humoristen zu nennen. Es ist noch ein größerer Roman desselben in's Deutsche übersetzt, welcher, wenn auch sein Inhalt ein tendenziös-politischer und weiterer ist, doch in der Ausführung so viele zu jener Bezeichnung beitragende Einzelheiten darbietet, daß wir ihn behufs näherer Charakterisirung Scharlings nicht übergehen zu dürfen glauben. Es ist der dreibändige Roman: „Uffe Hjaelm's und Palle Löve's Erlebnisse",*) welcher nichts weniger wiederzugeben beabsichtigt, als ein Bild von der Entwickelung des dänischen Volksgeistes in der stürmischen und kriegerischen Zeit von 1848 bis 1850. Uffe, der Langsame, so heißt in der alten Sage der Königssohn, welcher heranwuchs stark an Gliedern und großem Körper, aber eigenthümlich scheu und zurückhaltend, bis er sich plötzlich erhob in seiner ganzen Geistes- und Körperkraft, die Feinde schlug und das Vaterland befreite. Uffe Hjaelm ist ihm nachgebildet und als die Personification des Tüchtigen und Guten im dänischen Volksgeiste dargestellt. Im Kriege gegen Deutschland entwickelt er sich aus einem trägen, untauglichen Knaben zu einem herrlichen, siegreichen Helden. Sein Gegenstück ist Palle Löve, der eitle und großmäulige Schwätzer, der Redakteur der „Volksstimme" und Vertreter der Raisonneure im dänischen Volke, mit einem Worte die Personification des Untüchtigen, Windigen und Eitlen im Dänenthume. Es ist nun bezeichnend für Scharling's schriftstellerische Art, daß er den Uffe wohl kraftvoll, liebenswürdig und gemüthvoll zu schildern wußte, daß er aber sein Gegenbild, den Palle Löve, durchaus nicht prägnant als die Carikatur, als welche er ihn nach seinem Ausspruche im Vorworte aufgefaßt wissen wollte, herauszuarbeiten verstanden hat. Palle Löve ist, abgesehen von seinen Kriegsabenteuern, die in der That carikirt sind, eine treffliche humoristische Gestalt, so packend gezeichnet, daß wir über sie lachen und an ihr außerordentliches Gefallen finden, nicht aber in ihr die Richtung, die sie vertreten soll, verabscheuen müssen. Und wie sorgfältig ist jeder humoristische Zug an diesem Palle Löve durch den Autor vorbereitet: die verrückte Erziehung, die ihm sein Vater, der Parlamentsschwärmer, geben läßt, der Einfluß, den der schneidige Redakteur Klemmesen auf ihn ausübt, seine ersten schriftstellerischen Versuche, Alles ist so behaglich und voll guter Stimmung, daß wir wohl sagen können, Henrik Scharling habe, wenn er auch der Tendenz seines Romans nicht gerecht wurde, damit eine Probe der trefflichsten humoristischen Darstellung gegeben.

Sollte dieser behagliche und liebevolle Zug in der Schreibweise Scharlings, diese Art, selbst tadelnswürdige menschliche Schwächen noch mit einem mildernden Schleier, dem des Humors zu umkleiden, nicht im Grunde im Zusammenhang stehen mit einer edlen Auffassung seines Berufes? Henrik Scharling ist nämlich Theologe und jetzt Professor der Kirchengeschichte in Kopenhagen. Er hat außer einer Reihe theologischer Schriften und außer den genannten Prosa-Dichtungen mehrere historische Dramen verfaßt, die, wenn nicht gerade hervorragende dramatische Begabung, doch eine edle Begeisterungsfähigkeit und eine milde und weite Auffassung der Geschichte und des Lebens verrathen. Er hat auch eine warme und gerechte Schrift gegen die Verunglimpfungen gerichtet, welche der Literarhistoriker Brandes dem Charakterbilde Luthers angedeihen läßt. Vereinigt sich nicht Alles auf's Beste mit der herzlichen und wohlthuenden Art, in der er schon aus seinem „Pastorate zu Nöddebo" heraus dem Leser die Hand entgegenstreckt? Nur aus einem liebevollen freundlichen Herzen heraus entsteigen die Gestalten des echten Humors und wer eine Gestalt schuf, wie sie der junge Nicolai ist, muß ein solches Herz wohl besitzen.

*) In deutscher Uebersetzung bei Hinricus Fischer Nachfolger, Norden.

Digitized by Google

Der falsche Idealismus.

Von Hieronymus Lorm.

(Schluß.)

In seiner praktischen Philosophie entwickelt Herbart, daß jeder Versuch, die verschiedenen praktischen Grundideen des Sittlichen auf eine einzige, oberste Idee zurückzuführen, nothwendig scheitern müsse. Dies wiederholt Steinthal ohne Berufung auf Herbart (S. 95): „Jede dieser Ideen ist selbständig, und keine ist von der anderen abgeleitet, am wenigsten sind sie sämmtlich von einer oder gar vom Sein abgeleitet."

Mit Herbart direct gleichsam von Angesicht zu Angesicht und zum Theil gegnerisch verkehrt der Verfasser erst bei Betrachtung der Rechtsphilosophie, wobei das Sittliche in das ihm wesentlich fremde Gebiet des Rechtes hineingepredigt wird. Das öffentliche allgemeine Recht hat seinen Ursprung im Nutzen, im Selbsterhaltungstrieb, welcher schon der Bildung einer Körperschaft, einer Gesellschaft, eines Staates zu Grunde liegt und kann nur zufällig, nebensächlich und unbeabsichtigt mit der subjectiven Sittlichkeit übereinstimmen. Das Recht behauptet sich durch die äußeren Zwangsmittel, die ihm dafür zu Gebote stehen. Macht geht vor Recht, weil die Macht das aus specifischen Umständen hervorgegangene Recht beugen und ein anderes Recht an die Stelle setzen kann; Macht geht aber nicht vor Sittlichkeit, weil keine Macht der Erde das sittliche Urtheil beugen und ein unsittliches an die Stelle setzen kann. Ein Gesetz des öffentlichen Rechtes kann ich, wenn ich nicht damit einverstanden bin und die Strafe wagen will, ohne Gewissensbisse brechen, niemals aber ein Gesetz, welches ich mir kraft der transcendentalen Freiheit der Vernunft selbst gegeben habe, weil hier der Bruch der Leidenschaft mit dem Intellect eine Qual erzeugt, die man eben Gewissensqual nennt. In der Divergenz zwischen Sittlichkeit und Recht liegt es, daß das allgemeine Gesetz eine Uebelthat verbieten, weil ihre Unterlassung erzwingen, niemals aber eine Gutthat gebieten kann, weil sie als solche durch den Zwang schon aufgehoben wäre. Steinthal bleibt bei der Voraussetzung, daß das Recht nicht erst aus Begegnungen und Ereignissen und Abkommen abgeleitet, sondern daß es ursprünglich sei. Dadurch kommt er nach und nach zu dem Uebergang von der eigentlichen Ethik, von der Individualethik, außerhalb welcher man überhaupt keine Ethik für möglich halten sollte, zu dem problematischen und nebelhaften und doch schon ziemlich in Schwung gekommenen Begriff einer Socialethik. Entkleidet man diesen Begriff seiner zufälligen Nebenbedeutungen, so ist er so wenig faßbar wie eine Socialtugend oder eine Socialreue.

Die Verwandlung der Ethik in das Recht, der nur individuell möglichen sittlichen Handlung in ein für möglich gehaltenes sittliches Handeln der Gesammtheit, ausgeprägt in Gesetzen und Einrichtungen, die jegliche Selbstsucht ausschließen — das ist die Erlösung der Welt, das im Eingang dieser Betrachtung angedeutete Ziel des falschen Idealismus, das Bild der Zukunft, von welchem es heißt (S. 265): „Wer darf sagen, daß er sich nicht begeistere für ein Bild absoluter Harmonie der Gesellschaft, wo nichts als ideale Gerechtigkeit und ideales Wohlwollen herrscht, wo jeder Egoismus schwindet, alles Produciren Selbstaufopferung ist, wo der Einzelne sich nur im Unendlichen findet?"

Die Abschaffung des Eigenthums gehörte nothwendig mit zu den Gesetzen und Einrichtungen dieser idealen Zukunft der Gesellschaft, und Steinthal widmet auch den socialistischen Bestrebungen einen eigenen Excurs. Die Gesammtheit gibt der Gesammtheit Gesetze, und man braucht nur einen klaren Blick in die Welt zu thun, um zu wissen, daß solche Gesetze niemals einen anderen, als einen materiellen Ursprung hatten, den Nutzen der Selbsterhaltung, die als Naturnothwendigkeit sich geltend machende Selbstsucht, also ein der Ethik gerade entgegengesetztes Princip, wenn auch sittliche Ziele zufällig mit dabei zur Befriedigung kommen. Um auf dem Wege einer allgemeinen Ethik eine ideale Gesellschaft zu ermöglichen, müßte, wie schon im Eingang dieser Zeilen bemerkt ist, diese Verwirklichung der Welterlösung oder die Verwirklichung der höchsten Ideen nothwendig mit der Begreiflichkeit derselben ihren Anfang nehmen. Was ist das Wohl der Gesammtheit? Niemand weiß es zu sagen. Dennoch drängt alles dahin, es zu verwirklichen, aber bei der Unerkennbarkeit der höchsten Idee dieses Gesammtwohls stellt sich die Idee immer nur als ein mittel- oder unmittelbarer Nutzen, als das Naturnothwendige dar. Dieses könnte unter Umständen auch einmal Gesetze und Einrichtungen schaffen, die dem ethischen Idealisten entsprechen, wäre jedoch damit das Ideal selbst geschaffen, der Egoismus beseitigt? Auf dem Wege äußerlicher Institutionen die Welt erlösen wollen, das Princip der Selbstsucht beseitigt glauben, wenn man ihm die Mittel der Bethätigung aus den Augen räumt, gleicht dem psychiatrischen Verfahren, als diese Wissenschaft noch im Dunkeln lag. Einer hatte die fixe Idee, daß er Wachteln im Kopfe umhertrüge, und so machte man ihm mit lebendigen Vögeln einen Hokuspokus vor, nach welchem es für ihn den Anschein haben mußte, als wären dieselben aus seinem Kopfe weggeflogen. Er sagte nun nicht mehr: „ich trage Wachteln im Kopfe umher", sondern er sagte: „ich trage keine Wachteln mehr im Kopfe umher." War damit der Wahnsinn beseitigt oder wesentlich verändert? Wenn dem Egoismus und der Unsittlichkeit die Möglichkeit der Bethätigung weggeräumt ist, wenn Gesetze und Einrichtungen die Sünde verhindern, ist dadurch der Geist der Sünde beseitigt? Diese Beseitigung ist einzig und allein das Geschäft der Individualethik, und wir forschen im vorliegenden Werke vergebens nach dem Princip derselben.

Der Mensch strebe nicht nach Glück, sondern nach Würde, soll wohl nach der Meinung des Herrn Steinthal für dieses Princip gelten. Würde ist ein Verhältnißbegriff, das Abheben der eigenen von der fremden Persönlichkeit, ohne Rücksicht auf den objectiven Werth oder Unwerth beider. Auch der Räuberhauptmann hat Würde im Verhältniß zu den ihn umgebenden Spitzbuben. An dem armseligen Begriff der Würde hat einst die dürftige Philosophie der Stoiker ihr Ergebniß gefunden, und auch Kant ist mit der schon erwähnten scholastischen Behandlung des sittlichen Problems zu keinem besseren Endziele gelangt. Die Ausarbeitung der von ihm begründeten, einzig möglichen Ethik, mit Ausscheidung des Ungehörigen, steht erst noch bevor. Der sittliche Mensch strebt überhaupt nicht, weder nach Glück noch nach Würde, er erstrebt nichts für seine Persönlichkeit. Streben nach einem eigenen Gute ist Uebereinstimmung mit dem eigenen Leben, die Ethik jedoch erhebt sich, neben dem Kampf um das Dasein, als der Kampf gegen das Dasein. Dieser vollzieht sich in der Brust des Einzelnen zwischen der naturnothwendigen Leidenschaft und der transscendenten Vernunft, und je stärker die erstere unterdrückt wird, um so tiefer sinkt im Sinne des Lebensgenusses der Werth des eigenen Daseins. Dies schließt das sittliche Gebot der eigenen Lebenserhaltung für Andere mit ein. Die Feindschaft gegen das Dasein fordert zur Heilung aller Wunden auf, die das Dasein den Nebenmenschen geschlagen hat. So unglücklich, so beraubt und elend ist Niemand, daß die Erhaltung seines Daseins nicht noch einem Wesen auf Erden nützen könnte, und wäre es ein Hund. Darin liegt die Bethätigung der Individual-Ethik, die zwar auch das Individuum für die Gesammtheit opfern kann, niemals aber von der Gesammtheit verlangt, daß sie für ein unerkanntes Princip ihr eigenes Lebensprincip, den Egoismus, opfere.

Die Ethik ist das Seinsollende und das Sein ist davon abhängig, daß ein Seinsollendes in ihm rege bleibe. Wäre das letztere einmal verwirklicht, dann wäre die Ethik aufgehoben, aber mit ihr auch die Welt, die ohne den naturgemäßen Egoismus keine Möglichkeit und keinen Grund des Bestehens mehr hätte. Es ist das Kennzeichen des sich unausgesetzt in Büchern verbreitenden falschen Idealismus, daß er die unaussprechlichen Ideale aussprechen, d. h. in Erkenntnisse verwandeln zu können glaubt, womit freilich schon die Verwirklichung der Ideale begonnen hätte. Daß sie ausbleibt,

Digitized by Google

schreibt er nicht der Ohnmacht seiner Bestrebungen zu, sondern er gibt Alles der Zeit, der Entwickelung anheim. Die Unmöglichkeit aber entwickelt sich nicht und sie liegt schon vorgebildet im Organismus, in den physiologisch dargethanen Grenzen des Erkennens.

Diese Grenzen begründen die Nichtigkeit des Daseins und das Gefühl derselben ist begleitet von dem Schmerz über den ungeheuern Widerspruch, daß trotz der Nichtigkeit Leiden, Kummer, Sorgen und Qualen des Lebens von denjenigen, die sie tragen müssen, als schauerliche Wichtigkeit, als erdrückende Gewalt der Realität empfunden werden. Der Schmerz über diesen Widerspruch weckt das werkthätige Mitleid dessen, der das Sein einigermaßen ethisch überwunden hat, mit den Unglücklichen, denen selbst die Einsicht in die eigene spurlose Vergänglichkeit an der harten Dauerhaftigkeit des Elends nichts zu ändern vermag.

Wer umgekehrt, wie die meisten Moralphilosophen, das Glück und den Werth des Daseins überschätzt, der kömmt für seine Person leicht und ethisch unthätig über das Unglück Anderer, über den Jammer von Tausenden hinweg; er vertröstet sich und sie auf die Zukunft. Der Fortschritt, an welchem man nur kräftig mitarbeite — obgleich seit Thales und Plato bis auf den heutigen Tag in der Erkenntniß der höchsten Wahrheit, die allein zu erlösen vermöchte, nicht der geringste Fortschritt gethan wurde — er werde sittlich und geistig die Allgemeinheit zu einer Erleuchtung bringen, in der sich jeder glücklich fühlen werde, wie man aus dem oben citirten Zukunftsbild Steinthal's ersieht.

Die Leiden des Menschen sind zu real, um mit idealen Hirngespinnsten abgethan zu werden. Für das Gefühl hat das Allgemeine unaussprechliche, aber gerade deshalb unerkannte Bedeutung, die gleichwohl in einem bis zur Aufopferung gehenden sittlichen Handeln zu Tage treten kann. Für die Wissenschaft jedoch ist das Allgemeine, da sie seine Wahrheit und Wesenheit nicht zur erkenntnißmäßigen Gewißheit zu erheben vermag, nichts als ein Begriff, der nur eine bestimmte oder unbestimmte Zahl von Einzelnen umfaßt. In einen bloßen Begriff, in eine bloße Denkform, kann die Wissenschaft nicht Qualitäten hineinzaubern, die nur an der lebendigen Persönlichkeit zu erkennen sind. Der Versuch, eine Ethik für die Allgemeinheit oder eine „Allgemeine Ethik" wissenschaftlich zu begründen, ist darum nichts weiter als verlorene Lebensmühe.

Nur der falsche Idealismus gibt das Wahre, das Gute und das Schöne für Erkenntnisse aus. Auch der ungebildete Mann aus dem Volke erkennt das Merkmal des Guten, sobald es in einer sittlichen Handlung sinnfällig, anschaulich geworden ist, in der Selbstverleugnung, im Aufgeben der Selbstsucht. Aber auch der Gelehrteste kann den Urgrund, das Motiv einer solchen Handlung, die eigentlich übernatürlich ist, nicht erkennen und muß den Urgrund daher in das Uebersinnliche verlegen. Dieses schreibt keine Bücher.

Feuilleton.

Ein neues hypnotisches Experiment.

Von Carl du Prel.

Es ist den Lesern vielleicht noch erinnerlich, daß ich in dieser Zeitschrift — 1885, Nr. 50 — gelegentlich einer Besprechung der Schrift „Das Gedankenlesen" von Professor W. Preyer die Behauptung aufgestellt habe, daß eine durch keinen der bekannten Sinne vermittelte Uebertragung von Gedanken aus dem Gehirn des Operators in das Gehirn einer Versuchsperson möglich sei. Damit trat ich in Gegensatz zu der Ansicht von Professor Preyer, der in genannter Schrift die Gedankenübertragung nur bei körperlicher Berührung für möglich hält, und aus minimalen unwillkürlichen Muskelbewegungen erklärt, insbesondere aber sagt, daß „die Versuche, eine unmittelbare Gedankenübertragung ohne Berührung darzuthun, ihr Ziel gänzlich verfehlen" (S. 11). Gegenüber dieser Behauptung verwies ich damals auf die Experimente der Psychologischen Gesellschaft in London, die das Gegentheil erweisen, hatte jedoch damit wenig Glück, indem Professor Preyer im Januarheft der „Deutschen Rundschau" die Publikationen der genannten Gesellschaft in Bausch und Bogen verwarf. Damit war die Sache für mich abgethan, da ich über eigene Versuche damals nicht verfügte.

Kürzlich hat nun in der Psychologischen Gesellschaft in München Herr von Notzing, Mediciner, über seine Experimente, Gedanken ohne körperliche Berührung auf ein hypnotisirtes Mädchen zu übertragen, einen Vortrag gehalten, und da dieser Herr die Freundlichkeit hatte, mir eine Wiederholung seiner Versuche in meiner Gegenwart vorzuschlagen, nahm ich diesen Vorschlag dankbarst an. Demgemäß kam Herr von Notzing am 29. März in Begleitung jenes Mädchens, mit dem ich erst bei dieser Gelegenheit bekannt wurde, in meine Wohnung, wo wir nach eingenommenem Abendessen folgende Versuche anstellten:

Das Mädchen nahm in meinem großen beleuchteten Arbeitszimmer in einem bequemen Lehnstuhle Platz. Wir controlirten beide ihren Puls, der 72 Schläge in der Minute ergab. Es wurden ihr darauf die Augen verbunden, um ihr nicht zu verrathen, daß Herr von Notzing, seitlich von ihrem Lehnstuhl sich niederbeugend, die an den Hebungen und Senkungen des Thorax controlirbaren Athembewegungen abzählte, deren sechzehn in der Minute stattfanden. Die Binde wurde sodann wieder abgenommen und das Mädchen ersucht, an der ihr in einiger Höhe, nahe dem Kopfe, vorgehaltenen Hand des Herrn von Notzing den Siegelring zu fixiren. Nach $2^1/_2$ Minuten war sie tief aufathmend eingeschlafen, worauf noch einige magnetische Striche bis herab zu den Knien angewendet wurden. Um die Hypnose zu constatiren, untersuchten wir Beide auf einmal den Puls, der nun 88 Schläge in der Minute zeigte — also eine Differenz von 14 —, während die Athembewegungen auf 30 gestiegen waren. Nadelstiche an der Hand und am Arme ergaben Empfindungslosigkeit; endlich fanden wir bei aufgezogenen Lidern das charakteristische Zeichen nach aufwärts gekehrter Pupillen. Die Arme, wenn emporgezogen, fielen mit ihrer natürlichen Schwere herab. Es war also Hypnose in jenem niederen Grade, der als Lethargie bezeichnet wird, eingetreten. Auf die Frage „Wie heißen Sie?" erfolgten erst Bewegungen der Zunge und Lippen, dann lallende Versuche, zu sprechen, und endlich wurde der Name Lina mit großer Mühe ausgesprochen.

Es wurde nun beschlossen: 1. Jede Berührung so viel als möglich, jedenfalls aber bei der Uebertragung selbst, zu vermeiden. 2. Die Befehle in der Weise vorzunehmen, daß ich dieselben — natürlich von mir gewählte — in das Innere einer Doppeltafel an meinem Schreibtische — dessen erhöhte Rückseite mir ihren, also auch ihr meinen Anblick, selbst bei eventueller Körperwendung verbarg — eintragen sollte, daß Herr von Notzing, zu mir tretend, diese Befehle stillschweigend lesen, dann ihr gegenüber auf einem Stuhle sitzend, die Befehle in Gedanken und ohne Berührung wiederholen und durch innerliche Concentration deren Ausführung herbeiführen sollte. So oft ich meine Befehle aufgeschrieben, und Herr von Notzing dieselben gelesen hatte, erhob ich mich vom Schreibtisch und trat an den Lehnstuhl, um dem weiteren Verlaufe beizuwohnen.

Erster Versuch. Ich schrieb in die Tafel: Goldfinger und Zeigefinger der rechten Hand horizontal vorstrecken. Verschiedene halb zutreffende Fingerbewegungen schienen zu zeigen, daß der Befehl erfaßt war, daß aber die Finger dem Willen nur schwer gehorchten. Wir gaben den Versuch sofort auf.

Zweiter Versuch. Ich schrieb: Rückenkissen vorziehen und auf der linken Stuhlseite fallen lassen. Nach längerer Zeit mühsame Sprechversuche: K— K— Kiss Kissen; die rechte Hand greift nach dem kleinen Kissen, doch konnte das Mädchen es nicht vorziehen, weil die Schwere ihres Körpers es gegen die Stuhllehne drückte. Herr von Notzing, bei den Schultern sie fassend, beugte sie etwas vor, wodurch auch der Arm und damit das ergriffene Kissen vorwärts kamen, das ihr sodann auf den Schoß gelegt wurde. Sie nimmt es nun mit beiden Händen, wendet es hin und her, legt es sich auf den etwas vorgebeugten Kopf, wie um es wieder nach der alten Stelle zu schaffen, und da es nicht gelingt, legt sie

Digitized by Google

es auf den zu ihrer Linken befindlichen Tisch, machte dann mit der linken Hand einige Bewegungen nach abwärts gegen den Boden, nimmt das Kissen noch einmal und läßt es auf der linken Stuhlseite fallen.

Dritter Versuch. Schriftlicher Befehl: Zur Uhr in der Zimmerecke gehen und den Perpendikel in Gang setzen. Sie macht Bewegungen aufzustehen, die nicht gelingen. Frage: Was wollen Sie? Antwort: Stehen — au — auf. Herr von Notzing hilft ihr auf, überläßt sie dann aber wieder ihren eigenen Impulsen. Sie geht langsam, in etwa 12 Schritten nach der Zimmerecke, fährt dort in ungenügender Höhe mit den Armen kreisförmig in der Luft herum, wischt an den Wänden, greift die herabhängenden Messingketten, dann die Gewichte an, stößt den Perpendikel in ungenügender Weise an, wischt wieder an den Wänden, stößt aber dann den Perpendikel noch einmal an, der dann im Gang bleibt.

Vierter Versuch. Schriftlicher Befehl: Den Krystall auf meinem Schreibtische nehmen und auf die Cigarettenschachtel auf der anderen Seite des Schreibtisches legen. Sie hebt sich, dieses Mal von selbst, an den Armlehnen auf, geht mit zweimaliger Viertelswendung langsam zu meinem Schreibtisch, bleibt zögernd stehen, macht Handbewegungen nach links gegen den Krystall hin, nimmt ihn — er ist etwa handgroß und dient mir als Briefbeschwerer — mit beiden Händen, fährt damit unentschieden herum, zeigt mit der Hand gegen die Cigarettenschachtel und legt ihn darauf. Um das Tempo ihres Handelns zu bezeichnen, sei beispielsweise erwähnt, daß dieser Versuch etwa zehn Minuten erforderte.

Fünfter Versuch. Schriftlicher Befehl zu einer posthypnotischen Handlung: Soll nach dem Erwachen die Briefwage nehmen, auf den Tisch neben den Lehnstuhl tragen, ihr dort ihren Ring darauf legen mit den Worten: ich will ihn wägen. Herr von Notzing, nachdem er, wie immer, an meinem Schreibtisch den Befehl gelesen, nahm ihr gegenüber Platz auf seinem Stuhle. Es erschien als nöthig, sich vor dem Erwecken zu versichern, ob der Befehl aufgenommen sei; Herr v. Notzing, ihn in seine Bestandtheile zerlegend, stellte zunächst die mündliche Frage: Was sollen Sie thun? Sie deutet zuerst mit der rechten, dann mit der linken Hand gegen die Briefwage hin, die, etwa sechs Schritte von ihr entfernt, auf einem Bücherbrett stand. Mühsame Laute: B—Br—, ohne daß das Wort vollendet wurde. Frage: Was ist das Zweite, was Sie thun sollen? Antwort: Ne—nehmen. — Was weiter? — Sie macht mit den Händen die kurze abgehackte Bewegung nach abwärts, wie um etwas hinzustellen. Nach mehrmals wiederholter Frage „was weiter?" streckt sie die linke Hand, an der sie drei Ringe trägt, vor, wie um ihrem Gegenüber die Ringe zu zeigen. Sie wiederholt diese Bewegung, und zwar so, daß von der vorgehaltenen Hand gerade die mit Ringen versehenen Finger spielen, macht dann mit der rechten Hand streifende Bewegungen, wie um die Ringe an der linken Hand abzustreifen. Der Befehl war also offenbar aufgenommen worden. Ich fügte jedoch, bevor sie geweckt wurde noch einen zweiten posthypnotischen Befehl als

Sechsten Versuch an, indem ich schrieb: Soll nach dem Erwachen aus meiner Bibliothek Hauber: Bibliotheca magica, Band II, herausnehmen, Seite 365 — die Anzahl der Jahrestage — aufschlagen und den auf dieser Seite befindlichen — ich hatte mich davon am Tage vor der Sitzung überzeugt — zweizeiligen Vers laut vorlesen, oder überhaupt etwas auf dieser Seite lesen.

Indem wir uns zunächst wieder vergewissern wollten, daß der von Herrn von Notzing innerlich wiederholte Befehl aufgenommen wurde, stellte dieser die Frage: „Welche Richtung?" — Sie zeigt mit dem Finger nach jener von den fünf Bücherstellen, wo das bezeichnete Buch liegt. — „Was ist dort zu thun? — Sie hält die beiden Hände vor sich, wie man ein Buch hält, um zu lesen, zeigt dann wieder bald mit der einen, bald mit der anderen Hand nach der Bücherstelle. — „Was sollen Sie weiter thun?" — Antwort: L—L—. Sie wollte wohl Lesen sagen; denn abermals hält sie die Hände in obenerwähnter Weise, und fährt dann mit dem Zeigefinger der rechten Hand nach ihrem Munde.

Auch dieser Befehl war demnach aufgenommen, und wir erwarteten, es würde nach dem Erwachen das ideomotorische Nervenspiel die Handlung nach sich ziehen. Herr von Notzing ertheilte ihr jedoch noch den Befehl, sie sollte, wenn es nöthig wäre, sie in Hypnose zurückzuversetzen, auf das alsdann von ihm auszusprechende Wort Omega sofort wieder einschlafen. Dann erst weckt er sie durch Anblasen und demagnetisirende Striche. Sie sieht sich befremdet um. Eingeladen, etwas herumzugehen, um den Schlaf ganz abzuschütteln, geht sie im Zimmer herum, dann an die Bücherstelle, darauf die Briefwage steht, betrachtet sich dort einige Gegenstände, ohne etwas zu thun; später geht sie nach der anderen Bücherstelle, wo Hauber steht und wohin vorher wir getreten waren, um sie in unauffälliger Weise heranzuziehen. Sie sieht dort, ungefähr in der Höhe ihrer Schultern neun in Pergament gebundene Bücher, von den übrigen in Leder gebundenen abstechend, greift Band I von Hauber's Bibliotheca magica heraus, unterläßt aber alles Weitere. Eingeladen, sich wieder zu setzen, nimmt sie Platz, und indem Herr von Notzing das Wort Omega ausspricht, lehnt sie sich zurück und schläft ein. Es wird nun die Gedankensuggestion wiederholt; sie macht Fingerbewegungen, wie um einen Ring abzustreifen. Sodann wird ihr mündlich eingeschärft, ohne alle Befangenheit und mit dem Bewußtsein zu handeln, daß sie mir damit etwas Angenehmes erweise. Aufgefordert, noch einmal die Richtung anzugeben weist sie mit aufgehobener Hand gegen die Briefwage, dann abermals hinweisend spricht sie: Ne—ne—nehmen. Auf die weitere Frage „Wo soll das hin?" zeigt sie gegen den Tisch zu ihrer Linken und faßt diesen an. — „Was ist der Gegenstand der zweiten Handlung?" Sie zeigt gegen die Pergamentbücher hin, und gefragt „Welcher Band ist es?" antwortet sie: z—z—zw—.

Ebenfalls mündlich wurde noch befohlen, sie sollte angenehm erwachen und kein Kopfweh verspüren. Dann wurde sie, wie vorher, geweckt, und sah sich verwundert um.

Inzwischen war die Nacht schon vorgerückt, wir erleichterten ihr daher die Aufgabe in mehrfacher Weise, ohne jedoch die vorzunehmende Handlung selbst in Worten zu bezeichnen. Wir traten allmählich zu der Bücherstelle mit der Briefwage, und Herr von Notzing nimmt einen um ein Bücherbrett höher liegenden Dolch, den er aus der Scheide zieht, während ich kurz erzähle, wie ich ihn bei einem Scheibenschießen gewonnen. Herr von Notzing legte ihn sodann wieder an seinen Platz, streift aber unterwegs wie absichtslos die Briefwage, die im Lampenlicht erglänzend in Bewegung geräth. Sie sieht es, und mit den an mich gerichteten „Sie erlauben mir wohl?" greift sie nach der Briefwage hinauf, und tritt damit an den Tisch. „Kann man darauf wägen?" fragt sie, und auf die bejahende Antwort weiter: „Kann man auch Ringe wägen?" Auch dies wird bejaht; sie streift dann alle drei Ringe von den Fingern, legt einen auf die Wage, dann den zweiten. „Der wiegt schon mehr" meint sie, und da Herr von Notzing lachend fragt: „Das macht Ihnen Spaß, Ringe zu wägen?" entgegnete sie: „Ja, weil mich das freut." Sie legt sodann den dritten Ring auf, und liest, wie bei den anderen, das Gewicht ab. „Der wiegt am wenigsten. Sie werden sich denken, daß ich sehr ungenirt bin."

In ähnlicher Weise glaubten wir auch die Ausführung des zweiten posthypnotischen Befehls erleichtern zu sollen, auch dieses Mal jedoch nur soweit, daß die vorzunehmende eigentliche Handlung sich daraus nicht entnehmen ließ. Es erschien das nothwendig, weil sie, die mich heute zum ersten Mal in ihrem Leben sah, trotz des hypnotischen Befehls nicht ganz unbefangen wurde; das der wirklichen Situation angemessene Bewußtsein hatte störend eingegriffen, und sie hatte die Empfindung gehabt, etwas Unbescheidenes zu thun. Herr von Notzing schlug an der Bücherstelle, wohin wir traten vor: „Schlagen Sie uns etwas Interessantes auf!" Sie griff abermals nach Hauber, diesmal nach dem dritten Band, und erst befragt, warum sie den letzten nehme, zieht sie den zweiten heraus. Am Tische schlägt sie den Band mit den Worten auf: „Ich will etwas vorlesen." Aber die im Buche befindlichen Holzschnitte, welchen sie ihre Aufmerksamkeit widmet, ziehen ihre Aufmerksamkeit ab; sie blättert nach Bildern weiter. „Der ist häßlich" spricht sie bei dem einen. Auch als ich der im Schlaf getroffenen Verabredung gemäß spreche: „Nun sollten Sie mir eine Freude machen", reagirt sie darauf nicht, blättert weiter bis zu Seite 497, dann wieder zurück, und erst ihre bei Seite 368 gesprochenen Worte: „Soll ich Verse vorlesen?" zeigen an, daß sie auf der richtigen Spur ist. Wir bejahen, sie blättert zurück bis Seite 368 und liest auf

Digitized by Google

derselben die Capitelüberschrift „Vortreffliches Mittel wider die Furcht vor der leiblichen Gewalt des Teufels“. Diese Ueberschrift erregte ihre Heiterkeit; als aber Herr von Notzing sie auffordert: „Suchen Sie uns aus diesem Capitel eine gescheite Stelle aus!“ wendet sie ein Blatt um und liest auf der anbefohlenen Seite 365, nicht lauter, als ihr gewöhnlicher Gesprächston war, die Verse:

Kann doch ihr Hertze den Frieden erhalten,
Weil es den Schöpffer in Allem läßt walten.

Auch auf der linken Buchseite befinden sich Verse, wie sie bemerkt, ohne sie doch zu lesen.

Damit beschlossen wir die Versuche. Es geht aus denselben hervor, daß schon bei jenem gelinderen Grade der Hypnose, der als lethargischer Zustand bezeichnet wird, Gedankenübertragung ohne körperliche Berührung eintreten kann. Denn wenn wir auch den ersten Versuch ganz preisgeben wollen, so müssen doch 2—4 als gelungen bezeichnet werden, während die halbgelungenen 5 und 6 gerade ihren Hauptbestandtheilen nach überzeugend waren.

Ich habe nur noch beizufügen, daß Herr von Notzing bisher nur viermal mit dem Mädchen Versuche angestellt hatte, und daß dasselbe dieses Mal schlecht disponirt war, weil sie unmittelbar vor dem Besuche einen ärgerlichen Verdruß hatte, so daß, als er sie abholte, sie erst entschieden sich weigerte, mitzugehen, und nur mit Widerwillen wirklich kam. Auch die begreifliche Scheu, zu einem ihr vollkommen unbekannten Herrn geführt zu werden, dürfte die Experimente erschwert haben. Der Erwähnung werth ist auch noch der Umstand, daß das Mädchen im Schlafzustand einige Mal Handbewegungen machte, die als ausgelöste Reflexbewegungen in Folge spontaner Phantasievorstellungen erschienen. Solche zeigten sich auch darin, daß sie schlafend den Namen meines kleinen Knaben aussprach, den sie beim Thee kennen gelernt hatte, und der nach Kinderart mit ihr schnell Freundschaft geschlossen hatte.

Von allen bisher mit ihr vorgenommenen Experimenten weiß das Mädchen vermöge des erinnerungslosen Erwachens nichts; es war absichtlich vermieden worden, über die Experimente und deren Resultate mit ihr zu sprechen, und erst für eine spätere Zeit wurde ihr in Aussicht gestellt, davon Kenntniß zu erhalten.

Bekanntlich wird von competenten Forschern weniger der lethargische, als der gesteigerte, kataleptische und somnambule Zustand für Gedankenübertragung, insbesondere für posthypnotische Befehle, geeignet angesehen. Die Leser dürften gleichwohl schon aus diesen in der lethargischen Hypnose angestellten Experimenten die Ueberzeugung geschöpft haben, daß die directe Gedankenübertragung ohne Worte und ohne Berührung eine Thatsache ist, gegen welche mit bloß aprioriſchen Negationen und der Behauptung von der Unmöglichkeit der Sache nicht angekämpft werden kann. Sollte übrigens Herr Professor Preyer gleichwohl in seinen Zweifeln verharren, so bin ich sowohl von Herrn von Notzing, wie von dem Mädchen selbst autorisirt worden, ihn freundlichst einzuladen, den ferneren Versuchen beizuwohnen.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Beethoven-Abende von Hans v. Bülow. — Liszt-Abend des Herrn Friedheim. — Brahms-Abende der Frau Joachim. — Eine neue Sonate für Clavier und Violine und ein neues Trio. — Don Juan, neu einstudirt im Königl. Opernhause.

Die Mode, einen ganzen Concertabend mit den Compositionen eines Meisters zu füllen, scheint immer mehr Boden zu gewinnen. Vor vier Jahren hat Hans v. Bülow als Dirigent der Meininger mit dieser und auch als einzeln wirkender Clavierkünstler Brahms-Abende veranstaltet. In diesem Winter ist er mit vier Beethoven-Abenden hervorgetreten. Herr Friedheim hat dann in einem Liszt-Abend versucht, das Publikum der Faust-Symphonie zu gewinnen. Herr Stavenhagen und Herr Helmond unterstützten ihn, jener mit einem Clavierconcert, dieser mit Liedern. Nun hat Frau Joachim in einem Brahms-Abend etwa 12—15 Lieder von ihm gesungen und drei Herren aus Leipzig, Herren Rehberg (Lehrer am Conservatorium), Concertmeister Petri und Kammervirtuose Albin Schröder haben eine neue Sonate für Clavier und Geige und ein neues Trio (op. 100 und 101) vorgeführt. Ueber Bülow's Beethoven-Vorträge werde ich demnächst in einem eigenen Artikel „Beethoven-Spieler“ eingehend sprechen. Herr Friedheim zeigte sich in dem Liszt-Abende als ein ganz ausgezeichneter und mit einem erstaunlichen Gedächtnisse ausgerüsteter Dirigent. Er hat die ungemein schwierigen und combinirten Stücke vollständig frei ohne Partitur geführt, mit unfehlbarer Sicherheit und mit großem Feuer. Das Meyder'sche Orchester des Concerthauses, das im Ganzen eine hervorragende Stellung nicht einnimmt, spielte an jenem Abende mit solchem Schwung und solcher Präcision, daß in vielen Hörern unwillkürlich die Erinnerung an Bülow's Einwirkung auf das Meininger Orchester auftauchte; auch hier waren die Kräfte nicht ersten Ranges und wurden durch die großartige Energie, Ausdauer und hochkünstlerische Auffassung eines Mannes zu solch ausgezeichneten Leistungen herangebildet. Wenn Herr Friedheim sich ganz der Laufbahn des Orchesterleiters widmen, als solcher dauernd an einem Orte seinen Wohnsitz nehmen will, so wird er ganz gewiß binnen Kurzem eine der bedeutendsten Stellungen einnehmen. Herr Stavenhagen zeigte sich im Vortrage des A-dur-Concertes wieder als einer der ersten Pianisten der Gegenwart, Herr Helmond gewann mit seinem Liedergesange allgemeine Anerkennung, seine Stimme ist zwar klein, aber wohlklingend und wohlgebildet, sein Vortrag geschmackvoll und warm. Was die Composition Liszt's betrifft, so kann ich nur sagen, daß ich mich redlich bemüht habe, in ihnen irgend Etwas schön zu finden, aber selbst in ihrem Höhepunkte nur geistreiche Zusammensetzungen fand, während alles Andere mir nur als banale Phrase oder inhaltloser Lärm erschien. Nun gibt es ja geistreiche und gebildete Musiker, welche diese Compositionen als großartige Schöpfungen verehren. Bei derartigen vollständigsten Gegensatze der Meinung halte ich es meinerseits geboten, von jeder weiteren Discussion abzusehen. Sind meine Ohren wirklich so schlecht beschaffen, daß sie die Schönheiten der Faust-Symphonie nicht heraushören und meistens nur Lärm vernehmen, so muß ich mich dahin trösten, daß mir doch so vieles Andere schön erscheint, was sich auch der Zustimmung jener geistreichen und begabten Liszitomanen erfreut. So z. B. bin ich überzeugt, daß sie die beiden wärmsten Werke Brahms' als hochbedeutend anerkennen werden; ich rechne sie zu den schönsten Schöpfungen der Kammermusik in Erfindung und Formkraft. Wenige Wochen vorher hatten die Herren Barth und Hausmann eine Clavier- und Cello-Sonate, ebenfalls neu, op. 99, ausgeführt, die den eben genannten Werken vollkommen gleichsteht. Und man muß wirklich staunen über die unglaubliche immer steigende Schöpferkraft, die Brahms in der letzten Zeit entfaltet. Frau Joachim sang die Lieder ganz herrlich; die Stimme besitzt nicht mehr den Glanz und die Frische früherer Jahre, aber die Künstlerin vermag noch immer durch vollendeten Vortrag die schönsten Wirkungen zu erzeugen. In den drei obgenannten Leipziger Herren lernten wir sehr schätzenswerthe gediegene Künstler kennen.

Die lang vorbereitete und mit Spannung erwartete Aufführung des „Don Juan“ unter Herrn Deppe, mit neuer Besetzung, neuer Scenenein richtung und Recitativen am Claviere, hat im Ganzen einen nur mäßigen Erfolg erzielt. Es hat sich von Neuem herausgestellt, daß auch die geschickteste Regie in die Scenenfolge des unsterblichen Werkes keine logisch-dramatische Entwickelung zu bringen vermag, und daß es immer besser sein wird, den Schwerpunkt auf die möglich beste musikalische] Aufführung zu legen. Unter den scenischen Neuerungen muß sogar die der letzten Scene als eine nicht glückliche bezeichnet werden. Der Geist des Comthur erschien in einem Vorsaal, der bisher durch einen Vorhang verdeckt war, und blieb dort auf einem Platze in elektrischer Beleuchtung stehen, während Don Juan neben dem Tische im Hauptsaal Posto faßte, und so zu sagen in den Vorsaal hinaus sang. Hierdurch wurde die Wirkung des ganzen Zwiegesangs bedeutend geschwächt. Denn der strafende Geist muß entschieden vor dem Sünder stehen, nicht hinter ihm; es war fast komisch anzusehen, wie Don Juan erst über die ganze Bühne nach rückwärts gehen mußte, um dem steinernen Gaste die Hand zu reichen. Daß nach dem Verschwinden des Letzteren die bisherigen Höllengeister nicht mehr zum Vorschein kamen, ist entschieden zu billigen, daß aber der Chor hinter der Scene nicht gesungen ward, und Don Juan sich nur verzweifelnd hin und her bewegt und dann versinkt, wirkte so ernüchternd auf das Publikum, daß nach dem Fallen des Vorhanges kaum ein ganz leiser Applaus in dem ganz überfüllten Hause vernehmbar, und gar kein Hervorruf irgend eines Mitgliedes oder des Capellmeisters versucht ward. Dieser letztere hat auch mit seiner Führung dieses Mal keine Lorbeeren geerntet. Herr Deppe ist ein geschickter Orchester-Capellmeister, der die Feinheiten der Instrumentation zur Geltung zu bringen versteht. Aber er hat das reifste Mannesalter erreicht und vordem niemals eine Oper geleitet; er war gewohnt, daß im Oratorio die Sänger und Chöre hinter ihm standen. In der Oper stehen sie jedoch über ihm, auf der Bühne, und die Einsätze müssen ganz anders angezeigt werden, der Capellmeister muß in ganz anderer Weise Rücksicht nehmen auf die scenische Vertheilung der Sänger als in Oratorien. Diese sichere „Fühlung“ ist nur durch jahrelange, von Jugend an begonnene Uebung zu erlangen — und wo diese nicht voranging, sind Störungen und Unsicherheit gar nicht zu vermeiden. Das hat diese letzte Aufführung des Don Juan bewiesen, wo trotz der vielen seit Monaten vorgenommenen Proben Schwung und Präcision oftmals stark vermißt wurden. Die Sänger thaten ihr Bestes. Frau Sachse-Hofmeister ist eine vorzügliche Donna Anna, Fräul. Leisinger entzückte als Donna Elvira durch ihre glockenreine Stimme und edlen Vortrag, Fräul. Renard war im Spiel die denkbar reizendste Zerline. Herr Oberhauser ist ein eleganter, musikfester, aber stimmlich zu schwacher Don Juan, die Herren Rothmühl (Ottavio) und Krolop (Leporello) leisteten Vorzügliches. Trotz alledem fehlte der rechte Geist im Zusammenwirken — und wie ich schon erzählt habe, der Vorhang fiel unter bedeutungsvollem Schweigen des Publikums.

Heinrich Ehrlich.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Schlußwort zur „Neuen Strömung in unserer Malerei".

Hochgeehrter Herr!

Wenn Herrn Fitger's Entgegnung auf meine „Bemerkungen" in sachlicher Weise mich davon zu überzeugen versucht hätte, daß ich seine Auseinandersetzung über „die neue Strömung in unserer Malerei", welche von Berlin ausgehen soll, falsch verstanden habe, so würde ich gern meinen Irrthum anerkannt und vielleicht weitere Bemerkungen an den Gegenstand selbst geknüpft haben. Aber auf dem von ihm eingeschlagenen Wege, die künstlerische Frage zu einer persönlichen zu machen, folge ich ihm nicht, denn die Absicht, Herrn Fitger persönlich als Künstler zu nahe zu treten, lag mir fern, um so mehr, da mir zu meinem Bedauern seine Thätigkeit als Künstler nicht bekannt ist.

Auch habe ich von meiner Person und meinem „Einfluß" eine viel geringere Meinung als Herr Fitger annimmt, und ich würde ohne seine Veranlassung schwerlich daran gedacht haben, das Publikum damit zu unterhalten was ich über Kunst und Künstler denke, weil ich nicht glaube, daß sich dasselbe dafür sonderlich interessiren dürfte. Mir war es auch nicht um „Zank" und „Fechterkünste" zu thun, sondern, was ich glaubte bemerken zu dürfen, es war mir der Sache wegen heiliger Ernst!

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Berlin, 14. April 1887. Anton von Werner.

Notizen.

Zum hundertjährigen Geburtstag unseres herrlichen Uhland (am 26. April) sind zwei Festschriften erschienen, die wir unseren Lesern empfehlen: „Ludwig Uhland und seine Heimath Tübingen", ein warmherziger Nachruf von Eduard Paulus, zum ersten Male 1868 erschienen und jetzt als Jubiläumsausgabe von C. Krabbe in Stuttgart mit einem reichen Bilderschmuck versehen. Auch „Ludwig Uhland, Lichtstrahlen aus seinen Werken" von Adolph Kohut (Dresden, P. Pierson), eine feinsinnige Anthologie und biographische Charakteristik, ist ein willkommener Beitrag, der uns daran erinnert, daß Uhland nicht nur einer der größten Dichter und Denker, sondern auch ein verehrungswürdiger Mensch war.

Deutsch-national. Colonialpolitische Aufsätze von Karl Peters. (Berlin, Walther & Apolant.) — Der schneidige Gründer und Präsident der Ostafrikanischen Gesellschaft sammelt in der vorliegenden Broschüre mehrere seiner höchst gewandt und frisch geschriebenen Aufsätze über colonialpolitische Themata. Die drei umfangreichsten derselben, welche die deutschen Colonisten in England und Englands Stellung zu Deutschlands ersten Versuchen auf dem Gebiete der Colonialpolitik behandeln, sind in der „Gegenwart" zum ersten Male veröffentlicht worden, alle folgenden, meist kürzeren Auslassungen beschäftigen sich hauptsächlich mit der Ostafrikanischen Gesellschaft, haben oft lediglich apologetischen Charakter und erschienen zuerst in der „Colonial-politischen Correspondenz". Dieser Sammlung fügt der Verfasser noch einen Rückblick auf sein eigenes Leben, soweit dasselbe der Colonialpolitik gewidmet war, hinzu und erzählt uns dann in überaus fesselnder Weise die Reiseerlebnisse der Usagaraexpedition, welche durch ihre Kühnheit und Schnelligkeit vor 2½ Jahren ganz Deutschland in Erstaunen setzte. Bei dem Interesse für die Ostafrikanische Gesellschaft und ihrer Bestrebungen wird man das Erscheinen dieser Broschüre allgemein freudig begrüßen. B.

Pia. Von Ernst Eckstein. (Leipzig, Reißner.) — Eckstein ist so recht ein warnendes Exempel für unsere Vielschreiber und Büchermacher: ein ursprünglich großes Talent, das sich durch Mangel an Selbstachtung ruinirt hat. Mit geistvollen, lebendigen Feuilletons, formschönen, empfundenen Gedichten und feinen humoristischen Epen fing er an, erlitt dann, wie er die Bühne erobern wollte, schmählich Schiffbruch, brachte sich durch gewerbsmäßige Ausbeutung seiner eigensten „Schöpfung", der Gymnasialhumoreske, um den Namen eines Mannes von Geschmack und ist jetzt glücklich bei der groben Nachahmung von Ebers und Franzos angelangt. Was die vorliegende Geschichte anbetrifft, so hat man bereits dargethan, daß sie Scene für Scene nichts weiter ist, als die novellistische Ausschlachtung einer italienischen Tragödie von Marenco, die eine Glanzrolle der Ristori enthielt und von dieser auf ihren Gastspielfahrten durch beide Welten gespielt wurde. Was Eckstein gegen diese vernichtende Anklage vorbrachte, war matt und lief auf die bekannte Versicherung aller Plagiatoren heraus, daß er das benutzte Werk nicht „gelesen" und höchstens aus den gleichen Quellen wie dieses geschöpft habe. Wenn Eckstein sich nicht entschließen kann, mit seinem schönen Talent strenger und gewissenhafter zu verfahren, so wird er sich bei dem urtheilsfähigen Publikum noch um allen Credit bringen.

Opernhandbuch von Hugo Riemann. (Leipzig, Koch.) — Die Franzosen besitzen in dem 1867 erschienenen und durch drei Supplementhefte ergänzten Dictionnaire lyrique von Felix Clément längst ein treffliches Nachschlagebuch für Opernfreunde. Hugo Riemann hat es nun unternommen, in gedrängterer Fassung ein ähnliches deutsches Werk herauszugeben, das dem oft mißbrauchten „längstgefühlten Bedürfniß" wirklich entspricht und ein vollständiges Repertorium der musikdramatischen Literatur, ein nothwendiges Supplement zu jedem Musiklexikon ist. Es erzählt den Inhalt der wichtigsten Opern, Operetten, Ballette, und bringt werthvolle Notizen über die Componisten, die Entstehungszeit, die verschiedenen Bearbeitungen ꝛc. Das nützliche Werk ist soeben vollständig geworden und hat ein Nachtragsbändchen erhalten, das, zumal zu den Buchstaben A—G, mannigfache Ergänzungen bringt, indem der Plan des Ganzen nach Ausgabe der ersten Lieferungen wesentlich erweitert worden war. Das ausgezeichnete Buch hat unsere Stichproben rühmlich bestanden, doch hätten wir noch einige nähere Angaben über die Herkunft verschiedener Libretti gewünscht, z. B. bei „Atala" und „Consuelo" nach Chateaubriand und George Sand, bei dem nach Scribe gearbeiteten „Bettelstudent", bei Ad. Müller's „Hofnarr", dessen Sujet dem Gil Blas entnommen ist. Eine spätere Auflage wird für solche Verbesserungen zu sorgen haben.

Die Entstehung der neueren Aesthetik. Von K. Heinrich von Stein. (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.) — Obschon wir uns so gern unserer Universität rühmen, haben wir Deutschen noch lange nicht alle Fäden bloßgelegt, welche unser klassisches Geistesleben mit den älteren Culturen der Nachbarvölker verknüpfen. Die deutsche Aesthetik zumal hat sich bislang begnügt, die Geschichte ihrer Wissenschaft bei sich selbst anzufangen. Allerdings mit einem Scheine des Rechts. Denn die tiefere Erfassung und Begründung der ästhetischen Vorgänge und das Bedürfniß, ihre Erscheinungen in das Ganze des philosophischen Weltsystems einzureihen, sind in der That Erfolge des deutschen Geistes. Ueberdies war ja das Wort Aesthetik selbst, als wissenschaftlicher Hauptbegriff, erst von dem Hallenser Baumgarten eingeführt worden. Allein die einzelnen Probleme waren seit hundert Jahren in Frankreich und England auch zusammenhängend zur Sprache gekommen; es war eine ersprießliche und dankbare Aufgabe, ihren Anfängen und Wandlungen nachzugehen. Der Verfasser bringt zu diesem Versuche nicht nur den Scharfsinn des Philosophen, sondern auch den freien Blick des Historikers mit. Es genügt ihm nicht, aus Boileau's Poetik dessen rationalistische Forderungen abstract herauszuheben, sondern er sucht seine Ansichten aus dem Wesen des Mannes und den allgemeinen Tendenzen seiner Zeit zu begründen. Der „französische Classicismus" in der Aesthetik, von den Cartesianern beeinflußt, ist ein nothwendiges Product des classischen Geistes. Die „Richtung auf das Natürliche", welche Geschmack, Witz, Mannigfaltigkeit fordert, lehnt sich schon in Paris früh gegen die starre Correctheit auf; bei den Engländern gibt Shaftesbury den künstlerischen Problemen tieferen Sinn und weist Züge auf, an denen sich noch Schiller begeistert hat; die Landsleute des Shakespeare lassen nicht von dem Reichthum künstlerischer Phantasie. Es ist eines echten Historikers würdig, wenn der Verfasser nachweist, wie der englische Roman und die holländische Landschaft die ästhetischen Forderungen der Zeit bestimmen: die Formel sei später als die Sache. Es bedeutete einen großen Fortschritt, als in Paris selbst der Abbé Dubos das Rührende an die Spitze stellte, als der reich begabte Diderot auf Fülle des Inhalts drang und endlich Rousseau aus den Bergen seiner Heimath den tiefen Zug zur Natur und zur Innigkeit des Gemüthes in die Philosophie der Kunst mitbrachte. Die großen Kunstrichter von Zürich, die Bodmer und Breitinger, sind in der Tendenz ihrem großen Landsmann nicht ganz ungleich; auch sie vertiefen das Aesthetische, wenn sie es als die Kraft der Erhebung auffassen. Von hier beginnt der unmittelbare Einfluß auf die erwachende deutsche Poesie. Der Verfasser wird auch den philosophischen Entdeckungen Baumgarten's besser gerecht; er war nicht unwerth, der Zeitgenosse Winckelmann's zu sein, mit dessen Kunstauffassung der letzte Abschnitt des Werkes schließt. Denn der große Bahnbrecher bestimmt nicht zwar durch die Schärfe seiner Begriffe, aber durch seine künstlerische Anschauung, durch die Entdeckung des Ideals in der Antike die Tendenz unserer classischen Meister und ihrer ästhetischen Nachdenker. Mit ihm beschließt die Vorgeschichte der deutschen Aesthetik. Es ist unmöglich, hier die Fülle der Aufklärung auch nur anzudeuten, welche ein aufmerksamer Leser aus dem Werke schöpfen kann. Wer sich ernsthaft um Aesthetik bemüht, wird auch über das Historische hinaus mannigfache Anregung finden. Auch hier wird ihn oft die Geschichte aufklären, wo ihn die Systematik im Dunklen gelassen hat. J.

Berichtigung. In dem Artikel: „Ein Wiener Roman" (in Nr. 16) ist S. 249, Sp. 2, Z. 11 v. o. nach „Wienerthums" zu lesen: die Sinnlichkeit ist.

Digitized by Google

Inserate.

Bad Nauheim bei Frankfurt a. M., Station d. M.-W.-B.

Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.
Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern, auch vor bez. nach dieser Zeit.
Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. **Jäger.**

Im Verlage der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch **alle Buchhandlungen** zu beziehen:

Oberland.
Erzählungen aus den Bergen
von
Ludwig Ganghofer.
Inhalt: Auf der Wallfahrt. — Der Santriegel. — Im Vorübergehen. — Die Fuhrmännin.
20 Druckbogen Oktav. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—

Wiener Kinder.
Ein Roman von **C. Karlweis.**
20 Druckbogen groß Oktav. Geh. M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Aus dem Leben.
Novellen von **Eugen Reichel.**
Inhalt: Grüne Rosen. — Trapp. Ein Charakterbild. — Der Musikdirektor.
16 Druckbogen groß Oktav. Geh. M. 3.60, eleg. geb. M. 4.80.

Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.**
Verlagsbuchhandlung.

Neuer wissenschaftlicher Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Höhlbaum, Dr. K., Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Band I. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde III.) Gross 8°. XVI und 382 S. Eleg. brosch. Preis 9 Mark. In Leinwand geb. 10 Mark. (Wird in 2 weiteren Bänden binnen Jahresfrist vollständig.)

Lamprecht, Dr. K., Initial-Ornamentik des VIII. bis XIII. Jahrhunderts. 44 Steindruck-Tafeln meist nach Rheinischen Handschriften nebst erläuterndem Text. Folio. Eleg. brosch. Preis 10 Mark.

Lamprecht, Dr. K., Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. Drei Bände in vier Abteilungen. Gross 8°. 193 Bogen. Mit achtzehn Karten und sechs Holzschnitten im Text. Brosch. Preis 80 Mark.

Lossen, Dr. Max, Briefe von Andreas Masius und seinen Freunden 1538—1573. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde II.) Gross 8°. XX und 537 S. Eleg. brosch. Preis 11 Mark 40 Pf. In Leinwand geb. 12 Mark 50 Pf.

Scherzer, Dr. Karl von, Das wirthschaftliche Leben der Völker. Ein Handbuch über Production und Consum im Welthandel. Gross 8°. XI und 756 S. Preis brosch. 18 Mark 50 Pf. In Leinwand geb. 20 Mark 50 Pf.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.
In unserem Verlage erschien soeben:
Die Säulen der Maurerei.
Vorträge
über Weisheit, Schönheit und Stärke
von
Br. **Carl Pilz,**
Redner der □ Apollo in Leipzig und Redacteur der Frmr.-Zeitung.
Zweite Auflage.
8°. geh. Ladenpreis 60 ₰.

Drucker und (Commissions-)**Verleger** gesucht für „Heldensage vom großen Krieg". Mahabharata gedichtet. ca. 20 Bogen. 8. Adresse unter **J. H. B. an die Expedition der „Gegenwart"** erbeten.

Augenblicksbilder
in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten
von **Carl von Schlözer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Deutsch-national.
Kolonial-politische Aufsätze
von
Karl Peters.
186 Seiten gr. 8°. Preis ℳ 4.— broch., ℳ 6.— hlbfz. gebunden.
Verlag von **Walther & Apolant** in **Berlin.**

Geistig Zurückgebliebene
finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-A.,** Oppelstr. 44.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Die Lehnsjungfer.
Roman
von
Emile Erhard.
5 Bände.
Preis geheftet ℳ 20.—; fein gebunden ℳ 25.—

Dunst.
Roman
von
Karl Frenzel.
Preis geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 30. April 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Besitzsteuer. Von J. G. Killermann. — Die Augenblicks-Photographie. Von Gustav van Muyden. — **Literatur und Kunst:** Aus Hebbel's Tagebüchern. Von Theophil Zolling. — Ein „antinihilistischer" Roman. Von Erwin Bauer. — **Feuilleton:** Jugend. Von Arne Garborg. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Brigitta. Von O. B. — Inserate.

Die Besitzsteuer.

Von J. G. Killermann.

Infolge der Genehmigung der Militärvorlage nebst Septennats durch den Reichstag wird bereits allerorts die Frage ventilirt, welches die zweckmäßigste Art und Weise zur Aufbringung der hierdurch veranlaßten nicht unbedeutenden Reichsausgaben ist. So finden wir denn auch einen diese Frage behandelnden Artikel in Nr. 12 gegenwärtiger Zeitschrift, überschrieben mit: „Reichseinkommensteuer und Erbschaftssteuer", welcher darlegt, daß die von deutschfreisinniger Seite vorgeschlagene Reichseinkommensteuer ungeeignet ist, dagegen aber die Erbschaftssteuer als bezügliche Reichssteuer empfiehlt. — Zu ersteren Resultat gelangt der betreffende Herr Verfasser hauptsächlich in Erwägung der vielen und großen Schwierigkeiten, die der sofortigen Einführung der Reichseinkommensteuer entgegenstehen würden, verwirft diese daher nicht für alle Zukunft, bezeichnet sie aber als für die Gegenwart nicht opportun.

Dieser Anschauung können wir uns jedoch nicht anschließen, denn nach unserer Ueberzeugung sind die der Einführung der Einkommensteuer als Reichssteuer entgegenstehenden Hindernisse hauptsächlich innere, daher nicht zu beseitigende; nämlich solche, welche aus den Mängeln der Einkommensteuer selbst entspringen und daher ihrer Einführung für immer im Wege stehen werden. Ein solcher im angeführten Artikel ganz unbeachtet gelassener Hauptmangel der Einkommensteuer liegt hauptsächlich in dem Umstande, daß sie sich den Steuerkräften der einzelnen Pflichtigen allzuwenig anschmiegt und diese daher höchst ungleich belastet. Schon ein oberflächlicher Blick in's Leben zeigt uns nämlich, daß manche Personen mit wenigem, ja selbst mit gar keinem Einkommen steuerkräftiger als andere mit hohem Einkommen sind, daß z. B. der ledige von zwei gleichbesoldeten und sich eines ganz gleichen Einkommens erfreuenden Beamten viel steuerkräftiger ist, als sein mit einer starken Familie versehener College; daß bisweilen der Diener steuerkräftiger ist, als sein von den Gläubigern verfolgter Herr, und daß der lediglich von seinem Baarvermögen lebende Capitalist zwar einen steuerkräftigen Besitz, dagegen gar kein Einkommen hat.

In allen diesen Fällen erwischt die Einkommensteuer in Folge der Unrichtigkeit ihres Systems die steuerkräftigen Pflichtigen theils gar nicht, theils ungenügend. Einkommen und Steuerkraft sind eben nicht identisch; ersteres ist keineswegs die Voraussetzung der letzteren, und ist es lediglich Zufall, wenn beide Begriffe bisweilen bei dem einen oder anderen Steuerpflichtigen zusammentreffen. Allein die Einkommensteuer hat nicht nur diesen Hauptfehler an sich; nämlich den, daß sie auf ein falsches Princip basirt ist, sondern ist auch insofern höchst unvollkommen, als sie nicht alle Vermögensobjecte heranzieht, sondern gerade diejenigen, welche die höchsten Steuerkräfte in sich schließen, wie z. B. Pretiosen, Equipagen, Baargeld, Vorräthe und überhaupt den ganzen sogenannten mobilen Besitz, als vermeintlich unfructificirliche Objecte steuerfrei beläßt; dagegen die unzuverlässige Arbeitskraft des Tagelöhners, das spärliche Kraut- und Kartoffelfeld der armen Witwe und ihrer hungernden Kinder unnachsichtlich contribuirt. Letztere Objecte sind eben nach der z. Z. herrschenden Anschauung fructificirliche Objecte, obige beispielsweise aufgeführten Gegenstände dagegen gelten, owohl sie gleichfalls ihren Besitzern gewisse ihrer Natur entsprechende Vortheile, Annehmlichkeiten und feinere Genüsse bieten, welche doch auch als Früchte im weiteren Sinne angesehen werden könnten, als unfructificirlich und da der schwankende Begriff „Einkommen" hiernach construirt ist, so ergibt sich die Steuerfreiheit erwähnter Objecte von selbst. — Abgesehen von diesen zwei Hauptfehlern und anderen gleichfalls bedeutenden Mängeln, wie z. B. der ist, daß der Begriff „Einkommen" nur äußerst schwer festgestellt werden kann, sprechen gegen die Einkommensteuer allerdings auch jene Bedenken, welche erwähnter Artikel selbst hervorhebt. Die Einkommensteuer ist demnach sehr mangelhaft und unbefriedigend und würde dieses bei ihrer Einführung als Reichssteuer sicherlich bleiben.

Das Aufsuchen einer besseren und mehr geeigneten bezüglichen Steuer ist daher vollkommen angezeigt. Nach den Aufstellungen im angeführten Artikel soll nun diese bessere Steuer die Reichserbschaftssteuer sein. Allein die Bedenken hiergegen sind keine geringeren, als die der Reichseinkommensteuer entgegenstehenden. Vor Allem dürfte hier zu beachten sein, daß erwähnte Steuer eigentlich gar keine solche ist, sondern nur ein Gefäll, eine Reichserbsquote, herrührend aus der Beschränkung des natürlichen und testamentarischen Erbrechtes in gewissen Fällen zu Gunsten des Reiches. Da die sonstigen Beschränkungen des Erbrechtes, wie z. B. die durch die falcidische und trebellianische Quart, durch die Pflichttheilsrechte, durch das Erbrecht der armen Witwe, dann durch die portio canonica etc., dem Civilrechte, nämlich dem Erbrechte, anheimgegeben sind, so folgt consequenter Weise, daß auch die Erbrechtsbeschränkungen zu Gunsten des Reiches dem Civilrechte, somit dem in Aussicht stehenden deutschen Civilgesetzbuche zur Regelung vorbehalten werden sollten. Eine praktische Folge

Digitized by Google

dieser angeregten formalen Behandlungweise der sogenannten Erbschaftssteuern aber dürfte sein, daß die Einführung von sogen. Reichserbschaftssteuern durch ein gesondertes Reichsgesetz noch vor dem Erscheinen des deutschen Civilgesetzbuches nicht mehr opportun ist. Die Erbschaftssteuern haben ihrer Natur nach, da sie in jeder einzelnen Lebensperiode der Steuerpflichtigen nur ein einziges Mal, nämlich mit dem Lebensende des Erblassers fällig werden, unter allen Steuern die längsten Erhebungstermine. Da nun die Steuergesetze gewöhnlich die kurzlebigsten, dagegen die Civilgesetze die längstlebigsten sind, so ist nicht nur wegen der erwähnten Consequenzen die Regelung der sogen. Erbschaftssteuern zu Gunsten des Reiches dem in Aussicht stehenden deutschen Civilrechte vorzubehalten, sondern ebenso sehr wegen ihrer langen Erhebungstermine. — Abgesehen hiervon spricht für die Regelung der Sache durch das deutsche Civilgesetzbuch auch der Umstand, daß die Civilrechte der Reichsangehörigen selbst dem Reiche gegenüber für die möglichst längste Zeit sicher gestellt werden sollten. Auch dürfte die sogen. Reichserbschaftssteuer die von ihr gehegten Erwartungen deshalb nicht erfüllen, weil sie allzuwenig elastisch ist. Dem Vorgetragenen gemäß mußte sie für unabsehbare Zeiten in durch das Civilgesetzbuch bestimmten Procentsätzen erhoben werden, die — wenn wir anders nicht in das Fahrwasser der die gänzliche Aufhebung der Erbrechte anstrebenden Socialdemokratie gelangen, den Erwerbs- und Sparsinn der Reichsbürger vernichten und zahlreiche Umgehungen des Gesetzes durch Schenkungen bei Lebenszeiten und Scheinverträge veranlassen wollen — in keinem Falle den Satz von 10 % überschreiten dürften. — Die sogenannte Reichserbschaftssteuer würde somit schon ihrer Natur nach eine völlig unelastische und hinsichtlich ihrer Ergiebigkeit ganz vom Zufalle abhängige Steuer sein.

Aber das Reich bedarf zur Erfüllung seiner großen Aufgaben neben der ihm durch die Zölle und indirecten Steuern zugewiesenen unzureichenden Einnahmen hauptsächlich einer elastischen, d. h. einer je nach den Umständen erhöhungs- und erniederungsfähigen Steuer. — Nur eine solche accommodirt sich den jeweiligen politischen und wirthschaftlichen Verhältnissen des Reiches. Voraussetzung dieser so wichtigen Eigenschaft der Elasticität ist aber, daß sich die bezügliche Steuer ganz und gar den verschiedenen Steuerkräften der Pflichtigen anschmiegt. Ist dieses der Fall, so können die nothwendigen Mittel jeder Zeit leicht und ohne Schwierigkeiten aufgebracht werden. Entgegengesetzten Falls aber, nämlich wenn die einzelnen Pflichtigen und Bevölkerungsklassen verschieden und nicht nach ihren Kräften belastet sind, somit wenn die einen unverhältnißmäßig höher als die anderen besteuert sind, so findet eine allenfallsige nothwendige Steuererhöhung bei den Mehrbelasteten alsbald ihre natürliche Grenze an ihrer Leistungsunfähigkeit und zahlreiche und erfolglose Steuerexecutionen, uneinbringliche Steuerabschreibungen und Deficits sind die zwar sicheren, aber keineswegs wünschenswerthen Resultate hiervon. Daher ist nur eine ganz gerecht vertheilte Steuer elastisch. — Zu elastisch kann sie ebenso wenig sein, als zu gerecht. Die Elasticität einer Steuer ist gewissermaßen der Prüfstein ihrer Gerechtigkeit!

Nun ist aber von allen Steuerarten die Besitzsteuer die am meisten elastische, daher auch die gerechteste.*) Ja sie besitzt diese Eigenschaft in so hohem Grade, daß hierauf sich hauptsächlich sogar die Opposition ihrer Gegner zu stützen vermag und diese sich der angeblichen Befürchtung hingeben: „die modernen Finanzminister und steuerbewilligenden Parlamente möchten nicht maßzuhalten wissen." Allein diese Furcht ist unbegründet; denn durch einen allerdings möglichen Mißbrauch erwähnter Steuer würde die steuerpflichtige Allgemeinheit betroffen werden und hiermit auch die Parlamentsmitglieder selbst, welche eine unnöthige Ueberbürdung wohl viel leichter abwenden könnten, als dieses zur Zeit den einzelnen überbürdeten Pflichtigen möglich ist.

Als zweckentsprechende Reichssteuer kann demnach nur die Besitzsteuer in Aussicht genommen werden. Aber ihrer sofortigen Einführung als solcher steht doch auch das gewichtige Bedenken entgegen, daß ihretwegen und zur Aufbringung von benöthigten 30 oder 40 Millionen Mark vom Reiche neben einem zahlreichen Beamtenheer ein fast unübersehbares Arbeitspensum aufgebracht, beziehungsweise bewältigt werden müßte. — Allein die einzelnen Bundesstaaten haben durchgängig dasselbe Bedürfniß nach einer elastischen Steuer zur Regelung ihrer Finanzverhältnisse und zur Vermeidung von Deficits. Da nun die Besitzsteuer sich nicht minder zur einzigen allgemeinen directen Landessteuer, als zur Reichssteuer eignet, so ist ihre vorgängige und alsbaldige Einführung als Landessteuer, beziehungsweise die Ueberführung der einzelnen directen Landessteuern in die einzige Besitzsteuer vor Allem angezeigt. Hier tritt alsdann auch das obengeäußerte Bedenken, indem das Beamtenheer nicht erforderlich und das unübersehbare Arbeitspensum vertheilt wird, fast ganz zurück. Nach Einführung der Besitzsteuer als Landessteuer kann dieselbe alsdann in der leichtesten Weise als Reichssteuer benutzt werden; nämlich dadurch, daß man ihr die Reichssteuerquoten beischlägt und diese mit erheben läßt, — eine Manipulation, welche wegen ihrer Einfachheit schon jetzt angezeigt wäre, jedoch wegen der Unelasticität (Nichterhöhungsfähigkeit) unserer gegenwärtigen directen Steuern nicht ausgeführt werden kann.

Bis dahin wird sich das Reich allerdings mit anderweitigen Einnahmen aus erhöhten indirecten Steuern ꝛc. oder selbst mit Anlehen behelfen müssen; allein sein Ziel muß, wenn es financiell selbständig werden und die unbeliebten Matrikularbeiträge mit der Zeit aufgeben will — die Reichsbesitzsteuer sein und bleiben. Die einzelnen Bundesstaaten müssen, wie bemerkt, für sich dasselbe Ziel anstreben und mit vereinten Kräften dürfte sich dasselbe auch in Bälde erreichen lassen, zumal da die Besitzsteuer, wie selbst ihre Gegner zugestehen, leicht ein- und durchführbar ist.

Hinsichtlich des Wesens der Besitzsteuer ist hervorzuheben, daß sie auf einem förmlichen Systeme beruht, daß demnach auf Grund desselben allenfalsige Streitfragen leicht und sicher entschieden werden können und daß auch die weitere Ausbildung des Systems keineswegs ausgeschlossen ist. Wie schon das Wort „Besitzsteuer" sagt, ist das bezügliche System auf den Besitz basirt und zwar auf den Besitz im Allgemeinen, d. h. sowohl auf den positiven als auch negativen Besitz. Ersterer begreift den wirklichen Besitz an körperlichen und unkörperlichen Sachen an sich, als an: Immobilien, Mobilien, Moventien, Rechten, Activforderungen, Werthpapieren, Baarschaften ꝛc. und den in Verwendung sich befindlichen Productionskräften. — Letzterer dagegen besteht aus dem unliebsamen Besitze von Passiven und von sonstigen lästigen Verbindlichkeiten, wozu insbesondere die Alimentationsverbindlichkeiten gegen die Familienangehörigen, nämlich gegen die Ehefrauen, Ascendenten und Descendenten zu rechnen sind.

Summirt man nun den Werth des ersteren, nämlich des sogenannten positiven Besitzes und zieht von ihm die Summe des capitalisirten letzteren, nämlich des sogen. negativen Besitzes und die capitalisirte jedem physischen Steuersubjecte einzuräumende steuerfreie Nothbedarfsumme von etwa 300 Mark oder 600 Mark — je nachdem nämlich ein fundirtes oder unfundirtes Besitzcapital vorhanden ist — ab, so erhält man die Besteuerungssumme, die mit der Steuerkraft jedes einzelnen Steuerpflichtigen dergestalt zusammenfällt, daß eine gerechtere Steuer als die Besitzsteuer kaum erdacht werden kann.

Da die Besitzsteuer nur einen einzigen Vertheilungsmaßstab hat, nämlich den Werth der Besitzobjecte selbst, der in seiner unendlichen Zahlenreihe alle auf die einzelnen Steuerkräfte einflußreichen Verhältnisse würdigt und in sich aufnimmt, und da dieser Maßstab derartig praktisch ist, daß die zur Zeit im Gebrauche sich befindlichen anderen Maßstäbe, als: Simpla, Scalen, Klassen, Stufen, Progressionen, Verhältniß-

*) Näher dargelegt ist dieselbe in meiner bei F. W. Keppler in Passau erschienenen Schrift: „Das Besitzsteuersystem, die künftige, einzige directe Steuerquelle aller Rechtsstaaten".

Digitized by Google

zahlen, Mustergründe und Musterhäuser ꝛc. gar keinen Vergleich mit ihm auszuhalten vermögen, so ist sie auch gleichmäßig, das heißt sie bevorzugt keine Besitzgattung vor der anderen.

Weil der Besitz als ein thatsächliches Verhältniß mehr zu Tage tritt, als die häufig in der umständlichsten und mühsamsten Weise erst festzustellenden Begriffe „Ertrag und Einkommen" so folgt hieraus:

1. daß die Besitzsteuer so eingehende und die Steuerpflichtigen daher so belästigende Erhebungen nicht erfordert, wie die Ertrags- und Einkommensteuern, bei welchen neben dem Besitze der Steuerobjecte auch noch deren wechselnder Ertrag ꝛc. in der genauesten Weise erhoben werden muß;

2. daß die Besitzsteuer somit einfacher als die genannten anderen Steuerarten, daher leicht ein- und durchführbar und nebenbei auch weniger kostspielig ist und

3. daß die Verschweigung der Besitzobjecte viel weniger möglich ist, als die des Ertrages und Einkommens, daß sie demnach auch von diesem Gesichtspunkte aus gerechter und ergiebiger ist.

Indem die Besitzsteuer sich auf alle Besitzobjecte erstreckt, insofern dieselben nur überhaupt einen Werth haben und capitalisirt werden können, somit auch die gewöhnlich als unfructificirlich bezeichneten Besitzobjecte heranzieht und auch alle physischen und juristischen Personen, insofern nicht das Staatsrecht und Völkerrecht Ausnahmen aufstellt, umfaßt, so ist sie sowohl objectiv als auch subjectiv allgemein und durch diese Eigenschaft unabwälzbar; denn, wohin sollte sie abgewälzt werden können, da sie ja nicht, wie die gegenwärtigen directen Steuerarten, nur einzelne Klassen der Bevölkerung treffen, sondern der steuerpflichtigen Allgemeinheit auferlegt werden soll? —

Wie sehr sich die Besitzsteuer im Gegensatze zu unseren gegenwärtigen Besteuerungsarten den Steuerkräften jedes einzelnen Pflichtigen anschließt, sollen nachstehende Beispiele zeigen. Ein Gewerbsmann, der etwa als Rothgerber zeitweise zwei Gehilfen beschäftigt, in einem Orte von mehr als 20000 Seelen wohnt und dessen Betriebsanlage daher nach Art. 6 Abs. 3 des bayerischen Gewerbesteuergesetzes vom 19. Mai 1881 berechnet wird, bezahlt nach Zff. 23 lit. a des bezügl. Gewerbesteuertarifs 36 Mark als Gewerbesteuer und außerdem auch die Haus- und Grundsteuer für sein Anwesen mit Bauplatz im Werthe zu 15000 Mark mit etwa 14 Mark, sohin zusammen 50 Mark. — Unter Zugrundelage der Besitzsteuer berechnet sich die Besteuerung desselben Gewerbsmannes, vorausgesetzt: daß er verheirathet ist und zwei im Erziehungsstadium sich befindliche Kinder hat; daß sein persönlicher Arbeitsverdienst 1200 Mark und der seiner Frau 400 Mark beträgt; daß er eine Mobiliarschaft von 3675 Mark Anschlagswerth, einen Waarenvorrath von 1500 Mk., Gewerbseinrichtungen und Rohstoffe von 2500 Mark, dann eine bestrittene, aber im Betrage von 700 Mark anerkannte Erbschaftsforderung von 15,700 Mark besitzt; jedoch ein Hypothekcapital vou 12,500 Mark schuldet und für seinen Vater alljährlich 325 Mark an eine Irrenanstalt zu bezahlen hat; dann, daß die Besitzsteuer nach dem festgestellten Steuersatze von 2 Mark per Mille erhoben wird; endlich, daß die Nothbedarfsumme à Person auf 300 Mark und der zur Abrechnung zulässige Aufwand für jedes im Erziehungsstadium sich befindliche Kind auf 150 Mark gesetzlich festgestellt würde, in nachstehender Weise:

1.	Der Arbeitsverdienst der beiden Eheleute, hier eingesetzt wegen seiner unfundirten Eigenschaft nur zur Hälfte = (1600 × 25) : 2 = ...	20,000 Mark
2.	Anwesen mit Bauplatz	15,000 „
3.	Mobiliar	3,675 „
4.	Waarenlager	1,500 „
5.	Rohstoffe und Gewerbeeinrichtungen . .	2,500 „
6.	anerkannte Erbschaftsforderung	700 „
	Sa.	43,375 Mark

Hiervon kommen in Abzug:

1.	die capitalisirte Nothbedarfsumme beider Eheleute = (300 × 2) × 25 = . . .	15,000 Mark
2.	die Hypothekschulden	12,000 „
3.	das Unterhaltscapital für den Vater = 325 × 25 = ...	8,150 „
4.	der Capitalaufwand für die zwei Kinder = (150 × 2) × 25 = ...	7,500 „
	Sa.	43,125 Mark

Daher Besteuerungssumme 250 Mark, aus welcher sich nach dem erwähnten Steuersatze von 0,002 Mark eine jährliche Besitzsteuer von 0,50 Mark berechnet. Sollten sich etwa im nächsten Steuerjahre die Verhältnisse des betr. Gewerbsmannes dadurch ändern, daß sein irrsinniger Vater stirbt, daß der Proceß zu seinen Gunsten rechtskräftig vorbeschieden wird und daß mit der Streitsumme seine Hypotheken gelöscht werden; dann, daß die Kinder in das Erwerbsstadium übertreten, so berechnet sich sofort die jährliche Besitzsteuer, statt wie bisher auf 0,50 Mark, auf 56,75 Mark. Sicherlich wird unser Gewerbsmann seine Besitzsteuern, mögen sie sich nun auf erstere oder letztere Summe berechnen, leicht aufbringen und ihnen selbst dann nicht erliegen, wenn sie in Folge besonderer Zeitumstände verdoppelt, ja selbst verdrei- oder vervierfacht werden müßten, was bei der gegenwärtigen Besteuerungsart desselben wohl viel weniger der Fall sein würde.

Eine Dienstmagd, die außer ihrem jährlichen Arbeitsverdienste im Anschlage zu 650 Mark weder Schulden noch Vermögen besitzt, wird nach obigen Voraussetzungen eine jährliche Besitzsteuer von 1 Mark 25 Pf. zu entrichten haben, während ein Familienvater mit Frau und vier im Erziehungsstadium sich befindlichen Kindern, im Uebrigen jedoch in gleichen Verhältnissen stehend, selbst bei einem jährlichen Gesammtverdienste von 2400 Mark noch steuerfrei sein würde. Und in der That bezahlt erwähnte Dienstmagd auch leichter noch ihre sich berechnende Steuer als der Familienvater solches vermöchte.

Aus diesen Beispielen erhellt, daß die Besitzsteuer, entgegen der gegenwärtigen Besteuerung, sich augenblicklich der wirklichen Steuerkraft anschließt; daß unsere directen Steuern, obwohl sie keineswegs als zu hoch bezeichnet werden können, für die minder wohlhabende Bevölkerung drückend, und indem sie dieser nicht einmal den absoluten Nothbedarf ablassen, geradezu verderblich sind; ferner, daß mit einer gewissen steuerfreien Einkommensumme, welche z. B. in England 100 Pfd. = 2000 Mark beträgt und in Preußen durch die vor einigen Jahren beabsichtigte Aufhebung der vier unteren Stufen der Klassensteuer auf 1200 Mark festgestellt werden sollte, nichts geholfen ist, indem derartige steuerfreie Summen zu viel und zu wenig bieten; zu viel nämlich für einzelne Personen, zu wenig aber für die Familien, zumal — für die verschuldeten und größeren.

Festigkeit und Ordnung kann daher in die Finanzverhältnisse des Reiches und seiner Bundesstaaten nur durch die ebenso gerechte und elastische, als praktische und einfache Besitzsteuer gebracht werden.

Die Augenblicks-Photographie.

Von Gustav van Muyden.

Die Kunst Daguerre's und Talbot's hatte in den letzten Jahren Fortschritte aufzuweisen, die sich nur etwa denen der Elektrotechnik an die Seite stellen lassen. So lange sich die Photographen mit dem Collodion-Verfahren begnügen mußten, war ihre Thätigkeit im Wesentlichen auf Portraits sowie auf die Vervielfältigung von Kunstwerken und die Aufnahme von Landschaften beschränkt. Dies änderte sich aber mit einem Schlage, als der englische Arzt Maddox 1871 das Verfahren mit Bromsilber-Gelatine-Emulsion erfand und zugleich

Digitized by Google

die Apparate und insbesondere deren Verschlüsse durch mehrere geniale Techniker, darunter Steinheil, Voigtländer, Thüry und Amey, eine kaum erhoffte Vervollkommnung erfahren. Da eröffnete sich der Lichtbildnerei ein so weites Feld, daß Jahre erforderlich sein werden, um es einigermaßen zu beackern, zumal die Zukunft noch manche Verbesserung des photographischen Rüstzeuges in sich bergen möchte, welche ihrerseits bisher nicht einmal geahnte Gebiete erschließen werden. Sind wir doch bereits soweit, daß der photographische Apparat rascher und besser sieht, als das Auge, ja, man möchte sagen, den Gedanken an Schnelligkeit übertrifft.

Zur Herstellung von Augenblicksbildern gehören vor allen Dingen, wie gesagt, Bromsilber-Gelatine-Trockenplatten, über deren Fabrikation wir uns hier nicht verbreiten wollen, weil dergleichen in die Lehrbücher der photographischen Chemie gehört. Es genügt für unsere Zwecke die Bemerkung, daß diese Platten zwei Eigenschaften besitzen, die den älteren Collodionplatten abgingen. Sie sind vielleicht zwanzig Mal lichtempfindlicher, ja so empfindlich, daß die Netzhaut des Auges dagegen als ein unvollkommenes Werkzeug erscheint, und sie besitzen den großen Vorzug, daß zwischen der Belichtung und der Hervorrufung des Bildes Monate verstreichen können. Erstere Eigenschaft hat der Augenblicksphotographie im Hause, beide aber der Reisephotographie eigentlich erst zur Entwickelung verholfen. Jetzt, wo das Gepäck des Photographen von Beruf wie des wissenschaftlichen Reisenden und des Touristen, soweit es zur Verewigung des Gesehenen dienen soll, aus einer tragbaren Kammer und einem Plattenvorrath besteht, ist die Reisephotographie gleichsam Gemeingut geworden, und sie verdrängt den viel langsamer und nicht so getreu arbeitenden Künstlerstift immer mehr. Die Bilder aber ruft man, daheim angelangt, in aller Gemüthlichkeit hervor.

Zur vollen Ausnutzung der wunderbaren Eigenschaften der Trockenplatten gehören außerdem, wie bemerkt, sobald man außer dem Hause photographiren will, leicht tragbare Apparate. Wir besitzen deren bereits eine ganze Reihe. Die einen, entschieden vollkommneren, weichen von den gewöhnlichen, streng genommen, nur darin ab, daß deren Gewicht möglichst vermindert, und daß man sie meist in einem Futteral am Riemen über der Schulter trägt. Zur Unterstützung derselben während der Aufnahme dient entweder der Arm, oder ein beliebiger Gegenstand, oder endlich ein zusammenklappbarer Dreifuß, den man ebenfalls am Riemen oder in einem Kofferchen trägt.

Daneben benutzt aber der Reisephotograph auch zur Aufnahme von sich rasch bewegenden Menschen und Thieren, denen man mit dem gewöhnlichen Apparat nicht folgen könnte, sogenannte Photo-Gewehre und Photo-Revolver, sowie auch opernglasartige Miniaturapparate. Diese Apparate geben jedoch nur in wenigen Händen gute Erfolge, und es sind die hierzu verwendbaren Platten so klein, daß sie erst zu Hause vergrößert werden müssen, um für weitere Zwecke verwendbar zu sein. Das Vergrößern erfordert aber in der Regel die Beihülfe eines Fachmannes, was die Sache sehr vertheuert, und ist bei besseren Arbeiten unerläßlich.

Es haben indessen besonders Marey in Paris und Fol in Genf mit Photogewehren recht gelungene Aufnahmen zu Stande gebracht. Man zielt nach dem aufzunehmenden Gegenstande und bewirkt durch Bewegungen der Stände das Einstellen einer Platte, das Verschwinden derselben und das Erscheinen einer neuen. Bisweilen besorgt dies auch ein Uhrwerk. Solche gewehrartige Apparate stellt, neben den Genannten, neuerdings auch Talbot in Berlin her. Der sogenannte Photorevolver von Enjalbert in Paris, der sich äußerlich von einer Waffe kaum unterscheidet und Plättchen von nur 16 Quadratcentimetern liefert, ist dagegen als eine bloße Spielerei anzusehen. Praktischer ist das photographische Opernglas, in dessen einem Rohr ein mattes Glas zum Einstellen eingeschoben ist, während das andere die lichtempfindlichen Platten birgt. Das Opernglas gestattet das Photographiren ohne jedes Aufsehen; es liefert aber ebenfalls nur winzige, an sich kaum brauchbare Platten.

Zur Aufnahme von Augenblicksbildern ist namentlich ein rasch arbeitender Verschluß erforderlich, das heißt eine Vorrichtung, welche die Platte der Einwirkung des Lichts entzieht, sobald sie ihre Schuldigkeit gethan, weil sich sonst das Bild verwischt. Am gebräuchlichsten ist wohl der pneumatische Verschluß, welcher nur zur Auslösung dient und durch den Druck der Hand auf einen mit Luft angefüllten, mit der Kammer durch einen Schlauch verbundenen Ballen schließt: also ein Seitenstück zu den bekannten pneumatischen Klingeln. Gilt es jedoch Aufnahmen nach Gegenständen, die sich sehr rasch bewegen, wie Vögel, galoppirende Pferde, so ist ein solcher Verschluß natürlich unbrauchbar, weil er nicht gleichsam blitzschnell arbeitet. In solchen Fällen benutzt man meist Verschlüsse mit rotirender Scheibe und elektrischer Auslösung, wie sie namentlich von Thüry und Amey in Genf gebaut werden. Die Bewegung der beiden Blechschieber, welche, wenn ausgelöst, die Kammer verschließen, wird durch eine starke Feder derart beschleunigt, daß die Zeit der Belichtung nur etwa $^1/_{250}$ Secunde beträgt. Unendlich vollkommener ist jedoch der von dem Meister der Augenblicksphotographie, Ottomar Anschütz in Lissa (Posen), erfundene Verschluß, welcher, nach brieflichen Mittheilungen des Erfinders, eine Belichtung von nur $^1/_{5000}$ Secunde ermöglicht, was bei besonderen Fällen noch gesteigert werden kann.

Die ersten eigentlichen Augenblicksaufnahmen, das heißt die Aufnahmen, welche uns die verschiedenen Phasen einer vom Menschen oder Thier ausgeführten Bewegung vor Augen führen, erfolgten, so viel uns bekannt, hauptsächlich mit Hülfe des photographischen Gewehrs, oder eines Apparates, welches nach dem Gegenstande gerichtet wird und in gleichen Abständen z. B. zwölf Aufnahmen liefert. Die auf diese Weise erzielten Bilder sind jedoch, so überraschend sie an sich sein mögen, insofern sehr unvollkommen, als sie nur einen Schattenriß des Gegenstandes, einen schwarzen Klecks auf weißem Grunde zeigen, während es gilt, nicht bloß den äußeren Umriß, sondern auch alle Einzelnheiten wiederzugeben, wie es sonst eine gute Photographie thut. Das Verdienst, diese Aufgabe gelöst, Augenblicksbilder zuerst geliefert zu haben, welche sich von den nach dem gewöhnlichen langsamen Verfahren hergestellten in nichts unterscheiden, gebührt neben Lugardon in Genf und dem Academiker Marey in Paris, vor Allem Anschütz, dessen Bilder, wie Dr. Karl Müllenhoff in einem Vortrage hervorhob, sich nicht nur durch die vollkommenste Wiedergabe aller Einzelnheiten auszeichnen, sondern auch, was noch höher zu veranschlagen ist, eine große wissenschaftliche und künstlerische Begabung bei ihrem Urheber verrathen. Seine Erfolge verdankt Anschütz wesentlich dem Umstande, daß er, im Gegensatz zu seinen Vorgängern, nicht etwa einen Apparat auf den aufzunehmenden Gegenstand richtet, sondern ebenso viel elektrisch verbundene Apparate, als Aufnahmen erzielt werden sollen. So hat er z. B. ermöglicht, bei Pferden und Vögeln, sowie beim Menschen Serien von zwölf bis vierundzwanzig Bildern herzustellen, die während der sehr kurzen Dauer eines Schrittes oder eines Flügelschlages aufgenommen sind. Diese Aufnahmen müssen also, z. B. beim Fluge der Taube, in der Zeit erfolgen, in der das Thier eine Flügelbewegung ausführt. Da diese Zeit etwa $^1/_8$ Secunde beträgt, so darf bei zwölf Apparaten der Zeitabstand zwischen je zwei Aufnahmen nur $^1/_{96}$ Secunde betragen, eine Zeit, die immerhin noch über zehn Mal länger ist, als die Belichtungsdauer jeder Platte, welche bisher in dem günstigsten Falle etwa $^1/_{1000}$ Secunde betrug. Hieraus ersieht der Leser, welche wichtige Rolle hierbei der Verschluß spielt. Arbeitet er nicht mit Blitzesschnelle, so erhält man nur verworrene Bilder, bezw. Bilder, bei denen die Lage z. B. des Flügels nicht in jedem einzelnen Stadium seiner Bewegung wahrzunehmen ist.

Die Schwierigkeiten, welche der Augenblicksphotograph zu besiegen hat, liegen nicht allein in der Beschaffung geeigneter Apparate und Verschlüsse, sondern bisweilen in einem noch höheren Grade in der Beschaffung geeigneter Vorbilder. Ein erwachsener Mensch nimmt auf Wunsch des Künstlers jede mögliche Stellung ein; ein Pferd thut es ebenfalls auch; handelt es sich jedoch um die Aufnahme von Hunden, Vögeln,

Digitized by Google

wilden Thieren ꝛc., so steigern sich die Schwierigkeiten in's Unermeßliche. Man könnte die Augenblicksbilder in zwei Arten eintheilen: Solche, welche eine Stellung oder Lage eines Gegenstandes veranschaulichen sollen, und solche, welche eine Reihe von kurz hintereinander folgenden Bewegungen auf die Platte bannen. Will der Photograph sich also nicht in beiden Fällen damit begnügen, daß er in's Freie sieht und mit einem Photogewehr bewaffnet, zufällig dahinziehende Vögel oder seinen Weg kreuzende Vierfüßler abconterfeit, so muß er, wie Anschütz es thut, planmäßig verfahren. Dieser hat beispielsweise, zu seinen Aufnahmen nach Vierfüßlern, nicht bloß die in Frage kommenden Thiere angeschafft, sondern einen eigenen Zwinger bauen müssen, in dessen Wand kleine Oeffnungen angebracht sind, durch welche er, mit den entsprechenden Apparaten bewaffnet, so lange lauert, bis das Thier sich in der gewünschten Stellung seinem Blick darbietet, wobei natürlich möglichst nachgeholfen wird.

Große Schwierigkeiten verursachten namentlich die Augenblicksbilder aus dem Leben des Storches, welchen Anschütz vor Allem seinen europäischen Ruf zu verdanken hat. Der Storch ist ein ziemlich scheuer Vogel; auch nistet er bekanntlich meist auf hohen Bäumen oder Dächern. Um dessen Lebensgewohnheiten und Flug auf die Platte zu bannen, um ihn gleichsam bei frischer That zu ertappen, blieb also nichts anderes übrig, als in der Nähe eines Storchnestes eine ebenso hohe Warte zu bauen, hier die Apparate aufzustellen und von Zeit zu Zeit oben zu verweilen, bis die Vögel sich an den Anblick gewöhnt und nichts Arges mehr dahinter vermutheten. Dann erst ging es an das Photographiren des Abfluges vom Neste, des Landungsmanövers, der Fütterung der Jungen und der Flugversuche der Brut. Ein wahres Kunststück ist es auch, die so raschen Flügelbewegungen der Taube zu fixiren und Aufnahmen zu erzielen, die zugleich künstlerischen Ansprüchen genügen können.

Leider ist das Anschütz'sche Verfahren der Anwendung je eines Apparates für jede Aufnahme ein ungemein kostspieliges. Die Apparate selbst müssen höchst vollkommen sein und sind daher nicht billig; auch gehören zu den Aufnahmen zahlreiche, ebenfalls sehr kostspielige Veranstaltungen, von welchen weiter unten die Rede sein wird. So kostspielig sind auf diese Weise hergestellte Augenblicksbilder, zumal wenn wissenschaftliche Zwecke dabei verfolgt werden, daß ein Privatmann die Sache auf die Länge nicht auf seine Schultern zu nehmen vermag, und daß zu befürchten steht, Herr Anschütz werde seine Thätigkeit auf diesem Gebiete zum Theil einstellen müssen, wenn der Staat sich nicht entschließt, nach dem Vorgange Frankreichs, ein förmliches Institut für die wissenschaftliche Augenblicksphotographie, im Anschluß an ein bestehendes physikalisches Institut, zu errichten.

Besser hat es der französische Akademiker Marey, welcher angeblich über einen Betrag von jährlich hundert Tausend Franken verfügt. Er verwendet noch immer, unseres Wissens, nur einen Apparat. Dagegen erscheinen seine sonstigen Veranstaltungen sehr zweckmäßig; so namentlich die dunkle Wand, vor welcher ein ganz weiß gekleideter Mensch vorbeiläuft, der sich vom Hintergrund also sehr kräftig abhebt. Marey hat bisher hauptsächlich Läufer, galoppirende Pferde und Tauben photographirt. Seine Aufnahmen haben sicherlich eine große wissenschaftliche Bedeutung, doch entbehren sie, nach den vorliegenden Proben zu urtheilen, des künstlerischen Gepräges, welches den Anschütz'schen Bildern eigen ist.

Mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft ist auch das Photographiren des Blitzes, was unseres Wissens bisher nur Hänsel in Reichenberg und Kayser in Berlin sowie einem nicht namhaft gemachten Photographen in Rio-Janeiro gelungen ist. Die Physiker berechnen die Zeitdauer des Blitzes auf ein Millionstel Secunde! Und doch reicht diese Zeitdauer, bei deren Vorstellung das menschliche Begriffsvermögen ganz im Stiche läßt, aus, um ausgezeichnete Bilder des Blitzes mit seinen vielen Verzweigungen auf die Platte zu malen. Leichter ist dagegen das Photographiren des elektrischen Funkens aus einer Batterie, weil der Photograph genau weiß, wo und wann die Erscheinung sich zeigen wird.

Nachdem wir in nothgedrungen sehr knappen Worten gezeigt, wie der Augenblicksphotograph verfährt und wie sein Rüstzeug beschaffen sein müsse, erübrigt nur noch eine Uebersicht der bisherigen Hauptleistungen der Augenblicksphotographie, sowie ein Blick in die wahrscheinliche Zukunft derselben. Sehr erleichtert wird diese Aufgabe durch das vor Kurzem erschienene Eder'sche Handbuch der Momentphotographie, sowie namentlich durch die von Anschütz ausgegebenen Musterkarten. Diese Karten etwa im Format einer Visitenkartenaufnahme enthalten je etwa ein Centimeter im Geviert messende Verkleinerungen der Hauptbilder mit Angabe der Nummern derselben, so daß der Liebhaber von dergleichen seine Bestellungen leicht danach machen kann.

Da stoßen wir zunächst auf die Pferdebilder. Allerdings hatten mehrere Photographen, darunter namentlich Muybridge in St. Francisco, vor Anschütz versucht, die Bewegungen des Pferdes auf die Platte zu bannen. Doch erheben sich dessen Bilder meist nicht über die Stufe von schwarzen Flecken auf weißem Grunde und zeigen nur Umrisse, während die Anschütz'schen Aufnahmen gewöhnlichen Photographien gleichen und alle Einzelnheiten aufweisen. Auch führt uns der deutsche Meister nicht bloß springende, galoppirende und trabende Pferde vor, sondern auch Pferde in den gewagten Stellungen, wie wir sie vom Cirkus her kennen, also z. B. sich hochaufbäumend, sowie auch ganze Gespanne. Diese Photographien wurden in Kgl. Hauptgestüten aufgenommen. Aus denselben, wie aus den früheren Aufnahmen von Muybridge geht u. A. auf's Unzweifelhafteste hervor, daß die Bewegungen des Pferdes beim Galopp nicht die geringste Aehnlichkeit mit den bei Zeichnern und Malern hergebrachten haben. Die edlen Rosse strecken nicht „alle Viere von sich", sondern haften, selbst beim gestrecktesten Galopp, stets mit zwei Beinen am Boden, während sie die übrigen höchstens in einem Winkel von 45 Grad ausstrecken. Dies geht namentlich aus einer der letzten Anschütz'schen Pferdeaufnahmen hervor, die zu dem von ihm herausgegebenen Lichtdruckalbum „Augenblicksbilder" gehört. Dagegen hat das menschliche Auge die Stellung beim Sprung und beim Aufbäumen im Ganzen richtig erhascht.

Um zunächst bei den Thieren zu bleiben, wollen wir alsdann der neuen, hervorragenden Hundebilder gedenken. Bei diesen wie bei den Aufnahmen nach Füchsen, Rehen, Katzen, Schafen ꝛc. lag die Schwierigkeit, wie oben bemerkt, weniger in der Wiedergabe einer raschen Bewegung wie im Erspähen des Augenblickes, wo die Thiere sich in einer charakteristischen und zugleich möglichst künstlerisch schönen Stellung zeigen. Am schönsten ist vielleicht der Vorstehhund auf der Fährte, sowie die große dänische Dogge.

Großen und verdienten Anklang fanden auch die Aufnahmen nach einem Fuchse, sowie die reizenden Bilder, welche uns Katzen und Rehe in allen möglichen, stets anmuthvollen Stellungen zeigen. Wer für Affen schwärmt wird auch volle Befriedigung finden. Wir zählen auf den Musterkarten nicht weniger als 29 Bilder nach den „Vettern des Menschen". Trefflich ist namentlich der Affe, welcher im Haare seines Herrn nach Beute sucht.

Mit Recht sehr geschätzt sind auch Anschütz' Manöverbilder. Es war ihm vergönnt, ein Mal den Manövern eines preußischen Armeecorps zu folgen. Das Ergebniß des tollen Jagens querfeldein, um stets an Ort und Stelle zu sein, bevor die Truppen die aufzunehmende Stellung einnahmen, war eine Reihe trefflicher Blätter, aus welcher wir das Schnellfeuer einer Infanterieabtheilung sowie das überaus anmuthige Bild unseres sinnend den Bewegungen der Regimenter folgenden Kaisers hervorheben möchten. Se. Majestät sitzt hoch zu Roß in der Interimsuniform mit dem Helm ohne Busch; neben ihm zeigt sich ein Adjudant, während man im Hintergrunde die unvermeidliche dichte Kette von „Manöverbummlern" erblickt.

Ausgezeichnete Leistungen sind auch die neulichen Anschütz'schen Aufnahmen nach springenden, discuswerfenden und speerschleudernden Menschen. Von den einzelnen Stadien des Sprunges besitzen wir neun Aufnahmen, die uns allerdings den menschlichen Körper nicht sämmtlich in

Digitized by Google

künstlerisch vortheilhafter Stellung zeigen. Der Anlauf und das Herabgelangen zur Erde sind unseres Erachtens nicht gerade schön; prachtvoll dagegen die Aufnahmen in dem Augenblick des Schwebens in der Luft. Absolut tadelfrei sind hingegen der Speerwerfer und der Discuswerfer. Die Stellungen des Athleten, vom Ausholen behufs Schleuderns des Speeres und der Scheibe bis dahin, wo der heftig erregte Körper wieder zur Ruhe gelangt, lassen den menschlichen Körper in einer so hohen plastischen Schönheit erscheinen, daß die Nachbildung dieser Stellungen eine würdige Aufgabe für jeden Bildhauer sein würde. Die Aufnahmen beweisen übrigens, soviel wir zu urtheilen vermögen, daß die griechischen Künstler, bei deren Werken ähnliche Stellungen mehrfach vorkommen, ganz richtig sahen, richtiger jedenfalls, als die Maler der Neuzeit, welche galoppirende Pferde darstellten.

Nach dieser flüchtigen Uebersicht der bisherigen Leistungen des hervorragendsten Augenblicksphotographen wollen wir nunmehr, soweit es der knapp bemessene Raum gestattet, auch der bedeutenderen Mitstreiter auf dem Kampfplatze des Herrn Anschütz kurz gedenken.

Wir erwähnten bereits des Akademikers Marey in Paris. Dank der Unterstützung seiner Regierung hat er sein photographisches Rüstzeug in hohem Grade vervollkommnen, und sich in aller Muße dem Studium der Bewegungen von Menschen und Thieren, und zwar hauptsächlich vom physiologischen Standpunkt aus, widmen können. Zwar bieten seine Pferdeaufnahmen den Anschütz'schen gegenüber kaum etwas Bemerkenswerthes; desto trefflicher sind aber seine Bilder nach gehenden und laufenden Menschen. Die einen sind wirkliche Bilder, die Marey dadurch erhält, daß er einen weißgekleideten Mann vor einen schwarzen Schirm in verschiedenen Gangarten vorüberwandeln läßt; die anderen, bei denen es vor Allem auf ein Schema der Körperbewegungen des Menschen ankam, zeigen bloß eine Anzahl dicht aneinander gereihter, seltsamer Linien, die den Stellungen eines schwarz gekleideten Menschen entsprechen, auf dessen Arme und Beine weiße Litzen aufgenäht sind. Auch den Taubenflug hat Marey mit Erfolg photographirt.

Muybridge in St. Francisco, dem wir die ersten Pferdeaufnahmen verdanken, hat im Laufe des Jahres, nach amerikanischen Fachblättern, zahlreiche zahme und wilde Thiere in allen möglichen Stellungen aufgenommen, auf deren Veröffentlichung man gespannt sein darf. Proben sind uns indessen bisher nicht zu Gesicht gekommen, und so ist ein Urtheil unmöglich.

Dem Professor Eder in Wien, sowie dem Maler Lugardon in Genf verdanken wir ausgezeichnete Aufnahmen nach allerlei Thieren. Hervorragend ist namentlich wegen der Wiedergabe des Spritzwassers des Letzteren Bild: Pferd, einen Fluß durchwatend. Eines verdienten Rufes erfreuen sich auch die Aufnahmen von Lieutenant David in Wien nach dem Pulverdampf eines abgefeuerten Geschützes. Bemerkenswerth ist hier der Unterschied zwischen scharfem und blindem Schuß. Bei Ersterem findet eine viel größere Rauchentwickelung statt und es wird der Dampf erheblich weiter vorgetrieben. Höchst eigenthümlich sind auch die sonst ähnlichen Aufnahmen eines Offiziers der Vereinigten Staaten, Namens Smith, insofern, als sie den actenmäßigen Beweis liefern, daß ein guter Theil der Pulverladung im Rohr nicht explodirt, sondern mit dem Geschoß herausgeschleudert wird und erst in einiger Entfernung von dem Rohr verbrennt, wobei sie eine auf der Photographie sehr deutlich sichtbare, schöne Feuergarbe bildet. Sonderbarerweise ist auf den David'schen Bildern davon nichts zu sehen. Sollte es am Pulver liegen?

Die Engländer haben sich, als begeisterte Freunde des Meeres, besonders auf die Augenblicksbilder nach Schiffen und auf die Wiedergabe des Spieles der Wellen geworfen. Darin haben sie aber auch Meisterhaftes geleistet. Wir wüßten kaum schönere Photographien, als die in unserem Besitze befindlichen Aufnahmen von Day und Sohn nach den segelnden Prachtyachten Altenglands. Ebenso hervorragend ist aber auch z. B. die Mündung der Swine von dem in Charlottenburg ansässigen englischen Ingenieur Wight. Was die Bedeutung dieser Bilder erhöht, ist der Umstand, daß sie zum Theil vom Bord einer Yacht, also von einem schwankenden Gegenstand aus, aufgenommen sind. Wie schwierig das Einstellen des Apparates unter solchen Umständen ist, kann man sich denken.

In neuester Zeit hat man in Berlin und Wien sowohl, wie namentlich in Paris versucht, Landschaften vom Luftschiffe aus aufzunehmen, in der Hoffnung, daß dergleichen Bilder dem Kriegsmann und dem Kartenzeichner von Nutzen sein könnten. Unseres Erachtens gehört hierzu ein starker Glaube. Die Bilder sind, mit Ausnahme jedoch der Aufnahmen des Freiherrn von Hagen, meist verworren und undeutlich; was die Hauptsache aber ist, der Ballonphotograph kann sich nie das Photographiren eines bestimmten Landstriches vornehmen, es sei denn vom Bord eines gefesselten Ballons aus, und zwar weil das lenkbare Luftschiff noch nicht erfunden ist.

Zum Schluß ein Blick in die Zukunft der Augenblicksphotographie.

Die Erfindung der Trockenplatten und der verbesserten Verschlüsse gehört der allerneuesten Zeit an. Die Augenblicksphotographie steckt also, wie die Elektrotechnik, noch in den Uranfängen. Und doch ist in der kurzen Spanne Zeit bereits so Ausgezeichnetes geleistet, daß man zu der Behauptung berechtigt ist, es sei der Dunkelkammer nunmehr Alles zugänglich, es bestehe keine Aufgabe, der sie nicht gewachsen wäre, und sie werde vielleicht dereinst auch das scharf bewaffnete Auge völlig ersetzen. (24 Aufnahmen in 0,72 Secunden ist jetzt schon mehr als das Auge fassen kann.) Dies wird sich namentlich zeigen, wenn es gelingt, die unfaßbar raschen Flügelbewegungen der Insekten zu photographiren, und wenn O. Anschütz sein Vorhaben ausführen kann, die Bahn der Geschosse, welche 500 Meter und mehr in der Secunde zurücklegen, in der Weise auf die Platte zu bannen, daß wir uns ein genaues Bild von dieser Bahn und namentlich von der Lage der Geschosse während ihres Fluges machen können. Die Aufgabe ist, wie man sich denken kann, ungemein schwierig. Es gehören dazu eine erhebliche Anzahl Apparate, sehr verwickelte Berechnungen über das richtige Einstellen derselben und große Vorsichtsmaßregeln, damit die Apparate durch den Luftdruck oder das Erzittern des Erdbodens nicht erschüttert werden. Ist dies der Fall, so wäre natürlich aller Liebe Mühe umsonst. Doch hofft Anschütz, diese Schwierigkeiten, zumal mit seinem $^1/_{5000}$ Secundenverschluß glücklich zu überwinden und damit der Ballistik einen wichtigen Dienst zu erweisen.

Kürzlich stellte Herr Anschütz in den Räumen des Cultusministeriums einen von ihm gebauten „Schnellseher" aus, durch welchen es ihm gelungen ist, seine Reihenaufnahmen, z. B. nach galoppirenden Pferden, zu einem im wahren Sinne des Worte lebenden Bilde wieder zu vereinigen. Der Apparat besteht aus einer sich rasch drehenden Scheibe, welche an ihrem Umfange die vorzuführenden Augenblicksaufnahmen in Gestalt von durchsichtigen Glasphotographien trägt. Dahinter befindet sich eine Glasscheibe, sowie eine Geißler'sche Röhre, welche in dem Augenblicke erglänzt, wo ein Bild vor der Scheibe erscheint, um nach $^1/_{1000}$ bis $^1/_{2000}$ Secunde wieder zu verlöschen. Dreht man nun die Scheibe mit den Bildern, so sieht man die Bewegungen z. B. des Pferdes in köstlicher Vollendung gleichsam vor sich gehen. Die Beine bewegen sich scheinbar unglaublich schnell, der Reiter hüpft im Sattel, die Mähne fliegt, der Sand wird aufgewirbelt ꝛc. Die Sache ist höchst überraschend und wirkt etwa wie ein lebendes Stereoskopbild. Herr Anschütz will den Apparat auch für Projectionszwecke einrichten und damit einem größeren Zuschauerkreis zugänglich machen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Aus Hebbel's Tagebüchern.

Von Theophil Zolling.

Das monumentale Werk liegt nunmehr vollständig vor.*) Der erste Band hat vor zwei Jahren nur einige literarische Kreise in Aufregung gesetzt, und auch der Schlußband scheint nicht in's große Publikum dringen zu wollen. Es ist Schade darum, denn diese rückhaltlose Generalbeichte eines außerordentlich veranlagten Denkers und Dichters ist zwar keine leichte Lectüre und das Werk will auch weniger gelesen, als in guten Stunden durchblättert sein, gewährt jedoch dem Leser höheren Genuß und vor Allem reichere Anregung, als irgend eine der jüngsten Veröffentlichungen. Wir sehen da ein merkwürdiges, nach dem Höchsten ringendes Talent im Kampfe mit gemeiner Sorge und Noth und vor Allem mit sich selbst, einen über den Welträthseln und den Gesetzen der Schönheit grübelnden Riesengeist, ein sich in seine oft wunderlich erhabenen Probleme einspinnendes Dichtergemüth. Es ist ein Nachtrag zu Friedrich Hebbel's Leben, ein Commentar zu seinen Werken. Manches hat schon Emil Kuh in seiner ungeheuerlichen Biographie Hebbel's veröffentlicht. Das Meiste ist neu und wirkt wie eine literarische Offenbarung. Die persönlichen Freunde des Dichters haben den mündlichen Hebbel stets über den in seinen Werken enthaltenen gestellt. Das Tagebuch, das uns seine Selbstgespräche aufbewahrt, sagt uns, wie sehr sie im Rechte waren, denn was er gedacht und gewollt, ist entschieden bedeutender, als was er geschaffen hat. Offenbar war der Denker dem Dichter im Wege.

Die sechs Tagebücher beginnen im Frühjahr 1835 und begleiten Hebbel auf allen Stationen seines Erdenwallens: in Hamburg (1835, 1842, 1843), in Heidelberg (1836), in München (1836—1839); die Reise nach Kopenhagen (1842), die Pariser und italienischen Wanderjahre (1844 bis Ende 1845) und das Leben in Wien vom December 1845 bis zu seinem Tode. Im Leben schwieg sich Hebbel über seine Entwickelung beharrlich aus. Erst in diesen Blättern hebt er den Schleier. Seine Entwickelung? Sein Tagebuch zeigt nirgends eine solche. Schon 1835 ist der Dichter im Wesentlichen fertig und so reif, wie späterhin. Sein geistiger Horizont erweitert sich kaum mehr, seine Dichterkraft bleibt zugleich spröde und dämonisch, sein Wille stets gleich ungestüm. Er ist sein Lebtag der Autodidakt, dessen Tiefsinn aller Schulweisheit spottet. Offenbar hat er in Heidelberg und München sehr wenig ernsthaft und systematisch studirt; vielleicht schon darum nicht, weil ihm der Untergrund einer classischen Bildung fehlte. Nur seine Belesenheit, meist belletristischer Art, erweitert und seine Welt- und Menschenkenntniß vertieft sich, wobei er aber doch im Verkehr der unbeholfene, reizbare Dichter bleibt. Er charakterisirt sein wunderliches Wesen, das ja auch in seiner Dichtung sich wiederspiegelt, in folgender Weise:

„Oft entsetze ich mich über mich selbst, wenn ich erkenne, daß in mir die Reizbarkeit, statt abzunehmen, immer mehr zunimmt, daß jede Welle des Gefühls, und wenn sie von einem Sandkorn herrührt, das der Zufall in mein Gemüth hineinwarf, mir über dem Kopf zusammenschlägt... Woher diese schreckliche Abhängigkeit von äußeren und inneren Eindrücken, deren Nichtigkeit ich ja ebenso gut erkenne, wie ein Anderer? Und doch wüßte ich mich ihr auf keine Weise zu entziehen, im Gegentheil, sie kriegt mich immer mehr unter die Füße; ein Lächeln auf dem Gesichte eines Menschen, der mich ansieht, ein Blick auf meine Stiefel, selbst wenn ich die zierlichsten trage, wie ich jetzt thue, Alles bringt mich aus dem Gleichgewicht, und der Verstand, an dem es mir wahrhaftig nicht fehlt, kann nichts dazu thun, als daß er mich, wie es wohl dem Betrunkenen begegnen mag, ausspottet und mich so die doppelte Qual, den Zustand zu durchschauen, geistig über ihm zu stehen und ihn dennoch nicht überwinden zu können, empfinden läßt. Es ist ein großes Unglück sowohl für mich selbst, als für die wenigen, die sich mir anschließen, und es entspringt nur zum Theil aus meiner dichterischen Natur, die allerdings an sich, da sie sich vermöge der bloßen Vorstellung das Geheimste menschlicher Situationen und Charaktere in sich hervorrufen soll, eine größere Receptivität als die gewöhnliche voraussetzt; zum größeren ist es die Folge meiner trüben Kindheit und meiner gedrückten Jünglingsjahre, es geht mir wie einem, der ein Decennium zwischen Fußangeln und Selbstschüssen umhergeirrt ist und nur die wenigsten davon vermieden hat, er wird selbst auf Pflastersteine anders auftreten wie Andere. Was hilft es mir, daß ich dagegen angehe! Das kann die Menschen, mit denen ich zu thun habe, freilich gegen mich, gegen mein Auffahren schützen, aber in mir bleibt's das nämliche" (1843).

„Ich kann mit dem Schicksal, aber ich kann nicht mit mir selbst zufrieden sein. Die Elemente, aus denen ich bestehe, tosen und gähren noch immer durcheinander, als ob sie gar nicht in eine beschränkende individuelle Form eingeschlossen wären; eines kämpft mit dem anderen und unterwirft es, oder wird unterworfen, bald ist auf dieser Seite der Sieg, bald auf jener, doch das Gesetz fehlt! Wenn ich mich in meiner Vergangenheit oder in meiner nächsten Gegenwart umsehe: überall derselbe Leichtsinn, dem mein Sinn widerstrebt und der meine Tage ausfüllt; ein Spähen nach Geheimpfaden der Weisheit, um, wenn sie aufgefunden sind, Mittagsschlaf auf dem Weg zum Heiligthum zu halten; gedankenloses Haschen nach so manchem Faden, der in's Gewebe meiner Existenz zu passen scheint, und dann wieder gewissenloses Fahrenlassen desselben oder ein verzweifelndes Festhalten, das zum Umstricken und Ersticken führt! Schwer, unendlich schwer ist es allerdings, das Leben zum Kunstwerk zu adeln, wenn man so heißes Blut hat wie ich, es setzt die Herrschaft über den Moment voraus, die wenigens derjenige, der an den Moment noch Ansprüche macht, so leicht nicht erlangt; doch kann man sich diesem Ziel mehr und mehr nähern, und ich bin noch nicht einmal unterwegs. Selbst eine Beichte, wie die jetzige, was ist sie? Sie kommt unwillkürlich, wie ein Seufzer, wie ein Schlag an die Brust, denn ich wollte etwas ganz anderes niederschreiben; sie hat aber leider ganz andere Folgen, als sie haben sollte, denn sie erleichtert das Gemüth, anstatt es mehr zu drücken!"

Die Aufzeichnungen sind reich an solchen Bekenntnissen, aber arm an äußeren Thatsachen. Doch fallen noch genug Lichter auf seine früheren und späteren Lebensumstände. Die herben Erfahrungen einer trüben Jugend liegen hinter ihm, nur in der Erinnerung leben sie ihm auf. „Die Sonne scheint dem Menschen nur Einmal, in der Kindheit und ersten Jugend. Erwärmt er da, so wird er nie wieder völlig kalt. Mein Vater war ein herzensguter, treuer, wohlmeinender Mann; aber von Widrigkeiten verfolgt, haßte er die Freude selbst auf den Gesichtern seiner Kinder." — In ergreifenden Worten gedenkt er seiner Mutter, die eine Ahnung seines Wesens hatte, ohne ihn verstehen zu können, und ihn stets mit Eifer in Schutz nahm.

Immer wieder wird dein stilles, freundliches Bild in aller mütterlichen Heiligkeit vor meiner Seele stehen, lindernd, beschwichtigend, aufmunternd und tröstend. Wenn ich an dein unausgesetztes Leiden denke, so wird mir jede Last, die mir das Schicksal auflegt, gegen die deinige leicht dünken. Wenn ich mich deiner kümmerlichen Freuden erinnere, die dein Herz dennoch in sanfte Seligkeit versetzt, so werd' ich mich nie freudenleer dünken. So wirst du mir noch über das Grab hinaus Mutter sein.

Aber auch die Gegenwart ist hier dem ehemaligen Holsteiner Kirchspielschreiber oft noch düster genug. 1842 trägt er in Kopenhagen die schauerliche Thatsache ein, daß er „in dieser Woche sich zum ersten Male seit seiner Jugend einen ganzen Tag lang von trockenem Brod und Kaffee ohne Milch genährt hat". Er ist ein wahrer Hungervirtuose, doch über die geistigen Entbehrungen setzt er sich viel schwerer hinweg — „obwohl es auch etwas sagen will, daß ich schon seit $2^1/_2$ Jahren, einen Sommer ausgenommen, nicht mehr warm gegessen habe". Dann der erschütternde Herzensschrei: „Gott, ich will ja nicht viel: nur die Existenz! Wende doch das entsetzliche Schicksal von mir ab, daß ich im Gefühl bedeutender Kräfte nicht diese Kräfte selbst versuchen lerne, weil sie mir nicht so viel helfen, als die Geschicklichkeit seiner Fäuste dem Tage-

*) Friedrich Hebbel's Tagebücher. Mit einem Vorwort herausgegeben von F. Bamberg. 2 Bde. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

löhner!" Endlich eine Betrachtung, die seine ganze Existenz grell beleuchtet:

Den Keim meines Unglückes erkenne ich wohl, es ist mein Dichtertalent. Dieses ist zu groß, als daß ich es unterdrücken, und zu klein, als daß es je lohnend werden könnte. Dazu der schlimme Weg, den ich durch's Leben machen mußte. Dadurch sind die Handhaben und Hebel zerbrochen, um meine Kräfte in Bewegung zu setzen, und ich bin viel reicher, als mir je gelingen wird zu zeigen. Wie mir mag einem Menschen sein, der um ein Bein gekommen; er verspürt die volle Gehkraft, steht er aber auf, so ist er lahm und wird gar ausgelacht.

Hebbel erfährt es an sich, wie schwer es ist, das Dichten als Beruf zu treiben und von ihm die Fristung des Lebens zu erwarten. Er ist viel zu reizbar, von seinen Stimmungen abhängig, um wie etwa ein Zola sein tägliches Pensum abzuarbeiten; meist leidet er an einer genialischen Faulheit, die ihm eigentlich nur im Herbst zu arbeiten gestattet. Gelassen hört er darüber die Vorwürfe seiner Freunde an.

Oehlenschläger meint, es sei doch immer besser, auf die Gefahr hin, etwas Mißrathenes zu fördern, thätig zu sein, als die Hände in den Schooß zu legen; ich habe nichts dagegen und wollte, daß ich das Princip zu dem meinigen machen könnte, denn ich glaube gewiß, daß die innere Friction der Kräfte mir manchen Funken entlocken würde, aber mir ist's unmöglich, mich packt Ekel und Selbstverachtung. (1843.)

So wird er von Anderen abhängig, zum mindesten durch das Gefühl der Dankbarkeit. „Der Arme, der sich ganz von unten herauf arbeiten muß, wird, wenn wirklich etwas Bedeutendes in ihm liegt, wohl immer undankbar gescholten werden. Denn er hat eine Legion von Wohlthätern und begegnet auf jedem Schritt Einem, der von ihm verlangt, daß er sich bücken soll; stets krumm zu gehen ist aber doch keinem Menschen möglich." Er führt lange eine recht problematische Existenz. In Hamburg wird Campe fleißig angepumpt, der König von Dänemark gewährt dem Bittenden ein Reisestipendium, nebenbei beansprucht er noch die Unterstützung von Heine, Ruge und Bamberg in Paris, vom Maler Gurlitt in Rom u. A. Sicher ist, daß er keine Gutthat vergißt und in seinem Tagebuch jedes Anlehen registrirt, auch die Rückbezahlung, die ihm später möglich wird, sorgfältig aufschreibt. Er bleibt eigentlich zeitlebens der Kostgänger edler Frauen. Er lebt von und mit seiner Jugendgeliebten Elise Lensing, aber schließlich hebt er das aussichtslose und unbequeme Verlöbniß auf. „Schüttle Alles ab, was dich in deiner Entwickelung hemmt, und wenn's auch ein Mensch wäre, der dich liebt, denn was dich vernichtet, kann keinen Anderen fördern." Und doch hat er das Mädchen, die Mutter seines Sohnes, geliebt, und nach den Proben, die er von ihren gelegentlichen Aussprüchen gibt, war sie ihm geistig ebenbürtig und verwandt. Offenbar hat er sich keineswegs so leichten Herzens von Elise losgemacht, wie man aus Kuh's Biographie schließen könnte. Er hatte die Wahl zwischen ihr und seinem Dichterberuf, und da zögerte er ebenso wenig, als in ähnlicher Lage Heinrich von Kleist, der seine Verlobung mit Wilhelmine von Zenge in ähnlich schroffer Weise aufhob. Diese Genies sind immer Egoisten, sie setzen kaltblütig über die Geliebte hinweg, wie Henneberg's Glücksjäger. „Wer Einer ist, wie ich", schreibt Hebbel einmal zur Entschuldigung, „der hat eigene Lebensbedingungen, er muß nach oben und unten greifen, und wird oft ein Menschenfresser, Gott hat das so eingerichtet." Gleichzeitig interessirt sich für ihn der Blaustrumpf Amalie Schoppe, die ihm Freitische verschafft, von der Gräfin Redern nimmt er mit tragikomischem Bettelstolz eine Unterstützung an, und seine Verheirathung betrachtet er nicht anders als eine Versorgung. 1846 bietet ihm nämlich die Hofburgschauspielerin Christine Enghaus an ihrer Seite ein sicheres Brod, das er mit all seiner Begabung niemals erwerben konnte. Er selbst sieht in der Neigung, die dieses edle Mädchen ihm zuwendet, seine „einzige Rettung vor dem Drucke des Lebens".

Aber es fehlt ihm auch nicht an Augenblicken, da er seines Daseins froh wird. Paris, wo ihn Heine gastlich aufnimmt, gewinnt seine ganze Liebe. Wenn er je ein Franzosenfresser werden sollte, bemerkt er, dann wäre es nur aus Liebe. In Italien führt er sein Tagebuch fleißig fort, aber die Kunstschätze wirken augenscheinlich viel weniger auf ihn, als man erwarten könnte. Er lebt und webt nur in der Literatur. Erst 1846 in Wien tritt er in die glückliche Zeit seines Lebens. Die Revolution sieht ihn auf der Seite des Volkes, und mancher spitze Pfeil wird insgeheim gegen die Regierung abgeschnellt. Die Vorgänge in und um Schleswig-Holstein lassen den Dithmarschen beinahe gleichgiltig; er haßt „neue Etablissements von Fürstenthümern", wie er trocken bemerkt. Er blickt freundlicher in die Welt und sogar in sich hinein. Seine knorrige, rauhe Natur beugt sich unter dem feinen, liebevollen Druck einer Frauenhand. Das finstere Gedankenspiel hellt sich zusehens auf. Oft bricht eine heitere lyrische Stimmung hervor, und die Lieder strömen dann reich aus seiner Brust. Schalkhaft notirt er am 14. August 1855:

Ich habe Shakespeare immer für unerreichbar gehalten und mir nie eingebildet, ihm in irgend etwas nachzukommen. Dennoch hätte ich in früheren Jahren immer noch eher gehofft, einmal irgend einen Charakter zu zeichnen wie er oder irgend eine Situation zu malen, als mir, wie er, ein Grundstück zu kaufen. Nichtsdestoweniger habe ich heute Mittag zehn Uhr einen Contract unterzeichnet, durch den ich Besitzer eines Hauses am Gmundner See geworden bin.

Freilich fehlt es auch in Wien nicht an Trübungen seines Glückes. Nur mit größter Mühe bricht sich sein Genius Bahn. Er sieht Neider und Widersacher überall. Eine unerfreuliche Polemik, die von tiefster Verbitterung zeugt, spiegelt sich auch in diesen Blättern. Aber den tiefsten Schatten auf sein Glück wirft die Krankheit. Seine eiserne Constitution ist zerrüttet. Er hat nicht umsonst sein halbes Leben gehungert, jetzt rächt es sich. „Haben wir den Wein, so fehlt der Becher!" seufzt er einmal schmerzlich. Langsam geht es mit ihm zu Ende. Noch zwei Freuden hat er auf dem Sterbelager. Emil Kuh, sein Apostel, versöhnt sich mit ihm, und seine „Nibelungen" erhalten den Berliner Schillerpreis. Die letzte Eintragung ist vom 25. October 1863:

Eine große Leidensperiode, die noch nicht vorüber ist, so daß ich sie erst später fixiren kann. Aber seltsam genug, hat seit 14 Tagen der poetische Geist angefangen, sich in mir zu regen, es entstanden anderthalb Acte des Demetrius, obgleich ich, durch Rheumatismen verhindert, kaum im Stande war, sie nieder zu schreiben, und wenn es so fort geht, darf ich hoffen, das Stück im Winter unter Dach und Fach zu bringen. Wunderlich-eigensinnige Kraft, die sich Jahre lang so tief verbirgt, wie eine zurückgetretene Quelle unter der Erde, und die dann, wie diese, plötzlich und oft zur unbequemsten Stunde wieder hervorbricht.

Einige Wochen später, am 13. December, ist Friedrich Hebbel gestorben.

Die Tagebücher sind weniger sachlich, als persönlich bedeutsam. Die geistige Physiognomie wird von dem Dichter selbst in charakteristischen Zügen auf das Papier geworfen. Es gemahnt uns ein wenig an die Weise, wie sein Holofernes über sich selbst Anekdoten erzählt und Einzelzüge anführt, um sein Wesen verständlich zu machen. Da wird jeder Zug, jeder Einfall, jede Regung seines Herzens und Gehirns belauert. Wie unrichtig der Vorwurf ist, daß Hebbel erst später durch befreundete Hegelianer ein Grübler geworden sei, geht klar aus dem Umstand hervor, daß schon die ersten Tagebücher die fast krankhafte Reflexionssucht des späteren Hebbel zeigen. Er ist sich über sein Wesen und Talent von Anfang an unheimlich klar, kennt alle seine Schwächen und Eigenheiten, und wenn er sie nicht bekämpft, so ist es weil er eben fühlt, daß er nicht anders sein kann. Da hat Gutzkow 1878 in seinem giftigen Pamphlet: „Dionysus Longinus oder über den ästhetischen Schwulst in der neueren deutschen Literatur" Hebbel lächerlich zu machen gesucht, weil dieser sich als modernen Shakespeare und Messias der deutschen Bühne feiern ließ und wohl auch selbst feierte. Wir schlagen das Tagebuch auf und finden statt Größenwahn und Selbstvergötterung eine unerbittliche Selbstzucht, ein quälerisches Grübeln über die Schranken seiner Kunst, eine unerbittliche Zergliederung und Bloßlegung seines Talents, eine ungestüme Zwiesprache mit seinem Genius. Wohl be-

Digitized by Google

ginnen diese Blätter mit dem selbstbewußten Geständniß: „Ich fange dieses Heft nicht allein meinem künftigen Biographen zu Gefallen an, obwohl ich bei meinen Aussichten auf die Unsterblichkeit gewiß sein kann, daß ich einen erhalten werde.“ Allein er äußert auch bescheiden genug: „Ich will nicht, daß mein Schönes und Treffliches anerkannt werde, ich will nur, daß das Schöne und Treffliche überhaupt anerkannt werde.“ Mit welcher Strenge sitzt er über seine werdenden und vollendeten Werke zu Gericht! Er erklärt uns, warum seine Judith gerade eine jungfräuliche Wittwe sein muß; er nennt seine „Genoveva“ eher ein aufgebrochenes Geschwür, als ein objectives Werk; er schüttelt über seine „Julia“, das „Trauerspiel in Sicilien“, den „Diamant“ und andere Wunderlichkeiten bald selber den Kopf. Aber dieses Uebermaß von Selbstkritik ist ihm ohne Zweifel auch schädlich, indem es seine Naivetät, seine Schaffensfreude untergräbt, freilich weniger als bei Otto Ludwig, den es als Dichter geradezu ruinirte. Am 23. Januar 1847 schreibt er:

Heute habe ich mich den ganzen Tag in der angeregtesten Stimmung befunden und doch, wie so oft, nichts gethan, sondern mich ganz einfach des erhöhten Daseins erfreut! Sicher ist das naturgemäß, aber eben so sicher ist das auch ein Grund, weshalb ich so weit hinter vielen Anderen zurückbleibe, was die Wirkung auf die Masse anlangt, denn diese will nicht Tiefe, sondern Breite, und wenn man zu lange mit seinen Gedanken spielt, streifen sie alle die bunten Hülsen ab, durch die sie sich bei ihr einschmeicheln könnten, und werden zu ernst und streng.

Es ist ihm auch unmöglich, etwas zu schreiben, was sich nicht wirklich mit seinem Leben auf's innigste verkettet. Wie hoch er von seiner Kunst denkt, beweist sehr schön eine seiner letzten Eintragungen:

Hätt' ich die Wahl, jetzt ein Theaterstück hervorzubringen, welches über alle Bühnen der Welt gehen und die Anerkennung aller kritischen Schöppenstühle finden, aber nach einem Jahrhundert verurtheilt werden sollte, oder ein würdiges Drama zu erzeugen, das aber mit Füßen getreten und bei meinen Lebzeiten nie zu einiger Geltung gelangen, später aber gekrönt werden sollte, ich wäre nicht Eine Secunde zweifelhaft. So genügt man doch wenigstens nach einer Seite hin dem höchsten Gesetz. An Tagen, wie dieser, ist Einem zu Muthe, als ob man die Feder statt in Tinte, unmittelbar in Blut und Gehirn tauchte.

Die unerbittliche Strenge gegen sich selbst gibt ihm ein Recht, eine oft vernichtende Kritik auch an seinen Zeitgenossen und Mitstrebenden zu üben. Laube kommt immer übel weg; auch Grillparzer, der ihm seine Abneigung, wie man weiß, vergalt. „Was soll ich mit Hebbel?“ pflegte er zu sagen, „der weiß Alles, auch wer der liebe Gott ist; ich weiß es nicht.“ Von den Todten beschäftigt unseren Dichter Jean Paul, Wieland, Schiller, noch mehr Goethe und Shakespeare; am wärmsten äußert er sich über Heinrich von Kleist, „dies außerordentliche, zu Tode gemarterte Genie“. Was er an Lessing tadelt, seine „construirten Menschen“, trifft freilich bei seinen eigenen Werken viel mehr zu. Hören wir einige seiner Urtheile!

Nur Goethe in seinen Jugendliedern stellt die reine Seligkeit dar, die aus dem Dasein selbst entspringt ... So groß Shakespeare ist, eine so weite Welt er umfaßt, dennoch konnte er die reine ungetrübte Seligkeit nicht darstellen. Dies ist der Hauptbeweis, daß dieses Element in seinem Leben gefehlt hat. —

Faust ist gemeinsame Geburt des gewichtigsten Stoffes und des gewaltigsten Geistes und kann darum nicht zum zweitenmale geschaffen werden. Das Gedicht hat die Unbegreiflichkeit eines Naturwerkes. —

Das Höchste, was Shakespeare geschaffen hat, ist der Lear. Lear ist das einzige Werk, das mit der Antike verglichen werden kann. Es hat wohl noch Keiner bemerkt, daß Goneril und Regan in Lear selbst ihre Erklärung finden. Wir sehen ein, daß ein so jähzorniger Mann nur kalte, ihn fürchtende Kinder erziehen konnte. —

Wenn ich diese neuen Stücke ohne Motive, Charaktere und Situationen, die den Knochenbau des Dramas durch das faule Fleisch aufgedunsener Redensarten zu ersetzen suchen, in's Auge fasse, so ist mir wirklich, als sähe ich auf leerem Platze statt eines Baumeisters einen wahnsinnigen Maurermann mit einem gefüllten Tüncheimer stehen, der seine Tünche auf's Gerathewohl nach allen Weltgegenden verquistet und gar nicht bemerkt, daß es um ihn her an Wänden fehlt, ja daß zu einem Gebäude nicht einmal ein Fundament gelegt ist.

Auch Hebbel's künstlerische Unzulänglichkeiten prägen sich da auf jeder Seite aus. Der Mann, der immer über den Gesetze des Schönen brütete, hatte eigentlich keinen Sinn für das wahrhaft Schöne. Das Colossale nicht nur, auch das Häßliche zieht ihn dämonisch an. Die Neigung zum Wunderlichen, Pathologischen, Ungeheuerlichen bricht überall hervor. Die Liebhaberei für blutrünstige Stoffe zeigt sich namentlich in den Entwürfen, die er zu gelegentlicher Verwerthung notirt. Einige Beispiele!

Ein roher Mensch erschlägt, etwa im Duell, einen Dichter. Er wird dadurch gestraft, daß er sich bildet und später, zu den Werken des Todten hingezogen, erkennt, welch' eine Welt er erstickt, welch' eine Fackel, die ihm selbst leuchten sollte, er gelöscht hat. Im niederen Kreise dasselbe: ein Räuber und ein Maler, vor dessen Madonna jener später Buße thut.

Charlotte Corday's Haupt erröthete sichtbar nach der Enthauptung, als der Henker ihm einen Backenstreich gab.

Ein kleines Kind erwacht in der Münchener Todtencapelle, richtet sich auf im Sarge und beginnt — mit den Blumen zu spielen.

Einer entdeckt einen Mörder und gibt ihn an; durch die dafür erhaltene Prämie kommt er in's lockere Leben hinein, und um es fortsetzen zu können, als das Geld aufgegangen, ermordet er selbst Einen.

Im Thurm geht es lustig zu, denn Jürgen, der in drei Tagen von der Welt scheiden soll, erhält, damit er sie noch einmal liebgewinne, Alles, was sein Herz begehrt. Da tritt ein freundlicher Mann herein, der eine Flasche guten Wein auf den Tisch stellt und mit dem armen Sünder auf langes Leben anstößt. Lieber Jürgen, es ist der verkleidete Scharfrichter, der deinen Hals untersucht, darum stellt er sich hinter deinen Stuhl, als ob er dein Bedienter wäre.

Idee zu einer Tragödie. Ein wunderschönes Mädchen, noch unbekannt mit der Gewalt ihrer Reize, tritt in's Leben ein aus klösterlicher Abgeschiedenheit. Alles schaart sich um sie zusammen, Brüder entzweien sich auf Tod und Leben, Freundschaftsbande zerreißen, ihre eigenen Freundinnen, neidisch oder durch Untreue ihrer Anbeter verletzt, verlassen sie. Sie liebt Einen, dessen Bruder seinem Leben nachzustellen anfängt, da schaudert sie vor sich selbst und tritt in's Kloster zurück.

Ein Maler, der für sein höchstes Kunstwerk ein schönes Modell gebraucht und sie dann tödtet, damit kein zweiter 'sie gebrauchen und Niemand sagen kann, es sei Portrait.

Gehaltvoll sind seine Aphorismen, von denen übrigens schon eine Auswahl in die Sämmtlichen Werke aufgenommen wurde. Es ist eine geistige Verschwendung ohne gleichen. Die Ideen liegen da zu tausenden umher, daß davon ein Dutzend Philosophen und Dichter leben könnten. Es sind zum Theil merkwürdige Einfälle und Bemerkungen, in welchen der geniale Autodidakt seinen Horizont überfliegt und seiner Zeit mit Riesenschritten vorangeht. Noch hat er von Buckle, Schopenhauer keine Zeile gelesen, aber er nimmt ihre Gedanken vorweg und anticipirt Eduard von Hartmann, Darwin, Zola. Und seine eigene Freude an einem treffenden Einfall ist unverkennbar, er spintisirt sich immer tiefer hinein, hetzt ein hübsches Gleichniß zu Tode, kann sich oft in seiner Selbstschau nicht genug thun. Er ermangelt auch niemals, einen wichtigen Gedanken aus seinem Briefwechsel sorgfältig in's Tagebuch einzutragen. Manchmal gibt er jedoch bloß dialektische Spielereien, allzu abstract, dunkel, aus dem Urschlamme der Hegel'schen Philosophie, und auch an Trivialem, Selbstverständlichem, Schiefem läßt er es nicht fehlen. Wir greifen aus dem Gedankenschatz Einiges heraus:

Die große Kraft kommt von Gott und die kleine vom Teufel. —

Im Dichter wird wie in dem glühenden Stier des Phalaris der Schmerz der Menschheit Musik. —

Man kann kein Blut in sich hineintrinken, sondern der Organismus muß sich selbst Blut aus den Nahrungsmitteln bereiten; ebensowenig kann man sich fremde Erfahrungen aneignen, sondern man muß sie selbst machen. —

Digitized by Google

Eigensinn ist der wohlfeilste Ersatz für Charakter. —

Die Freude verallgemeinert, der Schmerz individualisirt. —

Jede andere Kunst hat eine Seite, wo sie an's Handwerk grenzt, nur die Poesie nicht. Das stellt sie in der wirklichen Welt so schlimm. —

Ob wohl Jemand so durstig werden kann, daß er ein Glas Wasser trinkt, welches vergiftet ist? —

Wenn man einen Todten sieht, so ist es Einem oft, als wäre er die stille, ruhige, abgeschlossene Statue, die das Leben durch unausgesetzte Schläge ausgemeißelt. —

Wäre Mancher schon erschaffen gewesen, er hätte Gott bei der Schöpfung Rath ertheilt. —

Der Zufall ist ein Räthsel, welches das Schicksal dem Menschen aufgibt. —

Ein Gesetz wäre vorzuschlagen, wonach jeder Reiche, der sich seinen Reichthum nicht selbst erworben, gehalten ist, sich einmal auf Leben und Tod um sein Vermögen mit dem Ersten zu schlagen, der den Hals daran setzen will. —

Eben weil der Adler zu fliegen versteht, kann er nicht gehen. —

Der einfache Ausdruck ist schon deshalb vorzuziehen, weil alle Redeflitter, auch die glänzendsten, veralten und weil ein Buch, das damit aufgestutzt ist, trotz seines bedeutenden Inhaltes später einen Mumieneindruck macht. —

Der Dichter hat den geschichtlichen Stoff in eine Idee aufzulösen und dann für diese Idee den Repräsentanten zu finden. —

Gott theilt sich nur dem Gefühle, nicht dem Verstande mit; dieser ist sein Widersacher, weil er ihn nicht erfassen kann. Das weist dem Verstande den Rang an. —

Man kann so wenig einen Brief für Jemanden schreiben, als man für ihn in den Spiegel gucken kann. —

Jener benimmt sich gemein gegen dich; benimm du dich edel gegen ihn, sonst hat er dir nicht bloß geschadet, sondern dich zu seinesgleichen gemacht. —

Der Mensch beziehe möglichst all' sein Thun und Treiben auf jenes Heiligste in seiner Brust, wovon er fühlt, daß es nur ihm angehört und das eben darum ewig und unveränderlich sein muß; da bleibt ihm zum Zweifeln kein Grund und zum Verzweifeln keine Zeit. —

Die dramatische und die theatralische Kunst fallen nicht ganz zusammen; erstere empfängt ihre Gesetze von der Natur und letztere von der Schönheit. —

Stufen künstlerischer Entwickelung: Es kann so sein! Es ist! Es muß so sein!

Und so sei denn Hebbel's Vermächtniß bestens empfohlen, obwohl unsere Zeit seiner Würdigung nicht eben günstig ist. Offenbar erscheinen die Tagebücher um ein paar Jahrzehnte zu spät, denn die Hebbel-Gemeinde ist längst ausgestorben, die Kritik ereifert sich um seinetwillen nicht mehr, und dem großen Publikum ist er ein Unbekannter. Vergessen sind seine Lieder und Novellen, sein Epos „Mutter und Kind" hat kein Posaunenstoß der Kritik populär machen können, und die wenigen Dramen, die nicht nur in den Literaturgeschichten ein papiernes Dasein führen, gehören, wie Dingelstedt sich ausdrückt, zu den „intermittirenden", die zeitweilig wieder da und dort einmal auftauchen, weil sie den Darstellern gute Aufgaben bieten. Mit anderen Worten: sie können weder leben noch sterben. „Judith" wird ab und zu den Gastrollen einer reisenden Heldin beigefügt, die Nibelungen-Trilogie, von Wagner's Bühnenweihfestspiel verdrängt, veranlaßt hier und da einen ehrgeizigen Director zur Veranstaltung eines „Cyklus", und einzig das erschütternde bürgerliche Trauerspiel „Maria Magdalene" hat sich, wenigstens in Wien, wo Lewinsky den Tischlermeister Anton ergreifend verkörpert, dem Repertoire fest eingefügt. Ich fürchte, daß es auch diesen Tagebüchern nicht gelingen wird, das Interesse für den Dichter neu zu beleben. Wenn sie aber zu spät erscheinen, so kommen sie gewissermaßen auch zu früh. Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß Hebbel noch einmal seine dichterische Auferstehung feiern wird, denn unter allen Schülern Shakespeare's, allen Kraftdramatikern, die im Gegensatz zur Schiller'schen Richtung in der Charakteristik und Naturwahrheit ihre Stärke suchen, unter all den Grabbe, Griepenkerl, Büchner, Otto Ludwig, ist er der hervorragendste und der am meisten theatralisch Gestaltende. Wir werden sicher eines Tages wieder auf Hebbel zurückgreifen. Sei es nun, daß sich für ihn ein geschickter Bearbeiter findet, der seine Stücke den Anforderungen der Bühne und dem Geschmacke des Publikums näher bringt. Oder gar in dem hohen Glücksfalle, daß uns noch ein deutscher Shakespeare ersteht, in dessen Licht auch die Vorläufer wieder aufleben werden. Dann wird auch Friedrich Hebbel seine Auferstehung feiern.

Ein „antinihilistischer" Roman.

Von Erwin Bauer.

Wahrheit der Charakterzeichnung, Naturtreue in der Schilderung des realen Hintergrundes, von dem sich die Handlung abhebt, und bis in die geringsten Einzelheiten gehende Kenntniß des zu behandelnden Stoffes, — das ist das Mindeste, was von einem modernen gesellschaftlichen Roman verlangt werden darf, der sich anmaßt, ein Capitel zeitgenössischer Sittengeschichte behandeln zu wollen. Und dies Verlangen — von den ästhetischen Forderungen zunächst vollständig abgesehen — ist um so berechtigter, wenn der Roman sociale Bewegungen schildert, die außerhalb des täglichen Beobachtungs- und Erfahrungskreises der Leser, an die sich der Verfasser wendet, liegen; wenn die Darstellung, der Controle weiterer Kreise entrückt, mit dem rein künstlerischen Zwecke die Absicht verbindet, den Leser in weit abgelegene, unbekannte gesellschaftliche Gebiete einzuführen, wirklich vorhandene Sitten und Zustände zu schildern und den Kampf sich befehdender Anschauungen und Ideen einer eigenartigen Culturwelt zum Ausgangspunkt allgemeiner Schlußfolgerungen zu machen. Der Dichter muß den Nachweis liefern, daß wenigstens das Typische des Bodens, auf den er sich in seinem Romane stellt, in vollem Umfange in seinen geistigen Besitz übergegangen ist: nur dann wird er seine Aufgabe, realistische Wahrheit auf weiße Blätter zu zeichnen, annähernd lösen — sei es in der schmucklosen Wiedergabe nackter Wirklichkeit, sei es in der Schöpfung eines nach allen Regeln der Poetik oder aus der Kraft schriftstellerischer Begabung heraus gegliederten Kunstwerks. Wir möchten den Maler sehen, der es wagte, den Rigi zu malen, ohne ihn an Ort und Stelle studirt oder mindestens sich in zahllose photographische Aufnahmen dieses Berges und seiner Umgebung vertieft zu haben, einzig und allein mit einer Höhenkarte der Alpen und dem Bädeker als Studienmaterial ausgerüstet! Und was wir beim Maler für selbstverständlich erachten: daß er, wenn er einen der Wirklichkeit entlehnten Vorwurf behandelt, seinen Pinsel nur durch die unmittelbare Anschauung leiten lasse, — muß auch für den Erzähler gelten, selbst wenn wir seiner Erfindung den weitesten Spielraum gestatten wollen. Die Zeiten des reinen Phantasie-Romans sind vorüber. Vorüber sind die Tage der ehrbaren Schulmeister, die, obzwar sie niemals aus dem Weichbilde ihres heimathlichen Städtchens herausgekommen, dennoch ohne Furcht vor dem Tadel, eine absichtliche Täuschung begangen zu haben, das Wagniß unternahmen, den Schauplatz ihrer Erzählungen in fremde Länder zu verlegen und zu Nutz und Frommen der lernenden Jugend, sowie zu moralischen Zwecken die Leiden, Freuden und schaurigen Schicksale europamüder Bleichgesichter bei den Sioux-Indianern oder leichtsinniger Abenteurer im schneebedeckten Czarenlande, an der Grenze des fürchterlichen Sibiriens, zu beschreiben, — natürlich „wahrheitsgetreu" à la Theodor Dielitz! Auch die Zeiten sind vorüber, in denen der Schriftsteller sich mit dem Stolze des Demosthenes brüsten und von einer Erzählung, die ein zeitgenössisches Thema behandelte, als Hauptvorzug melden lassen durfte, sie röche nach der Oellampe des Studirzimmers. Wer heute Land und Leute schildern, Sittenbilder aus der Gesellschaft entwerfen und so-

Digitized by Google

ciale und politische Bewegungen zum Gegenstand dichterischer Darstellung machen will, der muß voll und ganz auf realistischem Boden fußen. Und Realismus im Roman ist nichts Anderes als Wahrheit — bald poetisch verklärt, erhebend und versöhnend, bald bitter und schneidend, rührend und abstoßend, wie das Leben selbst!

Die Bildung und der Geschmack der Zeiten rufen große und kleine Poeten hervor, je nachdem die Begabung derselben ihnen die Pulsschläge und Athemzüge des Culturlebens der jedesmaligen Gegenwart offenbart. Derjenige Dichter aber wird der größte sein, der mit dem Vollbesitz der Geheimnisse seiner Zeit den Blick des Propheten für die Zukunft verbindet. Die heutige Gegenwart ist — davon sind wir überzeugt — auch für die Dichtkunst eine Periode der Vorbereitung zu einem nationalen Aufschwunge, wie ihn die Weltgeschichte nur selten erlebt haben dürfte. Deshalb scheint uns jedes deutsche Talent von vornherein auf falschen Wegen zu wandeln, wenn es seine dichterische Kraft an Aufgaben verschwendet, die außerhalb seines Volkes liegen. Und dennoch sehen wir eine ganze Schaar jüngerer deutscher Dichter und Schriftsteller die großen Fragen, die das Vaterland bewegen, scheu umgehen und sich an Problemen abmühen, zu deren Lösung sie nicht berufen sind, weil ihnen alle Vorbedingungen dazu fehlen! Hierher gehört u. A. auch Richard Voß, dessen unleugbare Begabung bisher vorzugsweise auf fremden, außerdeutschen Gebieten geschweift und irrlichterirt hat, und dessen neuester Roman „Die Auferstandenen" den sprechendsten Beweis liefert, welch' ungeheuerliche Dinge ein deutscher Dichter leisten kann, wenn er den russischen Dichter spielen will. Wir sind durchaus nicht so engherzig, den aus einer Nation hervorgegangenen Dichter ein für alle Male von den stofflichen Gebieten der anderen Nationen ausschließen zu wollen. Wir halten uns um so weniger zu einer solchen Beschränkung berechtigt, als auch bei der immer schärfer hervortretenden nationalen Gliederung der Völker zahllose Fragen des menschlichen Daseins die allgemeine Bedeutung behalten und selbst eine Reihe von Aeußerungen des Volkslebens dieser oder jener Nation nur als von Ort und Zeit beeinflußte Erscheinungsformen der allgemeinen Culturentwickelung aufzufassen sein werden. In den Rahmen der Letzteren lassen sich aber keineswegs alle Bewegungen und Regungen im Leben der einzelnen Völker hineinzwängen. So ist z. B. der russische Nihilismus, mit dem sich Voß in seinem letzten Werke beschäftigt, durchaus nicht die specifisch russische Erscheinungsform der großen internationalen Bewegung, die allerorten in West-Europa den Abschaum der Menschheit zum Kampfe gegen die bestehende Weltordnung zusammenführt. Der Nihilismus ist im Gegentheil das ureigenste Produkt der politischen und socialen, der materiellen und geistigen historischen Entwickelung einer Volksseele, die, wie die russische, von Anfang an ihren Weg abseits der großen Heerstraße der westeuropäischen Cultur genommen hat und erst durch den Versuch, sie in die Bahnen der letzteren einzulenken, zum vollen Bewußtsein ihres eigenartigen Daseins gelangt ist. Es liegt auf der Hand, daß der westeuropäische Culturmensch nur auf dem Wege völliger Selbstentäußerung zum vollen Verständniß dieses russischen Nihilismus gelangen, und daß nur derjenige die Ursachen, aus denen derselbe entstanden, seine Geschichte und seinen Zusammenhang erfassen und schildern kann, der mit jeder Faser seines Ichs an die Nerven des russischen Lebens geknüpft ist. Hat doch die russische Kritik mit Recht das Schlußcapitel, das Iwan Turgenjew in seinem Roman „Neuland" zu seiner großen Geschichte der russischen Gesellschaft in diesem Jahrhunderte geliefert, als unrichtig zurückgewiesen, weil der Dichter durch Jahrzehnte lange Abwesenheit aus der Heimath sich derselben entfremdet habe! Man sagt, man lerne eine fremde Sprache nur voll beherrschen, wenn man in ihr zu denken beginne. Was aber von der Sprache gilt, gilt in weit höherem Maaße von dem Volke selbst, und die Kenntniß von Land und Leuten am Golfe von Neapel, die Beobachtung russischer Reisender in großen Badeorten und die Lektüre einiger russischer Romane befähigt noch lange nicht, eine Geschichte der russischen Gesellschaft oder gar des Nihilismus zu schreiben. Weiter aber dürften die Hülfsmittel nicht reichen, mit denen sich Richard Voß an seinen Schreibtisch gesetzt hat, um den Antinihilisten-Roman „Die Auferstandenen" zu — dichten.

Rußland ist der Schauplatz der Handlung in diesem Romane. Die „Auferstandenen" sind die Nihilisten. Die Zustände, welche diese Geißel des Czarenreiches angeblich groß gezüchtet haben, bilden den Hintergrund, auf dem die Darstellung der Geschicke einzelner Nihilisten und Nihilistinnen sich zu einer Tragödie ausgestaltet. Die handelnden Personen treten als die verschiedenartigen typischen Erscheinungen aus dieser Welt politischer und gemeiner Verbrecher auf. Die Gesellschaftskreise, aus denen sich der Nihilismus seine Rekruten holt, Repräsentanten des adeligen, bürgerlichen und bäuerlichen Rußland, bilden den Rahmen, in welchem der Verfasser eine Anzahl von Begebenheiten zu einer einheitlichen Geschichte verbindet. All' die Fäden endlich, welche aus den Höhlen des Nihilismus in alle Bevölkerungsschichten reichen sollen, geben den Stoff, aus dem Voß ein Netz zusammenphantasirt, dessen einzelne Maschen das gesammte Czarenreich umstrickt halten, die Bestrebungen, an denen der nihilistische Fanatismus unermüdlich arbeitet, fördern und die Erfolge, die er erzielt, erklären .... Man sieht, der Roman erhebt die Prätension, daß sein Urheber nicht nur den Nihilismus in seinen Trägern und in seinen Ursachen, Wirkungen und Bestrebungen völlig begriffen habe, sondern auch im Stande sei, ihm in dichterischem Gewande den richtigen Platz auf dem Schauplatze des russischen Culturlebens zu geben. Indeß, das Facit, das der Kenner aus der Lectüre dieses Romans ziehen muß, lehrt, daß Wissen und Fähigkeit des Verfassers in gar keinem Verhältniß zu dieser Prätension stehen. Ob Voß in Rußland gewesen, wissen wir nicht. Wir bezweifeln es aber, da seine in anderen Werken gegebenen Schilderungen von Italien beweisen, daß er zu den Schriftstellern gehört, die zu sehen und zu hören verstehen. War er jedoch in Rußland — um so schlimmer! Denn er mischt unter manches Wahre soviel Falsches und Schiefes, zeigt in den Details, aus denen nun einmal jede Schilderung besteht, so viel Unkenntniß und stört die Angaben über Sitten und Gewohnheiten, Natur und Sprache durch so viele kleine Unrichtigkeiten und Fehler, daß der Leser, der Rußland und das dortige Leben kennt, auf Schritt und Tritt aus der für die volle Wirkung des Romans nothwendigen Illusion gerissen wird. Kann man sich eines Lächelns enthalten, wenn man gleich in der ersten Zeile des ersten Capitels von „einem nordrussischen Steppendorfe" liest? Wenn Moskau die „Steppenresidenz" genannt wird? Wenn bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mitgetheilt wird, das Leibgericht der Russen aller Stände sei „Tschi mit Brei"? Wenn das Ostermahl der russischen Bauern durch folgenden Satz charakterisirt wird: „Heute giebt's Kwaß und Kohlsuppe. — Ja, und Piroggen! — Und Fleisch! — Und Pastetchen!"? Wenn, neben einer Anzahl russischer Namen, Formen wie „Alexeiwitsch", „Gregorwitsch" ꝛc. an zahlreichen Stellen wiederkehren? Wenn der Vatersname allein als Anrede gebraucht wird? u. s. w. Das sind Kleinigkeiten — gewiß; Aber sie erregen um so eher Anstoß, als Voß im Allgemeinen sorgfältig bemüht ist, derartige Verstöße zu vermeiden, und dadurch, daß es ihm nicht immer gelingt, zur Gewißheit werden läßt, daß er sein Thema nicht ganz beherrscht.

Es scheint uns überflüssig, diesen Einzelheiten in weiterem Umfange nachzuspüren, — und zwar um so überflüssiger, als die Bedenken viel schwerer sind, die sich gegen die allgemeinen Züge des von den Verhältnissen und Zuständen in Rußland entworfenen Bildes erheben. Da ist zunächst die angeblich russische Auffassung des Osterfestes, die wie ein rother Faden den Roman durchzieht, ihm eine leitende Idee gibt und seinen Titel „Die Auferstandenen" rechtfertigen soll. Die Willkür, mit welcher Voß bezüglich der thatsächlichen russischen Gewohnheiten, Gebräuche und Anschauungen verfährt, zeigt sich besonders deutlich darin, wie er zu der von ihm beliebten Charakterisirung des Osterfestes gelangt. Dasselbe hat für den Russen in Wirklichkeit ausschließlich eine religiöse, ja in niederen

Digitized by Google

Kreisen sogar nur kirchliche Bedeutung, und der Gruß, mit dem sich Hoch und Niedrig umarmt und die Osterküsse austauscht, der Gruß, „Christ ist erstanden!“ — „Er ist in Wahrheit erstanden!“ knüpft direct an den Ritus an, nach welchem der Gottesdienst in der Osternacht damit seinen Abschluß findet, daß sich das Grab in der Kirche öffnet und ein Bild oder ein als Jesus Christus costümirter Priester demselben entsteigt, das Auferstehen des Herrn symbolisch darstellend. Voß aber übersetzt den Ostergruß durch die Worte: „Glückseliges Auferstehen!“ — „In Ewigkeit, Amen!“; er legt diesem Gruße eine allgemeine Bedeutung bei und interpretirt in denselben, natürlich als herrschende Auffassung im russischen Volke selbst, die Idee des Erwachens der Natur und der Völker, gleichsam als sei das christliche Osterfest im Czarenreiche an die Stelle der symbolischen Feste getreten, mit denen die heidnischen Slaven des Frühlings Anfang feierten. Das mag sehr geistreich sein, es ist aber nicht russisch und vor Allem nicht der Wirklichkeit entlehnt! — Nicht minder willkürlich und einseitig ist das Sittenbild, das Voß von Rußland zeichnete und das im Roman den breitesten Raum einnimmt. Danach gibt es im Czarenreiche nur drei Menschenklassen: vom Morgen bis zum Abend betrunkene Bauern und Bäuerinnen; bis zur Kindlichkeit gutmüthige und rührend beschränkte mittlere Gutsbesitzer, und eine entsetzlich verwilderte männliche und weibliche Halbwelt, die sich die „obersten Zehntausend“ nennt! Wir sind weit entfernt, für die Zustände in Rußland im Allgemeinen eine Lanze brechen zu wollen. Im Gegentheil, der Culturhistoriker, der von der Höhe westeuropäischer Civilisation herab auf das zeitgenössische Leben und Treiben in Rußland schaut, wird nicht umhin können, das Urtheil zu unterschreiben, das kürzlich in der „Gegenwart“ über das heutige Rußland im Vergleich mit Westeuropa gefällt wurde. Wer aber von diesem Vergleich absieht und die Culturzustände im Czarenreiche als Product der geschichtlichen Entwickelung desselben und als eigenartige Welt betrachtet — und nur dieser Standpunkt kommt dem Romanschriftsteller, der einen russischen Roman schreiben will, zu — der schlägt einfach die Hände vor Erstaunen über dem Kopfe zusammen, wenn er die Voß'schen Phantasien liest. Die Trunksucht in Rußland ist ein Thema, das viel und oft, selten aber richtig behandelt worden ist. Es ist wahr, es gibt in Rußland mehr notorische Säufer, als vielleicht anderswo. Ebenso wahr aber ist es, daß die Trunksucht durchaus nicht ein allgemeines Laster ist. Im Gegentheil, der weitaus größte Theil des russischen Volkes ist nüchtern; es stehen sich hier die Extreme gegenüber; weil fast jeder Trinker in Rußland diesem Laster sofort ganz verfällt, wenn er ihm einen Finger reicht, hat sich die Legende von der fürchterlichen Trunksucht des ganzen Volkes gebildet, eine Legende, die in Vergessenheit gebracht hat, daß den Trunkenbolden mindestens ebenso viele Nüchterne, die überhaupt keinen Alkohol genießen, gegenüberstehen. Und wie es sich mit der Trunksucht der Bauern verhält, so verhält es sich mit der angeblichen Demoralisation der höheren Stände. Nach Voß gibt es in der Moskauer Aristokratie nur Courtisanen und verlebte Männer, beide mit je einem Fuße im Nihilismus stehend. Das ist einfach ein Unsinn. Voß hat das Mißgeschick, den größten Theil seines Romans nach Moskau zu verlegen, während die Quellen, aus denen er schöpft, augenscheinlich die Gesellschaft in St. Petersburg schildern. Und zu dieser letzteren verhält sich die Moskauer Gesellschaft mit geringen Ausnahmen wie ein ehrwürdiges Patriarchenthum zur verderbten Geldaristokratie moderner Großstädte. Man fragt sich erstaunt, woher Richard Voß das Bild genommen, das er copirt? Theils verräth der Verfasser in liebenswürdiger Naivetät dem aufmerksamen Leser seine Quellen, theils vermag man sie zu errathen: es sind der Roman „Raskolnikow“ oder richtiger „Verbrechen und Sühne“ von Dostojewski, einige Erzählungen von Turgenjew und Puschkin's Roman in Versen „Eugen Onjegin“. Aus diesen Büchern hat Voß seine Charaktere geschöpft, und sie sind ihm soweit gelungen, wie einem minderbegabten Maler die Copien der Gemälde unsterblicher Meister zu gelingen pflegen: die Contouren sind dieselben, hier und da überrascht eine frappante Aehnlichkeit, der Geist aber, der die Gestalten belebt und ihnen den hinreißenden Ausdruck verleiht, — er fehlt! Nehmen wir zu den genannten Werken noch den Halbwelt-Roman „Gräfin Vera“ von Helene von Racowitza berüchtigten Andenkens, einige Leitartikel des „Berliner Tageblatts“ und oberflächliche Compilationen, wie Alphons Thun's „Geschichte der revolutionären Bewegung in Rußland“ u. dergl. mehr, so dürfte das Rüstzeug erschöpft sein, mit dem Voß an's Dichten gegangen. Sollten wir ihm indeß hierin Unrecht thun, so sind wir bereit, jede weitere Quelle, die Voß noch namhaft machen sollte, zu nennen: an unserem Urtheil wird sie sicherlich nichts ändern! Indeß, wir müssen dasselbe in einer Richtung vervollständigen: in einem Punkte hat Voß die russischen Schriftsteller noch übertrumpft! Sein Roman wird von jener falschen slavischen Sentimentalität, welche Verbrecher zu „Unglücklichen“ stempelt und die Nihilisten im Gegensatz zu den Repräsentanten der russischen Gesellschaft auf das Piedestal von „Helden“ erhebt, in so hohem Grade beherrscht, daß wir die Bezeichnung „antinihilistischer Roman“ ebensowenig verstehen, wie wir begreifen können, daß die russische Regierung den Roman „Die Auferstandenen“ für das Reich verboten hat!

Was hat es allem Angeführten gegenüber für ein Gewicht, wenn wir, uns auf den rein ästhetischen Standpunkt stellend, gern zugeben, daß der Roman als solcher dichterisch schöne und spannende Capitel enthält? Wenn wir anerkennen, daß die Diction, abgesehen von der unschönen Neigung zu Satzfragmenten, eine im Allgemeinen flüssige und belebte ist? Wenn wir gegen den Aufbau der Erzählung keinen erheblichen Einwand zu machen und nur den matten, zum Theil wirkungslos im Sande verlaufenden Schluß zu tadeln haben? Voß' Roman bleibt trotz alledem ein im öden Studirzimmer entstandenes Phantasieproduct, das, je gewaltiger die Einbildungskraft sich erhebt, desto weiter von der Wirklichkeit abweicht und statt unverfälschten Lebens, statt der Photographie eigenthümlicher und deshalb doppelt interessanter socialer und politischer Erscheinungen und Ereignisse ein Zerrbild liefert. Die deutsche Literatur weist genug verfehlte Versuche auf, „in die Ferne zu schweifen“ und das deutsche Mitgefühl für Vorgänge und Schicksale im Leben fremder Nationen und ihrer Vertreter zu erregen. Wir haben genugsam für die Ritterlichkeit der Franzosen geschwärmt, mit den unglücklichen „edlen“ Polen gelitten, uns für den Unternehmungsgeist der Amerikaner begeistert und den Himmel von Italien und Griechenland blauer gefunden, als den heimathlichen. Und nun wird uns gar zugemuthet, Thränen über das Leid zu vergießen, das den russischen Nihilismus geboren! In der That, es kann die Mahnung des alten Attinghausen nicht oft genug wiederholt werden auch gegenüber unseren Schriftstellern: „An's Vaterland, an's theure schließ dich an!“ Hier gibt's der Fragen mehr als nöthig, um Gemüth und Verstand des Dichters zum Schaffen zu begeistern — zu einem Schaffen, das gewißlich lohnender ist, als sich in das Problem des Nihilismus zu vertiefen!

Feuilleton.

Jugend.

Von Arne Garborg.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen.

Anne Malane war ein süßes Ding, schlau im Zuckerstehlen und gewandt im Lügen. Wenn sie am Schrank oder in der Speisekammer gewesen war und sich soviel als sie gelüstete mit Zucker und anderem Guten und Süßen versehen hatte und Mutter Astrid dazukam und böse wurde, so wußte sie sich so herauszulügen, daß Mutter Astrid sich narren ließ und dann sprang das Ding zu Peter und lachte und erzählte und bildete sich was darauf ein, daß sie die Erwachsenen anführen konnte. „Wenn Du

Digitized by Google

aber hereinfällst, gibt's Schläge," meinte Peter. „Das thu ich aber nicht," sagte Anne Malane, „und Mutter kann auch nie lang böse sein."

Eines Tages aber sollte Anne Malane doch Hiebe haben; sie hatte einen ganzen Zuckerhut übel zugerichtet. Da ließ sie den Schnabel hängen. Und als Mutter Astrid sie unter den Händen hatte und alle Vorbereitungen traf, wie es sich gehörte, wenn es Prügel gibt, wurde Anne Malane angst und fing an zu bitten. „Du liebe Mutter Astrid, schlag nicht zu hart," jammerte sie. Mutter Astrid mußte lachen und Anne Malane schlüpfte diesmal durch. Und später fiel kein Wort mehr darüber, wenn Anne Malane Zucker stahl.

Der kleine Peter, Tjarand's Sohn vom Unterhofe, hatte viel mit Anne Malane auszustehen, denn sie wollte immer seine Frau sein. Wollte er nicht, so bekam er Schläge. Und wollte er, so regierte und commandirte und maßregelte sie ihn so lange, bis er es müde wurde und Stop! sagte und dann bekam er auch Prügel. Wenn er aber anfing zu weinen, wurde Anne Malane so sanft und lieb und hatte so spaßhafte Einfälle, daß Peter lachen mußte und dann lachten sie um die Wette und der kleine Peter vergaß Kummer und Aerger und gab nach und spielte „Mann" mit der größten Geduld und plagte sich für's Haus, daß er Bezahlung dafür verdient hätte.

In der Schule kam Anne Malane so gut durch, wie zu Hause; es konnte Niemand lange auf sie böse sein. Am liebsten war sie mit den Jungen zusammen und das ließen die zu, denn es gab immer Unterhaltung mit ihr. Oft setzte sie die ganze Schaar in Bewegung und die fröhlichen Rangen waren zum Schluß ganz melancholisch nach ihr. Es war gar kein Ende in all' den Narrheiten abzusehen, die sie begingen ihr zu Gefallen; sie rauften sich, daß sie Nasenbluten bekamen; wateten im Fluß und Teich umher, daß sie bis an die Knie naß wurden, wagten sich auf über Nacht gefrornes Eis, kletterten auf Heuscheunen und Ställe nnd spazierten auf den Dachfirsten wie große Vögel hin und her; Einige legten sich auf's Fluchen und ein paar von den Aeltesten versuchten sich sogar im Tabakrauchen. Sie war bei Allem dabei, so oft sie konnte, schließlich konnte sie ihr „Gott helf mir" und „der Teufel hol mich" so übermüthig sagen wie ein Junge und Züge aus der Pfeife thun, wie der stärkste. Und dann blies sie sich auf und war so komisch, man konnte sich todtlachen, oder sie schabte ihnen Rüben und zeigte ihnen eine lange Nase und machte sie so böse wie junge Hähne.

Anne Malane konnte nie ihre Aufgaben und konnte nie ruhig sitzen in der Schule. Aber der Lehrer sagte nichts darüber und die Anderen fanden das einleuchtend. Als sie zur Confirmation sollte, sah es schlimmer aus, da sie so wenig gelernt hatte; sie konnte nicht einmal den Katechismus. Ja, sie konnte die zehn Gebote nicht. Aber der Pastor sagte, sie sei ein gutes Kind, das könne man an ihrem Lächeln sehen und einen guten Verstand hätte sie auch und sei aufmerksam auf das, was er ihnen erklärte und der Herrgott würde sie schon finden, wenn seine Stunde käme. So kam Anne Malane auch bei dem Pastor gut durch und bekam eine gute Censur. Da schüttelte sie sich vor Lachen. Sie glaubte, nun hätte sie selbst den Pastor angeführt.

* * *

Die Kirche dort auf dem Lande war groß, hochgewölbt, aus Stein gebaut. Die Fenster sahen schmal aus, weil sie so hoch waren; in breiten Streifen fiel die weiße Septembersonne durch dieselben und machte den Raum lebendig mit ihrem starken Wechsel zwischen Licht und Schatten und die Wände, die weiß und flach und nackt waren wie Gefängnißmauern, erwachten und bekamen Abwechselung und gleichsam Sinn in ihren leeren und gedankenlosen Ernst.

Für den, der vom Orgelchor in die Kirche hinabsah, theilten die weißen Sonnenstrahlen den Raum in mehrere, quer durch die Kirche gingen sie wie Wände von Licht. Sie war gedrängt voll Volk und heiß und wie Betäubung lag es auf den Leuten. Obenan auf der Kirchendiele stand die Confirmationsjugend in zwei langen Reihen, bleich und müde und der Pastor, ein junger, sanfter Mann mit einer etwas singenden Tenorstimme ging vor ihr auf und nieder und katechisirte sie über Christus als König, Priester und Prophet.

Als er die Jungend im Glauben geprüft hatte, so gut er konnte — Anne Malane kam leicht durch — hielt er die Schlußrede und legte den Jungen an's Herz, wie ernst und verpflichtend das sei, was sie jetzt vorhätten. Nun sollten sie hintreten und das große Gelöbniß ablegen, nicht als Unfreie, nicht aus Zwang, sondern aus einem freien und ehrlichen Herzen. Denn Gott hasse allen Zwang; freie Diener wolle er haben. Als er die Confirmanden so müde gesprochen hatte, daß sie seine Worte nur noch vernahmen wie Rufe und Reden in tiefem Traum, sagte er Amen und ein Seufzer des Erwachens und der Erleichterung ging durch die Kirche und man hörte das Prusten all der Nasen, die sich schneuzten, mehrere hundert Nasen, die sich gründlich schneuzten.

Darauf wandte sich der Pastor an den Herrgott und bat ihn, er möge den Jungen helfen ehrlich zu geloben und treu zu halten, denn wenn er nicht hülfe, so wüßten wir, daß sie es nicht könnten. Darüber sprach er so lange, bis er heiser war und glaubte, nun könne er schließen. Das dachten die Leute in der Kirche auch und am meisten die Jugend.

Die Sonnenwände in der Kirche waren weiter und weiter gerückt, wie die Zeiger auf einer großen Sonnenscheibe, nun standen sie schräg quer über der Kirche und waren bald draußen. Droben von der Orgel klang das Confirmationslied im ruhigen, festen Choraltact, rollend und schwer im Baß, weich und süß und etwas verschleiert im Tenor; die Kirchenakustik sang mit. Als der Psalm zu Ende war, wurde die Jugend in Abtheilungen zum Altar gerufen und confirmirt; das Weinen übermannte sie. Ernst lag über Allen.

81 Confirmanden waren da, 38 Knaben und 43 Mädchen. Der Pastor, der selbst müde genug war, expedirte sie einen nach dem anderen und sie gelobten im Chor, daß sie von ganzem Herzen dem Teufel und seinem Wesen absagten und daß sie von ganzem Herzen an Gott Vater, Sohn und heiligen Geist glaubten, und an diesem Glauben festhalten wollten bis an ihr seliges Ende. Es ging so tactfest und sicher, daß es der Kirchenakustik wohlthun mußte, darauf zu antworten.

Die zuerst an die Reihe kamen weinten, die später kamen, nahmen es ruhiger; zum Schluß weinten sie nicht mehr und hörten nicht mehr zu. Die Kirche war müde; die Sonnenstreifen waren längst draußen, die Abenddämmerung legte sich über den Raum.

* * *

So war Anne Malane nun erwachsen. Sie freute sich den ganzen Tag darüber; denn nun war sie frei; nun konnte sie sich jederzeit verloben. Und Peter konnte kommen, wenn er wollte.

Aber Ja sagen wollte sie nicht gleich. Sie wollte erst ein Bischen mit ihm spielen. Sie wollte erst einige Jahre frei sein, ehe sie sich ergab. Jung war man nur einmal; verloben konnte man sich immer.

Anne Malane lachte, wenn sie daran dachte, wieviel Vergnügen sie nun haben wollte bis zu ihrem zwanzigsten Jahr. Hier waren viel flinke Burschen, mit denen man bis dahin tanzen konnte und tanzen konnte man ruhig mit ihnen, dachte sie; denn Alle wußten, daß Peter sie heirathen sollte.

Daheim stand das Essen und wartete, gutes Essen, kräftiges Essen und zwei Mutterschwestern waren da und ein Vatersbruder und der alte Mattis schenkte Branntwein und Alles war eitel Fröhlichkeit. Gegen Abend kam Peter. Zusammen mit zwei andern Bauernsöhnen kam er angestiefelt; Branntwein hatten sie mit. Peter hatte schon ein Glas getrunken oder zwei und nun sollten Alle mit ihm trinken. Nein, was er brav war und was er für Einfälle hatte und wie frei man als Erwachsene war! Schließlich kam er mit seinem Glas zu Anne Malane: „Du bekommst zuletzt, Du bist die Kleinste," sagte er. „Die Kleinste trinkt keinen Branntwein," meinte Anne Malane. „Ja, Pein und Tod! Du sollst trinken," sagte Peter, „jetzt schenke ich Dir zum ersten Mal ein und das letzte Mal ist's nicht! Hei, das sollst Du, sollst Du, sollst Du!" sang er, „trink nun! Zierst Du Dich?" Nein, das that sie nicht. „Bist Du heilig?" Oh! Alle in der Stube lachten. „Oder hast Du Dich in die Mäßigkeitszunft verschrieben?" „Weder in die Mäßigkeitszunft, noch in eine andere Zunft." „Ja, in die Ehezunft kommst Du schließlich doch! Aber Branntweintrinken mußt Du können! Hei, das sollst Du — nun wird's?" „Oh, nippen kannst Du immer, wenn Peter Dir's anbietet," meinte Mutter Astrid. „O ja das kannst Du!" sagte Mattis. Anne Malane

Digitized by Google

dachte, recht ist das nicht, aber spaßhaft; sie nahm das Glas, sagte: Wohlsein! und trank. „Ganz aus!“ sagte Peter. „Nein, nun hatte sie genug.“ „Genug? So? Hah! Ich will Dich zur Frau haben, wenn Du ebenso genügsam im Essen wie im Trinken bist.“ Sie setzte das Glas rasch weg, wie sie konnte; sie mußte hinaus und lachen. Peter ihr nach. Die Anderen setzten sich und spielten „Fünfkarten“.

Als Anne Malane hereinkam, war sie verlobt. Niemand sollte es wissen, desto mehr Spaß war dabei. Und sie trank noch ein Gläschen Branntwein mit Peter an dem Abend. Die Alten blinzelten einander zu und schmunzelten.

* * *

Anne Malane nahm es leicht mit ihrer Verlobnng und Peter wurde böse. Sie machte ihn wieder gut, aber das hielt nicht lange vor. Es war kein Verlaß auf sie, dachte Peter und gleich fing er an zu maulen.

Das gefiel Anne Malane nicht; sie ärgerte sich und so gingen die Beiden und sahen sauer aufeinander. Du sollst es versuchen, dachte Anne Malane, meine frohe Jugend zu zwingen!

Zuletzt kamen sie ganz auseinander. Es war irgendwo eine Hochzeit gewesen und Peter fand, Anne Malane hätte sich da mit einem jungen Steuermann zu gut unterhalten. Sie kamen in Wortwechsel darüber und das Ende war, daß Peter von seinem Mädchen Eins hinter die Ohren bekam und seines Wegs ging.

Diesmal währte die Feindschaft lange. Beinahe ein halbes Jahr, glaube ich. Peter drückte es die Seele ab, aber nachgeben wollte er nicht. Dazu hatte er zuviel Selbstgefühl. Da gab Anne Malane nach. Sie redete ihn an und fragte, ob das einen Sinn hätte, umherzugehen und Essig zu brauen. So wurden sie für eine Weile wieder Freunde. Und sie versprachen einander hoch und theuer, sie wollten jetzt brav sein.

Aber die Leute sauer ansehen, das konnte Anne Malane nicht und sich hänseln lassen, das konnte Peter nicht und so endete es wieder mit Unfrieden wie früher. Diesmal aber sagte Anne Malane ihm rein heraus: auf diese Weise sei sie seiner überdrüssig. Frohe Burschen könne sie leiden, aber Sauertöpfe und Murrköpfe möge sie nicht. Peter wurde bange. Er ging zu den Alten und freite im Ernst und erhielt ihr Ja mit großer Freude. Darauf ging er zu Anne Malane und sagte, nun denke er, sei sie sein, ob sie nun pfiffe oder sänge. Das kam Anne Malane so jämmerlich vor, daß sie verlangte, nun solle es ganz aus sein. Da fing Peter an zu bitten und bat so lange, bis sie nachgab. Sie hatte ja keinen Andern, wer es auch sein mochte, den sie haben wollte.

* * *

Mattis Oberhof hatte eine Waldwiese, die er verkaufen wollte. Es war die Rede davon, er könne sie vielleicht an den Staat selbst verkaufen. Der neue Forstassistent — ein junger Mann, Nordländer, Namens Jens Carlstad — kam ein paar Mal hin, die Sache zu besprechen. Der Staat wollte die Wiese gern „zur Arrondirung“ nehmen, sagte er, es käme nur auf den Preis an. Der verrückte Storting bewilligte immer so wenig Geld, mußte Mattis wissen. Anne Malane fand Gefallen an dem jungen Gesellen mit dem Schnurrbart und dem ruhigen Lächeln und Jens Carlstad war mit Anne Malane bekannt, er wußte selbst nicht wie. Er hatte sich nie mit den Weibsleuten bekannt zu machen verstanden, weder daheim auf dem Lande, noch in der Stadt, er war kaum mit seiner eigenen Braut bekannt; aber mit Anne Malane war er gleich vertraut. Er fand, sie sei so ein munteres Mädel. Und es war so gemüthlich auf dem Hof. Er bekam Essen und Kaffee und aß und trank und schwatzte mit den Leuten und hatte gute Tage.

Und er kam wieder; ein Mal auf's andere; verhandelte mit Mattis um die Waldwiese und mit Anne Malane, ob sie „Forstassistent“ sagen könne. Aber Anne Malane sagte „Postassistent“ und verdrehte das Wort auf alle mögliche Weise und brachte den jungen, ruhigen Menschen zum Lachen wie einen Knaben. Und seinen Mund brachte sie in Gang, daß er, der all seine Tage schweigsam gewesen war wie eine Schildwache, jetzt in einem fort schwatzte wie ein Hausirer. Und wer bei einem lustigen Wortgefecht mit dabei war, das war Anne Malane. Sie fürchtete sich nicht vor einem kräftigen Wort; sie scherzte mit über Dinge, von denen die Stadtdamen nicht wußten, ob sie sie nennen durften; behend und munter war sie wie eine junge Katze. Aber unschuldig war sie! ein reines Kind!

Das nächste Mal kam Jens Carlstadt eines Tages, an dem er vermuthete, die Alten wären nicht daheim. Das waren sie auch nicht und er vermißte sie nicht. Anne Malane nahm ihn gut auf und sie saßen und schwatzten eine Weile über nichts. Jens Carlstad ging heim in lächelnden Gedanken. Er war — rein herausgesagt — er war in das Mädel verliebt. Ja, nicht in der Weise ... aber sie war so anders, als alle anderen, die er gesehen hatte. Daheim bei ihm waren die Mädel nicht so, nicht einmal seine eigenen Schwestern, die Töchter des Lehnsmannes; und in der Stadt waren sie ebensowenig so. Und dieses Mädchen sollte sich wegwerfen an so ein Holzpferd, so einen Patent-Idioten wie Peter Tjerandsen. Das, fand er, war zu toll. Besonders da sie sich nichts aus ihm machte, was ja auch begreiflich war.... Jens Carlstad lächelte.

Selbst wollte er nichts von dem Mädchen, natürlich! Er war verlobt und außerdem hatte er Moral. Und drittens: mit einem Wort, er war verlobt. Und er liebte Jenny und er schätzte sie hoch. Sie war ein geistiger Mensch: fein, blaß, interessant; gute Erziehung, Pianoforte, deutsch, englisch, französisch, Sinn für Kunst, für Poesie und Natur; so mußte die sein, die er heirathen wollte. Und Anne Malane war nur Leib, die Arme! aber — ja, er wußte nicht — aber in gute Laune brachte sie ihn. Nun, natürlich, das that Jenny auch, sie war so klug, wie sanft. Damals, als er in sie verliebt war, war sie eine ganze Wildkatze; aber damals war sie auch nur funfzehn Jahr. Später hatte sie ja wohl ein wenig für den Pianisten geschwärmt.... Gott weiß! vielleicht war es damals, daß sich soviel geistiger Sinn in ihr entwickelte und sie soviel ernster wurde. Na, die Hauptsache war: sie hatte Ja gesagt, als er freite und sie hatte es frei gethan. Guter Stil; streng orthographisch. Er hatte noch wenig mit ihr gesprochen. Drei Mal hatte er ihr einen sittlichen Kuß gegeben oder zwei Mal, wenn man genau nachrechnete; denn das eine Mal fand er den Mund nicht; das war Alles. Aber dieses tolle Mädel hier — hm! Wer's wußte, wie es kam! Aber heute, am heutigen Tag, ohne ein Wort, ganz von selbst ... hatte er sie geküßt! hatte nicht einmal überlegt, ob der Kuß sittlich war. Oh, er war zugefahren wie ein Schwerenöther. — Das war kein sittlicher Kuß. Das war ein sinnlicher Kuß ... oh ... oh! Und sie nahm's nicht übel. Nicht mehr als die Katze es übel nimmt, wenn du ihr über den Rücken streichst! Es war ein süßes Mädel. Und Jens Carlstad hatte eine unsittliche Empfindung von Freude ... uff Freude! oh, er wollte es nie wieder thun — nie wieder ... nie!

Er konnte mit ihr schwatzen, vielleicht ein bischen mit ihr scherzen, wenn es sich so traf, aber in Zucht und Ehren; und was heute geschehen war, mußte vergessen werden für alle Zeiten, versenkt werden in Lethe, ja, in Lethe....

Er schwatzte ein wenig mit Anne Malane und scherzte mit ihr, wenn es sich so traf in Zucht und Ehre; aber einmal traf es sich anders. Jens Carlstad war ein Schurke! Er hatte sie verführt! Das arme, unschuldige Kind, das einen so sicheren Glauben an ihn gehabt — nun wußte sie, was er für Einer war. Und Jens Carlstadt wurde grob gegen sich selbst und fluchte auf sich und kämpfte gegen sich selbst mit allen allen Gründen, die er wußte ... und dabei war er froh. Froh, froh, denn sie liebte ihn! oh, das kleine, muntere Mädel liebte ihn! Er war ein Schurke.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Brigitta.

Trauerspiel in vier Acten von Richard Voß.

Wir hofften die Aufführungen von zwei neuen Stücken des talentvollen Richard Voß heute besprechen zu können. Aber der Dichter hat sein im Deutschen Theater vorbereitetes Trauerspiel „Alexandra" noch in der elften Stunde zurückgezogen, weil er sich die rücksichtslose Behandlung der Direction, die sein Stück nach ungebührlichem Zögern annahm und einstudirte und erst acht Tage vor dem Austritte der Trägerin der Titelrolle, Frau Niemann-Raabe, aufzuführen gedachte, mit vollem Rechte nicht gefallen lassen wollte. So müssen wir uns denn leider begnügen, einzig der schon vor vierzehn Tagen aufgeführten „Brigitta" hier kritisch gerecht zu werden.

Wenngleich das Ostend-Theater mit diesem Stück einen dauernden Erfolg nicht erringen konnte, so müssen wir doch der Direction jener Bühne für den Entschluß, es überhaupt in ihr Repertoire aufzunehmen, unsere Anerkennung zollen. Denn ganz unzweifelhaft gehört „Brigitta" zu denjenigen besseren dramatischen Leistungen der Gegenwart, welche uns über die pessimistische Ansicht von einem wirklichen Verfall der heutigen Bühnenschriftstellerei wieder hinausheben. Und gewiß wird dieses Drama, wenn nur die Titelrolle in den Händen einer echten Künstlerin liegt, stets einen gewaltigen Eindruck auf das Publikum auszuüben im Stande sein. Ohne eine große und verständnißvolle Darstellerin dieser Rolle freilich sinkt es auf die Linie der gewöhnlichen Rühr- und Spektakel-Stücke herab, denn nur in dem Entwurf der Gestalt der Brigitta, nicht in der Anordnung der Handlung, liegt seine Bedeutung.

Wie sehr dem Dichter die Ausmeißelung und Vertiefung dieser Gestalt allein am Herzen lag, erkennen wir durch einen Hinblick auf die Quelle, der er seinen Stoff entnahm. Dieselbe rauscht nicht etwa in einer alten Chronik, sondern findet sich in einer modernen Dichtung, in Hans Hoffmann's historischer Erzählung: „Brigitta von Wisby." Die Sage, daß ein Goldschmiedstöchterlein ihre Vaterstadt, das reiche Wisby, an Waldemar Atterdag, den falschen Dänenkönig, verrathen habe, ist in ihr in einfacher, aber fesselnder Weise behandelt. Brigitta, die Tochter des reichen Goldschmieds, die stolze Enkelin des Bürgermeisters von Köln, liebt den Sproß eines königlichen Bauerngeschlechtes der Insel Gothland, den Bonden Thjelvar. Derselbe ist ihr wohl auch zugethan, aber er ist durch Treuspruch an seine Verwandte Blotildis gefesselt, deren Hand ihn zum Haupte seines Geschlechtes machen soll. Er verschmäht deshalb Brigitta. Diese nun sucht die arglose Blotildis aus dem Wege zu räumen, nicht durch Gift oder Dolch, sondern durch das sich ihr unvermuthet darbietende Mittel der Liebe. Der schöne Dänenkönig Waldemar ist als Rossehändler verkleidet nach Wisby gekommen, um die Stadt, die er überfallen will, auszukundschaften. Brigitta, die selbst einst seine frauenberückende Macht an sich erfahren, erkennt ihn unter seiner Vermummung, und droht ihm mit Auslieferung an die Bürger der Stadt, wenn er ihr nicht den Dienst erweisen wolle, Blotildis zu seinem Weibe zu machen. Waldemar verspricht es, gewinnt Zugang zu dem Bondenhof, auf dem Blotildis' Vater haust, und bethört das junge Geschöpf, daß sie ihm nicht bloß ihre Liebe schenkt sondern auch die beste und sicherste Landungsstelle der Insel verräth. Beleidigt von ihrem Vater fährt dann Waldemar von dannen, um unversehens mit einem Heere zurückzukommen und die Insel nebst der Stadt Wisby zu erobern. Blotildis verliert den Verstand, als sie ihren Vater und ihre Heimath durch ihren Geliebten in's Verderben gestürzt sieht und Brigitta, die unbewußte Urheberin des Verrathes, stürzt sich mit der Leiche Thjelvar's, der im Kampfe fiel, in's Meer.

Wir sehen, daß in dieser Erzählung Brigitta nur soweit in den Vordergrund tritt, als es darauf ankommt, den durch Blotildis begangenen Verrath einzuleiten und zu begründen. Der weitere Verlauf der Handlung läßt sie als unthätig bei Seite stehen, wenn sie auch mitleidet unter den furchtbaren Folgen ihrer Unbesonnenheit. Denn nur als eine solche kann ihre Handlungsweise bezeichnet werden, durch welche sie nichts weiter bezweckte, als für sich und auch für Blotildis das ersehnte Liebesglück zu erringen, und welche nur den falschen Eidschwüren Waldemars, daß er kein Unheil gegen Gothland plane, allzu leicht vertraute. Von einer tragischen Schuld dieser Brigitta kann also nicht die Rede sein. Der dramatische Dichter, welcher gleichwohl in diesem von Hans Hoffmann erdichteten Zusammenhange viele seine Kunst herausfordernde Grundzüge entdeckte, mußte deshalb, wollte er dieselben verwerthen, von vorneherein eine andere Brigitta sich erdenken, eine Brigitta, deren Verschuldung aus einem tieferen, in ihr selbst zum Ausbruch gelangenden Conflict erwuchs. Einen solchen Conflict hat Richard Voß in sehr poetischer Weise dadurch erstehen lassen, daß er zum Mittelpunkt für den Gedankenkreis der stolzen Goldschmiedstochter nicht die Gestalt des Thjelvar, sondern die des Waldemar macht. Die Brigitta des Trauerspiels haßt den schönen König, weil sie ihn einst nur allzu heiß geliebt hat; ihr Stolz ist von ihm auf's tödtlichste verletzt worden, als er sie wie eine leichte Dirne einst rasch zu gewinnen suchte, ihre Ehre und guter Ruf sind durch ihn vernichtet worden; Alles das könnte sie ihm wohl noch vergeben. Aber daß er selbst den Himmel, den sie sich an seiner Seite erträumt hatte, freventlich zertrümmerte, kann sie nie verwinden; darum haßt sie den König und darum beschließt sie ihn zu verderben, als sie ihn in seiner Verkleidung erkennt. Den Thjelvar liebt sie nicht, aber sie zieht ihn an sich heran, weil sie in ihm das beste Werkzeug zur Ausführung ihres Racheplans gegen Waldemar zu finden glaubt.

Soweit reicht die Exposition des Dramas. Wir sehen, um wie viel Richard Voß schon in ihr von dem Gange der Hoffmann'schen Erzählung abweicht: Brigitta und Waldemar stehen im Mittelpunkte der Handlung, die Beziehungen, die erstere zu Thjelvar, der letztere zur Blotildis finden, sind die Nebenhandlungen, welche lediglich als äußere Staffage für das sich zwischen jenen beiden Hauptgestalten entwickelnde Schicksal hingestellt sind.

Dieses Schicksal gestaltet sich tragisch dadurch, daß Brigitta, als sie eben Waldemar dem rächenden Schwerte Thjelvar's zu überliefern sich anschickt, von der plötzlich wiedererwachenden Liebe zu ihm erfaßt wird und ihn rettet. Damit ist auch das Verhängniß Gothlands und ihrer Vaterstadt besiegelt. Denn der gerettete König bricht nun wie ein Sturmwind über das durch Blotildis arglos verrathene Land herein. Zwar erobert er mit der Stadt Wisby zugleich die Hand Brigitta's, aber nicht auch die Stolze selbst. Diese hat ihr seelisches Gleichgewicht verloren, als sie sieht, daß der eine Augenblick, in dem sie ihrem Stolze und ihrer Rache untreu wurde, auch ihr Vaterland und ihre Freundin vernichtete, sie nimmt Gift und erkauft durch ihren freiwilligen Tod wenigstens die Wiederbefreiung Gothlands.

Richard Voß hat demnach in seiner stolzen, durch die Liebe eines Augenblicks sich selbst vernichtenden Brigitta eine ungleich bedeutendere Gestalt geschaffen, als Hans Hoffmann in seinem nur durch die Eifersucht geleiteten Goldschmiedstöchterlein. Aber mit der Vertiefung dieser Hauptgestalt hat der dramatische Dichter nicht zugleich dieselbe kunstvolle und gleichmäßige Anordnung der das äußerliche Gefüge seiner Dichtung bildenden Begebenheiten herzustellen verstanden, welche Hoffmann's Erzählung so werthvoll macht. Die Gestalten des Thjelvar und der Blotildis mußten ja im Drama nothwendig im Hintergrunde stehen, aber es war nicht nöthig, daß sie so ganz zwecklos und gleichsam blutleer wurden, wie sie uns nun entgegentreten. Welche Beziehung auf das Ganze hat überhaupt, da Voß das Motiv der Eifersucht Brigitta's gegen Blotildis ganz fallen ließ, nun noch das Liebesgetändel des Königs mit diesem Mädchen? Nur wie eine unnöthige dramatische Grausamkeit erscheint uns die Nebenhandlung, welche das unschuldige, in der ersten Liebe schwärmende Kind in der unbewußten Ausführung des Verrathes am Vater und am Heimathlande darstellt. Wäre nicht auch diese Schuld am besten noch auf das Haupt Brigitta's gehäuft worden? Denn zu einer Vertiefung des Tragischen trägt diese Theilung der Schuld nicht bei, sondern eher zu einer grausamen Verbreiterung, die sich in der That in der Scene, welche die Bestrafung der unschuldigen Blotildis durch den eigenen Vater schildert, auf das qualvollste ausdrückt. Und selbständiges Leben hat diese Blotildis, trotz des peinigenden Schicksals, welches der Dichter auf sie häuft, ebensowenig, als der Thjelvar des Dramas. Dieser spielt in seiner demüthigen Liebe zu Brigitta beinahe eine klägliche Rolle. Die Goldschmiedstochter will ihn zum Helden, zum Vaterlandserretter erheben, aber nur gegen seinen Willen: er zeigt nirgends die geringste Anlage und, wie es scheint, auch nicht die geringste Lust zu dieser aufgenöthigten Rolle.

Auch die Gestalt des alten Goldschmieds hat im Drama eine peinigende und dabei doch völlig zwecklose Verschärfung erfahren. Der Dichter will in ihm uns den Gegensatz der Bürger von Wisby zu dem freien, selbstbewußten Bauerngeschlecht klar machen, aber die Hervorhebung dieses Gegensatzes hat im Grunde mit der Hauptentwickelung des Dramas, welches sich lediglich zwischen Brigitta und Waldemar vollzieht, wenig zu thun. Wir werden durch diesen politischen Streit, der sich nirgends zu bedeutsamer Einwirkung auf jene Hauptentwickelung ausbildet, nur unnöthig abgelenkt, und da es also lediglich die Herstellung der Staffage betraf, so hätte Voß einen etwas wärmeren, uns mit dem harten Schicksal der Tochter versöhnenden Vater erfinden können.

In der Bewältigung der dramatischen Technik hat sich Richard Voß in diesem Stücke sehr gewandt bewiesen und wir sollten meinen, daß dasselbe bei guter Besetzung schon hierdurch einen packenden Eindruck erzeugen müßte. Die Handlung ist so zusammengedrängt und vollzieht sich so rasch, daß man nach jedem Actschlusse erstaunt ist über die Fülle der Begebenheiten, welche der Dichter in einen Rahmen zu vereinigen wußte. Freilich ist hierbei die Gefahr, daß die Entwickelung sich etwas überstürzt, nicht gänzlich vermieden, und besonders hart erscheinen die beiden letzten Acte zusammengestellt, in welchen Brigitta in raschem Wechsel aus einer Empfindung in die andere gejagt wird. Im Verlaufe einer Viertelstunde erscheint sie uns als Verfolgte, als Retterin und als Königin ihrer Mitbürger, in demselben Athemzuge verflucht sie ein Erzbischof und vermählt sich dann dem Könige, und ohne jede vermittelnde Pause ist sie die liebende Gattin und die sterbende Befreierin ihres Vaterlandes. Auch die Sprache der Dichtung leidet zuweilen unter dieser scenischen Hast, immerhin ist aber die rauhe Kürze, deren sich der Dichter befleißigt, den langen jambischen Tiraden vorzuziehen. Freilich verlangt gerade eine solche Sprache, wenn trotz ihrer Einsilbigkeit die feinen Nuancen, welche der Dichter beabsichtigte, ausgedrückt werden sollen, vorzügliche Darsteller, und diese sind es, die wir für diese „Brigitta" von ganzem Herzen herbeiwünschen.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart.**

Wiener Kinder.

Ein Roman von **C. Karlweis.**

26 Bogen groß Oktav. Geh. M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Aus dem Leben.

Novellen von Eugen Reichel.

Inhalt: Grüne Rosen. — Trapp. Ein Charakterbild. — Der Musikdirektor.

16 Bogen groß Oktav. Geh. M. 3.60, eleg. geb. M. 4.80.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Die Mängel deutscher Universitätseinrichtungen und ihre Besserung.

Von

Dr. C. Hasse,

ord. Professor an der Universität Breslau.

Preis: 80 Pfennige.

Soeben erschien im Verlage von **Paul Kittel** in **Cottbus N. L.:**

Die verschiedenen Pläne im ersten Teile von Goethes Faust.

Ueber Entstehung und Komposition des Gedichtes

von

Dr. A. Huther.

7 Bogen 8°.

Broschiert 1 ℳ 20 ₰.

Zu Uhland's 100jähriger Geburtsfeier.

Ludwig Uhland,

seine Freunde und Zeitgenossen.

Von **Karl Mayer.**

2 Bände gr. 8. 1867. brosch.

liefert in **neuen Exemplaren**

statt ℳ 10.— für ℳ 3.50

Oskar Gerschel,

Buchhandlung und Antiquariat,

Stuttgart, Calwerstraße 16.

Das Werk wurde bei Erscheinen als ein unvergängliches literarisches Denkmal begrüßt, daß der letzte Veteran aus jenem schwäbischen Dichterkreise, welcher sich im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts in Tübingen zusammenfand, dem Freunde gesetzt hat. Ausgestattet mit einer großen Anzahl bis dahin ungedruckter Gedichte aus der Zeit von 1804 bis 1811, welche das Werden und Wachsen des Dichters verfolgen lassen, sind in den mitgetheilten zahlreichen Briefen der verschiedenen Lebensperioden wesentliche Beiträge zur Aufhellung seiner Denkweise geliefert. Die Briefe Uhlands und der Freunde werden durch geschichtliche Notizen erläutert, welche Personen und Begebenheiten in ihrer Wechselwirkung zeigen. Jede Literaturgeschichte und jede kommende Biographie hat sich in dem Buche Raths zu erholen.

Bei dem derzeit so niedrigen, zum ersten Male ermäßigten Preise wird der Rest der Auflage in nicht langer Zeit vergriffen sein und dann das Werk wieder im Preise steigen.

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.

Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Lohmeyer's Deutsche Jugend.

Reich illustrirt.

50 Pf. pro Heft.

Anerkannt beste Unterhaltungsschrift für die Jugend in Monatsheften à 50 Pfennig.

Verlag von **Leonhard Simion** in **Berlin.**

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allerlei Bergfahrten.

Gedichte

von

Gottfried Schwab.

Oktav. Geheftet Mark 2.—, eleg. geb. Mark 3.—

Den Mitgliedern der Alpenvereine, überhaupt allen Hochlandstouristen und Naturfreunden, ganz besonders aber denen, welche die vom Verfasser besungenen herrlichen Punkte des Allgäus bei Oberstdorf kennen, sei dies Büchlein wärmstens empfohlen.

Stuttgart. **Adolf Bonz & Comp.**
Verlagsbuchhandlung.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ. — **Schiller,** Sämmtl. Werke m. Biogr. v. Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. geb. nebst: **Heine,** Werke, Hamb. 76, 12 Bde. geb. und: **Grabbe,** Werke, herausg. v. Gottschall, Leipz. 70, 2 Bde. geb. zusammen 25 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Im Verlage von **Hermann Schönlein** in **Stuttgart** ist soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen zu beziehen und in jeder besseren Leihbibliothek zu finden:

Das Loggbuch

des

Kapitains Eisenfinger.

Roman

von

Balduin Möllhausen.

Drei Bände. Preis 15 Mk.

Balduin Möllhausen, der hierzu Berufenste unter allen deutschen Schriftstellern, bietet in diesem Werke einen **Seeroman,** wie ihn in gleicher Bedeutsamkeit die deutsche Literatur bisher noch kaum aufzuweisen hat. Der allbeliebte Autor weiss eben so sehr durch spannende, an Abenteuern reiche Handlung die Phantasie anzuregen und zu fesseln, wie durch die packendsten Schilderungen aus dem Seemannsleben das Gemüth des Lesers zu rühren und zu ergreifen.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-A.,** Oppelstr. 44.

Eine vorzügl. Litteratur-Geschichte, nicht trocken und langweilig, sondern anregend und interessant ist die

Geschichte der

deutschen Litteratur

von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit (1884)

von **Dr. Franz Hirsch**
(Redakteur von „Schorers Familienblatt").

3 starke Bde., gr. 8., Ladenpreis M. 24.—

für nur M. 12.—, Eleg. gbd. M. 15.—

☞ Noch nie wurde ein sowohl inhaltlich, wie hinsichtlich der Ausstattung so schönes, durchaus gediegenes Werk zu einem so billigen Preise angeboten!

Nur neue Exemplare! Umtausch gestattet!

Gustav Fock in Leipzig.

Neumarkt 40 u. 88 I.

Bücher-Versandgeschäft.

Kataloge billiger Bücher gratis!

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 7. Mai 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Fall Schnäbele in straf- und völkerrechtlicher Betrachtung. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Zur Creditvorlage für Festungsumbau. Von Major a. D. Victor Kurs. — Englische Arbeiterversicherung. Von J. K. — **Literatur und Kunst:** Ueber japanische Malerei. Von F. A. Junker von Langegg. — Taine über Napoleon I. Von Julius Schvarcz. — Henrik Ibsen als Lyriker. Von Georg Malkowsky. — **Feuilleton:** Jugend. Von Arne Garborg. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Der Fall Schnäbele in straf- und völkerrechtlicher Betrachtung.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Nachdem die hochgehenden Wogen der Aufregung, welche die Verhaftung des französischen Polizeicommissars Schnäbele jenseit des Wasgenwaldes hervorrief, sich gelegt haben, nachdem die über jeden Verdacht erhabene loyale Handlungsweise der deutschen Regierung auf die erregten Geister in Paris und anderen Hauptstädten wie Oel auf die Meeresfluth gewirkt, nachdem die deutsche Regierung vor aller Welt gezeigt hat, daß sie niemals die Sätze des Völkerrechts antasten wird, auch nicht, wenn es die Bestrafung eines schlimmen Feindes gilt, ist es wohl am Platze, die rechtliche Seite des zu einer cause célèbre aufgebauschten Falles, der Vielen schon als casus belli galt, einer ruhigen Besprechung zu unterziehen.

Das in Deutschland geltende Strafrecht verlangt nicht nur von dem auf seinem Gebiete weilenden Ausländer Achtung des Bestandes des Deutschen Reiches und Unterlassung jeder gegen denselben gerichteten Handlung, es bestraft nicht nur die hochverrätherischen Handlungen des Auslandes, wenn dieselben im Reichsgebiete während des Aufenthaltes in diesem begangen wurden, sondern es gebietet auch dem im Auslande befindlichen Ausländer, keine Handlung vorzunehmen, welche gegen den deutschen Staat als solchen gerichtet ist, es bestraft auch den Ausländer wegen des im Auslande verübten Hochverrathes, und zwar mit vollem Rechte. Nur politischer Unverstand, nur strafrechtliche Afterweisheit kann diesen Standpunkt mißbilligen; jeder Staat, welcher etwas auf seinen Bestand hält — und welcher Staat thut das nicht? — muß ihn im Interesse seiner Existenz mit Nothwendigkeit einnehmen. „Wenn sich der Ausländer," sagt Professor Binding in Leipzig, „mit der inländischen Rechtswelt in Berührung setzt, muß er sich gefallen lassen, daß ihn inländisches Recht ergreift. Es ist nicht zuzugeben, daß der Fremde im Auslande unser ruhig spotten kann und nur der Fremde im Inlande dem Rechte seines Aufenthaltsortes unterworfen wird. Seine Schutzpflicht zwingt den Staat, auch nach Außen die Machtfrage zu stellen, er muß zu seiner eigenen Erhaltung von dem Ausländer Gehorsam verlangen. Wird dieser aber verweigert und der Ungehorsame betritt die inländische Machtsphäre, dann mag er an seinem Leibe die Probe machen, ob er das inländische Gesetz zu respectiren hatte oder nicht." (Handbuch des Strafrechts I S. 388.)

Die Richtigkeit dieses Standpunktes hat nicht erst das Reichsstrafgesetzbuch anerkannt, sondern ihm huldigten schon die meisten vor seinem Erlaß in Deutschland geltenden Gesetzbücher. Auch das französische Recht behandelt die Frage nicht anders. Artikel 7 des Code d'instruction criminelle gestattet die strafrechtliche Verfolgung eines Ausländers, welcher im Auslande bei einem Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates, bei der Fälschung des Staatssiegels, bei Münzfälschung betheiligt war oder zu einem dieser Verbrechen angestiftet hat, sofern er in Frankreich ergriffen oder von einem anderen Staate ausgeliefert wurde. Das französische Recht geht also noch viel weiter als das deutsche, es gestattet beispielsweise auch die Verfolgung eines Ausländers, welcher im Auslande einen Aufruhr anzettelt, und der Umstand, daß in Frankreich die betreffende Bestimmung in dem Gesetze über das Strafverfahren, in Deutschland dagegen in dem Strafgesetzbuch enthalten ist, bewirkt in der Sache selbst keinen Unterschied. Hiernach war das Deutsche Reich berechtigt, den hochverrätherischer Unternehmungen verdächtigen Schnäbele, sofern er auf legale Weise in die Hände der deutschen Justiz gerieth, festzunehmen und zur strafrechtlichen Verantwortung zu ziehen, und wenn französische und englische Zeitungen hiergegen einen Einwand erheben zu können glaubten, so bewiesen sie nur eine haarsträubende Unkenntniß der Elemente des Strafrechts.

Strafrechtlich machte somit der Fall nicht die geringsten Schwierigkeiten, wohl aber völkerrechtlich. Wie vorhin bemerkt, setzt die strafrechtliche Verfolgung eines Ausländers wegen einer im Auslande verübten hochverrätherischen Handlung voraus, daß er auf legale Art in die Hände der deutschen Justiz kam. Legal kann aber die Ergreifung nicht genannt werden, wenn eine der beiden von der französischen Regierung behaupteten Alternativen vorliegt: wenn die Ergreifung unter Verletzung der Grenzen stattfand oder wenn sie zwar auf deutschem Gebiete erfolgte, aber unter Benützung einer täuschenden Einladung des Verhafteten durch einen deutschen Beamten. Was die erste Alternative betrifft, so ist es einer der unbestrittensten Sätze des Völkerrechtes, daß kein Staat über seine Grenze hinaus in dem Gebiete eines anderen Staates staatliche Hoheitsrechte ausüben darf; ein Uebergriff der Beamten eines Staates in das Gebiet eines anderen, die Verfolgung flüchtiger Personen über die Staatsgrenzen hinaus ist als Grenzverletzung eine Mißachtung der fremden Gebietshoheit und berechtigt den verletzten Staat von dem anderen Genugthuung zu fordern, welche häufig in der Bestrafung der betreffenden Beamten besteht. Die Beurtheilung der thatsächlichen Vorgänge, welche für die völkerrechtliche Entscheidung maßgebend sind, bot in dem Falle Schnäbele wegen unlös-

Digitized by Google

barer Widersprüche ziemliche Schwierigkeiten. Auf Grund der Beweisaufnahme der deutschen Behörden wurde behauptet, daß die Festnahme auf deutschem Gebiete stattgefunden habe, ohne daß das französische Gebiet während des Ringens berührt worden sei, während in dem Berichte des Generalprocurators zu Nancy auf Grund der eidlichen Aussagen zweier als Zeugen vernommenen Personen die gegentheilige Behauptung festgehalten wurde. Seitens der deutschen Regierung wurde, wie aus den officiösen Ausführungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" zur Genüge hervorging, die französische Darstellung für unrichtig bezeichnet und für zweifellos bewiesen erachtet, daß die Ergreifung Schnäbele's auf deutschem Gebiete stattgefunden habe. Anders verhielt es sich aber mit der zweiten Alternative, auf welche die französische Regierung ihre Reclamation stützte. Zwar dürfte die gehässige Behauptung der Pariser Boulevardpresse vom Schlage der „France", daß Schnäbele durch den deutschen Polizeicommissar Gautsch eine ihn in Sicherheit wiegende Einladung erhalten habe, um bei dieser Gelegenheit ergriffen zu werden, gänzlich aus der Luft gegriffen sein, da der genannte Beamte von der Verhaftung gar Nichts gewußt haben soll. Dagegen war als feststehend anzusehen, daß Schnäbele die Grenze überschritt, um verabredetermaßen mit seinem deutschen Collegen über dienstliche Angelegenheiten zu sprechen, und bei dieser Gelegenheit von den schon längere Zeit auf ihn wartenden Berliner Geheimpolizisten festgenommen wurde. Nun ist es zwar vom rechtlichen Standpunkte aus unzutreffend, wenn man die Aufforderung Gautsch's zur Besprechung als einen Geleitschein, sauf conduit, bezeichnet hat, weil das Völkerrecht hiermit einen ganz bestimmten, im vorliegenden Falle nicht anwendbaren Begriff verbindet (Bluntschli, Modernes Völkerrecht S. 675—677), allein trotzdem ließ sich angesichts dieses Sachverhaltes die Behauptung nicht mehr in vollem Umfange aufrecht erhalten, daß Schnäbele in legaler Weise in die Hände der deutschen Justiz kam. Offenbar war er durch die Aufforderung des Gautsch zum Ueberschreiten der Grenze veranlaßt worden, er betrat das Gebiet des Deutschen Reiches in dem guten Glauben, daß ihn bei dieser Begegnung keine Falle erwarte, er befand sich ohne Zweifel in der Meinung, daß die Einladung des deutschen Beamten nicht als hinterlistiges, auf seine Täuschung berechnetes Mittel zu betrachten sei, um ihn der deutschen Justiz zu überliefern. Die bona fides, in welcher er der Aufforderung Gautsch's Folge leistete und die Grenze überschritt, machte es für einen Staat von der Civilisation Deutschlands unmöglich, die bei dieser Gelegenheit bethätigte Verhaftung aufrecht zu erhalten. Das waren übelberathene Freunde des deutschen Namens und der deutschen Ehre, welche der deutschen Regierung riethen, den Grundsatz von der Heiligung des Mittels durch den Zweck bei dieser Gelegenheit einmal praktisch anzuwenden. Etiam hosti fides servanda est, auch dem Feinde muß die gegebene Treue gehalten werden, ein uralter Satz des Völkerrechtes, welcher auch gegenüber der entfesselten Leidenschaft seine Macht nicht verleugnet. War auch im vorliegenden Falle dem Schnäbele seitens der deutschen Regierung mit Nichten ein freies Geleit zugesichert worden, so wäre es doch gegen die Würde Deutschlands gewesen, einen Mann, welcher in der Meinung, daß die Aufforderung des deutschen Beamten sachlich dieselbe Wirkung habe, wie ein förmlicher Geleitschein, deutsches Gebiet betrat, in Haft zu behalten und vor das zuständige Gericht zu stellen, es wäre gegen die Ehre des deutschen Namens gegangen, die bona fides zu benützen, um einen gefährlichen Menschen unschädlich zu machen. Auch im Kriege wird der gute Glaube geachtet, auch in ihm wird der bona fides weite Rücksicht getragen (Bluntschli a. a. O. S. 566), um wie viel mehr im Frieden! Deutschland, welches die Vorschriften des Völkerrechtes so überaus hoch hält und so peinlich beobachtet, welches sich im Kriege mit Frankreich in zahlreichen Fällen gegen die Verletzungen des internationalen Rechtes seitens der französischen Regierung und der französischen Truppen verwahrte, durfte eine Verhaftung nicht aufrecht erhalten, die nur dadurch möglich wurde, daß der Verhaftete sich in gutem Glauben bezüglich seiner Immunität befand, auch einem Schnäbele gegenüber nicht, und die weisheitssatten Journalisten an der Themse hätten sich ihre Vorlesungen über die Gebote des Völkerrechtes bei dieser Frage recht wohl sparen können. Die deutsche Regierung weiß ganz genau, was das Völkerrecht gestattet und was es verbietet, sie bedarf keiner Belehrung hierüber, am allerwenigsten aber seitens der englischen Presse, welche ihr Bedürfniß, völkerrechtliche Monologe zu halten, lieber an den Handlungen der englischen Verwaltung in Aegypten oder an dem Verhalten der englischen Politik zu der südafrikanischen Republik befriedigen sollte; an Stoff fehlte es ja bekanntermaßen nicht. Noch komischer war aber jedenfalls die sittliche Entrüstung der panslavistischen Presse, welche noch heute den schlimmsten Bubenstücken in Bulgarien, der Prostituirung des Rechtes und des politischen Anstandes begeisterten Beifall zollt.

Indem die deutsche Regierung den Monsieur Schnäbele gleich den zahlreichen französischen Spionen, die in den letzten Jahren in Deutschland festgenommen wurden, laufen ließ, gab sie einen neuen Beweis dafür, daß sie der Erhaltung friedlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich zu Liebe der französischen Nervosität und Empfindlichkeit auch dann entgegen kommt, wenn dieselbe nicht am rechten Platze ist. Ob die französische Regierung ihrem allzu eifrigen Beamten nach Maßgabe des Artikels 84 des code pénal den Proceß macht, welcher denjenigen mit Verbannung bedroht, der durch feindliche Handlungen gegen auswärtige Regierungen den französischen Staat der Gefahr einer Kriegserklärung aussetzt? Schwerlich, aber selbst wenn die Regierung den Staatsprocurator mit der Erhebung der Anklage beauftragt, wird sich kein Gericht finden, das die Verurtheilung ausspricht. Die Behandlung des Sensationsfalles in der französischen Presse bürgt hierfür. Welches hervorragende Blatt Frankreichs hat den Muth, die Kundschafterei Schnäbele's als eine verwerfliche und die französische Politik entehrende hinzustellen, wo ist das Organ der öffentlichen Meinung, welches in strafenden Worten den Stab über ein System bricht, das die ersten Wahrheiten des Rechts und der politischen Moral mit Füßen tritt? Auch nicht eine Zeitung konnte sich zu dieser That aufschwingen. Handelt es sich um den Kampf gegen Deutschland, dann ist jedes Mittel recht und gut, kein Völkerrecht und keine Moral bietet eine Schranke. Auch nicht einer der bedeutenden Männer Frankreichs hat den Muth, sich diesem Terrorismus des Revanchefiebers und des Chauvinismus zu entziehen und seine Stimme zu Gunsten der Wahrheit, der Ehre und der politischen Sittlichkeit zu erheben. Gegen Deutschland ist eben Alles erlaubt, und die Führer der grande nation stehen auch heute noch auf dem Standpunkte des edlen Grafen Kératry, der 1870 im französischen Senate den Kriegsminister mit der ganzen gallischen Galanterie aufforderte, bei dem Einfall in Baden Nichts zu schonen, nicht einmal die Frauen, pas même les femmes! Das ist eine bedeutungsvolle Thatsache, die man in Deutschland nicht vergessen wird. Wenn nun aber der Mann mit dem echt deutschen Namen sich im Uebrigen gewiß kein Verdienst um Deutschland erworben hat, so hat er doch dazu beigetragen, die Stimmung eines großen Theiles der tonangebenden französischen Welt gegen Deutschland besser kennen zu lernen, als aus den officiellen Versicherungen der französischen Regierung.

Digitized by Google

Zur Creditvorlage für Festungsumbau.

Von Major a. D. Victor Kurs.

Zum Zweck einer „Ergänzung und Verstärkung" der deutschen Festungen sollen bekanntlich nach der dem Reichstage vom Bundesrathe gemachten Vorlage 142,800,000 Mark erforderlich sein. Die „Erläuterungen" für die Forderung dieser Summe, von der übrigens 16,500,000 Mark bereits disponibel sind, lauten: „Die auf dem Gebiet der Waffentechnik in neuerer Zeit gemachten Fortschritte bedingen durchgreifende Aenderungen im Festungswesen. Die Unzulänglichkeit der jetzigen Einrichtungen ist zwar schon seit Jahren Thatsache, doch hat es erst der Ausführung umfangreicher Versuche bedurft, um zu bestimmen, welche Verstärkungen in den Festungsbauten ausgeführt werden müssen." Eine größere Ausführlichkeit erschien wohl dem preußischen Kriegsminister nicht allein überflüssig, denn der Reichstag kann in die technische Berathung der Frage doch nicht eintreten, aber auch geradezu schädlich, denn wenn auch dem Ausland die Mängel, die unseren Festungswerken jetzt anhaften, nicht unbekannt sind, so ist es doch unter allen Umständen unzweckmäßig, die Maßregeln, die jenen Mängeln abhelfen sollen, zu specialisiren. Das Kriegsministerium will die Einzelnheiten der geplanten Umbauten mit Recht der Oeffentlichkeit entzogen sehen; schon die Nothwendigkeit, an Civilunternehmer Bauzeichnungen ꝛc. mittheilen zu müssen, ist ihm in hohem Grade unangenehm, da zu viel schon auf diesem Wege in's Ausland „durchsickere".

Immerhin dürfte unseren Lesern gerade bei diesem Anlaß ein kurzer historischer Ueberblick über den Einfluß der Waffentechnik auf Bauart und Gestaltung der deuschen Festungen und eine allgemeine Betrachtung über die Grenzfestungen Deutschlands — im Innern hat das Deutsche Reich nur einige wenige Festungen — und seiner Nachbarn willkommen sein.

Nach den Kriegen 1813/15, wo man an einen planmäßigen Correcturbau der deutschen Festungen ging, hatten deren Werke Stand zu halten gegen Vollkugeln von etwa 0,15 m Durchmesser, die bei ihrem beschränkten Gewicht und ihrer mäßigen Endgeschwindigkeit aber eine geringe „lebendige Kraft" repräsentirten und überdies — meist nicht ihr Ziel trafen; dann gegen Hohlkugeln, die freilich erheblich mehr Durchmesser, aber eine noch geringere lebendige Kraft hatten, weil wesentlich nur durch ihr Fallgewicht wirkend, und die mit Sprengladungen versehen waren, welche man jetzt als harmlos ansehen würde. Trafen schon die Vollkugeln meist nicht ihr Ziel, so war das bei den Hohlkugeln (Bomben) noch seltener der Fall. Man rechnete damals viel auf „Zufallstreffer". Solchen Kampfmitteln gegenüber genügten schwache Erdbrustwehren, von 3 m, Erddecken von 0,5 m Stärke (und weniger!), ja, sichtbares Mauerwerk von etwa 1 m Stärke erforderte nach damaligen Begriffen schon eine planmäßige Breschirung. Die Einführung der gezogenen Geschütze und die Erfahrungen des deutsch-dänischen Krieges von 1864 machten diesen idyllischen Zuständen ein Ende. Nicht allein, daß die nun verwandten Geschosse großentheils Langgeschosse wurden und deshalb in Verbindung mit der größeren Geschützladung eine vermehrte lebendige Kraft repräsentirten: sie trafen auch mit unheimlicher Sicherheit. Dem gegenüber sah man sich genöthigt, lange Wallinien mit Querwällen zu versehen, um durch diese wenigstens einen Theil der Geschosse auffangen zu lassen, Unterstandsräume für Geschütze und Mannschaften zu schaffen, und Erdwälle und -Decken auf das Anderthalbfache zu verstärken. Sichtbar gewesenes Mauerwerk mußte, als nunmehr zu leicht zerstörbar, durch Erdvorlagen gesichert werden. Mit den hier angedeuteten Maßnahmen glaubte man in der Erwägung, daß der Vertheidiger ja auch seinerseits bessere Geschütze hatte als früher und also auch dem Angreifer gegen früher sein Handwerk erschwere, auszukommen.

Daß derartige Maßnahmen in Frankreich — sei es in Folge übel angebrachter Sparsamkeit oder in dem frommen Wahn, eine französische Festung brauche nicht in gutem Zustand zu sein, da sie ja doch nicht angegriffen werde — unterlassen wurden, rächte sich 1870/71 auf's Bitterste. Indeß zeigten die Erfahrungen der zahlreichen Belagerungen dieses Krieges, daß auch die deutschen Plätze den Fortschritten, die sonst in Bezug auf Wirkung wie Treffsicherheit die Artillerie gemacht hatte, nicht mehr gewachsen seien. Man entschloß sich also, unter gleichzeitiger, vorzugsweise von strategischen Erwägungen dictirter Aufgabe einer größeren Anzahl kleinerer Plätze, zu einem weiteren Umbau der bestehen bleibenden größeren und wichtigeren in dem Sinne, daß man die oben angegebenen Maßnahmen überall, wo irgend angängig, auf's Consequenteste und zwar unter Anwendung noch bedeutenderer Stärken für Erddecken und Wälle durchführte. Zugleich wandte man an besonders bedrohten Punkten, wo ein Schutz durch Erde die Wirkung der eigenen Waffen beeinträchtigt oder zu viel Raum erfordert hätte, Eisen an, theils in Form von einzelnen Platten, theils in Form von Kuppelthürmen.

Derartige Correcturen reichten gegenüber den Mitteln, wie sie einer Belagerungsartillerie der ersten 70er Jahre zu Gebote standen, einigermaßen aus; sie genügen indeß nicht mehr gegenüber der Artillerie der Gegenwart. Diese trifft nicht allein mit nahezu unfehlbarer Sicherheit, sondern schleudert Geschosse, deren lebendige Kraft am Ziel über 400 Metertons repräsentirt, d. h. ausreicht, um 400,000 Kilogramm in einer Secunde um ein Meter zu heben. Und derartige Geschosse zerstören nicht allein durch diese ihre enorme lebendige Kraft, sondern auch durch die in ihnen enthaltenen Sprengladungen, die diejenigen der früheren „Bomben" um das Zehn- und Zwanzigfach übertreffen. Verwendung von Nitroglycerinpräparaten und sonstiger Sprengstoffe aller Art (Melinit, Roburit) soll die Geschoßsprengwirkung zu einer früher nicht entfernt geahnten Furchtbarkeit erheben. Sonach ist die Verstärkung unserer Festungen nach Maßgabe der in Deutschland angestellten gründlichen Schießversuche eine unbedingte Nothwendigkeit, wenn anders die Fortificationen das leisten sollen, was sie bezwecken: verhältnißmäßig lange Festhaltung größerer feindlicher Massen.

Ohnehin ist das deutsche Festungsnetz etwas weitmaschiger, als für einen längeren Vertheidigungskrieg wünschenswerth ist. In dieser Beziehung ist die Betrachtung zweier Karten lehrreich, die, vom Hauptmann O'Grady des preußischen Ingenieur-Corps herausgegeben, in erster Linie wohl für Militärs bestimmt, doch auch für den Nichtmilitär so viel des Interessanten enthalten, daß ihre Besprechung in diesem Blatt angemessen erscheint. Die erste der Karten führt die Bezeichnung „Handkarte von Russisch-Polen und den angrenzenden Gouvernements", die zweite heißt „Uebersichtskarte vom nordöstlichen Frankreich nebst Grenzländern". Beide Karten charakterisiren sich nach Anlage und Ausführung als Operationskarten; wenn man will, als anticipirte Kriegskarten.

Die deutsche Ostgrenze ist an Festungen nicht reich. Von der Südspitze Schlesiens an ist das ganze Gebiet rechts der Oder bis Posen offen und die Bahnen, die parallel der Grenze oder auf diese zu führen, von den Vorbereitungen zur Zerstörung einzelner Kunstbauten abgesehen, ohne Sicherung durch irgendwelche Fortifikationen. Auf Posen, das von der russischen Grenze 57 Kilometer entfernt liegt, folgt in 130 Kilometer Entfernung Thorn, das seinerseits nur 10 Kilometer von der Grenze liegt. Posen und Thorn sind Festungen größeren Stils; die auf Thorn in 236 Kilometer Entfernung folgende Festung Lötzen, 55 Kilometer von der Grenze, hat dagegen nur als Sperrpunkt für die Bahn Brest Litowsk-Bielostok-Lyck-Gumbinnen und Lyck-Königsberg Bedeutung. Die Linie Wirballen-Eydtkuhnen-Insterburg ist bis Königsberg offen, so daß Königsberg, obgleich 140 Kilometer von Eydtkuhnen entfernt, noch als Grenzfestung betrachtet werden darf. Königsberg ist wieder eine Festung größeren Stils, während das 120 Kilometer nördlicher und nur 14 Kilometer westlich der russischen Grenze gelegene Memel, abgesehen von seiner Rolle als Küstenplatz,

Digitized by Google

die aus dieser Betrachtung ausscheidet, nur locale Bedeutung hat. Westlich von Posen und nördlich von Thorn liegen in je etwa 150 Kilometer Entfernung noch die größeren Plätze Küstrin und Danzig. Im Uebrigen ist das Hinterland jener Plätze, von den gedeckten Stromübergängen ꝛc. abgesehen, völlig offen.

Das befreundete Oesterreich hat in dem in Betracht kommenden Grenzgebiet nur die größeren festen Plätze Przemysl und Krakau, von denen ersteres den Vereinigungspunkt für alle aus Rußland nach Oesterreich direct führende Bahnen*) bildet und von der russischen Grenze nach Osten hin 187, nach Norden hin 58 Kilometer entfernt liegt, während Krakau einen 200 Kilometer diesseits Przemysl gelegenen wichtigen Sperrpunkt in der Fortsetzung der Bahnen Przemysl-Przebinia-Myslowitz-Oppeln und Kosel einerseits und Przemysl-Przebinia-Oswiecim-Troppau und Prerau-Lundenburg-Wien andererseits bildet. Krakau ist, abgesehen von seiner sonstigen militärischen Bedeutung, auch insofern von Wichtigkeit, als es nur 8 Kilometer südlich der russischen Grenze und etwa 35 Kilometer südlich der russisch-deutschen Eisenbahnlinie Brest Litowsk-Iwangorod-Bsinek-Kielzy-Myslowitz liegt.

In Rußland liegen ebenfalls nur wenige befestigte Orte innerhalb des in Betracht kommenden Grenzgebietes. Zunächst ist der Weichsel(Wisla)-Uebergang bei N. Alexandrija — 70 Kilometer nördlich der österreichischen Grenze — befestigt; 18 Kilometer nordwestlich N. Alexandrija ist der Uebergang der obengenannten Bahn Brest-Litowsk-Bsinek-Kielzy-Myslowitz über die Weichsel bei Iwangorod durch einen Kranz von Forts gesichert, der außer dieser Bahn auch die nach dem südlichen Rußland über Ljublin und Kowel führende Bahn an ihrem Ausgangspunkt beherrscht. Die von Iwangorod nach Norden, von Brest-Litowsk über Lukow und Siedlze nach Westen, von Deutsch-Eylau über Nowogeorgijewsk nach Südosten und von Skernewizy nach Osten führenden Bahnen, von denen die letztbezeichnete die von Thorn nach Südosten und von Myslowitz über Somkowize, Tschenstochow und Petrokow nach Nordosten laufenden Schienenwege aufnimmt, laufen sämmtlich in Warschau zusammen, so daß ohne den Besitz dieser starken Armeefestung, welche übrigens von der deutschen Grenze im Westen 215, im Norden 112 Kilometer entfernt liegt, die in das Innere führenden Bahnen zunächst unbenutzbar sind. Der Straßenübergang über die Weichsel bei Sakrotschin und die Bahn Deutsch Eylau-Warschau sind ferner durch den Fortskranz und die Kernfestung von Nowogeorgijewsk (83 Kilometer südlich der deutschen Grenze) gesichert. Den Bobrübergang der vom Knotenpunkt Lyck über Bielostok und Brest-Litowsk nach dem Süden führenden Bahn decken die Forts westlich Gonionds, den Straßen- und Bahnübergang über den Niemen auf der Route Königsberg-Wilna die Forts von Kowno, welche 65 Kilometer östlich der deutschen Grenze liegen. Rückwärts der erstgedachten Gruppe von befestigten Plätzen (N. Alexandrija, Iwangorod, Warschau, Nowogeorgijewsk und Gonionds) und zwar von ihnen allen ziemlich gleich weit (140—205 Kilometer) entfernt, liegt die große Fortsfestung Brest-Litowsk, welche die Bahnen nach Moskau, nach dem Süden und, auf der Bielostoker Route, auch nach Wilna und Petersburg sperrt. Rückwärts Kowno, und zwar 195 Kilometer nordöstlich davon, liegt nur noch der befestigte Knotenpunkt Dünaburg.

Bei einem Angriffskrieg Rußlands gegen Deutschland würden, wie aus den obengegebenen Daten erhellt, bestenfalls nur für die Strecke zwischen Posen und Thorn verhältnißmäßig schwache Truppenmassen, die sich auf diese beiden Plätze oder vielmehr deren Besatzungen zu stützen vermögen, zur Vertheitigung genügen, dagegen würde die 300 Kilometer lange Grenzstrecke südlich von Posen und die etwa 500 Kilometer lange Strecke östlich von Thorn im Wesenlichen durch die großen Massen der Feldarmee vertheidigt werden müssen. Ebenso würde einem Angriff Rußlands auf Galizien wesentlich durch Feldtruppen begegnet werden müssen, da Krakau und Przemysl zu weit auseinanderliegen.

Eine Cooperation der Heere des Deutschen Reichs und Oesterreich-Ungarns gegen Rußland würde selbstredend die Vertheidigung der Grenzen jener beiden Reiche so erleichtern, daß Rußland wahrscheinlich bald die Offensive aufgeben müßte; in diesem Fall, wie überhaupt in der Annahme, daß Rußland sich auf die Vertheidigung gegen eines der beiden Nachbarreiche oder gegen beide beschränkt, besitzt es in den obengenannten Festungen Waffenplätze von sehr großer Bedeutung, die — wenn schon verhältnißmäßig weit von den Grenzen liegend — doch ohne Zweifel schon in den ersten Stadien des Feldzugs Theile der angreifenden Armeen absorbiren würden.

Ganz anders sieht es an der Grenze unseres „interessantesten Nachbars" aus. Schon auf deutscher Seite sind die befestigten Punkte weit dichter gesäet. Diedenhofen, nur 15 Kilometer von der französischen Grenze, deckt die Bahnen nach Trier und Saargemünd; Metz, in der Kernfestung nur 14 Kilometer von der Grenze, rings mit Forts umgeben und eine Armeefestung ersten Ranges, deckt die Bahnen und Straßen nach der Saar und nach Straßburg; Bitsch — 10 Kilometer diesseits der Grenze — verhindert eine Benutzung der Bahn Saargemünd-Hagenau nach dem etwaigen Fall von Metz; Saarlouis — 55 Kilometer diesseits der Grenze — eine solche der Bahn Conz-Saarbrücken, wenn Diedenhofen genommen oder die Neutralität Luxemburgs nicht respectirt worden sein sollte. In Entfernungen von resp. 45, 44, 90, 130 und 180 Kilometer von der französischen Grenze und unter sich nur zwischen 44 und 88 Kilometer entfernt, liegen die Rheinfestungen Neubreisach, Straßburg, Rastatt, Germersheim und Mainz, und von diesen Plätzen ist einer, Straßburg, wiederum eine Armeefestung ersten Ranges. Es folgen dann an der Rheinlinie nach abwärts Coblenz, Köln — gleichfalls Armeefestung — und Wesel in ähnlichen Abständen wie die vorgenannten Festungen und von der luxemburger, resp. belgischen und holländischen Grenze resp. 102, 75 und 34 Kilometer entfernt. (Die kleinen fortificatorischen Sicherungen der Rheinbrücken sind in Vorstehendem nicht erst besonders erwähnt.)

Hinter der Rheinlinie folgen allerdings die nächsten befestigten Plätze — Ulm und Ingolstadt in Süden, Magdeburg im Norden — in sehr beträchtlicher Entfernung. Immerhin wird man geneigt sein, unsere Westgrenze, die von drei Waffenplätzen ersten Ranges und acht größeren und kleineren Festungen vertheidigt wird, als recht gut gesichert anzusehen, und in der That ist sie es auch bis auf die 130 Kilometer lange Strecke südlich Straßburg, in der nur das kleine Breisach liegt. Und selbst ein Vorbrechen auf diese Strecke hin erfordert die Detachirung bedeutender Truppenmassen nach Straßburg, so daß, wenn der Krieg sich auf deutschem Gebiet abspielen sollte, unbedingt sofort neben dem Feldkriege ein bedeutender Festungskampf sich entwickeln würde.

Aber was wollen die deutschen Befestigungen gegen diejenigen der französischen Ostgrenze besagen! Es ist wahr, Frankreich ist insofern in einer ungünstigen Lage, als Paris nur 260 Kilometer jenseits der deutschen Grenze liegt und, ganz abgesehen von seiner jetzt enormen militärischen Bedeutung, in den Augen jedes echten Franzosen in ganz anderer Weise geschützt sein muß als die Hauptstadt irgend eines anderen Landes; hat doch die Sucht, den Weg nach Paris zu decken, im Jahre 1870 zu den schwersten Fehlern geführt. Aber selbst wenn man auf diese ungünstige Situirung der Hauptstadt Rücksicht nimmt, bleibt doch der enorme Aufwand an Fortifikationen erstaunenswerth, den Frankreichs Ostgrenze aufweist.

Will man Parallelen ziehen, so mag etwa Diedenhofen, Coblenz, Köln und Wesel den französischen Plätzen Longwy, Montmédy, Mézières, Rocroy, Givet, Avesnes, Guise, Landrecy, Maubeuge, Le Quesnois, Cambray, Bouchain, Valenciennes, Arras, Douay, St. Amand, Condé, Lille, Aire und St. Omer verglichen werden; ferner Metz mit Verdun, Straßburg mit Toul, Mainz mit Reims und Ulm mit Dijon. In

*) Die auf österreichischem Gebiet bleibende Bahn Jaroslaw-Sokal ist in die Karte noch nicht eingetragen. Sokal (am Bug) liegt 10 km westlich der russischen Grenze.

Digitized by Google

diesem Vergleich sind acht deutsche Plätze, von denen nur drei (Metz, Straßburg, Köln) moderne Fortsfestungen, vierundzwanzig französischen gegenübergestellt, unter denen sechs (Maubeuge, Lille, Verdun, Toul, Reims, Dijon) Fortsfestungen sind; unberücksichtigt geblieben sind auf deutscher Seite bei dem bisherigen Vergleich fünf Plätze, die kleinen Festungen Saarlouis, Bitsch und Neubreisach, sowie das ziemlich unmoderne Rastatt und Germersheim; auf französischer hingegen zehn Plätze, Hesdin, Doulens, Péronne, La Fère, Laon, Soissons, das mit Forts umgebene Epinal und die gewaltigen Fortsfestungen Langres, Besançon und Belfort. Wenn schon diese Ueberzahl an großen und kleinen Festungen — 34 gegen 13 — das französische Uebergewicht in Bezug auf fortificatorische Sicherung der Grenze erkennen läßt, so kommt hinzu, daß das ohnehin sehr engmaschige Festungsnetz durch eine große Anzahl von Forts noch verstärkt ist. Auf der 51 Kilometer langen Strecke zwischen den Außenforts von Verdun und Toul liegen fünf Forts in einer durchschnittlichen Entfernung von weniger als 9 Kilometer; ihnen entsprechen zwischen den Außenforts von Epinal und Belfort, deren Entfernung von einander 50 Kilometer beträgt, wieder fünf Forts. Endlich liegen vor Nancy und Luneville noch drei und zwischen Toul und Langres noch zwei Forts. Und hinter dem Allen die Millionenfestung Paris!

Nach Vorstehendem darf nicht bezweifelt werden, daß, wenn es gelingt, einen deutsch-französischen Krieg auf französischem Gebiet zu beginnen, dieser Krieg sich zu allererst um die Einschließung von Festungen und um die Wegnahme von Forts handeln würde. Weggenommen müssen einige Sperrforts werden, weil man unmöglich mit der gesammten Armee auf der schmalen Lücke zwischen zwei noch besetzten Forts, und in einer dementsprechenden Breite rück- und vorwärts derselben, würde marschiren können, vielmehr unbedingt mehrerer Straßen für den Vormarsch bedarf.

Jedenfalls ist die uns namentlich von französischer Seite bereitete fortificatorische Situation ziemlich schwierig. Zieht man die, wie versichert wird, colossale Wirkung modernster Sprenggeschosse mit in Betracht, so erscheint es jedenfalls als eine unabweisbare patriotische Pflicht, die Regierung wenigstens in ihrer Sorge um den nothwendigen Ausbau der bestehenden deutschen Festungen kräftig zu unterstützen.

Englische Arbeiterversicherung.

Die auf Selbsthülfe beruhenden Arbeitergenossenschaften, wie sie durch den unvergeßlichen Schulze-Delitzsch in's Leben gerufen wurden, haben in wenigen Jahren das vierte Jahrzehnt ihres Bestehens vollendet. Was sie in dieser langen Zeit für das wirthschaftliche Leben unseres Volkes geleistet, und wie sie namentlich in dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens einem großen Theile des deutschen Bürgerthums bei der durch arge politische Verhältnisse zurückgehaltenen ökonomischen Entwickelung Rückhalt und Anlehnung gewährten, bedarf keiner näheren Darlegung. Inmitten des hin- und herwogenden Kampfes um socialpolitische Umbildungen ist man in manchen Kreisen nur zu sehr geneigt, das zu vergessen. Es ist indessen eine bemerkenswerthe Thatsache, daß die Genossenschaften die Arbeiterversicherung nie in den Kreis ihrer Bestrebungen gezogen haben. Die Ansätze, die dazu aus der freien Thätigkeit der arbeitenden Klassen heraus durch Gewerkvereine und gewerbliche Hülfskassen gemacht wurden, sind zu keiner Entfaltung im größeren Maßstabe gekommen. Das Mißtrauen, welches der Staat den auf Selbsthülfe der Arbeiter beruhenden Organisationen entgegen trug, das Emporwuchern der socialdemokratischen Doktrinen, die Verquickung mit politischen Parteibestrebungen, das mangelnde Bewußtsein von der tiefgreifenden Bedeutung der Sache haben sich dem hemmend entgegengestellt. Die Reichsregierung hat ohne Anlehnung an die bereits vorhandenen spontanen Bildungen das Arbeiterversicherungswesen allein in die Hand genommen und zu einem obligatorischen gemacht. Während nun bei uns von Staatswegen auf diesem Felde gearbeitet wird, hat in England das Versicherungswesen der selbständigen Arbeiterverbände einen Aufschwung genommen, von dem man sich außerhalb der berufsmäßig diesen Erscheinungen folgenden Kreise kaum einen Begriff macht. Niemand wird in Abrede stellen, daß dies die eingehendste Beachtung in Deutschland zu finden verdient. Seit den trefflichen Arbeiten von Ludlow und Jones (Die arbeitenden Klassen Englands 1868) und Brentano (Zur Geschichte der englischen Gewerkvereine 1871) ist man bei uns in weiteren Kreisen über die Entwickelung der Arbeiterverhältnisse in England in den letzten 15—20 Jahren nicht ausreichend unterrichtet worden. Mit um so größerer Befriedigung werden wir das Buch von J. M. Baernreither*) begrüßen, das uns neben einer allgemeinen Darlegung der englischen Arbeiterverhältnisse eine eingehende Schilderung des Versicherungswesens, der sogenannten friendly societies gewährt. Es handelt sich dabei allerdings nicht um Erscheinungen und Bildungen, die schlechthin vorbildlich für uns sein können, der Verfasser hat mit Recht großen Werth darauf gelegt, auszuführen, wie die Entwickelung der Arbeiterverhältnisse in England auf ganz eigenartigen Grundlagen beruht: eigenartig durch eine an Jahrhunderte alte Bildungen anknüpfende Tradition, eigenartig durch sociale und politische Verhältnisse, wie sie eben nur England aufzuweisen hatte. So setzen die thatsächlich bestehenden Organisationen der Arbeiter eine lange historische Entwickelung fort, so tragen sie das Gepräge nicht bloß dieser Entwickelung, sondern auch eines specifisch ausgeprägten Volkscharakters. Der Verfasser bezeichnet drei große entscheidende Thatsachen als die Voraussetzungen, auf denen die heutige Culturentwickelung des englischen Arbeiterstandes beruht: erstens der riesige Produktionsprozeß, der seit Jahrhunderten vorbereitet, heute in kolossalen Dimensionen fremde billige Lebensmittel sowie Rohstoffe einführt und die verarbeiteten Produkte, vermehrt durch die Schätze des eigenen Bodens der Insel, auf der ganzen Welt absetzt; zweitens der große sociale Zug, der die englische Geistesrichtung, Wissenschaft und Gesetzgebung beherrscht — endlich die große Kunst des Engländers, sich selbst zu helfen und sich selbst zu regieren. Nirgends haben so wie in England die Arbeiter es verstanden, durch einiges, consequentes, ruhiges Auftreten eine Besserung ihrer Lage herbeizuführen und zwar ohne daß ihnen dabei das allgemeine Stimmrecht zu Hülfe kam. Der nüchterne praktische Sinn der großen Mehrheit, die nur dem Erreichbaren nachstrebte, hielt die socialdemokratische Doktrin ferner als anderswo. Die Arbeiter haben, um mit Brentano's Worten zu reden, „in gleicher Weise die geisteshoffährtigen Belehrungen der mit ihnen vornehm sympathisirenden socialistischen und communistischen Theoretiker, wie das beschränkte Poltern und die dünkelhaften Denunciationen extremer Oekonomisten" abgewiesen. Selbst Marx, der doch lange Jahre unter den englischen Arbeitern lebte, ist auf das Gros derselben ohne nennenswerthen Einfluß geblieben. Als im Januar 1885 unter dem Vorsitz des früheren Ministers Sir Charles Dilke eine Conferenz von Delegirten vieler trades unions, cooperative societies und anderer Vereine und Industrien zusammentrat, an der auch viele Parlamentsmitglieder theilnahmen, da kamen in den sehr lebhaften Debatten allerdings mancherlei socialistische Ideen landläufiger Art zum Vorschein, keineswegs aber erschien die socialistische Doctrin als ein Mittelpunkt für die Bestrebungen der Arbeiter, die stets die nächsten Ziele, Reform des Lohnverhältnisses und weitere Ausbildung der auf Selbsthülfe gegründeten Institutionen im Auge behielten. Da sie an der weiteren Gestaltung socialer Institutionen in unmittelbarster Mitarbeit theilnahmen und sich der dabei zu überwindenden Schwierigkeiten aus eigenster Erfahrung bewußt wurden, hielten sie sich allen bloßen Utopien fern. Diese Geistesrichtung ist dann für die Entwickelung der socialen Frage in England entscheidend gewesen.

*) Die engl. Arbeiterverbände und ihr Recht. Bd. 1. Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Aufschwung und die Reform der englischen Arbeiterverhältnisse datirt etwa seit 40 Jahren. In nicht geringem Grade wirkte dabei die Reaction mit, welche sich seit Jahrzehnten gegen ein gräuelvolles Ausbeutungssystem erhoben hatte. Zu dem stürmischen Drängen der Arbeiter gesellten sich alsbald Stimmen aus allen Ständen. Die Nation besann sich auf ihre Pflichten gegen die arbeitenden Klassen, die so lange vernachlässigt waren. Die Arbeiterfrage kam vorwärts, nicht weil die Arbeiter den Staat anriefen, sondern weil die Nation die Frage zu der ihrigen machte, und eine neue Richtung sowohl in der Gesetzgebung des Staates, wie in der Selbstverwaltung und in den auf Selbsthülfe gegründeten Verbänden zum Durchbruch brachte. Die erhöhten Lebens- und Culturbedürfnisse oder, mit Stuart Mills Worten zu reden, die Gewohnheiten und Ansprüche des Arbeiterstandes erzwangen sich Geltung, indem sie auch der Regierung eine bestimmte Richtung für die einzuschlagende Gesetzgebung vorzeichneten. Es wurden neue große Verwaltungszweige zum Schutz und zur Förderung der Wohlfahrt der Arbeiter eingeführt, so 1871 ein eigenes königliches Ministerium für Selbstverwaltung, insbesondere für Armenpflege, Gesundheitswesen, Bau- und Wegepolizei (local government board); seit 1870 wurde im Privy council ein Education department eingerichtet, das eine Reform des Schulwesens anbahnte: Fortbildungsschulen und Industrieschulen erhielten eine besondere Förderung. Gleichzeitig wurde durch die neue Gesetzgebung für Fabriken, Bergwerke ꝛc. wesentlich an den Arbeiterverhältnissen gebessert. Wir begnügen uns, hierbei auf die Hauptgesetze hinzuweisen, die im letzten Jahrzehnt in Wirksamkeit traten. Wir nennen in erster Linie das Fabrikgesetz vom Jahre 1878, das eine Reihe wichtiger Maßregeln für Gesundheit und Sicherung der Arbeiter, für den Schutz von Kindern, jungen Leuten und Frauen enthält und eine Controle durch die vom Home office eingesetzten Inspectoren herstellt. Bezüglich des Lehrvertrages kommen namentlich in Betracht die employers and workmen act, die conspiracy and protection of property act vom Jahre 1875. Hier handelt es sich besonders um strenge Scheidung der strafrechtlichen von der civilrechtlichen Seite in Betreff des Lohnverhältnisses. 1880 wurde ein Haftpflichtgesetz auf sieben Jahre erlassen, das sich im Ganzen nicht bewährte, aber eben dadurch indirect stark auf die Entwickelung der Unfallversicherung hinwirkte.

Neben diesem Allen kommt nun noch die ganz besondere Stellung in Betracht, die England im großen Weltverkehr einnimmt, indem ihm sein unermeßlicher Colonialbesitz ein Absatzgebiet sichert, wie keiner anderen Nation, so daß seine Stellung nach dieser Richtung hin eine ganz einzige ist. Die Großartigkeit dieser Weltstellung ist nicht ohne Rückwirkungen auf die Weltanschauung der Arbeiter geblieben. Sie erweiterte den Blick und stärkte die Thatkraft. Noch in den letzten Jahren haben die trades unions wie die working mens association Resolutionen zu Gunsten einer engeren Verbindung mit den Colonien beschlossen. — Zu diesem wichtigen Vorsprung, der den Engländer vor seinen Mitbewerbern auf dem Weltmarkte durch den Colonialbesitz erwuchs, tritt dann noch die größere Ordnung in dem Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, die größere Annäherung zwischen beiden, wie sie durch ein glückliches Ineinandergreifen der Staatsthätigkeit, des Selfgovernments und der in eine gesetzliche Form gebrachten Arbeiterverbände hervorgebracht war. Nirgends ist die genossenschaftliche Form zu einem bedeutsameren Ausdruck gekommen, wie in England, und nur in einem Lande, wo die politische Freiheit so entwickelt war, wie hier, konnte eine so ausgedehnte Entfaltung genossenschaftlicher Verbände ermöglicht werden. Neben dem Colonialbesitz liegt in diesem Verhältniß der Rückhalt, der England unverkennbare Vortheile vor jedem mitbewerbenden Staat gibt, welcher einen der Ordnung der Dinge in der Heimath feindlichen Socialismus im Rücken hat.

Die friendly societies stehen wie die trades unions in historischem Zusammenhang mit der früheren Culturentwickelung des Landes, auch sie knüpfen wie diese an die alten Gildeeinrichtungen an (Brentano). Sie sind auf Gegenseitigkeit gegründete Versicherungsanstalten, namentlich gegen Arbeitsunfähigkeit durch Unfall oder Krankheit, bis zu einem gewissen Grade auch gegen Invalidität. Sie gewähren Begräbnißgelder, sie versichern Renten für die Wittwen der Mitglieder und Erziehungsbeiträge für die Waisen derselben; keine Rente darf bei den gesetzlich registrirten Genossenschaften mehr als 50 £ (1000 Mark) und keine Lebensversicherung mehr als 200 £ (4000 Mark) ausmachen. Aus gegenseitigen Unterstützungsverbänden, wie sie Zusammenwohnen, gleiche Beschäftigung in kleineren Kreisen gestalteten, bildeten sie sich fast unbewußt allmählich zu regelrechten Versicherungsanstalten aus, wie ja Lebens- und Rentenversicherung in England überhaupt eine größere Rolle spielt als auf dem Continent. Wie wir gleich hier einschaltend bemerken wollen, ist die Invaliden- und Altersversicherung nicht über die Anfangsstadien hinausgelangt: Einmal erschienen die Prämien aus dem Lohneinkommen der Arbeiter allein, ohne jeden anderen Zuschuß, für den bei Weitem größten Theil der Arbeiter unerschwinglich, andererseits brachte es der facultative Charakter der Versicherung mit sich, daß namentlich der Arbeiter in jungen Jahren die Nothwendigkeit einer solchen Versicherung nicht recht in's Auge faßte. Um so mehr ist auf dem Gebiete der Versicherung geleistet, wo die Vortheile unmittelbar in's Auge springen, d. h. gegen Unfall und Krankheit. Die friendly societies sind recht eigentlich ein Werk der englischen Arbeiter und haben das gar nicht genug anzuerkennende Verdienst, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Versicherung unter der Arbeiterwelt verbreitet zu haben. Die wichtigste Kategorie derselben sind unzweifelhaft die Arbeiterorden, darunter in erster Linie die Manchester unity (old fellows) und die foresters.

Dieselben enthalten die Elite des Arbeiterstandes und zählen zu ihren Mitgliedern außerdem noch die ersten Staatsmänner der Nation, viele Parlamentsmitglieder, Gelehrte, große Kaufleute und Fabrikanten. Wenn diese sich auch bei der unmittelbaren Leitung der Orden nicht zu betheiligen haben, so verfehlen sie doch nie bei gewissen Anlässen, Versammlungen und Festen zu erscheinen und das Wort zu ergreifen. Indem sie das genossenschaftliche Leben mit dem großen Strom des öffentlichen Lebens in Verbindung setzen, tragen sie außerordentlich viel dazu bei, die äußere Stellung des Ordens zu verstärken und zu heben. Interessant ist, wie bei diesen Genossenschaften die schwierigen Fragen der Versicherungstechnik sowie der Finanzgebahrung und der Verwaltung zur allmählichen Lösung kommen. Es handelt sich um einen sehr langsamen, schweren und mit Opfern erkauften Uebergang aus ihrem ursprünglichen Verhältniß als gegenseitige Hülfsvereine in versicherungstechnisch consolidirte Hülfskassen. Insolvenz, leichtfertige und unredliche Verwaltung, Vergeudung der Beiträge waren bei den älteren friendly societies nichts Seltenes gewesen. In der Erkenntniß der Uebelstände lagen dann auch die Anfänge der Reformbewegung. Die Nothwendigkeit, eine schärfere Controle der friendly societies herzustellen, konnte nur durch eine unmittelbare Aufsicht des Staates erzielt werden. Demgegenüber erhob sich eine Strömung, die davon nichts wissen, sondern sich einzig und allein auch fernerhin auf das Princip der Selbsthülfe stellen wollte. Das beständige Ringen dieser beiden Richtungen führte schließlich zu einer facultativen Gesetzgebung, die durch die friendly societies act vom Jahre 1875 zu einem gewissen Abschluß gelangt. Dieselbe verfolgt das Ziel, einerseits die Rechts- und Handlungsfähigkeit der friendly societies auszubilden, andererseits eine Staatsaufsicht über dieselbe herzustellen, soweit sich die Genossenschaften durch Registrirung derselben unterwerfen wollten. Die Zahl der friendly societies wurde allmählich immer größer, zumal die größeren Arbeiterorden sich damit einverstanden erklärten. Keinesfalls konnte ein Zustand fortdauern, bei dem es möglich war, daß der Secretär einer friendly society, der 4000 Pfd. Sterl. unterschlagen hatte, freigesprochen wurde, weil eine nicht registrirte Kasse rechtlich keine Persönlichkeit sei. Allerdings wurde auf diesem Gebiet auch ohne Registrirung eine gewisse Abhülfe geschaffen, aber doch immerhin nur theilweise. Und auch im Uebrigen muß zugestanden werden, daß die sämmtlichen friendly

Digitized by Google

societies die versicherungsmäßige Solvenz noch lange nicht erreicht haben, wenn auch ein wesentlicher Fortschritt gegen die Zeit errungen war, wo es fast keine versicherungsmäßig solvente friendly society gab.

Trotz ihrer großen Ausdehnung und Verbreitung ist es indessen den Hülfskassen nicht gelungen, in allen Schichten der arbeitenden Bevölkerung gleichmäßig Boden zu gewinnen. Die ärmeren Klassen blieben entweder ganz außerhalb derselben, oder es wurden ihnen nur unvollkommenere Formen der Versicherung geboten, bei denen sie durch etwaige Zahlungsunfähigkeiten der Kassen gefährdet waren. Diese Umstände brachten es mit sich, daß auch in England die staatliche Arbeiterversicherung in's Auge gefaßt wurde. Das Government annuity system sollte hier eine Ergänzung der Selbsthülfe bringen. Selbstverständlich konnte man in England auch hierbei nur an eine facultative Institution denken, ein Zwangsverfahren mußte von vorn herein außer Ansatz bleiben. Gladstone hatte bereits 1864 als Schatzkanzler den Versuch gemacht, eine staatliche Lebens- und Rentenversicherung im Anschluß an die Postsparkassen in's Leben zu rufen. Bei dem großen Aufschwung des Hülfskassenwesens der friendly societies fand indessen diese Einrichtung keinen rechten Boden, ebensowenig konnte ein 1882 gemachter, etwas verbesserter Versuch bei der facultativen Gestaltung der Organisation eine Concurrenz mit den äußerst rührigen Privatgesellschaften aushalten. England war bei den scharf ausgeprägten Drang der Nation allen spontanen Kräften des Volkes freieste Entwickelung zu schaffen und die Staatsthätigkeit einzudämmen nicht das Land, wo eine obligatorische Arbeiterversicherung zunächst gedeihen konnte.

Es zeigte sich dies wieder in den letzten Jahren, als derartige Pläne durch die socialpolitische Gesetzgebung in Deutschland angeregt wurden. Allerdings war die Stimmung nicht mehr ganz dieselbe wie in früheren Jahren, wo man von solchen Absichten überhaupt nichts hören wollte. Jetzt kamen die einschlägigen Fragen wenigstens zu eingehender Discussion. Es bildete sich eine national providence ligue for the promotion of national compulsory insurance against destitution in sickness, infirmity and old age. Männer aller Parteien gehörten diesem Vereine an, der verstorbene Earl of Shaftesbury war einer ihrer Präsidenten. Als Organ des Vereins diente eine eigene Vierteljahrsschrift „National providence reporter". Im vorigen Jahre tagte ein select committee, das die Frage der allgemeinen nationalen Versicherung (national provident insurance) zu prüfen hatte. Der Ausgangspunkt dafür lag in der eigenthümlichen Gestaltung der englischen Armenpflege. Man war bestrebt sich über das deutsche System der Arbeiterversicherung möglichst eingehend zu unterrichten. Ein deutscher Gelehrter, Dr. Aschrott, Verfasser eines trefflichen Buches über die englische Armenpflege, wurde damals ersucht, Aufklärungen über die betreffende deutsche Gesetzgebung zu geben. Der Gedanke einer obligatorischen Arbeiterversicherung fand nur vereinzelte Vertreter. Die von Blackley und Stratton entworfenen Pläne begegneten einer abfälligen Beurtheilung. Jener verlangt, daß ausnahmslos jedes Individuum der Nation, arm und reich, Mann und Weib, nach erreichtem 18. Lebensjahre einen Betrag von zehn Pfd. Sterl. in eine nationale Arbeiter- und Krankenversicherung für Lohnarbeiter einzahlen sollte. Dieser wollte eine unter Oberaufsicht des Staates stehende, auf Freiwilligkeit beruhende Hülfskasse begründet haben. Man fürchtete bedenkliche Rückwirkungen auf den Unabhängigkeitssinn der Arbeiter, man fand es unbillig, daß die Versicherung sich nur auf Lohnarbeiter erstrecken sollte. So erscheinen die auf dieses Ziel gerichteten Bestrebungen zur Zeit aussichtslos.

Endlich weist Baernreither darauf hin, wie die Altersversorgung erst vor den Anfängen ihrer Lösung steht, wie bei den Versicherungen der friendly societies nicht systematisch nach einem Plan, sondern je nach Bedürfniß vorgegangen wurde, wie der hervorstechendste Zug der Gegenwart darin bestehe, diese Institution unter wachsender Staatsaufsicht financiell zu consolidiren. Als Hauptschattenseiten erscheinen einmal die Zersplitterung der Kräfte, andererseits aber die verhältnißmäßige Hülfslosigkeit der ärmeren Arbeiterklassen, die es zu einem consolidirten Kassensystem überhaupt nicht gebracht haben und vielfach der Ausbeutung durch die großen Begräbnißkassen ausgesetzt sind. Es darf an dieser Stelle nicht ungesagt bleiben, daß auch das Elend der Arbeitslosigkeit, wie sie durch Geschäftsstockungen hervorgerufen wird, immer wieder weite Kreise von Arbeitern ergreift, von denen der schwächere Theil unrettbar erliegt. Indessen stehen den Nachtheilen doch große Vortheile gegenüber, nicht allein durch die positive Leistung für einen größeren Theil der Arbeiterbevölkerung, sondern nicht minder dadurch, daß die friendly societies in alle Arbeiterkreise das immer tiefer dringende Bewußtsein getragen haben, wie die Arbeiterversicherung zu den wichtigsten Mitteln gehört, durch welche der Arbeiter in den Stand gesetzt wird, sich wenigstens theilweise von den Sorgen zu entlasten, mit welchen die Aussicht auf Arbeitsunfähigkeit, wie sie Krankheit oder die Gefahren des Berufs mit sich bringen, ihn bedrücken müssen, so daß er mit gehobenem Lebensmuthe an den Aufgaben der Gegenwart, vor allem an der Besserung und Hebung der eigenen Lebensstellung arbeiten kann. So werden diese Genossenschaften die Lehrer der Arbeiter, und darin liegt ihr größtes Verdienst.

Werfen wir noch einen raschen Blick auf den Ausgangspunkt. Kein Zweifel, daß Baernreither durchaus Recht hat, wenn er die Entwickelung der englischen Arbeiterverhältnisse zurückführt auf die Eigenthümlichkeiten, die aus der historischen Entwickelung, aus der politischen und wirthschaftlichen Gestaltung des Inselreichs, sowie aus dem specifischen Volkscharakter hervorgehen und England durch seine Ausbreitung über den ganzen Erdkreis eine mit keiner Nation zu vergleichende Weltstellung gegeben haben. Wir erinnern uns bei diesen Ausführungen unwillkürlich, wie einst Montesquieu die politische Gestaltung Englands als die reichste Ausprägung des germanischen Staatsgedankens bezeichnet hat. Wenn so die Wege, die England gegangen, von keiner anderen Nation, weder politisch noch wirthschaftlich schlechthin in derselben Weise beschritten werden können, so muß doch in den gewaltigen Erfolgen, welche die spontanen Kräfte der englischen Arbeitergenossenschaften durch Selbstthätigkeit und Selbsthülfe davon getragen haben, im Ganzen und Großen ein leuchtendes Beispiel erblickt werden, das für uns nicht verloren sein darf.

J. R.

Literatur und Kunst.

Ueber japanische Malerei.

Von F. A. Junker von Langegg.

Die Technik der japanischen Bilderwerke weicht in Vielem von der unserer Malerei ab, sowie auch das Material theilweise ein verschiedenes ist. Die alten Meister benützten als Malgrund, wie die Künstler der Gegenwart, Papier, Seide oder Holz; nur ausnahmsweise auch Leinwand für Gemälde auf den üblichen Schiebewänden: Fusuma. Letztere, obwohl häufig trefflich und geschmackvoll ausgeführt, sind jedoch nie das Werk von Malern ersten Ranges. Gemälde berühmter Meister auf Holz findet man häufig in Tempeln und Palästen. Hierzu wird Getäfel aus dem schön gemaserten rothbraunen Kernholz des Sugi: (Cryptomeria Japonica) „Akami" genannt, jeder anderen Holzart, selbst dem ledergelben Splint desselben Baumes: „Shirata", dessen Maserung weniger ausgeprägt, vorgezogen. Freskogemälde sind in Japan unbekannt, dagegen in China nicht selten.

Gemälde und Zeichnungen werden je nach Form und Zweck unterschieden und benannt und dienen als Kake-mono: „Hängebilder" (von Kakeru: aufhängen, und Mono: ein Ding); Maki-mono: „Rollbilder" (von Maku: aufrollen, um einen

Digitized by Google

festen Gegenstand wickeln); Wandschirme; Biyô-bu (von Biyô: „Hecke, Wand" und Fu: „Wind"); Fächer: Uchi-wa oder Ogi; und seit dem letzten Jahrhunderten als Buchzierath und Illustrationen: Bun-yeri: „Buch-Holzschnitte".

Bei den Kake-mono übertrifft die Höhe die Breite. Das Bild, welches entweder auf Seide oder Papier gemalt ist, wird gewöhnlich auf Leinwand aufgezogen mittelst Nori, d. i. zu einer Gallerte eingekochtem Reis, welcher stets als Kleister oder Leim, selbst für Tischlerarbeiten dient, da er keine farbigen Flecke hinterläßt. Das so aufgespannte Bild wird oben und unten mit einem breiten, seitlich mit einem schmäleren Rande aus weichem Seiden- oder Goldbrokat, gewöhnlich von hohem Alter und Werthe, umrahmt, und unten in einem stärkeren, gewöhnlich auch oben in einen dünneren Rollstab aus mehr weniger kostbarem Holz, meist aus Ebenholz, gefalzt. Durch das Gewicht des unteren Stabes wird das Hängebild in Spannung erhalten. Beide Stäbe stehen etwas über die Breite des Bildes vor und endigen beiderseits mit einem Knopf oder einer Kugel aus gleichem Holz, oder aus Bergkrystall, Elfenbein, Lack- oder eingelegter Arbeit. Von jedem Ende des oberen Stabes hängt ein schmaler Streifen Brokat herab, womit ehemals, wie uns alte Werke berichten, das zusammengerollte Bild aufgebunden wurde, welche aber jetzt nur mehr als Zierath dienen. Die Kake-mono werden, gleich unseren Bildern, als Wandschmuck aufgehangen, daher ihre Name: „Hänge- oder Wandbilder".

Es würde den heikeln Geschmack der Japaner verletzen, mehrere Bilder, und gar Darstellungen verschiedentlicher Gegenstände, gleichzeitig in demselben Gelasse anzubringen, wie es bei uns Gebrauch ist. Darum hängen sie nur ein Bild, ausnahmsweise zwei oder drei an die dem Eingange gegenüber befindliche Wand der Ehrennische: Toko-no-ma, der Empfangstube. Sind es mehr als ein Bild, so behandeln diese denselben Gegenstand oder die Entwickelung des gleichen Ereignisses, und die Hauptdarstellung nimmt dann die Mitte ein, falls deren drei. Bildersammlungen werden mit dem oberen Randstäben in ein unten offenes karnies-artiges Kästchen befestigt, welches unter der Decke an der Wand des Toko-no-ma angebracht ist, und in welchem, mit Ausnahme des einen zur Schau gestellten offen herabhängenden Gemäldes, die anderen aufgerollt und mit einem seidenen Tuche umschlagen, ruhen. Derartige Gemäldesammlungen befinden sich als Kunstschatz im Besitze von Tempeln und alten Adelsfamilien, doch dürfte man selbst in der Neuzeit, welche wie überall, auch in Japan ihre Nouveaux riches erzeugte, in den Häusern reicher Bürger kaum je solchen von alten Meistern und höherem Kunstwerthe begegnen. Vor dem Hängebilde steht meist auf einem niedrigen Gestell oder auf der Dielenmatte eine Blumenvase mit einem blühenden Zweig oder mit Blumen, welche zu demselben irgend eine poetische oder ideelle Beziehung haben. Es ist gebräuchlich, bei Gastmahlen, besonders bei den ceremoniellen Theegesellschaften, den Châ-no-yu, sowohl die Hängebilder als den Blumenschmuck öfters zu wechseln, um die Stimmung der Gäste entsprechend anzuregen, welche sich während der vorzunehmenden Veränderungen in den anliegenden Garten begeben.

Die Kake-mono sind unzweifelhaft die älteste Bilderform, wir wir aus den ältesten noch erhaltenen Gemälden erschließen können, z. B. dem des Asa Dai-jin vom Jahre 600. Die meisten nach dem 15. Jahrhundert gemalten Bilder zeigen die Signatur des Malers, und sind außerdem mit einen Abdruck in Zinnober oder Tusche seines Privatsiegels: „In" oder „Han", versehen. Solche Siegel sind stets in den chinesischen Quadratschriftzeichen geschnitten, welche die Japaner Kaku-no moji, und die Chinesen Sâng fâng-ta-êuén (wörtlich: „Obenviereckig-große Schrift") nennen. Aeltere Gemälde sind niemals signirt. Gegenstand der Kake-mono sind eine einzige größere Figur oder Gruppe, ausnahmsweise, und nur bei den Malern der Tosa-Schule, mehrere kleinere zusammengehörige Figuren oder Gruppen, welche eine Art geschlossener Reihendarstellung bilden.

Die Maki-mono: „Rollbilder" mögen am treffendsten als Kake-mono von unbestimmter Länge beschrieben werden, die, anstatt senkrecht aufgehangen in wagerechter Richtung aufgerollt werden, in welcher auch die Zeichnung betrachtet wird. Sie stammen aus späterer Zeit als die Hängebilder, und kamen erst im 16. Jahrhundert in Gebrauch, als man anfing, figurenreiche Bilder zu malen. Die ältesten bekannten Rollbilder sind die des Carricaturenmalers Toba Sô-jô. Sie wurden bald so allgemein beliebt, daß vom 12. Jahrhundert an viele Künstler nur solche malten. Ihre Form war ursprünglich eine Nachahmung jener der heiligen Schriften der Buddhisten, wie sie zuerst im 7. und 8. Jahrhundert von den Missionären aus Korea und China herübergebracht wurden, von welchen noch jetzt viele in den Bibliotheken der Tempel und Klöster aufbewahrt werden.

Die Maki-mono sind gleichfalls auf Seide oder Papier gemalt, die allerältesten aber ausschließlich auf letzterem. Wegen der Kleinheit des Papiers und der geringen Breite der Seide (etwa 50 cm) werden die Maki-mono stets in Stücken gemalt, welche nachher zusammengesetzt und auf Leinwand oder stärkeres Papier aufgezogen werden. Hierauf werden sie oben und unten mit einen schmalen und beiderseits mit einen breiteren Streifen von Papier besserer Gattung oder gewöhnlicher von Seide oder Brokat eingerandet. Die beiden seitlichen Enden werden wie die Kake-mono in runde Stäbe, jedoch ohne herabhängende Brokatestreifen, eingefalzt. Aufgerollt werden sie mittelst einer am äußeren Stabe befestigten Seidenschnur zusammengebunden, zum Schutze in ein Seidentuch geschlagen und in einem mehr oder weniger eleganten Holzkästchen aufbewahrt.

Die Maki-mono sind nicht so häufig als die Hängebilder mit der Signatur und dem Siegel des Malers versehen. Die Originale alter Meister befinden sich im Besitze des Mikado, der alten Aristokratie und der Klöster, und werden für unschätzbar gehalten. Daher wird man echten alten Rollbildern nur äußerst selten in Privatsammlungen begegnen, und selbst gute Copien sind sehr schwer zu erlangen. Dies um so weniger, da mit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts keine Maki-mono mehr gemalt und gute Copien zu kostspielig wurden.

Der bedeutende Flächenraum, der meist aus vier bis sechs, etwa 60 cm breiten Blättern bestehenden Wandschirme: Biyô-bu bietet Gelegenheit zur Darstellung größerer Gegenstände und zusammengehöriger oder fortschreitender Begebenheiten, welche sich öfters über zwei Schirme fortsetzen und bis zwölf Blätter füllen. Deshalb eignen sie sich ganz besonders für Schlachtenbilder und Volksscenen. Einige der ältesten noch erhaltenen Gemälde sind auf solchen Schirmen wie z. B. jene Höllen- und Paradiesbilder des Kose-no Hirotaka aus dem 10. Jahrhundert im Tempel Chiô-raku-ji in Kiyôto, welche ich an anderer Stelle eingehend besprechen werde.

Fächer wurden, wie eine alte Chronik berichtet im Jahre 670 unter der Regierung Tenji Tennô's (38. Mikado) von einem Manne aus Tamba, einer Küstenprovinz am japanischen Meere, nördlich von Kiyôto, erfunden. Er beobachtete, wie Fledermäuse ihre Flügel öffneten und schlossen und suchte dies durch einen Mechanismus nachzuahmen, indem er Fächer aus Blättern machte, welche daher Kuwahori: Fledermäuse genannt wurden. Solche faltbare Fächer wurden später aus dem Holz der Sonnencypresse: Hi-no-ki (Chamaecyparis obtusa Endl.) und aus Bambus verfertigt. Die erste Art wurden Hi-ôgi: „Sonnenfächer", die aus Bambus, welche sich halb schließen: Chiuke: wörtlich: „Offen bis zur Mitte", genannt. Beide wurden nur bei festlichen und ceremoniellen Gelegenheiten benutzt. Jetzt sind zwei Formen von Fächern im Gebrauch: der gewöhnliche faltbare Fächer: Sensu oder Ogi, und der flache, offene Fächer; in Form der bekannten Palmettofächer aus dem Blatte der rundblättrigen Schirmpalme (Corypha rotundifolia Lam.), welche Uchi-wa: „Rundfächer" heißen. Beide Arten bestehen aus einem Bambusgerüste, welches mit Papier oder Seide überspannt ist. Die besten Ogi werden in Tô-Kiyô, Kiyôto, Ôsaka und Owari, die vorzüglichsten Uchi-wa in Nara verfertigt.

Ein Bonze Namens Gen-sei, zugleich Dichter und Maler, welcher in Fukaku bei Kiyôto in der Provinz Yamato lebte,

Digitized by Google

malte im Jahre 1660 Fächer mit ausgezeichnetem Geschmacke. Sein Stil wurde berühmt und noch heute bilden die Fukakuchi-wa den hauptsächlichsten Industriezweig dieser Provinz. Die namhaftesten Künstler der späteren Jahrhunderte malten gelegentlich Fächer, meistens in Tusche nach chinesischer Manier.

Hier sei eines anmuthigen Gebrauches unter Herren feiner Bildung gedacht: Es gilt als ein Zeichen der Höflichkeit und wohlwollenden Gesinnung, die Fächer der Freunde mit einem Stegreifgedichte: Uta, einem Moralspruch, gewöhnlich des Confucius oder Menzius, oder einem buddhistischen Bibeltext zu beschreiben, und häufig auch eine Zeichnung in Tusche beizufügen. Deshalb nehmen Herren bei Besuchen oder in Gesellschaften stets nur blanke weiße Papierfächer mit sich. Herren bedienen sich nie anderer als mit weißem Papier bezogener Fächer, welche entweder unbeschrieben, oder eigenhändig, oder durch einen Freund nach obiger Weise geziert sind. Nur Damen- und Kinderfächer sind aus Seide oder Papier, entweder farbig oder bemalt.

Wie die Fächermalerei, so sind auch Illustrationen für Bücher erst seit verhältnißmäßig neuerer Zeit bekannt. Die gegenwärtig gebräuchliche Buchform ist gleichfalls eine jüngere Erfindung, ältere Werke waren in Rollenform, wie die bereits erwähnten alten buddhistischen Schriften, gedruckt. Wir kennen keine Illustration vor dem 16. Jahrhundert, in welchem die Tosa-Maler zuerst Bücher mit ihren vortrefflichen Miniaturen zu schmücken begannen. Unter den neueren Künstlern, welche sich mit Buchillustrationen beschäftigten, gebürt Hoku-sai der erste Rang.

Die Stellung des japanischen Malers während der Arbeit ist verschieden von der unserer Künstler. Der Holzrahmen, auf welchen die Seide oder das Papier gespannt ist, wird nicht auf einer Staffelei aufrecht gestellt, sondern flach auf die Dielenmatte gelegt. Davor kauert der Maler in der gewöhnlichen Sitzweise der Japaner, indem er knieend den vorgebeugten Körper auf die Fersen stützt. Er gewinnt dadurch eine Art Vogelansicht seiner Zeichnung anstatt der richtigen Linearperspective, welchen Nachtheil er jedoch durch Gewohnheit und Uebung zu bemeistern versteht. Obgleich die japanischen Perspectiven keineswegs unseren Anforderungen entsprechen, so sind sie doch denen der Chinesen weit voran. Die Schwierigkeit einer richtigen perspectivischen Projection ist noch bei weitem größer bei den Rollbildern, welche wegen der großen Länge der Zeichnung für jede einzelne Abtheilung einen neuen Gesichtspunkt erfordern. Sie mußten daher nach Art der Panorama construirt werden.

Die Japaner bedienen sich sowohl zum Malen als zum Schreiben der Pinsel: Fude. Diese sind eine der sogenannten drei himmlischen Gaben, nämlich: „Papier, Tusche und Pinsel". Die besten Pinsel werden aus dem Wammenhaaren des Dachses: Tanuki (Nycterentes viverrinus) und des Hasen: Usagi (Lepus brachyurus Tem) verfertigt. Um das Haar zu entfetten, wird es zuerst zwischen den Händen mit Reiskleienasche gerieben. Dann wird es mittelst eines Messingkammes geordnet und je nach der Länge gesondert und in Reihen oder Fransen mit einer Gallerte aus Seealgen, entweder aus Funori oder aus Tsunomata nebeneinander geklebt. Wenn trocken, werden die fehlerhaften Haare mittelst eines Messers entfernt. Hierauf wird eine solche Haarfranse von entsprechender Breite zu einen spitzen Kegel gerollt, welcher den inneren Theil des Pinsels bildet. Dieser wird mit einer schmäleren Franse umgeben, wodurch der Pinsel die erforderliche fein zugespitzte Gestalt erhält. Schreibepinsel werden überdies durch einen eingelegten Papierkegel gesteift. Der Pinsel wird dann mit einen Seidenfaden festgebunden und mit derselben Gallerte in einen hohlen Bambusstiel geklebt. Zuletzt werden etwaige Unregelmäßigkeiten durch Kämmen und Rollen verbessert.

Die Japaner hatten stets mit Wasserfarben gemalt. Oelmalerei wurde erst in jüngster Zeit versucht. Die Farben werden in kleinen Porzellanschälchen bewahrt nnd auf Porzellantafeln gemischt. Sie sind entweder bereits von dem Fabrikanten mit Gallerte versetzt oder werden während des Gebrauches damit gemengt. Gleiches Bindemittel für die Malerei auf Seide oder Papier ist gleichfalls aus einer Seealge (Gelidium corneum) Ten-gusa genannt, bereitet, welche überall an der Küste vorkommt. Die Algen werden zuerst in süßem Wasser gewaschen, dann getrocknet, in kochendem Wasser aufgelöst und filtrirt. Die steif gewordene Gallertmasse wird im Winter gefroren, wodurch sie bleibend erhärtet, und so in Form feiner Nudeln geschnitten, in welcher sie unter den Namen Kan-ten in Handel kommt. Sie dient anstatt Hausenblase in der Küche, als Bindemittel zum Malen, und zum Leimen in der Papierfabrikation.

Die Farben wurden zuerst aus China eingeführt, später im Lande selbst hergestellt. Die Fabrikanten bewahren sorgfältig das Geheimniß der Bereitung. Neuerer Zeit werden auch europäische und amerikanische Farben benutzt, sie stehen aber den chinesischen und japanischen an Haltbarkeit nach, welche nicht abblassen oder den Ton verändern, wie man an Bildern, welche vor mehr als 800 Jahren gemalt wurden, sehen kann, deren Farben noch so frisch und lebendig erscheinen, als ob sie erst heute das Atelier des Künstlers verlassen hätten.

Tusche: Sumi, wird aus Lampenschwarz bereitet, welches man durch Verbrennen von harzreichem Fichtenholz, oder von Sesamöl, oder Colzaöl gewinnt. Das Lampenschwarz wird mit einer Lösung von Kan-ten-Gallerte gemengt und in hölzernen Formen getrocknet. Tusche gewinnt durch Alter und löst sich dann beim Anreiben leichter, gleichmäßiger und weniger kleberig, als wenn frisch. Beim Malen auf Seide muß derselben noch etwas Kan-ten als Bindemittel zugesetzt werden. Die besten Tuschen werden in Nara in der Provinz Yamashiro und verschiedenen Orten der Provinzen Yamato, Omi und Tamba verfertigt; jede Gattung ist im Handel unter einem besonderen Namen bekannt. Die Tusche, welche in Japan und China auch allgemein anstatt der Tinte zum Schreiben dient, wird vor jedesmaligem Gebrauche in einem länglichen, in der Mitte abgeschrägt-vertieften Napf: Susuri: „Tusche-Stein" angerieben. Die besten Tuschesteine sind aus einem schwarzen Schiefer: Ama-bata-ishi: „Stein aus Ame-bata" genannt, welcher nur in den Steinbrüchen von Ame-bata-mura: „Himmels-Halde Dorf" westlich von dem durch unzählige Abbildungen wohlbekannten, seit 1707 erloschenen Vulkan Fuji-no-Yama: „Berg der Unsterblichkeit, in der Provinz Kai gefunden wird.

Als Malgrund dienen verschiedene Arten von Seide: Kinu, und Papier: Kami, deren jede durch einen besonderen Namen unterschieden wird. Die besten Papiersorten werden aus dem Bast des Papier-Maulbeerbaumes: Kôdzu (Broussonetia papyrifera), des Mitsu-mata (Edgeworthia papyrifera) und des Gampi (Wickstroemia canescens, Endl., die beiden letzteren aus der Ordnung der Thymeleae oder Seideln), bereitet. Das Gampipapier ist äußerst zähe und wird von Motten und anderen Insecten nicht angefressen, daher es von Malern jeder anderen Sorte vorgezogen wird. Geringere Papiersorten werden auch aus anderen Pflanzen hergestellt. Japanisches Papier ist stets Büttenpapier, welches auf ähnliche Weise wie unser geschöpftes Papier gemacht wird, daher auch die Größe der einzelnen Bogen jener der Schöpfform entspricht. Der Gebrauch des Papiers war schon in ältesten Zeiten bekannt. Die erste geschichtliche Erwähnung desselben finden wir unter der Regierung der Kaiserin Suikô Tennô (593—628), als der Bonze Don-chô aus Korea die Papierfabrikation, die Tusche und Mahlsteine zuerst nach Japan brachte. Da jedoch bereits Jahrhunderte vor dieser Zeit Bücher in Japan bekannt waren, so dürfte sich dieser Bericht nur auf die Einführung des koreanischen Papiers beschränken. Man findet noch Papiere aus dem dritten Jahrhundert, welche ihrer Seltenheit wegen sorgfältig bewahrt werden und sich durch bewunderungswürdige Feinheit auszeichnen, und daher eine bereits hohe Entwickelungsstufe ihrer Fabrikation bezeugen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Taine über Napoleon I.

Von Julius Schvarcz.

Wenn sich eine literarische Größe wie Hippolyte Taine an einer so gewaltigen Gestalt der modernen Geschichte wie Napoleon Bonaparte versucht, so ist dies zunächst ein Ereigniß in den Augen all derjenigen, welche gewohnt sind, in den Aussprüchen gefeierter Autoren nicht sowohl einen Gegenstand für sachgemäße Kritik als einen ästhetischen Genuß zu suchen. Allein prüft man die Studie*) des berühmten französischen Akademikers von Standpunkten aus, welche sich uns — gegenüber einer so epochalen Erscheinung — in erster Linie aufdrängen, so kann man nicht umhin, zu erkennen, daß das Bild, welches Taine von Napoleon entwirft, nicht sowohl einen berufenen Beurtheiler vom Fache verräth, als die Hand des Meisters auf einem ihm trostlos fremden Gebiet. Hatte sich doch Napoleon nicht ausschließlich als Völkerwürger verewigt; er hat wohl auch die staatliche und gesellschaftliche Entwickelung unseres Jahrhunderts weit über sein kurzes Leben hinaus in hohem Maße beeinflußt, ja sogar eine Zeitlang mit leitender Hand gemaßregelt. Nun hat aber Taine seinem schriftstellerischen Namen einen soliden Glanz lediglich durch Werke verliehen, welche er als Aesthetiker, Psychologe und Literarhistoriker, theilweise auch als Geschichtsschreiber der französischen und der englischen Philosophie vollbrachte; Staatswissenschaft und Jurisprudenz standen bis jetzt ebenso ferne von seinem Arbeitskreise, wie Nationalökonomie oder die Lehre von der Feldherrnkunst: darf es uns da noch Wunder nehmen, wenn uns die leitenden Momente dieser Napoleonstudie viel eher an die staatswissenschaftlichen und nationalökonomischen Gebrechen seines großen Werkes über die Anfänge der modernen französischen Gesellschaft, als an die geistvolle Gediegenheit seiner ästhetischen und literarhistorischen Leistungen erinnern?

In der That schildert Taine diesen großartig-angelegten Franzosenkaiser, als wollte er eigentlich vorläufig nur Materialien sammeln zu irgend einem dramatischen Unternehmen. Demgemäß zeigt er sich wohl auch gar nicht wählerisch in Betreff seiner Gewährsmänner. Zwar nennt er die 32 Bände der „Correspondance de l'Empereur Napoléon I" seine Hauptquelle, wobei er freimüthig bemerkt, daß diese 32 Bände von den 80,000 epistolarischen Actenstücken u. s. w. höchstens 30,000 enthalten: doch, anstatt dem Reste kritisch nachzuspüren, oder wenigstens die Tragweite des Inhaltes jener gedruckten Sammlung gehörig zur Kenntniß zu nehmen, begnügt er sich mit den Aussagen von Zeugen und Urtheilen von Zeitgenossen, welche ein politisch geschulter Forscher gewiß nicht an erster Stelle zu Rathe ziehen würde. Taine legt auf die Worte eines Marschall Marmont ebenso viel Gewicht, wie auf die Berichte eines Röderer oder eines De Pradt; der Fürst Metternich ist ihm — in Bezug auf Napoleon! — ein nicht minder ernsthaft zu nehmender Zeuge als De Ségur oder Pontécoulant, Las Cases oder Automarchi; die geistreichen Stilübungen der Madame de Staël, die reizvollen Ergießungen des Verfassers des blendenden Romans „La chartreuse de Parme", Stendhal, und der unermüdliche Salonklatsch der Madame de Rémusat sind ihm unvergleichlich praktischere Autoritäten als die „Opinions de Napoléon au conseil d'état" von Pelet de la Lozère. Der gefeierte Würdiger des Shakespeare und des Michel Angelo kümmert sich wenig um eine kritische Sichtung alles dessen, was ein treuloser Diener, ein beleidigter feindlicher Diplomat und eine in ihrer Eitelkeit verletzte schöne Frau der Nachwelt über ihren Beleidiger glauben zu machen streben: Taine hat vor Allem schrillende Farben von Nöthen, — wo er solche findet, nimmt er.

Den „Prometheus von St. Helena" zu dem Helden eines Zukunftsdramas zuzustutzen: das scheint das psychische Motiv gewesen zu sein, durch welches sich der große Aesthetiker auch unbewußt in seinem inneren Drange bewegen ließ, als er sich zum Schreibtisch setzte, um diese Studie über Napoleon zu schreiben. Er kämpft einstweilen mit sich selber, was er aus seinem Helden recht eigentlich machen soll? Ob einen geistigen Bruder des Dante Alighieri und des Michel Angelo, — oder bloß einen modernisirten leibhaftigen italienischen Condottiere des 15. Jahrhunderts, nach vergrößertem Maßstab —? Der Kampf des Schriftstellers währt jedoch nicht lange, denn was er aus den Quellen vom Fache nicht ausfindig machen konnte, das sagt ihm ganz deutlich Madame Staël und der selige Stendhal. Auf ihr Wort entschließt sich auch Taine, für die Zukunft in dem geistigen Urheber des „Code Napoléon" lediglich einen modernisirten „Bandenchef" von der Sorte eines Castruccio-Castrani, eines Braccio von Mantua, eines Piccinino, eines Malatesta von Rimini und der Sforza's von Milano erblicken zu wollen.

Als Beleg dafür läßt Taine die Physiologie gelten: d. i. die Genealogie der Familie Bonaparte. Väterlicherseits ein directer Abkömmling einer toskanischen Familie, welche sich seit dem 12. Jahrhundert nach einander in Florenz, in San-Miniato, in Sarzana, bald wiederum auf Corsica (seit 1529) eingenistet, und im Laufe der Zeit eine ganze Reihe von Notaren und Municipal-Oberbeamten geliefert hatte, — mütterlicherseits jedoch der Sohn einer „bäuerlichen Cornelia", Lätitia Ramolino, mithin ein urwüchsig-eingeborener Corse, konnte Napoleon Bonaparte — meint Taine — gar nicht anders werden, als die Kinder dieser grausamen Insel seit Jahrhunderten zu sein pflegten: unbändig, rauh, eitel, geldgierig, lügnerisch, heimtückisch, stets glühend vor fleischlicher Begier — ein träumerischer Wütherich und ein ewig brennender Groller, stets erpicht auf schnöde Rache und auf blutige Beute, eine wahre Tigernatur, dazu noch ein denkender und rechnender Egoist ohne Seelenadel, ohne Gemüth, gewissenlos zum Entsetzen. Dies ist der Grundgedanke der Taine'schen Studie über Napoleon. Die unermeßliche geistige Begabung des Mannes ist für Taine nur ein verhängnißvolles Steigerungsmotiv seiner Tigernatur. Um diesen seinen Grundgedanken gehörig zu dramatisiren, versetzt uns Taine zuerst unter die ewigen Vendettascenen dieser eigenartigen „Räuberinsel". Wir sehen, wie die Corsicaner stets bewaffnet im Dickicht, wie auf offenen Straßen den Mitgliedern der ihnen seit Jahrhunderten feindlichen Geschlechter auflauern; wir sehen, wie sie schaarenweise bei Mondschein, sowie bei hellem Tageslicht auf ihre entfernteren Geschwisterkinder losstürzen und dieselben mit dem Wonnegefühl der althergebrachten Blutrache erwürgen. Sodann aber gruppirt der Akademiker aus dem Leben Napoleons mannigfaltige Begebenheiten, Aeußerungen, mitunter wohl auch frivole Geschichtchen, welche kaum die emotionshungrigsten Leser oder Leserinnen naturalistischer Romane langweilig finden dürften. Man lese nur, was Taine erzählt von einem Bivouak in Aegypten, wo Napoleon ohne Weiteres eine schöne junge Dame vor den Augen der staunenden Tischgesellschaft eigenhändig in sein Schlafgemach schleppt. Nun die Sache scheint auf geschichtlicher Wahrheit zu beruhen und ist zweifellos geeignet, einen Zug an dem psychisch-physiologischen Wesen Napoleons ziemlich grell zu beleuchten, der an ihm von seiner frühesten corsicanischen Jugend bis zu seinem Todesringen auf St. Helena ganz gewiß constant geblieben zu sein scheint. Aehnliches gilt von dem Fußtritt, den der ruhmbedeckte Wütherich einige Jahre später dem Senator Volney versetzt, bloß weil dieser sich gewagt hatte, vor ihm, anläßlich eines vertraulichen Gesprächs, das Dasein volksthümlicher Sympathien für die Bourbonen zu betonen. Ein reizbares Ungeheuer sondergleichen war Napoleon und ist es wohl auch geblieben sein Lebelang: darin hat Taine vollkommen Recht, sowie auch, wenn er darauf aufmerksam macht, daß alle diese seine Explosionen nur halbwegs unwillkürlich waren und daß irgend ein Element kühler Berechnung dabei stets mit unterlief. Auch kann man nicht leugnen, daß der große Schlachtendenker in der gesellschaftlichen Berührung, wie Talleyrand bemerkte, stets auf feind-

*) Napoléon Bonaparte. Par M. Hippolyte Taine, de l'Académie Française. In der „Revue des Deux Mondes", Februar 15 und März 1 1887.

Digitized by Google

lichem Fuße mit dem lebte, was man guten Geschmack zu nennen pflegt. Besonders den Frauen gegenüber zeigte er sich in seiner ganzen Rohheit, wie ein Kind seiner sturmvollen Zeit, das in seiner Jugend nie eine gute Gesellschaft genossen und seine nahezu übermenschliche Machtstellung lediglich seinem Kriegshandwerk und den damit solidarischen militärisch-demagogischen Umtrieben zu verdanken hatte. Kaum war sein flüchtiges Verhältniß mit Charlotte Robespierre darnach angethan, ihm den ästhetischen Lehrcurs beizubringen, den seine ureigenste Erziehung versäumt hatte; noch viel weniger war sein Bivouacleben dazu geeignet, seinen angeborenen brutalen Sinn dem zarten Geschlechte gegenüber zu veredeln. Sein Benehmen gegenüber der Königin Louise bleibt ein Schandfleck an seinem Andenken. Napoleon hatte überhaupt kein Herz für die Leiden der Menschheit. „Was sind für mich eine Million Menschen!“ rief er noch ohne die leiseste Gewissensregung aus, nachdem er bereits über 3,000,000 Menschen — darunter zur Hälfte Franzosen — zum größeren Ruhme seiner eigenen Herrlichkeit geschlachtet und all die Schrecknisse des russischen Feldzuges 1812 entladen hatte. Ein so entsetzlicher Hoheprieſter seines eigenen dämonischen Ichs verdient in der That weder ein milderndes Urtheil von Seiten des Geschichtsschreibers, noch die Sympathie der Völker. Es ist alles finster an ihm, scheint Taine sagen zu wollen, nur Eines glänzt überirdisch großartig in seinem Wesen: sein Genie. Taine entfaltet bei diesem Punkte seine volle psychologische Virtuosität, indem er keine Mühe schont, um all die bewunderungswürdigen Elemente seines Geistes nacheinander und zwar auf Grund historischer Streiflichter nach allen Seiten hin zu beleuchten. „Das Quantum von Thatsachen, welche sein Geist einmagazinirt und enthält, die Menge der Ideen, welche er aufarbeitet und erzeugt, scheint die Fähigkeiten des Menschengeschlechts zu übertreffen, und dieses Gehirn, unersättlich, unerschöpflich und unveränderlich wie es ist, arbeitet dreißig Jahre hindurch rastlos, „ohne Unterbrechung“.

Nun, das ist in großen Zügen der Napoleon von Hippolyte Taine. Sagen wir offen heraus, das ist nicht der ganze Napoleon. Es sind nur die grellsten Züge des gesellschaftlichen Individuums, wie sich dieses, abgesehen von den verschiedenen Phasen seines psychologisch-culturellen Entwickelungsganges, durch den photographischen Apparat eines zielbewußten Dramaturgen in einem generalisirend-hypothetischen Augenblick vor den Augen des Publikums condensiren läßt: doch der geschichtliche Napoleon hat während seiner dreißigjährigen culturellen und politischen Entwickelung wohl auch noch anderweitige Momente entfaltet, und nicht nur die erwähnten, welche Taine auf den Grundtypus der Malatesta's von Rimini uns da photographirt. Taine betont ja selber das riesige Genie des Mannes, ja er betont sogar, daß sein Held recht eigentlich die moderne französische Gesellschaft geschaffen und derselben sein ureigenstes Wesen so tief eingeprägt habe, wie es noch kein individueller Charakter zu thun vermocht hat, seitdem die menschliche Gesellschaft existirt. Welch' ein Widerspruch! Hat denn je ein italienischer Bandenchef so etwas zu Stande gebracht? Taine ist nicht nur ungerecht, indem er aus Napoleon Bonaparte nichts mehr und nichts weniger als einen modernisirten und vergrößerten Condottiere zu modeln bestrebt ist: er läuft auch Gefahr, daß man ihn mit seinen eigenen Worten widerlegen werde. Allerdings vermag er sich auf Aeußerungen zu berufen, welche sich in einem Condottieredrama ganz trefflich als Symptome eines principienlosen Dranges nach Abenteuern verwerthen ließen: allein ein gründlicher politischer Kritiker wird auch über den Inhalt dieser Symptome anders urtheilen, und das dumpfe Ahnen, wenn nicht schon das klare Gefühl einer welthistorischen Mission erkennen, wo der Aesthetiker nur raubritterlich romanhafte Träumereien erblickt. Wenn am Vorabend des 12. Vendémiaire der blutjunge General Bonaparte sich im vertraulichen Cameradengespräch mit Junot noch dahin äußert, „daß er, falls ihn nur die Sectionen zu ihrem Obercommandanten ernennen würden, in zwei Stunden die elenden Conventparteimänner wegfegen würde“, so weiß ein jeder unbefangene Kritiker, was er von einem derartigen Fähnrichs-Pistolenstil zu halten habe. Taine macht daraus einen hochwichtigen Beleg für seinen Standpunkt, welcher dahin lautet, daß Napoleon nie eine politische Ueberzeugung gehabt, sondern dergleichen nur unter den gegebenen Verhältnissen geheuchelt habe, — denn sonst hätte er doch nicht schon fünf Stunden nach dieser seiner Aeußerung sich dazu entschlossen, die „Pariser“ niederzukartätschen, im Dienste der Conventpartei; das konnte nur ein Condottiere thun, meint Taine, — nur ein Condottiere, der sich dem ersten Meistbietenden verkaufe. Kein Wunder, wenn Taine, der Söldlinge der feudalistischen Reaction mit dem Pariser Volke identificirt, den demokratischen Grundgedanken nicht zu erkennen vermag, der die gesammte Verfassungspolitik dieses modernen Cäsars von seinem ersten Auftreten an bis zur Idee der Errichtung einer Pairskammer (1814) unentwegbar beherrscht. Oder hätte es vielleicht sonst dieser „dämonische Egoist“ nicht für zweckdienlicher, in seinem dynastischen Interesse, erachtet, seinen Marschällen, Divisions- und Brigadegeneralen nicht nur Herzogs- oder Grafentitel u. s. w., sondern wohl auch politische Vorrechte, etwa einen erblichen Sitz im Senate u. dgl., zu verleihen, anstatt daß er, abgesehen von seinem Hofe, „sein Kaiserreich“ auf Grundlage der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit aufbaute, und an dem Sieyes'schen Verfassungsentwurfe nur Dispositionen änderte, welche der angestrebten Omnipotenz seiner Herrschergewalt noch im Wege standen? Hätte er so lange darauf beharrt, „sein Kaiserreich“ durch „Emporkömmlinge“ bei den monarchischen Höfen Europas vertreten zu lassen, wo er doch hinreichend die Schwierigkeiten kannte, mit welchen diese seine Vertreter in den tonangebenden aristokratischen Brennpunkten politischer Machtelemente zu kämpfen hatten? Hätte er die Aufhebung der Leibeigenschaft von den Staaten, welche er besiegt hatte, stets mit solchem Nachdruck und so beharrlich zu fordern geliebt und verstanden, — wenn er sich nicht wenigstens von diesem einen Princip, von dem der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit durchdrungen gefühlt hätte, in den Erstlingsjahren seines weltgeschichtlichen Anlaufes nicht minder als nachher auf der Höhe seiner Machtstellung?

Will man den ganzen Napoleon beurtheilen, so wie dieser sich an der Spitze der französischen Staatsgewalt entwickelt hatte: so muß man an ihm wohl auch den Politiker eingehender und gründlicher prüfen, als Taine es in dieser Studie thut. Zweifellos war die politische Erziehung des großen Schlachtendenkers eine äußerst oberflächliche und lückenhafte. Doch geht man ohne Voreingenommenheit, mit streng fachlichen Kenntnissen an's Werk, um die Bedeutung alles dessen gehörig zu ermessen, was die französische Staatsorganisation und Rechtspflege seiner Initiative verdankt: so wird man doch zugeben müssen, daß der einstige Zögling von Brienne sich im Verlaufe seiner dreißigjährigen öffentlichen Thätigkeit zu einem Regenten herangebildet hatte, dessen Ideenkreis hoch über das geistige Niveau der Staatsmänner der meisten damaligen europäischen Monarchien emporragte. Im Staatsrath stellte er stets zuerst die Frage, ob die beantragte Maßregel gerecht sei? Dann erst, ob selbe zweckmäßig sei? War das die Manier der Condottieri? In seiner Jugend las er Rousseau und Montesquieu: doch als Consul und als Kaiser studirte er die Gesetze Friedrichs des Großen. Bei St. Jean d'Acre denkt er nicht sowohl an die westeuropäische Civilisation, als an die Eroberungszüge Alexander's. „Ich werde die Bewohner Syriens bewaffnen und mit 300,000 Orientalen Constantinopel erstürmen. Ich werde die Türkei zertrümmern, an deren Stelle ein neues Reich gründen: doch werde ich die Leibeigenschaft, die Sclaverei aufheben und der Paschawirthschaft ein Ende machen. Vielleicht führt mich von da mein Weg nach Paris zurück — über Adrianopel und über Wien!“ Zwei Jahrzehnte später denkt er nicht mehr an solche Chimären; er träumt nicht mehr von Alexander, sondern vom zukünftigen Heile der Menschheit. „Ich habe die Universaldictatur nur angestrebt — sagt er auf St. Helena — denn ich strebte darnach, ein gekrönter Washington zu werden, um die Welt mit liberalen Einrichtungen beschenken zu können.“ Die politische Entwickelung dieses Genies ist über jeden Zweifel erhaben. Wenn

Digitized by Google

Taine diese Entwickelung nicht zur Kenntniß genommen hat, so ist daran nicht die Geschichte schuld, sondern die Ausschließlichkeit seiner ästhetisch-psychologischen Standpunkte, um nicht gerade zu sagen, die Einseitigkeit seiner Vorstudien.

Und doch treibt Taine Politik in dieser Studie. Freilich keine Verfassungspolitik, sondern Parteipolitik: er preist die Könige des „Ancien Régime", er verherrlicht all' die Bourbons, die je über Frankreich regiert und französisches Blut in irgend welchem Kriegsabenteuer vergossen haben. Sogar die Kriege Ludwigs XIV. segnet er: denn sogar in diesen wahnwitzigen Feldzügen sieht er selbstlose Kämpfe für das allgemeine Wohl oder doch für erhabene Ideen: nur in den Kriegsthaten Napoleons erblickt er ohne Unterschied ein blödes Völkerschlachten des „in seinem Innersten von Jugend auf franzosenfeindlichen" Ungeheuers von Corsica. Was aber eine solche Kritik eigentlich bedeuten soll, das erhellt aus seinem Epilog. Die moderne französische Gesellschaft ist ein Machwerk des corsischen Ungeheuers, und dieses Machwerk trägt die Keime finsterer Gefahren in sich, welche sich erst in hundert Jahren entladen werden. Es sind gräßliche Constructionsfehler in dem Baue dieser Gesellschaft und für diese ist kein Anderer verantwortlich als Napoleon Bonaparte. Eine Fortsetzung der Gesellschaft des „Ancien Régime" bis auf den heutigen Tag wäre besser gewesen. Das scheint der gefeierte Würdiger des Shakespeare und des Michel Angelo am Ende seiner Studie über Napoleon Bonaparte sagen zu wollen. In der That, es ist zu bedauern, wenn die Heroen der Aesthetik wohl auch die Politik auf diese Weise zu bemeistern suchen.

Henrik Ibsen als Lyriker.

Von Georg Malkowsky.

Die Individualität Henrik Ibsen's läßt sich schwer unter die gangbaren literarischen Typen einreihen. Alles an ihm ist Eigenart, kräftige Persönlichkeit, die nach rücksichtsloser Bethätigung strebt. Er hat sich vorwiegend die dramatische Form dienstbar gemacht, er beherrscht sie unumschränkt, ohne ihr die geringste Concession zu machen. Die gewählte Form biegt und schmiegt sich unter der Expansionskraft seiner Ideen, aber sie bricht niemals. Wie kunstvoll die Haltbarkeit der Hülle und die Wucht des Gehalts abgemessen sind, das merkt man erst, wenn man ein Ibsen'sches Stück aus der Hand legt und Personen und Handlung noch einmal an seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt. Man glaubte beim Lesen, einen Ausschnitt des wirklichen Lebens vor sich zu haben, da ging Alles natürlich zu, die Menschen sprachen und handelten, als gäbe es gar kein Publikum. Erst beim nochmaligen Ueberdenken des Inhalts wird einem klar, wie hinter jedem der scheinbar trivialen Sätze eine Sentenz steckt, wie sich all' diese Sentenzreihen zu einer mächtigen Tendenz aufbauen, die genau den Rahmen der Bühne füllt, ohne jemals über ihn hinauszugreifen.

Was das Schaffen Ibsen's weit über das der Meisten seiner Mitstreber erhebt, das ist das unabweisbare Bedürfniß der Mittheilung, aus dem es hervorgeht. Ibsen dichtet nicht, weil er es nöthig hat, sondern weil er muß. Es steckt jener elementare Trieb in ihm, der einen Michelangelo zwang, den Moses zu gestalten. Aber sobald die Idee in ihrer Verkörperung vor ihm steht, erwacht der kritische Sinn; die Auswüchse der Form haut er rücksichtslos herunter mit Hammer und Meißel, die Feile ist ihm nicht handgerecht.

Leben — ein Krieg mit den Mächten
In unserem Herzen und Hirn;
Dichten — sich selber richten
Mit unbefangener Stirn.

Diese Verse dienen der in Reclam's Universal-Bibliothek erschienenen Gesammtausgabe der Gedichte Ibsen's, übertragen und erläutert von L. Passarge, als Motto, und sie sind zugleich der Grundton, der aus jedem einzelnen Gedichte herausklingt. Sagen wir es gleich von vornherein, ein lyrischer Dichter im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist Ibsen nicht. In der ganzen Sammlung dürfte sich kaum ein singbares Lied finden, und es wird dem Durchschnittskritiker außerordentlich leicht werden, sich achselzuckend mit dem Ausruf: „Reflexionspoesie" abzuwenden. Als ob der Gedanke nicht dieselbe Berechtigung hätte gereimt zu sein, wie die Empfindung! Vor der nüchternen Versificirung philosophischer Axiome wird der Dichter einmal durch den gesunden nordischen Heimathsboden, in dem seine ganze Anschauung wurzelt, und dann durch seine energische Persönlichkeit bewahrt, die jeden Gedanken eigenartig in sich verarbeitet.

Zur landschaftlichen Schilderung fehlt Ibsen die Ruhe, die naive Freude am Stillleben der Natur. In der ganzen Sammlung von einigen funfzig Gedichten findet sich nur ein einziges, das sich damit begnügt, ein nordisches Hochgebirgsbild zu geben, ohne bewegte Staffage, und dieses einzige gehört zu den schwächsten. Ibsen ist ein durch und durch moderner Mensch, der sich seiner unwiederruflichen Loslösung in der Natur voll bewußt ist und es verschmäht, sich und seine Leser durch Nachempfindelei über diesen Bruch fortzutäuschen. Die Landschaft ist ihm als Hintergrund unentbehrlich, er entlehnt der todten Natur hier und da ein Bild oder ein durchgeführtes Gleichniß, aber er versucht es niemals, sie durch das Hineinpressen von Gefühlen und Gefühlchen künstlich zu beleben.

Auch für das Geschehniß an sich als Darstellungsobject hat Ibsen kein Interesse. Die Sammlung enthält nur ein episches Gedicht, aber dieses eine ist von hervorragender poetischer Schönheit. Terje Wigen, ein norwegischer Fischer, hat durch die Schuld eines englischen Capitäns Weib und Kind verloren, er rächt sich, indem er seinem Todfeinde Weib und Kind als Lootse aus den Fluthen rettet, und gewinnt so seine Lebensfreudigkeit wieder. Gerade dieser Schluß ist in der realistischen Eigenart Ibsens; ein Anderer hätte den braven Mann bei seinem edlen Werk untergehen lassen, Ibsen läßt ihn durch dieselbe sich selbst befreien und wieder das Lachen lernen. Durch das ganze Gedicht weht es wie frische Seeluft; es erinnert mit den markigen Tönen, die es anschlägt, an die besten Arbeiten Bret Hartes; voller Localcolorit, liest es sich wie die Erzählung eines norwegischen Augenzeugen.

Alle übrigen Gedichte Ibsens sind Bethätigungen seiner Persönlichkeit, wie sie sich im Empfinden und Denken ausspricht, und insofern in eminentem Sinne lyrisch. Jeder Vers ist eine Art Selbstbefreiung, eine naturnothwendige Gestaltung aus dem Innern heraus. Was das Publikum dazu sagen wird, ist dem Dichter gleichgültig, sobald er sich selbst genug gethan. So bildet die Mehrzahl seiner Gedichte einen werthvollen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte seines Geistes.

Einst auch kannt' ich Frühlingsduft
Sonnenschein und laue Luft,
Wanderte auf Blumensteigen,
Hatte Kinderlust zu eigen.

Aus dieser Zeit der Jugendlust — auch den Frauen stattet er den unvermeidlichen Tribut ab, wenn auch seiner knorrigen Natur gemäß meist mit Vorbehalt — bietet Ibsen wenig, das Lied des Dichters aus der „Comödie der Liebe" und die „Sängerfahrt", beide voll naiver Daseinsfreude und Glauben an den Beruf des Poeten.

So dumpf ist keine Höhle,
Wo nicht ein Echo wär',
Wir kommen mit lust'gem Gegröhle,
Ein ganzes Vogelheer.

Wir tragen in Schnabel und Krallen
Manch' Samenkorn für's Licht;
Wir lassen ein Körnlein fallen,
Wo der Boden Gedeihn verspricht.

Dagegen schildert er den Uebergang vom sorglosen Genießen zum ernsten Denken in einem prächtigen Cyklus „auf

Digitized by Google

dem Hochgebirge". Aus seinem eigenen Wesen sondert sich ein Doppelgänger heraus, der ihm in einsamer Klippenwildniß begegnet und ihm den Kinderglauben raubt, bis er sich schließlich für immer losgelöst weiß von der „Erinnerung an Märchen und Prinzen."

Nun bin ich gestählt, ich folg' dem Gebot:
Ich soll auf der Höhe wandern!
Mein Leben im Thal — für immer todt,
Hier oben Gott und ein Morgenroth, —
Dort unten tappen die Andern!

Von seinem Volke nicht verstanden, ja verhöhnt, wendet er der Heimath den Rücken, aber er hat sich ein starkes Vaterlandsgefühl gewahrt, das in der Idee eines nordischen Einheitsstaates gipfelt. Hier ist denn auch der Ort, von dem angeblichen Deutschenhaß des Dichters zu sprechen. Daß er gelegentlich die Schweden und Norweger auffordert, den bedrängten dänischen Brüdern zu Hülfe zu kommen, wird man dem Skandinavier zugute halten müssen. Stärker in den Ausdrücken, so stark, daß man ihn nicht unverstümmelt abzudrucken wagte, ist der poetische „Ballonbrief", von Dresden aus im Jahre 1870 an eine Landsmännin gerichtet. Und doch wird man auch hier dem socialen Revolutionär und Kosmopoliten nicht allzuhoch anrechnen dürfen, was er an unserer Auffassung des großen Jahres frevelt.*) Sein Blick gleitet mit Widerwillen über die blutigen Schlachtfelder hin und haftet hoffnungsvoll an dem Bilde einer fernen Zukunft, wo die Völker ohne nationalen Hader gemeinsam an den Werken des Friedens arbeiten. Daß diese Zeit nicht ohne vorhergehenden Umsturz alles Bestehenden herbeizuführen ist, daß die alte Gesellschaftsordnung vor dem Aufbau einer neuen von Grund aus vernichtet werden muß, ist Ibsens ehrliche Ueberzeugung und er ist Manns genug, um sie rücksichtslos auszusprechen.

Ich halte nicht mit, wenn man eifrig Schach spielt.
Wirft um das Brett, daß man doch 'nen Krach fühlt.

Von der Revolution kenn' ich nur eine,
Die nicht bald verpfuscht ward in eine feine.

Sie hat vor den späteren des Alters Glorie:
Ich meine natürlich die Sündfluth-Historie.

Das Schiff Europa — so führt er in einer poetischen Epistel aus — hat eine Leiche an Bord. Es geht alles seinen geregelten Gang, Takelwerk und Steuer sind in Ordnung, aber bisweilen, in schwüler Nacht liest man von einem angsterfüllten Gesicht den alten Matrosenglauben: das Schiff muß untergehen, denn es hat eine Leiche an Bord. Ibsen ist von der Unhaltbarkeit unserer sozialen Zustände überzeugt, er rüttelt an dem morschen Bau, aber vor seinem Dichterauge erheben sich über dem Schutthaufen die Prachthallen einer besseren Zukunft.

Denn die Zeit nach Schönheit hungert,
Wie ein Bettler steht und lungert.

Daß der streitbare Dichter sich an den politischen Kämpfen der Zeit nicht activ betheiligt, „macht den Leutchen Harm",

Doch ich habe — ich gesteh's —
Einen Abscheu vor dem Schwarm;
Säh nicht gerne, daß die Hefe,
Mich den Rock beschmutzend, träfe;
Möcht' im reinen Hochzeitskleide
Feiern, was die Zukunft bringt.

*) Unser Mitarbeiter beurtheilt den geradezu scandalösen Ballonbrev til en svensk dame wohl deshalb so mild, weil er nicht das Original, sondern nur den Passarge'schen Auszug kennen dürfte. Ibsen, der damals (im December 1870) die deutsche Gastfreundschaft genoß, spottet in ziemlich hämischer Weise über unsere „Generale Nummer Soundso", daß die „Stabsmaschinerie" des Herrn von Moltke die Poesie des Kampfes gemordet habe, daß der ganze Krieg die Probe eines Rechenexempels sei, die niemals ihren Homer finden könne u. s. w. Diese Weisheit hätte der norwegische Dichter füglich für sich behalten können: Victor Hugo, Dumas fils und die Revanchesänger haben ja schon in allen Tonarten ungefähr das Nämliche gesungen und gesagt, nur meist poetischer, geistreicher und jedenfalls als Franzosen mit größerer Berechtigung. D. Red.

Das ist es, was dem Schaffen Ibsens den aggressiven Charakter nimmt, er wahrt sich voll Selbstbewußtsein das Recht, seine Meinung zu äußern, aber er steigt nicht zur urtheilslosen Menge herab, um sie, den ihr verständlichen Jargon redend, für sich und seine Ueberzeugungen einzunehmen. Seine dramatischen Gestalten treten niemals an die Rampe, um in die geehrten Zuschauer hineinzusprechen, und keins seiner Gedichte wird von den Zinnen der Partei in das Publikum herabgedonnert. So gelassen und ruhig spricht nur Jemand, dem es vor Allem darum zu thun ist, Empfundenes und Gedachtes in fest umrissener Form dem eigenen Urtheil zu unterbreiten.

Eine kritische Würdigung der Ibsen'schen Lyrik wird durch die stimmungslose, holprige Uebersetzung von L. Passarge beinahe unmöglich gemacht, aber der Standpunkt für eine solche ist in dem bisher Gesagten gegeben. Mit abstracten Kunsttheorien ist hier nichts anzufangen. Ibsen ist eine mächtige dichterische Persönlichkeit, die jeder Form ihren eigenen Stempel aufdrückt. Mag der Aesthetiker nach der ars poetica rufen, der unbefangene Leser wird an dem poetischen Charakterkopf seine Freude haben, wenn ihm auch die einzelnen Züge nicht immer sympathisch sind.

Feuilleton.

Jugend.

Von Arne Garborg.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen.

(Schluß.)

Jens Carlstad war ein Schurke und doch wieder keiner. Er hatte Anne Malane nicht verführt. Es kam von selbst, es kam wie ein Unglück. Es kam wie der Sturm, der nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht. Sie war so süß, so süß; er vergaß, daß er sittlich war, vergaß Alles, sah nur sie, sie, lieblich, lockend, echt weiblich, mit einem Lächeln, so süß und sündig und losen Augen in feuchtem, warmem Glanz; er sah es wie durch einen Vorhang, wie im Rausch; er wußte nicht, daß die Liebe so stark war; sie sprachen und schrieben von geistiger Liebe und sittlicher Liebe und unsittlicher Liebe und Krankheit und Satansmacht, aber Keiner wußte was von der Liebe! sie war weder sittlich, noch unsittlich, sondern stärker als der Tod. Und nun hatte er sie verloren. Sie hatte nichts gesagt, nicht ein Wort, hatte nicht die Augen aufgeschlagen, war ihres Wegs gegangen, bleich und verschüchtert ... es that ihr weh, er wußte es. Sie würde es ihren Eltern sagen. Sie würden verlangen, daß er sie heirathete; es kam zu einem Skandal, bis in die Stadt; und wenn er sie nicht heirathen könnte, würde sie sterben oder nach Gaustad ins Irrenhaus kommen oder ins Laster hinabgleiten ... oh, welch ein Schuft er war! Und sein Gewissen schwitzte, wie eine Brandwunde.

Und bei all dem — war er froh. Er glaubte kein Wort von all' dem Schlimmen, was er aufzählte. Er wußte, sie liebte ihn und ... und es war bei Gott! unverantwortlich!

— Da zeigte es sich, daß sie nicht böse war. Er begegnete ihr eines Tages unerwartet auf dem Weg; sie wurde roth, er wurde blaß, darauf sagten sie guten Tag und wechselten einige Worte; ob Sinn in ihnen war, konnte Carlstad sich nicht erinnern. Auf einmal hatte er sie bei der Hand und fing an zu bitten und zu betteln, sie solle nicht böse sein. Sie solle nicht. Nein, sie solle nicht! Er hatte nichts Böses gemeint, das heißt, er hatte — er — wollte sie nur bitten, sie solle nicht böse sein. Sie zog ihre Hand zurück und sagte etwas wie: er solle sich vorsehen, oder er solle sich in Acht nehmen ... und damit ging sie. Aber gleich darauf wandte sie sich um, lächelte und nickte: „Adjös, Postassistent!" und war auf einmal wieder wie früher. Fröhlich, sicher, unschuldig. Sie hatte nie gesündigt! Er mußte sich besinnen! Er fing an zu fürchten, die ganze Sünde könne nur ein Traum gewesen sein. —

Digitized by Google

Seit der Zeit waren sie Freunde. Sie hatten ihr Stelldichein bei einem großen Stein und unter dem Stein hatten sie ihr Postcontor; ihre ganze Welt hatten sie da, was sonst in der Welt war, ging sie nichts an.

Aber im Grunde war Jens Carlstad ein moralischer Mann. Und jedes Mal, wenn er zum Stein hinauf wollte, hielt er sich selbst eine Rede, wie unrecht er thue und daß er es nie in der Welt thun wolle. Und dann ging er. Und darauf quälte er sich mit Gewissensbissen und geistiger Geißelung so sehr er konnte und hielt sich für einen Schurken und hätte sich selbst in die Augen spucken mögen.

Anne Malane verhielt sich nicht so, soweit er es merken konnte. Sie sah nie nach einem bösen Gewissen aus. Sie sah ihrem Freund Carlstad so sicher und unschuldig in die Augen wie früher und war froh und vergnügt; es war nichts im Wege. Sie fürchtete nicht einmal die Nachrede der Leute. Es sah beinahe so aus, als wüßte sie nicht, daß sie Unrecht that.

Jens Carlstad verstand das nicht und fand es unheimlich. Daß die Leute sündigten, das war einmal so; aber sündigen ohne böses Gewissen, das ging nicht an. Und er fing an Anne Malane Moral zu predigen. Er erinnerte sie an das Kirchspiel, an das Kirchspielsgeklatsch und was die Leute darüber sagen würden, daß sie Verliebte waren. Anne Malane meinte, sie wolle Kirchspiel und Kirchspielsgeklatsch hinter das Licht führen; sie thue, was sie wolle; was Keiner wisse, gehe Keinen was an. Mit Lachen und Freude erzählt sie ihm, wie gut sie lügen könne und was sie sich ausgedacht habe um von den Alten wegzukommen und was für Lügen sie Peter aufgebunden habe; denn Peter hat seinen Verdacht. Es ging nicht so leicht für Anne Malane, das könne er sich denken.

Jens Theodor Carlstad fühlte sich übel zu Muth. Das ging nicht an! Das Mädchen war ohne Gewissen. Sie bildete sich ein sie könne thun, was sie wolle; sie war wie eine Wilde, sie kannte keinen Unterschied zwischen gut und schlecht. Er mußte sie erziehen. Sie mußte begreifen, was sie that. Sie mußte Moral lernen. Er wurde finster und ernst und sagte ihr mehrere Wahrheiten; das verdroß Anne Malane. „Fängst Du nun auch an Essig zu brauen," sagte sie. „Sollen wir nun auch keinen Frieden haben? Ich glaubte von Dir nicht, Du würdest umhergehen, heilig und krittlich, wie ein Kirchenbuch. Du warst früher so gemüthlich und ich konnte Dich gut leiden; Du machtest Dir aus nichts was und warst froh und vergnügt und ein Schwätzer mit einem Mundwerk wie eine Kaffeemühle; jetzt sitzest Du da wie eine Litanei und seufzest und machst bußfertige Augen und bist so sauer wie Peter und so gedankenvoll wie ein Wegpfahl. Hab' ich Dir was gethan? War ich nicht gut gegen Dich und that, was Du wolltest?" Ja, das konnte Jens nicht leugnen. Aber sie mußte doch begreifen, was sie that war leichtsinnig und gedankenlos und gegen alles Herkommen und das Einzige, womit sie sich vertheidigen konnte, das war eben, daß es verkehrt war.

Damit war die Freundschaft aus. Sie nörgelten eine Weile mit einander bis Anne Malane ihrem guten Freund eine Ohrfeige gab. „Da hast Du's," sagte sie, roth vor Aerger. Wäre er ein Betbruder und ein Sauertopf und ein Querkopf voll von Bibelsprüchen und verdrehten Redensarten, so wäre er nicht, was sie sich gedacht hatte. Solle sie sich auf's Weinen und auf Todtenlieder legen, so könne er lange warten. Damit ging sie.

Jens Carlstad kam am Abend heim; in seinem Kopf sah es dunkel aus. Zwei ganze Tage ging er umher und war halbverrückt. Er hielt das nicht aus; aber sich demüthigen und um gut Wetter bitten, das konnte er nicht. Das konnte er nicht um seiner Ehre und Würde als Mann willen. Nachdem er sich so lange und gründlich gequält hatte, wie er konnte, beugte er sich. Schrieb und bat um gutes Wetter. Darauf ging er einen Tag lang umher und spuckte sich selbst in die Augen (figürlich), weil er so schwach gewesen war. In der Dämmerung schlich er sich mit Herzklopfen und Unruhe im Blut zum Stein um zu sehen, ob Antwort da war. Da war Antwort, Gott sei Dank! O diese lieben, lieben, süßen Krähenfüße, diese heilige, himmlische, verrückte Orthographie. Er war so froh über den Brief. Feindschaft war schrecklich und Freude war so schön. Er wollte nicht daran denken, was sie ihm in jener Dämmerstunde gethan; sie meinte ja nichts damit, sie war einmal so. J. T. Carlstad tanzte heim. Er dachte nicht mehr an seine Ehre, wie an einen alten, abgerissenen Knopf und er schwor es sich, er wolle nie wieder mit ihr in Uneinigkeit kommen. Das nächste Mal als sie sich trafen, war er so zärtlich, daß er sie bis aufs Blut küßte.

Aber Anne Malane war diesmal eilig. „Sie passen mir auf," sagte sie, und Peter geht umher und lauert wie eine schwarze Katze auf eine Maus und traut mir nicht, wenn ich auch „der Teufel hole mich" so oft sage, wie ich will. Carlstad wurde bleich. „Flu — Flu — fluchst Du?" sagte er. „Nein," sagte Anne Malane, „nur wenn es nöthig ist." Das fand Carlstad denn doch zu arg. Das mußte anders werden. Er erklärte ihr, daß anständige Mädchen nie fluchten, daß es häßlich sei zu fluchen, simpel zu fluchen und daß Anne Malane nie fluchen dürfe und nie lügen dürfe. „Darf ich nicht lügen?" frägte Anne Malane. Nein, das dürfe sie nicht. „Nun, wie soll ich denn zu Dir herauskommen?" Ja; das — da müsse sie Auskunft finden. „Kommst Du wieder mit Deinem Gebetbuch?" fragte Anne Malane. Und so zankten sie, bis Jens eine neue Ohrfeige bekam, eine gute, warme und Anne Malane zu ihm sagte, er solle sich als Pastor anstellen lassen und nicht hier umhergehen und ihr Gotteswort predigen; dazu wäre er nicht der Rechte. Jens sagte, seiner Würde als Mann sei nicht damit gedient von ihr Maulschellen einzustecken und das Ende war neue Feindschaft.

* * *

In diesen Tagen erhielt Jens Carlstad einen Brief und ein Buch von Fräulein Jenny. Das Buch solle er lesen, stand im Briefe und sich ernstlich selbst prüfen; darauf solle er an Fräulein Jenny schreiben und ihr Alles beichten — Alles! war er auf dem Herzen haben könnte.

Das Buch erwies sich als: Ein Handschuh*) von Björnstjerne Björnson. Jens Carlstad las das Buch und als er es gelesen hatte, fing er an zu philosophiren.

Sollten die Frauenzimmer nun auch anfangen zu moralisiren. Hm; nein, da hielt er es mit Anne Malane. Sie hatte nur eine Moral, sie; sie that, was er wollte und das war .... Gott bewahre; gedruckt nahm sich das nicht gut aus; und daß die Leute überhaupt so frei waren, das ging auch nicht an; aber .... aber!

Anne Malane that viel Verkehrtes. Sie that lauter Verkehrtes. Und trotzdem wollte Carlstad Gift darauf nehmen, daß sie unschuldiger sei als tausend Andere, die moralisch waren und sich skandalisirten und roth wurden, wenn man nur ein so ehrliches und nützliches Kleidungsstück nannte, wie Beinkleider. Vielleicht glitt die Sünde von Anne Malane ab, weil sie so ohne Gewissen war. Sagte Paulus nicht, es sei das Gesetz, das das Volk sündigen ließe. Und stand es nicht geschrieben: „die Liebe decke der Sünden Menge zu." Und Salomo sagte und Goethe sagte und Gott weiß wer noch sagte: die Liebe sei des Lebens ... des Lebens ... und nun sollte es Anne Malane nicht lieben, die so süß, so süß war und ihn so glücklich machte, bloß weil allerlei Leute, die es nichts anging, es unmoralisch fanden? Was hatte er mit der Moral zu schaffen? War er mit dabei gewesen und hatte die zehn Gebote unterschrieben?

Er war kein Schurke. Es war ein Unsinn, daß Einen das böse Gewissen plagte, sobald man etwas that, wozu man Lust hatte. Warum sollte man nicht thun, was man wollte, sondern immer das, was man nicht wollte? Was war das Gewissen überhaupt? War es etwas anderes als das Volksurtheil in uns, das tiefe religiöse Entsetzen vor dem Kirchspielsgeschwätz, das Organ des Kirchspielsgeschwätzes, altes vererbtes Herkommen, fleischgewordene Wahrheitsansichten über das was fein und schicklich war. Wenn man sicher war, daß die Leute nichts wußten, so war das Gewissen nur ein stechender Dorn, daß sie was zu wissen bekommen könnten. Anne Malane hatte Recht. Was Keiner wußte, ging Keinen was an. Er wollte, der Teufel hole ihn, sich zu den Freigeistern schlagen.

Jens Carlstad kam schließlich mit sich überein, daß das ganze Leben ein wunderliches Leben sei und er sich selbst nicht länger verstände. Er war immer ein moralischer Mann gewesen. Nun hatte er zwei Liebsten

*) In diesem Schauspiel wird die Forderung der physischen Reinheit bis zur Ehe von dem jungen Mädchen auf den jungen Mann ausgedehnt.

Digitized by Google

und von der einen bekam er Ohrfeigen, weil er zu moralisch war und von der anderen bekam er „Einen Handschuh“. Er hatte wohl Beides verdient, denn er war der größte Bengel, der in zwei Schuhen ging; aber er wollte ein Esel sein, wenn er was dafür konnte. Warum durfte er nur das Mädel nicht eine Weile lieben? Man war bald genug alt und bald genug verheirathet; dann gab es Plätthemden und Hafergrütze und Arbeit für die tägliche Nothdurft aus der Hand in den Mund und schließlich Gicht und Sarg. Man war nur ein einziges, armes Mal jung und durfte nicht einmal fünf, sechs Jahre leichtsinnig sein. Warum ließ uns da der Herrgott nicht gleich mit grauem Haar und Gicht auf die Welt kommen?

Jens dachte und grübelte, daß ihm heiß und kalt wurde, aber er vermochte seine Gedanken nicht zu Ende zu denken. Sie führten zu einer Consequenz, die ihm nicht gefiel. Zweierlei aber stand fest: er war ein Schwerenöther und er wollte Anne Malane so lange lieben, wie er konnte. Was sollte er aber mit dem Rest thun? Ja, endlich fiel es ihm ein, was er thun wollte.

Er setzte sich an den Tisch und schrieb einen Brief. In dem Brief bat er Fräulein Jenny, „Einen Handschuh“ noch einmal zu lesen. Und wenn sie das gethan hätte, sollte sie sich ernstlich prüfen, ob sie nie einen anderen als den unterzeichneten J. T. Carlstad geliebt hätte, ob sie nie einem Anderen auch nur soviel wie ein zärtliches Wort gesagt hätte; und dann solle sie ihm schreiben und ihm Alles, Alles beichten! — was sie auf dem Herzen haben könne.

Jens Carlstad lag glatt über dem Tisch vor Lachen und hatte sich im Verdacht, daß er eigentlich ein witziger Mann sei. Er legte den Brief in den Postkasten und dachte, nun habe er sich herausgewickelt. Einige Tage darauf hatte er den Aufsagebrief. Trocken und kalt: es ist aus zwischen uns — Jenny Christiansen.

Jens Carlstad hatte ein rundes, gutes Gesicht; jetzt wurde es ziemlich lang. Ein witziger Mann war er. Aber er konnte es nicht leugnen, Jenny Christiansen war ebenso witzig.

Wer sollte nächstens „Einen Handschuh“ von ihr bekommen; was?

* * *

Im Grunde habe ich eigentlich nicht mehr viel zu berichten.

Ich kann melden, daß die jungen Leute, von denen hier erzählt worden, nun alle verheirathet oder verlobt sind. Jenny hat sich mit einem 38jährigen Junggesellen verlobt, der darauf schwört, er habe nie früher geliebt. Jens hält in diesen Tagen Hochzeit mit einer jungen Wittwe, die Gewissen und Moral hat und 50,000 Kronen werth ist.

Und Anne Malane ist Peter Tjerandsens Frau.

Denn Peter war nicht der Mann, der auf sein Recht verzichtete. Er bekam viel über den Assistenten zu hören und wußte wohl, daß Anne Malane log, wenn sie sagte, sie mache sich nichts aus ihm; aber Peter wollte Anne Malane haben, ob sie nun pfiff oder sang. Eines Abends, als er ihr wegen Carlstad hart zusetzte, wurde Anne Malane böse und sagte ihm rein heraus: sie liebe ihn. Peter weinte, als würde er gepeitscht und ging. Am Tag darauf erhielt sie einen Brief: sie möge um 9 Uhr Abends am großen Stein sein. Es sei das Letzte, um was er sie in dieser Welt bitte, stand darin. Anne Malane ging hin und fand Peter Tjerandsen mit einem Strick in der Hand. Er war barhäuptig und sah erbärmlich aus. Er wolle ihr nur Lebewohl sagen, sagte er. Sie solle sich nichts daraus machen. Wenn sie Carlstad liebe, solle sie ihn heirathen; aber Peter sei nicht der Mann, dabei Zuschauer zu sein. Er wolle sie nur bitten, nichts gegen ihn zu haben. Leb' wohl und Dank... für Alles. Er warf sich ins Feld und weinte. Da lag das lange Mannsbild und schluchzte, als wolle er sich die Seele aus dem Leibe weinen. Anne Malane war gerührt und erschreckt und so knüpfte denn der Strick das Liebesband zwischen ihnen von Neuem. Aber am Hochzeitstage war es Anne Malane, die weinte.

Sie hatte in ihrem Leben nicht über viele Dinge nachgedacht, Anne Malane; aber das konnte sie sich denken, hätte sie Carlstad statt Peter gekriegt, sie hätte gelacht und nicht geweint. Und der Pastor sprach schön über Abraham und Sarah. Und darauf fragte er den ehrbaren Junggesellen Peter Tjerandsen Vigmon, ob er die ehrbare Jungfrau Anne Malane, die hier stand, zu seiner Ehefrau haben wolle und das wollte Peter Tjerandsen. Weiter fragte er die ehrbare Jungfer Anne Malane, ob sie den ehrbaren Junggesellen Peter, der hier stand, zu ihrem Eheherrn haben wolle und Anne Malane sagte, das wolle sie.

So war die Sache abgemacht.

Sie hatte wohl gethan, was sie konnte, die Hochzeit aufzuschieben. Aber Peter wollte nicht und die Alten hielten zu ihm. „Was soll das Zaudern“, sagte der alte Mattis. „Glaubst', Du hast was davon, wenn Du Dich mit dem aufgeblasenen Förster herumziehst. Hoh! Er kam her und schwatzte über Arrondirung, er — das war wohl eine andere Art Arrondirung, die er im Sinn hatte.“ So gab Anne Malane denn nach. Der Förster konnte ihr ja nicht helfen. Nein, wie gesagt, das war abgemacht.

Ein halbes Jahr später hatten sie Kindtaufe. Das war zeitig; aber so etwas kommt vor und Anne Malane machte sich nichts daraus. Kirchspielsgeklatsch blieb nicht an ihr hängen; sie machte sich nichts daraus.

Es war abgemacht, das Bübchen sollte Tönnes heißen. Tjerand klinge so häßlich, fand Anne Malane. Sie war unsinnig froh über den Jungen; aber Peter behauptete, „er gleiche seiner Mutter mehr, als seinem Vater“. „Das thut das Erste oft“, vermittelte Mutter Astrid. Als das Kind zur Kirche gebracht wurde, ging Anne Malane selbst mit. Sie wollte sehen, ob Alles gut ging. Was konnte so einem Närrchen nicht Alles geschehen, wenn die Mutter selbst nicht dabei war; so einem dummen, kleinen Närrchen.

Fünf Kinder sollten an diesem Tag getauft werden; unter ihnen ein officiell unechtes. — Als Tönnes das Wasser auf seinem flaumweichen Schädelchen fühlte, das nicht mehr als vierzehn Tage auf dieser kalten Welt gewesen war, da schrie er himmelhoch, daß man glauben konnte, er sei gar nicht hier, um die Gabe der Taufe zu bitten.

Aber Anne Malane dachte, nun stehe Alles gut und Alles sei in Ordnung — Alles. Sowohl für den kleinen Buben, wie für sie.

Seitdem ging es gut mit der jungen Wirthschaft im Unterhof.

Anfangs war Anne Malane kopfhängerig gewesen und Peter hatte seinen Verdacht gehabt. Er hatte den Postassistenten auf Wegen und Stegen gesehen, wo der Bursche nach Peters Meinung nichts zu suchen hatte. Aber darauf reiste der Postassistent. Und dann kam das Kind. Und Anne Malane wirthschaftete und schaffte auf ihrem Hof zwischen Gesinde und Vieh und regierte das Ganze und Peter gefiel das und er ist ein guter Mann und plagt sich fürs Haus, was seine Kräfte reichen. Wenn er betrunken ist, rempelt er seine Alte an. „Der Teufel hole mich, ist Anne Malane nicht eine so brave Alte, wie man nur eine Alte finden kann.“ Und die Leute sagen, darin hat er Recht.

In diesen Tagen hatte Anne Malane Verdruß; sie hörte, daß Jens Carlstad heirathen wolle. Aber das ging vorüber. Sie ist nie lange verstimmt, Anne Malane.

Notizen.

Sappho. Drama in einem Aufzuge von G. Conrad. (Berlin, Voß'sche Buchhandl.) — Nach Grillparzer's Vorgang hat auch G. Conrad (bekanntlich Prinz Georg von Preußen) aus der Liebe Sappho's zu Phaon das Motiv für sein Drama entnommen. Phaon's Liebe wird durch seine Liebe für Sappho nicht ausgefüllt, und es zieht ihn von ihr hinweg zu ruhmverheißenden Heldenthaten, indeß die Dichterin nur noch in ihrer Liebe zu ihm ihr Glück sieht, so daß, als dieser von ihr scheidet, auch sie sich vom Leben trennt. Ihr Tod wird vom Dichter in eigenthümlicher und geistvoller Weise poetisch verklärt, indem das geheimnißvolle Sehnen nach der tiefen Stille des Wassers, das sich der Verzweifelnden bemächtigt, hier durch Tritonen und Nereïden personificirt wird, welche, die selige Ruhe des Meeres im Wechselgesange preisend, die Sängerin sanft in seine feuchte Tiefe ziehen.

Digitized by Google

Inserate.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

½ Stunde von Frankfurt a. M.

Bad Homburg

½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer waldreicher ***Höhen-Kurort*** von 568 m. Seehöhe, mit sämmtlichen Erfordernissen eines ***Terrain-Kurorts,*** besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche***-Bäder und eine vorzügliche ***Molken-*** und ***Milch-Kuranstalt.*** Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt.

Saison vom 1. Mai bis Oktober.

Wer seine Kinder an den langen Winterabenden angenehm beschäftigen, sie **ruhig und artig** sehen will, der kaufe einen der berühmten

● Patent-Steinbaukasten. ●

Der Erfolg ist ein **überraschender,** wie jeder bestätigen wird, der gesehen hat, mit welchem Eifer die Kinder **immer und immer wieder mit den farbigen Steinen** bauen. Man hüte sich vor **wertlosen Nachahmungen** und achte auf nebenstehende Fabrikmarke. Reichillustrierte Preislisten mit vielen Gutachten angesehener Pädagogen senden auf Verlangen gratis und franko

F. Ad. Richter & Cie.,
Rudolstadt, Wien, Olten (Schweiz), Rotterdam, London E.C., 1. Railway-Place, Fenchurch-Street.

Soeben erschien die von der Wissenschaft seit 2000 Jahren vergeblich gesuchte Lösung der

Quadratur des Kreises

geometrisch dargestellt v. **O. Widemann,** Ing. **Berlin, Hlge. Geist Str. 4, I. im Selbstverlag. Preis 1 Mark.**

Johmeyer's Deutsche Jugend.

Reich illustrirt.

50 Pf. pro Heft.

Anerkannt beste Unterhaltungsschrift für die Jugend in Monatsheften à 50 Pfennig. Verlag von **Leonhard Simion** in **Berlin.**

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren etc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Die Mängel deutscher Universitätseinrichtungen und ihre Besserung.

Von

Dr. C. Hasse,

ord. Professor an der Universität Breslau.

Preis: 80 Pfennige.

Im Verlage von **Hermann Schönlein** in **Stuttgart** ist soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen zu beziehen und in jeder besseren Leihbibliothek zu finden:

Das Loggbuch

des

Kapitains Eisenfinger.

Roman

von

Balduin Möllhausen.

Drei Bände. Preis 15 Mk.

Balduin Möllhausen, der hierzu Berufenste unter allen deutschen Schriftstellern, bietet in diesem Werke einen **Seeroman,** wie ihn in gleicher Bedeutsamkeit die deutsche Literatur bisher noch kaum aufzuweisen hat. Der allbeliebte Autor weiss eben so sehr durch spannende, an Abenteuern reiche Handlung die Phantasie anzuregen und zu fesseln, wie durch die packendsten Schilderungen aus dem Seemannsleben das Gemüth des Lesers zu rühren und zu ergreifen.

Eine vorzügl. Litteratur-Geschichte, nicht trocken und langweilig, sondern anregend und interessant ist die

Geschichte der

deutschen Litteratur

von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit (1884)

von **Dr. Franz Hirsch**
(Redakteur von „Schorers Familienblatt").

3 starke Bde., gr. 8., Ladenpreis M. 24.—
für nur M. 12.—, Eleg. gbd. M. 15.—

Noch nie wurde ein sowohl inhaltlich, wie hinsichtlich der Ausstattung so schönes, durchaus gediegenes Werk zu einem so billigen Preise angeboten!

Nur neue Exemplare! Umtausch gestattet!

Gustav Fock in Leipzig.

Neumarkt 40 u. 38 I.

Bücher-Versandgeschäft.

Kataloge billiger Bücher gratis!

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schiller,** Werke mit Einl. v. Gödeke. Cotta. 12 Bde. in 6 Liebh.-Halbfranzbänden nebst: **Lessing,** Sämmtl. Werke m. Einl. v. Gödeke. Göschen. 10 Bde. in 5 Liebh.-Bdn. und **Goethe,** Sämmtliche Werke. Vollständigste Ausgabe letzter Hand. 55 Bde. zusammen 40 *M.* — **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 *M.* — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Hierzu eine Beilage von Gebrüder Paetel in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 14. Mai 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Bilanz der Gegenwart für Frankreich und Deutschland. Von Karl Theodor Reinhold, M. d. R. — Zur Entwickelungsgeschichte der Familie. Von Th. Achelis. — **Literatur und Kunst:** Frühlingsconcert. Von Wilhelm Jensen. — Eduard v. Hartmann und unser Geistesleben. Von Max Schneidewin. — Zola auf dem Theater. Von L. Marholm. — Ueber japanische Malerei. Von F. A. Junker von Langegg. (Schluß.) — **Feuilleton:** Vor den Geschworenen. Von Erwin Bauer. — **Aus der Hauptstadt:** Der Verein Berliner Künstler im Architektenhause. Von G. M. — Eine deutsche und eine englische Operette. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die Bilanz der Gegenwart für Frankreich und Deutschland.

Von Karl Theodor Reinhold, M. d. R.

Die viel besprochene Reise des Herrn von Lesseps nach Berlin und seine wohlwollenden Aeußerungen über Deutschland, sowie andere in der Presse viel erörterte Zwischenfälle der jüngsten Zeit, haben hier wie in Frankreich Betrachtungen über das „natürliche" Verhältniß beider Länder veranlaßt, die nach Stimmung und Volksart zu entgegengesetzten Ergebnissen führen mußten. Der geschichtliche Wettstreit und naive Rassenhaß haben weit mehr noch in Frankreich als in Deutschland den alten Grenznachbarn als „Erbfeind" und dauerndes Hinderniß für die ideale Herrscherrolle des nationalen Volksthums hingestellt und seine Unterdrückung, ja Vernichtung als Dogma der geschichtlichen Anschauung herausgebildet. So sehr die Erinnerung an die von Frankreich in jedem Jahrhundert verursachten Leiden der Eroberung, Aussaugung oder stilleren Behinderungen den nationalen Haß und Argwohn in Deutschland wachgehalten haben, so ist doch die ganze geistige und gemüthliche Art des deutschen Volkes so weit davon entfernt, jenes Verhältniß der Feindseligkeit als ein natürliches und dauerndes zu betrachten, daß vielmehr jedes noch so leise Erwachen einer auf Völkerversöhnung gerichteten Stimmung in Frankreich diesseits der Grenzen als eine Rückkehr zu der echten Idee der modernen Entwickelung freudig begrüßt wird.

Da aber jene Anzeichen immer nur schüchtern hervortreten und vor dem ungestümen Protest anscheinend der ganz überwiegenden Mehrheit des französischen Volkes wieder verschwinden, so bleibt das Nachbarverhälniß auf jenen zweifelhaften Frieden gestellt, den nur der Eine dauernd und aufrichtig, der Andere aber nur auf Zeit will, bis ihm der Krieg gefällt, wann und soweit dieser ihm günstige Aussicht bietet. Es wird daher auf absehbare Zeit bei dem gerüsteten Frieden verbleiben, bis einerseits bei dem angriffslustigen Nachbarn, in der vom Fürsten Bismarck gelegentlich der Berathungen über das Septennat vor Kurzem geschilderten Weise, die Ueberzeugung von der dauernden Ebenbürtigkeit des Gegners Platz greift und andererseits der durch den stillen Krieg herbeigeführte Zustand sich als unerträglich oder mindestens außer Verhältniß mit dem vorschwebenden und möglichen Erfolg erweist.

Zur Begründung der erstgedachten Ueberzeugung wird nach der Natur der Sache ein längerer Zeitraum erforderlich sein. Anders verhält es sich mit der Erkenntniß von dem Rechnungsergebniß, welches die von der Noth der Zeit aufgedrungene Bilanzirung der Gegenwart für jedes der betheiligten Völker klarstellt.

Das Verlustconto des bewaffneten Friedens und bedingten Krieges zwischen Frankreich und Deutschland umfaßt das Gesammtleben beider Nationen, von dem täglichen Existenzminimum des Arbeiters bis zur höchsten Regung der gesteigerten Seelenthätigkeit. Die Bilanz der Gegenwart für beide Völker ist mit großem Maß gemessen nicht erhebend, theilweise tragisch. Man braucht den Pessimismus über die wirthschaftliche Lage und finanzielle Leistungsfähigkeit beider Völker nicht zu theilen und mit Grund auf die noch nicht entfernt erschöpften Hülfsmittel und die Spannkraft dieser thätigen Nationen hinweisen, so wird man doch nicht ohne schmerzlichen Antheil sehen können, wie Ertrag und Erfolg der Arbeit sich unfruchtbar verzettelt. Bei aller Anerkennung der materiellen und idealen Rückwirkung großer Militärorganisationen auf das Volksleben bleibt der schwere und jährlich gesteigerte Armeeaufwand außer Verhältniß sowohl zur normalen Leistungsfähigkeit des Landes als zu dem erreichbaren Ergebniß jener Kriegserziehung. Um der wirklich oder vermeintlich gefährdeten Existenz willen oder gar um ein Nebelbild des Ehrgeizes wird das athmende Leben der Gegenwart und des Einzelnen geopfert oder schwer beeinträchtigt. Dies Mißverhältniß der Wirklichkeit lastet mehr noch auf Frankreich als auf Deutschland. Die ältere Cultur, der mit geschichtlichen und natürlichen Voraussetzungen zusammenhängende verfeinerte Organismus des französischen Lebens erträgt die „gemeine Kriegslast" jeder Hufe und jedes Mannes schwerer als die geduldige Volksart der Deutschen, deren mehr individuelles und verinnerlichtes Seelenleben den Abbruch, welchen die Kaserne der altgallischen Gesellschaft und Geselligkeit zufügt, schwerlich ahnt. Es fehlt nicht an Anzeichen, daß das Widerstreben des französischen Geistes gegen die ihm nicht gemäße Disciplinirung stark im Wachsen begriffen ist und vielleicht in nicht ferner Zeit die Zwangsorganisationen abwerfen wird. Aber neben dieser, um des nationalen Ehrgeizes willen zeitweilig ertragenen Last macht sich in viel bedenklicherer Weise der alte Gegensatz fühlbar, in welchem die Neigung des französischen Wirthschaftslebens und die moderne Entwickelung der Industrie stehen. Die sociale Frage bleibt im atomisirten Frankreich ein Problem, an welches kräftig heranzutreten, die dortige Gegenwart nicht wagen kann. Man treibt dort an dem überkommenen reichen Schatz des nationalen Gemeingefühls einen gefährlichen Raubbau und wird in Kurzem vor dem nackten Begehren der wirthschaftlichen Noth angelangt sein,

Digitized by Google

ohne jene Reserven der nationalen Empfindung mehr angreifen zu können. Das reichste und glücklichste Land der Welt, mit unvergleichlich günstigen Bodenvertheilungsverhältnissen, mit einem Klima, das schweren Leiden socialer Entblößtheit keinen Spielraum läßt, treibt nach eigenen Zeugnissen der besonnensten Kreise in die unabsehbarsten Wirren, ohne daß eine Hand sich rührt, um der englischen Selbstthätigkeit oder dem deutschen socialen Königthum nachzueifern. Alles Interesse, alle Kraft, alle Opfer gehen auf in einen Götzendienst, der nach außen hin die Nation eint, nach innen zerreißt. Der romanische Zug auf Herrschaft plündert die Nation um wachsende Steuern für das Armeebudget und gleichzeitig nach innen um den ohnehin kärglichen Antheil, den das breite, das wirkliche Volk an der Ordnung seiner Angelegenheit beanspruchen kann. Eine Staatsgewalt, die mit unermeßlichen Mitteln finanzieller und administrativer Kräfte die organische Umbildung der Gesellschaft vollziehen könnte, ist von erschreckender Armuth an wirklichen Leistungen für einfache sociale Zwecke. Während Deutschland mit beispielloser Kühnheit völlig neue Wege der Gesellschaftspolitik beschreitet, bleibt in dem „Lande der Initiative" alles beim Alten und eine Stagnation der Verhältnisse, welche die Jahrhundertfeier der Revolution zum Ausgangspunkt neuer Gewaltsamkeiten machen kann. Es kommen aus dem Lande, der Provinz wahre Verzweiflungslaute über die platte Unfähigkeit der in Paris regierenden Gesellschaft, der überall empfundenen Noth abzuhelfen. Man kann es kaum glauben, daß bei dem beneidenswerth organisirten und ergiebigen Finanzsystem neue Steuern in hohen Beträgen vorgesehen werden müssen, ohne daß auch nur mit einer Silbe die Rede davon ist, einen Theil der Erträgnisse für sociale Reformen anzuwenden. Daß diese Verhältnisse trotz der aus der Uneinigkeit ihrer Gegner sich ergebenden günstigen Lage der Republik zu einem Bruche treiben, ist die allgemeine Ueberzeugung, und man ist in allen Parteien und Kreisen jetzt dahin gekommen, zufrieden zu sein, wenn man von der Hand in den Mund lebt.

Dabei geht es auf anderen Gebieten unaufhaltsam zurück, auf denen sonst gerade der französische Nationalgeist sich besonders lebendig bethätigte. Die Führerrolle und das vielseitige Prestige Frankreichs sind nach verschiedenen Richtungen hin beseitigt. An die Stelle der alten stolzen Eigenkraft der Nation ist ein unwürdiges Buhlen um fremde Unterstützung getreten. Nacheinander ist England, Rußland und Italien von Frankreich umschmeichelt und umworben worden, und überall sind mehr oder weniger bittere Abweisungen erfolgt. Die Behandlung, welche Frankreich in der englischen Presse erfährt, kann man auch als Deutscher oft nicht ohne Unwillen und lebhafte Theilnahme betrachten. Aehnlich, oft schlimmer, geht es bei der Polemik italienischer oder russischer Blätter.

Die überkommene oder doch beanspruchte Rolle des civilisatorischen Frankreichs erscheint in dem starren Festhalten an dem einen Ideal der Revanche in beschämender Weise verkehrt. Das Frankreich, welches die Freiheit der Völker und der Gewissen seinen Fahnen vorbehielt, tritt in dem alten Orientproblem der Selbständigmachung unterjochter Rassen und geschichtlicher Staaten auf die Seite der Gewalt und des leersten Fanatismus, den ein innerlich erloschenes Religionsleben als Formel entfesselter Rasseninstincte zurückläßt. Andererseits beraubt sich die französische Gegenwart immer mehr aller Mittel, den eigenen inneren Befreiungskampf des Geisteslebens erfolgreich und im Sinne der guten Revolutionstraditionen fortzusetzen. Außer plumpen und psychologisch verfehlten Angriffen auf den anerkannten Bestand concordatsmäßiger Freiheiten und Rechte kommt man zu keiner Maßregel organischer Sicherung der Gesellschaft und des Staates gegen die auf dem Boden des französischen praktischen Transcendentalismus sich vorbereitende Restauration.

Der radicale Krater wird bald ausgeschöpft sein und auf seinen erstarrenden Schutthaufen dem farbenreichen Blühen der französischen kirchlichen Phantasie die Stätte bereiten. Diese rein politische Gegenwart hat der Nation nichts mehr zu bieten außer dem krampfhaft festgehaltenen Gedanken der Revanche, an dem man sich für alle Enttäuschungen erholen will. Während man mit einem äußeren Kampf das verhaßte Priesterthum und die reactionäre Kirche zurückzudrängen sucht, besetzen diese in aller Stille den ihnen nicht zu verschränkenden Boden der Gesellschaft, auf dem sie nach wenigen Jahren den offenen Kampf mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen werden.

Aber der französischen Gegenwart scheint der Blick für wirkliche Werthe und Verluste abhanden gekommen zu sein. Mit offenen oder privaten Erklärungen hat Fürst Bismarck wiederholt die unbegreifliche Thorheit der Continentalmächte hervorgehoben, welche über kindischen Grenzregulirungsprozessen versäumen, die Erweiterung ihrer wahren Herrschaftsgebiete und wirklichen Interessen dort zu verfolgen, wo sonst andere den Raub theilen. Der so oft prophezeite Zusammenbruch Englands will immer noch nicht kommen, und der Koloß mit den thönernen Füßen besetzt inzwischen ein unermeßliches Gebiet nach dem anderen, deren Ausbeutung bei endlich eintretender Selbstbeschränkung und Ernüchterung Rußland zu dem furchtbarsten wirthschaftlichen Nebenbuhler der alten Industrie- und Handelsstaaten machen wird.

So bleibt denn für Frankreich selbst die günstigste Rechnung eine entmuthigende. Für die dauernden und wachsenden Verluste der Gegenwart tauscht es eine Hoffnung auf eine Ernte ein, die ihm, wenn sie nicht vorzeitig verhagelt, mit einem Mächtigen zu theilen bleibt, der die ihm aufgedrängte Rolle in der societas leonina mit der Naivetät asiatischer Gewöhnungen schon wahrzunehmen verstehen wird.

Es erübrigt, die deutsche Bilanz der Gegenwart kürzer zu skiziren. Sie enthält ja im Vergleich zu dem früheren staatlichen und gesellschaftlichen Elend ein Bild glänzenden Aufschwungs und die Hoffnung einer großen Zukunft. Aber andere relative und berechtigte Maßstäbe lassen auch hier die volle Unnatur einer dauernden Vergiftung des Nachbarverbandes mit Frankreich erkennen. Auch hier bedrohen die durch die Militärlast jährlich gesteigerten Finanzbedürfnisse den ruhigen Gang aller staatlichen Verhältnisse. Die Freude an der neuerrungenen nationalen Einheit, das Gefühl der Entlastung von alten Schranken und die Genugthuung über die Fortschritte der wirthschaftlichen Entwicklung werden verschlungen durch die unaufhörlichen Beunruhigungen und Neubelastungen, welche eine nothwendige Folge der bloßen Fürsorge für Erhaltung der äußeren Existenz sind. Mit innerem Unwillen empfindet die deutsche Natur die ganze Sinnlosigkeit eines mit den äußersten Mitteln des Geistes und der Sittlichkeit geführten Wettkampfes der Vernichtung zwischen zwei großen Culturvölkern. Dieser Kampf lenkt auch hier von anderen Gebieten mit wahrhaft großen Zielen ab. Auch die sociale Neu-Ordnung ist in unlösbare Verbindung gerückt mit dem Stand der Weltpolitik. Die innere Reform sieht ihre kühneren Schritte behindert durch überflüssige Schranken oder schädliche Freiheiten fremder Industrievölker, welche in der allgemeinen Feindseligkeit und Furcht den bewährten Boden des internationalen Vertragsrechtes nicht betreten wollen. Die Sorge vor äußeren und inneren Erschütterungen hat der Sache der wahren Freiheit vielleicht unheilbare Wunden geschlagen. Jene weiten Gebiete des Geisterkampfes, auf denen sich die Edelsten des deutschen Volkes ehedem tummelten und die Grundlagen der modernen Emancipation der Tradition der Vergangenheit abrangen, liegen fast verlassen da. Man mag oder man wagt sie nicht mehr zu betreten oder gar im Kampf streitig zu machen. Mit stummem Protest überläßt man sie der streitenden Kirche oder der interesselosen Zwietracht des akatholischen Sectenwesens; die mühsam errungenen Freiheiten der Gesellschaft, des Staates und des Individuums werden als Compensationsobjecte für einen Frieden geopfert, in welchem man den Krieg um die nackte Selbsterhaltung ungestört durch innern Fesseln führen kann. Das Deutschland der philosophischen Aufklärung wetteifert mit dem Frankreich der Revolution um die diplomatische Gunst der Curie, deren Bekämpfung für die ewigen Menschenrechte der Geistesfreiheit das Programm der bewußten Entwickelung seit einem Jahrhundert gewesen ist. Und dieser „Reaction", welche thatsächlich das Mittelalter im neunzehnten Jahrhundert wieder erstehen läßt, leisten die vermeint-

Digitized by Google

lich liberalen Parteien, der politische Radicalismus, die eifrigsten Dienste, mit verschiedenen Methoden, aber demselben Erfolg in Frankreich und Deutschland. Hier führt sie der Haß gegen den einzigen Hort der Freiheit und der Gewissen, den starken Staat, zur unmittelbaren Unterstützung der Theokratie und ihrer demagogischen Auflehnung gegen alle weltlichen Autoritäten, dort arbeiten sie mittelbar durch Uebertreibung abstracter Freiheit und die Demokratisirung aller Staatsordnungen der Herstellung der kirchlichen Zwangsgewalt vor.

Hüben wie drüben sind oder werden Errungenschaften preisgegeben oder gefährdet, welche man bisher zum sicheren Besitz der neuen Cultur-Entwickelung gerechnet hatte. Die weitgestreckte und umfassende Grundlage der Geistesarbeit unseres Jahrhunderts wird so durch Abtrennung alter Streitgebiete mehr und mehr verengert und in kaum begreiflicher Weise ihres reichen Inhalts beraubt. Die Kriegs- und Marine-Ministerien sind die Brennpunkte des nationalen Interesses und die Sammelpunkte der nationalen Anstrengungen geworden. Gegen den mächtigen Zug des Zeitalters der Eisenbahnen und der Verkehrsrevolutionen wird in jener künstlichen Bannung der Völker der höhere internationale Verkehr unterbunden. Mit dem religiösen Spuk giebt das Mittelalter auch seine „Personal- und Territorialrechte“ wieder aus seinem Museum heraus.

So arbeitet man im Zwange des beschränktesten Hasses wieder auf jenen Zustand der Entfremdung hin, der am Anfang unserer Gesittung lag. Die Unwissenheit und das Vorurtheil, welche erfahrungsmäßig oft mehr als wahre Interessengegensätze die Einzelnen schneiden, sollen mit bewußter Absicht zu neuen Völkergrenzen gemacht werden. Und doch giebt es unter den Franzosen auch heute noch zahlreiche Geister, welche, wie die ganz überwiegende Mehrheit der Deutschen, diese aller Natur hohnsprechende Wendung der Entwickelung tief beklagen. Die Erinnerung an die zahlreichen edlen Erscheinungen von gebildeten und vorurtheilslosen Franzosen werden lebendig, welche seit 100 Jahren mit der Ergründung deutschen Wesens und Denkens tiefe Begeisterung für Deutschland eingesogen haben, wie sie am wärmsten und zum Sinnen in dieser Gedankenflucht anregend aus der Doppelnatur Chamisso's spricht. Die meisten Diplomaten Frankreichs, welche längere Zeit in Deutschland gelebt haben, sind als treue Freunde geschieden. Der französische Büchermarkt, das künstlerische und selbst das bürgerliche Leben zeigen oft die Wucht der Einwirkung des ursprünglichen, in Frankreich als „profond“ bewunderten deutschen Geistes, trotz alles Widerstrebens und oft der brutalsten Unterdrückungsversuche. Ueber die Haltung der unterrichteten und vorurtheilslosen deutschen Gesellschaft Frankreich gegenüber aber braucht kaum etwas gesagt zu werden. Noch immer unterliegt Deutschland der Gefahr einer zu unmittelbaren, den eigenen Volksgeist bedrückenden Einwirkung der französischen Cultur. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß das französische Leben in Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft fast zu einem eigenen Stück des deutschen Geisteslebens geworden ist.

Gegenüber diesen Thatsachen drängt sich die Frage immer von Neuem auf, ob nicht in absehbarer Zukunft ein Wandel möglich erscheint in diesem traurigen Zustande einer Feindschaft, die jedem Theile nur Schaden an Leib und Seele zufügt. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß auch hier wie bei den Thatsachen des Eigenthums und Rechts „der Friede nur das Ergebniß des Kampfes ist, wenn in diesem die Kräfte der Kämpfenden sich als gleich erwiesen haben.“ Aber der französische wie der deutsche Geist begegnen sich in dem Punkte, daß Beide für die Postulate der Vernunft eine starke, nicht nur theoretische Empfänglichkeit haben. Es ist eine dankbare und nicht hoffnungslose Aufgabe, mit der ruhigen Aufdeckung der Jahresabschlüsse unserer nationalen Entwickelung auch dem Nachbarn zu zeigen, wie im Verlust-Conto unser Grenzprozeß das Streitobject mehr und mehr zu verschlingen droht.

Zur Entwickelungsgeschichte der Familie.

Von Th. Achelis.

Eines der interessanten Probleme der Culturgeschichte, wie sie unter der umfassenden Perspective der alle Völker des Erdballs umspannenden modernen Ethnologie sich neuerdings gestaltet, ist die Entwickelungsgeschichte der Familie. Die frühere idyllische Vorstellung einer patriarchischen, häufig freilich recht drückenden Lebensgemeinschaft, der weiteren socialen Organisation des Stammes in der Zusammenfassung mehrerer Geschlechter und endlich der im Einzelnen mannigfach nünancirenden, aber immer als idealer Abschluß gefaßten staatlichen Verfassung, diese auf einem sehr beschränkten Material fußende Theorie der politischen Gliederung hält den unbeugsamen Thatsachen, welche in immer steigender Fülle die Völkerkunde zu Tage fördert, nicht mehr Stand. Wie es so oft geht, im Leben sowohl wie in der Geschichte der Wissenschaften, das früher als albernes Märchen Verlachte, die, wie man sagte, absurden Berichte sonst gut accreditirter Schriftsteller, die man am liebsten ganz unterschlagen hätte, erhielten durch die unwidersprechlichen Funde und Entdeckungen moderner Reisender und Beobachter eine ungeahnte und häufig recht unwillkommene Restitutio in integrum. Dazu kam das außerordentlich wirksame, natürlich nur vorsichtig zu handhabende methodische Mittel, mit dem schon E. Tylor so manche weittragenden Aufschlüsse erlangt hatte, die survivals, die charakteristischen Ueberlebsel, welche in Brauch und Sitte der Völker für das kundige Auge in ihrer rudimentären Form die ganze Differenzirung irgend einer Anschauung, die ganze morphologische Structur gleichsam dieser Entwickelung in sich schließen. Um nur auf's gerade Wohl irgend ein Beispiel heraus zu greifen, so ist das bekannte Verfahren des römischen Vaters seinem neugeborenen Kinde gegenüber, der bedeutsame Act des Aufhebens von der Schwelle Nichts weiter als ein späterhin unverständlicher Rest des alten Aussetzungs- und Tödtungsrechtes in barbarischen Zeiten.

Wie gesagt, an der Pforte des socialen Lebens (denn nur von diesem, nicht von einer völlig eingebildeten singulären Existenz des Menschen ist in der Ethnologie die Rede) steht nicht die Familie und Ehe in unserem Sinne und unserer sittlichen Werthschätzung, vielmehr ein seltsames Gebilde, das unseren landläufigen Anschauungen völlig widerspricht; es ist die ursprüngliche, bei allen Völkern des Erdballs auf denselben primitiven Stufen vorhandene Geschlechts- und Friedensgenossenschaft, eine scheinbar wüste und zusammenhangslose Horde von rechtsunfähigen Individuen, lediglich fundirt auf der gemeinsamen Abstammung, auf der Blutseinheit. Die Zugehörigkeit zum Verbande wird bedingt durch das natürlichste aller Bande, durch die Abkunft von derselben Stammmutter, jeder, dem diese Legitimation abgeht, steht außerhalb der schützenden Organisation und ist eo ipso als Fremder auch Feind. Dieser solidarische Verband, der noch keine individuellen Rechte und Verpflichtungen kennt, sondern in dem eben Jeder ohne Weiteres für den Anderen haftet, so daß z. B. ein Todtschlag nicht gerade an dem Mörder als solchen, sondern an irgend einem Genossen des bezüglichen Stammes gerächt wird, wird repräsentirt durch die centrale Stellung der Frau; ja so sehr dominirend ist jener Gedanke der Blutsfolge, daß für alle erbrechtlichen Fragen die Person des Mannes ganz in den Hintergrund tritt. Um sich hiervon eine einigermaßen zutreffende Vorstellung zu machen, ist nichts lehrreicher als ein Blick auf die eigenthümliche Organisation der Malayen, wie sie in jüngster Zeit namentlich von holländischen Gelehrten studirt ist. Nach ihrer Anschauung besteht eine eigentliche Verwandtschaft zwischen dem Vater und seinen Kindern gar nicht, sondern nur zwischen ihm und seinen Brüdern und Schwestern; er ist überhaupt gar nicht der Vater und Berather seiner Sprößlinge in unserem Sinne, sondern gehört nach wie vor, auch nach seiner Verheirathung, in den Familienkreis oder das Gezin hinein, in

Digitized by Google

dem er geboren. Hier ist sein wahres Heim, hierhin fällt seine Verlassenschaft, während seine Kinder ganz unabhängig von ihm in der mütterlichen Sphäre aufwachsen und ihre Rechte erlangen (vgl. Post, Grundlagen des Rechts, Oldenburg 1884, Seite 92 ff).

Mit der Erörterung dieser übrigens vielfach noch dunklen Verhältnisse beschäftigt sich auch ein Vortrag des Altmeisters der Ethnologie, A. Bastian's, der in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft soeben erschienen ist. Treffend schildert der Autor die Wandelung der Ansichten, wie sie sich überraschend schnell gerade in Bezug auf die Auffassung unserer eigenen sittlichen Entwickelung vollzogen hat. Auf ihrem langen Triumphzug durch die Reihe der Naturwissenschaften hin in der Kette ruhmvoller Eroberungen, die hier zu verzeichnen stehen, hat die Induction jemals kaum einen glänzenderen Sieg erfochten, als diesen, der sich innerhalb weniger Decennien vollzogen hat. Anfangs ablehnend, spöttisch, ungläubig aufgenommen, mußten die vermeintlich paradoxen Behauptungen bald festes Terrain gewinnen, als die Beweisstücke colonnenweise heranzumarschiren begannen, aus allen Continenten ringsum, aus jedem derselben mit eigenen Bezeugungen, und so gegen die überwältigend anwachsende Majorität jeder Widerstand zu erlahmen hatte. Auf bisher eingenommenem Standpunkte bildete die Familie die Grundlage der Gesellschaft, in Erweiterung vom Stamm zum Volke u. s. w. und an ihrer Spitze erschien der philologisch auch als Schützer erklärte pater familias und pitar mit seinen Collegen im arischen Culturkreis. Jetzt, wo wir mit ethnologischem Einblick bis auf primäre Grund- und Unterlage gelangen, fällt gerade dort die Familie gänzlich aus, und die femina finis familiae schwebt aus solchem Nichtssein in gespenstischen Umrissen empor, um als mater familias die Familie zu decken. Freilich muß man gleich Anfangs einem Irrthum entgegen treten; es handelt sich in dieser Periode der Gynäkokratie natürlich nicht so sehr um ein politisches Vorherrschen der Frau — ein Unding für jene prähistorischen Zeiten rohester Gesittung — sondern um die Gliederung jener scheinbar völlig chaotischen Masse, wie sie eben in einer Geschlechtsgenossenschaft sich zusammendrängt. Diese erfolgt ausschließlich oder doch vorwiegend nach matriarchalischen Principien, indem die Stammmutter gleichsam die Urzelle der ganzen socialen Organisation darstellt und deshalb das ganze Erbrecht (soweit bei communistischer Auffassung jener Anfangsstadien davon überhaupt die Rede sein kann) sich nach der Blutsverwandtschaft durch die weibliche Seite regelt. Dennoch lassen sich viele Zeugnisse einer verhältnißmäßig hohen Werthschätzung nachweisen, welche bei den verschiedensten Völkern den Frauen zu Theil wurde. Indianer, Afrikaner, Malayen und andere Stämme mehr wetteifern in diesem seltsamen Bestreben, auch äußerlich in mancherlei Ehrfurchtsceremonien diesen Vorrang erkennen zu lassen, ja Nachtigal berichtet von den unbändigen Solimans in Nordafrika, daß trotz des nivellirenden mohamedanischen Einflusses die Frauen dort gewisse politische Vorrechte genossen (vgl. Lippert, Culturgesch. II, 49 ff.) So lange nun die Kinder der Mutter angehören, unterstehen sie vermögensrechtlich auch der Jurisdiction eines weiblichen Anverwandten, meistens des Mutterbruders, als ihres natürlichen Beschützers, und sind sie herangewachsen, so gehören sie ebenso in das durch ihre Mutter ihnen zugewiesene Geschlecht, so daß es vorkommen kann, wie Bastian bemerkt, daß im Fall eines Krieges das Kind gegen seinen eigenen Vater kämpft. Diese Eventualität enthält aber einen weiteren, moralisch höchst bedeutsamen Hintergrund, indem dadurch der klaffende Unterschied unserer sittlichen Empfindung und der bezüglichen Anschauung dieser primordialen Stufen frappant hervortritt. Die landläufige Ansicht läßt gemäß der patriarchalischen Begründung der Familie auch die Gefühle, welche zwischen Eltern und Kindern und im Besonderen zwischen dem Vater und seinen Sprößlingen herrschen, mit naturnothwendiger oder idealer ausgedrückt, mit aprioristischer Gesetzlichkeit in jedem normal angelegten Individuum aufkeimen. Das ist nach dem unbefangenen Zeugniß der vergleichenden Ethnologie verkehrt; dieses uns so selbstverständlich scheinende Gefühl, „natura nobis insita", wie der Stoiker sagen würde, ist vielmehr erst ein verhältnißmäßig sehr spätes Product einer langen, freilich meist vorhistorischen Entwickelung, einer Entwickelung, die erst einen tieferen sittlichen Gehalt mit dem Augenblicke anzunehmen begann, wo das Patriarchat durch das Betonen der unmittelbaren Beziehung aller Familienglieder zu ihrem repräsentirenden Haupt das Fundament für die ethische Weltanschauung legte, wie sie uns als die allein berechtigte und natürliche erscheint. Wie sich diese Wandelung im Einzelnen vollzogen hat, ist zur Zeit noch unklar; einen wesentlichen Antheil hat dabei jedenfalls die festere Consolidirung der Lebensformen nach dem Beziehen bleibender Wohnsitze und der dadurch bedingte Zerfall der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft in die gaugenossenschaftliche Organisation gehabt, ganz besonders verhängnißvoll ist aber die Erkaufung der Frau gewesen, die damit aus ihrer bisherigen Sphäre rechtsgültig ausschied und dadurch in die Botmäßigkeit des Mannes übertrat.

Will man diesen Proceß streng nach unserem Moralcodex beurtheilen, so wird man nicht umhin können, trotz des unzweifelhaft durch die patriarchalische Organisation inaugurirten, wenn auch zunächst noch langsamen sittlichen Fortschrittes in dieser entwürdigenden Behandlung des Weibes als Waare im politischen Verkehr eine empörende Rohheit der Gesittung zu erblicken, eine Thatsache, die uns germanisch denkenden Gemüthern übrigens ja häufig schon in der Jugend den Genuß an den idyllischen Scenen des alten Testamentes verleidet hat. Dennoch wird man gut thun, diese subjectiven Regungen, selbst wenn sie einem verhältnißmäßig breiten Boden, wie z. B. dem des Nationalbewußtseins entstammen, nicht ohne Weiteres als objective Kriterien zu behandeln, als absolute Moralprincipien von unbedingter und allgemeiner Trefflichkeit und Nothwendigkeit; die vergleichende Ethnologie lehrt auch hier in einer universellen, Zeiten und Völker unter gemeinsamer Perspective umfassenden Rundschau, daß in der ganzen Weltgeschichte, d. h. in der Geschichte des menschlichen Bewußtseins nur relative Unterschiede in den verschiedenen ethischen Werthschätzungen sowohl einzelner Systeme als nationaler und weltbewegender Ideen existiren, und daß unstreitig jede vorgebliche Anweisung auf die Ewigkeit, auf ein dem Wechsel entzogenes, unveränderliches, absolutes Gut eine leere Fiction der menschlichen Phantasie ist.

Literatur und Kunst.

Frühlingsconcert.

Es zwitschert leis im Busch die Meise,
Der Amseln Wettgesang erschallt,
Der Kukuk ruft, und Heinrich Zeise
Besingt wie stets den grünen Wald;
So muß ich an den Frühling glauben,
Er steht geaicht im „Dichterheim",
Und da 's die Mittel mir erlauben,
So putz' ich auch an meinem Reim.

Fürwahr, das ist ein Duftgeschwänger
Aus tausend Kehlen mannigfalt,
Wie lispeln sanft die Herren-Sänger,
Wie brausen sie mit Sturmgewalt!
Auch holt das sittige Frauenzimmer
Aus seinem Busen Lust und Schmerz,
Und selbst ein lallendes Gewimmer
Von Kinderlippen greift an's Herz.

Wie ist's so schön im Bardenhaine,
Wenn auch die Herzen wund und weh!
Es tönt vom Lech und von der Leine,
Von Inn und Unstrut, Ill und Spree,

Digitized by Google

An jedem Bach in Süd und Norden,
In Ost und West singt's hoch und tief,
Nur an der Ilm ist's still geworden
Und wühlt man schweigsam im Archiv.

Ich wüßte nicht, was zu begehren
Für unser Ohr noch übrig bleibt,
Da 'mal die Todten nicht mehr kehren
Und Georg Ebers Verse schreibt;
Selbst das Gehirn gelehrter Männer
Entnimmt daraus, daß Frühling ist,
Und die Begeist'rung junger Kenner
Besingt mit Hochgefühl den Mist.

Auch säuselt's uns aus dreizehn Linden
Mit römisch-christlichem Bardiet,
Die Heilesbotschaft uns zu künden,
Die südher von den Bergen weht;
Uns fehlt nur Eins zum Frühlingsfeste —
O Muse, die du so viel gabst,
Gieb auch den Sängern Anapäste
Zu einem Hymnus auf den Papst!

Wilhelm Jensen.

Eduard von Hartmann und unser Geistesleben.

Von Max Schneidewin.

Wenn man durch das Beispiel der Kant'schen und namentlich der Hegel'schen Philosophie vor Augen hat, welche leitende Rolle für alle Seiten des höheren Geisteslebens ein philosophisches System auf lange Jahre hin einnehmen kann, und dem gegenüber das Mißverhältniß zwischen der Bedeutung der philosophischen Werke unseres bei weitem productivsten und talentvollsten zeitgenössischen philosophischen Schriftstellers, Eduard von Hartmann's, und der Bekanntheit und dem Einfluß derselben auf das geistige Leben der Gegenwart erwägt, so hat man ein gewisses Räthsel vor sich, dessen Lösung gewiß von allgemeinem Interesse ist und, falls sie weiteren Kreisen zum Bewußtsein kommen sollte, gewiß dazu beitragen würde, die verwunderliche Thatsache selbst bedeutend zu Gunsten einer allgemeineren Beschäftigung mit der Hartmann'schen Philosophie zu modificiren.

Zunächst muß ich gestehen, ein etwaiges apriorisches Vorurtheil zu gunsten verstorbener großer Philosophen nicht anerkennen zu können. Eduard von Hartmann hat schon jetzt — und dabei ist er noch immerfort unermüdlich thätig — die Aufgaben der Philosophie in so umfassender Weise in Angriff genommen, wie nur irgend ein Denker der Vergangenheit: die Erkenntnißtheorie, die Metaphysik, die Naturphilosophie, die Ethik, die Religionsphilosophie, die Aesthetik hat sein Denken mit gleicher Eindringlichkeit und Hingebung umspannt und dabei doch stets die Einheitlichkeit der Weltansicht im Auge behalten; seine Arbeiten zeugen subjectiv von classischer Wahrheitsliebe und objectiv von glänzender Originalität; seine empirischen Kenntnisse, zumal auf dem hier wichtigsten Gebiete der Naturwissenschaften, sind auch relativ denen der meisten Denker der Vergangenheit weit überlegen; die Verständlichkeit und Klarheit seiner Darstellung sticht auf's vortheilhafteste ab von der schulmäßigen Trockenheit und abstrusen Fachmäßigkeit seiner meisten Vorgänger; und die Beziehungen seiner Erkenntnißarbeit zu der in Allen lebendigen Wirklichkeit des Lebens sind weit näher und inniger als das bei den früheren Systemen der Fall zu sein pflegte.

Dies alles sind nicht sowohl private Meinungen über die Hartmann'sche Philosophie wie durch ihre thatsächlichen Eigenschaften wohlbegründete Urtheile, die auch viel weiter anerkannt sind als ein fleißiges Studium dieser Philosophie reicht: folglich kann es der Gesammtcharakter der Hartmann'schen Leistungen nicht sein, welcher etwa die Erklärung für die Ermangelung eines durchgreifenden Einflusses der literarischen Thätigkeit ihres Urhebers auf das geistige Leben unserer Zeit in sich enthielte. Den — gewiß mannigfachen — wahren Ursachen jener Erscheinung einmal nachzuspüren soll die Aufgabe der folgenden Zeilen sein. Sie scheinen mir einmal auf Seiten des Publikums, sodann aber in einigen ganz bestimmten Eigenthümlichkeiten der Hartmann'schen Gedankenwelt zu liegen.

Eine herrschende Philosophie durchdringt das geistige Leben in viel weiteren Verzweigungen als im Bereich des ausdrücklichen Studiums derselben; aber ein solches ausdrückliches, concentrirtes, hingebungsvolles Studium derselben ist doch die Vorbedingung dafür, daß die betreffende Philosophie auf weitere geistige Gebiete Einfluß gewinnen kann. Zu solchem Studium nun zeigen sich viel zu wenig zahlreiche Elemente der Gegenwart geneigt und getrieben. Diejenigen, welche billigerweise den Beruf hätten, für die höchsten Seiten des zeitgenössischen Schaffens ein Publikum zu sein, zeigen sich dafür viel zu wenig gesammelt und viel zu sehr zersplittert. Es fragt sich nun nach den Gründen dieses Schadens, welcher wahrhaftig sogar den Vollwerth und die Tiefe unserer Cultur bedroht.

Ein intensives Auskaufen der Zeit behufs wahrhafter geistiger Förderung, dieses wichtigste Stück der Lebenskunst, ist nicht die Stärke der gegenwärtigen Generation. In zahlreichen dienstlichen Stellungen und freien Positionen des erwerblichen Lebens wird wohl die Gesammtheit der Kräfte von dem Nothwendigen in Anspruch genommen, und das Wachsen des Umfanges der Einzelwissenschaften und die im geheimen durch die Ueberfülle der Bewerber bedingte Erschwerung der Examina engen der studirenden Jugend, welche die begeistertste Trägerin der höchsten geistigen Interessen sein sollte, die Gebiete, denen sie ihre Aufmerksamkeit zuwenden kann, bedenklich ein. Trotzdem aber bleibt in den höheren Berufsarten gewiß noch eine Unsumme köstlicher Muße verfügbar, welche eine bessere und edlere Verwendung als in dem Streben nach Klärung und Vertiefung der allgemeinen Weltanschauung, wie sie am besten durch die Beschäftigung mit der vorgeschrittensten Philosophie gesucht wird, gar nicht finden könnte. Von dieser Unsumme an Muße nun, behaupte ich, geht ein unverantwortlich großer Theil einmal durch minder werthvolle Beschäftigung, andererseits aber durch eine überreichliche Dotirung des Vergnügens und der Ausspannung für jenen hohen Zweck verloren.

Zunächst frißt die Zeitungslectüre, also eine Lectüre, deren Stoff schon am anderen Tage seinen Reiz verloren hat, vielfach viel zu tief in die werthvolle Zeit des Culturmenschen der Gegenwart hinein, und die tägliche Gewohnheit des rasch genießenden Lesens eines bunten Vielerlei ist der Uebung der Fähigkeit eines angespannten, nach Verständniß und Beherrschung ringenden Lesens von Werken, die der Ausdruck von Gedankensystemen sind, nicht förderlich.

Fachwissenschaftliche Beschäftigung, sei es receptiver oder zugleich auch productiver Art, ist selbstverständlich dem hier ausgesprochenem Tadel entrückt, und die Theilung der Arbeit auch auf wissenschaftlichem Gebiete der Haupthebel des Fortschrittes. Doch ist sehr die Frage, ob nicht der fachwissenschaftliche Betrieb, gleichwie der der Eisen- und Kohlenwerke, durch einige absichtliche Beschränkung der Production sehr gewinnen würde, wo dann der Wegfall namentlich diejenige Arbeit betreffen müßte, welche mehr aus persönlichen als aus wahrhaft wissenschaftlichen Motiven entspringt. Die Quelle des hier angedeuteten Uebels liegt darin, daß, um Themata zu den massenhaften schriftlichen Examenarbeiten zu gewinnen, der wissenschaftliche Stoff vielfach willkürlichen Gesichtspunkten unterworfen werden muß und nun von hier aus die Willkür in die Stellungnahme zu den wissenschaftlichen Aufgaben überhaupt eindringt. Auch wird eine Masse wirklich nichtiger Arbeit gethan, die dem abstracten Moloch „Wissenschaft" zu Liebe geschieht, während in Wahrheit alle menschliche Erkenntnißarbeit durch die — natürlich vollständig gefaßte — Idee des Menschen bestimmt sein sollte. Endlich sind die

Digitized by Google

Jünger der Einzelwissenschaften oft zu wenig von der Gesinnung unseres Altmeisters Kant durchdrungen, daß diese für sich allein nur „einäugig" sind, nämlich des anderen Auges, der Philosophie, ermangeln.

Neben dem Zeitungslesen und den fachlichen Studien sind es zudritt meines Erachtens neue belletristische Erscheinungen, welche zu sehr der philosophischen Vertiefung Luft und Licht verkürzen. Der bekannte gesellschaftliche Terrorismus, demzufolge man die bedeutenderen neuen Werke der Dichtung in gebundener und ungebundener Rede gelesen haben „muß", nämlich um nicht der mit dem Gegentheil verbundenen Mißachtung des eigenen Geisteswerthes zu verfallen, sollte doch auf diejenigen oberen Tausende, welche noch schwierigere und wichtigere Seiten des zeitgenössischen Schaffens mit Verständniß zu verfolgen vermöchten, nicht mit solcher Macht sich erstrecken; genug, daß er Zehntausende unter jenen für eine passive Theilnahme an der Literatur, wie sie deren Kräften völlig angemessen ist, zu gewinnen so mächtig beiträgt. Das poetische Schaffen ist so endlos (ἄπειρον), wie es durch die Zufälligkeit der Begabungen und die freie Wahl der von diesen sich selbst gestellten Aufgaben gestaltet wird, so daß man angesichts der Kürze des Lebens ruhig den Gedanken ertragen muß, vieles von ihm nicht kennen lernen zu können. Aber die Weltweisheit hat eine einzige Aufgabe, die Ergründung der Gesammterscheinung der Welt in welcher man steht, so daß man an ihr nicht vorübergehen kann, ohne zuletzt auf ein unverstandenes Dasein zurückblicken zu müssen. Somit sollte die öffentliche Meinung die obersten Tausende der Culturnationen verpflichten, durch philosophisches Sichumthun das Salz der Erde zu sein und das wohlfeile Mitsprechen in belletristischen Dingen diesen in höherem Grade freigeben.

Ueber den enormen Verlust an kostbarer Mußezeit, welche dem gegenwärtigen Geschlecht durch das Uebermaß im Vergnügen und der Ausspannung verloren geht, will ich mich mit kurzen Andeutungen begnügen, um nicht trivial zu werden. Der Spaziergang, zumal ohne bestimmtes Ziel und in der freien Natur, ist hier gewiß nicht anzuklagen, er ist sogar der Sammlung sehr günstig, deren Mangel unter uns wir jetzt constatiren. Aber den Anforderungen des gesellschaftlichen Verkehrs gegenüber sollten wir mit mehr Selbstbeherrschung, freundlich-bestimmter Rücksichtslosigkeit und vorsichtiger Klugheit uns zusammen halten, um Herren des vernünftigen Maßes zu bleiben, welches seinen bekanntlich keineswegs stählenden Genüssen gebührt. Endlich macht Eduard von Hartmann selber (Judenthum, Seite 18), gewiß mit dem größten Recht, für den „erschreckenden Rückgang der allgemeinen Bildung der höheren Stände", also auch für das Darniederliegen des philosophischen Studiums, den — Bierconsum verantwortlich. E. von Hartmann ist bei seinem tiefzurückgezogenen Leben ohne Sachkenntniß des dämonisch-traulichen Reizes, welchen der neutrale, Vergessenheit der Sorgen und Mühen ausathmende Boden der Kneipe im Großen und Ganzen auch auf den besten Theil unserer Männerwelt ausübt, welche durch die freundliche Sitte des Zutrinkens sich unbewußt gegenseitige Anerkennung und Verzeihung der übermäßigen Zeitvergeudung am Stammtische in die Brust fächelt und auch in dieser billigen Art der Anerkennung einen unbewußt-geheimen neuen Reiz zum Besuche der geliebten Localitäten davonträgt; aber soviel ist klar: auf vielleicht ein Drittel der Zeit müßte die geistig strebsame Männerwelt die in ihrer Qualität ja unschätzbare Ausspannung des Wirthshausbesuches beschränken, wenn sie höheren, Spannkraft erfordernden Aufgaben gerecht werden will. Traulich-behaglich und genußreich ist ja der gegenwärtige Zustand, aber er stellt seit Jahren oder Jahrzehnten den deutschen Hercules an den Scheideweg zwischen dem Ueberwiegen des Genusses oder der Tüchtigkeit. Sapienti sat!

Wir kommen zu den Gründen für das ungenügende Studium der Hartmann'schen Philosophie, welche in ihr selbst liegen. Die Färbung, welche das so vielfach bei mangelnder Sachkenntniß auftretende Vorurtheil wider dieselbe immer wieder zeigt, bestätigt uns die Richtigkeit unserer Auffassung, wenn wir wesentlich den Hartmann'schen Pessimismus und den mit diesem zusammenhängenden Gedankenkreis an der uns beschäftigenden Thatsache schuldig finden. Diese Seite der Hartmann'schen Philosophie hat zwar anfangs, wie der vorübergehend großartige Erfolg des ersten Hauptwerkes beweist, welcher (vgl. das Vorwort zur siebenten Auflage der „Philosophie des Unbewußten") vor allem auf die Wirkung dieses gemeinverständlichen Factors zurückgeführt werden muß, gerade einen besonderen Reiz auf ein großes Publikum ausgeübt, aber auf die Dauer ist sie es, welche theils die Empfehlung seitens autoritativer Stimmen, insbesondere der Universitätsphilosophie, den Hartmann'schen Werken wirklich raubt, theils dem Verdruß über die innerlich überlegene Concurrenz einer unzünftischen Größe den willkommenen Deckmantel leiht. Diese Secretirung der Hartmann'schen Philosophie um ihres Pessimismus willen ist aber auf alle Fälle ganz ungerechtfertigt. Denn erstens ist es am Pessimismus, der ja als eine wissenschaftliche Lehrmeinung zunächst an eine ruhige, unparteiische Prüfung appellirt, nicht sein unmittelbarer Inhalt, welcher die sittlich führenden Kräfte der Nation mit Abneigung bis zum Abscheu gegen sich erfüllt, sondern seine vorausgesetzte lähmende Kraft auf die Freudigkeit des Lebens und Strebens. Nun aber ist gerade der Hartmann'sche Pessimismus der systematischen Darlegung seines Urhebers zufolge sachlich von dieser Verbindung mit der Zerstörung des Lebensmuthes so sehr getrennt, daß er sogar ganz neue Kräfte zur Bethätigung gehobeneren Strebens — nicht für das eigene Glück, sondern für die „objectiven Zwecke", für die Arbeit der Menschheit erweckt und entbindet. Hält man dieses aber für eine durch die Scheu vor der öffentlichen Meinung der objectiven Sittlichkeit eingegebene sophistische Ausweichung vor den wahren Consequenzen des Pessimismus, gut, so ist man einmal doch in einen Anfang der kritischen Auseinandersetzung mit unserem Philosophen eingetreten, kann andererseits aber dem Vorbilde heroischer geistiger Arbeit E. von Hartmann's gegenüber doch nicht leugnen, daß es mindestens irgend welche psychologische Brücken zwischen pessimistischer Ueberzeugung und der Energie des Strebens geben muß. Käme man etwa in der Untersuchung dieses Punktes dahin, anzunehmen, daß der Pessimismus in dem wirklichen Geistesleben E. von Hartmann's gar keine wirkliche Macht wäre, sondern etwa ein mehr in Worten sich exponirender Niederschlag seines Strebens nach Verschmelzung vorgängerischer Meinungen, so hier Hegel's und Schopenhauer's, weil in E. von Hartmann in Wahrheit ganz andere Potenzen die Macht seiner Geistesbethätigung bewirkten, als die seinem System entsprechenden, und der schwere Panzer des Weltleides in Wahrheit doch immer niederzwingen müßte, nun, so hat man ja dem Philosophen das abgestreift, was vor einem ernstlichen Studium seiner Werke zurückschreckte, und sich den freien Zugang zu seiner sonstigen großartigen Gedankenwelt eröffnet. Dies führt uns zu dem zweiten Grund, weshalb der Pessimismus zu Unrecht eine abschreckende Inschrift vor der Pforte der Hartmann'schen Philosophie ist. Diese führt bekanntlich die Hauptdevise „Speculative Ergebnisse nach inductiver Methode", und die inductive Methode bringt es mit sich, daß die einzelnen Elemente des Systems unabhängig von einander sind, daß man einen von den mannigfaltigsten Seiten her errichteten Aufbau vor sich hat, und eine subjective Abneigung gegen eine derselben oder etwaige objective Unrichtigkeit dieser selbst gar nicht die Macht haben kann, von vornherein die übrigen zu schädigen. E. von Hartmann selbst hat es oft ausgesprochen, daß die Verkennung gerade dieses Sachverhaltes für die Aufnahme seines Systems unter seinen Zeitgenossen verhängnißvoll geworden ist.

Somit begehen die hunderte oder tausende höher strebender Naturen in Deutschland (und sogar den übrigen Culturländern) ein Unrecht gegen sich selbst, wenn sie an den immensen Schätzen des Hartmann'schen Geistes vorübergehen, weil vielleicht ein Zehntel derselben zu der Pessimismusgruppe gehört: das heißt wahrhaftig das Kind mit dem Bade ausschütten. Die stärkeren Geister unter ihnen werden schon für sich einstehen können, daß auch die theoretische Beschäftigung mit dem Pessimismus ihr

Digitized by Google

immer strebendes Bemühen nicht lähmen wird, die schwächeren, die eine instinctive Scheu vor jener Gedankenwelt haben, sollen sich doch darauf verlassen, daß eben diese Instincte sie auch vermeintlich erschütternden Einflüssen gegenüber im Gleichgewicht halten werden: beide aber können gewiß sein, daß eine eingehende Beschäftigung mit den großartigen Hervorbringungen des Hartmann'schen Geistes ihren inneren Besitz in die Höhe und Breite und Tiefe in ganz ungeahnter Weise vermehren wird.

Zola auf dem Theater.

Von L. Marholm.

Paris, Ende April.

Im Vaudeville-Theater wird gegenwärtig ein Stück gegeben, das das Publikum ärgert, die Kritik entrüstet und das Haus leer läßt. Es ist Renée, Drama in fünf Acten, Zola's erster selbständiger Versuch das Theater zu erobern. Dramatisirungen seiner Romane sind ja schon früher aufgeführt worden, der „Assommoir" ist über die Breter gegangen, der „Ventre von Paris", wird noch gespielt, welchen Antheil er aber selbst an diesen ganz äußerlichen Bühnenzustutzungen hatte, bleibt ja ungewiß. Desto gewisser ist Renée, der angewandte „Naturalismus auf der Bühne", die in Fleisch und Bein übersetzte Theorie, eine psychologische Zergliederung im Rampenlicht. Es war gar nicht so leicht, dem Neuling ein Obdach zu schaffen. Die keuschen Hüter der Sitte von der „Comédie française", dem „Odéon" und „Gymnase" antworteten ihm abwehrend: wir kennen Dich nicht! und das Vaudeville, das ihm aufthat, wird für seinen Leichtsinn mit sehr schlechten Geschäften bestraft.

Renée ist die Natur auf der Bühne, d. h. die Zola'sche Natur, erzeugt aus einer üppig wuchernden Phantasie und einer außerordentlich exacten Beobachtung, mitgetheilt in einer halb überschwenglich romantischen, halb platt alltäglichen Sprache, die durch eine Menge bühnenverpönter Ausdrücke das Ohr der Pariser beleidigt, geformt von den groben Händen des großen Arbeiters, die an den heiligen Traditionen der Bühne rütteln, daß es kracht, getragen von einer reformatorischen Idee, die sich nicht geschmeidig durchwindet, wie die Dumas'schen Reformeinfälle, sondern sich mit brutaler Breitspurigkeit vor dem faul phosphorescirenden Hintergrund des Pariser Gesellschaftslebens aufpflanzt: Das bin ich — und das seid Ihr!

So dramatisch denken, daß Renée auf den ersten Wurf hätte entstehen können, kann Zola doch noch nicht. Er hat sich mit dem Stück an „La Curée" gehängt; sein bekanntes Sittenbild des schwindelhaften Abenteurerthums unter dem zweiten Kaiserreich. Hier wie dort dieselben Namen, dieselben Persönlichkeiten, und hier und dort ganz andere Voraussetzungen. Das verwirrt. Ja, „la curée" der bittere, wortreiche Schmerz über die grenzenlose Demoralisation, die der Gaukler auf und die Gaukler um den Thron über Frankreich brachten. Nichts ist vergessen, von der glänzenden Lüge der Boulevards, die wie mit Säbelhieben quer über das sich verkriechende Elend der kleinen Straßen geschlagen sind, die die Physiognomie der Stadt charakterlos und den Stadtsäckel bankerott machen, bis zu jenen prunkvollen Schwindlerpalästen, die mit ihren geblähten Formen, ihren draperieverhängten Wänden, ihren schwellenden Polstermöbeln ohne Holzrahmen, ihrer Bevorzugung der Rosafarbe eine einzige Apotheose des Fleisches sind. Alle festen Formen, alle prägnanten Umrisse, alle künstlerische Vergeistigung sind verjagt, der Tapezierer und der Entrepreneur sind die Männer, eine stupide, tolle Sinnlichkeit ist die Göttin des Tages. Paris ist ein Bett der Gier und Unzucht und die zugleich überreizte und satte Phantasie amüsirt sich mit Narrheiten und Ungeheuerlichkeiten. In dieser Umgebung führt Renée ihr dumm-lüsternes, verträumtes und vertrödeltes Leben, eine Natur mit den Spuren einer edleren Race inmitten des plumpen Materialismus ganz roher Emporkömmlinge. Ueber die kokette Nichtigkeit, den staubfeinen, tanzenden Moder des zweiten Kaiserreichs fällt das brennende Licht einer wahren Höllenlohe — nur schade, daß das unendlich Leere, so unendlich schwerfällig angefaßt wird. Ein Stoff, so leicht und so miasmatisch wie Staub, und Zola, steifnackig wie ein Stier dahinter her; wirbelt ein Wölkchen auf, wirft er sich mit dem ganzen Körper danach herum und stürzt mit gesenktem Kopf darauf zu: weg mit der Pest! Und die Pest, siebenfach beflügelt durch den Luftzug seiner ungestümen Bewegungen wirbelt auseinander, fliegt und läßt sich nieder an den fernsten Stellen.

Von diesem Inhalt ist in Renée nichts übrig geblieben, als gewisse ganz äußerliche Umrisse der Handlung. Und das ist schon zuviel. Diese Handlung hat sich mit Zola'scher Gründlichkeit und Anschaulichkeit dem Gedächtniß der Leser eingebrannt, und daß sich die Zuschauer ihren Erinnerungen überlassen, ist wahrscheinlich eine der Ursachen vom Mißerfolg des Stückes. Es hat sein Mißliches neuen Wein auf alte Schläuche zu füllen.

Das Drama „Renée" ist viel moralischer, als „la Curée". Es hat die bourgeoisiemäßige Ehrbarkeit der Republik und das Emporkömmlingthum in ihm ist anständiger. Auch in ihm regiert das Geld und der Finanzminister kann in den Fall kommen, bei dem reichen Großindustriellen zu antichambriren. Auch in ihm wird speculirt, aber mit einer äußeren, halbenglischen Ruhe.

Die erste Anforderung an ein dramatisches Werk, daß es spannend sei, ist Zola geglückt. Es glänzt nicht durch ein seiltänzerisches Geschick in der Führung der Handlung, aber es entwickelt ein mit großer Schärfe und großem Muth in seinem Kern gefaßtes Probelm, das dem Zuschauer noch für's Nachhausegehen eine ganze Menge zu denken gibt, und es wird von den Darstellern verstanden und daher sicher und treffend gespielt. Das Problem aber ist wohl der zweite Grund zur Auffässigkeit der Zuschauer, denn es ist so unfranzösisch und es ist so unbequem.

Ohne daß ein directes Wort darüber fällt, ist Renée von Anfang bis zu Ende ein Protest gegen die Erziehung und Stellung der Frau in der guten französischen Gesellschaft.

„Renée" in „la Curée" ist eine Auswucherung einer entarteten Gesellschaft, Renée im Stück gleichen Namens ist das unglückliche, halb schuldlose Uebergangsproduct einer entwickelungskranken Uebergangszeit. Das Stück hat durch seinen tiefen, unerschrockenen Blick in's Leben eine gewisse Verwandtschaft mit der skandinavischen Reformliteratur, in der Schilderung körperlich-seelischer Leidenszustände sowohl, wie in dem stummen Hinweis auf die nicht bloß moralischen Heilmittel. Das ist um so auffallender, da Zola von der modernen skandinavischen Literatur sichtlich sehr wenig weiß und die junge Schwedin, die er wohlmeinend als gesunden Gegensatz zur französischen Gesellschaftsdame einführt, herzlich schlecht verstanden hat.

Aber der Umschwung, der sich jetzt, wie es scheint, überall mit dem Begriffe Weib zu vollziehen beginnt, ist kein Setzling, der künstlich einoculirt wird, es ist Same, der überall umherfliegt.

Der erste Act von „Renée" führt uns in das steife, strenge Haus eines französischen Richters der alten Bourgeoisie. Seine Tochter Renée ist während eines Aufenthalts auf dem Lande von einem verheiratheten Mann — man weiß nicht recht — verführt, oder vergewaltigt worden. Der Fall ist ernst, gewiß, aber das Dunkel, das über dem Vorgang liegt und nicht gelichtet wird, ist dafür so charakteristisch. Dies Dunkel ist mehr werth, als eine lange Erklärung. Der tiefempörte Vater will auch keine Erklärung, ja er verbittet sie sich auf's Strengste. Für ihn ist es genug, daß sie gefallen ist — wie, mit wem? unter welchen Umständen, darüber erstreckt sich sein Gedankengang nicht; er ist ein Mann der alten Schule, für die das Factum Alles ist. „Keine schmutzigen Details; Deine Mutter fiel auch, sank von Stufe zu Stufe; heirathe den Mann, der Dich verführt hat, und sinke auch.

Digitized by Google

Du hast den zerstörten Geist Deiner Mutter". Dieser Mann, den Renée heirathen soll — weder sie noch ihre Erzieherin wagen den alten Herrn zum Anhören des wahren Sachverhalts zu zwingen — hat die letztere schon ausfindig gemacht; einen armen, ehrgeizigen Witwer, einen speculativen Kopf mit einem zwölfjährigen Sohn. Als der alte Herr diese Provinzerscheinung sieht, kann er sich einer gewissen Verwunderung nicht erwehren, die Heirathsbedingungen werden geschäftlich abgemacht und Renée und ihr Verlobter stehen sich zum ersten Mal und allein gegenüber. Sie fühlt sich ihm instinctiv durch Geburt und Stellung überlegen und fixirt die Bedingungen: Eine Ehe nur dem Namen nach mit voller Freiheit für beide Theile. Er weigert sich nicht und erklärt ihr freimüthig, diese Sache sei ein Geschäft, in dem sie Compagnieschaft eingingen, sie brächte das Geld, das er brauche um die Pläne auszuführen, die ihn verzehrten, die großen Pläne, die sie und ihn höher heben würden, als sie je zu stehen geträumt, die Pläne und Gedanken, die er hungernd auf dem Pariser Pflaster gedacht, in dieser Stadt, die er zu erobern gekommen, die soviel Unnütze nähre und sein fruchtbares Genie verkommen ließ. Seine Arbeit und ihr Geld, die gehörten zusammen, sie solle ihm ein guter Kamerad sein und er wolle mit ihr theilen, was er beginne, er wolle ihren Rath annehmen und sie wollen zusammen arbeiten. Aber Renée mit ihrer Klostererziehung, die sie zur Beute machte, und ihrem Standeshochmuth, der sie dumm macht, versteht das Ehrliche und Natürliche in diesem Vorschlag nicht, sie antwortet ihm mit einem kränkenden Hinweis auf seine Bauernherkunft und wiederholt stolz ihre Bedingungen. Und Saccard willigt ein mit dem erwachenden Gedanken: finde ich keinen Kameraden, so zwinge ich wohl das Weib.

Es ist etwas in dem Vorgang, den dieser Act voraussetzt, was Hörnsee in seinem neuen Roman „Thomas Randalon" zum Gegenstand einer sorgfältigen psychologischen Untersuchung und symbolisch zu einem Wendepunkt in der Auffassung von Moral und Erotik und — bei der Tendenz des Romans — im Gang der Erziehung gemacht hat. Das ist das Gemisch von Neugierde, unbestimmter Sehnsucht und Unwissenheit, mit dem ein siebzehn-, achtzehnjähriges Mädchen, halb sich selbst verführend, halb genommen, der Erfahrenheit des Mannes unterliegt. Ein nervöser Zustand, der aus Wunsch und Abscheu wunderlich gemischt mit der Einförmigkeit einer fixen Idee um sich selber kreist und wie durch Hypnotisation in einer Willenslähmung endet.

In diesen Zustand verfällt Renée zehn Jahre später zum zweiten Mal. Sie lebt als die oberflächliche, putzsichtige Frau eines reichen Mannes mit Saccard noch auf demselben Fuß wie beim Eingehen ihrer Ehe. Er hat sie in den ersten Jahren, unter den fieberhaften Anstrengungen emporzukommen, fast vollständig vergessen, unter dem Sonnenschein seiner Bedeutung entdeckt er sie denn eines Tages wieder und ist bezaubert, es hat nur seine Schwierigkeiten mit der Annäherung. Renée hat sich so vollständig daran gewöhnt ihn als ein Möbel zu betrachten, daß es ihr gar nicht einfällt, daß er Person ist. Sein Sohn Maxime füllt außerdem in dieser Kameraderie als Ehre seinen Platz vollständig aus. Jung und munter und nachgiebig ist es Renée's guter Kamerad, kritisirt und arangirt ihre Toiletten, fährt mit ihr aus, lärmt mit ihr durch alle Stuben. Sein Vater hat eine junge, hübsche, sehr reiche Schwedin für ihn in petto, aber er weigert sich zu heirathen. Er ist ganz zufrieden mit seinem Leben. Und Vater und Sohn scherzen freundschaftlich über ihre gelegentlichen gemeinschaftlichen Maitressen.

Aber Renée langweilte sich. Ihre Stimmungen wechseln von der größten Ausgelassenheit zum tiefsten Ueberdruß. Sie ist Verschwenderin aus Langerweile und ihr Mann findet Gelegenheit, ihr Erbtheil in Grundstücken, die sie zum Kauf ausbieten läßt, für eine Summe, die weit unter ihrem Werth ist, an sich zu bringen. Warum soll er als Geschäftsmann gegen seine Frau galanter sein, als gegen jeden anderen Verkäufer? Sie würde das Geld doch nur verschwenden und ihre Geldverlegenheiten sind ja gerade ein Mittel, sie an ihn zu knüpfen.

Maxime fängt auch an sich zu langweilen. Daran sind Renées beständige Klagen über die Oede und Albernheit des Lebens, die Inhaltlosigkeit ihrer Existenz schuld. Er versteht das nicht und empfiehlt ihr, einen ihrer Anbeter zu erhören. Aber Renée hat seit jenem Erlebniß, das sie zu Madame Saccard machte, einen dunklen Argwohn gegen die Männer, ihre zehnjährige Keuschheit ist ihr Stolz und sie versteht sich selbst nicht, denn sie hat ja eigentlich keinen Grund zu Klagen.

Da hört sie, daß Maxime sich verheirathen soll. Die Folge davon ist, mitten auf einem Fest, eine Ohnmacht mit nachfolgendem Starrkrampf. Sie hat schon lange unter wunderlichen Stimmungsübergängen gelitten und Andere leiden lassen. Maxime findet sich ein, während sie zu sich kommt und da das Heirathsproject gleich zur Sprache gelangt, gibt es eine zufriedenstellende Erklärung. Renée erholt sich sehr rasch, ihre Stimmung schlägt um, sie ist voller Pläne und Einfälle, ausgelassen fröhlich. In diesem Zustand trifft sie ihr Vater, den der „tolle Blick" in ihren Augen erschreckt und an ihre Mutter erinnert. Was hat sie gethan? „Sie? nichts!" So hat sie etwas zu thun vor? Nichts! aber seine Fragen fangen an, sie zu erschrecken, zu ängstigen. Was hat er? was fürchtet er, der Vater. Ihre Angst wirkt auf seinen Verdacht und in einer eigenthümlichen, wahren und feinen Scene steigern sich Vater und Tochter soweit an einander, daß gerade ihre besten Gefühle, seine strenge Rechtschaffenheit und ihr Verlangen, ganz unversteckt und aufrichtig zu sein, zu einer inneren Prüfung, einem Zurückgehen Schritt vor Schritt in die Ereignisse der letzten Stunden führen, die es ihr zum Bewußsein bringt: sie liebe Maxime! das ist es, sie liebt Maxime.

Wie vor sich selbst flüchtet sie sich an die Brust ihres Vaters und gelobt ihm voller Scham und Entsetzen zwischen sich und Maxime eine unübersteigliche Scheidewand aufzurichten. Da inzwischen die ganze Gesellschaft sich um sie versammelt, um sich nach der Ohnmacht zu verabschieden, erklärt sie ihrem erfreuten Gatten, Maxime zur Heirath vermögen zu wollen, wirbt für ihn bei der jungen Schwedin, die resolut und selbständig und verliebt gleich ja sagt und fordert den überraschten Maxime mit Blicken und Worten auf sich zu fügen, was er denn auch, da es ihm nicht so sehr darauf ankommt, mit gutem Anstand thut.

Diese Scene wurde von Fräulein Brandis mit einer rühmenden verhaltenen Innerlichkeit und großer Feinheit gespielt.

Als aber Maxime, nachdem er seine Braut zum Wagen begleitet, zurückkommt, um sich die Sache näher erklären zu lassen, findet er seine Stiefmutter in einem Zustand halber Bewußtlosigkeit und bei seinen Hülfeleistungen, seinem Zureden berühren sich ihre Hände, ihre Arme, sie verliert die Herrschaft über sich und verfällt in einen Thränenparoxysmus auf seinem Rockkragen. Da begreift Maxime . . .

Das ist eigentlich eine alte Geschichte; das hat ein gewisser griechischer Dichter schon in einem classischen Drama geschildert. Nur daß Phädra keinen Ehebruch begeht, weil Hyppolit nicht will und daß Renée keinen Ehebruch begeht, weil keine Ehe vorhanden war. Kein Ehebruch, aber doch eine unnatürliche hysterische Vereinigung mit einem schlaffen, gleichgiltigen, frühverlebten Kind, ein Hinabgleiten aus dem Leeren in's Leerere, die Naturseite ohne Verhüllung. In einem zehnjährigen täglichen Zusammensein mit diesem, aus einem koketten Knaben zu einem unbestimmten, unmännlichen Mann herangewachsenen Emporkömmlingssohn, diesem haltloseren, lüsternen Product der Uebercultur, hat sich dieser Augenblick langsam vorbereitet in ihren unschuldigen Vertraulichkeiten, seinem leeren Leben, ihrer prunkvollen Einsamkeit, in der ihr Herz schmachtete, wie ihre Sinne. Sie handelt als Weib, als Geschlechtswesen, wie sie erzogen worden ist, nichts als Geschlechtswesen zu sein, unselbständig, untüchtig, bestimmt sich an Andere zu lehnen, wie er gewohnt ist, im Weib nichts als das Geschlechtswesen zu sehen. Als sie zu sich kommt, ist sie in Verzweiflung. Und Saccard unter der Einwirkung ihres eigenthümlichen Wesens sagt ihr, was er längst auf dem Herzen gehabt. Er wird stürmisch. In ihrer schrecklichen Bewegung, ihrer Antwort: Zu spät! verräth sich das Geheimniß ihrer

Digitized by Google

Natur. Und nun treibt Alles rasch und etwas theatralisch zum Ende. Man sieht, nun weiß sich Zola nicht weiter zu helfen. Noch einige wahre Züge: Renée legt sich später die Liebeserklärung ihres Mannes als einen Kniff aus, ihr die Unterschrift des Kaufcontracts abzulocken. Das spricht sie in ihrer Liebe zu Maxime frei und sie will mit ihm entfliehen. Aber Maxime, dem das Geschehene schrecklich unbequem ist, hält ganz still an der Heirath mit der Schwedin fest und sich von Vater und Sohn gleich betrogen fühlend, stellt sie beide einander gegenüber. Saccard's Raserei wendet sich weniger gegen den Sohn, als gegen die Frau. Da ruft sie ihm das Wort entgegen, das jedesmal eine sittliche Empörung im Theater hervorruft: „Warum denn nur dieselbe Maitresse, warum denn nicht dieselbe Frau?" Das Stück hat einen verunglückten Schluß: Renée erschießt sich.

Es ist ein auf französisches Product voll versteckter, lechzender Sinnlichkeit. Aber es ist noch etwas Anderes darin. Es sind jene tiefen Mißverständnisse darin, die aus der Erziehung kommen. Renée geht eigentlich an dem Irrthum zu Grunde, daß das Gleichstehende auch das Gleichartige ist. Sie ist blind für die Nichtigkeit Maximes, wie sie blind für Saccard's so entwickelungsfähigen Werth war. Sie ist eine lebensdurstige Natur, die an der Schwelle des Lebens geplündert, in's Leere gestoßen, in Convenienzen eingeschlossen, sich an ihren brachliegenden Kräften selbst zerstört. Und für die Männer, die sie umgeben, von ihrem vornehmen Vater bis zu dem grob-tüchtigen Saccard ist sie nichts als ein Besitzgegenstand. Ihr sind als Weib gewisse Dinge zugestanden, andere nachgesehen. Als Mensch zählt sie nicht, als Persönlichkeit ist sie durch Andere repräsentirt, juristisch, wie gesellschaftlich. Zola hat einen Versuch gemacht, das Weib als freie Individualität in der kleinen Schwedin zu verkörpern. Aber solche kleine Schwedinnen pflegen sich nicht in giftige Schwämme wie Maxime zu verlieben. Dazu wissen sie viel zu gut Bescheid, diese kleinen, kalten, klaren Köpfe.

Das Stück wird wahrscheinlich aus Mangel an Zuschauern bald vom Repertoire abgesetzt werden und ebenso wahrscheinlich wird Zola mit einem zweiten Sturmbock kommen, der vielleicht tiefer Bresche legt.

Ueber japanische Malerei.

Von F. A. Junker von Langegg.

(Schluß.)

Die Japaner ziehen beim Ankauf alter Bilder stets einen Sachverständigen zu Rathe, um sich der Echtheit bezüglich des angeblichen Meisters, Alters und der Schule zu versichern. Diese Sachverständigen gewährleisten für die Richtigkeit ihres Urtheils, stellen darüber ein Zeugniß aus und erhalten dafür ein Honorar von 10—15 Riyô oder Yen (ein Riyô gleich ein amerikanischer Dollar, d. i. 42,25—63,75 Mark). Sie verdienen vollkommenes Vertrauen, denn ein ihnen nachgewiesener Irrthum würde ihren Ruf unwiederbringlich schädigen. Es gibt mehrere berühmte Familien solcher Kunstverständigen, deren Kenntniß sich von Geschlecht auf Geschlecht vererbte. Sie besitzen genaue Aufzeichnungen ihrer langen, umfassenden Erfahrungen über den Stil und die Besonderheiten jedes einzelnen Meisters, sowie vollständige Sammlungen getreuer Copien von Bildern, Zeichnungen, Facsimiles der Signaturen und der Siegel, worauf sie sich jedesmal zur Erhärtung ihres Urtheiles beziehen. Dies ist um so nöthiger, als viele Meister ihre Bilder mit verschiedenen Namen zeichnen, in Folge der herrschenden Sitte der Adoption im Falle der Ermangelung eines directen männlichen Leibeserben, um so das Aussterben des Familiennamens zu verhindern. Nicht wenige Künstler hatten auf diese Weise ihren Namen verändert, daher ihre Bilder, je nachdem sie vor oder nach der Adoption gemalt wurden, verschiedene Signaturen und Siegel zeigen. Einige Meister erhielten durch besondere kaiserliche Diplome die Erlaubniß, den Namen einer berühmten Künstlerfamilie anzunehmen, als Anerkennung ihrer ausgezeichneten Leistungen in dem besonderen Stile derselben, wie z. B. Kimura Mitsu-yori im 16. Jahrhundert, ein Schüler der Kano-Schule, welcher sich daher Kano San-raku nannte. Andere Künstler sind unter ihrem Ehrentitel besser bekannt, als unter ihrem eigenen Namen, so Kano Moto-nobu, ein Meister aus dem 16. Jahrhundert, als „Hôgen", ein Titel höheren Ranges als Hô-in, welcher gleichfalls verschiedenen Malern verliehen wurde.

Wir finden auch Gemälde von Mitgliedern der Kose-, Kasuga- und Tosa-Familien, vorzüglich in kaiserlichen Schlössern, mit dem Titel Ye-dokoro, welcher etwa gleichdeutig mit unserem „Hofmaler" oder „Maler Sr. Majestät" ist, oder mit Ye-dokoro-no Adzukai: „Director der Maler-Akademie" gezeichnet. Alle Gemälde in den kaiserlichen Residenzen sind ausschließlich Werke also betitelter Hofmaler.

Die Japaner theilen gegenwärtig die Malerei, je nach dem Vorwurfe, in zwei Classen, deren jede die verschiedenen Schulen oder Stile aufnimmt. Die erste Classe, die Historienmalerei, behandelt geschichtliche Begebenheiten und die zeitgetreue Darstellung von Trachten, Rüstungen, Waffen und Geräthen. Die Haupteigenthümlichkeit, besonders der letzteren Art von Bildern, besteht in der genauen Wiedergabe des Gegenstandes in allen seinen Einzelnheiten, bezüglich Form, Material, Farbe, Muster und Zierath, ohne besondere Rücksicht auf Schattirung und Perspective. Zur zweiten Classe gehören Portraits, Landschaften, Thierstücke und Abbildungen von Pflanzen. Sie zeichnet sich besonders durch realistische Behandlung des Gegenstandes und scharfes Hervorheben der einzelnen charakteristischen Merkmale und Unterscheidungszeichen derselben aus, wodurch namentlich die Thier- und Pflanzenbilder gemissermaßen auch einen wissenschaftlichen Werth gewinnen.

Nebst diesen beiden Classen gibt es noch eine Art von Bildern, welche, da sie stets nur in Tusche ausgeführt werden, Sumi-ye: „Tuschebilder" heißen, und welche, ungeachtet der Mannigfaltigkeit der Darstellungen, Kunstästhetiker als eine besondere Classe ausnehmen möchten.

Solche Tuschbilder waren ursprünglich ausschließlich Liebhaberei der Gelehrten und Dichter, welche meistens große Naturfreunde (was übrigens ein Charakterzug aller Japaner, hoch und nieder, ist) und sich besonders in Schöngeisterei und verfeinertem Geschmack gefallen. Es ist ihnen Gepflogenheit, des Augenblickes Regungen und den Anklang flüchtiger Gefühle, geweckt durch das geheimnißvolle Raunen der Natur, sofort in Stimmungsbildern zu verkörpern, und in den begeisterten Worten einer Utadichtung zu offenbaren.

Die Kunstregeln für solche Tuschezeichnungen sind unbestimmt, oder vielmehr, es gibt deren keine; sei es denn, durch sinnige Verbindung leicht angedeuteter Umrisse mit prägnantem Detail, im Schattenbilde des Dichters Gedanken zu bannen. Einst bat ich einen japanischen Freund in Kiyôto, welcher als Dichter und Maler gleichberechtigten Rufes sich erfreute, mir einige Anleitung zu geben. Schweigend wies er mit einer Hand nach seinen Augen, während er die andere an's Herz legte. Ob ich wohl diese symbolische Antwort richtig zu deuten verstand?

Als Gegenstand für Tuschebilder, welche entweder als Kake-mono oder auf Fächern gemalt und meistens von entsprechenden Utaversen begleitet sind, werden mit Vorliebe gewählt: pittoreske Ansichten, Baumgruppen, Fels und Sturzbach, Rohrweiher und Küstenbucht, das Wechselspiel von Licht und Schatten und wallenden Nebeln, der Zauber der sinkenden Sonne, der stillen Mondnacht: belebt etwa durch den Flug eines Vogels, das Huschen eines Waldthieres, durch eine Figur oder nur durch ein zufälliges Geräthe, die unsichtbare Anwesenheit eines Menschen verrathend; also durch die Harmonie der Landschaft und der Staffage anklingende Gedanken erweckend.

Schließlich noch einige Bemerkungen über die erheblichsten

Digitized by Google

Eigenthümlichkeiten der vorzüglichsten Malerschulen und deren Abzweigungen, welche ich ihrer Zeitfolge nach vorführen werde.

Die koreanische Schule: Kôrai-ye wurde von buddhistischen Missionären bereits Anfangs des sechsten Jahrhunderts n. Chr. eingeführt. So wenig ist jedoch über diese bekannt, daß ich ihrer hier nur als der ältesten Schule und des Ursprunges der Malerkunst in Japan erwähnen kann. Sie ging bald in der chinesischen Schule: Kara-ye auf, da sie ja selbst wahrscheinlich eigentlich der chinesische Stil war, wie er in Korea sich eingebürgert hatte und dort wohl ähnliche Umwandlungen erlitten haben mag, wie er sie in der Folge in Japan durchmachte, denn wir dürfen hier nicht aus dem Auge verlieren, daß Korea nur eine Zwischenstation der chinesischen Civilisation auf dem Wege nach Japan gewesen.

Der buddhistische Stil: Butsu-ye, welcher zugleich mit dem Buddhismus nach Japan gebracht wurde, wird von einigen Kunsthistorikern als ein besonderer Stil unterschieden, während andere ihn nur als eine der ältesten Abzweigungen des chinesischen anerkennen wollen. Die Thatsache jedoch, daß die buddhistischen Bilder in Japan mit jenen in Indien, China und anderen buddhistischen Ländern vollkommen übereinstimmen, mag als ein Beweis für die Richtigkeit der ersteren Ansicht dienen.

Bilder in reinem buddhistischen Stil sind stets auf Gold- oder dunklem Grund gemalt. Der Grund sehr alter buddhistischer Gemälde erscheint schwarz oder beinahe so, doch dies ist Folge des Nachdunkelns des ursprünglich grauen oder braunen Grundes. Buddha und buddhistische Heilige in solchen Bildern sind nie in japanischer Tracht dargestellt, ebensowenig ist dies der Fall in Bildern von japanischen Malern der chinesischen Schule, welche in Tusche, oder in Farben und Gold auf weißem Papier oder weißer Seide gemalt sind. Auch in diesen sind Gesichtszüge, Stellung, Tracht und Attribute Buddhas und der buddhistischen Götter und Heiligen in der alt überlieferten Manier wiedergegeben. Später vermieden japanische Künstler von Bedeutung und selbständigem Streben buddhistisch-religiöse Stoffe, die ihrer Erfindungsgabe keine Entfaltung gewährten, und überließen solche einer untergeordneten Classe von Malern, welche die Wiederholung und das Copiren derselben bekannten Vorbilder zum Handwerke machten. Wenn Erstere Götter malten, so zogen sie ihre nationalen Kami vor, welche nach Einführung des Buddhismus und durch Verschmelzung desselben mit dem indigenen Shin-tô-Cultus, gleichfalls im Bilde und als Statuen verkörpert wurden. Bei Darstellung der vaterländischen Götter waren die Künstler nicht durch eine unantastbare kanonische Symbolik gefesselt; sie malten eben japanische Männer und Frauen in ihrer Nationaltracht, und gaben ihnen solche Stellungen und Attribute, wie sie der betreffenden Mythe entsprachen, welche sie verbildlichen wollten. Sie vermenschlichten ihre Kami, während die buddhistischen Gottheiten in ihrer orthodoxen Verkörperung selten in reiner Menschengestalt, meist nur in menschenähnlicher oder gar ungeheuerlicher Form, häufig auch in unnatürlicher Farbe, wie z. B. Fudô Sama, welcher stets indigoblau dargestellt wird, und überladen mit mystischen Attributen und abstrusen Emblemen erscheinen.

Die Chinesische Schule: Kara-ye, in Japan ist keineswegs eine gedankenlose Nachahmung des classischen Stiles der Chinesen, welcher viele maßgebliche Umwandlungen durch die Hand der japanischen Künstler erfahren. Nur einige Maler der ältesten Periode, Set-chiu im 15. Jahrhundert, und ausnahmsweise einzelne der neueren Zeit, folgten so gewissenhaft dem echtchinesischen Stil, daß ihre Bilder kaum von solchen in China gemalten unterschieden werden dürften. Doch zeigen auch die Bilder der classisch-chinesischen Schule manche subtile Eigenthümlichkeiten, an welchen sich die Werke japanischer und chinesischer Künstler erkennen lassen.

Die japanische Malerei steht auf höherer Stufe als die chinesische. Ihre Auffassung und Behandlung sind freier und natürlicher, während der chinesische Stil steif ist, und vollkommen von überlieferten Normen beherrscht wird. So pflegen z. B. die Chinesen so viele Gegenstände als nur immer möglich in den beschränkten Raum einer Landschaft einzuführen, indem sie Berge, Felsen, Wasserfälle, Bäume, Menschen und Thiere über und neben einander stellen ohne Rücksicht auf Perspective; wogegen der japanische Künstler mit wenigen charakteristischen Linien und gewandten Strichen eine anmuthige, stimmungsvolle Zeichnung zu entwerfen versteht. Die chinesische Landschaft gleicht einem wirren Traumbilde, die japanische spiegelt die Natur.

Die chinesische Schule, wie sie in Japan geübt wird, umfaßt mehrere Stile, von welchem die bis in's Kleinlichste vollendeten Miniaturen, und die rasch und flüchtig entworfenen Tuschskizzen die namhaftesten sind, aber zugleich die äußersten Widerspiele darstellen. Die Letzteren sind sehr beliebt in China, und hochgeschätzt in Japan. Gewöhnlich erscheinen Landschaft und Staffage nur in leichten Umrissen, und durch einige, gleichsam zufällige, allein wohl berechnete, sogenannte Drucker, angedeutet. Ein mit nur sieben Pinselansätzen gezeichnetes wildes Pferd, voll Leben und Bewegung, ist ein wohlbekanntes derartiges Kunststück Hoku-sai's, dessen Abbildung in keinem illustrirten Werke über Japan zu fehlen pflegt. Mit je weniger Strichen dem Künstler die Versinnlichung seines Gedankens gelungen, je höher der Kunstwerth des Bildes. In derartigen, mit dem Kunstworte: Sumi-ye benannten Tuschzeichnungen erreichten die Japaner die höchste Stufe von Trefflichkeit und weder chinesische, noch europäische oder amerikanische Künstler vermochten bislang ihnen in sinniger Anmuth der Composition und leichter, doch zugleich ausdrucksvoller Pinselführung gleich zu kommen. So wurden diese Tuschbilder eine Specialität der japanischen Malerkunst, in welcher Set-chin der größte Meister war.

Gänzlich verschieden vom chinesischen Stil ist die japanische oder nationale Schule: Yamato-ye. Sie wurde nach ihrem Gründer Kose-no Kano-oka im neunten Jahrhundert zuerst Kose-ye oder Kano-riu und später nach den Künstlerfamilien, welche diesen Stil sich eigen gemacht, auch die Kasuga- und die Tosa-Schule genannt. Ihre Hauptvertreter gehörten diesen berühmten Adelsfamilien entweder durch Geburt oder Adoption an, oder sie waren Abkömmlinge anderer Familien, welche entweder persönliche Schüler derselben waren, oder in deren Stil malten. Jede dieser Schulen, obwohl sie im Allgemeinen der Yamato-ye folgten, hatte ihre besonderen Eigenthümlichkeiten, und Künstler, deren individuellen Besonderheiten sich maßgebend hervorhoben, wurden als classische Meister betrachtet, und ihre Werke eingehend studirt, copirt und genau nachgeahmt. Sie wurden Gründer eigener Zweigschulen von größerer oder geringerer Lebensdauer. So fiel z. B. die Toba-ye, welcher Name später als Kunstwort für Caricaturmalerei allgemein angenommen wurde, bald nach dem Tode ihres berühmten Erfinders, des Bischofs Toba Sô-jô zu Ende des zehnten Jahrhunderts in Vergessenheit, wurde aber im 16. Jahrhundert durch den Tosa-Maler Iwasa Matahei wieder in's Leben gerufen und blühte seitdem mit stätiger Kraft und unerschöpflicher Originalität. Dieser Meister war von der erhabenen Sphäre, in welcher vorhergehende und zeitgenössische Maler der Yamato-Schulen, die nur Geschichte und höfisches Leben ihres Pinsels würdig wähnten, ihre Stoffe wählten, herabgestiegen und griff hinein in's volle Menschenleben. Er brachte die Sitten und Gebräuche des niederen Volkes zur Darstellung, und bezeichnete seine Bilder und nannte seine Specialität: Fû-zoku, welches Wort „Sitten, Gebräuche oder Gepflogniſſe" bedeutet. Seine Schule wurde Ôtsu-ye, nach dem Geburtsorte der ersten Kinder seines Genius benamset. Aus ihr ging die Uki-yo-riu: „Sitten- oder Fû-zoku-Malerei par excellence" hervor, welche sich später in zwei Zweigschulen theilte: die Hishi-gawa-riu, im 17., und Hoku-sai-ye, im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, beide nach ihren Gründern also benannt. Ersterer mag auch die Skô-riu: „Naturalistische Schule" zugezählt werden, deren Erfinder Maru-yama Okiyô im 18. Jahrhundert war. Obwohl ursprünglich ein Maler der chinesischen Schule, befreite er sich von den Fesseln der klassischen Kunst, in welcher er ausgebildet worden, und wandte sich der Natur, als einzig wahrem Vorbilde, zu. Er ist

Digitized by Google

gleichfalls Erfinder eines besonderen historischen Stiles, Shiden-fû: „Geschichtliches Sittenverzeichniß“ genannt, in welchem er die religiösen Ceremonien und Feste, sowohl des buddhistischen als des Shin-tô-Cultus, Volksfeste, Prozessionen und anderes Schaugepränge getreu verbildlichte. Es gelang ihm jedoch nicht, so vorzüglich auch seine persönlichen Leistungen, zahlreiche Schüler und Nachfolger für diese beiden Sonderzweige zu gewinnen.

Eine eigene Klasse bilden die Bun-yeri, wörtlich „Buchgravirer“: Malereien und Holzschnitte für Illustrationen, mit welchen sich nur Künstler der verschiedenen Yamato-Schulen beschäftigten. Die ausgezeichneten Miniaturen von Malern der Tosa-Schule und die Holzschnitte von Hoku-sai und einigen wenigen seiner besten Schüler werden mit Recht als die trefflichsten Werke dieser Art anerkannt.

Wir finden in allen diesen Zweigschulen die Vorzüge und Mängel der klassischen Schulen, aus welchen sie hervorgingen, die Licht- und Schattenseiten des Kose- oder Kano-, des Kasuga- und besonders des Tosa-Stiles mehr oder weniger wiederholt.

Die Kose- oder Kano-Schule zeichnete sich vorzüglich durch liebevolle und gewissenhafte Vollendung aller Details, sowie durch Reichthum und geschmackvolle Anordnung der Farben aus, und unterschied sich dadurch vortheilhaft von der alten Butsu-ye- und der älteren chinesischen Schule. Doch waren die Kano-Künstler keineswegs die ersten, welche farbenprächtige Bilder malten, was wir aus dem ältesten bekannten Gemälde aus dem sechsten Jahrhundert ersehen können, welches dem koreanischen Prinzen Asa Dai-shi zugeschrieben und im Tempel Hô-riu-ji in Kiyôto aufbewahrt wird. Die Künstler der Yamato-Schulen malten nie Monochrome in Tusche, dagegen erwarben sie allmählich mehr und mehr Erfahrung und Gewandtheit in der Behandlung und Anwendung der Farben, bis sie darin zuletzt so Erkleckliches leisteten.

Anfangs colorirten sie flach, ohne Abstufung der Töne, mit entsprechenden Farben die Feldungen der in kräftigen Umrissen mit Tusche gezeichneten großen Bilder, der damals noch allein üblichen Kake-mono, wobei die Einzelnheiten wie z. B. Gesichtszüge, Faltenwurf u. s. w. durch schwarze Striche angedeutet waren, welche auch die Stelle der Schattirung vertraten. Später versuchten sie sich im Laviren und im Einmalen einiger nicht sehr ausgeführter Details, bis sie endlich die zarte Vollendung der Miniaturmalerei bemeistert hatten, welche an Maki-mono und Wandschirmen und als Buch-Illustrationen unser bewunderndes Staunen fesseln, wofür die Tosa-Maler die größte Berühmtheit errangen.

Mit dem Fortschritte der Kunst erreichten sie auch die höchste Stufe der Vervollkommnung in der Darstellung der kleinsten Details der Ornamentirung der Rüstungen, und der Textur der Gewebe und Stoffe der Kleidungen, in welcher sie unübertroffen geblieben. Doch war diese Kunstfertigkeit nicht ohne schädliche Wirkung auf die Richtigkeit der Gesammtzeichnung. Während sie die größte Sorgfalt der Vollendung den Gewandungen, dem Faltenwurfe und den Zierathen widmeten, vernachlässigten sie die Figuren, besonders die Köpfe, welche mehr und mehr schablonenmäßig und puppenähnlich wurden. Den Ausdruck, oder vielmehr die Ausdruckslosigkeit und die Gleichartigkeit der Gesichter, besonders der weiblichen Figuren, möchte man nicht untreffend die Tosa-Maske nennen. Zu häufig erinnern sie an angekleidete Gliederpuppen, so leblos, so bewegungslos erscheinen Gesicht und Stellung. Den überzeugendsten Beweis für diese Bemerkung liefern die anders so ausgezeichneten Bilder der berühmten Malerin Tosa-no Mitsuhime aus der Mitte des 16. Jahrhunderts.

In diesen bis ins Kleinste ausgeführten Miniaturen, besonders der Tosa-Maler, wurden die Umrisse mit blasser Tusche in den feinsten Pinselzügen angedeutet, welche dann unter den aufgelegten Farben beinahe ganz verschwanden, während die Kano-Maler kräftige Zeichnungen vorzogen, deren markige schwarze Linien deutlich in dem Farbenbilde sich abhoben. Ueberhaupt malten nur wenige Künstler der Kano-Schule und nur einzelne Sittenmaler der chinesischen Schule Miniaturen, auch leisteten sie in diesem Fache nur Mittelmäßiges.

Es war Iwasa Matahei im 16. Jahrhundert und seinen Schülern, nachdem sie die menschliche Gestalt der Natur nachzubilden gelernt, vorbehalten, die todtenstarren Züge und Glieder der Tosa-Figuren zu beleben und ihnen Bewegung zu verleihen. Der kunstvoll geordnete Faltenwurf wurde verschoben und die Gewandung gelüpft oder abgeworfen, um das Spiel der schwellenden Muskel, der in Kraftanstrengung straffenden Sehnen nicht länger zu hemmen. Wunderbar natürliche, lebensgetreue Gestalten, deren Bewegungen wie mit photographischer Geschwindigkeit im Augenblicke der Handlung erfaßt zu sein scheinen, traten ins Dasein, und machen den Beschauer zum Zeugen der Sitten und Gebräuche, der täglichen Beschäftigungen und Belustigungen, der Freuden und Leiden der unteren Klassen eines Volkes, dessen „Sangre azul“ allein er bislang im höfischen Gepränge, im ritterlichen Strauß und Spiel, in der eleganten Muße des Palastes zu beobachten Gelegenheit hatte. Umsponnen vom Zauber Hoku-sai's ergötzlicher Bilder weilt der Betrachter im Geiste fernwegs im Inselreiche der aufgehenden Sonne, inmitten des Gedränges des volksreichen Marktes, im trauten Kreise des traulichen Heims.

Feuilleton.

Vor den Geschworenen.

Von Erwin Bauer.*)

Der Gouvernementsprocureur hatte seine Begründung der Anklage beendet. Er ließ sich langsam auf seinen Sessel nieder und überflog raschen Blickes den Schwurgerichtssaal, als wollte er sich vergewissern, welchen Eindruck seine Rede hinterlassen. Ganz Odessa schien in den engen Gerichtsräumen zusammengepreßt; Gesicht an Gesicht gedrängt, fieberhafte Spannung auf den Zügen, bildete die Menge eine einzige, allmählich zur Decke aufsteigende Mauer. Und sie schien leblos, wie eine solche; kein Laut ward hörbar — auch nicht, als der Ankläger sein letztes Wort gesprochen. Die Geschworenen ließen traurig ihre weißhaarigen Köpfe hängen; die Richter blickten steinern vor sich hin; der Protokollführer ließ die erschöpfte Rechte ruhen, und die Zuhörermasse, von einem und demselben Gedanken scheinbar zu einem einzigen lebenden Wesen zusammengeschweißt, richtete starr ihr aus Tausenden von Blicken bestehendes großes Auge auf die Bank der Angeklagten. Auf dieser saß unbeweglich Pawel Lartschenko; er trug seine schlanke Gestalt fest aufgerichtet; die Arme hatte er über der Brust gekreuzt; tiefer Ernst lagerte auf seinem jugendlichen, schönen Antlitz, und seine Augen blickten entschlossen zu den Richtern, zu den Geschworenen hinüber. . . .

Da erhob sich langsam der Vertheidiger und begann:

„Meine Herren Geschworenen! Die höchste Gerechtigkeit ist eins mit der lautersten Wahrheit: lassen Sie uns die Letztere suchen, und unser Urtheil wird die Erstere zu unverfälschtem Ausdruck bringen! . . . . Wir stehen vor einem erschütternden Falle, der im Voraus entschieden wäre, wollten wir einzig und allein den todten Buchstaben des Gesetzes reden lassen. Aber wehe dem Richter, der meint, die geschriebenen Paragraphen des Strafgesetzes erschöpften das menschliche Leben und gäben ausreichende Antwort auf alle Conflicte, in welche Temperament und Schicksal den Menschen zwingen! Das Gesetzbuch kann und darf uns nur die einzelnen Knoten in der Richtschnur geben, welche — aus der Erfahrung unseres tausendjährigen Culturlebens hervorgegangen — uns den Weg, den wir im Allgemeinen zu gehen haben, weist; welche uns die Grenzen bezeichnet, wo wir mit der Strafe anfangen, wo wir mit ihr aufhören sollen: die unzähligen, durch kein Merkmal gezeichneten Zwischenstrecken müssen unser

*) Nachdruck verboten.

Digitized by Google

Verstand und unser Herz, muß unser Gewissen in jedem einzelnen Falle ausfüllen. So nur werden wir das Mißverhältniß zwischen der starren Formel des Gesetzgebers und den Forderungen der Menschlichkeit beseitigen; nur, wenn wir so das Richteramt üben, werden wir das Wahre treffen und in höherem Sinne gerecht sein! .... Sie kennen die schwere Anklage, die heute vor Sie hingetreten, gebieterisch ein »schuldig!« fordernd; Sie wissen es ebenso gut, wie ich es weiß, daß auch nicht eine Zeile im Strafgesetz mir das Recht gibt, Ihnen den Beweis zu führen, es sei auch nur ein Irrthum möglich, wenn Sie der Aufforderung des Anwaltes der Regierung bedingungslos Folge leisten. Aber dennoch — in der heiligen Ueberzeugung, das Rechte zu thun — unternehme ich es, Ihnen zuzurufen: Sprechen Sie das vernichtende Urtheil nicht aus! Setzen Sie den Geist der Menschlichkeit gegen die Vorschrift des Gesetzparagraphen! Halten Sie dem todten Buchstaben, den eine brutale Vergangenheit niedergeschrieben und eine indolente Gegenwart zu vernichten sich gescheut, das lebendige Bewußtsein einer über der Zeit stehenden Moral entgegen! Rechtfertigen Sie den Grundsatz der Humanität, daß die größte Milde unter Umständen die strengste Gerechtigkeit sei, — sprechen Sie den Angeklagten frei! . . .

„Ich sagte Ihnen, meine Herren Geschworenen, daß aus mir die heilige Ueberzeugung, das Rechte zu verlangen, spricht. Von Ihren Lippen lese ich die Frage, wie ich diese Ueberzeugung vereinbaren könne mit der nackten Thatsache des verübten Verbrechens? Nun wohl — ein Mord ist begangen worden, ich kann es nicht leugnen. Aber auch im vorliegenden Falle kommt es, wie so oft im Leben, nicht auf das, was geschehen ist, an, sondern auf das »wie«! Alles verstehen, heißt Alles verzeihen! Ich werde Ihnen die Geschichte des Angeklagten erzählen, wie sie vor dem Scharfblicke des Psychologen aus den Thatsachen der Anklageschrift sich zu einer Tragödie gestaltet, — und ich lebe der festen Hoffnung, wenn anders die Wahrheit des pulsirenden Lebens über die Formeln weltlicher Gerechtigkeit zu triumphiren vermag, daß meine Ueberzeugung auch die Ihrige werde, daß die Erkenntniß, es gebe für den wahren Richter ein Etwas, das über den geschriebenen Satzungen steht, für Ihr Votum ausschlaggebend sein wird! . . . Vernehmen Sie die Geschichte Pawel Lartschenko's; folgen Sie ihrem einfachen Gange vom sonnigen Anfange bis zum ergreifenden Schluß, — und bleiben sie kalt und ungerührt, wenn Sie es vermögen! — —

„Hat Sie, meine Herren Geschworenen, jemals Ihr Fuß in die Bulgarenstraße geführt? Ich bezweifle es. Denn nur Unglück und Elend führen den Menschen in jene Gegenden der großen Stadt, wo die Armuth ihr kummerbeladenes Dasein fristet — hier, tief in der Erde in ungesunden Kellergelassen; dort, hoch oben unter dem Dache den Einsturz drohender Miethskasernen. Und doch gibt es auch in den Zufluchtsstätten der Armuth Oasen des Glückes! . . . In einem bescheidenen Häuschen, zu ebener Erde, wohnte Anna Filippowna Lartschenko mit ihren drei Kindern, dem fünfzehnjährigen Pawel, der elfjährigen Jelena und dem zehnjährigen Iwan. Sie galt bei den Nachbarn als Wittwe, die, aus Kijew nach Odessa gezogen, sich hier durch ihrer Hände Arbeit ernährte, nach Kräften ihren Kindern eine fromme Erziehung zu Theil werden ließ und im Uebrigen still und zurückgezogen lebte. Das Glück der Armuth ist das Aufathmen nach schweren Tagen und die wiedergewonnene Zufriedenheit: Anna Filippowna genoß es in vollem Maße. Sie hatte seit drei Jahren den Fluch einer traurigen Ehe mit einem notorischen Trunkenbolde verwunden. Von ihrem Manne treulos verlassen, hatte sie auf neuem Boden durch ihre Tüchtigkeit und Geschicklichkeit als Weißnäherin einen bescheidenen, aber auskömmlichen Erwerb gefunden. Ja, — sie war trotz ihrer Armuth unermeßlich reich geworden; denn sie besaß die Achtung der Nachbarn und die Liebe ihrer Kinder und war glücklich im Bewußtsein, daß die trübe Vergangenheit auf den Spiegeln der jugendlichen Seelen derselben keinen Hauch zurückgelassen hatte! Ihr Stolz aber war ihr Aeltester — Pawel. Er war der fleißigste Schüler in der Parochialschule gewesen, und es war sicher, daß das Zeugniß, mit dem er gerade heute vor drei Jahren vom Djakon entlassen werden sollte, ihm die ersehnte Lehrlingsstelle in einem kaufmännischen Geschäfte verschaffen würde. Es war ein entscheidender Tag. Klopfenden Herzens harrte Anna Filippowna ihres Sohnes, der mit einer Empfehlung seines bisherigen Lehrers direct nach Empfang seines Entlassungszeugnisses aus der Schule zu Michail Petrowitsch Borin geben sollte, um ihn, den reichen Theehändler, um eine Anstellung zu bitten. War das Zeugniß gut ausgefallen? — Gewiß, daran durfte Anna Filippowna nicht zweifeln. — War Pawel zu Borin gegangen? Wie hatte ihn der angesehene Mann empfangen? Wollte und konnte er ihn in seinem Geschäfte verwenden? .... Anna Filippowna horchte auf. Nahten da nicht eilige Schritte die Bulgarenstraße herab? Und waren ihr diese Schritte nicht bekannt? Gewiß, das Ohr der Mutter konnte sich nicht täuschen: da bog er um die Ecke; sie beugte sich vor — in's Fenster; jetzt hatte er sie erblickt und winkte ihr freudig zu! »Der Herr sei gelobt!« drang es ihr aus bewegtem Herzen auf die Lippen, — und schon stürmte Pawel in's Zimmer und flog der Mutter in die Arme: »Mütterchen, ich bin angestellt! Freie Wohnung und Kost und für's Erste zehn Rubel monatlich Gehalt! Sonntags kann ich stets zu Hause sein! Hurrah!« — Und er riß sich aus den Armen der Mutter, warf die Mütze an die niedrige Decke und tanzte im Zimmer vor Freude; aus der Schlafstube eilten Bruder und Schwester herbei, um am Glück des Aeltesten theilzunehmen; Anna Filippowna aber bekreuzigte sich, heiße Dankesworte stammelnd, und betete stumm zu Gott, er möge die weiteren Schritte ihres Kindes segnen! . . .

„Leid und Freud' stehen im Menschenleben eng bei einander, wie im Felde die Distel dicht an der Blume wächst. Mitten in den Jubel der Familie Lartschenko fiel plötzlich ein dunkeler Schatten: am einzigen, auf die Straße gehenden Fenster des kleinen Wohnzimmers erschien eine zerlumpte Gestalt; der schwache Fensterflügel ward aufgestoßen und eine heisere Stimme rief: »Ei! Hier geht es ja hoch her! Freut Euch wohl über die Ankunft des Vaters, he?« — Und ehe sich Anna Filippowna und ihre Kinder von ihrem Schrecken erholen konnten, stand Feodor Stepanow Lartschenko vor ihnen in der Stube, — der Vater, der sich seit drei Jahren nicht um sie gekümmert und den sie verkommen und gestorben wähnten. »Nun, was gafft Ihr mich an, als sei ich ein Gespenst, he?! Dankt dem Himmel, daß ich wieder da bin, für Euch zu sorgen!« So schrie er Frau und Kinder an und trat ihnen einen Schritt näher. Da raffte Pawel sich auf. Bleich und die Faust drohend geballt, trat er rasch und entschlossen vor die Mutter. »Rühr' sie nicht an, Väterchen!« rief er angstvoll, aber fest. »Ich dulde nicht, daß Du ihr wehthust!« — »Sieh, sieh, welch' großes Maul der Bursche hat!« erwiderte grinsend der alte Lartschenko; dann fügte er besänftigend hinzu: »Närrchen, ich bin nicht gekommen, um Euch dafür zu strafen, daß Ihr so lange nichts von Euch habt hören lassen. Ich will wieder bei Euch leben und für Euch sorgen. Es ist langweilig in der Welt. Habe mich viel umhergetrieben und schlechte Tage gesehen, bis ich nach Odessa kam und heute den Jungen erblickte, ihm folgte und Euch auffand. Habe ihn gleich erkannt, den Pawel, obgleich er groß und stattlich geworden . . . Ich will mich nun erholen. Gebt mir was zu essen!« . . .

„Anna Filippowna, meine Herren Geschworenen, war eine Christin: sie söhnte sich mit ihrem Manne aus; er versprach, das Trinken zu lassen und Arbeit zu suchen; Pawel mußte das elterliche Haus verlassen und sein Vater sollte seine Schlafstelle einnehmen. Als aber Pawel am nächsten Morgen fortging, um seine Stelle bei Herrn Borin anzutreten, und sich von seiner Mutter unter Küssen und Thränen verabschiedete, da flüsterte er ihr zu: »Mütterchen, vergiß nicht, daß ich jetzt groß und stark bin. Wenn Dich der Vater wieder schlägt, wie damals in Kijew, — o, ich weiß es sehr wohl, wenn Du es auch zu verbergen suchtest und nur heimlich weintest! — dann komm' zu mir und rufe mich. Ich werde Dich schützen und rächen!« . . . Der Sohn ging und der Vater zog statt seiner in die Wohnung ein; mit der unverdorbenen Kindesseele schied der gute Geist aus der Hütte in der Bulgarenstraße, und im Gefolge des Vaters drangen die dunkelen Schatten in das helle Stübchen, die das Laster vorauswirft! Anfangs ging zwar Alles gut. Feodor Stepanow ließ sich von seiner Frau neu kleiden, suchte Arbeit und fand sie im Hafen, auf den Schiffen. Er hielt seinen Schwur, keinen Schnaps mehr trinken zu wollen, und wenn Pawel am Sonntag die Eltern besuchte, da erhellte sich jedesmal sein sorgenvolles Gesicht. Denn er sah, daß die Befürchtungen, die ihn in der langen Woche gequält, unbegründet gewesen. Aber das dauerte nur einige Monate . . . Eines Sonntags, als Pawel, wie gewöhnlich in

Digitized by Google

letzter Zeit, frohen Herzens heimeilte, glücklich, weil sein Brodherr ihm, der sich rasch die Zuneigung seiner Mitangestellten errungen, die Versicherung seiner vollsten Zufriedenheit ertheilt hatte, — da fand er den Vater nicht, wie sonst, zu Hause. Die Mutter aber sah blaß und verweint aus. »Was ist geschehen, Mütterchen?« rief Pawel angstvoll. »Der Vater — er trinkt wieder, nicht wahr — er trinkt?« — Sie nickte traurig, und auf's Neue zogen Sorge und Furcht in das Herz des Kindes ein. Was würde die Zukunft bringen?

„Und in der That, Feodor Stepanow Lartschenko trank wieder, und mit dem »grünen Wein« zog das Elend in das Häuschen in der Bulgarenstraße. Das große Laster des arbeitenden Volkes, die Gier nach Schnaps, — es wüthete gegen das Glück Anna Filippowna's und ihrer Kinder und forderte seine Opfer, wie stets, von den Unmündigen und Wehrlosen. Aber es siegte nicht in wenigen Tagen, Wochen oder Monden, nein, erst in jahrelangem stillen, erbitterten Kampfe der Rohheit und Unsittlichkeit wider die moralische Kraft, welche Gott in die Seelen der Unschuldigen geträufelt. Wir nennen sie »Geduld«, »Ergebung in das Schicksal«, »Hoffnung auf bessere Zeiten« und wissen oft nicht, mit welch' blutigen Lettern diese Worte im Lebensbuche der Armen und Elenden geschrieben werden!... Immer tiefere Furchen zog die Trunksucht des Vaters in das Leben der Familie Lartschenko; ein Stück des früheren Glückes nach dem anderen trennte sie ab und vernichtete es, und Riß auf Riß drohte dem Reste den Untergang ... Wer von Ihnen, meine Herren Geschworenen, vermag in diesem qualvollen Ringen des Guten mit dem Bösen all' die unsagbaren Tiefen zu ermessen, welche aufgedeckt wurden, ohne sich wieder zu schließen, Erwerb und Zufriedenheit verschlingend und Sorgen und Schrecken gebärend? Anna Filippowna und ihre Kinder kämpften mit der Tapferkeit der Unschuld und der Zähigkeit der Verzweiflung. Tagsüber, wenn Feodor Stepanow von Kneipe zu Kneipe taumelte, nähte Anna Filippowna ihre heißen Thränen in die feinen Stiche ihrer Nadel hinein; ihr Töchterchen ward zu einer befreundeten Blumenhändlerin gegeben, wo sie gegen geringe Vergütung von früh Morgens bis spät Abends am Ladentische Sträußchen band und verkaufte; und Pawel arbeitete bleich und voll Sorgen, um in angestrengter Thätigkeit jenes unheimliche Gefühl zu vergessen, welches die Angst, was wohl der kommende Tag bringen werde, unerbittlich immer neu erzeugte. Jeder Groschen aber, den Mutter und Kinder verdienten, wurde ängstlich zusammengehalten, um die Tag für Tag brutaler werdende Forderung des Vaters: Geld für den Branntwein! nach Möglichkeit zu befriedigen .... Wahre Größe zeigt sich erst im Elend! Ermessen Sie, meine Herren Geschworenen, die gewaltige sittliche Macht, die in den unglücklichen Lartschenko's lebte, wenn ich Ihnen sage, daß Mutter und Kinder nur ein Bestreben kannten: ihr Unglück in ihren engen vier Wänden zu verbergen und durch aufopferndes Entgegenkommen gegenüber dem Vater dem Laster desselben die Schranke zu setzen, die zu überspringen selbst die Bestie im Menschen sich scheut!... Doch es gelang nur für eine Spanne Zeit, — und das Verhängniß nahm seinen Lauf. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Der Verein Berliner Künstler im Architektenhause.

Der Verein Berliner Künstler hatte im Anfang der vergangenen Woche seine Freunde zur Besichtigung seines neuen Heims in der Wilhelmstraße eingeladen. Soweit es sich um die intimen Räume des Hauses, Kneip-, Billard- und Bibliothekzimmer handelt, ist es natürlich nicht Sache des Gastes, sich absprechend zu äußern. Hat doch Jeder das unbestreitbare Recht, sich nach seinem Geschmack einzurichten. Jedenfalls hat man sich redlich Mühe gegeben, den nach dem Garten des Kriegsministeriums hinausgehenden Theil der ehemaligen Bauausstellungsräume so gemüthlich als möglich zu gestalten. Der große Kneipsaal ist durch sechs Pfeiler getheilt, welche die leicht gewölbte Decke stützen. Diese Wölbungen sind auf gelbem Grunde mit Ornamenten und Wappen deutscher Kunststätten bemalt. Rechts vom Eingange befindet sich das Büffet in Gestalt eines Kamins, dessen Pseudorauchfang den Reichsadler und darunter den Spruch:

Bei schönem Weib, bei vollem Krug
Folg' immer deines Herzens Zug

aufweist. Links an der Schmalseite ist eine Art Podium, von einer Balustrade eingefaßt, errichtet. Die dahinter liegende Wand bedeckt eine Phantasielandschaft des Malers Kips. Die Bogenöffnungen zu beiden Seiten sind ebenfalls durch Balustraden abgeschlossen, deren Mittelpfeiler allegorische Büsten der Malerei und der Sculptur im Stile des Rococo, modellirt von Baumbach, tragen.

Die Lünetten der beiden Langseiten sind mit Schildereien gefüllt. Da hat Ehrentraut rechts vom Eingange eine Gruppe mittelalterlicher Spielleute und weiterhin Clementz heimkehrende Zecher gemalt, denen die Staatsgewalt in Gestalt eines Nachtwächters entgegentritt. Kommt hier der Humor zur Geltung, so tritt auf der gegenüberliegenden Langseite der Ernst in seine Rechte. Hugo Vogel, Ernst Hildebrandt und Paul Souchay haben es mit mehr oder weniger Glück versucht, die italienische, die deutsche und die niederländische Kunst in ihren Hauptvertretern, Tizian, Rafael, Dürer, Holbein u. s. w. darzustellen. In der durch diese und die Fensterwand gebildeten Ecke ist unter einem Empore, zu dem eine Wendeltreppe hinaufführt, ein wundervoller Kneipwinkel entstanden, der durch eine humoristische Darstellung der Mär von den sieben Schwaben von Karl Röchling und durch ein holzgeschnitztes Chorgestühl Stimmung erhält.

An den eben geschilderten Haupsaal schließt sich links ein Billardzimmer, dessen fensterlose Schmalwand Ernst Körner mit einer ägyptischen Studienlandschaft geschmückt hat. Die Hieroglyphen der Tempelwände beweisen mit viel Humor, daß schon zur Zeit der Pharaonen Kegel und Queue, ja sogar der symbolische Begriff des „Fuchses" bekannt waren. Das dahinter liegende Bibliothekszimmer deutet mit seinen spärlichen Bücherschränken, auf welche die Bildnisse älterer Vereins- und Berufsgenossen herabsehen, mit seiner absoluten Lichtlosigkeit an, wie ungern die schaffende Kunst mit der grübelnden Buchgelehrsamkeit zu thun hat.

Der nach der Wilhelmstraße liegende Theil der früheren Bauausstellung und die große Kuppelrotunde bilden die dem Publikum zugängliche Gemäldegalerie. Durch das Einschieben von Querwänden im Anschluß an die Fensterpfeiler ist hier eine Anzahl von Compartiments mit Seitenlicht geschaffen. Die Beleuchtung der im spitzen Winkel zu den Fenstern gestellten Bildflächen läßt nichts zu wünschen übrig, und die in der Rotunde von ziemlicher Höhe herabströmende Lichtfülle bringt die Vorzüge der dort ausgestellten Bilder voll und ganz zur Geltung, aber an einen des Vereins Berliner Künstler würdigen Ausstellungsraum sind denn doch andere Ansprüche zu stellen. Das Ganze macht den Eindruck des mühsam Angepaßten. Die nicht zu verkennenden Schwierigkeiten sind nach der Seite des Nützlichen hin glücklich überwunden, aber das Schöne ist dabei zu kurz gekommen. Wer die Stimmung nicht mitbringt, wird sie in diesem Bildermagazin schwerlich finden. Wir wünschen dem Verein Berliner Künstler von ganzem Herzen, daß er bald in der Lage sein möge, sich ein festes Heim zu gründen, an dessen Ausstattung er mit dem ruhigen Bewußtsein, etwas Dauerndes zu schaffen, herangehen kann.

Wenden wir uns nun den ausgestellten Bildern zu, so können wir uns dem Eindruck nicht verschließen, daß wir uns zwischen Jubiläums- und Jahresausstellung befinden. Der Löwenantheil des Raum s wie des Werthes fällt ein paar Collectivausstellungen zu, und zwar steht hier der Oesterreicher Schindler in erster Linie. Die sechzehn von ihm ausgestellten Landschaften sind ein glänzendes Zeugniß von der Vielseitigkeit seiner Naturbeobachtung und von der Gestaltungskraft, mit der er die gesehenen Formen wiederzugeben vermag. Luft- und Lichtstimmung in den verschiedenen Jahreszeiten sind ihm ebenso geläufig, wie der Baumschlag. Einfallendes Licht wie gleichmäßig sich verbreitende Lichtfülle weiß er ohne jede Absichtlichkeit für die Bildwirkung auszunutzen, ohne daß die Einzelerscheinungen dadurch beeinträchtigt werden. Und wenn bei seiner Auffassung mehr Gewicht auf die Harmonie, als auf das Charakteristische gelegt wird, so ist das eher ein Vorzug als ein Mangel. Das Ursprüngliche in der Natur fällt allerdings nicht in das Bereich seines Könnens, und so wählt er denn in weiser Selbstbeschränkung vorzugsweise Motive, an deren Ausgestaltung nach der Richtung des Schönen hin die Hand des Gärtners betheiligt ist. Seine Bilder aus dem Park von Plankenberg in Niederösterreich sind wahre Muster landschaftlicher Composition, die das Gegebene stets unter einem malerischen Gesichtspunkte zusammenzufassen weiß.

Die Ausstellung des Clubs der Wiener Aquarellisten bietet wenig Eigenartiges. Ein immerhin achtbares technisches Können steht hier in einem gewissen Mißverhältniß zu der Unerheblichkeit der Motive, denen die Herren nichts Originelles abgewinnen. Die Veduten Lutteroths, die uns durch aller Herren Länder, von Venedig bis zur Insel Wight führen, sind um vieles interessanter, weil sie trotz aller Objectivität den eigenthümlichen Terrain- und Beleuchtungsverhältnissen gerecht werden.

Ein begrenztes nationales Gebiet umfassen die niederländischen Skizzen und Aquarellen Skarbina's. Seine belgischen und holländischen Fischertypen sind brillant beobachtet und entschädigen für seine coloristisch ungeheuerlichen blaugrünen Interieurs, in denen abschreckende häßliche Weiber sich dem Vergnügen des Klatsches hingeben.

Wie man nationalen Typen den großen, für die Monumentalmalerei verwerthbaren Zug abgewinnen kann, das zeigen die in Wasserfarben ausgeführten Studienköpfe Geselschaps. In jedem dieser jungen und alten Fischer und Fischerinnen von Capri steckt ein Bruchtheil jener Heroen und Heroinen, die der Meister in seinen Wandmalereien zu neuem Leben erweckt.

Im Uebrigen nehmen die Landschaftsschildereien den bei weitem größten Raum ein. Andreas Achenbach ist meist durch ältere Bilder

Digitized by Google

vertreten und auch Kamecke weiß kaum etwas Neues aus den Alpen zu erzählen, dagegen überrascht Douzette durch ein grell beleuchtetes, kräftig gemaltes Waldinterieur, dessen scharfe Umrisse nichts mit seinen verschwommenen Mondscheinlandschaften zu thun haben.

Die norddeutsche Landschaft mit ihren einfachen Formen und milden Beleuchtungsmotiven hat sich in der letzten Zeit der besonderen Vorliebe unserer Maler zu erfreuen. Unter den Kennern und Bewunderern ihrer Reize ist uns Eduard Fischer der liebste, weil er eigenartig zu sehen und dem Augenblicksbilde den im Colorit ausgedrückten Stimmungsreiz aufzuprägen versteht. In kleinstem Format wetteifert mit ihm W. Bröker. Sein „abziehendes Gewitter" ist in einer Bildecke von wenigen Quadratzoll seiner Wirkung sicher.

Den Uebergang von rein landschaftlichen zu figürlichen Motiven bilden die beiden holländischen Schildereien von Hans Herrmann. Der junge Künstler, auf den man zuerst durch seinen Erfolg bei der Lipperheide'schen Concurrenz für Zeichnungen aufmerksam wurde und dessen „Amsterdamer Fischmarkt" auf der Jubiläumsausstellung allgemeinen Anklang fand, entwickelt sich immer mehr als einer der berufensten Luft- und Lichtmaler. Seine „Fleischhalle in Middelburg" ist in der Wahl des Motivs so wenig anziehend als möglich, aber es zeigt absolute Meisterschaft in der Behandlung des gleichmäßig einfallenden Lichtes im geschlossenen Raume, während sein „Prinzengracht in Amsterdam", eine wahrhaft blendende Lichtfülle ausstrahlt, ohne die Localfarben aus dem Gesammtcolorit herauszudrängen.

Unter den Menschendarstellern gebührt dem Altmeister L. Knaus der Vorrang. Sein Kinderportrait, ein kleines Mädchen, das sein Reifenspiel unterbricht, um aus einer Parklandschaft herauszulachen, ist ein naives Augenblicksbild, das den Beschauer unwillkürlich veranlaßt, sich nach dem Besuch umzusehen, der die Kleine in ihrer Beschäftigung stört. Von diesem Bilde bis zu der Fidusia (!) von Gabriel May ist ein Weg wie von der Natur bis zur absoluten Unnatur. Von gräulich-violettem Hintergrunde hebt sich ein krankhaftes, in den Umrissen unfertiges Frauengesicht ab, das uns ein Räthsel aufgibt, an dessen Lösung uns jedes Interesse fehlt. Viel näher liegt uns trotz des dazwischen verflossenen Jahrhunderts „das Regiment Graf Schwerin" von Fritz Werner. Der seine Fahne aufpflanzende Junker ist ein durch und durch gesunder Repräsentant des sieghaften Preußenthums, dessen frischer Geist durch die enge Hülle der steifen Uniform aus allen Poren dringt. G. M.

Eine deutsche und eine englische Operette.

Nachdem der ganze Winter sich der Operette ganz ungünstig gezeigt hatte — selbst die von der Kritik sehr gelobten fanden keine Gnade beim Publikum — lächelte ihr der Frühling anmuthsvoll. Zwei Operetten, eine deutsche und eine englische, errangen den für diese Gattung einzig wahren Erfolg, den der Cassaeinnahmen, und die Kritik darf sich dessen freuen. Die deutsche, im Walhallatheater vorgeführte, ist eine ältere des Herrn Millöcker mit Text von Berla, „Das verwunschene Schloß", die schon vor einigen Jahren im alten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gegeben ward; zur selben Zeit ging dieses letztere seiner neuen Bestimmung als „Deutsches Theater" entgegen und die Operette fiel dem allgemeinen Loose der Zwischenperioden anheim — sie blieb unbeachtet. In der Wiederbelebung im „Walhalla-Theater" zeigte sie sich als die im Texte wie in der Musik weitaus bestangelegte des Herrn Millöcker; gliche der letzte Act den ersten beiden, man könnte sie als ein Meisterwerk der Gattung bezeichnen. Der Text von Berla ist ebenso glücklich erfunden, als in den ersten zwei Acten glücklich ausgeführt. Die Handlung spielt im verflossenen Jahrhundert an der Tyroler Grenze. Der Graf Geiersberg, ein alter Wüstling, besitzt ein altes Schloß, dessen Vorderfronte vom Berge aus zugänglich ist, während der Rückttheil auf steilem Felsen über dem See gebaut ist, und allgemein für ganz leer und unbewohnt gilt. In diesem Schlosse veranstaltet Jener glänzende Feste für seine Cumpane und die Damen, die daran Theil nehmen wollen. Sie Alle gelangen nächtlicherweise vom See aus durch einen geheimen Gang in die oberen Räume. Die Bewohner der Umgegend, welche alle Fenster erleuchtet und Schatten sich bewegen sehen, auch Musik hören, bekreuzigen sich und glauben fest, daß dort böse Geister hausen. Nur ein junger Bauer, der Bräutigam der schönsten und reichsten Dirne, verlacht den Aberglauben und wird dafür von dem erzürnten Vater des Mädchens aus dem Hause gewiesen. Er und sein Freund der Hirt gehen auf die Alm, wollen dort in der Hütte eines alten Weibes, die für eine Hexe gilt, übernachten. Doch die Alte selbst ist nicht zu Hause, als Vertraute und Helferin des Grafen weilt sie diesen Abend im Schlosse und hat ihre Nichte, eine junge dralle Dirne, in alte Kleider und Pudelmütze gesteckt, ihre blaue Brille aufgesetzt, damit sie die Hexe spiele. Selbstverständlich läßt das Mädchen die Burschen nicht in die Hütte, und diesen kommt die tolle Idee, in dem Schlosse, dessen Fenster plötzlich helle werden, für diese Nacht ihr Heil zu suchen. Als kühne Kletterer gelangen sie auch hinein, kommen in einen Saal, treffen dort die schöne Freundin des Grafen, die an ihnen Gefallen findet, prügeln die Diener und die Herren, trinken im Uebermaß, werden durch einen Schlaftrunk betäubt und erwachen des anderen Tages, der Eine in der Hütte der Hexe, der Andere in seinem Hause. Die Entwickelung ist leicht vorauszusehen, daß nämlich die Beiden wieder in das Schloß gelangen und den Zauberspuk vertreiben und Jeder sein Liebchen (der Hirte die kleine Nichte der Alten) heirathet. Doch hätte der Textdichter immerhin ein paar interessante Scenen hinzufügen, das Andenken der beiden jungen Bauern an die höllischen Freuden ganz gut zu hübschen Zwischenfällen benutzen können; statt dessen begnügt er sich mit ein paar Couplets, die außer allem Zusammenhange mit der Handlung stehen und in jeder Posse besser angebracht war, als hier. Die Musik des Herrn Millöcker hält gleichen Schritt mit dem Texte. Im ersten Acte ist sie sorgfältig gearbeitet und vornehm gehalten, wie in einer feineren komischen Oper, in der ganz reizenden Episode, als die beiden Burschen sich mit der vermeintlichen Alten unterhalten, sind die einzelnen Motive und die Terzette überaus munter und wohlklingend; der aus dem Schlosse herüber klingende Walzer gehört zu dem Besten, was in dieser Gattung componirt worden ist. Die Festscene im Schlosse nähert sich schon der gewöhnlichen Operette, hat aber doch noch manche wirksame Nummern; von da ab gehts vom Schlosse in die niedere Region. Nichtsbestoweniger hat das Stück sehr gefallen, und mit vollem Rechte, denn das Gute überwiegt, und man hatte endlich einmal eine richtige lustige Handlung vor sich, ohne irgendwelche Unanständigkeit.

Die englische Operette „Patience oder Dragoner und Dichter", welche die Mikado-Gesellschaft im „Krolltheater" aufführte, hat wieder bewiesen, daß der Componist Herr von (Sir) Sullivan nur in diesem Zeichen siegen kann, und Oratorienversuche — wenigstens in Deutschland — vermeiden soll. Der Text von Gilbert ist wieder ein kleines Meisterstück von Satire, wie sie allerdings nur in England möglich ist, wo das Theaterpublikum auf der Stufe der Bildung steht, daß es auch die derbste, ganz realistische Verlachung seiner Thorheiten mit wahrem Kunstbehagen genießt. Diese Operette schwingt eine scharfe Geißel über die neumodische in den elegantesten Kreisen vorherrschende ästhetische Richtung, welche in Tracht und Haltung an die altitalienische vor-Raphaelitische Zeit nachzuahmen strebt. Zwanzig noble junge Damen, von denen die meisten an Dragoneroffiziere verlobt waren, werden von der Modekrankheit befallen, kleiden sich ganz altitalienisch, tragen Lauten und verlieben sich erst in einen erotischen, und als sie auf dessen Hand verzichten müssen, in einen lyrischen Dichter. Diese Beiden sind trotz ihres äußerlichen hyperpoetischen Gebahrens und phantastischen Anzuges vollkommene Flachköpfe, welche auf die Modethorheit speculiren; sie lieben beide ein Milchmädchen Patience, die zuerst von Liebe gar nichts wissen will, zuletzt aber auch plötzlich von „Selbstlosigkeit der Liebe" erfüllt wird, und den Erotiker heirathen will, um den Anderen ganz selbstlos zu lieben. Drei Dragoneroffiziere versuchen auch „ästhetisch" zu werden, und verkleiden sich phantastisch. Der Unsinn löst sich am Ende in Behagen auf, Patience heirathet den Lyriker, weil dieser sich als ganz gewöhnlicher Mensch zeigt, der keiner Selbstlosigkeit bedarf, die Damen werden auch vernünftig und nehmen ihre Offiziere, nur der Erotiker „bleibt sitzen". Daß es in der Operette kunterbunt hergeht, wird der freundliche Leser aus dieser kurzen Skizze wohl erkannt haben, auch begreiflich finden, daß manche Abgeschmacktheit mit unterläuft. Aber das Ganze ist unterhaltend, und wenn auch mancher witzigen Bemerkung nur örtliche Bedeutung und Wirkung innewohnt, so erscheint sie doch auch insofern interessant, als das wahrhaft Witzige immer als solches erscheint, selbst wenn der Gegenstand, den es treffen soll, unserer Beurtheilung fern liegt; wie sollte man sich anders an Horaz und Juvenal ergötzen? Von der Musik des Herrn Sullivan konnte man ebenfalls sagen, sie ist englisch witzig; sie zeigt ein gewisses nationales Gepräge, erinnert an die alten Madrigalen und Lieder, ist fast durchwegs sehr lustig, prickelnd und vortrefflich gearbeitet; die Instrumentation mancher Nummern beweist ein besonderes Talent. Auch ein Sextett ohne Begleitung ließ wieder erkennen, wie der Componist für derartige Stücke, in der lustige Motive mit künstlerischer Stimmführung vereint sind, besonderes Geschick besitzt.

Die Ausführung war eine sehr gute. Zwar kann die jetzige englische Gesellschaft mit der ersten, welche vor zwei Jahren hier war, den Vergleich nicht bestehen, immerhin jedoch im raschen sicheren Gespräch und Gesange, in der immer anständigen Lustigkeit und Beweglichkeit und im vortrefflichen Zusammenspiele als Muster dienen. Das sehr zahlreiche und sehr elegante Publikum nahm die Neuheit sehr günstig auf, verlangte die Wiederholung vieler Stücke und rief die Darsteller so oft als möglich.

Heinrich Ehrlich.

Notizen.

Unsere Illusionen. Offene Briefe an Herrn Gottlieb Zwinkerlein, Vorsitzenden des Richard Wagner-Vereins zu Klein-Brkttylwitz. Von Paul Marsop (München, Verlag von Jos. Albl). Der Verfasser behandelt alle Kunstregung, überhaupt alle sogenannten idealen Bestrebungen der Jetztzeit überaus pessimistisch. „Wir sind entsetzlich materiell geworden, lieber Freund," so schreibt er. „Wie wir als Deutsche gewohnt sind, Alles möglichst gründlich zu nehmen, so haben wir in unserer Epoche — vielleicht der allermodernsten seit den Bacchustagen der spätrömischen Kaiser — auch dem Materialismus mit gebührender Gründlichkeit unsere Huldigungen dargebracht.... Das Hereinbrechen der materialistischen Wogen über unsere idealistischen Gefilde ist das denkbar größte, ist ein wahres Nationalunglück." Für Wagner zu schwärmen ist Mode und weiter nichts. Sehr Mode allerdings. „Noch einige Jahre und der Meister wird so berühmt geworden sein, daß man nur noch Abhandlungen über ihn und von seinen eigenen Schriften gar nichts mehr lesen wird. Die Meistersinger- und Tristan-Vorstellungen

Digitized by Google

unserer Hof- und Stadttheater dürften allein noch, gerade wie heute die Aufführungen von Goethe's „Tasso" und Lessing's „Minna von Barnhelm" auf den Besuch der Mädchenpensionate (Parquet rechts) und der Elite der Cadettencorps (Parquet links) zu rechnen haben." — So Marsop. Hat er etwa Unrecht? B.

Deutsche Jugend. Neue Folge. Herausgegeben von Julius Lohmeyer erscheint nunmehr im Verlage von Leonhard Simion in Berlin in handlichem Octavformat. Das eben ausgegebene erste Heft beweist uns mit seinen hübschen Bildern und Geschichten, daß dem beliebten Jugendschriftsteller, der die Leitung übernommen, noch immer eine stattliche Schaar bewährter literarischer Kräfte wie Trojan, Biller, Godin, Blüthgen, Dahn u. A. und trefflicher Künstler, z. B. Pletsch, Zick und der prächtige Flinzer, zur Seite steht, so daß nur Gutes geboten wird und das hübsche Blatt für unsere kleinen Leute empfohlen werden kann.

Die Leichtfertigkeit, die mit dem gewichtigen Anschein tiefen Verständnisses es wagt, an dem ersten Theile von Goethe's „Faust" als wie an einem corpus vile herum zu schneiden, ist in stetem Fortschritt begriffen. Da bringt uns eben die Hochfluth einen wunderlichen „Versuch" des Gymnasiallehrers A. Huther in Cottbus: „Die verschiedenen Pläne im ersten Theile von Goethe's Faust. Ueber Entstehung und Composition des Gedichtes." (Cottbus, P. Kittel.) Aus Widersprüchen hat man längst den Schluß auf zwei verschiedene Pläne der Dichtung gezogen, so daß von einem früheren sich noch Spuren erhalten hätten: aber es ist gar zu schön auf der Entdeckungsbahn fortzuschreiten, und so hat Huther es schon zu fünf verschiedenen Plänen gebracht. Neben den Widersprüchen hat man sich ähnlicher Stellen bedient, um die Entstehungszeit einzelner Scenen nachzuweisen und so die Dichtung zu zerstücken. Dieses jetzt beliebte Mittel ist durchaus verwerflich, da der Dichter ähnliche Ausdrücke in Jahrzehnte auseinanderliegenden Werken gebraucht haben kann, thatsächlich wirklich gebraucht hat; nur in ganz besonderen Fällen können ähnliche Ausdrücke eine kritische Handhabe bieten. Endlich hat man durch willkürliche Benutzung von Goethe's eigenen Aeußerungen oder Mittheilungen seiner Vertrauten sich zu wunderlichen Aufstellungen verleiten lassen. So ist denn unsere wirkliche Kenntniß der Entstehung des Faust geradezu auf den Kopf gestellt worden, was denn Jüngere leider verleitet, sich auch an diesem Kunststücke zu üben. Unserem neuen Entdecker fehlt sogar eine gründliche Kenntniß der vorhandenen Ueberlieferung; er hat aus dritter Hand mit großer Fahrlässigkeit geschöpft. Die Scene „Trüber Tag" ist, so wird S. 60 versichert, „erst 1803 im weimarischen Wochenblatte veröffentlicht". Köstliche Entdeckung! Bisher wußte man nur, daß Goethe in das Wochenblatt amtliche Anzeigen rücken ließ. Das Wahre an der Sache ist, daß dieser an einem Morgen die eben concipirte Scene seinem Hauslehrer Riemer auf- und abgehend dictirte, wie dieser selbst berichtet. Seit dem Herbst 1803 war Riemer in Goethe's Hause. Die Scene kann aber nur dictirt sein zur Zeit, wo Goethe an der Vervollständigung des ersten Theiles arbeitete, und es steht fest, daß dies in den Tagen vom 21. März bis zum 25. April 1806 der Fall war. Gedruckt erschien sie erst im achten Bande der Werke, Ostern 1808. Von den schönen Entdeckungen führen wir nur an, daß der Spaziergang, den man bis jetzt in den Herbst 1775 auf eine ziemlich sichere Andeutung hin setzte, viel früher fallen soll. Huther schließt aus den Worten des Bierphilisters:

Wenn hinten, weit in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen,

er sei zur Zeit des ersten, 1768 begonnenen Türkenkrieges gedichtet. Aber unser Philister hält sich im Allgemeinen, spricht unbestimmt von einem Kriege zwischen fern entlegenen Völkern, und nennt beispielsweise als ein entferntes Land die Türkei, die auch Goethe's Götz einmal in ähnlicher Weise anführt. Auch dauerte jener Krieg ja bis 1774, so daß der gute Spießbürger sich im Jahre 1775 noch sehr wohl jener politischen Bierhausgespräche vom Türkenkrieg erinnern konnte. Aus der so gründlich erwiesenen frühen Entstehung des Spazierganges wird nun Capital geschlagen. Doch genug! wir wollen nicht auf diesen Moorboden treten, bei dem jeder Schritt einsinkt, sondern nur das Schriftchen kurz kennzeichnen. H. D.

Die Lehnsjungfer. Roman von Emile Erhard. 5 Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Nach all den krankhaften, materialistisch und pessimistisch gefärbten Producten der neuesten literarischen Strömung ist es ein wahrer Genuß, einmal auf eine durch und durch gesunde, lebenskräftige Schöpfung zu stoßen. Emile Erhard, das Pseudonym für eine den aristokratischen Kreisen angehörige Dame, hat sich schon mehrfach auf dem Gebiet des Romans und der Novelle versucht, diese ihre jüngste Arbeit ist aber weitaus die gereifteste und beste. Mecklenburgischer Partikularismus und großdeutsches Preußenthum fechten ihre Gegensätze im Schooße einer altadeligen obotritischen Familie aus. Haltlose Zweifelsucht und feste Glaubensinnigkeit, unsichere Kunstschwärmerei und zielbewußte Lebensklugheit verkörpen sich in scharf gezeichneten Individuen, deren kräftige Umrisse fast nirgends die Hand einer Dame verrathen. Jede der auftretenden Personen stellt sich lebenswahr vor das Auge des Lesers und hält es fest bis zum Schluß. Besonderer Fleiß ist auf den Hintergrund und das Beiwerk verwandt. Emile Erhard ist auf den mecklenburgischen Aeckern, auf der Viehweide und im Pferdestall ebenso zu Hause, wie in den Berliner Casernen, sie kennt den Offiziersjargon nicht weniger gut, als das Reuter'sche Plattdeutsch. Ihre Schilderungen aus dem Gymnasialleben in Altbramberg und aus der Cadettenanstalt in Wahlstatt sind wahre Perlen der Kleinmalerei. Wenn wir eine Ausstellung zu machen haben, so ist es freilich die lang gedehnte Schilderung des Feldzuges von 1866, in der die Hauptpersonen bisweilen unter dem historischen und anecdotenhaften Beiwerk verschwinden. M.

Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit. Von Julius Eckart. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Der glänzende Sittenschilderer der Petersburger Gesellschaft hat die gedruckten und handschriftlichen Mittheilungen eines engeren Landsmanns und Schiller'schen Zeitgenossen zu einem hübschen Bande zusammengestellt und mit einer biographischen Einleitung versehen. Garlieb Merkel ist der bekannte Weimaraner Kritiker, der Wieland und Herder auf Kosten von Schiller und Goethe erhob, in Weimar eine gewisse literarische Rolle spielte, sich mit Kotzebue zur Herausgabe des Berliner „Freimüthigen" verband, Napoleon journalistisch heftig bekämpfte und erst 1850 vergessen in Riga starb. Goethe nennt ihn maliciös den „charmanten kleinen Merkel" und mochte ihn ebenso wenig leiden, als dieser ihn, und Heinrich von Kleist heißt ihn einmal in einem Briefe den „Spürhund Merkel". Nur der kleinste Theil dieser Veröffentlichung ist neu. Die Hauptsache entstammt drei verschiedenen biographischen Schriften Merkel's aus den Jahren 1812 und 1840, aber es ist kein bloßer Neudruck, sondern eine geschickte Bearbeitung, welche einen einheitlichen Text unter Weglassung des Ueberflüssigen und Veralteten herstellt. Merkel schildert besonders anziehend seine Begegnungen mit den großen Weimaranern und mit Gleim, Seume, August Schlegel, Engel u. A. Er ist immer fesselnd, wenn auch cum grano salis zu lesen. Zumal seine unfreundlichen Bemerkungen über Schiller und Goethe und das ganze Weimarer Kleinleben. Erfreulicher ist der Eindruck, den das letzte Capitel hinterläßt. Es schildert Berlin in den Jahren 1805/6 und den Zusammenbruch des preußischen Staates und zeigt den oft selbstgefälligen, aber immer wahrheitsliebenden Verfasser auch als tapferen deutschen Patrioten.

Die Andere. Roman von W. Heimburg. — Die Lora-Nixe. Novelle von Stefanie Keyser. (Leipzig, E. Keil's Nachf.) — Zwei echte Gartenlaubenromane — von Frauen und für Frauen geschrieben. Die Handlung ist gar nicht uninteressant, der Vortrag geschickt, die Charaktere zwar nach der Schablone, doch der Stil durchaus nicht übel. Die internationale Badegesellschaft in der „Lora-Nixe" z. B. hat die Verfasserin sehr hübsch und lebendig gezeichnet, und der crasse Duelleffect am Schlusse ist wirksam genug. Freilich versteht W. Heimburg ihre Kunst einer spannenden Familienlectüre noch besser. Wie schlau wird uns z. B. die offenbar höchst unmoralische Lebensgeschichte Anita's wegescamotirt und nur in Andeutungen und Gedankenstrichen servirt! „Die Andere" ist jedenfalls eines der besseren Werke aus der Marlitt-Werner-Schule.

Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen. Von Dr. L. Wiese, Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath a. D. 2 Bände. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) — Die maßgebende Stellung, welche der Verfasser in der Verwaltung der preußischen höheren Lehranstalten eine lange Reihe von Jahren eingenommen hat, sichert dem Buche eine über Fachkreise weit hinausreichendes Interesse. Steht doch trotz der vor wenigen Jahren durchgeführten Reorganisation die Frage über die zweckmäßigste Gestaltung unserer höheren Schulen noch immer im Vordergrunde und wird von Berufenen und Unberufenen stets auf's Neue erörtert. Während im ersten Theil die Person des Verfassers, dessen Lebensgang bis zu seiner Berufung in's Ministerium im Wesentlichen kein anderer ist, als der vieler tüchtigen Schulmänner, im Vordergrund steht, enthält der zweite mehr eine Geschichte des Unterrichtswesens unter den vier Ministern, deren Beirath der Verfasser gewesen. Obwohl jener erste Theil, der manche anmuthige Episode, wie die Schilderung des Aufenthalts in Clausthal, manchen interessanten Abschnitt, wie die Reisen nach Würtemberg und England, enthält, seinem Werth nach nicht unterschätzt werden darf, so wird das Hauptinteresse sich doch dem zweiten Theil, der den ungleich bedeutungsvolleren Lebensabschnitt behandelt, zuwenden. Die Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten, die verschiedenen Auffassungen ihrer Aufgabe, die Verwirklichung einzelner Ziele, die Gegenströmungen, alles schon deswegen interessant, weil Wenigen sonst ein Einblick in die Thätigkeit an jener maßgebenden Stelle gestattet ist, wird es noch mehr durch die Klarheit und vornehme Ruhe, mit welcher der Verfasser von Personen und Thatsachen spricht. So weit in einer Autobiographie dies möglich ist, zeigt sich die von ihm angestrebte Objectivität der Darstellung, auch in der Besprechung der Widersprüche, welche unter dem Ministerium Falk seinen Dienstaustritt veranlaßten. Auf wessen Seite damals der Irrthum war, darüber wird endgiltig erst eine spätere Zeit entscheiden können. Wer mitten im Kampf gestanden, dessen Urtheil steht zu fest, um eine Aenderung zu erfahren, und so wird der während seiner Amtszeit so viel angefeindete Verfasser durch seine Erörterung auch schwerlich seine ehemaligen Gegner von der Richtigkeit seiner Anschauungen überzeugen. Aber das werden auch sie zugeben müssen, daß er seinen Standpunkt zwar entschieden, aber nirgends mit schroffer Unfehlbarkeit vertritt, vor allem, daß er nirgends seinen Widersachern erlittene Anfeindungen und Verunglimpfungen mit scharfen Worten heimzahlt. Von jener greisenhaften Verbitterung, die oft in derartigen Lebenserinnerungen sich Luft macht, findet sich keine Spur, im Gegentheil oft ein recht frischer Humor — ich erinnere namentlich an die auf einigen Inspectionsreisen gemachten Erfahrungen — und die sichere Klarheit einer geistig hochstehenden, in sich festen Persönlichkeit. So wird denn zwar mancher Leser mit Widerspruch, keiner aber ohne Genuß, und sofern er Schulmann ist, ohne vielfache Anregung dieses Buch, das echte Erzeugniß eines otium cum dignitate, aus der Hand legen. — d.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate

von Dr. Jos. Chavanne.

Ein starker Band, Lex.-Oct., hochelegante Ausstattung mit vielen Original-Illustrationen in feinstem Holzschnitt und 2 Karten. Broch. 24 M., eleg. geb. in Halbfranzband 27 M.

Gestützt auf die im Kongostaate gesammelten Erfahrungen und Studien in den Jahren 1884—1885, zum Zweck topographischer Aufnahmen, versucht der berühmte Verfasser in dem Werke ein **klares** und **unparteiisches** Bild des Landes und **seiner Bevölkerung** zu entwerfen. Der Länder- und Völkerkunde wird in diesem Werke die **erste** auf **wirklichen Forschungen** begründete Darstellung der geophysischen Verhältnisse des unteren Kongogebietes geboten.

Eine vorzügl. Litteratur-Geschichte, nicht trocken und langweilig, sondern anregend und interessant ist die

Geschichte der deutschen Litteratur

von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit (1884)

von **Dr. Franz Hirsch**
(Redakteur von „Schorers Familienblatt").

3 starke Bde., gr. 8., Ladenpreis M. 24.—
für nur M. 12.—, Eleg. gbd. M. 15.—

Noch nie wurde ein sowohl inhaltlich, wie hinsichtlich der Ausstattung so schönes, durchaus gediegenes Werk zu einem so billigen Preise angeboten!

Nur neue Exemplare! Umtausch gestattet!

Gustav Fock in Leipzig.
Neumarkt 40 u. 38 I.
Bücher-Versandgeschäft.
Kataloge billiger Bücher gratis!

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer waldreicher *Höhen-Kurort* von 568 m. Seehöhe, mit sämmtlichen Erfordernissen eines *Terrain-Kurorts*, besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige *Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche*-Bäder und eine vorzügliche *Molken-* und *Milch-Kuranstalt*. Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt.
Saison vom 1. Mai bis Oktober.

CACAO-VERO
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffl. Cacao.
Preise per ½ ¼ ⅛ ¼=Pfd.-Dose
360 200 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** **½ Stunde von Frankfurt a. M.**

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart und Leipzig.

Erlachhof.
Roman von
Ossip Schubin.
2 Bände.
Preis geheftet M 8.—; fein gebunden M 9.—

Der Oberförster von Margrabowo.
Roman von
Adolf Streckfuß.
2 Bände.
Preis geheftet M 8.—; fein gebunden M 9.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Augenblicksbilder
in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Pohmeyer's
Deutsche Jugend.
Reich illustrirt.
50 Pf. pro Heft.
Anerkannt beste Unterhaltungsschrift für die Jugend in Monatsheften à 50 Pfennig.
Verlag von Leonhard Simion in Berlin.

Drucker und (Commissions-)Verleger gesucht für „Heldensage vom großen Krieg". Mahabharata gedichtet. ca. 20 Bogen. 8. Adresse unter J. H. B. an die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XXX. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 21. Mai 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Staat und die katholische Kirche in Preußen. Von Geh. Justizrath Prof. P. Hinschius. — Zur neuesten Choleraliteratur. Von Dr. med. Hugo Bernheim. — **Literatur und Kunst:** Witz und Humor. Von Gustav Kleinert-Iserlohn. — Aus Hegel's Briefwechsel. Von Oskar Bulle. — Ein Cultusminister als Schriftsteller. Von Adolph Kohut. — **Feuilleton:** Vor den Geschworenen. Von Erwin Bauer. (Schluß.) — Inserate.

Der Staat und die katholische Kirche in Preußen.

Von Geh. Justizrath Prof. P. Hinschius.

Fürst von Bismarck hat bei der Berathung des neuesten Kirchengesetzes vom 29. April 1887 im Abgeordnetenhause geäußert, daß wir vor dem Jahre 1871 unter Zuständen gelebt haben, bei denen die katholische Kirche mindestens alle diejenigen Rechte besessen hätte, welche ihr jetzt gewährt werden sollen, und daß der Staat dadurch nicht gehindert gewesen sei, seine Aufgaben zu erfüllen und das große Werk der Herstellung der deutschen Einheit zu vollenden.

Formell betrachtet, ist diese Behauptung über die damalige Stellung der katholischen Kirche zutreffend. Aber immerhin bleibt nicht nur die Frage offen, ob das jetzige Maß von Rechten des Staats noch das siegreiche Vordringen des Ultramontanismus zu hindern oder auch nur zu erschweren geeignet erscheint, sondern es drängt sich auch die Betrachtung von selbst auf, ob der frühere Zustand so normal war, daß er als Rechtfertigung für das Zurückgehen der Regierung auf diese Linie in das Feld geführt werden durfte, und ob die auch nur theilweise Wiederherstellung der einstigen Verhältnisse nach der Zwischenherrschaft der Maigesetze und nach dem Culturkampfe durch gesetzgeberische Acte dem Staate für seine künftige Kirchenpolitik die volle Freiheit unverschränkt gelassen hat.

Als durch die Verfassungsurkunden der Jahre 1848 und 1850 der katholischen Kirche die selbständige Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten gewährleistet worden war, hatte die Staatsregierung unter dem Andrängen der katholischen Bischöfe darauf verzichtet, das allgemein ausgesprochene Princip durch eine organische Gesetzgebung zur Ausgestaltung zu bringen und klarstellen, welche Hoheitsrechte dem Staate trotz des Aufgebens des alten staatskirchlichen Systems des Allgemeinen Landrechts vorbehalten bleiben sollten, vielmehr gaben eine Reihe von Rescripten des von der allmächtigen katholischen Abtheilung beherrschten Cultusministers so gut wie alle wesentlichen staatlichen Rechte über die katholische Kirche preis, und führten praktisch zu einem System der Coordination derselben und des Staates.

Zunächst hat sich damals der Staat jeglicher Controle über die Vorbildung der Geistlichen und über das Prüfungswesen derselben, nicht minder jeder Aufsicht über die Seminarien begeben. Heute verlangt er allerdings zur Bekleidung von geistlichen, d. h. nach der Praxis des Ministeriums, von Seelsorge-Aemtern die Ablegung der Entlassungsprüfung auf einem deutschen Gymnasium und ein theologisches Studium auf einer deutschen Staatsuniversität. Dem letzteren hat er aber das Studium auf den der bischöflichen Leitung unterworfenen philosophisch-theologischen kirchlichen Lehranstalten (den sogen. Klerikal-Seminaren) gleichgestellt, welche überall, abgesehen vorläufig von Gnesen-Posen und Kulm und von den mit Universitäten ausgestatteten Diöcesen Köln, München und Breslau bestehen oder eröffnet werden können, und den Besuch dieser Anstalten auch anderen Zöglingen als den dem Sprengel derselben angehörigen freigelassen. „Dürre und übelriechende Gebeine sind die Universitäten, so groß ist der Gestank, welcher von ihren verderblichen und ketzerischen Lehren ausgeht", haben die Jesuiten schon 1868 in der Civiltà catholica geschrieben, und da auch innerhalb des deutschen Episkopats die Universitätsbildung als ein Uebel gilt, so werden die Bischöfe nicht zögern, ihre künftigen Geistlichen von den Universitäten fern zu halten und sie aus allen Diöcesen auf die Seminare zu schicken, damit dieselben nicht von der sonst gemeinsamen deutschen Bildung der höheren Berufsstände berührt werden.

Das Verbot der Knabenseminare, d. h. der kirchlichen Anstalten, in welchen Knaben ihre Erziehung für den geistlichen Stand und die dem Gymnasial-Unterricht entsprechende allgemeine wissenschaftliche Vorbildung empfangen, haben die Novellen von 1886 und 1887 nicht berührt, wohl aber ist den Bischöfen die Befugniß gewährt worden, für Zöglinge, welche die Gymnasien, philosophisch-theologischen Lehranstalten (und Universitäten) besuchen, Convikte oder Pensionate zu errichten; und sie können daher durch massenhafte Entsendung der Zöglinge ihrer Convikte auf die katholischen Gymnasien es dahin bringen, daß nicht mehr das Gymnasium das Convikt, sondern das letztere das erstere beherrscht.

An den eben erwähnten Convikten, ebenso an den philosophisch-theologischen Lehranstalten, und an den für die praktische Vorbildung bestimmten Priesterseminarien müssen allerdings noch jetzt die Lehrer, Leiter oder Erzieher Deutsche sein. Ferner sind dem Cultusminister die Namen derselben mitzutheilen, auch die Statuten und Hausordnungen der Convikte und Priesterseminare einzureichen. Irgend einen Einfluß auf die Gestaltung dieser Ordnungen hat er indessen nicht, und wenn ihm auch weiter über die gedachten Anstalten ein allgemeines Aufsichtsrecht gesetzlich eingeräumt worden ist, so hat man doch ultramontanerseits bereits jedes staatliches Recht zur Revision derselben geleugnet. Daß endlich die deutsche Reichsangehörigkeit kein hinreichendes Schutzmittel für die staatlichen Interessen bietet, beweist die Erfahrung. Ist doch der ultra-

Digitized by Google

montane Deutsche vor Allem ultramontan und erst in allerletzter Linie auch deutsch.

Was die Besetzung der kirchlichen Aemter betrifft, so hatte die Verfassungsurkunde von 1850 dem Staate nur diejenigen Mitwirkungsrechte dabei belassen, welche auf speciellen Rechtstiteln, dem Patronat, oder auf Vereinbarungen mit der Curie, wie bei den bischöflichen Stühlen und gewissen Domherrnstellen, beruhten, ja die Bischöfe wurden von der Verwaltung nicht gehindert, ausländischen Geistlichen die Ausübung der Seelsorge zu gestatten, obgleich diese wenigstens stets daran festgehalten hat, daß Ausländer, welche in inländischen Kirchenämtern angestellt waren und ihre Naturalisation nicht nachgesucht hatten, zu jeder Zeit aus Preußen ausgewiesen werden konnten.

Jetzt wird für die Erlangung der Seelsorge-Aemter und für die Ausübung einer stellvertretenden Thätigkeit oder Hülfeleistung in denselben, sowie für die Verwaltung von bischöflichen Rechten oder eigentlich bischöflichen Funktionen in einem erledigten Bisthum die deutsche Reichsangehörigkeit gefordert. Der Staat hat ferner, wenn die Verwesung eines solchen übernommen oder ein eigentliches Pfarramt dauernd übertragen werden soll, ein Einspruchsrecht, falls die in Frage kommende Persönlichkeit aus einem auf Thatsachen beruhenden Grunde, welche dem bürgerlichen oder staatsbürgerlichen Gebiet angehört, für die Stelle nicht geeignet ist. Ganz abgesehen davon, daß es noch nicht einmal sicher feststeht, ob einem solchen Einspruch seitens der Bischöfe die Wirkung zugestanden wird, die fragliche Persönlichkeit von der Stelle auszuschließen, sind dem Staate, soweit es sich um die interimistische Verwaltung der Bisthümer handelt, die ihm früher zustehenden Zwangsmittel, die erwähnten Vorschriften zur Geltung zu bringen, durch die Novelle von 1887 genommen, und nur im Wege des administrativen Zwanges könnte er jetzt das Amtiren eines gesetzwidrig fungirenden Bisthumsverwesers verhindern.

Für die Pfarrämter hat das Einspruchsrecht nicht nur dadurch, daß jede genügende Schutzwehr gegen eine rein einseitig ultramontane Vorbildung des Klerus entfallen ist, seine Bedeutung verloren, sondern es erscheint auch deshalb so gut wie werthlos, weil die Novelle von 1887 den staatlichen Zwang zur dauernden Besetzung beseitigt und damit den Bischöfen die Möglichkeit freigelassen hat, zur Umgehung des Einspruchsrechtes die Stellen, wie dies schon früher wiederholt geschehen, durch Hülfspriester interimistisch verwalten zu lassen. Außerdem kann jeder Priester, mag es ihm auch an der vorgeschriebenen Vorbildung fehlen und mag er gleich Ausländer sein, ohne daß der Staat einzuschreiten berechtigt ist, Messe lesen und die Sakramente (namentlich die Beichte, das Abendmahl, die letzte Oelung) spenden, also die wesentlichen Funktionen des geistlichen Amtes vollziehen, d. h. die neue Gesetzgebung hat in ausreichender Weise dafür gesorgt, daß die wenigen Garantien, welche sie im staatlichen Interesse für die Besetzung der geistlichen Aemter und für die Hülfeleistung in diesen gewahrt hat, durch die Bischöfe umgangen werden können.

Ein Recht, Geistliche aus ihren Aemtern zu entfernen, wenn sie die auf ihre Amtsverrichtungen bezüglichen Staatsgesetze oder rechtsgiltigen obrigkeitlichen Anordnungen so schwer verletzen, daß ihr Verbleiben im Amte mit der öffentlichen Ordnung unverträglich erscheint, hatte erst die Maigesetzgebung von 1873 dem Staate in die Hand gegeben. Aufgehoben ist dieses Recht an sich nicht, aber in Folge der Beseitigung des Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten, welcher das Urtheil in diesen Sachen auszusprechen hatte, fehlt es ihm an jeder praktischen Bedeutung, vielmehr könnte nur die selten zur Anwendung kommende Vorschrift einmal praktische Bedeutung gewinnen, daß die Verurtheilung eines Geistlichen durch die gewöhnlichen Strafgerichte zu einer ehrmindernden Strafe für denselben die Unfähigkeit zur Ausübung des geistlichen Amtes und den Verlust des Amtseinkommens nach sich zieht.

Ueber die Handhabung der Disciplinargewalt durch die katholisch-geistlichen Gerichte über die Geistlichen hatte der Staat seit 1848 keine Controle mehr ausgeübt. Nach dem jetzt geltenden Rechte darf eine kirchliche Disciplinarstrafe, soweit sie in Geldstrafe besteht, nur in Höhe eines bestimmten Betrages (90 Mark) und soweit sie als Freiheitsstrafe verhängt wird, nur als Verweisung in eine Demeriten- (kirchliche Besserungs-) Anstalt auf drei Monate ausgesprochen werden. Der Verhängung dieser Strafen muß die Anhörung des Beschuldigten, und der Verhängung einer Entfernung oder einer Suspension vom Amte, falls damit eine Minderung, oder der Verlust des Amtseinkommens verbunden ist, ein geordnetes prozessualisches Verfahren vorangehen. Auch soll in allen diesen Fällen die Entscheidung schriftlich und mit Gründen abgefaßt werden. Indessen die staatlichen Controlen über die Beobachtung dieser Vorschriften sind beseitigt, insbesondere ist dem Staate das Recht genommen worden, die Cassation gesetzwidriger Disciplinarentscheidungen im öffentlichen Interesse herbeizuführen. Nicht minder hat die Novelle von 1886 dem einzelnen, von einer solchen Disciplinarentscheidung betroffenen Geistlichen, jedes näher geordnete Rechtsmittel durch die Aufhebung der Berufung an den kirchlichen Gerichtshof entzogen, und es bleibt ihm jetzt nur eine formlose Beschwerde an den Minister übrig, von welcher aber der thatsächlich der Macht seiner Oberen preisgegebene Geistliche selbstverständlich keinen Gebrauch zu machen wagt.

Ebensowenig wie die Geistlichen gegen die Ausübung der Disciplinargerichtsbarkeit einen geordneten staatlichen Schutz besaßen, bekümmerte sich der Staat als solcher seit 1848 um die Handhabung der Straf- und Zuchtgewalt gegen die katholischen Laien. Nach dem Landrechte sollte zwar die Kirchenzucht „niemals in Strafen an Leib, Ehre und Vermögen ausarten“. Aber die Excommunication konnte ungehindert verhängt werden, weil hier der allgemeine strafrechtliche Schutz gegen Beleidigung insofern versagte, als dem sie verhängenden kirchlichen Oberen die Absicht der Beleidigung nicht nachzuweisen ist, und derselbe, weil er immer kraft seiner amtlichen Stellung dabei handelt, die Straffreiheit in Folge der Wahrnehmung berechtigter Interessen in Anspruch nehmen kann. Weiter hatte die Kirche die Freiheit auf die öffentlichen Wahlen durch ihre Straf- und Zuchtgewalt einzuwirken und ebensowenig war ihr die Ausübung derselben verwehrt, um Beamte und Privatpersonen von der Beobachtung der ihr nicht genehmen Gesetze und staatlichen Anordnungen abzuhalten oder sie für die Befolgung der letzteren zu bestrafen. Von dem Straf- und Zuchtmittelgesetz von 1873 hat die Novelle von 1887 nur eine sich im Wesentlichen mit dem Landrecht deckende Bestimmung aufrecht erhalten, alle besonderen Schranken aber, welche das Gesetz im Uebrigen gegen den Mißbrauch der geistlichen Amtsgewalt aufgerichtet hatte, hat es dagegen hinweggeräumt, und die Regierung hat die Beamten und Privaten auf den allgemeinen strafrechtlichen Schutz hingewiesen, trotzdem daß dieser praktisch völlig versagt.

Die Orden und die ordensähnlichen Congregationen hatten sich seit 1850 in Preußen vollkommen frei entwickeln können. Abgesehen von den noch jetzt ausgeschlossenen Jesuiten, Redemptoristen, Priestern vom heiligen Geiste und den Schwestern vom heiligen Herzen Jesu, deren Gesammtzahl 1872 zwischen 600—700 betrug, besaßen sie nach den 1872 und 1873 gemachten Erhebungen 914 Niederlassungen und Stationen mit einem Personalbestande von 8795 Mitgliedern (darunter 7763 in den weiblichen Genossenschaften). Das Gesetz von 1875 hatte bloß die krankenpflegenden Genossenschaften unter Beschränkung auf die damals vorhandenen Niederlassungen bestehen lassen. Seit der ersten kirchenpolitischen Novelle von 1880 war ihnen aber die Möglichkeit gewährt, neue Niederlassungen zu errichten und mit widerruflicher Gestattung des Ministers des Innern und des Cultusministers ihre Thätigkeit auch auf andere christliche Liebeswerke auszudehnen. Die Novelle von 1887 hat faktisch die Regel, daß die geistlichen Genossenschaften vom Boden der preußischen Monarchie ausgeschlossen sind, zur Ausnahme gemacht. Nach derselben ist allen früher betheiligten Genossenschaften allgemein durch Gesetz, mit Ausnahme derjenigen, welche sich dem Elementarunterrichte der schulpflichtigen Jugend widmen, die Rückkehr gestattet wor-

Digitized by Google

den. Selbst diejenigen, deren Thätigkeit im Unterricht und in der Erziehung der weiblichen Jugend in höheren Mädchenschulen und gleichartigen Erziehungsanstalten besteht, welche also zugleich den schulpflichtigen Mädchen der vermögenderen Classen als Vorbereitung für den höheren Unterricht den Elementarunterricht geben, hat man nicht einmal fern gehalten. Zur Errichtung jeder Niederlassung bedarf es allerdings noch der Genehmigung der aufsichtführenden Minister, es können ferner die Niederlassungen jeder Zeit durch königliche Verordnung wieder aufgelöst werden, und sie stehen unter der Aufsicht der erwähnten Minister. Aber diese letztere ist gesetzlich nicht näher geregelt und wenn sich die Minister neuerdings berechtigt erachtet haben, trotz der gesetzlichen Vorschrift, daß ihre Genehmigung zur Aufnahme neuer Mitglieder erforderlich ist, von dieser ein für alle Mal bei volljährigen und reichsangehörigen Personen abzusehen und sich mit jährlichen Personalausweisen der einzelnen Niederlassungen zu begnügen, so wird eine so lax gehandhabte Aufsicht weder einer übermäßigen Vermehrung der Genossenschaften, noch einer gefährlichen Entwickelung und Thätigkeit derselben ein Hinderniß zu bieten vermögen. Was in Zukunft zu erwarten steht, läßt sich danach ermessen, daß die im Jahre 1875 mit 615 Niederlassungen und über 5000 Mitgliedern bestehen gebliebenen Niederlassungen sich trotzdem, daß zur Zulassung die ministerielle Genehmigung nothwendig war, nach der Mittheilung des Cultusministers in der Herrenhaus-Commission bereits vor der diesjährigen Novelle auf 792 Niederlassungen und auf über 7000 Mitglieder vermehrt hatten, also die ersteren bloß um 120, die letzteren nur um etwa 1500 hinter dem Bestande der Erhebung von 1872 und 1873 zurückgeblieben sind.

Fürst v. Bismarck hat Recht, daß die katholische Kirche noch heute gewissen Beschränkungen unterliegt, von welchen sie bis 1873 frei gewesen ist. Aber er hat nicht beachtet, daß diese bloß auf dem Papiere stehen, daß die neue Gesetzgebung meistens Hinterthüren, sie zu umgehen, eingerichtet, und dem Staat die starken Machtmittel, welche ihm die früheren Gesetze zur Durchführung seiner Rechte geschaffen, aus der Hand geschlagen hat. Ungehindert, wie seit dem Jahre 1848, kann der Ultramontanismus wieder von Neuem vordringen und sich dabei über die Gesetze, welche er nach der canonischen Lehre als Beschränkungen der katholischen Freiheit für nichtig erachtet, hinwegsetzen. Praktisch ist also der frühere Zustand, welchen einst die Ultramontanen anderer Staaten als Vorbild und Muster hinzustellen pflegten, im Wesentlichen wieder hergestellt.

Und war dieser Zustand ein normaler? Fürst von Bismarck hat selbst erklärt, er sei seinerseits in den Culturkampf durch die Stellungnahme des Centrums, welches sofort nach der Gründung des Reiches die Zurückeroberung Roms und die Uebertragung der preußischen Verfassungsartikel über die Stellung der katholischen Kirche in die deutsche Verfassung gefordert habe, verwickelt worden. Aber gerade der geschilderte Zustand hat es dem Ultramontanismus seit 1848 möglich gemacht, sich in umfassendstem Maße auszudehnen und zu stärken, sowie sich in der Geistlichkeit und in den Mitgliedern der Orden und Congregationen ein beträchtliches und gehorsames Hülfsheer heranzubilden. Er hat das Centrum erzeugt und es zu seinen hochgespannten Forderungen an den deutschen Kaiser ermuthigt. Und hat der Ultramontanismus gar keinen Antheil daran gehabt, daß Deutschland 1870 in die Lage gebracht worden ist, die große Aufgabe seiner Einigung vollziehen zu müssen, wenn es nicht zur politischen Bedeutungslosigkeit herabsinken wollte? Fürst v. Bismarck und Deutschland unter seiner Führung haben jene Aufgaben gelöst, aber nicht weil der damalige Zustand normal gewesen ist, sondern trotzdem, daß der aus diesem hervorgewachsene Ultramontanismus ein anderes Ergebniß erwartete und erzielen wollte, und der Reichskanzler selbst ist bald nachher der vom Centrum versuchten Beglückung des ganzen deutschen Reiches mit diesem angeblich normalen preußischen Zustand entgegen getreten.

Seit dem Jahre 1878 hat freilich ein anscheinend friedliebender Papst den Stuhl Petri bestiegen und sich bereit gezeigt, den Kampf zu beenden. Zuerst ist die preußische Regierung 1880 mit einzelnen, langsamen Schritten, seit dem vorigen Jahre in schnellerer Bewegung seinem Friedensbedürfniß entgegengekommen. Die parlamentarischen Verhandlungen sind von seinem nicht officiellen Nuntius, dem Bischof von Fulda, im Sinne des Friedens beeinflußt worden, und wie man schon 1886 den Frieden geschlossen zu haben glaubte, so denkt man jetzt wieder, daß der ersehnte Frieden endlich gekommen ist. Hat doch der friedliebende Papst selbst das Centrum veranlaßt, für das diesjährige Gesetz zu stimmen. Leider hat aber dieser friedliebende Papst zugleich dabei erklärt, daß das Gesetz „den Zugang zu dem so lange und mühsam angestrebten Frieden eröffnet". Derselbe Papst hat früher die sogen. Reformation als die Quelle aller Revolutionen und die unseligen Lehren des Communismus, Socialismus und Nihilismus, die evangelischen Schulen in Rom als die Stätten, in denen die Kinder mit abscheulichen Irrlehren getränkt würden, bezeichnet, sowie als Norm für den Unterricht der katholischen Geistlichen und als geistiges Heilmittel gegen die das Volk wohl verderbenden wahnwitzigen Irrthümer des Protestantismus das theologisch-philosophische System des großen mittelalterlichen Scholastikers Thomas von Aquino proklamirt. Er ist der Vertreter jener Institution, welche sich zur Oberherrschaft über die Staaten berufen hält und von diesen die Freiheit fordert, um in aggressivem Vorgehen jede andere Freiheit, die des Staates und der übrigen Religionsparteien zu unterdrücken. Kann das Friedensbedürfniß seitens eines solchen Papstes anders, als in dem Sinne empfunden sein, daß es der Kirche vorläufig vortheilhafter ist, die ihr jetzt gewährten Rechte, nach der Ausdrucksweise des Bischofs von Fulda, wieder an sich zu nehmen, anstatt den Kampf durch Ablehnen der staatlichen Anerbietungen fortdauern zu lassen? Der Zukunft und dem Non possumus der Curie wird durch die Eröffnung des Zuganges zum Frieden, d. h. durch das herkömmliche Toleriren der Curie, nichts vergeben. Aber der preußische Staat hat den einzigen Standpunkt, vor welchem Papst und Ultramontanismus zurückweichen, das zähe und nachhaltige Festhalten an dem staatlichen Non possumus aufgegeben, die Waffen nicht auf dem Fechtboden niedergelegt, sondern zerbrochen, und dem Feind eine Reihe der wichtigsten Positionen überlassen, nicht wie 1848 und 1850 im Wege der veränderlichen Ministerialpraxis, sondern dadurch, daß er gesetzlich jenen früheren Zustand wieder hergestellt und festgelegt hat. Ja, der Staat hat selbst die päpstliche Intervention in politischen Fragen zur Einwirkung auf das Centrum herbeigeführt. Und doch wird kein Papst diese treffliche irreguläre Hülfstruppe fallen lassen oder gar selbst vernichten. Wenn die Folgen der gegenwärtigen Kirchenpolitik zum Schaden des Staates und des Protestantismus sich äußern werden, wenn der Staat gegenüber der still fortgehenden Minirarbeit des Ultramontanismus sich wieder neue Schutzwehren bauen müssen wird, dann wird er in der wenig beneidenswerthen Lage sein, erst die gesetzlichen Fesseln, welche er sich selbst angelegt hat, wieder auf dem gesetzlichen Wege lösen zu müssen. Das Centrum wird er dabei als Gegner wieder auf dem Kampfplatze finden, und die Curie wird eingedenk dessen, daß ihr von einem Fürsten v. Bismarck, welcher sich der französischen, englischen und russischen Diplomatie weit überlegen gezeigt hat, die wichtigsten, von ihr geforderten Positionen eingeräumt worden sind, siegesgewiß den Kampf noch mehr verschärfen, als diesmal, in der festen Hoffnung, daß der Ausgang nicht minder so günstig, wie jetzt, ausfallen könne.

Im Jahre 1687, gerade vor zweihundert Jahren, hat ein Mann, kein Professor, wie die Abgeordneten Beseler und Gneist, ein Mann, welcher dem Fürsten v. Bismarck an staatsmännischer Begabung nicht nachgestanden und, wie dieser, die volle Verantwortlichkeit für das Wohl und Wehe seines Staates getragen hat, die Worte geschrieben: „daß die wahrhafte Eigenschaft und Charakter der römisch-katholischen Religion sei ... den Meister zu spielen und nachgehends alle, die sie als Ketzer qualificiren, ... ohne Unterschied zu verfolgen ... solches ... wird ... an allen Orten ... durch evidente und unleugbare Proben bestärket, dergestalt, daß diejenigen, welche sie

Digitized by Google

anfangs zu caressiren geschienen, anders nichts als des Ulysses Beneficium, so ihme vom Polyphemo offeriret ward, nämlich der letztere gefressen zu werden, davon tragen." Es war Friedrich Wilhelm I. von Brandenburg, der große Kurfürst. Würde er seine Kirchenpolitik auf die Friedensliebe eines Papstes, selbst wenn er Leo XIII. geheißen hätte, aufgebaut haben? Und würde er, als er diese Zeilen schrieb, daran geglaubt haben, daß nach 200 Jahren von der Mark Brandenburg aus nach Rom das für die Curie ermuthigende Wort herüberklingen würde, daß es heute in dem von ihm zusammengefügten Staate auf die Gefühle und Anschauungen der Protestanten, für deren Interessen überall kraftvoll eingetreten zu sein, nicht einen seiner geringsten Ruhmestitel bildet, bei der preußischen Kirchenpolitik nicht mehr ankomme.

Zur neuesten Choleraliteratur.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

Beneidenswerth ist der Mann, in dessen Geiste nicht „der Zweifel wie ein böser Wolf am Wege lauert und die Lämmer, die guten Gedanken, würgt!" Glücklich preise ich darum Herrn Dr. Otto Riedel, Verfasser von: „Die Cholera, Entstehung, Wesen und Verhütung derselben" (Berlin 1887 bei Enslin). Da steht die Theorie felsenfest, vom Granitwall der Autorität umgürtet und bietet den Gegnern Trutz: wo Kommabacille, da Cholera; wo keine Kommabacille, da keine Cholera!

„Wir kennen das Lied, wir kennen den Text"; das ist der Triumphgesang der neuen bacteriologischen Schule, der Triumphgesang nach dem Siege über die ältere pathologisch-anatomische Richtung der Medicin. Und in der That, mit einer Reihe glänzender Entdeckungen vollzieht sich unter unseren Augen ein gewaltiger Fortschritt in der medicinischen Wissenschaft: die Lehre von der Entstehung der Krankheiten, die Aetiologie, ist die Grundlage unserer ärztlichen Anschauung geworden an Stelle der Lehre von dem anatomischen Befunde, den Gewebsveränderungen, welche die Krankheit mit sich brachte. Die neue ätiologische Schule erforscht also das Werden der Krankheit, die ältere pathologisch-anatomische Richtung der Forschung wandte sich dem Studium des Gewordenen zu und versuchte auf deductivem Wege aus dem Wie das Wodurch abzuleiten. So erfreulich es nun ist, daß auch die Medicin sich der inductiven Methode der Forschung zuwendet, welche die verwandten Naturwissenschaften zu ihren schönsten Erfolgen geführt hat, so bewundernd wir zu Robert Koch, dem genialen Bahnbrecher auf neuen Pfaden, emporsehen, — ein so schroffes, einseitig-exclusives Hervorheben der bacteriologischen Diagnose allein, wie es Riedel in seiner Monographie uns vorführt, kann in uns nicht die Resonnanz finden, welche dem energischen Anschlage entspräche. Denn es läßt sich nicht wegdisputiren, daß in Fällen, wo Kommabacillen sicher constatirt wurden, die Erkrankungen dem klinischen Bilde der asiatischen Cholera nicht entsprachen! Dies war bei jener für die Theorie so unbequemen kleinen Epidemie von Gonsenheim und Finthen bei Mainz und wie es scheint auch kürzlich in Pest der Fall. Hier kamen bacteriologische und klinische Diagnose in die fatale Lage sich nicht zu decken und in beiden Fällen wurde die positive Diagnose der Bacillenexperten von den beobachtenden Praktikern nicht acceptirt, welche betonten, daß eine Diagnose nur dann unanfechtbar sei, wenn sie dem Gesammtbefunde gerecht werde und nicht nur einem vereinzelten Ergebniß der Untersuchung. Eine solche Einseitigkeit sei eben nicht echt wissenschaftlich, etwa wie wenn man nach dem Auswurfe allein die Diagnose einer Lungenkrankheit stellen wolle. Jedenfalls kann man diese Fälle nicht ohne Weiteres und ohne auf die abweichenden Meinungen der Gegner einzugehen, als sichere Fälle von asiatischer Cholera registriren, wie dies Riedel thut, mit derselben Leichtigkeit, mit welcher er über die doch immerhin eigenthümliche Thatsache hinweggeht, daß Kommabacillen mit gleichen oder doch sehr ähnlichen morphologischen und biologischen Eigenschaften wie die Cholerabacillen in Canaljauche, altem Käse und auch in der menschlichen Mundhöhle und im Darme gefunden wurden. So ohne Debatte von der Hand zu weisen ist der Gedanke keineswegs, daß diese auf der untersten Stufe der Lebewesen stehenden Organismen in ihren morphologischen und biologischen Erscheinungen denn doch nicht immer jene Constanz zeigen möchten, welche die neue Schule berechtigte, sie als specifische Arten zu beschreiben und abzubilden. Wäre es nicht möglich, daß das Gesetz von der Veränderlichkeit der Arten auch auf die Mikroorganismen mehr Einfluß habe, als man bisher angenommen? Wenn man sieht, wie unendlich abhängig die äußere Form und die Lebenserscheinungen der Mikroben von der Zusammensetzung, der Concentration ihres Nährmaterials, von Sauerstoff und Licht, von ihrer Concurrenz unter einander, kurz von den verschiedensten äußeren Factoren sind; wie schnell z. B. durch Veränderung des umgebenden Mediums aus kleinen Kugeln lange Fäden und aus spiraligen Gewinden runde Klümpchen werden; wie je nach Sauerstoffentziehung und Zutritt oder nach Temperaturschwankungen wirbelnde Beweglichkeit oder träge Ruhe eintritt; wenn man diese erstaunliche Inconstanz vor sich hat, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß wohl auch einmal eine derartige Abänderung durch Anpassung an eine Veränderung des umgebenden Mediums oder durch andere sich bisher unserer Beobachtung entziehende Vorgänge aus harmlosen Bacillen gefährliche Krankheitserreger gemacht haben könne. Ist es nicht Hans Buchner geglückt, durch allmähliche Veränderung der Lebensbedingungen aus dem unschuldigen Bacillus subtilis des Heuaufgusses Spirillen zu erziehen, welche an Gestalt und Wirkung den gefürchteten Erzeugern des Milzbrandes sehr ähnelten? Gelingt es nicht umgekehrt durch Züchtung in ungewohnten Nährlösungen gefährliche Krankheitserreger so abzuschwächen, daß diese neuen modificirten Organismen in ihren Wirkungen nur noch schwach an ihre Voreltern erinnern? Wo bleibt da die specifische Constanz der Art? Einmal jedenfalls — und das wird selbst ein so entschiedener, fest in sich abgeschlossener Vertreter der Specificität der Cholerabacillen, wie Riedel, nicht leugnen können —, einmal und an einem Orte muß doch wohl der Cholerabacillus sich aus anderen Arten heraus entwickelt haben, und zwar dort, wo die Cholera endemisch ist, also wo sie nicht durch Uebertragung der Keime von auswärts entsteht, herrscht und wieder verschwindet, sondern wo sie Jahr aus Jahr ein regiert und von wo aus sie nachweislich durch den menschlichen Verkehr immer wieder verschleppt wird. Endemisch ist aber die Cholera bekanntlich in dem Delta zwischen Ganges und Bramaputra. Hier muß also zu einer Zeit, welche vielleicht gar nicht so weit zurückliegt (denn erst im Jahre 1817 kam die bis dahin dort unbekannte Cholera nach Calcutta), der Cholerabacillus mit seinen specifischen Eigenschaften durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände, etwa hygienische oder sociale Mißstände, aus ähnlichen Organismen harmloserer Natur sich herausentwickelt haben und dann als specifischer Krankheitserreger aufgetreten sein. Wo sollte sonst der Cholerabacillus in seiner Heimath herkommen? Daß er als solcher von Anbeginn der Welt an aus dem Nichts erschaffen wurde, glaubt doch wohl selbst Riedel nicht!

Wenn ich nicht fürchten müßte, arg ketzerische Gedanken auszusprechen und am Ende als Anhänger der ganz antiquirten autochthonistischen Choleratheorie verschrien zu werden, einer Theorie, welche eben die Entstehung der Cholerakeime dort, wo die Krankheit gerade herrscht, annimmt und welche merkwürdigerweise ihre Hauptanhänger ebenda, wo die Cholera endemisch ist, also in Indien, hat; wenn ich, wie gesagt, nicht fürchten müßte, von der siegreichen contagionistischen Schule, nach welcher die Cholera stets nur durch Uebertragung und Einschleppung entsteht, als Reactionär und Rückschrittler angesehen zu werden, so möchte ich fragen: Könnte denn nicht auch bei uns unter bestimmten Verhältnissen sich der Cholerabacillus aus verwandten harmloseren Arten herausentwickeln, z. B. etwa aus dem neuerdings beschriebenen Bacillus unserer

Digitized by Google

einheimischen Sommer-Brechdurchfälle? Die Epidemie von Gonsenheim und Finthen mit ihren eigenthümlichen, zweideutigen Befunden wäre vielleicht für eine Entstehung an Ort und Stelle zu verwerthen, umsomehr, da hier eine Einschleppung von auswärts nicht ohne Zwang zur Erklärung beizuziehen war. In anderen Fällen freilich ließ sich Einschleppung mit Gewißheit constatiren und mag diese Entstehungsart wohl die allgemeinere sein, wenngleich auch hier, wie beim Typhus, die Möglichkeit einer Entstehung an Ort und Stelle (autochthon) noch lange nicht über jeden Zweifel erhaben und ausgeschlossen ist. Ueber alle diese doch immerhin zum Nachdenken anregenden Fragen gleitet Riedel mit beneidenswerther Sicherheit hinweg; mit größter Bestimmtheit wendet er sich gegen die „Concurrenzbacillen", gegen die von Finkler und Prior als Choleracontagium beschriebenen Darmbacillen und die von Emmerich und Buchner im Cholerablut der Neapler Epidemie gefundenen sog. „Neapler Bacillen". Letztere werden in drei Worten abgethan: „die bacteriologische Technik der Versuche sei nicht einwandfrei". Warum? wird nicht gesagt. Erstere werden etwas ausführlicher bedacht, doch werden auch sie verworfen wegen einiger kleiner Unterschiede: etwas gedrungener Bau, etwas breiterer Verflüssigungstrichter in der Nährgelatine des Reagensgläschens, Unterschiede, welche nach den beigegebenen Abbildungen allerdings nicht zu verkennen sind. Ob aber diese Verhältnisse immer so constant bleiben und ob nicht Uebergänge möglich sind, darüber erfahren wir nichts, und doch haben selbst Bacteriologen wiederholt davor gewarnt, auf kleinere morphologische Unterschiede zu viel Werth zu legen. In seinem Bestreben, uns von der Specificität der Koch'schen Bacillen zu überzeugen, zieht Riedel sogar eine ganz vereinzelt dastehende Beobachtung, eine durchaus nicht allgemein anerkannte von Bujwid in Warschau behauptete chemische Reaction der Cholerabacillen als Beweismittel bei. Es soll nämlich in einer zehn Stunden alten Cultur von Cholerabacillen in peptonhaltiger Bouillon auf Zusatz von 5—10% Schwefel-, Salz- oder Salpetersäure eine schwach rosa-violette Färbung entstehen, während die Finkler-Prior'schen „Concurrenzbacillen" eine mehr bräunliche Reaction geben. Diese sehr zweifelhafte Reaction — und Jeder, der in diesem Gebiete arbeitet, weiß, wie unsicher und schwankend die chemischen Reactionen der Eiweißkörper und besonders der lebenden sind, man frage einmal unsere gerichtlichen Chemiker — diese, falls sie thatsächlich constant vorhanden, doch in ihrer Deutung noch ganz unklare und unerforschte Farbenreaction erscheint Riedel bereits als genügend beweiskräftig, um darauf „eine frühzeitige Differentialdiagnose" zu gründen (S. 29)! Hier muß man aber doch den bacteriologischen Enthusiasten etwas zur Vorsicht mahnen und ihn darauf aufmerksam machen, daß zur Diagnose „asiatische Cholera" denn doch mehr gehört, als eine chemische Reaction im Reagensgläschen und daß ein derartiger einseitiger Doctrinarismus zu Conflicten mit dem Gros der klinischen Experten führt, wie sie Gaffky kürzlich in Gonsenheim und Finthen und Professor Schnitzlauer neuerdings in Pest erlebte. Wenn das Krankheitsbild und der anatomische Leichenbefund nicht stimmen, wegen einer Farbenreaction unklarer Natur wird kein Kliniker es wagen, das in seinen socialen Consequenzen so schwerwiegende Wort „Cholera" auszusprechen! Zur kühnen Sicherheit unseres begeisterten Bacillenapostels kann sich ja leider noch so mancher mit dem Ballast älterer Anschauung beschwerte Schwächling nicht aufschwingen!

Uebrigens ist da im Eifer dem Collegen Riedel ein kleines Malheur passirt. Auf Seite 29 will er mit Hülfe besagter Farbenreaction, welche er ausdrücklich allein für die Koch'schen Bacillen reclamirt, die frühzeitige Differentialdiagnose stellen; er würde also auf diese Reaction hin einen Fall, dessen Erscheinungen noch nicht charakteristisch genug sind, um ihn als asiatische Cholera anzusprechen, für solche mit Sicherheit und gesetzten Falls officiell in seiner Eigenschaft als vom Reichsgesundheitsamt entsendeter Experte ad hoc erklären und sofort die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln anordnen. Auf S. 31 aber läßt zu unserem Erstaunen Riedel ganz unvermittelt, nachdem er eben von Infectionen durch schmutzige Wäsche gesprochen hat, plötzlich die Bacillen als die directen Krankheitserreger fallen und schreibt: „Die toxische (giftige) Wirkung der von den Cholerabacillen hervorgebrachten Stoffwechselproducte darf als die Hauptursache der Allgemeinerscheinungen aufgefaßt werden, welche die ihrem Sitze nach auf den Darm beschränkten Bacillen an dem von der Cholera befallenen menschlichen oder thierischen Organismus hervorbringen," und führt dann weiter die beweiskräftigen Experimente von Nicati, Rietsch und van Ermengem an, wonach schon die Einführung von vier Kubikcentimetern einer Bacillencultur, in welcher die Bacillen selbst aber durch Erhitzen völlig getödtet und mittelst Filtration durch ein Thonfilter vollständig ausgeschieden waren, nach kurzer Zeit die Versuchsthiere unter den Erscheinungen schwerer Cholera tödtete. Ja, wenn sich aber die Sache so verhält, wenn es also zum Mindesten gesagt sehr zweifelhaft ist, ob die Bacillen oder die durch ihren Lebensproceß erzeugten hypothetischen „Stoffwechselproducte" die wirklichen, endgiltigen Krankheitserzeuger sind, — wie steht es denn da mit der für die Diagnose angeblich allein schon entscheidenden rosa-violetten Farbenreaction? Ist denn nun diese Reaction eine Reaction der Bacillen oder eine solche ihrer „Stoffwechselproducte"? Wenn Ersteres der Fall, so wäre damit ja allerdings die Gegenwart der Bacillen constatirt. Ist denn aber diese allein genügend, um Cholera zu erzeugen, gehören dazu nicht vielmehr, wie wir eben gehört haben, jene Stoffwechselproducte? Nun kann man sich doch sehr gut einen Fall denken, in welchem die Bacillen vorhanden sind, aber aus irgend welchen Gründen jene Stoffwechselproducte in qualitativer und quantitativer Hinsicht nicht nach der Schablone produciren. Dann kann es aber auch nicht zur Cholera kommen und die aus der Gegenwart der Bacillen abgeleitete frühzeitige Diagnose dürfte sich nicht bewähren. Oder zweitens: die rosa-violette Reaction ist die Reaction jener Stoffwechselproducte. Nun, dann sind wiederum sehr wohl Möglichkeiten vorhanden, daß trotz der Gegenwart der giftigen Substanzen dieselben ihre Giftigkeit nicht entfalten können, indem die Organismuszellen des befallenen Individuums die, vielleicht seltene, Fähigkeit besitzen, ihrer Feinde Herr zu werden und dieselben unschädlich zu machen. Also auch in diesem Falle käme es nicht zum Ausbruch der Cholera und die frühzeitige Diagnose würde sich kaum bewahrheiten. Ueberhaupt, wenn die neueste Choleratheorie auch schließlich wie die alte Schule wieder auf ein unbekanntes „Gift" als letzte definitive Ursache herauskommt, so brauchte wahrlich Riedel nicht so überlegen zu spötteln über die ältere Pettenkofer'sche localistische Theorie „mit dem unbekannten Cholerakeim x, der unbekannten örtlichen und zeitlichen Disposition y, welche beide zusammen das unbekannte Choleragift z entstehen lassen," um so weniger, da schließlich Riedel auf Seite 60 ebenfalls eine „zeitliche und örtliche Disposition" für seine, resp. Koch's „verbessert-contagionistische" Theorie heranzuziehen sich genöthigt sieht.

Riedel freilich in seiner unerschütterlichen Sicherheit erkennt kein x an. Auf Seite 32 unten tauchen die „Stoffwechselproducte als specifische Ursache" auf; oben auf Seite 33 hat er schon die Uebelthäter entdeckt — und schon einen Namen dafür. Natürlich ein Ptomaïn!

Wenn man nicht weiß woher und wohin
Ist's allemal ein Ptomaïn!

Villiers hat es aus Choleraleichen dargestellt und in diese war es durch den Stoffwechsel der Bacillen gekommen. So ist es, und so muß es sein; auf sechs und einer halben Zeile wird diese Sache brevi manu erledigt. Andere Leute sagen freilich, die Ptomaïne seien Fäulnißkörper und so sei auch dieses „Choleraptomaïn" ein Fäulnißproduct gleich jenen Ptomaïnen, welche als sogenannte „Wurst-, Käse- oder Fischgifte" gelegentlich rapid tödtlich verlaufende, choleraähnliche Vergiftungen verursachen, in den letzten Capiteln gerichtlich medicinischer und chemischer Handbücher aber meist ziemlich stiefmütterlich behandelt werden, da Niemand so recht weiß, wie er mit ihnen dran ist.

Digitized by Google

Und so glaube ich, daß die Bacteriologen mit dem Hereinziehen der Chemie einstweilen noch kein rechtes Glück haben werden. Sicher sind das Fragen, welche die Arbeit der Forscher in den nächsten zehn bis zwanzig Jahren in Anspruch nehmen werden, keineswegs aber bereits absolut sicher dastehende, wissenschaftlich unanfechtbare Beantwortung gefunden haben, wie Riedel uns dies glauben machen will. Ueberhaupt bleibt einstweilen die Bacteriologie die Antwort auf manche hochwichtige Frage schuldig. Wie erklärt sich der auffallende Widerspruch zwischen der Schwere der Allgemeinerscheinungen bei einer mikro-parasitären Infectionskrankheit und dem Umstande, daß die winzigen Krankheitserreger oft, wie z. B. bei der Cholera, auf den unteren Abschnitt des Dünndarms, auf ein ganz bestimmtes, verhältnißmäßig kleines Gebiet des kranken Körpers beschränkt sind? Hier weiß sich die Bacteriologie nicht anders zu helfen, sie muß zur Lösung dieses Widerspruchs ein x herbeiziehen, jene „giftigen Stoffwechselproducte", welche noch Niemand gesehen hat und welche lebhaft an den Sündenbock der alten medicinischen Schule, die „Materia peccans" erinnern. Bacterien und Bacillen finden sich ja in allen Theilen des menschlichen Körpers in Unzahl und haben doch auch ihren Stoffwechsel, ohne je Schaden anzurichten.

Da ist ferner eine Frage, welche sich dem kritisch angelegten, nicht von vornherein schon enthusiasmirten Arzte aufdrängt: Steht es denn wirklich so über allen Zweifel, über alle Debatte erhaben fest, daß die Mikroben die alleinigen und wirklichen Krankheitsursachen, daß, kurz gesagt, die acuten Infectionskrankheiten überhaupt mikro-parasitäre Infectionskrankheiten sind? Es muß den unbefangen Beobachtenden stutzig machen, daß während bis vor Kurzem mit größter Bestimmtheit die Bacillen, und nur diese allein, als Krankheitserreger erklärt wurden, neuerdings jene supponirten „Stoffwechselproducte" so unter der Hand die Bacillen völlig in's Hintertreffen gedrängt haben. Es gelingt nicht immer, die Bacillen von ihren Nährflüssigkeiten zu trennen und so experimentell der Frage näher zu treten; wo dies aber geschehen ist, wie z. B. bei den Cholerabacillen, gelang es, den Beweis zu erbringen, daß auch von Bacillen völlig freie Nährlösungen nach Einführung in den Thierkörper Cholera erzeugten. Ueberträgt man nun diese Verhältnisse vom Reagensglas auf den lebenden Organismus, so liegt nichts näher als die Frage: was ist jetzt primär, was secundär? Sind das Primäre die Bacillen, welche durch ihren Stoffwechsel in den thierischen Säften Zersetzungen einleiten, deren Endproducte jene die Krankheitserscheinungen verursachenden „Gifte" sind? So lehren die Bacteriologen. Es hat aber noch Niemand den Gegenbeweis erbracht, daß sich die Sache nicht auch umgekehrt verhalten könnte. Nehmen wir an, es träte in einem Organismus durch irgend welche äußere Ursachen, durch irgend welche Störung des Chemismus veranlaßt der Fall ein, daß sich jene „giftigen Stoffwechselproducte", welche ja schließlich auch nichts Anderes sind als Spaltungsproducte von Eiweißkörpern, wie sie der Organismus in anderer Gruppirung stets producirt, spontan bildeten. Diese abnormen und schädlichen Spaltungsproducte schädigen den erzeugenden Organismus und verursachen ein Krankheitsbild durch eine Art von Auto-Intoxication (Selbstvergiftung), ähnlich etwa wie der abnorm im Körper gebildete Zucker das Krankheitsbild der Zuckerruhr (Diabetes mellitus) erzeugt. Nebenbei aber bieten diese krankhaften Zerfallsproducte des Organ-Eiweißes den überall gegenwärtigen Mikroben reichliche Nahrung, sei es nur für jene eine Art, welche stets bei einem bestimmten Krankheitsbilde gefunden wird, sei es, indem andere Arten sich durch die üppige Ernährung erst zu den sogenannten specifischen Arten modificiren. Entnimmt man nun aus dem erkrankten Körper Bacillen zu Reinculturen, so wird man stets von jenen giftigen Zerfallsproducten mit entnehmen und so die Neigung zu abnormer Zersetzung in die Nährlösung mit übertragen, wodurch dann wieder mit Erfolg weiter geimpft werden kann. So könnten also auch die Mikroben etwas Secundäres, unter Umständen sogar ein nebensächlicher Befund sein und ihre üppige Vermehrung wäre nur der Gradmesser für die toxische Qualität ihres Nährbodens. Sie wären also nicht das Wesentliche, ebensowenig wie die Temperaturerhöhung das Wesentliche des Fiebers ist. — Ich halte übrigens die erstere Auffassung für die wahrscheinlichere, doch ist, wie gesagt, ein Gegenbeweis zu Ungunsten der zweiten Möglichkeit noch nicht erbracht. —

Und so möchten wir denn im eigenen Interesse der noch im Flusse befindlichen, unter so glänzenden Auspicien emporsteigenden bacteriologischen Theorie den jüngeren Heißspornen auf diesem Gebiete ein bischen weniger apodiktische Sicherheit und ein wenig mehr kritische kühle Reflexion anempfehlen. „Pas trop de zèle", dies war die Empfindung, mit welcher wir Riedel's Schrift bei Seite legten, aus welcher übrigens Jeder, der die Protokolle der Choleraconferenzen nicht gelesen hat, viel Neues und Interessantes entnehmen kann.

Literatur und Kunst.

Witz und Humor.

Von Gustav Kleinert-Iserlohn.

Es ist in der letzten Zeit sowohl in Zeitungen wie in Zeitschriften viel auf den Witz und die Vertreter des Witzes herumgetrommelt worden. Der Witz wird auf Kosten des Humors so sehr heruntergemacht, und dieser letztere derartig in den Himmel gehoben, daß Jemand, der über etlichen Witz zu verfügen glaubt, Angst und Bange bekommt über das problematische Danaergeschenk, das ihm die Natur in einem malitiösen Augenblick zu schenken die Ungnade gehabt hat. Es ist allerdings richtig, daß man den Witz kaum definiren kann, ohne mehr oder weniger nuancirte Begriffe von Boshaftigkeit, Malice oder gar Schlechtigkeit dabei zu verwenden. Ich gebe das zu, aber die Humorenthusiasten brauchen mir deshalb noch nicht mit der Königin Anna in Richard dem Dritten zuzurufen: „Zugibst du's Igel". Denn bei solchen Redewendungen kann man sich doch wenigstens etwas denken. Aber bei vielen Worten, mit denen bei der Definition des Humors trefflich gestritten wird, läßt sich häufig sehr wenig denken. Es ist so viel unklar-mystische Gefühlsduselei dabei, die man uns aber so häufig vorgepredigt hat, daß ein einigermaßen nachgiebiger Mensch wohl schließlich daran glauben muß. Was heißt, um gleich die allerbekannteste Definition herauszugreifen, z. B. „Lächeln unter Thränen"? Das klingt so anheimelnd, so bescheiden, so weise und widerspruchsvoll-vielsagend. Aber was man sich eigentlich unter einem „Lächeln unter Thränen" denkt, ich gestehe meine Beschränktheit ein, ich weiß es nicht. „Die Lieblosigkeit erzeugt den Witz, das Mißvergnügen die Ironie, der Unwille die Satire, das Weh den Humor". Daß man bei dem Witz so ein bischen Lieblosigkeit mit in den Kauf nehmen muß, wo es mit der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bei uns wie überall noch nicht weit her ist und auch Macaulay zugibt: that there is no possibility of being witty without a little ill-nature, habe ich bereits feierlich anerkannt. Die Erläuterung von Ironie und Satire wollen wir vorläufig gelten lassen. Was heißt aber: das Weh erzeugt den Humor? „Das Weh", ein eigenthümliches Ding, welches bei seiner rein passiven Natur mit einem Male activ wird und etwas erzeugt. „Das Weh den Humor" ist genau so mysteriös-unverständlich, wie das „Lächeln unter Thränen". Ganz so weit kommen wir, wenn wir das schwärmerische „Himmelhochjauchzend zum Tode betrübt", oder das „die Lust und auch den Schmerz" als Humor hinstellen, wohlverstanden, so weit man diese beiden diametralen Begriffe nicht als ein Nacheinander, sondern als ein Ineinander hinzustellen sucht. Es werden eben stets zwei unversöhnliche, absolut unvereinbare Gegensätze zusammengestellt, um das, was wir Humor nennen, plausibel machen zu wollen.

Digitized by Google

Wenn sich nun die Literarhistoriker, Aesthetiker und Philosophen mit sammt den „humoristischen" Dichtern, Jean Paul an der Spitze, vergeblich abquälen, für den Humor eine das Lächeln unter Thränen herausfordernde Definition ausfindig zu machen, und wenn verschiedene derselben diesen so schwierig zu klassificirenden Humor den Romanen völlig absprechen, so liegt der Grund einfach darin, daß es gar keinen „derartigen Humor" gibt, daß dieser aparte Humor nicht etwa eine deutsche, sondern überhaupt eine Erfindung ist. Man verstehe mich recht, nicht etwa der Humor an und für sich (es wäre dafür ein neues Wort zu wählen), sondern diejenige undefinirbare Sorte von Humor, die den Germanen eigenthümlich sein soll, ich will ihn den specifisch Sterne-Jean Paul'schen Humor nennen.

Der Witz, der mit Humor nicht im Gegensatz steht, zerfällt in verschiedene Spielarten, und eine dieser Spielarten mag man immerhin Humor nennen. Dieser Witz zerfällt (außer in guten und schlechten) in komischen und satirischen Witz, und wer noch von barock-komischem und kaustisch-satirischem, wer von gutmüthigem und beißendem Witze sprechen will, der mag dies thun, und wer eben diesen gutmüthigen Witz Humor nennen will, der mag das auch thun. Der Witz braucht nicht immer satirisch zu sein, aber Satire ohne Witz gibt es nicht. Der Witz ist das Bedingende des Komischen wie Satirischen. Die Humorenthusiasten geben auch zu, daß der Witz das sine qua non des Humors ist, aber . . . Der Begriff Witz bekommt bei der Definition von Humor so viele sowohl sich gegenseitig als auch dem Witz widerstreitende Epitheta, daß man dabei nicht aus noch ein weiß. Es ist der vergebliche Versuch, die Fundamentalsätze der Arithmetik über den Haufen zu werfen und zu beweisen, daß $+x$ (der Witz) addirt zu $-x$ (die diversen dem Witz gegensätzlichen, den Humor ausmachenden Sondereigenschaften) nicht $= 0$, sondern gleich y (dem germanischen Sonderhumor) ist. — Wenn es überhaupt Gaben der Natur gibt, etwas, das schlechterdings nicht zu erlernen ist, so ist dies der Witz.

Also der Humor steckt im germanischen Blute. Nur für Cervantes macht man eine Ausnahme, und das ist natürlich die entsetzlich berühmte Ausnahme, die die Regel bestätigt. Die Behauptung, daß Cervantes der einzige Romane (die Geschichte erinnert lebhaft an den berühmten einen Kosaken) sei, der Humor im Leibe gehabt habe, ist gerade so tiefsinnig, wie die sonderbare Behauptung, daß eine Ausnahme eine Regel bestätigen kann. Beides wird aber geglaubt wahrscheinlich nach dem Satze: credo quia absurdum. Der Humor — das heißt also immer der aparte Sterne-Jean Paulsche Humor — soll mit dem deutschen Gemüth eng zusammen hängen. Auch das Gemüth haben wir demnach selbstverständlich vor den Romanen vorab, sintemalen die Aermsten für Gemüth ja gar nicht einmal ein Wort besitzen. Und sie thun ganz recht daran, sich kein Wort zuzulegen für eine seelische Eigenschaft, die ebenfalls auch nur in der Phantasie derjenigen existirt, die den Humor als solchen erfunden haben. Was Gemüth ist, weiß man freilich eben so wenig zu sagen als was Humor ist, und „deshalb" erklärt man so häufig und so gern das eine durch das andere. Man dreht den etwa nicht recht an den Humor Glaubenden vermittelst des Gemüths und der getrockneten Thräne, die auch noch kein Mensch gesehen hat, so lange im Kreise herum, bis daß er schwindelig wird, und dieser „Schwindel" endlich als Humor anerkannt wird. Wie mystisch und fragwürdig es mit dem Monopolhumor bestellt ist, geht schon daraus hervor, daß er mit dem Christenthum zusammenhängen soll, also humoristisch filtrirter Witz mit einem gewissen Procentsatz christlicher Religion. Diese christliche Tendenz allein ist schon sehr bedenklich und verdächtig. Denn die Juden werden in Folge dessen mit den Romanen in einen Topf geworfen. Auch die unglücklichen Juden sollen keine Spur von Humor haben, „höchstens etwas Witz". Sie brauchen sich übrigens darüber nicht zu grämen; das thun sie aber auch nicht, sonst würden sie schon längst über den „eigentlichen" Humor schlechte Witze gemacht haben, denn gute lassen sich über einen so zweideutigen Gegenstand überhaupt nicht machen. Daß man das Christenthum heranzieht bei der Besprechung von Humor, wo die jüdische Race thatsächlich im Witz und zwar in der besten Qualität excellirt, das ist einfach komisch, denn eine derartig tendenziöse Färbung des guten Humors kann man ja mit der Hand greifen. Ich weiß nicht mehr wer einmal gesagt hat: „Humor ist diejenige Denk- und Schreibweise, welche witzig sein will und langweilig ist". Diese Definition von Humor ist mindestens gerade so gut wie alle anderen. Denn sie erfüllt die Hauptbedingung: Gewaltsame Zusammenschweißung von zwei absoluten Gegensätzen, nämlich Witz und Langeweile. Ein Anderer glaubt wunder was Neues entdeckt zu haben, wenn er von der Wahlverwandtschaft des Humors zum Komischen sowohl wie zum Tragischen spricht. Komik und Tragik, heißer Stein und kaltes Wasser! Vom Humor und seiner Definition gilt wirklich das verständige Wort: „Denn ein vollkommener Widerspruch ist gleich geheimnißvoll für Weise wie für Thoren". — Die Vereinigung von Komik und Tragik ist noch keinem Sterblichen gelungen, wenn man unter Vereinigung eine Verschmelzung versteht. Wenn das überhaupt einer fertig bringen könnte, so müßte es der Dramatiker können, der unter den Dichtern anerkannt den ersten Rang einnimmt. Wenn das im Drama nicht möglich ist, so ist es einfach lächerlich, es im Roman versuchen zu wollen. Nun, und auch im Drama kommen Komik und Tragik nur nebeneinander nicht ineinander vor. Das hat nicht einmal Shakespeare fertig gebracht, der es augenscheinlich versucht hat. In denjenigen Shakespeare'schen Stücken, wo wir sowohl komische wie tragische Züge haben — ich erinnere nur an „Viel Lärm um nichts" und „Was ihr wollt", mit den übrigen verhält es sich genau so — läuft das Komische neben dem Tragischen her, sie wechseln sich gegenseitig ab: die tragischen Scenen werden durch die komischen und die komischen durch die tragischen schmackhafter gemacht. Das ewige Pathos der Tragödie ermüdet auf die Dauer wenn auch nicht in dem Maße wie das ununterbrochene Spiel des Witzes. Daher jene Vereinigung, das heißt abwechselnde Vorführung von tragischen und komischen Seenen, die man zusammen mit Schauspiel bezeichnet. Aehnlich verhält es sich im „Faust", von dem die Humorschwärmer natürlich behaupten, daß das Komische und Tragische völlig in einander aufgegangen seien. Mich ergreift auch stets ein „humorartiges Weh", wenn ich lese, daß der Faust zu den monopolhumoristischen Werken gerechnet wird. Und was mögen unsere Humorenthusiasten wohl mit Molière anfangen, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer „einen raufgekommen" ist, um mich eines Schulausdruckes zu bedienen, bis daß er mit Goethe zusammen neben Shakespeare sitzt. Der „Misanthrop" das wäre wohl schon so ein „passender Titel" für ein monopolhumoriges Werk, aber mit dem Inhalt geht es doch nicht recht, es ist „ganz gewöhnlicher Witz". Und der Tartüffe hat bei oberflächlicher Betrachtung wohl so etwas Tragisches, wenn man aber genauer hinsieht, so ist er eine rein komische Figur, der nur durch seinen chamäleonartigen Charakter einen tragischen Schein bekommt. Jedenfalls hätten die Humorverehrer viel mehr Veranlassung den Tartüffe eine humoristische Figur zu nennen als den Falstaff. Aber da ja die Franzosen partout keinen Humor haben sollen, so gibt man lieber diesen offenbaren, urwüchsig-primitiven, derb-komischen Witz mit einem Stich in's Cynische, wie ihn Falstaff zeigt, die Bezeichnung Humor. Es gibt allerdings in England so etwas wie eine Vereinigung von Komik und Tragik, und das ist — der Spleen, so eine Art von Hypochondrie mit einem sanften Stich in's Verrückte, und wenn daher Fr. Vischer den Humor einen Bruder der Hypochondrie nennt, so ist er ja somit auch ein naher Verwandter des Spleens. Und ein Dichter, der mit dem Spleen einige Fühlung hatte, hat denn auch richtig zwei Bücher geschrieben, seit deren Erscheinen der Humor datirt.

Seit dieser Zeit ist der Unterschied zwischen Humor und Witz officiell-literarhistorisch anerkannt, nämlich seit Laurence Sterne's „Tristram Shandy" und „Sentimental journey" (1767). Ich glaube nicht, daß Sterne jemals daran gedacht hat, als er z. B. die „sentimentale Reise" schrieb, daß er damit eine funkelnagelneue Dichtungsgattung schuf. Aber „was kann er dabei

Digitized by Google

thun", wenn die Anderen steif und fest behaupten, er hätte den Humor erfunden. Das erinnert lebhaft an jenen Irländer, den man fragte, warum er denn eigentlich im Irrenhause steckte: „Ich behauptete, die ganze Welt sei verrückt, und die ganze Welt behauptete ich sei verrückt, und da bin ich denn natürlich überstimmt worden". — Was ist das denn nun eigentlich für ein wundersames Buch, die „sentimentale Reise" von Laurence Sterne? Den Inhalt anzugeben ist schlechterdings unmöglich, weil gar keiner darin ist. Aber es muß doch etwas darin stehen und etwas Apartes dazu. Gewiß! Nun, wenn man eine Anzahl Witzkörner nimmt, aus denen sich ein ganz reizendes, witziges Geschichtchen machen ließe, und diese Witzkörner unter einen Haufen Spreu mischt, nämlich lange, breitspurige, melancholische Betrachtungen philosophisch-sophistisch und psychologischen Inhalts (de omnibus rebus et quibusdam aliis) so hat man die sentimentale Reise, den Tristram Shandy und den Humor dazu. Humor ist nämlich Witz, — darüber war man sich anfangs einig, ist aber auch darüber nicht mehr recht im Klaren — der durch sein — man verzeihe den nackten Ausdruck ohne jedes Mäntelchen — langweiliges Beiwerk einen ganz eigenthümlichen Beigeschmack, einen sentimentalen Beigeschmack bekommen hat. Dieser Witz-Beigeschmack hauptsächlich aber der letzte wurde Mode — man fragt bei der Mode niemals warum — und man glaubte mit einem Male entdeckt zu haben, daß dieser breitgeschlagene, homöopathische Witz gar kein Witz mehr sei, daß diese Sorte von Witz zu etwas Höherem geboren sei, und dieses Höhere nannte man Humor, wahrscheinlich, weil der Inhalt dieses Humors so fürchterlich „trocken" war. Denn ein vollkommener Widerspruch u. s. w. Man langweilte sich also bei den Sterne'schen Werken mit einem ganz eigenartigen Genuß und fand schließlich heraus, daß diese Langeweile „köstlich" sei. Auch das Martyrium — und die Langeweile gehört entschieden hierher — soll ja etwas Verzückendes etwas Wollüstiges gehabt haben. Besonders waren es natürlich bald mit Vorliebe die Frauen, die diesen Genuß des Humors gründlich auskosteten, die Frauen, denen der Witz ohne wässerige Verdünnung zu stark, zu betäubend wirkte, und die nachher desto wonnetrunkener schwelgten, je wässeriger dieser Witz wurde. — Mit unserem Jean Paul Richter — um mich an den deutschen Hauptvertreter des Humors zu halten — steht die Sache ähnlich wie mit Sterne; er ist auch wohl gerade von ihm mächtig angeregt worden. Ich will indessen gerne zugeben, daß die grana salis bei ihm in größeren Mengen vorhanden sind als bei Sterne, und daß das idyllische, das sentimentale, das thränenselige, das schwülfeuchte, das „specifisch-humoristische" Element bei ihm nicht so in den Vordergrund tritt wie bei Sterne. Was soll z. B. nach Jean Paul's eigenen Worten sein Hauptwerk der „Titan" sein: „Er will in diesem Werke Rheinfälle, spanische Donnerwetter, tragische Orkane voll Tropen und Wasserhosen anbringen, er will der Hekla sein und das Eis seines Klimas und sich dazu auseinander sprengen und sich nichts daraus machen, wenn es sein letztes wäre". Ein sonderbares Programm für einen Roman. Die Männer bei ihm sind lauter sonderbare confuse Schwärmer, die Niemand begreift und auch gar nicht begriffen werden wollen. Und nun gar die unmöglichen Frauencharaktere, diese ätherischen vergeistigten Lianen, diese extravaganten Titaniden à la Linda. — Was nun ferner den Stil betrifft, in dem Jean Paul's sämmtliche Werke geschrieben sind, so muß man ihn einfach confus nennen, während er bei Sterne noch wohl erträglich ist. Aber gerade dieser confuse Stil verschaffte ihm zu seiner Zeit seine vielen Verehrer oder genauer gesagt Verehrerinnen: denn die Frauen waren auf die Jean Paul'schen Romane vollständig versessen (an und für sich schon ein bedenkliches Zeichen), sie verliebten sich in seinen Stil und, damit er das besser herausfühlte, auch noch in ihn selbst, obwohl er doch mit seiner behäbigen, pensionirten Dorfpastorenerscheinung auf die Gunst des schönen Geschlechts eigentlich wenig Anspruch machen konnte. Nun, und wenn die Frauen 'mal erst einen Mann in Gunst gebracht haben, da machen viele Männer schon aus Galanterie mit. Ich bin fest davon überzeugt, daß diese Mischung von Witz und Weitschweifigkeit in einem confusen Stil und gerade durch den letzteren die große Vorliebe und göttliche Verehrung für die Jean Paul'schen Romane bei den Frauen in Schwung gebracht hat. Denn dieser Stil war den Frauen von damals — vielleicht auch noch von heute — sympathisch. Ob nun die Frauen heutzutage auch noch für den Jean Paul schwärmen, darüber bin ich wenig orientirt, jedenfalls reden sie sehr wenig von ihm, und damit ist eigentlich sein Urtheil gesprochen. Aber die Männer! Es ist bekannt, daß Schiller und Goethe sich sehr ablehnend gegen die Jean Paul'schen Werke verhielten, heutzutage braucht man kein Schiller oder Goethe zu sein, um Jean Paul's Schriften einfach unverdaulich zu finden. Jean Paul's Werke mögen als literarische Stationen, als Merksteine auf der großen literarischen Fahrstraße ihren Werth haben ebenso wie diejenigen Klopstocks, sie mögen sich in einem literarhistorischem Museum ganz gut ausnehmen, und die Collection wäre nicht vollständig, wenn sie fehlten, aber man soll sie uns nicht als etwas die Zeiten Ueberdauerndes, als etwas Ewig-Schönes hinstellen. Einen Dichter, der nicht mehr gelesen wird, oder genauer gesagt, den man überhaupt nicht mehr lesen kann, der also auf die lebende Generation gar keinen Einfluß mehr ausübt, in den Himmel heben aus rein gelehrt-literarischen Gründen, heißt Mumien wieder lebendig machen wollen. Wenn es jemals eine Zeit geben könnte, wo man Schiller und Goethe auch nicht mehr läse und ihre Werke auch nur den Namen nach kännte, so könnte doch Niemand ihren mächtigen Einfluß hinwegleugnen, den sie Jahrhunderte lang auf die nachfolgenden Geschlechter ausgeübt. Und ein solches Moment kommt Jean Paul auch nicht zu gute. Er hat nur zu seiner Zeit Aufsehen erregt, wir haben einige Gründe dafür angegeben, und ist dann ohne Erben gestorben. Denn man wird doch nicht etwa behaupten wollen, daß Dickens, Thackerey oder Wilhelm Raabe seine Erbschaft angetreten hätten.

(Schluß folgt.)

Aus Hegel's Briefwechsel.

Als Anhang zu der großen Originalausgabe von Hegel's Werken, welche nach dem plötzlichen Tode des Philosophen von seinen Freunden und ehemaligen Schülern unternommen wurde, ist soeben eine Briefsammlung*) erschienen, die uns das Bild des großen Denkers auf das Glücklichste auch menschlich näher rückt. Sie ist durch zahlreiche Beiträge von allen Seiten her aus einem bisher schon in Hegel's Vermischten Schriften vorhandenen Grundstocke zu dem jetzt vorliegenden Umfange erweitert und durch biographische und literarische Anmerkungen des Herausgebers so liebevoll bereichert worden, daß sie ganz gut als eine Biographie des Philosophen gelten kann. Und zwar als eine Biographie, die das Urtheil des Lesers weder in günstigem, noch in ungünstigem Sinne von vorneherein gefangen nehmen kann, denn sie enthält nur Thatsachen, nur Quellenmaterial. Das ist gerade für Hegel's Leben von Wichtigkeit, denn mit vielen seiner Zeitgenossen theilt dieser große Mann das Schicksal, daß sein Charakterbild noch schwankt in der Geschichte. Während diejenige biographische Beurtheilung, die von den Anhängern seiner Philosophie ausgeht, und welche vor Allen Rosenkranz in seinem „Leben Hegel's" vertritt, von Verehrung auch des Menschen Hegel überfließt, finden Andere, unter ihnen als der Bedeutsamste Rudolf Haym in seinen „Vorlesungen über die Hegel'sche Philosophie", die antiliberalen Grundsätze, welche Hegel's Lehre, besonders die vom Rechte, kennzeichnen, auch in seinem Charakter ausgedrückt.

Die vorliegende Briefsammlung umfaßt die ganze Lebenszeit Hegel's, freilich in nicht sehr gleichmäßiger Vertheilung. An zwei Briefe des frühreifen Knaben schließen sich sogleich solche aus der siebenjährigen Hauslehrerzeit des Candidaten

*) Briefe von und an Hegel. Herausgegeben von Karl Hegel. In zwei Theilen. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1887.

Digitized by Google

an. Sein mit Schelling und Hölderlin in Tübingen verbrachtes Studium ist also ohne Belege geblieben. Dann folgt eine überaus reiche Sammlung von brieflichen Aeußerungen aus der Zeit des Jenaer Privatdocenthums, sowie aus dem sich hieran schließenden Jahrzehnt, welches durch die Redakteurthätigkeit des Philosophen in Bamberg und durch seine pädagogische Wirksamkeit als Gymnasialdirector in Nürnberg ausgefüllt wird. Diese rege Mittheilsamkeit erscheint nachher aber wieder abgeschwächt in den letzten fünfzehn Lebensjahren Hegel's, welche seine „große Zeit", die Zeit seiner akademischen Thätigkeit in Heidelberg und Berlin, umschließen. Die Quelle fließt also besonders reichlich in der Lebensepoche, in welcher der später „große Mann" noch ein im Dunkel stehender, mit den Aeußerlichkeiten des Lebens auf das Mühseligste ringender Gelehrter ist. Was aber könnte die Beurtheilung des Menschen mehr fördern, als die Einsicht in diese Zeit seines Werdens und Strebens!

Unter den ungeheuersten Umwälzungen des politischen Lebens fand die Entwickelung des jungen Mannes statt. Als er, ein Zwanzigjähriger, aus den stillen Mauern des Tübinger Stiftes in die ihm neue und ihn durch ihre innerlichen Widersprüche zurückstoßende republikanische Welt der Schweiz versetzt wurde, erhob in dem benachbarten Frankreich die Revolution ihr Haupt, und als er eben, nun schon ein Dreißigjähriger, auf einem akademischen Lehrstuhle festen Fuß zu fassen begonnen hatte, brach im Kanonendonner der Schlacht bei Jena Preußens Macht in sich zusammen. Nichts ist bezeichnender für die Verworrenheit der äußeren Lage des jungen Denkers, als das Bild, welches er, ohne dessen drastische Wirkung zu beabsichtigen, von seinem Zustande während jener verhängnißvollen Schlacht entwirft: mit den letzten Bogen des Manuscriptes zu seinem ersten Hauptwerke, der „Phänomenologie des Geistes" in der Tasche irrte der verzweifelte Titularprofessor in dem brennenden Jena umher; sein Freund Niethammer hatte sich für ihn dem Verleger gegenüber dahin verpflichtet, daß bis zum 18. October, also bis zum vierten Tage nach jener Unglücksnacht, der Rest des Buches an dem Druckorte, Bamberg, angelangt sein müsse, sonst wurde die Honorarzahlung, von der des gänzlich Mittellosen Existenz abhing, hinfällig. Die Verbindungen nach Bayern waren unterbrochen, der Philosoph selbst wohnungslos; erst in dem befreundeten, allwohlthätigen Fromann'schen Hause fand er wieder ein Unterkommen und Hülfe. Die Briefe, die aus jener Woche der Verwirrung stammen, sind inhaltlich fassungslos, äußerlich formlos, aber in einem derselben bricht sich doch eine historische Empfindung Bahn, welche für die Folgezeit Hegel's politisches Urtheil gänzlich gefangen hielt:

„den Kaiser — diese Weltseele — sah ich durch die Stadt zum Recognosciren hinausreiten; — es ist in der That eine wundersame Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier auf einen Punkt concentrirt, auf einem Pferde sitzend, über die Welt übergreifft und sie beherrscht . . von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordentlichen Manne möglich, den es nicht möglich ist, nicht zu bewundern."

Die Bewunderung Napoleons hielt bei Hegel auch vor, als sie nicht mehr, am wenigsten für einen Deutschen, gerechtfertigt war. Wir müssen im Auge behalten und finden das besonders durch die Briefe bestätigt, welche aus der Zeit der bayerischen Staatsangehörigkeit Hegel's stammen, daß er — und mit ihm wie viele seiner gelehrten Zeitgenossen! — im Grunde vaterlandslos war. Ohne besondere Anhänglichkeit an seine schwäbische Heimath, ein Jahrzehnt lang Bürger zweier Republiken, der Schweiz und Frankfurts, und in seiner Stellung als Jenaer Professor sogar Unterthan von vier Herzögen zugleich, konnte er unmöglich die Vorstellung von einem Vaterlande gewinnen, und der Gedanke an die einigende Kraft der deutschen Nationalität mußte gerade damals ihm fremd bleiben, ihm, dem „ruhigen Verstandesmenschen", wie ihn schon sein Jugendfreund Hölderlin nennt. Deshalb ist es auch nicht wunderbar, daß er als Redakteur einer für die damaligen Zustände nicht unbedeutenden politischen Zeitung außerordentlich wenig neue und lebensvolle Gesichtspunkte aufzufinden wußte. Jeder politische Enthusiasmus geht ihm ab, selbst für seinen Heros, Napoleon, tritt er nicht frisch und überzeugungskräftig ein. Freilich war die Zeitung höchst „officiös", wie wir es heute nennen würden: sie stand unter der Bevormundung des Landesdirectoriums in Bamberg; aber Hegel scheint nicht einmal den Versuch einer Emancipation gemacht zu haben und geberdet sich, als einmal eine unvorsichtige Bemerkung über Truppenbewegungen infolge eines Versehens in das Blatt gekommen war und eine Untersuchung veranlaßt hatte, so ängstlich und so wenig selbstbewußt, daß wir die Absicht, seine Stellung als Redakteur in etwas höherem und selbständigerem Sinne aufzufassen, nicht bei ihm voraussetzen dürfen. Er hatte diese Stellung überhaupt nur mit halbem Herzen angetreten, und es scheint, daß er sich ihrer vor seinen Freunden schämte. So schreibt er hierüber an Schelling:

„Es ist mir der Antrag zu einem Geschäfte gemacht worden, das mehr einbringt, als mein hiesiger (nämlich der Jenaer) Aufenthalt, — und diß ist zunächst das erste, worauf ich sehe; — wenn auch das Geschäfte selbst nicht völlig passend, sogar nicht ganz anständig vor der Welt erscheinen sollte — unehrlich ist es wenigstens nicht; es ist die Redaction der politischen Bamberger Zeitung."

Und oft genug äußert er sich später unmuthsvoll über sein Leben auf der „Zeitungsgaleere", obgleich ihm dasselbe bequem genug gemacht war, ihm ein für die damalige Zeit höchst anständiges Einkommen brachte und auch Muße für seine eigentliche Lebensaufgabe reichlich übrig ließ. Er empfindet, schwächlich genug, das „Unpassende" seiner Stellung als drückend und sucht dieses unmännliche Gefühl mit Scheingründen zu rechtfertigen: „ich kann sagen," so schreibt er an Niethammer,

„daß diese (Redaktions-)Arbeit eine Zeit läßt, noch meiner wissenschaftlichen Arbeit fortzuleben; wenn eine andere Stelle als ein Lehramt mich darin viel mehr einschränken würde. Es steht dem entgegen, daß diese Arbeit nicht als ein solides Etablissement angesehen werden kann, besonders aber, daß so verführerisch die isolirte Unabhängigkeit ist, jeder im Zusammenhange mit dem Staate und in der Arbeit für denselben stehen muß, und die Befriedigung, die man im Privatleben zu finden glaubt, doch täuschend und ungenügend ist. — Ich werde theils nicht gerade ein Privatleben führen, denn es gibt keinen publikeren Menschen, als einen Zeitungsschreiber, und litterarische Arbeiten sind eben etwas öffentliches; — beydes ist freylich nicht ein Amt."

Also nur, weil es kein „Amt" war. Aber sicherlich war es nicht der Zusammenhang mit einem Staatsgefüge, welchen Hegel in seiner damaligen Stellung besonders vermißte. Aus reiner Begeisterung hat er denselben überhaupt nie gesucht. Und auch die Thätigkeit als „publiker Mensch", als Zeitungsschreiber, konnte ihm eigentlich jene Stellung nicht widerwärtig erscheinen lassen, denn er hatte eine solche Thätigkeit stets erstrebt, theilweise in Jena schon betrieben und in seiner späteren Glanzzeit in Berlin mit besonderem Eifer wieder aufgenommen, freilich nur als Mitarbeiter oder Gründer von literarischen und kritischen Journalen. Auch in Bamberg träumt er von der Gründung einer literarischen Zeitschrift und richtet überallhin Anfragen nach der Möglichkeit einer solchen Gründung. Merkwürdig genug ist es, daß er auch für ein solches literarisches Unternehmen, wenn auch nicht gerade den „Charakter der Officialität", so doch die Bevormundung durch eine staatliche Autorität, etwa durch die damals neugegründete Akademie der Wissenschaft in München, wünschenswerth findet. Ihm schwebt als Ideal der Publicität, deren „göttliche Macht" er anerkennt, der bekanntlich völlig von Napoleon abhängige „Moniteur" vor, weil er das Vortheilhafte habe, daß auch die wissenschaftlichen Recensionen, die in ihm erschienen, „der unreifen Ungezogenheit, um des Platzes im »Moniteur« willen, imponiren und das ungewaschene Maul durch Autorität bezähmen und schließen."

„Diese Seite einer solchen Recension mag freylich ein Geschrey über Unterdrückung der Denk- und Preßfreyheit veranlassen, daß im Gebiete der Wissenschaft keine Autorität als solche stattfinden könne u. s. f. Allein . . . . die literarische Seite eines Moniteur muß als Nebensache erschei-

Digitized by Google

nen, und die Hauptsache bleibt das politische Aeussere und Innere, was eben auf jene auch einen Schein von Autorität wirft."

Wenn er dann als das Wesen jener Publicität hinstellt, „daß die Regierung ihrem Volke den Zustand des Staates vorlegt, Verwendung der Staatsgelder, Schuldenwesen, Organisation der Behörden u. s. f. —", und „diß Sprechen der Regierung mit dem Volke über ihre und seine Interessen" als „eins der grösten Elemente der Kraft des französischen und englischen Volkes" erkennt, so wird uns allerdings vollständig klar, warum er in seiner Thätigkeit als politischer Redakteur keine innere Befriedigung finden konnte. Denn der Gedanke, daß ein Publicist, abgesehen von der Aufgabe, ein Sprachrohr der Regierung zum Volke zu sein, auch noch den Beruf haben könne, bei dem Sprechen über die beiderseitigen Interessen die Stimme des Volkes laut werden zu lassen, scheint in ihm niemals aufgestiegen zu sein.

Ueberhaupt spricht sich in seinen damaligen Aeußerungen über politische und speciell bayerische Zustände auf das Deutlichste die Unklarheit aus, die sich infolge der bunten Ereignisse in dem Kopfe eines Mannes bilden mußte, dessen Herz nicht mit Uebergewicht nach der vaterländischen Seite hinneigte. Hegel war schon als junger Candidat für die volksbefreienden Grundsätze der französischen Revolution eingenommen worden, aber die Bewunderung für den siegreichen Napoleon, den „rechten Staatsorganisator", wie er ihn nennt, hatte dieselben wieder verdunkelt. Die rheinbündlerische Stellung Bayerns ist ihm, wie es scheint, nicht nur ein idealer Zustand der äußeren Politik dieses Landes, sondern bürgt ihm auch dafür, daß die innere Organisation, die damals nach französischem Muster vorgenommen wurde, die möglichst beste sei. Nur in der Langsamkeit und Unvollkommenheit der Einführung erblickt er ihre Schwäche nicht in dem absolutistischen und centralisirenden Zuge, den ihr die Machtvollkommenheit Napoleons verlieh. Er schwärmt noch von der Freiheit des französischen Volkes, als dieselbe nur noch ein Schatten war.

„Bisher sahen wir bey den Nachahmungen des französischen immer nur die Hälfte aufnehmen und die andere Hälfte weglassen, diese andere Hälfte, welche das edelste, die Freyheit des Volkes, Theilnahme desselben an Wahlen, Beschliessungen oder wenigstens Darlegung aller Gründe der Regierungsmaßregeln vor die Einsicht des Volkes enthält!"

Das schreibt er noch im Jahre 1807! Und wie charakteristisch ist die Einschränkung, die er selbst dieser Schwärmerei durch den mit „oder wenigstens" eingeleiteten Nachsatz angedeihen lassen muß!

Die Unzufriedenheit mit den halben und unklaren Zuständen des Staatswesens, dem er angehörte, mußte in Hegel in der Folgezeit wachsen, als er, nun in einem Amte, die Einwirkung derselben unmittelbar fühlen konnte. Es geht deshalb ein Ton der Verbissenheit, man möchte fast sagen der Nörgelei, durch die Briefe, welche er als Nürnberger Gymnasialdirector an seinen Freund Niethammer schrieb. Freilich hatte er diesem, als seinem Vorgesetzten, alle ihm aus seinem Amte erwachsenden Klagen vorzutragen, und es ist also eine halbamtliche Correspondenz, die aus dieser Zeit und aus einem Staatswesen vorliegt,

„wo gewissermassen keine Behörde einen Geschäfts- und Wirkungskreis" hatte „sondern daß die höhern thun, was Geschäft der niedrigeren wäre, jener für Pflicht gilt; wo also die Aufopferung, die der Gewalt nach niedere etwas thun zu lassen, diß Selbstzutrauen des Staats zu sich, der seine Theile gewähren läßt — d. h. das Hauptmoment der Freyheit nicht vorhanden und nicht gekannt" war.

Hegel's Stellung als Gymnasialdirector war überdies insofern eine ziemlich schwierige, als er mit noch einem anderen früheren „Jenenser Schwaben", dem später durch seine Wirksamkeit als Heidelberger Kirchenhistoriker berühmt gewordenen Paulus, berufen wurde, um die Neuorganisation der höheren Schulen in Nürnberg vorzunehmen. Paulus wurde Kreisschulrath, Hegel Director des Gymnasiums und des damit verbundenen Realgymnasiums. Ueber seine pädagogische Wirksamkeit verlautet in dem vorliegenden Briefwechsel sehr wenig, nur über den „Organisationstroubel" hören wir mancherlei: die Idee der Organisation war ja recht schön und scheint überall Beifall gefunden zu haben, aber als sie zur Ausführung kommen sollte, fehlte es an den nöthigen Mitteln. Es ist geradezu wunderbar, was damals in einem so großen Staatswesen, wie Bayern es war, für Dinge vorkommen konnten: die Professoren und Gymnasiallehrer blieben zuweilen monatelang ohne Gehalt — die Professoren der Altdorfer Universität einst acht Monate lang — und Hegel mußte, damit nur die Auditorien seiner Anstalt geweißt und höchst nöthige Abtritte in der letzteren errichtet würden, ein Jahr lang vergeblich drängeln und schreiben. Der Unterricht, den Hegel zu ertheilen hatte, war übrigens so beschaffen, als wäre er ihm ganz besonders auf den Leib zugeschnitten worden, denn die armen Gymnasiasten von damals wurden schon von Untersecunda an in wahrhaft fürchterlicher Weise mit philosophischen und metaphysischen Studien gequält. Hören wir z. B., was Hegel über seine Thätigkeit als Lehrer schreibt:

... ich habe „dem Professor Büchner, welcher keine Buchstabenrechnung versteht, den mathematischen Unterricht für die Oberklasse abgenommen und die Religions- und Pflichtenlehre in der Unterklasse dafür überlassen, damit die Oberklasse vor ihrem Abgange auf die Universität noch so viel möglich mit dem Nothwendigen der Mathematik aufgestattet werden könne. Mit der philosophischen Encyklopädie in der Oberklasse verbinde ich, wie ich diß nach meinem Plane der Encyklopädie sehr leicht kann, noch transcendentale und subjective Logik um so mehr, da diese Klasse so gut als keinen Unterricht darin hatte, dieser also für sie höchstes Bedürfniß ist. In der Mittelklasse denke ich gewissermaßen Psychologie, nemlich mehr als Geisteslehre denn als Seelenlehre in der bisherigen gleichsam naturgeschichtlichen, völlig unspeculativen oder durch keinen Begriff zusammenhängenden Weise vorzunehmen. Ich glaube auf diese Weise die Intention des Normativs sowohl der Materie nach, als der Form, die Schüler zum speculativen Denken anzuleiten, nach, zu erfüllen und das zu leisten, was Sie mit der Hinweisung auf Carus' und Kant's Kritik beabsichtigen."

Die armen Jungens, von einem Hegel in „transcendentaler und subjectiver" Logik unterrichtet zu werden, zu einer Zeit, als das System seiner Logik überhaupt in ihm sich ausbildete (denn Hegel schrieb in Nürnberg dieses sein Hauptwerk) und nach einem Grundplane (der später von Rosenkranz herausgegebenen „Propädeutik"), welcher heutzutage noch einem ausgebildeten Kopfe Schwierigkeiten macht! Es ist mir nicht bekannt, und geht auch aus diesen Briefen nicht hervor, ob Hegel schon damals, unter dem für philosophische Studien noch so unreifen Nachwuchs, auch schon begeisterte Schüler gefunden hat. Auf jeden Fall müssen ihm, nachdem die ersten unbehaglichen Jahre überwunden waren, die Verhältnisse in Nürnberg gar nicht so übel behagt haben, trotzdem er sich stets aus ihnen heraus nach einer academischen Stellung sehnte. In Nürnberg war es auch, wo Hegel, nun schon ein Vierzigjähriger seine Lebensgefährtin, ein Fräulein Maria von Tucher, aus dem alten freiherrlichen Patriciergeschlechte, fand und damit für sein ganzes späteres Leben einen reichen Schatz von häuslichem Glück gewann. Die vorliegende Sammlung enthält zwei Briefe des glücklichen Bräutigams, der allerdings, wie wir aus denselben sehen, auch das so elementare Gefühl der Liebe schwerfälligen Distinctionen unterzieht:

„Ich erinnere Dich noch daran, liebe Marie," so schreibt er zur Aufklärung einer von ihr mißverstandenen brieflichen Aeußerung, „daß auch Dich Dein tieferer Sinn, die Bildung Deines Höheren in Dir, es gelehrt hat, daß in nicht oberflächlichen Gemüthern an alle Empfindung des Glücks sich auch eine Empfindung der Wehmuth anknüpft! Ich erinnere Dich ferner daran, daß Du mir versprochen, für das, was in meinem Gemüth von Unglauben an Zufriedenheit zurück wäre, meine Heilerin zu sein, d. h. die Versöhnerin meines wahren Inneren mit der Art und Weise, wie ich gegen das Wirkliche und für das Wirkliche — zu häufig — bin; daß dieser Gesichtspunkt Deiner Bestimmung eine höhere Seite gibt; daß ich Dir die Stärke dazu zutraue; daß diese Stärke in unserer Liebe liegen muß; — Deine Liebe zu mir, meine Liebe zu Dir — so besonders ausgesprochen — bringen eine Unterscheidung herein, die unsere Liebe trennte; und die Liebe ist nur unsere, nur diese Ein-

Digitized by Google

heit, nur dieses Band; wende Dich von der Reflexion in diesen Unterschied ab und laß uns fest an diesem Einen halten, das auch nur meine Stärke, meine neue Lust des Lebens seyn kann; laß dieses Vertrauen zum Grunde von Allem liegen, so wird alles wahrhaft gut sein."

Wir sehen, wie herzlich und warm der Philosoph schreiben kann, trotz aller Schwerfälligkeit seiner Ausdrucksweise. Ueberhaupt verschwindet von dieser Zeit ab der ängstliche, um die Aeußerlichkeiten des Lebens jammernde Ton mehr und mehr aus den Briefen; wir begegnen nun manchen schalkhaften, gemüthlich humoristischen Aeußerungen an Stelle des früher oft beißenden und bitteren Witzes, und mit der Berufung des Philosophen zur Heidelberger Professur beginnen seine Mittheilungen ordentlich behaglich zu werden. Die Briefe aus seiner Berliner Zeit vollends, besonders diejenigen, welche er von größeren Reisen aus an seine Frau schrieb, athmen eine schöne Ruhe und eine sonnige Heiterkeit des Gemüthes. Die Freude an einem höchst glücklichen Familienleben erzeugt da, wo sie zum Durchbruch gelangt, einen wirklich herzlichen und warmen Ton, den man in den früheren Briefen ganz besonders vermißt. Auch das stolze Gefühl, sich anerkannt, ja hochgeehrt zu sehen und als Mittelpunkt eines bedeutenden Freundes- und Schülerkreises zu wissen, macht aus dem Hegel der späteren Jahre einen schöneren, uns mehr anziehenden Menschen, als es der bayrische Hegel war. Vielleicht kam auch das gehobene und gefestigte politische Bewußtsein hinzu, das ihn als Bürger des mächtigsten norddeutschen Staates erfüllen mußte, um diesen Wechsel zu erzeugen. Einen völligen Umschwung wird man den letzteren immerhin nicht nennen können: daß aus dem in der Beurtheilung der äußeren Lebensverhältnisse einseitigen und kleinlichen jungen Manne, aus dem durch die Ungunst der Ereignisse vaterlandslosen und stets einer politischen Begeisterung unfähigen „Verstandesmenschen" sich ein Vertreter schönster und freiester Menschlichkeit, ein warmherziger Patriot entwickeln konnte, war eben unmöglich. Der Schematismus seiner dialectischen Methode scheint von Anfang an auch in seinem Blute gelegen zu haben, und es würde vielleicht eine werthvolle biographische Aufgabe sein, den Zusammenhang zwischen den Grundzügen der Hegel'schen Philosophie und des Hegel'schen Wesens, wie es sich in diesen Briefen ausdrückt, nachzuweisen.

Oskar Bulle.

Ein Cultusminister als Schriftsteller.

Von Adolph Kohut.

Es hat zahlreiche Minister gegeben, welche auch als Dichter und Schriftsteller sich einen Namen gemacht haben, wie Guizot, Thiers, Schäffle, Mancini, Gladstone, Beaconsfield u. A., aber diese Excellenzen haben entweder vor oder nach ihrer Wirksamkeit als Portefeuille-Träger in der Literatur Lorbeeren zu ernten gesucht. Auch an den preußischen Cultusminister von Mühler sei hier erinnert, der als Lyriker unstreitig höher begabt war und bekanntlich das unsterbliche Lied: „Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus" verfaßt hat. Zu den größten Seltenheiten gehört es jedoch, daß ein noch amtirender Minister zur Feder greift und unter die Schriftsteller geht, und zwar nicht anonym oder pseudonym, sondern unter seinem vollen Namen. Eine derartige Erscheinung ist so interessant, daß es sich schon aus diesem Grunde verlohnte, sich mit ihr zu beschäftigen. Besonders sympathisch wird uns die Persönlichkeit des Ministers, wenn wir finden, daß in diesem seinem Werke Ideen und Anschauungen niedergelegt sind, deren Verwirklichung einen bedeutsamen Culturfortschritt bezeichnet. Diese Excellenz ist der Cultus- und Unterrichtsminister Ungarns, August Trefort, welcher soeben mit einem ziemlich umfangreichen Werke in deutscher Sprache*) debütirt hat.

*) Essays und Denkreden von August Trefort. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Duncker & Humblot.

August Trefort ist nicht allein eine rara avis unter seinen europäischen und außereuropäischen Ministercollegen, sondern auch sonst eine in hohem Grade bemerkenswerthe Persönlichkeit. Man muß geradezu bis auf Metternich zurückgreifen, um in Oesterreich-Ungarn einen Staatsmann zu finden, der in dieser Monarchie seit 15 Jahren amtirte, und da Trefort, trotz seiner 70 Jahre, sich noch einer großen physischen und geistigen Rührigkeit erfreut, denkt er gewiß nicht daran, sein Portefeuille, so lange er lebt und sich des Vertrauens seines Monarchen erfreut, in andere Hände zu legen. In Cis- und Transleithanien, wo so viele Minister verbraucht werden, ist er neben dem ungarischen Premier Koloman von Tisza der einzige ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Aber dieser thatkräftige, rührige und um sein Vaterland und den Culturfortschritt Ungarns in den letzten anderthalb Jahrzehnten so verdiente Mann hat noch eine Eigenschaft, welche ihm in Deutschland Sympathien erwecken muß: er würdigt voll und ganz den mächtigen Einfluß, welchen deutsche Literatur und Cultur auf Ungarn ausübt und hat den Ehrgeiz, daß man da draußen „im Reich" sich davon überzeuge, daß sein eifrigstes Bestreben darauf gerichtet ist, die großen und bleibenden Errungenschaften des deutschen Genius im Reiche der Karparthen, wenigstens auf dem Gebiete des Unterrichts, zum Besten des ungarischen Volkes zu verwerthen. In diesem Sinne äußert er sich in dem Vorwort zu seinen „Essays und Denkreden" u. A. dahin:

„Unsere Monarchie ist für das Deutsche Reich, wie mächtig dies auch heute sei, von ganz besonderer Bedeutung, und die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten haben ein stets deutlicher sichtbares und fühlbares politisches Gewicht; in unserer Monarchie ist aber Ungarn nicht bloß die gleichberechtigte, sondern auch die compactere und consolidirtere Hälfte. Noch immer gibt es hüben und drüben genug Leute, die in ihrem trüben Eifer weder den Deutschen noch den Ungarn gute Dienste leisten, und unser Vaterland ist im Deutschen Reiche noch immer wenig gekannt und hat sich selten einer der Wahrheit gemäßen Beurtheilung seiner Vergangenheit und Gegenwart zu erfreuen. Diese Aufsätze . . . dürften durch die Thatsachen und Ideen, welche sich in denselben abspiegeln, mit dazu beitragen, daß die ungarische Nation und deren Entwickelung richtiger aufgefaßt werde, denn sie beweisen, daß auch wir in dem Strom der occidentalischen Cultur leben, und daß es ein falscher Gedanke ist, wenn manche Leute auch heute noch glauben oder die Welt glauben machen wollen, daß der Orient — an der Leitha beginne."

Wie man sieht, besitzt August Trefort den Muth der eigenen Meinung, und derartige freimüthige Ansichten finden sich in den „Essays und Denkreden" in ziemlich großer Anzahl. Wenn der Herr Unterrichtsminister behauptet, daß Ungarn in der Monarchie die „compactere und consolidirtere Hälfte" sei, so ist dies zwar unbestreitbar, doch gehört immerhin für einen Minister des Königs von Ungarn eine große Unerschrockenheit, welche nur das Bewußtsein der Wahrheit und das Gefühl der Machtstellung seines Vaterlandes verleiht, dazu, um diesen Satz urbi et orbi zu verkünden. Er nimmt ferner keinen Anstoß daran, in dem Essay über den ungarischen Politiker und Schriftsteller Moriz Lukács es auszusprechen, daß in den 40er Jahren unseres Jahrhunderts die heftigsten Angriffe gegen Ungarn aus der Wiener Staatskanzlei kamen, „wo solche Männer saßen, die glaubten, sich nie geirrt zu haben, bis sie eines schönen Morgens zu der Einsicht erwachten, daß jenes Oesterreich und Ungarn, das sie aufrecht erhielten, mit dem Wehen des Revolutionswindes in Staub zerfiel, ohne daß Jemand Muth und Lust gehabt hätte, es zu vertheidigen."

Trotzdem August Trefort neben Tisza der hervorragendste politische Kopf im ungarischen Cabinet ist, drückt er nicht — diplomatisch seine Anschauungen aus, auch wenn diese gegen den Strom schwimmen und in gewissen Kreisen vielleicht Anstoß erregen müssen. Mit männlicher Offenheit hebt er hervor, daß es eines der gröbsten Versäumnisse der früheren Regierungen gewesen, daß sie sich des Unterrichtswesens in keiner Weise annahmen, obwohl sie auf diesem Gebiete unbeschränkt verfügen konnten. Mit feiner Ironie geißelt er eine gewisse aristokratische Jugend, die in dem exclusiven Nationalcasino in

Digitized by Google

Budapest ihr Wesen treibe, um sich dort dem Billard- und Kartenspiel zu widmen; bei der Jugend der Gegenwart findet er in geringerem Grade jenen berechtigten Ehrgeiz, sich einen hervorragenden Posten und Wirkungskreis zu sichern, um dadurch dem Vaterlande zu dienen, als bei jenen Männern, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts geboren wurden; in edler Begeisterung für die Ideen des Romanschriftstellers und Philosophen, Baron v. Eötvös, seines Amtsvorgängers, protestirt er dagegen, daß in der Welt nur das Geld herrsche! „Es herrschen darin auch die Ideen — und zwar die gesunden und die krankenhaften in gleichem Maße". Und er nimmt keinen Anstand, auch das Junkerthum unserer Tage zu stigmatisiren, indem er einmal sagt: „Wir täuschen uns, wenn wir die Idee der Gleichheit schon auf einer unerschütterlichen Felsenbasis feststehend wähnen; der Junkergeist ist heute stärker als er vor 25 Jahren gewesen. Wir, die wir das ungarische Staatsthum in einer gesunden, aber modernen Form, im Einklang mit den unabweislichen Anforderungen unserer Zeit, erhalten wollen, müssen deshalb noch auf viele geistige Kämpfe gefaßt sein. Wir haben daher nöthig, zu lernen."

Schon aus diesen Anführungen ersieht man, daß der Chef der ungarischen Unterrichtsverwaltung ein freiheitlich gesinnter, vorurtheilsloser und von den edelsten Absichten beseelter Mann ist, der mit Feuereifer daran arbeitet, seinem Vaterlande die Segnungen der occidentalischen Cultur zu gute kommen zu lassen. Vielseitigkeit, Beweglichkeit, Vorwärtsstürmen, Reformirungs- und Verbesserungslust — diese Eigenarten Trefort's in der Verwaltung zeichnen auch seine „Essays und Denkreden" aus, welche gewissermaßen nur zur Folie für seine fruchtbaren Ideen dienen. Er beschäftigt sich mit dem Politiker und Schriftsteller Moritz Lukács, mit dem früheren Reichsfinanzminister und ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Melchior Lónyay, mit Mignet und seinen Werken, mit Guizot, mit Thiers, mit Baron Eötvös, mit der Reform des ungarischen Oberhauses, mit den Aufgaben der ungarischen Akademie und mit den ungarischen Mittelschulen, und überall frappirt uns die Belesenheit, die Verstandesschärfe, das treffende Urtheil und der große Horizont des Verfassers.

Dieser 70jährige Greis ist ein wahrer Percy Heißsporn, aber mit Weisheit und reicher praktischer Erfahrung gepaart. In allen neun Abhandlungen ist eine große Fülle schöpferischer und anregender Ideen niedergelegt, von denen nur zu wünschen wäre, daß sie in Ungarn in den weitesten Kreisen auf fruchtbaren Boden fielen. Er wird nicht müde, seinen Landsleuten das Wort zu predigen: „Immer vorwärts mußt Du streben, nie ermüdet stille stehen"; er wird nicht müde, ihnen die großen Männer des Auslandes vorzuführen und Fleiß, Studium und sittliche Stärke als die Hauptmotoren des Erfolgs hinzustellen.

Trefort ist nicht nur Cultus- und Unterrichtsminister, sondern auch Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, und so wird es gewiß allseitig mit Befriedigung vernommen werden, daß er den akademischen Sinn und das humane Gemüth im Sinne des Humanismus Herder's allen Mitgliedern wissenschaftlicher Gesellschaften empfiehlt. Mit gleicher Befriedigung wird man es vernehmen, daß Trefort die Forderung aufstellt, den constitutionellen Staat mit Aufwendung aller Kraft gegen den Absolutismus zur vertheidigen. Ebenso berührt es sehr angenehm, daß er Guizot's Anschauung über die Preßfreiheit zu der seinigen macht:

„Für Regierungen und freie Völker gibt es nur ein honettes und wirksames Mittel, mit der Preßfreiheit auszukommen: sie müssen dieselbe aufrichtig acceptiren, dürfen aber nicht kameradschaftlich mit ihr umgehen. Man darf weder einen Märtyrer, noch einen Götzen aus ihr machen, man muß sie an ihrer Stelle gelten lassen, ohne sie über ihren Rang zu erhöhen. Die Preßfreiheit ist weder eine Gewalt im Staate, noch die Repräsentantin der allgemeinen Intelligenz oder oberster Richter über die staatlichen Gewalten; sie ist einfach das Recht der Bürger, über Staatsangelegenheiten und das Verhalten der Regierung ihre Meinung auszusprechen, ein achtungswerthes und gewaltiges Recht, aber seiner Natur nach anmaßend; damit es auch heilsam bleibe, dürfen sich die Staatsgewalten niemals vor demselben demüthigen und müssen sie deshalb auch die Verantwortlichkeit fühlen lassen, die mit jedem Rechte einhergeht."

Der ganze Adel seines Wesens spricht sich schließlich in der Betrachtung aus, welche er an das Leben Guizot's knüpft. „Wir lernen daraus," sagt er, „daß die Aufgaben des öffentlichen Lebens mit jenen des Familiendaseins in Harmonie bleiben können. Eine, über allen Zweifel erhabene Wahrheit ist es, daß Derjenige, der die Seinigen nicht liebt und ihnen gegenüber seine Schuldigkeit zu thun nicht versteht, nicht fähig ist, sein Vaterland zu lieben und die Pflichten des Patrioten zu erfüllen."

Ein großes Verdienst hat sich August Trefort durch das Gesetz über die Mittelschule — so heißen in Ungarn die Gymnasien und Realschulen — erworben; und deshalb haben seine Auslassungen über dieselben einen hohen praktischen Werth. Bei aller Verehrung, welche er für die Cultur und Literatur der römischen und griechischen Welt hegt, ist er doch der Ansicht, daß es nicht unsere Aufgabe sein könne, dahin zurückzukehren, wo die Griechen und Römer gestanden. „Die Alten, die mit Recht gerühmt werden können, auf Kosten der Neueren zu rühmen — das ist eine Ausgeburt der Unwissenheit oder einer verkehrten schulmeisterlichen Phantasie." Er schließt sich der Ansicht Du Bois-Reymond's an, daß man auch ohne die klassischen Sprachen, einzig mit Hülfe der modernen Literaturen, einen höheren Grad der Bildung erreichen könne.

„Ich werde, so lange ich Unterrichtsminister bin, stets bestrebt sein, so viel als möglich Specialfachschulen zu errichten, welche gleichsam als Blitzableiter der Gymnasien dienen können, damit das studirte Proletariat nicht überhandnehme. In den Gymnasien sollen jene bleiben, die Talent und Neigung zu höherer Bildung beseelt und die der antik-klassischen Studien benöthigen. Ich ermahne daher die Directoren, in den unteren Klassen mit der nöthigen Strenge vorzugehen, damit die armen Kinder, die weder Talent noch Fleiß besitzen, rechtzeitig eine andere Laufbahn betreten; — wobei ich drastisch genug wiederholen will, daß das Kind auch des ärmsten Vaters, auch des Straßenbettlers, selbst Ministerpräsident, Judex Curiae, Cardinal, General werden kann, wenn es Talent und Eifer hat. Allein arme Eltern sollen ihre talentlosen Kinder nicht in die lateinische Schule schicken."

Das anregende und oft glänzend geschriebene Werk wird gewiß manchen Leser auf den Verfasser neugierig machen und so werden denn einige Worte über sein Leben und Wirken unseren Lesern willkommen sein.

August von Trefort wurde am 7. Februar 1817 zu Homona im Zempliner Comitat (Ungarn) geboren. Sein Vater war ein angesehener Provinzialarzt. Der Knabe war noch nicht 14 Jahre alt, als ihn das herbe Geschick traf, seine Eltern auf einmal durch die Cholera zu verlieren. Eine Gönnerin seines Vaters, die Gräfin Petronella von Csáky, nahm sich des talentvollen Knaben an, sie ließ ihn erziehen und an der juridischen Facultät zu Budapest ausbilden. Schon mit 19 Jahren verließ er die Hochschule und unternahm längere Reisen nach Deutschland, Frankreich, England, Schweden, Italien und Rußland und kehrte 1837 nach seinem Vaterlande zurück. Er führte über seine Reiseeindrücke Tagebücher; Einiges daraus veröffentlichte er 1839 zu Gunsten der Ueberschwemmten in dem von Baron v. Eötvös redigirten Journal: „Társalkodó" („Gesellschafter"), sowie in den 1881 erschienenen „Denkreden und Essays". Hier zeigt sich schon die ganze Eigenart des Schriftstellers Trefort. Er ist eine durchaus receptive Natur, indem er die Ereignisse lebhaft und rasch erfaßt und dieselben regen ihn zu neuen, fruchtbaren Gedanken an. Seit jener Zeit hat er wiederholt fast jedes Jahr weite Reisen unternommen und stets ist er mit der festen Ueberzeugung zurückgekehrt, daß man die Sitten und Gewohnheiten der Völker und deren Institutionen nicht so sehr aus Büchern und Beschreibungen, sondern aus eigener Anschauung und Prüfung kennen lernen muß. Auf diesen weiten Reisen verschaffte er sich den umfassenden Gesichtskreis und die unmittelbaren vielseitigen Erfahrungen, welche ihn als Minister auszeichnen.

In seiner Heimath beschäftigte sich Trefort eingehend mit

Digitized by Google

nationalöconomischen, politischen, historischen und kunstgeschichtlichen Studien. Schon damals war sein Augenmerk darauf gerichtet, die Cultur seines Volkes zu heben. So brachte am 22. December 1838 das „Jenlenkov" — „Die Gegenwart" —, die einzige damals bestehende politische Zeitung, einen Aufruf zur Begründung eines Kunstvereins von ihm, und sein Mahnruf blieb nicht ohne Erfolg. Die Künste wurden in Folge dessen mehr wie bisher gefördert und künstlerische Bestrebungen machten sich in erfreulicher Weise geltend. Mit seinen Gesinnungsgenossen Baron v. Eötvös, Moritz Lukács und Ladislaus von Szalay gründete er die erste, auf europäischem Niveau stehende wissenschaftliche Zeitschrift: „Budapester Revue". In diesem Organ veröffentlichte er u. A. folgende lehrreiche Artikel: „Von unseren materiellen Interessen", „Das Besitzrecht in Ungarn" u. s. w. Schon im Jahre 1841 wurde er in Folge seiner wissenschaftlichen, speciell nationalöconomischen Arbeiten zum Mitgliede der ungarischen Academie der Wissenschaften gewählt. 1842 schrieb er sein Werk: „Blicke auf die Geschichte der Entwickelung der englischen Verfassung", welches lebhaften Anklang fand. Für das von Ludwig Kossuth redigirte Blatt: „Pesti Hirlap" schrieb er zahlreiche Abhandlungen über Zoll- und Bankangelegenheiten. Von der königl. Freistadt Neusohl für den Landtag von 1843—1844 zum Abgeordneten gewählt, nahm er eifrigen Antheil an den parlamentarischen Arbeiten. Am 14. März 1847 vermählte er sich mit Fräulein Helene von Rosty und wurde dadurch Schwager seines Freundes Baron v. Eötvös, der die ältere Schwester geheirathet hatte.

Im ersten verantwortlichen ungarischen Ministerium von 1848 bekleidete Trefort das Amt des Staatssecretärs für Handel und Gewerbe und zog sich nach Niederwerfung der Revolution auf die Besitzung seiner Gattin im Békéser Comitat zurück. In stiller Zurückgezogenheit schuf er nun bedeutsame Werke und entwarf Reformpläne, die für sein Vaterland von größtem Nutzen werden sollten. Nach den am 2. Februar 1871 eingetretenen Tode des ungarischen Cultus- und Unterrichtsministers Eötvös bot der damalige Ministerpräsident Graf Julius Andrassy Trefort das Unterrichtsportefeuille an. Erst nach zwei Jahren acceptirte Trefort dasselbe. Seine Ernennung datirt vom 4. September 1872. Seit jener Zeit ist er ununterbrochen Chef des Unterrichtswesens.

Die Unterrichtspolitik Treforts ist: auf einmal und gleichzeitig jeden Zweig des Unterrichts bis zur höchsten Stufe zu fördern und zu entwickeln. Baron Eötvös schuf das Volksschulengesetz, aber die Ausführung desselben blieb seinem Nachfolger vorbehalten, und sie ist heute zum größten Theil vollendet. Besonderes Gewicht legt der Minister auf den Mädchenunterricht. Er errichtete zahlreiche Lehrer- und Lehrerinnen-, Präparanden-, Gewerbe- und Handarbeitsschulen und wirkte, wie gesagt, schöpferisch auf dem Gebiete des Mittelschulwesens. Er hat die Realschulen den Gymnasien gleichgestellt. Wie sehr dieser Unterrichtsminister sich bemüht, den Anforderungen des praktischen Lebens Rechnung zu tragen, ersieht man daraus, daß er in den Mittelschulen Gesundheitslehre und Nationalöconomie unterrichten läßt. Ebenso erfolgreich und ruhmvoll ist seine Wirksamkeit auf dem Felde des höheren Unterrichts. Die Pester Universität kann jetzt sowohl in Bezug auf ihre Institutionen, Kliniken ꝛc., als auch ihre Lehrkräfte mit den ersten europäischen Universitäten in die Schranken treten. Er hat der Wissenschaft zahlreiche Prachtgebäude errichten lassen, die ihres Gleichen suchen. Auch das Pester Polytechnikum steht auf der Höhe der gleichartigen Institute des Auslandes.

Es würde zu weit führen, wollten wir im Einzelnen noch nachweisen, was Trefort für die Künste und Literatur gethan hat und noch thut, — so viel steht fest, daß Ungarn ohne ihn schwerlich so rasch ein moderner Culturstaat geworden wäre. Als Denker, Reformator und Staatsmann gebührt August Trefort nicht allein die wärmste Anerkennung seiner Landsleute, sondern auch diejenige Deutschlands, dessen Wissenschaft und Literatur in ihm einen ebenso begeisterten wie erfolgreichen Verehrer und Förderer gefunden hat!

Feuilleton.

Vor den Geschworenen.

Von Erwin Bauer.

(Schluß.)

„Eines Abends in der Woche — die Läden vor den Schaufenstern des Theehändlers Borin waren bereits geschlossen — kniete Pawel Lartschenko in seinem, zu ebener Erde gelegenen Stübchen vor dem Bilde der Mutter Gottes und betete. Die ganze Qual seiner reinen Seele floß in das inbrünstige Flehen zur großen Wunderthäterin über: Sie möge ihm den Weg weisen, wie er den Vater bessern und Mutter und Geschwister vor dem entscheidenden Unheil bewahren könne! Da pocht es leise, schüchtern an das Fenster. Erschreckt sprang Pawel auf, eilte zum Fenster und blickte in das Halbdunkel des Sommerabends hinaus. Vor ihm stand Jelena, sein Schwesterchen und winkte ihm hastig zu. Seine Glieder erstarrten; eine furchtbare Ahnung krampfte sein Herz zusammen. Was war geschehen? Bebend schlug er das heilige Kreuz über sich; dann flog er hinaus — in den Hof — durch die Pforte auf die Straße — auf seine Schwester zu, ihre Hand zitternd erfassend. »Was gibt's, Jelena? Was geschah? Der Vater — —« — Sie winkte ablehnend. »Nichts — nichts, Brüderchen, — es ist nichts! Ich wollte Dich nur bitten, mich nach Hause zu begleiten. Gestern Abend, als ich aus dem Geschäft heimging, war der Vater früher als gewöhnlich aus der Kneipe aufgebrochen. Ihn begleiteten zwei wüste Gesellen — Matrosen; ich traf mit ihnen vor der Hausthür zusammen; sie wurden gegen mich zudringlich, führten allerlei Redensarten — ich fürchtete mich; Väterchen war so betrunken, daß er mir nicht beistehen konnte; auch meinte Väterchen, ich sei alt genug und hübsch — und brauchte mich vor seinen Freunden nicht zu zieren — — — Wenn Brüderchen Iwan nicht rechtzeitig die Thür geöffnet und mich hineingezogen hätte, — wer weiß, was mir geschehen wäre!« .... Pawel knirschte mit den Zähnen. Stumm legte er den Arm der Schwester in den seinen, und ohne ein Wort zu reden, schritten sie heimwärts der Bulgarenstraße zu. — — — — Am nächsten Morgen stand Pawel Lartschenko vor seinem Brodherrn: »Michail Petrowitsch« — sagte er — »ich habe eine Bitte an Sie!« — »Nur zu, Pawel Feodorowitsch, Du bist ein fleißiger und ordentlicher Lehrling, wirst bald Commis, — ich gewähre Dir gern eine Gefälligkeit!« — »Michail Petrowitsch«, erwiderte Pawel, und ein Strahl der Dankbarkeit blitzte aus seinen schwermüthig ernsten Augen, »ich habe mit meinem Vater zu reden und bitte um Urlaub für den heutigen Vormittag. Und dann — darf ich des Abends, nach Schluß des Geschäftes, mein Schwesterchen Jelena nach Hause geleiten. Ihr Weg führt sie hier vorüber, sie ist jung und hübsch, und die Bulgarenstraße, wissen Sie, Michail Petrowitsch, — da treibt sich allerlei Gesindel herum ...« — »Du bist ein braver Bursche, Pawel Feodorowitsch«, sagte Michail Petrowitsch Borin; »gern gewähre ich Dir Deine Bitten!« .... Einige Minuten nach dieser Unterredung ging Pawel raschen Schrittes der Wohnung seiner Eltern zu. Unterwegs trat er in einen Waffenladen und kaufte sich einen billigen Revolver. Er barg ihn sorgfältig in der Rocktasche und murmelte vor sich hin: »Für die Banditen, die mein Schwesterchen bedrohen; in jetzigen Zeiten kann man nicht vorsichtig genug sein, besonders wenn man in der Bulgarenstraße wohnt!« ...

„Soll ich Ihnen, meine Herren Geschworenen, schildern, wie das Gespräch zwischen Vater und Sohn verlief? Wie dieser bat, flehte, weinte und drohte, um seinen Erzeuger auf die Bahn ordentlichen Lebens zurückzuführen, und wie jener mit rohem Gelächter das unberufene Einmischen des Sohnes in seine Angelegenheiten zurückwies, das überquellende Gefühl desselben verhöhnte und schließlich, als Pawel, von heiliger Entrüstung übermannt, mit blitzenden Augen als Recht der Familie verlangte, was er bisher nur erbeten, sein Kind — mit einem Faustschlag niederstreckte? Soll ich Ihnen dies Alles ausführlich erzählen? Ich glaube, Sie haben genug gehört, um begreifen zu können, daß die Verhältnisse unaufhaltsam der Katastrophe zutreiben mußten! .... Der

Digitized by Google

Faustschlag, der Pawels Stirn traf und ihn ohnmächtig zu Boden warf, — er hatte auch sein Herz getroffen und die letzten schwachen Fäden, die noch von demselben zum Vater hinüberleiteten, zerrissen. Als Pawel die Augen aufschlug, trafen sie das über ihn gebeugte abgehärmte Antlitz Anna Filippownas. Ueber dasselbe flog ein Schein der Freude und rang mit dem Ausdruck der zärtlichen Sorge, welche das Mutterherz erfüllte: »Gelobt sei Gott, Du lebst!« entfloh es aufathmend ihren Lippen. Leidenschaftlich schlang Pawel seine Arme um den Hals der Mutter: »Mütterchen, er schlug mich — ich kann ihn nicht mehr lieben — aber es schadet Alles nichts, wenn er nur Dich nicht anrührt! — — — Wenn er aber auch Dich schlagen sollte, wie mich, dann — dann weiß ich nicht, was ich thue!« .... Lange sprachen und weinten Mutter und Sohn miteinander, und so sehr sich Anna Filippowna bemühte, das Herz Pawels zu erleichtern, so vermochte sie ihm doch nicht die kindliche Liebe für den Vater wiederzugeben: Der Schlag in's Antlitz hatte sie getödtet! ... Des Menschen Herz ist ein sonderbar Ding! Wie es Gefühle in Treue hegt und einer Welt zum Trotz in Sorge pflegt, so lange auch nur ein Strahl der Hoffnung winkt, so wandelbar ist es andererseits: eine Secunde vermag auszutilgen, was es Jahre hindurch als unantastbar hochgehalten, — ein Moment genügt, um den ängstlich klopfenden Hort der Liebe in unserer Brust in ein kaltes, unbewegliches Etwas, hart wie Stein, zu wandeln! Als Pawel Lartschenko des Abends vor dem Schlafengehen mit verbundenem Haupte vor dem Heiligenbilde kniete, da betete er nicht mehr um Erleuchtung durch die Gnadenmutter, wie er den Sinn des Vaters zum Guten lenken könne, sondern um die rechte Eingebung, wie er Mutter und Geschwister vor ihrem Todfeinde, dem eigenen Vater, schützen solle, ohne gegen die göttlichen Gebote zu sündigen. »Gib mir Kraft und Muth, Heilige Mutter Gottes, und bewahre mich vor Sünde!« so tönte es unabläßig von seinen Lippen, in seinem Herzen .... Hat ihn die Heilige Jungfrau erhört? Hat die weise Allmacht, die der Menschen Schritte und Thaten lenkt, in unerforschlichem Rathschluß ihre Hand von seinem unschuldigen Haupte gezogen, damit er in's Verderben stürze? Oder hat sie ihn als ihr Werkzeug benutzt, auf daß die gerechte Strafe den Schuldigen ereile? — Auch wenn ich mich berufen fühlte, auf diese Fragen die Antwort zu ertheilen, vermag ich's nicht mehr: die Vorsehung selbst ist mir zuvorgekommen! Sie hat ihr unwiderrufliches Urtheil gesprochen und harrt des Augenblicks, in welchem Sie, meine Herren Richter und Geschworenen, sich vor diesem Urtheil beugen! .....

„Haßte Pawel Lartschenko seinen Vater? Ich glaube es nicht. Unser Volk neigt zum Fatalismus und in seiner Seele herrschen Instincte, welche Propheten erzeugen. So mochte auch Pawels Gemüth — von der düsteren Ahnung des unvermeidlichen Endes ergriffen — durch den Gedanken beherrscht worden sein: das Fatum habe ihn dazu bestimmt, sich selbst zu opfern, um diejenigen zu retten, denen seine leidenschaftliche Liebe gehörte. Er erblickte im Vater das böse Princip, das den Seinen den Untergang drohte, und alle seine geistigen Fähigkeiten, seine ganze Energie richteten sich darauf, Mutter und Geschwister, deren einzige natürliche Stütze er geworden, zu *schützen*! Das war der leitende Gedanke all' seines Widerwillens, all' seines Widerstandes gegen den Vater! Früh Morgens stahl er sich heimlich fort aus dem Geschäft und eilte in die Bulgarenstraße, weil er nicht Rast noch Ruhe fand, bevor er wußte, daß sein Vater das Haus verlassen. In der Mittagspause flog er auf Schwingen der Sorge heim zum Mütterchen, um sie zu trösten, mit ihr über die materielle Lage zu rathschlagen und die Wehklagen ihres Leides blutenden Herzens anzuhören. Des Abends aber, da erwartete er sein Schwesterchen vor Michail Borins Hausthür, geleitete sie heim und harrte, im gegenüberliegenden Thorweg verborgen, stumm, bis der Vater schwankenden Schrittes nach Hause kam, sich mit lallender Zunge von den Genossen seiner Trunksucht verabschiedete und über die Schwelle in die Wohnung stolperte. Erst wenn Alles still blieb und Pawels an's Fenster der elterlichen Stube gepreßtes Ohr das laute Schnarchen des trunkenen Vaters vernahm, verließ er seinen Posten, eilte die langen öden Straßen entlang und schlich sich in sein Zimmerchen, um Gott zu danken, daß Er ihm wieder vierundzwanzig Stunden Frist vergönnt vor der Entscheidung! — —

„Wenn Pawel seinen Vater auch nicht haßte, so vermochte er ihn doch auch nicht zu achten. Und dieses Gefühl verwandelte sich bald in unüberwindlichen Abscheu, — in jenen Abscheu, der ein heiliger ist; denn nur die unverdorbene Seele vermag ihn zu hegen gegenüber Verkommenheit und Niedertracht! .... Eines Abends, als Pawel wiederum klopfenden Herzens im finsteren Thorweg die Heimkehr des Vaters erwartete, sah er mit Erstaunen, daß derselbe festeren Schrittes, als sonst, auftrat. In seiner Begleitung befand sich ein wild aussehender Kerl, den Pawel zum ersten Mal erblickte. Vor der Hausthür angelangt, sahen sich die beiden Männer scheu um und flüsterten dann eifrig mit einander. Dann griff der fremde Mensch in seine Blouse, holte ein Päckchen hervor, öffnete es und drückte Feodor Stepanow etwas in die Hand. »Das ist, bei Gott, die Hälfte!« — vernahm Pawel — »der verfluchte Jude wollte für die Uhr nicht mehr zahlen! Das nächste Mal wollen wir bessere Geschäfte machen!« — »Schon gut!« erwiderte der Vater; »es langt für einige Tage. Auf Wiedersehen — morgen früh im Hafen — beim Postdampfer aus Poti. Gäben die Heiligen, daß er reichere Passagiere bringt, als heute anlangten!« Und mit heiserem Gelächter trennten sich die beiden Männer ... Die Nacht begann sich vor dem anbrechenden Tage zu flüchten; von Osten her stiegen rosafarbige Streifen am Himmelssaume auf, — aber noch immer stand Pawel Lartschenko im Winkel des Thorweges, das Antlitz an die feuchte Steinwand gepreßt und mit den Händen krampfhaft den kalten Kalkbewurf zerkratzend. Sein Vater — ein Dieb, ein Verbrecher an fremdem Gut — ja, vielleicht an fremdem Leben! .. Und was die Seele des Kindes ahnte und, als es schleppenden Ganges durch die Morgenfrische seiner Lagerstätte zuwankte, verzweifelt hin und her erwog — hat das die Untersuchung in diesem Processe nicht zehnfach erwiesen? Wir wissen es heute besser, als an jenem Morgen der Angeklagte Pawel Lartschenko es wissen konnte: sein Vater war, um seinem Laster reichlicher zu fröhnen, als es der Erwerb der Familie gestattete, schon längst Mitglied einer jener Diebesbanden geworden, welche in unserem Hafen ihr lichtscheues Gewerbe treiben und nicht nur das Eigenthum, sondern auch Blut und Leben ahnungslos landender Reisender bedrohen! .....

„Je unbegreiflicher die Langmuth des Himmels uns Menschen erscheint, desto näher ist sie der Grenze, wo an ihre Stelle unerbittlich und vernichtend die Strafe tritt! Zwei Tage gingen seit jener Nacht hin, in der Pawel Lartschenko seinen Vater verabscheuen lernte, — Tage, an denen er nur noch als Schatten seiner selbst mechanisch sein Tagewerk verrichtete, und in seinem Innern nach irgend einem festen Entschlusse rang. Der Morgen des dritten Tages brach herein; es war ein Sonntag und der Tag — der Entscheidung. Pawel machte sich später als gewöhnlich auf den Weg nach Hause. Er scheute zum ersten Male die Begegnung mit dem Vater. Als er vor dem Häuschen in der Bulgarenstraße stand, das — hell von der Vormittagssonne beschienen — im Schmuck der Armuth, in der Reinlichkeit, glänzte, da brach der ganze Jammer, den die vier Wände in ihrem Innern bargen, über ihn hinein; er lehnte sein Haupt an die Thür und helle Thränen rannen über sein abgemagertes Angesicht. Aber er mußte stark sein. Noch einmal wollte er vor den Vater hintreten, wollte ihm sagen, daß er nun auch sein verbrecherisches Gewerbe kenne, und wollte ihn durch die Drohung mit einer Anzeige bei der Polizei veranlassen, die Heimath seines Weibes und seiner Kinder fortan zu meiden, die Stätte zu fliehen, auf der er auch das neu erblühte Glück der Familie zerstört und vernichtet ... Leise öffnete Pawel die Thür. Sein Mütterchen, das wußte er, war in die Kirche zur Frühmesse gegangen. Er hoffte, den Vater allein und soweit nüchtern anzutreffen, daß er seinen Plan ausführen könnte. Die Wohnstube war leer; des Brüderchens Mütze hing nicht am Nagel: er mochte mit der Mutter gegangen sein. Aus dem Schlafzimmer aber ertönte des Vaters heisere Stimme — leise und eindringlich, als rede er Jemand zu, — und dazwischen — täuschte ihn nicht sein Gehör? — dazwischen hörte Pawel leises Klagen — verhaltenes Schluchzen ... Er eilte, vorsichtig auftretend, der Thür der Schlafstube zu und lauschte ... Was er hier, vor Scham und Zorn erglühend, vernahm, meine Herren Geschworenen, — soll ich es aussprechen? Soll ich den Ekel überwinden, der mich erfaßt, wenn ich erwägen muß, wie tief ein Mann zum Thier herabsinken kann? So tief, daß er sich nicht scheut, sein eigenes unmündiges Töchterchen mit Anträgen zu verfolgen! Nein, — ich darf auf die Wiedergabe dessen, was

Digitized by Google

Pawel Lartschenko hören mußte, verzichten. Noch zittert mir im Ohr der Schrei der Entrüstung nach, mit dem Sie, meine Herren Geschworenen, und die ganze hohe Versammlung in diesem Saale beim gestrigen Zeugenverhör die Aussagen Jelena Lartschenko's beantworteten! Noch bebt in meinem Gemüthe die Erregung wieder, welche alle hier Anwesenden ergriff, empörte und zu Thränen des Schmerzes und der Wuth hinriß, als gestern das vierzehnjährige Kind unter schluchzendem Erröthen schildern mußte, wie sie ihrem eigenen Vater mit Thränen und Klagen widerstanden, ihn endlich mit übermenschlicher Kraft von sich gestoßen, der Thür zugeeilt und dem, diese aufstoßenden Bruder ohnmächtig in die Arme gesunken war! Durch die Kraft der Verzweiflung zum Manne gewachsen, hatte Pawel den seinem Töchterchen nachtaumelnden Vater zurückgestoßen, daß er niederstürzte, und seine Schwester hinausgezogen — durch das Wohnzimmer — auf die Straße. Seine Küsse und Thränen erweckten das Mädchen aus der Ohnmacht, und sein Arm stützte es, als sie Beide durch die Gassen der nahen Kirche zuwankten, um der Mutter, dem Bruder entgegenzugehen ....

„Das Maß Feodor Stepanow Lartschenko's war zum Ueberlaufen voll, und nur noch wenige Stunden seines unwürdigen Daseins schenkte ihm die himmlische Gerechtigkeit! Als Anna Filippowna, aus der Kirche tretend, ihren Sohn und ihre Tochter vor dem Gotteshause eng umschlungen sitzend fand und aus dem Munde Pawels vernommen hatte, was geschehen war, — da vereinigte sie zuerst ihre Thränen mit denjenigen ihrer Kinder; dann aber reifte in ihr der Gedanke zur That, nun endlich den Schutz der staatlichen Gewalt gegen den Unmenschen anzurufen, den sie schaudernd ihren Mann nannte. Vorher aber gedachte sie, ihre Kinder nach Hause zu geleiten, weil sie wähnte, Feodor Stepanow sei, wie immer, in die Kneipe geeilt. Indeß, das Schicksal hatte es anders beschlossen ... Als Mutter und Kinder vor ihrem Häuschen in der Bulgarenstraße anlangten, fanden sie die Thür verschlossen. Befremdet klopfte Anna Filippowna an dieselbe und auf ihr wiederholtes Pochen erschien endlich Feodor Stepanow am Fenster. Anna Filippowna wollte, als sie ihren Maun erblickte, umkehren. Dieser aber stieß den Fensterflügel auf und bat sie — wie es schien, nüchtern — mit verstellter Freundlichkeit, einen Augenblick zu warten, bis er die Hausthür geöffnet: er sehe ein — so betheuerte er —, daß er schlecht gehandelt; deshalb habe er die Rückkunft von Weib und Kindern erwartet; er bäte sie um Verzeihung; sie möchten nur getrost eintreten, denn sie fänden einen Sünder vor, der nur noch einen Gedanken habe — die Reue ... »Mütterchen, glaub' ihm nicht, ich bitte Dich — glaub' ihm nicht!« rief Pawel ahnungsvoll und suchte die Mutter vom Hause fortzuziehen. Indeß, Anna Filippowna hörte nicht auf die Warnung ihres Sohnes, — sie ließ sich bethören. Kaum aber waren sie und die Kinder eingetreten, so schloß Feodor Stepanow die Thür von innen und herrschte sein Weib mit wuthbebender Stimme an: »Wohin wolltest Du denn mit den Rangen, he? Auf's Polizeibüreau, was? Um den Vater anzuzeigen — ihn in's Verderben zu stürzen? Ah — ich weiß ganz gut, was Du im Schilde führst, du falsche Canaille! Warte, ich werde Dich!" ... Und mit geballten Fäusten stürzte Feodor Stepanow auf sein Weib los. Pawel warf sich ihm entgegen: ein Faustschlag traf ihn, daß er seitwärts taumelte. Ihm schwamm es vor den Augen. Halb ohnmächtig sah er, wie der Vater sein Mütterchen an den Haaren ergriff, mit der Faust auf sie losschlug und sie zu Boden schleuderte. Vor seinen Blicken drehte sich das Zimmer im Kreise. Er hörte wie im Traume das Gekreisch seiner Geschwister, das Wuthgeheul seines Vaters und dazwischen den schwachen Hülferuf seiner Mutter. Er sah deutlich, wie der Vater den rechten Fuß hob, um mit seinem eisenbeschlagenen Stiefel der Mutter in's Antlitz zu treten. Da griff er in die rechte Rocktasche; in seiner Hand blitzte der Revolver; ein Schuß erdröhnte im Gemach, und lautlos, wie vom Blitz getroffen, stürzte Feodor Stepanow mit durchschossenen Schläfen über sein ohnmächtiges Weib ...

„Ich bin zu Ende, meine Herren Geschworenen! Daß Pawel Lartschenko eine halbe Stunde nach dem Tode seines Vaters im Polizeibüreau erschien und sich selbst des Vatermordes anklagte, ist Ihnen bekannt. Er war dabei ruhig und gefaßt, denn der Kuß, den seine Mutter ihm beim Abschied auf die Stirn gepreßt, hatte ihm die Weihe, das Bewußtsein der Unschuld mitgegeben auf den schweren Weg ... Und ich rufe es hinaus in alle Welt, daß er unschuldig ist, trotzdem sein Vater von seiner Hand gefallen! Nicht die That darf hier reden — nein und abermals nein! Die Umstände, unter denen sie verübt wurde, sprechen lauter, als ihre nackte Existenz! Das über der Familie Lartschenko schwebende Verhängniß hat sich erfüllt. Wir stehen vor dem grauenerregenden Ende, — vergeblich aber lausche ich auf die Stimme, die um Vergeltung für eine Missethat gen Himmel schriee! Denn kein Verbrechen ward verübt, sondern ein Act der Gerechtigkeit vollzogen, — und zwar vollzogen durch die Hand des Angeklagten! Ihn hat die Vorsehung zum rächenden Strafvollzieher erlesen über ein Scheusal, das sein Dasein auch nach menschlichen Begriffen tausend Mal verwirkt hatte! Es steht geschrieben, daß ohne den Willen des Herrn Niemandem ein Haar gekrümmt werde! Gibt es da noch einen Zweifel? Der Wille des Herrn ist geschehen. Wo aber Gott gerichtet, da schweige der Mensch! ... Statt über die Verbrechen des Vaters ein Urtheil zu fällen, sitzen Sie, meine Herren Geschworenen, — o Ironie der menschlichen Einrichtungen! — heute über den Sohn zu Gericht, — über den Sohn, dessen Hand, von höherer Gewalt als die menschliche geführt, das Strafgericht vollendet, dem Sie nach Recht und Gesetz Feodor Stepanow Lartschenko überliefert hätten! Wo ist da die Schuld, welche Sühnung heischt? Nur die Verblendung sieht in der That allein ein todwürdiges Verbrechen: die Weisheit forscht nach dem Ursprung des Geschehenen und richtet nicht, wo kein fluchwürdiger Gedanke, keine strafbare Absicht, kein leidenschaftlicher Irrthum den Thäter um die Unschuld des Herzens und des Verstandes gebracht! ... Meine Herren Geschworenen! Sie wissen jetzt die volle Wahrheit. Gehen Sie und üben Sie Gerechtigkeit! Und wenn Sie auch nur einen unreinen Fleck im Denken und Handeln Pawel Lartschenko's zu finden vermögen, dann sprechen Sie über ihn das Schuldig aus!" — — —

Der Vertheidiger schwieg, und lautlos, wie sie ihn angehört, verharrte die Menge im Saale. Doch nur einen Augenblick, — und es lief ein Zittern durch die Mauer von Menschenköpfen und Herzen, die den Anklageraum umrahmte; das tiefe Aufathmen des Erwachens ward hörbar; es ging in das Brausen und Wogen tiefster Bewegung und leidenschaftlicher Erregung über und suchte seinen Ausdruck in einem Beifallssturme, der den Saal erbeben machte ... Der Staatsanwalt verzichtete auf ein weiteres Wort und die Geschworenen erhoben sich, ernst und schweigsam, und folgten dem Obmann in's Berathungszimmer. Und wieder lagerte die Ruhe der Spannung über der Zuhörermenge; die Minuten wuchsen zu Stunden, zu einer Ewigkeit banger Erwartung. Da öffnete sich die Thür des Nebenzimmers: die Geschworenen erschienen wieder; sie nahmen ihre Plätze ein, und der Obmann erhob sich.

„Hoher Gerichtshof!" — so sprach er mit vor freudiger Rührung bebender Stimme — „Die Geschworenen haben nach reiflichem Erwägen und in der Ueberzeugung, daß das, was vor Gott gerecht ist, auch vor den Menschen gerecht sein müsse, die Frage: Ist der Angeklagte Pawel Lartschenko schuldig, seinen Vater ermordet zu haben? einstimmig zu beantworten: »Nein, er ist nicht schuldig!« Der Herr sei diesem Urtheil gnädig!" ...

Ein Schrei des Entzückens folgte diesen Worten. Im Taumel der allgemeinen Freude und des rasenden Beifalls aber, der den Schwurgerichtssaal durchbrauste, erstarb der leise Ruf, mit dem eine schwarzverhüllte Gestalt auf den Angeklagten Pawel Lartschenko zueilte und ihn in ihre Arme schloß, — der durch Freudenthränen erstickte Ruf: „Mein Sohn — mein Sohn!"

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,

Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Bad **Reinerz** i/Schl., klimatischer Gebirgs-Kurort, bleibt redlich bemüht, seine Kur-Einrichtungen mehr und mehr zu verbessern und seinen Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen. Durch Erbauung der, voriges Jahr dem Verkehr übergebenen, neuen Wandelbahn ist einem längst gefühlten Bedürfnisse Abhilfe geschaffen worden. Ihre räumliche Ausdehnung in einer Länge von über 500 Fuss ermöglicht die Aufnahme Vieler, welche eigener Wille oder die Anordnung des Arztes zu den Heilquellen von **Reinerz** geführt hat. Eine mit derselben in unmittelbarer Verbindung stehende hohe, geräumige Tonhalle ist ganz geeignet, um als Sammelort dem Kur-Publikum zu dienen und durch Benützung bei Concerten, Soireen und dergl. den seitherigen Kursaal für andere Zwecke zu reserviren. Die während des Winters ausgeführte Malerei der Wandelbahn und des Musiksaales wird durchgängig als eine hocheleganteund äusserst gelungene bezeichnet. Wohl hat die Ausführung des Gesammt-Baues einen Kostenaufwand von 180,000 M. erfordert, indessen ist dadurch doch ein Werk geschaffen, das Generationen ausdauern und dem Kurort stets zur Zierde gereichen wird.

Ferner ist durch den rühmlichst bekannten Obergärtner Hampel zu Berlin im Laufe des vorigen Jahres ein Project zur Neu-Anlegung des ganzen 22 Morgen grossen Kurparkes entworfen worden. Welche Neu-Einrichtung geplant ist, geht daraus hervor, dass der Kostenanschlag eine Summe von 48,800 M. erfordert. Auch die Ausführung dieses Projectes ist theilweise schon in Angriff genommen und bereits sind Tausende von Bäumen und Zier-Sträuchern neu eingepflanzt.

Jeden Tag finden früh und Nachmittag Concerte der städtischen Kurkapelle statt; für Abend-Unterhaltungen ist ebenfalls genügend gesorgt durch regelmässige Abhaltung von Kammer-Musik-Abenden, Symphonie-Concerten und Theater-Vorstellungen. Ausserdem finden sich in angemessenen Zwischenräumen fremde Künstler ein.

Das Bad besitzt drei alkalisch-erdige Eisensäuerlinge, zwei grosse Badehäuser und eine der grössten und altrenommirten Milch- und Molken-Anstalten.

Post- und Telegraphen-Amt befindet sich sowohl in Bad, als auch Stadt Reinerz.

Endstationen der Eisenbahnen sind: Glatz, 24 Klmtr. und Nachod, 20 Klmtr.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.,** Oppelstr. 44.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. m. Regist. in Orig.-Leinwbdn. und **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, zus. 50 ℳ. — Goethe's Leben v. **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben v. **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zusammen 15 ℳ. — **Schiller,** Sämmtl. Werke m. Biogr. v. Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. geb. nebst: **Heine,** Werke, Hamb. 76, 12 Bde. geb. und: **Grabbe,** Werke, herausg. v. Gottschall, Leipz. 70, 2 Bde. geb. zusammen 25 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart“,** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag der H. Laupp'schen Buchh. in Tübingen

In unserem Verlag erschien:

Die Grundlagen der Karl Marx'schen Kritik der bestehenden Volkswirthschaft.

Kritische und ökonomisch-litterarische Studien von

Dr. Georg Adler,

Docent der Universität Freiburg i. B.

gr. 8. broch. ℳ 6,—.

Eine vorzügl. Litteratur-Geschichte, nicht trocken und langweilig, sondern anregend und interessant ist die

Geschichte der deutschen Litteratur

von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit (1884)

von **Dr. Franz Hirsch**

(Redakteur von „Schorers Familienblatt“).

3 starke Bde., gr. 8., Ladenpreis M. 24.—

für nur M. 12.—, Eleg. gbd. M. 15.—

Noch nie wurde ein sowohl inhaltlich, wie hinsichtlich der Ausstattung so schönes, durchaus gediegenes Werk zu einem so billigen Preise angeboten!

Nur neue Exemplare! Umtausch gestattet!

Gustav Fock in Leipzig.

Neumarkt 40 u. 38 I.

Bücher-Versandgeschäft.

Kataloge billiger Bücher gratis!

Augenblicksbilder

in Lichtdruckausgaben. Katalog gratis. **Ottomar Anschütz, Lissa** (Posen).

Ein junger lievländischer Schriftsteller,

Mitarbeiter von Rigaer, Petersburger und deutschen Zeitungen, academisch gebildet, auch des Russischen mächtig, sucht eine Stelle als Redacteur eines deutschen Blattes. Er ist in politischen, literarischen und zumal volkswirthschaftlichen Fragen wohl bewandert und, da er längere Zeit in Moskau gelebt, in russischen Dingen vorzüglich informirt. Günstige Zeugnisse stehen zu Diensten. Ansprüche sehr bescheiden. Eintritt sogleich. Auskunft ertheilt die **Redaction der „Gegenwart“.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Blutjung

und andere Erzählungen

von

E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis ℳ 3.—

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder“** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen.

Roman

von

Björnstjerne Björnson.

Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis ℳ 4.—

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben;* die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXX. Bande der **„Gegenwart“,** sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 28. Mai 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Branntweinsteuer. Von Karl Walcker. — **Literatur und Kunst:** Die Gesetze der bildenden Kunst. Von C. W. Th. Fischer. — Krisen im Burgtheater. Von X. Wiener. — Witz und Humor. Von Gustav Kleinert-Iserlohn. (Schluß.) — **Feuilleton:** Wovon die Menschen leben. Eine Pfingstlegende von Graf Leo Tolstoi. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: „Die Hochzeit auf dem Aventin". Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die Branntweinsteuer.

Von Karl Walcker.

Es gibt Steuerfragen, die mehr oder minder isolirt, rein finanziell betrachtet werden können. Dahin gehören z. B. die Biersteuer- und die Salzsteuerfrage. Es gibt aber auch Steuerfragen, die mit den gesammten volkswirthschaftlichen Verhältnissen gewisser Landestheile auf's engste zusammenhängen und nur in diesem Zusammenhange richtig verstanden werden können. Zu diesen Fragen gehört z. B. die deutsche Brantweinsteuerfrage.

Trotzdem wird die landwirthschaftliche Bedeutung der Kartoffelbrennerei der östlichen Provinzen Preußens häufig überschätzt. Die Zahl der Kartoffelbrennereien derselben betrug 1885/86 2815. Davon zahlten 559 6,000 bis 12,000, 1411 12,000 bis 30,000 und 324 über 30,000 Mark Steuer. Der Großbetrieb herrscht also stark vor. Vom Ackerlande und Rindviehstande dieser sieben Provinzen gehörten indeß nach J. Wolf nur $6^2/_3$, bezw. $3^9/_{10}$ Procent zu den Gütern mit Kartoffelbrennereien. Von der gesammten Kartoffelernte wurden zu Brennereizwecken verwandt: in Westpreußen 25,5, Pommern 24,4, Brandenburg 22,4, Posen 22,1, Schlesien 18,9, Ostpreußen 17,9, in der Provinz Sachsen 10,1; dagegen im übrigen Preußen nur 0,2 bis 1,8 Procent, im Durchschnitt des ganzen Staates 15,7 Procent. Dazu kommt noch, daß man Kartoffeln nicht bloß zur Brennerei, sondern auch zu vielen anderen Zwecken, zur menschlichen Nahrung, zur Aufzucht von Schweinen, überhaupt von Kleinvieh, zur Stärke- und Zuckerproduction, brauchen kann. Ehemals wurde sogar aus Kartoffeln ein Bier gebraut, dem ein milder, angenehmer Geschmack nachgerühmt wurde. Eine übermäßige Schlempefütterung führt dagegen zur Abmagerung des Viehes, weil der Nährwerth der Schlempe gering ist, und weil bei Störungen des Gährungsprocesses zuviel Essigsäure in dieselbe tritt. Manche Brenner vernachlässigen die Futter-, Stroh- und Viehproduction zu Gunsten des Kartoffelbaues; ja, sie haben sogar sogen. absoluten Waldboden (!) zu schlechten Kartoffeläckern gemacht. Der berühmte, als Praktiker und als Schriftsteller gleich ausgezeichnete Landwirth J. G. Koppe hob schon 1845 in der 6. Auflage seines Unterrichts im Ackerbau und in der Viehzucht (der 1885 in 11. Auflage erschien) treffend hervor, daß die unsinnige Vermehrung der Brennereien, die eine Art Modesache war, in manchen Gegenden den Branntweinpreis periodisch unter die Selbstkosten gedrückt hat.

Bei der Branntweinfrage und bei vielen anderen wichtigen und schwierigen Fragen muß man die nächsten und die späteren Ziele verständiger, realpolitischer Reformen wohl unterscheiden. Auch die Branntweinsteuervorlage von 1887 bezeichnet sich mit Recht als ein Provisorium und wird sogar von ihren Freunden als ein solches betrachtet.

Die ganze volkswirthschaftliche und politische Entwickelung des Deutschen Reiches drängt mit einer gewissen naturgesetzlichen Nothwendigkeit zu großen Reformen, deren Durchführung auf dem Gebiete der Branntweinfrage wie auf vielen anderen Gebieten eine ganz neue Lage schaffen wird; ähnlich wie das Schießpulver und die Dampfkraft die Welt umgestaltet haben. Mit Rücksicht auf den Raum können hier nur ganz kurze, thesenartige, bei anderen Gelegenheiten näher zu begründende und von verschiedenen Seiten her bereits eingehend begründete Andeutungen gegeben werden. Diese Andeutungen dürften jedoch zu einem ungefähren Verständniß genügen.

Die schwere und gefährliche volkswirthschaftliche und politische Krankheit, welche man Socialdemokratismus nennt, kann nur dann gründlich geheilt werden, wenn man, außer anderen Reformen, für eine möglichst gleichmäßige Vertheilung der Bevölkerung über das gesammte Reichsgebiet sorgt; wenn also die Groß- und Kleinindustrie und der Handel der untervölkerten, „reinen" Ackerbaugegenden energisch gehoben werden; so daß die Bevölkerung derselben bedeutend steigt; so daß die Brennereigüter normaler Weise das Hauptgewicht auf die Viehzucht und den Ackerbau legen, die Branntweinbrennerei nur als ein Nebengewerbe betreiben, oder besonderen Unternehmern überlassen können. Ein Theil der Pariser Fabriken ist bereits in die Provinz verlegt worden; in London wird von Großindustriellen und Nationalökonomen nach Aschrott im 30., die großstädtische Wohnungsnoth behandelnden Bande der Schriften des Vereins für Socialpolitik dieselbe Reform geplant; und H. B. Oppenheim hob bereits 1872 in der „Gegenwart" hervor, daß Berliner Fabrikanten ein gutes Geschäft machen würden, wenn ihre Fabrikgebäude verkauft und in Miethswohnungen umgewandelt würden, und wenn sie ihre Etablissements nach Gegenden mit billigeren Miethen verlegten. Dadurch würden zahlreiche fleißige und sparsame gewerbliche (und landwirthschaftliche) Arbeiter in den Stand gesetzt werden, sich ein Häuschen und Gärtchen zu erwerben. Diese gewaltige Vermehrung der Zahl der kleinen Eigenthümer wäre das wirksamste Mittel zur Ueberwindung der Socialdemokratie, wie sogar der beste Kopf unter den Socialisten, F. Engels, 1872 mit anerkennenswerther, oder, wenn man will, naiver Offenherzigkeit zugab, und wie auch viele conservative und liberale Gegner des Socialismus, z. B. Fürst Bismarck, Graf F. A.

Digitized by Google

Eulenburg, W. v. Kardorff, der nationalliberale Großindustrielle Freiherr v. Heyl*) und Andere, darunter auch J. H. v. Thünen, der größte deutsche Nationalökonom, mit mehr oder minder ähnlichen Worten und Ideen mit Recht betont haben. Ja, schon im 18. Jahrh. und früher finden sich solche Ideen beim Deutschen Justi, bei Quesnay, A. Smith und Anderen. Von Laien und selbst von manchen Nationalökonomen wird trotzdem noch immer der Einwand erhoben, die Hebung der Industrie der Ackerbaugegenden, der vorzugsweise sogen. Brennereigegenden, sei wünschenswerth, aber nicht möglich. Dieser Einwand ist geradezu lächerlich. Rheinpreußische, amerikanische und namentlich englische Eisenbahndirectoren haben längst begonnen, die gewaltige, unwiderstehliche Macht der Eisenbahndifferentialtarife, überhaupt der Bahntarife, zu Gunsten der früher stiefmütterlich behandelten untervölkerten Gegenden spielen zu lassen. Das kleine schottische Städtchen Greenock concurrirt z. B. nach Gustav Cohn auf dem Gebiete der Zuckerraffinerie in Folge günstiger Bahntarife erfolgreich mit London. Vermittelst entsprechender Bahntarife kann man die Maschinenbau-, Textil-, Leder-, Papier-Industrie ꝛc. in jeder beliebigen Brennereigegend des Deutschen Reiches in wenigen Jahren zur Blüthe bringen. Die neuzeitliche Industrie ist keineswegs unbedingt an Eisen- und Kohlenlager gebunden. In der unmittelbaren Nähe von London, Paris, Berlin und Wien gibt es z. B. keine solche Lager.

Ist die in Rede stehende Reform durchgeführt, so erhalten die Rittergutsbesitzer, Pächter und Bauern der Brennereigegenden aus den nahen Städten und Industriebezirken billigen menschlichen und thierischen Dünger; und sie können Milch, Eier, Geflügel, Vieh, Fleisch, Gemüse und Obst vortheilhaft in der Nähe absetzen. Ein deutscher Landwirth, der seine ganze Wirthschaft und Existenz auf die Brennerei setzt, spielt dagegen ein hohes, sehr gefährliches Spiel. In Folge einer Abnahme der Trunksucht, russischer und österreichisch-ungarischer Spiritus-Exportprämien, spanischer Zollerhöhungen, deutscher Branntweinsteuererhöhungen, oder Veränderungen**), des Wegziehens landloser Arbeiter nach den Großstädten und nach Amerika, der schlechten Düngung und der Bodenerschöpfung kann ein solcher Brenner große Verluste erleiden, oder gar bankrott werden. Die oben erwähnten industriellen und landwirthschaftlichen Reformen liegen also auch im wohlverstandenen Interesse der Brenner.

J. Wolf und andere unbefangene Sachverständige haben gezeigt, daß das Deutsche Reich ebenfalls darnach trachten muß, die in Hohenzollern, England, Frankreich, Rußland, zum Theil auch in Oesterreich, Bayern und der deutschen Branntweinsteuergemeinschaft bestehende Fabrikatsteuer durchzuführen. Daraus folgt übrigens nicht, daß man nach Art der meisten Deutschfreisinnigen die Fabrikatsteuer als alleinseligmachende Steuer fordern muß. Die 1886 und 1887 von J. Wolf im Interesse eines Theiles der landwirthschaftlichen Brennereien empfohlene Verbindung der Fabrikat- und Maischraumsteuer dürfte vorzuziehen sein.

Heute (am 14. Mai) sind die Amendements noch nicht bekannt, welche die Branntweinsteuer-Commission des Reichstages vermuthlich an der neuen Vorlage vornehmen wird. Die nachfolgende Kritik bezieht sich daher auf den Urtext der Vorlage. Die meisten Kritiker, auch solche, welche die Amendirung und die Annahme, nicht die Ablehnung, des Gesetzentwurfes wünschen, bezeichnen die sogen. Contingentirung der Branntweinproduction als den schwächsten Punkt desselben. In Wirklichkeit ist aber die Beibehaltung der Branntweinexportprämie der schwächste Punkt, weil dadurch die Wirkung der Contingentirung abgeschwächt, zum Theil aufgehoben wird. Die grundsätzliche Verwerfung jeder Contingentirung ist entschieden unberechtigt. Jeder Gegner der Trunksucht muß wünschen, daß im Deutschen Reiche und in der übrigen Welt möglichst wenig Branntwein erzeugt und getrunken wird. Es fragt sich nur, ob der Staat, das Deutsche Reich, die Contingentirung erzwingen soll; und ob er das richtige Mittel zum Zweck gewählt hat. Der Bejahung der ersten Frage stehen nicht unwichtige Bedenken gegenüber, aber starke Gründe sprechen trotzdem für die Bejahung. Wenn die Fabrikation und der Gebrauch von Arzneimitteln, Giften, Pulver und Dynamit ganz frei wären, so würden diese Gegenstände (abgesehen von manchen Arzneimitteln und Geheimmitteln) billiger sein, als jetzt; diese Billigkeit wäre indeß durch viele, früher nicht so häufige Verbrechen gegen die Person und das Eigenthum viel zu theuer erkauft. Aehnlich darf man nicht vergessen, daß Branntwein eine Art Arzneimittel oder Gift ist; und daß eine freiwillige und starke Einschränkung der Branntweinerzeugung durch eine Vereinigung aller Brenner schwerlich zu erwarten ist. Es ist ferner zuzugeben, daß das von der Vorlage zur Contingentirung gewählte Mittel zu manchen schweren Bedenken Anlaß gibt; aber die Polemik gegen dies Mittel schießt doch vielfach über das Ziel hinaus. Namentlich enthält die beliebte Rechnung von den 34 Millionen Mark, welche das Reich angeblich den Brennern schenkt, starke Rechenfehler; obgleich der Rechnung ein gewisser wahrer Kern zu Grunde liegt. Man rechnet nämlich folgendermaßen. Die Branntweinsteuergemeinschaft hatte 1885 37,8 Millionen Einwohner. Auf den Kopf sollen $4^1/_2$ Liter Alkohol kommen, die mit der Verbrauchsabgabe von 50 Mk. pro Hektoliter belegt werden; der übrige Branntwein soll 70 Mk. pro Hektoliter tragen. $4^1/_2 \times 37{,}8$ Millionen sind 1,7 Millionen Hektoliter, und der Branntweinpreis wird in Folge der Contingentirung so steigen, daß die bestehenden Brennereien ein Geschenk von $20 \times 1{,}7$ Millionen = 34 Millionen Mark erhalten werden. Bei dieser Rechnung ist Folgendes übersehen:

1) Hätte man einfach den zuerst, so rasch als möglich erzeugten Branntwein niedriger besteuert, so hätte darin ein vielleicht erfolgreicher, schädlicher Anreiz zur Begründung neuer Brennereien gelegen.

2) Eine starke Einschränkung, selbst eine preissteigernde Einschränkung der Production einer Waare darf nicht kurzweg als ein Gewinn für die betreffenden Producenten angesehen werden, da dieselben in Folge der unvollständigen Ausnutzung ihrer Betriebsvorrichtungen, wohl auch anderer Gründe, Verluste erleiden. Daher kommt es, daß Schutzzollparteien langlebig zu sein, Jahrzehnte, ja Jahrhunderte lang zu bestehen pflegen; während die im Deutschen Reiche, in Belgien, England, Frankreich, Oesterreich und Rußland häufig versuchten nationalen und internationalen Cartellverbände zur Einschränkung der Production von Roheisen, Schienen, Locomotiven, Baumwollgarn und Zucker erfahrungsgemäß kurzlebig sind, höchstens einige Jahre dauern, wie man aus Kleinwächter's bekannter Schrift über die Cartelle, aus verschiedenen Jahrgängen der „Freihandels-Correspondenz", der „National-Zeitung", des „Leipziger Tageblattes" und anderer großer Zeitungen ersieht. Im Reichstage ist der Gegenstand, wenn ich nicht irre, von Eugen Richter, Bamberger und Anderen ebenfalls berührt worden. Von Producentencartellen überhaupt haben sie jedenfalls gesprochen.

3) Bei der starken Neigung zur Ueberproduction, welche auf dem Gebiete der Branntweinproduction herrscht, dürfte ein Theil des in Rede stehenden Mehrgewinnes der Brenner den Branntweinhändlern und Gastwirthen zugestanden werden.

Der schwächste Punkt der Vorlage besteht in der Beibehaltung der Branntwein-Exportprämie. Hoffentlich ist diese Beibehaltung übrigens nur als etwas Provisorisches gemeint. Wenn bei der Ausfuhr von Branntwein oder Zucker nur der Betrag der gezahlten inländischen Steuer oder Accise

*) 1886 in der Debatte des Vereins für Socialpolitik über die großstädtische Wohnungsnoth.

**) Bei dieser Gelegenheit will ich beiläufig die Polemik erwähnen, welche Herr J. G. Killermann in Nr. 18 dieser Zeitschrift gegen mich gerichtet hat. Sein Vorschlag, die Besitzsteuer zur einzigen directen Steuer aller Rechtsstaaten zu machen, ist schon 1826 von einem Herrn D. Breitenstein in seiner Schrift „Nur eine Steuer" vorgebracht, aber als eine dilettantische Idee mit Recht unbeachtet geblieben. Im Uebrigen verweise ich der Kürze halber auf die zweite, vermehrte und verbesserte, im Herbst d. J. erscheinende Auflage meiner Finanzwissenschaft, des vierten Bandes meines Handbuches der Nationalökonomie.

Digitized by Google

zurückgezahlt wird, so spricht man von einer Ausfuhrvergütung oder Exportbonification. Wird mehr zurückgezahlt, so spricht man von einer Ausfuhrprämie. Eine solche entsteht gewöhnlich in der Weise, daß die fortschreitende Technik der Fabriken, besonders der am besten eingerichteten, aus einer bestimmten Menge Kartoffeln und Rüben mehr Spiritus und Zucker erzeugt, als das Steuergesetz annimmt. Die deutsche Branntweinsteuer stellte sich z. B. 1886 nach J. Wolf 1886 auf 14 Mk. 17 Pf. pro Hektoliter absoluten Alkohols, während bei der Ausfuhr eine Restitution von ungefähr 16 Mk. zu erlangen war. Die Exportprämie betrug also eine 1 Mk. 83 Pf., oder, wie Wolf sagt, rund 2 Mk.

Die Fortschrittspartei pflegt sich ihres „entschiedenen" Liberalismus, ihrer aufgeklärten, auf der Höhe der Zeit stehenden volkswirthschaftlichen und politischen Kritik zu rühmen. Dasjenige, was von verschiedenen Fortschrittlern und bei verschiedenen Gelegenheiten vorgebracht wird, ist in der That zum Theil wahrhaft kritisch, auerkennenswerth; zum Theil aber auch krittlerisch, nörgelnd, sehr einseitig oder ungerecht und zum Theil sogar höchst kritiklos, radical, doctrinär, oder sogar pseudoconservativ. Das Verhalten der Fortschrittler gegenüber den Ausfuhrvergütungen ist z. B. ist pseudoconservativ. Sie wollen die Ausfuhrprämien aufheben, aber die Ausfuhrvergütungen beibehalten. Ich habe wenigstens in den fortschrittlichen Zeitungsartikeln, Broschüren, Wahl- und Parlamentsreden nie eine grundsätzliche Verwerfung der s. g. Ausfuhrvergütungen gefunden. Die von Fortschrittlern und Nichtfortschrittlern geforderte Aufhebung der Ausfuhrprämien und Beibehaltung der Ausfuhrvergütungen ist ähnlich unlogisch und unpraktisch, wie etwa das Verfahren eines Mannes, der einen Hausschwamm nur theilweise vertilgt, so daß der Rest des Schwammes immer wieder emporwuchert. Die Ausfuhrvergütungen sind eben in allen Ländern, in welchen sie überhaupt bestehen, mit innerer Nothwendigkeit zu Ausfuhrprämien ausgeartet, wie A. Wagner, der jetzt Deutschconservativer ist, schon 1870 im Deutschen Staatswörterbuch im Artikel „Zölle" hervorhob. Die Sache beruht einfach auf den technischen Schwierigkeiten einer richtigen Abmessung der Ausfuhrvergütung und auf dem großen politischen Einflusse der Spiritus- und Zuckerproducenten. Mindestens zwei, rechts von der Fortschrittspartei stehende Nationalökonomen, nämlich Max Wirth und der Schreiber dieser Zeilen, haben daher die Ausfuhrvergütungen schon vor Jahren grundsätzlich bekämpft; und mindestens zwei Gesetzgebungen haben sich von Ausfuhrvergütungen fern gehalten. In den Vereinigten Staaten gibt es nach K. v. Hock für 12 Waaren, bezw. Waarenclassen, darunter für Spirituosen und Tabakfabrikate, trotz der Höhe der Spiritus- und Tabaksteuer, keine Ausfuhrvergütungen; und Württemberg hatte bis 1885 nach K. Schall keine Ausfuhrvergütung für Branntwein. Die allmähliche Beseitigung der Ausfuhr-„Vergütungen" und Prämien ist nur eine Frage der Zeit. Da dies ganze Prämien-Wesen und Unwesen nicht bloß den Fiscus, die Steuerzahler, sondern auch durch Beförderung der Ueberproduction, allzu niedriger Preise und verlustvoller Krisen, z. B. des Zuckerkrachs von 1884 und 1885, die Producenten selbst schwer schädigt, so werden alle Parteien früher oder später für die Beseitigung der Ausfuhrvergütungen eintreten. Diese aus der Zeit der Hexenprocesse, Protestanten- und Israelitenverbrennungen und der Hörigkeit stammenden Bonificationen, die eher Malefactionen heißen sollten, gehören zu den altmodischsten und (trotz der bona fides der Bonificationsfreunde) gemeinschädlichsten Dingen, welche aus einer finsteren Zeit ruinenartig in die Vergangenheit hineinragen. Sie hängen mit den Geldausfuhrverboten und der falschen Handelsbilanzdoctrin des von A. Smith und Anderen längst widerlegten s. g. Mercantilsystems der Zeit Philipps II. und ähnlicher Zeiten zusammen.

Die Zurücksetzung der s. g. gewerblichen Brennereien zu Gunsten der s. g. landwirthschaftlichen Brennereien ist von Nationalliberalen und Deutschfreisinnigen, vermuthlich auch von Conservativen, mit Recht als ein Hauptmangel der Branntweinsteuer-Vorlage bezeichnet worden. Es ist ferner zu bedauern, daß die Vorlage gar keinen Schritt in der Richtung zur Fabrikatsteuer thut.

Untersuchungen über die zweckmäßigste Höhe der Productions- und Verbrauchssteuer sind Sache der Steuerbeamten, Spiritusinteressenten und Reichstagsabgeordneten. Ein Eingehen auf diesen Gegenstand gehört deshalb nicht hierher. Im Deutschen Reiche ist der Branntwein sehr niedrig besteuert, wie folgende Tabelle zeigt. Die Steuer betrug pro Hektoliter Alkohol von 100 Procent:

in	nach Gerstfeldt 1878	nach dem badischen Etatsentwurfe für 1881/82
	Mark	Mark
England	300—386	394,45
den Vereinigten Staaten	—	198,95
Holland	180	193,80
Rußland	125—170	182,10
Frankreich	60	124,80
Schweden	82	85,87
Belgien	45	75,41
Rumänien	—	33,87
Italien	—	24 (?)
der deutschen Steuergemeinschaft	kaum 17	26,20
Bayern	—	26,20
Oesterreich	20—22	22
Dänemark	—	21,76
Baden	—	14
Württemberg	—	4

In einigen Staaten, in Rußland, Württemberg 2c., ist die Steuer seit 1878 bezw. 1880 noch erhöht worden.

Von fortschrittlicher Seite wurde der Einwand erhoben, daß das wenig Branntwein consumirende Süddeutschland bei seinem Eintritt in die Reichssteuergemeinschaft von dem Branntweinsteuer-Ertrage verhältnißmäßig zuviel erhalten würde. Darauf ist Folgendes zu entgegnen:

1) Preußen hat im Zollverein ebenfalls große Opfer gebracht und trotzdem bei der ganzen Sache in volkswirthschaftlicher und politischer Beziehung großen Gewinn gehabt.

2) Die Branntweinsteuer-Gemeinschaft des Südens und Nordens wird auch früher oder später zur Biersteuer-Gemeinschaft führen, wie selbst Fortschrittler und Ultramontane zugeben; und Süddeutschland, wenigstens Bayern, consumirt verhältnißmäßig viel mehr Bier als Norddeutschland.

3) Die Branntwein- und Biersteuer-Gemeinschaft des Nordens und Südens wird ein neues, nationales und nicht unwichtiges Einheitsband des neuen Deutschen Reiches sein, wie nationalliberale Stimmen mit Recht betonen.

Literatur und Kunst.

Die Gesetze der bildenden Kunst.

Von C. W. Th. Fischer.

Die Bekanntschaft mit den Werken der Kunst ist in den letzten Jahrzehnten eine überaus große geworden, durch die Erleichterung des Verkehrs, durch Ausstellungen, durch Nachbildung und Vervielfältigung, durch populäre Schriften, durch Berichte und Kritiken, und doch fragt es sich, ob mit dem Interesse an Kunstwerken das Interesse an der Kunst in gleichem Maße gewachsen.

Jeder Beschauer urtheilt zuerst nach seinem augenblicklichen Gefühl, aber selten ist es so klar und stark, daß es nicht durch gute oder scheinbar gute Gründe beeinflußt werden könnte. Was läßt sich nicht tadeln, was nicht loben? — In der Sittenlehre haben wir das Gewissen und die zehn Gebote, in der Kunst den Geschmack, aber das allgemein anerkannte Gesetz fehlt uns. Die Aesthetik ist kein obligatorischer Unterrichts-

Digitized by Google

gegenstand; dem Einzelnen bleibt es überlassen, wie er sich mit der Schönheit abfinde.

Mit der Schönheit? — Als ob Schönheit und Kunst eins wären! — oder mit der Vollkommenheit? — oder mit der Wahrheit? — Nachahmung der Wirklichkeit bis zur Erregung der Täuschung ist eine neu ausgegebene Parole, die freilich nicht allerwärts gilt. Bei ihr hat der Künstler zwar immer noch Mühe, aber Kritik und Publikum haben es leicht, denn sie bedürfen keines anderen Auges, als es die Vögel gehabt, die nach den Trauben des Zeuxis gepickt. Aber es galt doch auch bei den Alten für Ruhm, daß der Künstler den Künstler mit dem gemalten Vorhange getäuscht. Also hätte Ben Akiba wieder einmal Recht. Wie sagt doch Lessing? — Bei den Alten war die Schönheit das höchste Gesetz.

Das höchste; vielleicht. Was kümmert uns die Antike? Gibt doch Lessing selbst zu, daß die Kunst in den neueren Zeiten ungleich weitere Grenzen erhalten hat. Zu seinen neueren Zeiten sind für uns neuere gekommen, und die Grenzen sind weiter und weiter gerückt. Ja, wenn es ein unverbrüchliches Gesetz gäbe vor aller Kunst, nicht ein von den Kunstwerken abstrahirtes. Jeder epochemachende Künstler stellt mit seinem Werke sein eigenes Gesetz auf.

Das hat auch Lessing gewußt und ausgesprochen: „Wie manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen."

Da haben wir es ja; es kommt bloß darauf an, daß Einer etwas in überzeugender Weise mache, und er wird im Rechte sein. Was hilft alles frühere Wissen, wenn es durch ein neues Können beschämt wird? — Freilich, für sein neues Können hatte der Künstler das neue Gesetz in sich. Wenn nur alles neue Können reine Kunst wäre, nicht bloß, daß sie selbst den Anspruch erhebt, echt zu sein.

Keine Frage, mit neuer Kunst sind neue Gesetze gegeben; aber auch keine Frage, daß gewisse Gesetze jeder Kunst gegeben sein müssen; keine Frage auch, daß eine Kunst, welche diese allgemeinen Gesetze nur zum Theil beachtet, eine unvollkommene, eine Kunst aber, welche diese Gesetze verletzt, eine entartete sein muß.

Ein Künstler möge sehen, ob ihm folgende Gebote noch heilig sein können: Du sollst der Schönheit eingedenk sein. — Wähle den fruchtbarsten Augenblick (und Gesichtspunkt), denn du vermagst nur einen einzigen zu gestalten, und nur in gewissen Fällen darfst du ihn erweitern. — Meide das Unmögliche! (Nichts darf ausgedrückt werden, was nicht anders als transitorisch denkbar.) — Meide das Schwerverständliche, wenn du es aber gibst, opfere nicht die Schönheit, auf daß die Leute nicht sagen: „Was wir sehen, gefällt uns nicht, und was wir dabei denken sollen, wissen wir nicht." — Bediene dich des Häßlichen nur als Mittels!

Das wären Gebote, die sich aus dem Laokoon entnehmen ließen, und sie schließen andere in sich, und andere lassen sich finden, z. B.: Prahle nicht mit deiner Geschicklichkeit, sondern adele sie durch den Werth ihrer Gegenstände! — Beherrsche die Wirklichkeit; laß dich von ihr nicht beherrschen!

Wenigstens folgern läßt sich dieser Satz, so gut wie andere; aber es würde leichtfertig sein, so nebenbei und im Fluge den Gesetzgeber machen zu wollen. Ich möchte wohl wissen, wie viele Künstler es gibt, denen Lessings Gesetze, mehr oder weniger deutlich, nicht in's Herz geschrieben sind; desgleichen, ob nicht Jedermann, anstatt auf das Urtheil des ersten besten zu hören, der seine Zeitung bedient, sich nicht lieber einige Grundsätze aneignen wollte, um danach der eigene Beurtheiler eines Werkes zu sein, und ob es ein so großes Wagniß, mit dem verpönten Lessing es zu versuchen, der ihm zwar nicht alles, aber viel gibt, mindestens eine Anregung, die ihre Frucht trägt; ich möchte aber auch wissen, wie viele aus eigenem Antriebe es jemals unternommen. Den Laokoon haben sie zur Hand. Ein Buch, das ihnen prüfen hilft, wird ihnen jetzt dargeboten unter dem Titel: „Lessing's Laokoon und die Gesetze der bildenden Kunst" von Heinrich Fischer (Weidmann'sche Buchhandlung, Berlin).

„Daß die Blätter aus einem Bedürfniß hervorgegangen sind, dafür müssen sie selber den Nachweis führen." Aus einem Bedürfniß? Mag doch der Verfasser seinem Herzen und seiner Gelehrsamkeit Genüge thun, welches Bedürfniß haben wir, das große Publikum, etwas über Lessings Laokoon zu lesen? Ihn selbst kennen wir von der Schule her; wir erinnern uns, daß es sich in ihm nicht schlechtweg um die Gesetze der bildenden Kunst handelt, sondern um die Grenzen der Malerei und Poesie. Da mag der Verfasser des neuen Buches das Verdienst haben, durch Herauslösung alles dessen, was der bildenden Kunst als ihr besonderes Theil bleibt, ein Gesetz für sie hinzustellen; aber das Werk Lessings ist alt, um nicht zu sagen veraltet; die Kunst ist eine ganz andere geworden. Was kümmern uns alte Theorien? Doch der Verfasser behauptet das Bedürfniß. Er wird nur den Kreis der Gelehrten in's Auge gefaßt haben. Erstaunlich! Ueber hundert und zwanzig Jahre ist es her, daß der Laokoon erschienen. In dieser langen Zeit sollte nicht genug über ihn geschrieben, die Gesetze nicht herausgefunden, erläutert, bestritten sein? Gott bewahre uns vor Chinesenthum! Oder sind unsere Gelehrten ihm schon verfallen, daß sie, anstatt neue Bücher aus dem Leben und für das Leben zu schreiben, über Bücher neue Bücher machen, nicht nur ein ehrwürdiges Werk um und um kehren, sondern auch alles über, gegen und für das Werk bereits Gesagte?

Oder ist das Bedürfniß bei den Künstlern vorausgesetzt worden? — bei den Künstlern, die schon zu Lessings Zeiten nach dem Laokoon gewiß nicht viel gefragt und zwar, wie uns ein Kritiker versichert, nicht zum Schaden, eher zum Besten der Kunst. Und wie sollte auch ein mit schöpferischem Talent Begabter Vermehrung seines Heils aus der Studirstube erwarten?! —

Es geht mir — könnte der Verfasser sagen — wie es Lessing ergangen. Man legt mir Gedanken unter, die ich gar nicht gehabt. Ich behaupte ja nicht, daß das Bedürfniß ein von den Bedürftigen schon gefühltes; ich spreche ja aus, meine Blätter sollen das Bedürfniß erst darthun. Freilich stellen sich mir entgegen das Vorurtheil Vieler, daß nur lebt, was modern ist, und die Irrthümer Einzelner, sofern sie als Erklärer oder Beurtheiler sich an Lessing versündigt. Aber ich widerspreche nicht, wo ich nicht widerlege und — wie ich hoffe — überzeuge, wenigstens wohlwollende Leser, nicht solche, wie sie leider auch Lessing gefunden, Leser, die da „Sätze, deren beschränkte Geltung er als selbstverständlich auszusprechen für überflüssig hielt, als ganz allgemeine Regeln auffaßten, und andere (Leser), welche froh waren, ihn tadeln zu können über seine einseitige Betrachtung der bildenden Kunst." —

Wer wünschte sich nicht wohlwollende Leser, und wer bedürfte ihrer nicht? aber auf sie rechnen soll Keiner. Der Verfasser wird es auch nicht gethan haben, am wenigsten bei denen, die er selbst nicht mit Wohlwollen behandelt; wenn ihnen zum Aerger, sich selbst nicht ohne Schaden. „Stupender Blödsinn" — „höherer Blödsinn" sind Steine von der Gasse, nicht schwirrende Pfeile; auch der Hohn, mit dem er einen der Herren, jenen, der am meisten seinen Zorn erregt hat, wie einen Schulbuben vornimmt, ist eine gefährliche Waffe, und die Bosheit kann es ihm heimzahlen. Ist nicht auch des Verfassers Scharfsinn zuweilen stumpf geworden? z. B. wenn er S. 189 auf Hennebergs Jagd nach dem Glück den Figuren der Fortuna und des Todes einen wesentlichen Antheil an der bedeutenden Wirkung beimißt, wie konnte er S. 93 die Unentbehrlichkeit dieses Todes nicht einsehen oder, da er ihn für entbehrlich hält, wie könnte dieser Tod einen wesentlichen Antheil an einer bedeutenden Wirkung haben? — Und ist nicht auch seiner Achtsamkeit dies und jenes entgangen? z. B. die Anbetung aus dem Hause Ancajani im Berliner Museum unter Rafaels Namen unbedenklich zu bringen, auch wenn es der Catalog noch thun sollte, ist nicht mehr erlaubt, seit man mit Lo Spagna bekannter geworden. Doch wir wollen nicht, wie es Kriemhilde gethan, Kreuze für einen Hagen an verwundbare Stellen machen, auch wenn nicht zu befürchten, daß darauf geführte Stöße verhängnißvoll sein könnten.

Ja, Lessing ist in gewissem Sinne veraltet. Der Ver-

Digitized by Google

fasser erkennt „die Thatsache an, daß die Theorien Lessings über die bildende Kunst heut sich nicht unbestrittener Geltung erfreuen können, weil die Beweisführung Lessings dem uns vorliegenden Material und unseren allgemeinen Anschauungen gegenüber, uns unzulänglich erscheint. Aus dieser Thatsache aber ergibt sich unmittelbar die Forderung, — und zwar gleich sehr für die Verehrer, wie für die Bekämpfer Lessings — die Lessing'sche Theorie mit Hülfe jenes gesammten Materials und an dem Maßstabe moderner Anschauung einer möglichst gründlichen und vollständigen Nachprüfung zu unterziehen." —

Selbstverständlich hat der Verfasser für seine Arbeit die einschlägigen Arbeiten Anderer benutzt, mit schuldigem Danke; auch den Lessing'schen Nachlaß hat er in Betracht gezogen, aber mit größerer Vorsicht, als es Manche gethan, nur zur Erläuterung, selten zur Erweiterung, gar nicht zur Widerlegung und Einschränkung der Sätze. Der Arbeit selbst können wir hier nicht ausführlich Schritt für Schritt folgen, bloß Capitelüberschriften aber herzusetzen widerstrebt uns, und es würde dem Leser mit ihnen wenig gedient sein. Die Erinnerung muß genügen, daß es sich nicht sowohl um die Lessing'sche Theorie, als um ihre Anwendung auf die moderne Kunst, somit auch um diese selbst handelt. Der Neugierige braucht nur das Register durchzusehen, um neben älteren Namen die klangvollsten der Neuzeit zu finden, versteht sich, auch den Adolf Menzels.

Wir wollen für diejenigen, welche fürchten könnten, entweder: das Gesetz der Schönheit komme bei Menzel, oder: Menzel bei der Beurtheilung nach dem Gesetze der Schönheit zu kurz, Einiges anführen, auch, damit man sehe, wie der Verfasser zu einer bedeutenden Erscheinung neuer Kunst sich stellt, besonders da, wo die Lessing'sche Theorie nicht ausreicht.

Es handelt sich um die Schönheit der Linien in der Malerei, und wie es dabei nicht immer auf die Schönheit der einzelnen Formen ankomme, sondern auf die Schönheit der Gruppe. Der Verfasser bringt Beispiele: niederländische Genremaler — Michelangelo — Menzel . . . der da „auf das Stilisiren verzichtend, dadurch, daß er die Figuren in der Gruppirung läßt, wie er sie in der Natur findet, sich selbst aber den Standpunkt wählt, von dem aus sie ein schönes Gesammtbild geben, zu dem höchsten Grad künstlerischer Anordnung gelangt." Und weiterhin, in dem Capitel von der malerischen und poetischen Wirkung, wo der Verfasser durch die vollendete Vereinigung von Formschönheit und Ausdruck die höchste Schönheit erstehen läßt, gibt er unter den Beispielen, daß die Arten der Schönheit ja verschieden sein können, der Tafelrunde in Sanssouci unmittelbar neben Lionardo's Abendmahl einen Platz. Der Realist Menzel ist auch der Schöpfer eines Ideals; „so erhoben hat er die Darstellung der Erscheinung in einem bestimmten Momente zur Darstellung des Wesens, der vollen Persönlichkeit seines Helden."

Der Verfasser behauptet mit vollem Recht (Capitel XXV), Idealismus und Realismus seien zu jeder Zeit und in jedem Künstler vereinigt.

„Wenn wir einen Künstler in Bezug auf die Art und das Ziel seines Schaffens als Idealisten oder Realisten bezeichnen, so kann das nur den Sinn haben, daß die eine der beiden Richtungen, die auf die Darstellung des Wesens oder die auf die Darstellung der Erscheinung, am schärfsten in ihm ausgeprägt ist. Vielfach dürfte die Entscheidung hierüber nicht möglich sein. Denn wenn wir allgemein als die Eigenthümlichkeit idealistischen Schaffens das bezeichnen, daß der Künstler das Bild, welches er darstellen will, aus seinem Innern hervorholt, so wissen wir heute — was freilich zur Zeit Lessings nicht so allgemein bekannt war, als dreihundert Jahre zuvor — daß bei den wahren Künstlern aller Zeiten nicht nur dieses Bild aus dem gründlichsten und eingehendsten Naturstudium entsprungen war, sondern daß es bis in die letzten Stadien der Ausarbeitung der beständigen genauesten Controle durch den Vergleich mit der Wirklichkeit, mit dem Modell, unterworfen wurde. Wir wissen dies namentlich von den größten Idealisten der neueren Zeit, von Rafael und Michelangelo, und wenn wir, abgesehen von einzelnen Notizen (über die Helena des Zeuxis zum Beispiel), über das Modellstudium der Griechen keine geschriebenen Zeugnisse besitzen, so legen dafür ihre Werke um so beredteres Zeugniß ab." —

Doch die Probe und die Andeutungen müssen genügen.

Die Kunst offenbart sich nicht dem Auge, sondern durch das Auge dem Geist. Das Vergnügen, das Lessing als den Endzweck der Künste genannt, ist nicht ein gemeines; es steigert sich mit der Vollkommenheit eines Werkes aber nur für den erkennenden Beschauer. Ein Buch, das die Erkenniß der Gesetze der bildenden Kunst befördert, muß uns willkommen sein, ob es auch nur jene Gesetze prüft, die ein Lessing im Laokoon gebracht hat, Gesetze, die bei Manchem in Verruf stehen, als führten sie zur Verachtung der Natur, brächten um die Frische des Lebens, verwehrten den Zutritt zu den reichsten Gebieten; unbedingte Befolgung sei der größte Verderb. Zu einem solchen „unbedingt" macht Blümner in seinen Laokoonstudien die Bemerkung: „sollte heißen: ohne richtiges Verständniß."

Vergessen wir nicht: Lessing schrieb im Hinblick auf eine hohe Kunst, die zu einem Laokoon gelangt, im Hinblick auf eine freie Kunst, die aus innerem Drange schafft, nicht durch fremden Willen zur Lösung ihr widerstrebender Aufgaben gezwungen wird. Nicht schreiben konnte er im Hinblick auf eine Kunst, die er nicht einmal ahnte, eine Kunst, die, wenn auch noch so meisterlich, nur das Modell wiedergibt, ob dieses auch kein im Atelier gestelltes, sondern der Gegenstand, die Person selbst am eigenen Ort, und nicht eine Gestalt allein, sondern viele Gestalten in einer — Gruppe, würde selten das richtige Wort sein — durch eine gemeinsame Thätigkeit oder durch Zufall — vereinigt, darf man nicht sagen, sondern zusammengebracht. Hätte es zu Lessing's Zeiten solche Kunst gegeben, so würde er viele ihrer Arbeiten als anmaßliche verurtheilt, andere, in der Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Naturstudiums, beurtheilt haben als Studien für Kunstwerke, die uns die betreffenden Künstler noch schuldig geblieben.

Krisen im Burgtheater.

Von X. Wiener.

Eine lange Zeit ist verflossen, seitdem ich an dieser Stelle zum letzten Mal über das Burgtheater schrieb, und ich muß mich eigentlich der Saumseligkeit anklagen, denn es gab mannigfache Veranlassung, den Mund aufzuthun. Liegt doch eine bewegte, jedenfalls die interessanteste Saison der ganzen Directionszeit Wilbrandt's hinter uns. Als diese sofort nach Uebernahme der Direction mit der „Elektra" und dem „Cyclop" debütirte, hatte man es mit einer jener verblüffenden Ueberraschungen zu thun, mit denen jeder Neuling seine Originalität zu documentiren trachtet. Das Experiment erwies sich jedoch als übereilt, die Tragödie verschwand sehr rasch vom Repertoire und gegen das Lustspiel erhob, als man heuer den Versuch einer Wiederbelebung machte, das Publikum entschiedenen Protest. Inzwischen hatte sich Wilbrandt trotz aller Mißerfolge, die er mit dem theils ererbten, theils ihm von einzelnen Schauspielern und Schauspielerinnen aufgedrungenen, theils von ihm selbst angenommenen Stücken erzielte, in seine schöne Aufgabe, die größte dramatische Production aller Zeiten dem reifen Zuschauervolke des Burgtheaters vorzuführen, immer mehr vertieft. Marksteine dieser Thätigkeit sind die Darstellung des zweiten Theiles von Goethe's „Faust" oder richtiger gesagt, die Aufführung des ganzen Gedichtes in der Wilbrandt'schen Eintheilung, des „Richters von Zalamea", des „Arztes seiner Ehre" und der „Dame Kobold" von Calderon, des „Erbförsters" von Otto Ludwig, des ganzen Schiller'schen „Wallenstein", und endlich der größte und großartigste, die Trilogie des Oedipus, zu welcher durch „König Oedipus" das unerschütterliche Fundament und durch „Oedipus auf Kolonos" der Uebergang zur „Antigone" geschaffen wurde. Ein pflichteifriger Berichterstatter hätte über „König Oedipus" viel zu berichten gehabt, sowohl über den großartigen Eindruck der Sophokleischen Schicksalstragödie auf ein Publikum, mehr als

Digitized by Google

zweitausend Jahre nach dem Tode des Dichters, wie über den Sieg des Herrn Robert, welcher sich mit dieser Rolle als ein vollkommen selbständiges und eigengeartetes mächtiges Talent erwies, das, wenn man seine natürliche Schärfe und Herbheit gehörig zu entwickeln wüßte, hochgespannte Hoffnungen auf einen Charakterspieler zu wecken vermöchte, der in einem Schauspieler erstünde, welchen man auch jetzt noch, gegen seine innerste Art, in Liebhaberrollen hinausstellt, in denen er immer nur Routine, also falsche Münze, auszugeben vermag. „Oedipus auf Kolonos" hatte nicht denselben Succeß, daran mag die vorwiegend epische Dichtung zum großen Theile Schuld gehabt haben, ganz gewiß beging man aber auch einen Fehler dadurch, daß man das Trauerspiel entweder zu früh oder zu spät auf die Bühne brachte. Zu früh, wenn man das Publikum allmählich an das griechische Drama gewöhnen wollte, denn dann durfte man in jeder Saison höchstens eine der drei Tragödien aufführen; zu spät, wenn man die Zuschauerschaft überfallen und jählings gefangen zu nehmen wünschte, weil man in diesem Falle die drei Tragödien an drei Abenden nacheinander geben sollte. Der erstere Weg war unzweifelhaft der richtigste, der von der Direction gewählte jedenfalls am meisten verfehlt.

Um diesen Edelstein lagern nun freilich keine gleichartigen, aber ein Theater muß auch dem Lebenden gerecht werden und wenn die dramatische Dichtkunst nichts Großes auf die Welt zu bringen vermag, so darf selbst das Burgtheater sich dem Mittleren nicht streng verschließen. Man kann daher keinen schweren Vorwurf erheben, wenn Stücke wie „Das kritische Alter" auf seine Bretter gelangen, ja die Werthlosigkeit der modernen deutschen Production, welche zum allergrößten Theil überhaupt nur durch eine nichtswürdige Protection und Kameraderie lebt, zwingt uns zu einer ausnehmenden Milde in einem gewissen Punkte gegenüber den Franzosen, welche wenigstens die Machè, die lebendige Schilderei, das feine, geistvolle Wort in ihrer Gewalt haben. Trotzdem hätte das Burgtheater nicht bis auf „Georgette" herabsinken sollen, aber selbst dieser Sardou war mit geschlossenen Augen anzuhören, wenn man an die „Nixe" von Triesch denkt. Das Stück, welches der Generalintendant dreiviertel Jahre nicht geben wollte, weil es ihn genirte, ein Machwerk solcher Art auf dem Burgtheater aufführen zu lassen, wurde auf den Proben von den Schauspielern eigentlich neu geschrieben, aber die gebliebenen Reste genügten, um den Teig noch zu versäuern. Ueberhaupt hat die Gutmüthigkeit Wilbrandt's eine merkwürdige Praxis an der Hofbühne eingebürgert. Ehedem wurde ein Stück von der Direction angenommen, einstudirt und aufgeführt, man machte bei den Proben nur jene kleinen Aenderungen, die der Regie unerläßlich schienen, im Uebrigen herrschte scharfe Trennung in Bezug auf die Verantwortlichkeit, der Dichter stand für sein Stück, der Schauspieler für seine Darstellung ein. Das ist in den letzten Jahren ganz anders geworden. Nicht bloß die Regisseure, jeder einzelne Schauspieler flickte an dem Dichter herum, und Herr Wilbrandt nannte das die „gesteigerte Intelligenz seiner Darsteller". Der abscheuliche Unfug war leider zur Nothwendigkeit geworden, als sich in vielen Fällen nach geschehener Annahme die vollständige Unzulänglichkeit des Stückes, und in den meisten auch des Autors, es in brauchbarer Weise zu verändern, herausstellte. Da wurde dann die Werkstatt auf der Bühne aufgeschlagen und anstatt wie ehedem, nur vier oder fünf Proben, brauchte man auf dem neubetretenen Wege die doppelte Anzahl und mehr, ehe eine erste Aufführung möglich war.

Neben den Vorgängen vor den Coulissen hätten auch die Pikanterien hinter denselben mannigfachen Stoff für einen fleißigen Berichterstatter gegeben. Existirte doch ein Conflict zwischen dem Director und dem die Oeconomie des Burgtheaters verwaltenden Beamten der Generalintendanz, der erst durch die Waffe gelöst werden sollte, dann aber vom Baron Besecný mit geschickter Hand auf das altbewährte österreichische Bett gelegt wurde, auf dem er, einen nichtssagenden Entschuldigungsbrief als Kissen unter dem Kopfe, einschlummert, und gab es doch weiter ernstliche Differenzen zwischen dem Director des Burgtheaters und dem Künstler Fux, welcher das Costümwesen verwaltet, und die soweit gediehen sind, daß die beiden gar nicht mehr mit einander sprechen. Stellte sich doch bei den Verhandlungen über die Erneuerung des Vertrages einer hervorragenden Künstlerin, die allerdings Herrn Wilbrandt Vieles dankt, der aber auch er die größte Erkenntlichkeit dafür schuldet, daß sie ihm durch namenlose Ueberanstrengung zur Aufrechterhaltung des Repertoires verhalf, heraus, daß Herr Wilbrandt nicht bloß den übertriebenen, sondern auch den berechtigten Anforderungen des Fräul. Hohenfels ziemlich brüsken Widerstand leistete, so daß die schließliche Verständigung beim Generalintendanten zu Stande kam. Und so gab es noch viele geheime Geschichten, die eigentlich ganz öffentliche waren und ein ernstes Wort geradezu herausforderten! Denn nichts ist sicherer, als daß, wenn auch der Geist im Burgtheater unter Wilbrandt ein viel vornehmerer geworden ist, wie der Herr selbst der vornehmste und feinsinnigste unter Allen blieb, doch die Disciplin in bedenklichster Weise gelockert und ein Regime von Paletots und Unterröcken etablirt wurde, wie es vordem niemals gewesen. Daß Jeder sich die Rollen wählte, die er spielen wollte, und diejenigen zurückschickte, die ihm nicht behagten; daß das Repertoire meistens von den Regisseuren für die Regisseure und ihre Frauen gemacht wurde; daß Toilettenfragen zu großer Bedeutung gelangten; daß Rivalitäten den Gang der Dinge beeinflußten, all das sind nur einzelne der vielen Mißstände, welche sich unter der Verwaltung von Adolf Wilbrand einstellten, der kein Gebieter war und seinem ganzen Naturell nach wohl kaum jemals Einer wird sein können. Wilbrandt träumt immer, selbst zu Zeiten, wo jeder Andere, und wäre er ein noch berühmterer und mehr anerkannter Dichter, praktisch denken würde.

Ich bin nun also bei dem Grunde angelangt, der mich bestimmt, mein langes Schweigen zu unterbrechen. Adolf Wilbrandt hat schon vor etwa einem Monate dem Generalintendanten seinen festen und unabänderlichen Entschluß bekannt gegeben, mit Ende der Saison von seinem Amte zurückzutreten. Wohlgemerkt, mit Schluß der Saison, denn der noble Mann will nicht für die zwei Ferienmonate seinen Gehalt, wie er sagt „umsonst" beziehen, und daß er in seinem Vertrage ausdrücklich jede Art von Pension von sich wies, ist eine bekannte Sache. Der Vorgang wird gewiß den idealistischen Grundsätzen angemessen erscheinen, nach welchen der scheidende Director auch sein Erdenwallen eingerichtet hat. Ließe der Mann überhaupt mit sich reden, so könnte man ihm die Frage vorlegen, ob er denn ein unbestrittenes Recht habe, an den großen Dichter Wilbrandt so unentwegt zu glauben? Der Dramatiker hat seit langen, langen Jahren nicht einen einzigen Erfolg gehabt, der letzte knüpfte sich an „Arria und Messalina". „Johannes Erdmann" fiel knapp bevor Wilbrandt Director des Burgtheaters wurde, mit Eclat durch, „Robert Karr" brachte es in Frankfurt (oder Darmstadt?) nicht über eine einzige Aufführung, „Assunta Leoni" rief durch die Rohheit des letzten Actes Entsetzen hervor, „Kriemhilde" wurde zu einer gefährlichen Niederlage, und die Reprise von „Gracchus" erwies sich als eine nutzlose Anstrengung der Schauspieler. Mit einem dramatischen Dichter von der Art eines Goethe oder Schiller, die doch auch öfter ihre menschlichen Stunden hatten, würde man über solche Thatsachen wohl haben reden und sie fragen können, ob sie trotz derselben auf ihre amtliche Stellung verzichten und ganz der Poesie leben wollten. Anders mit Adolf Wilbrandt. Er hat in der Schule nur Schreiben und Lesen, aber nicht Rechnen gelehrt. Man hat ein Recht, die materielle Seite einer Frage zu streifen, wenn sie mit der künstlerischen so enge verknüpft ist, wie in dem vorliegenden Falle. Es geht uns wenig an, wenn sich Wilbrandt, nach unserer Meinung, dichterisch überschätzt; aber wir dürfen fragen, warum er eine Stellung muthwillig in die Schanze schlägt, in der er gerade als Poet seine größten Erfolge aufzuweisen hatte und die ihm nebenbei gern physische Unabhängigkeit gewährt, welche für seine Production immerhin ausreicht. Man ist auch dann ein Dichter, man muß es sein, wenn man das Repertoire des Burgtheaters durch die Perlen aus Goethe,

Digitized by Google

Sophokles, Aristophanes, Calderon, Molière u. s. w. bereichert. Die Nachwelt würde vielleicht gesagt haben: „Was hätte Adolf Wilbrandt erst geleistet, wenn er einst seine Zeit der Direction des Burgtheaters hätte widmen müssen!“ Ob sie bedauern wird, daß er sie fünf Jahre lang geführt, nachdem sie ihn von jetzt ab als Autor ganz hat, mag dahin gestellt bleiben; auf die Zustimmung der Mitwelt kann sie kaum zählen. Wilbrandt hatte die Lehrjahre hinter sich; war er auch jetzt noch kein völlig zuverlässiger Richter über Manuscripte, so irrte er doch in Neuigkeiten viel seltener. Was aber seine Stellung unnahbar machte, was sein Ruhm und der Ruhm des Burgtheaters für alle Zeiten bleiben wird, ist seine dichterische Liebe zu den Heroen des Geistes und sein Muth, sie für uns und damit auch dem Theater wieder lebendig zu machen. Er stellte sich an einen schier unerschöpflichen Quell, er konnte selbst äußerlich seinen Namen ehrenvoll an die besten und glänzendsten der Jahrtausende knüpfen. Er hatte Freiheiten wie kein Anderer vor und vielleicht nach ihm, er war Oben und Unten von Achtung und Liebe getragen, er hatte die Herzen der Wiener gewonnen, er konnte, wenn er die kleinen Fährlichkeiten, die mit jeder menschlichen Thätigkeit verbunden sind, nach ihrem wahren Werthe geringschätzte, ein glücklicher, mit sich zufriedener Director des Burgtheaters sein. Hat das Publikum von Wien nicht ein Recht, den Mann des Leichtsinnes zu beschuldigen, der eine solche Position aufgibt? Adolf Wilbrandt schnürt seinen Ranzen und wandert in die blumigen Gefilde der Poesie, er flieht die Stadt und wird ein Einsiedler. Ihn jetzt noch mit einem Wort aufzusuchen, und wäre es auch ein allerletzter Ruf: bleibe! — dünkt mir eine Anmaßung.

Nun braucht das Burgtheater einen neuen Director. Ob es wahr ist, daß Wilbrandt selbst unsern Ludwig Speidel, den Großmeister der Kritik, vorgeschlagen oder irgend ein Anderer, ist gleichgiltig, soviel mag als sicher gelten, daß Baron Besecný selbst nie daran gedacht hat, einen anderen Director zu suchen, wenn er Speidel haben konnte. Aber auch diese Frage ist bereits entschieden. Gerade heute veröffentlicht die „Neue Freie Presse“ das Schreiben ihres Kritikers, in welchem er sein Nein! in bestimmter, kaum mehr zu verändernder Weise gibt. Schade, sehr schade! Speidel hat mit dieser Ablehnung eine Verantwortung auf sich genommen, von der ich nicht weiß, ob sie nicht eine zu große selbst für seine kräftigen Schultern ist. Seit mehr als einem Menschenalter steht er neben dem Burgtheater, hat jeden Pulsschlag desselben gehört, alles Glück und alles Unglück desselben genossen, er liebt es nach seinen eigenen Worten und wird es immer lieben. Er repräsentirt in sich die Geschichte des Burgtheaters in dieser langen Zeit. Er hat viel für den Ruhm dieser Bühne gethan, hat durch sein mächtiges Wort in Stunden ernster Gefahr einen Rückschritt, einen Verfall verhütet, er war der Wächter des Burgtheaters. Das Publikum anerkannte ihn als Richter, die Schauspieler konnten aus seinen Worten so Vieles, die Dichter Alles lernen. Sein Lob klang wie Goldesklang in den Ohren der Glücklichen, sein Tadel war ein Gericht in Gottes Namen, er erhob und erniedrigte, er hat Dichter und Darsteller gemacht, und die Zeit gab ihm Recht. Ein so allmächtiger Mann hat Pflichten. Jeden Menschen tragen die Wellen auf eine gewisse Höhe, auf die er seinen Fuß setzen soll. Die Höhe für Ludwig Speidel ist die Leitung des Burgtheaters, wenn er sie nicht übernimmt, so hat er die Aufgabe seines Lebens im größten Augenblicke nicht begriffen. Er gibt als Motiv seiner Ablehnung seine Unvertrautheit mit dem büreaukratischen Theile der Mission an. Als ob Wilbrandt, Dingelstedt, Laube oder Schreyvogel mehr von der Bureaukratie verstanden hätten, da sie nach einander Directoren wurden. Und was hätte Speidel verhindert, die ganze Arbeit, soweit sie nicht streng mit seiner künstlerischen Aufgabe zusammenhing, in eines willigen Mannes Hände zu legen? Der Generalintendant nicht, denn er hat die Größe des Burgtheaters und nichts Anderes im Auge. Die Freunde Speidels rathen ihm, seine bisherige ungebundene Existenz nicht für die Lasten eines Amtes hinzugeben. In der That lebt Speidel, wie es in Deutschland kaum einem Schriftsteller beschieden sein mag, in glänzenden materiellen Verhältnissen und in seiner Arbeit völlig frei. Aber diese Freunde Speidels erniedrigen ihn durch ihre Argumente, sie verlegen vermessen den ihm vorgezeichneten großen Weg. In Wahrheit ist es auch gar nicht die Lust an der Bequemlichkeit, welche Speidel von der Annahme der Direction zurückhielt, und auch der Widerwille gegen die Formen des Amtes ist nicht der ganze Grund seiner Abneigung. Speidel hat eine große Scheu vor dem Treiben in der Republik der Schauspieler, vor den diplomatischen Künsten in derselben, gemeinhin Intriguen genannt, und Angesichts dieser Kämpfe verließ ihn der Muth. Auch mit Unrecht. Er versteht wie Einer und jedenfalls tausendmal besser als Wilbrandt, ein Herr zu sein, die K. K. Hofschauspieler und Hofschauspielerinnen würden das sehr bald erfahren haben. Aber Speidel wollte es auch auf den Versuch nicht ankommen lassen und nahm das Amt des Directors nicht an, er bleibt Kritiker und Freund des Burgtheaters. Seine wirklichen Freunde werden diesen Entschluß im Interesse des Burgtheaters tief bedauern.

Wer also wird Director des Burgtheaters? Oder stellen wir die Frage richtiger, wer *kann* es werden? Baron Besecný wird nur einen Tauglichen acceptiren. Daß die Candidaten der Heimath nach Speidel nicht zureichen, weder Herr von Weilen, noch Herr Uhl und wie alle die Herren heißen, welche die Herrschaft über das Hofschauspielhaus antreten möchten, ist ebenso ausgemacht, wie daß die im Auslande lebenden Candidaten keine Aussicht haben, die ihre hiesigen Schwiegermütter für sich in Bewegung setzen. Aber auch jene nicht geringe Schaar von Bewerbern, die schon an andern deutschen Hof-, Stadt- und Privattheatern mehr oder minder erfolgreich abgewirthschaftet haben, kommen nicht in Betracht, weder ein von Werther, noch ein Claar u. s. w. Das Burgtheater kann nur einen Director brauchen, der entweder eine ruhmbedeckte Autorität in Theaterdingen ist, oder als homo litteratus eine anerkannte Position einnimmt. In ersterer Beziehung kommt Dr. Förster in Betracht, wenn nicht einerseits sein Loskauf vom Deutschen Theater in Berlin zu kostspielig würde und wenn man sich von gewissen Erinnerungen losmachen kann, die sich noch an seine frühere Wirksamkeit an unserer Hofbühne knüpfen. Wichtiger als beides scheint indessen das Alter des Herrn Förster zu sein, man kann in seinen Jahren noch Director *sein*, aber man kann es kaum erst *werden*. Hier hören aber meine Namen auf. Nicht etwa, daß nicht noch viele genannt würden, doch insoweit vielleicht Einer ernst zu nehmen ist, möchte ich ihn nicht wiederholen, so lange nicht ein fait accompli geschaffen wurde. Man verlange ja kein tägliches Bulletin von mir. Nur einen Wunsch gestatte man mir noch: Baron Besecný möge glücklich sein, einen von ihm gesuchten Mann zu finden, der sich der literarischen Bedeutung des Burgtheaters voll bewußt ist. Am Ende sind einzelne Unglücksfälle des Theaters nicht entscheidend, wenn dieses selbst nicht sinkt. Keine Schauspielerwirthschaft, der literarische Ernst muß im Burgtheater walten.

Ich mag nicht mit einem sorgenvollen Fragezeichen schließen, und so nehme ich mir noch ein Wort über den jüngsten Festtag des Burgtheaters, über das Wolterjubiläum, heraus. Wie die Nachricht über den Rücktritt des Herrn Wilbrandt, unmittelbar am Tage darauf mit einer gewissen Grausamkeit in die Welt gesetzt, geeignet war, an die Vergänglichkeit des äußerlichen Mechanismus dieser Bühne zu mahnen, so ist umgekehrt dieses Fest eine Bürgschaft für die Unerschütterlichkeit der hohen Ziele derselben. Wir haben viel Jubiläen erlebt, von Laroche, von Gabillon und Frau, von Sonnenthal, von Lewinski, das Wiedersehen Hartmann's nach langer Krankheit — aber keines der Feste konnte an äußerer Großartigkeit mit dem Woltertage verglichen werden, und was die innere Temperatur, die Wärme der Empfindung in den Herzen der Wiener betrifft, so ist das Thermometer bei allen zusammen nicht so hoch gestiegen, wie am Jubeltage der Wolter allein. Das erklärt sich leicht. Das Publikum sieht sie nie in den modernen deutschen Machwerken inländischer und freundnachbarlicher

Digitized by Google

Factur, und selbst in französischen Stücken nur sehr selten, denn die Wolter — ja die Wolter! — liebt das „Sittendrama“ nicht. Sie verkörpert im ganzen Personale des Burgtheaters am einheitlichsten die classische Poesie, man kennt in der Loge wie auf der letzten Galerie Frau Wolter nur als Trägerin derselben, ob ihr nun Manches besser und Einzelnes schlechter geräth, man sieht in ihren Gestalten die ewige Menschlichkeit, hört aus ihrem Munde den unvergänglichen Ruf der unsterblichen Dichter. Das Burgtheater ist vor Allem, und wenn es sein muß, nur für die classische Dichtung da. Deshalb hat man Frau Wolter so innig aus dem Volke heraus, dessen Ideale nicht verlöschen, gefeiert. Deshalb wird aber auch das Burgtheater alle Krisen überstehen. Zuletzt wird ihm das Volk die Wege vorzeichnen, die es wandeln muß.

Wien, 20. Mai.

Witz und Humor.

Von Gustav Kleinert-Iserlohn.

(Schluß.)

Wenn nun ferner unsere Humorverehrer von den „großen Humoristen“ sprechen, wobei sie doch in erster Linie an Jean Paul denken werden, so heißt es da z. B.: „Ein Humorist ist jenes seltene, ehr- und liebenswürdige Wesen, dem beim Anblick dieser schmerzzerissenen (?) Welt ein unzerstörbares Hoffnungslächeln um die Lippen irrt, während er als Zeuge menschlichen Glückes eine heimliche Thräne über vorangeahntes künftiges Weh aufquellen fühlt. Humor veredelt die Sitten und schärft das Auge für das Schöne in allen seinen Verkleidungen,“ und so fort. Man sieht, die Verfechter des Humors schwimmen schon in Thränen, wenn sie nur davon reden, und das Lächeln kommt sofort zwischen die Thränen und das Weh und das ganze übrige rührselige, sentimentale Brimborium stellt sich ein. So ein Humorist muß ein wahrer Engel oder mindestens ein Idealmensch und Tugendbold sein, diese Leute müssen nothwendig einen Charakter haben, so klar wie ein Bergquell, wo er am tiefsten ist. Nun sehe man sich daraufhin 'mal den Jean Paul'schen Charakter näher an. Wer das Capitel „Jean Paul und die Frauen“ kennt, der hat von dem Jean Paul'schen Charakter gerade genug. Es ist einfach charakterlos, frivol und gewöhnlich, wie sich der „große Humorist“ Jean Paul einer Charlotte von Kalb, einer Emilie von Berlepsch, einer Josephine von Sydow und vor allen Dingen einer Karoline von Feuchtersleben gegenüber benommen hat. Keine Spur von chevalereskem, heißblütigem aber noblem Handeln dem Ewig-Weiblichen gegenüber, wie wir es in dem Verhältniß Goethe's zu den Frauen finden, keine Spur von jenem „titanenhaften“ Seid umschlungen Millionen, von jenem göttlichen Feuer für das schöne Geschlecht, das man großen Männern gern verzeiht wie dem Jupiter seine Liebesabenteuer, sondern das gewöhnlichste, spießbürgerlichste, philiströseste Gebahren; „er suchte“, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, „jene schlichten Weiber wieder los zu werden“, wenn sie ihm nicht mehr behagten. — Und die anderen Humoristen, wie sieht es bei ihnen in „sittenveredelnder Hinsicht“ aus? Swift, der wegen seiner „Gullivers Reisen“ auch zu den Humoristen gerechnet wird, war gerade so charakterlos wie Jean Paul, und nicht allein den Frauen gegenüber, sondern auch in allen seinen übrigen Handlungen. Swift war ein richtiger Stellenjäger, der die Jacke zwei dreimal umdrehte, wenn er sich pekuniären Vortheil versprach, ein politischer Proteus der gefährlichsten Sorte, der heute Socialdemokrat und morgen englisch-conservativ war, genau wie es verlangt wurde. — Sodann der liederliche, leichtsinnige Goldsmith, der wegen seines „Pfarrer von Wakefield“ auch zu den Humoristen gerechnet wird. Man muß Forster's „Leben Goldsmith'“ lesen und dann ein Capitel über das „Lächeln unter Thränen“ und dem „sittenveredelnden Einfluß des Humors“. Ein genialer Taugenichts war er, der sich von einer Facultät in die andere stürzte und es wegen seines göttlichen Leichtsinns zu nichts brachte, der seinen selbst in dürftigen Verhältnissen lebenden Verwandten das Geld aus der Tasche lockte, um es in einer Nacht zu verjubeln und zu verspielen, und wie ein Handwerksbursche auf dem Continent herumpennte. Später schrieb er auch alles was verlangt wurde. Auch eine Naturgeschichte unter anderem, obwohl sein Freund Dr. Johnson meinte: „Es ist sehr zu bezweifeln, ob seine Kenntniß hinreicht, eine Kuh von einem Pferd zu unterscheiden“. Ich hätte den Mann 'mal sehen mögen, als ihm „unter Thränen lächelnd was weiß ich alles um die Lippen irrte“. — Und Sterne, Hippel, Thümmel wird auch Niemand als Muster in Bezug auf den Charakter hinstellen wollen. Sie waren, was sehr viele Leute auch sind, ein Gemisch von Schwachheit und von Kraft. Man schweige also ja von dem Charakter der Humoristen, es ist bei ihnen nicht mehr Rühmliches zu holen als bei den boshaftesten Vertretern des Witzes. — Darin soll übrigens hauptsächlich das Verpönte des absoluten Witzes bestehen, daß er den Charakter verderbe, daß Leute mit Witz kein „Gemüth“ haben. Man braucht nur den Namen Voltaire zu nennen und das Conversationslexikon aufzuschlagen, um zu erfahren, was dieser Voltaire für ein abgefeimter, boshafter, schlechter Mensch war. Jawohl! Voltaire stand allerdings auf dem Standpunkte, daß er lieber einen guten Freund verlor, als sich einen schlechten Witz über denselben versagte, aber er war trotzdem ein Ehrenmann durch und durch, vor dessen Gesinnung man den Hut abnehmen muß. Wer unter unseren sämmtlichen „edlen“ Humoristen würde ohne jedes andere Motiv als das der Menschenliebe, Toleranz und Opferfreudigkeit für die bekannten „protestantischen“ Familien Calas und Sirven gethan haben, was Voltaire gethan hat? Wer würde, so wie er, Alles daran gesetzt haben, die beiden Picarden de la Barre und d'Etalonde zu retten? Was gingen ihn diese Leute und ihr trauriges Geschick an? Gar nichts! Unsere Humoristen würden für sie wahrscheinlich ein thatloses aber höchst mitleidiges, officielles Thränchen vergossen haben. Aber der beißend-sarkastische, schonungslose Voltaire setzte seinen ganzen Einfluß, sein ganzes Talent, sogar seine Börse daran, um für die Toleranz eine Lanze zu brechen. Alle boshaften Epigramme, alle seine malitiös-satirischen Ausfälle verblassen gegen die großartige Noblesse, mit der er die mit Unrecht Verfolgten zu schützen und zu vertheidigen suchte, mit der er das Banner der Gerechtigkeit und Toleranz hoch hielt. Und was er für die Sache der geknechteten Bauern und Leibeigenen geschrieben, wer hätte das damals gewagt wenn nicht ein Voltaire. Wo sich alles feige und kleinmüthig zurückzog, da reizte es ihn, in die Schranken zu treten. Und das nenne ich in erster Linie Charakter. Man kann einen bösen Mund haben und doch ein gutes Herz, und das ist die Hauptsache. Ein billig denkender Beurtheiler muß Voltaire alles verzeihen, was er Boshaftes geschrieben hat, nur seiner warmherzigen, unbeugsamen, unerschrockenen, noblen und toleranten Handlungsweise halber gegen alles, was Ungerechtigkeit und Unterdrückung hieß. Und in diesem Voltaire steckt auch noch nicht eine Spur von dem, was man „Humor“ nennt, er ist der Vertreter des schärfsten, unerbittlichsten Witzes und der zweischneidigsten Satire, und trotzdem hatte er jenes mysteriöse Etwas, was wir den Romanen so stolz absprechen und was „nur“ bei den Humoristen zu finden ist, nämlich „Gemüth“.

Wenn nun vielfach behauptet wird, die Romanen hätten keinen „Humor“, so ist das ganz richtig und zwar deshalb, weil die Germanen auch keinen haben; denn das, was die Germanen haben und was sie Humor nennen, haben die Romanen längst gehabt. Der Vater derjenigen gutmüthig-satirisch-komischen Denk- und Schreibweise, die man etwa mit Humor bezeichnen könnte, ist nämlich Rabelais. Jean Paul ist z. B. nichts anderes, als ein etwas rührseligerer, idyllisch-breitgeschlagenerer Rabelais und Laurence Sterne desgleichen. Jean Paul hat sich auch wohl bewußt an Rabelais angelehnt, und ich bezweifle, daß er selbst jemals hat etwas anderes sein wollen als ein deutscher Rabelais. Daß er seinen Rabelais

Digitized by Google

auswendig kannte, kann man aus jedem Capitel herausmerken, und die Aehnlichkeit zwischen beiden tritt noch viel deutlicher zu Tage in jenen Werken Jean Pauls, wo das Rührselige vor dem Satirischen zurücktritt, wie z. B. in Dr. Katzenbergers Badereise und sinnverwandten Erzählungen. Manche Literarhistoriker rechnen allerdings diesen Roman und alle hierhergehörigen, wie Schmelzle's Reise, Der Komet u. s. w., zu seinen minderwerthigen „rein satirischen" Werken, weil sie absolut den nebelhaften Begriff Humor retten wollen, und in diesen Romanen das satirische Grundelement ihres Humors so in den Vordergrund tritt, daß sie dadurch in einige Verlegenheit gerathen. Und doch und gerade deshalb sind dies die einzigen Werke Jean Pauls, die heutzutage noch gelesen werden aus dem einfachen Grunde, weil sie nichts anderes sind und sein wollen, als komisch-satirische Erzählungen. Rabelais wollte die Schwächen und Lächerlichkeiten seiner Zeit geißeln, aber in etwas versteckter und gegen Angriffe gedeckter Form, und das wollte Jean Paul auch. Die ganze sogenannte „humoristische" Literatur ist weiter nichts als Satire, in schneidiger, bewußt-übertriebener Form bei Rabelais, in zahmer, hyperbolisch-philiströser Form bei Jean Paul. — Wenn wir von Aristophanes und Horaz, die eigentlich auch hierher gehören, absehen, so ist Rabelais (geboren 1495) der Begründer der episch-satirischen — wenn man den Ausdruck richtig verstehen will — meinetwegen auch der humoristischen Literatur durch sein bekanntes Werk: „Das Leben des großen Riesen Gargantua und seines hochberühmten Sohnes Pantagruel, Königs der Durstleider, gewaltige Heldenthaten." Rabelais war wie Jean Paul ein Polyhistor, der, in sämmtlichen Cultursprachen bewandert, so ziemlich sämmtliche Facultäten beherrschte. Er hatte dieselben Wunderlichkeiten im Ausdruck und Stil, wie wir sie auch bei Jean Paul wiederfinden und ist außerdem — das lag in den Verhältnissen seiner Zeit — ein gewaltiger Cyniker vor dem Herrn. Rabelais' Buch war, nebenbei bemerkt, die Lieblingslektüre Molières und Lafontaines; auch Shakespeare wird ihn wohl gründlich gekannt haben; desgleichen Fischart, auch ein Souverain der satirisch-komischen Dynastie, welcher den Gargantua in seiner „Geschichtsklitterung" sogar selbständig bearbeitet hat. — Die erste Nachahmung Rabelais' im großen Stile, die das Vorbild bei weitem übertroffen hat, überhaupt die größte Leistung auf humoristischem Gebiete — wie wir das Wort Humor auffassen — ist der Don Quixote des Cervantes. Aber er ist und bleibt eine Satire, nur daß sie großartiger angelegt, und seine Personen typische Figuren geworden sind. Dazu ist der Don Quixote in einer Sprache geschrieben, gegen die Rabelais', Sterne's und Jean Paul's Sprache sich verhält wie die Peterskirche zum Berliner Dom. Cervantes starb in demselben berühmten Jahre 1616 wie Shakespeare und er würde gewiß höchstlich erstaunt sein, wenn er erführe, daß man seiner großen Satire auf literarhistorisch-kaltem Wege das Satirische eliminirt und dafür den „titanenhaften" Humor substituirt hat. Auch Shakespeare's Falstaff ist ein Gargantua oder ein Don Quixote. Das Grotesk-komische hat er sogar mit letzterem in hohem Grade gemein. Denn wenn Falstaff auf der Leiche Percy's stehend bramarbasirend ausruft: „Hier habt ihr'n Percy," so ist das eine Don Quixoterie vom reinsten Wasser. — Sogar Swift, einen der größten und unerbittlichsten „satirischen Essigfabrikanten", hat man zu den Humoristen gerechnet. „Gullivers Reisen" soll ein „humoristisches" Buch sein, diese verbitterte, verbissene, scharf ätzende Satire auf die Menschheit im Allgemeinen und die Engländer im Besonderen. Und doch liegt die generelle Aehnlichkeit von Gullivers Reisen einerseits und dem Don Quixote und Gargantua andererseits deutlich zu Tage, obwohl einem gegen den bitteren Essig der beiden anderen der Don Quixote wie Portwein vorkommt. Swift ein Humorist! Ein Mann, der am Rosendufte auszusetzen und am Nachtigallengesange zu kritisiren hatte, der in dieser Welt nichts als Elend, in dem Menschen nur das Laster und das Lächerliche sah, und seinen eigenen Wandel hier auf Erden dann auch dementsprechend einrichtete. Sogar seine Predigten — er war wegen seiner Verdienste als Mann ohne Gesinnung schließlich Dechant von St. Patrik geworden — waren Satiren, z. B. diejenige „über das Schlafen in der Kirche". Er wählte dazu den Text Apostelgeschichte 20, V. 9: „Es saß aber ein Jüngling mit Namen Eutychus in einem Fenster und sank in einen tiefen Schlaf, dieweil Paulus so lange redete, und ward vom Schlaf überwogen und fiel hinunter vom dritten Söller und ward todt aufgehoben."

Was nun die neueren englischen Humoristen, z. B. Charles Dickens, anbetrifft, so ist in ihren Werken von dem sogenannten „eigentlichen Humor" wenig zu finden. Dickens Erzählungen sind Sittenromane, großartig angelegte und ausgeführte Satiren, Pamphlete und Persiflagen. Er schreibt über Alles: die Pflichten gegen die Armen, den Schutz der Waisen und Wittwen, die Uebelstände der Armenhäuser, den Gründerschwindel, die Sinecuren, die englische Heuchelei. Und überall treffen wir wieder auf den Don Quixote und Sancho Pansa. den Gargantua und Pantagruel, denn was ist Mr. Pickwick und Sam Weller anderes, als eine moderne Bearbeitung dieser beiden unsterblichen Typen. — Dickens hat allerdings einen höheren Zweck im Auge als Swift. Er will die Menschen nicht nur verhöhnen, er will sie auch bessern. Aber Komik und Satire sind die beiden Mittel, die er dabei verwendet, genau wie Rabelais, genau wie Cervantes, genau wie bei Jean Paul, nur daß bei diesem ein hinlänglich charakterisirtes, einschläferndes Moment hinzukommt, dessen Mischung man mit „Humor" bezeichnet. — Und wie steht es mit Thackerey? Wie Bleak House ein Plaidoyer gegen den Schneckengang der englischen Processe, wie Martin Chuzzlewitt eine Satire auf das Yankeethum, so ist Thackerey's „Vanity fair" eine Satire auf die Nationaluntugenden der Engländer, auf ihren ganzen cant, ihre zur Schau getragene Respectabilität und Scheinheiligkeit, und den „titanischen Humor" kann man nur hinein-, aber nicht herauslesen.

Wir haben demnach weder mit unseren germanischen Vettern, den Engländern, den „Humor" gemein, noch vor den Romanen vorab. Das ist aber auch gar nicht nöthig. Wir können uns sowohl mit den Engländern, als auch mit den Romanen in der Witzliteratur — denn darauf läuft alles hinaus — ruhig messen, und sollten ja nicht auf den Witz so sehr schimpfen, denn wenn wir keinen Witz mehr hätten, dann hörte der Humor von selbst auf. Wir haben Fischart, Brandt, Hans Sachs, Lichtenberg, Börne, Heine und Reuter. Ueber Heine herzufallen, ist so recht in die Mode gekommen, aber ich fürchte, wir haben noch ziemlich lange zu warten, ehe einer kommt, der die Erbschaft Heine's übernehmen könnte. Die Franzosen beneiden uns um Heine, aber sie beneiden uns nicht um Jean Paul, denn sie kennen ihn trotz seines französischen Namens kaum dem Namen nach. — Wenn wir Schiller und Goethe lesen, so ist das nicht zu verwundern, denn wir saugen ihren Ruhm gewissermaßen mit der Muttermilch ein, und die Schule servirt uns dieselben täglich; an Heine geht man indessen später ganz von selbst heran, obwohl er in der Schule nur so nebenbei erwähnt wird. Und das ist ein sehr bezeichnendes Moment. Wenn uns Jemand fragt, ob wir Heine gelesen hätten, so ist diese Frage eigentlich eine Injurie, aber ich bezweifle, ob man Jemand auf Pistolen fordern würde, der unsere Belesenheit betreffs Jean Paul in Frage setzte. — Und selbst wenn ich von all den genannten Vertretern des Witzes absähe, wenn wir uns sogar aus Heine nichts machten, so haben wir den „Faust" von Goethe. Wenn wir Deutschen irgend eine Berechtigung haben, eine literarische Sonderstellung einzunehmen, so sind es nicht Jean Pauls sämmtliche Werke, welche uns dazu Veranlassung geben könnten, sondern allein dieses in grandioser Einsamkeit dastehende Werk. Ich habe immer Seitenstiche bekommen, wenn ich irgendwo las, daß auch der Faust im Jean Paul'schen Sinne zum Humor gerechnet wird. Daß bei den heiteren Elementen des Faust vielleicht ein anderes Wort am Platze wäre, als die Bezeichnung Witz, darüber ließe sich reden, denn es ist eine wunderbare Mischung von Ernst, Komik und Satire, aber Jean Paul'scher Humor, warum nicht gar! Der Faust als Ganzes scheint sogar, wie wir das bei den Shake-

Digitized by Google

speare'schen „Schauspielen" besprochen haben, nicht einseitig zum Komischen und Tragischen als ein Nebeneinander, sondern „fast" als ein Ineinander gerechnet werden zu können. Die poetische Behandlung des Stoffes verdiente vielleicht eine neue Bezeichnung, wie man sie mit dem Worte Humor anzustreben sucht, aber zwischen dem Helden des Faust und demjenigen des Titan ist nicht mehr Aehnlichkeit, als zwischen dem Teufel und einem Schornsteinfeger. Ich will mich auf die eigenthümliche Sonderstellung, die Goethe's Faust nicht nur in der deutschen, sondern in der Weltliteratur einnimmt, hier nicht weiter einlassen und nur einen ganz wesentlichen Punkt herausgreifen, der ihn von der ganzen übrigen „humoristischen" Literatur von Cervantes bis Dickens unterscheidet. Weder Rabelais, noch Cervantes, noch Sterne, noch Swift, noch Dickens, noch Jean Paul haben vermocht, das Weib in den Kreis ihrer psychologischen Probleme zu ziehen; das Ewig Weibliche ist ihnen alle ein „ich weiß nicht was", sie wagen sich nicht heran, sie simuliren, als wenn dieses Thema unter ihrer Würde wäre, oder sie reden darüber wie der Blinde von der Farbe (Jean Paul), nur Goethe hat in seinem Faust auch dieses Problem erschöpft, wie überhaupt alle Fragen darin berührt werden, welche den Menschen erfüllen und bewegen. Und wenn wir den anderen Nationen — die Engländer mit ihrem Shakespeare nicht ausgeschlossen — den Faust auftrumpfen, so haben wir wahrhaftig so kleine Atouts wie Jean Paul's Werke nicht mehr von Nöthen. Auch der Faust behandelt das große Thema von Don Quixote und Sancho Pansa, aber der Dichter fand auch noch für ein Gretchen Platz darin.

Und noch ein Moment, uns nicht mehr so stolz in unseren Humor zu hüllen. Zu einer Zeit, wo wir noch ein geographischer Begriff waren, wo erst die Franzosen und dann nochmals die Franzosen, und dann die Deutschen noch lange nicht kamen, da mag es ja einen Zweck gehabt haben, uns durch den Humor legitimiren zu wollen und zu sagen: den haben wir und den könnt ihr nie bekommen, denn ihr seid Romanen. Aber in unseren Tagen, wo wir hoffentlich auf lange, lange Zeit „an der Spitze der Civilisation marschiren", da können wir dieses schwindsüchtige Schooßhündchen „Monopol-Humor" nur einen sanften Tod sterben lassen. Und wenn wir absolut außer Goethe noch einige Werke haben müssen, die wir vor anderen Nationen voraus haben, so mache ich auf Bismarcks sämmtliche Werke, Ausgabe 64, 66 und 70—71, hiermit aufmerksam.

Feuilleton.

Wovon die Menschen leben.

Eine Pfingstlegende von Graf Leo Tolstoi.

Autorisirte Uebersetzung.

I.

Es war einmal ein Schuster, der mit Frau und Kindern in der Hütte eines Bauern wohnte, denn er selbst hatte weder Haus noch Feld, und die ganze Familie lebte nur von seiner Arbeit. Da aber das Brod theuer und die Arbeit schlecht bezahlt war, so konnten sie nur eben aus der Hand in den Mund leben. Mann und Frau besaßen einen einzigen Pelz, und auch der war in Fetzen. Schon vor zwei Jahren hatte sich der Schuster vorgenommen, Schafsfelle für einen neuen Pelz zu kaufen, kam aber immer nicht dazu. Gegen Herbst war endlich das nöthige Geld beisammen. Drei Rubel lagen in der Kiste seiner Frau und fünf Rubel 20 Kopeken waren ihm Bauern im Dorfe schuldig.

Schon am frühen Morgen machte sich der Schuster auf den Weg in's Dorf, wo er den Pelz kaufen wollte. Er zog die wattirte Jacke seiner Frau über das Hemd an und darüber seinen Rock aus Tuch, steckte die drei Rubel in die Tasche, nahm einen Stock in die Hand und verließ das Haus. Aber seine Gläubiger hatten kein Geld. Außer den zwanzig Kopeken bekam er nur noch ein Paar alte Filzstiefel zum Flicken. Aus lauter Verdruß vertrank er die zwanzig Kopeken und machte sich auf den Rückweg ohne den Pelz. Als er bei einer Capelle, die an der Straßenecke stand, vorbeikam, bemerkte er auf einmal etwas Weißes. Es war ein ganz nackter Mensch, welcher, an die Wand gelehnt, bewegungslos dasaß. Ob er todt oder lebendig war, vermochte der Schuster nicht zu unterscheiden. Dem Schuster wurde noch ängstlich zu Muthe, und er beschleunigte seine Schritte. Die Capelle lag schon hinter ihm; aber da fing sein Gewissen an zu sprechen. Und er stand still und ging auf den Menschen zu.

Es war ein junger kräftiger Mann. Auf seinem Leibe waren keine Spuren von Mißhandlung; man merkte nur, daß er sehr fror und erschrocken war. Als Simon vor ihm dastand, kam er auf einmal zu sich, wandte seinen Kopf, schlug die Augen auf und sah den Schuster an. Von diesem Augenblicke an gewann Simon ihn lieb. Der Schuster warf die Filzstiefel auf den Boden, löste seinen Gürtel, legte ihn auf die Stiefel, zog seinen Kaftan aus und warf ihn dem Mann über die Schultern; doch konnte der Fremde nicht in die Aermel schlüpfen und Simon mußte ihm die Hände hineinstecken. Als das gethan, beugte sich Simon, schlug den Kaftan zu und band dem Fremden den Gürtel um. Er ließ darauf den Menschen niedersitzen und zog ihm die Filzstiefel an.

„Und nun komm," sagte Simon; „wir können doch nicht hier überwintern und müssen ein Obdach suchen. Hier ist mein Stock, stütze Dich darauf, wenn Du Dich schwach fühlst, und vorwärts!"

Und der Fremde ging mit; dabei bewegte er sich so leicht, daß er nicht einmal hinter Simon zurückblieb. Unterwegs fragte Simon: „Woher bist Du?"

„Ein Fremdling."

„Das weiß ich; denn ich kenne alle Leute hier und in der Umgegend. Aber wie kamst Du hierher?"

„Das darf ich nicht sagen."

„Wahrscheinlich haben Dir die Leute was zu Leide gethan?"

„Mir hat Niemand was zu Leide gethan; Gott hat mich gestraft."

„Versteht sich! Alles kommt ja von Gott! Doch auf der Straße kannst Du nicht bleiben. Wohin willst Du jetzt?"

„Gleichviel!"

Jetzt befand sich Simon schon nahe seinem Hause. Der Fremde ging immer an seiner Seite und hielt gleichen Schritt. Unterdessen hatte sich ein kalter Wind erhoben und blies durch die Kleider Simons, daß sein Rausch allmählich zu vergehen anfing. Und wie er an seine Frau dachte, überfiel ihn ein Gefühl des Unbehagens; doch sobald er den Fremden anblickte und sich erinnerte, wie dieser ihn bei der Capelle angeblickt hatte, wurde sein Herz fröhlich.

II.

Simons Frau war frühzeitig mit der Arbeit fertig geworden. Sie merkte den Schnapsgeruch, der von ihrem Manne ausging. „Nun," dachte sie, „der kommt gewiß aus der Schenke." Sie sah erstaunt den Fremden an. Der Kaftan, den er trug, gehörte ihrem Manne, auch schien er kein Hemd zu haben und war ohne Mütze. Als er in die Stube getreten, bewegte er sich nicht mehr vom Platze und stand still, mit niedergeschlagenen Augen da.

Simon nahm seine Mütze ab und setzte sich auf die Bank, als wenn nichts vorgefallen wäre.

„Nun, Matriona," sagte er, „gib uns das Abendbrod."

Kopfschüttelnd brummte Matriona etwas vor sich, und sah bald den Einen, bald den Anderen an. Simon merkte, daß die Frau außer sich war, machte aber gute Miene zum bösen Spiel.

„Hast Du nichts gekocht?" fragte Simon.

„Gekocht habe ich, aber nicht für Dich! Wie ich sehe, hast Du den Verstand verloren! Du gingst, um einen Pelz zu kaufen, bist aber sogar ohne Kaftan zurückgekommen! Obendrein hast Du einen nackten Vagabunden mit gebracht! Ich habe kein Abendbrod für Trunkenbolde!"

Simon steckte die Hand in die Tasche seines Kaftans, zog das Geld hervor und legte es auf den Tisch. „Hier ist das Geld. Der Bauer hat mich nicht bezahlt; er versprach es für morgen."

Digitized by Google

Das brachte Matriona noch mehr auf. „Wie? er hatte den Pelz nicht gekauft, seinen Ueberrock aber einem Nackten weggegeben und ihn noch mitgebracht!“ Dann ging sie auf ihren Mann zu und packte ihn beim Aermel.

„Gib meine Jacke her! Nur noch die blieb mir, aber Du nahmst sie mir auch und hast sie angezogen! Gib sie her, Lump! Daß Dich der Schlag rühre!“ Simon zog die Jacke aus; dabei kehrte sich ein Aermel auf die unrechte Seite. Nun zerrte das Weib an der Jacke, daß fast die Nähte rissen. Dann warf sie sich dieselbe über den Kopf und lief der Thür zu, doch blieb sie stehen, denn das Blut kochte in ihr; sie hätte sich gerne noch mehr aussprechen mögen und auch wohl erfahren, wer der Fremde sei. Dieser saß noch immer regungslos auf der Bank, gesenkten Hauptes und mit geschlossenen Augen. Seine Hände waren auf dem Schooß gefaltet; dabei machte er ein Gesicht, als drückte ihn etwas. Matriona schwieg. Simon aber fragte sie: „Matriona, glaubst Du denn nicht mehr an Gott?“

Bei diesen Worten blickte Matriona nochmals den Fremden an und ihr Zorn legte sich. Sie ging zum Ofen und holte das Abendbrod.

Simon zerschnitt das Brot, brockte es ein, und sie aßen. Matriona setzte sich ebenfalls an den Tisch, stützte den Kopf auf die Hand und sah den Fremden an.

Jetzt flößte er ihr Mitleid ein, und sie gewann ihn lieb. Auch der Fremde wurde heiterer, schlug die Augen auf und lächelte.

Matriona erhob sich, nahm Simons altes Hemd, welches sie vorher geflickt hatte, und reichte es dem Fremden. Dann suchte sie ein paar Hosen hervor und gab sie ihm auch. „Da, nimm! Zieh' Dich an und lege Dich schlafen, wo Du willst, auf dem Ofen oder auf der Bank.“

Der Fremde warf den Kaftan ab, zog das Hemd an und legte sich auf die Bank. Indessen erinnerte sich Matriona, daß das letzte Brot verzehrt war und sie für den nächsten Tag keines mehr hatten, daß sie Hemd und Hosen weggegeben hatte, und es wurde ihr unbehaglich zu Muthe; doch wie sie an das Lächeln des Fremden dachte, ward ihr Herz fröhlich.

III.

Als Simon am Morgen erwachte, war seine Frau schon ausgegangen, um bei der Nachbarin Brot zu borgen. Die Kinder schliefen, und nur der Fremde saß auf der Bank in den alten Kleidern, die ihm Matriona gegeben hatte. Simon sagte: „Nun, lieber Freund, ein Mensch muß doch Brod haben, um seinen Hunger zu stillen, und auch Kleider gegen den Frost. Verstehst Du etwas, um Deinen Unterhalt zu verdienen?“

„Nein, gar nichts.“

Simon nahm einen Pechdraht, legte ihn über den Finger und zeigte ihm, wie man ihn dreht. Michael sah zu, nahm dann auch einen Pechdraht und fing an zu drehen. Als er damit fertig war, zeigte ihm Simon, wie man die Lederstücke zusammennäht. Auch dies begriff Michael, und so ging es mit jeder Arbeit, die ihm Simon vormachte. Schon am dritten Tage war Michaels Fertigkeit im Nähen so groß, als hätte er sein Lebtag nichts Anderes getrieben. Er arbeitete sehr fleißig. In der Zwischenzeit saß er schweigsam da, die Augen zur Zimmerdecke gewendet. Er ging auch nicht aus, sprach kein überflüssiges Wort, war still und lachte nie. Nur einmal hatte man ihn lächeln sehen; es war, als Matriona ihm das erste Abendbrot reichte.

Indessen verging Tag um Tag, Woche um Woche und am Ende auch ein Jahr. Michael lebte und arbeitete noch immer bei Simon. Es hatte sich der Ruf verbreitet, daß Niemand so sauber und dauerhaft arbeite, wie Simons Geselle, und man kam aus der ganzen Umgegend, um bei Simon die Stiefel zu bestellen, und seine Kunden wurden immer zahlreicher. Da kam einmal im Winter ein dreispänniger gedeckter Schlitten mit Glockengeklingel. Sie sahen zum Fenster hinaus; der Schlitten hielt vor der Hütte. Vom Kutscherbock sprang ein Bursche und öffnete den Schlag. Aus dem Schlitten stieg ein Herr im Pelze. Er ging in Simons Hof und kam die Treppe hinauf. Matriona lief ihm entgegen und öffnete die Thüre weit vor ihm. Der Herr bückte sich und trat in die Stube. Als er sich wieder aufrichtete, reichte er mit dem Kopf fast bis zur Decke. Er nahm eine ganze Ecke der Stube ein.

Simon erhob sich vom Platze und verbeugte sich. Er sah den Herrn verwundert an, denn einen solchen Mann hatte er nie gesehen. Simon selbst war abgemagert, Michael hager, und Matriona nichts als Haut und Knochen, aber dieser schien aus einem ganz anderen Lande zu kommen. Sein Gesicht war roth, der Hals dick, wie bei einem Stiere, und die ganze Figur wie aus Eisen.

Der Herr athmete tief auf, warf seinen Pelz ab, setzte sich auf die Bank und fragte: „Wer von Euch ist der Meister?“

Simon trat näher und sagte: „Ich bin's, Euer Gnaden.“

Der Herr rief seinem Burschen zu, er solle das Leder bringen.

Der Bursche lief zum Schlitten und kam sogleich mit einem Bündel zurück.

„Kannst Du mir daraus ein Paar Stiefel machen?“

„Das kann man schon, Euer Gnaden.“

Der Herr schrie ihn zornig an: „Ihr könnt gar nichts. Aber Du mußt begreifen, für wen Du arbeitest und mit was für Waare. Du sollst mir ein Paar Stiefel machen, welche ein ganzes Jahr lang halten, ohne zu reißen oder sich zu krümmen. Kannst Du es — dann nimm das Leder und mache sie; kannst Du es nicht, so laß es lieber bleiben; denn ich sage es Dir zum Voraus: sind die Stiefel zerrissen oder die Absätze abgetragen, ehe ein Jahr vorbei, so sperre ich Dich in's Gefängniß; sind sie es aber nicht, so zahle ich Dir zehn Rubel für die Arbeit.“

Das schüchterte Simon noch mehr ein. Er wußte nicht, was er dazu sagen sollte, und sah Michael fragend an, dann stieß er ihn mit dem Ellenbogen und flüsterte: „Soll ich die Arbeit annehmen?“

Michael nickte bejahend mit dem Kopfe.

Simon, der seinem stummen Rathe folgte, verpflichtete sich nun, ein Paar Stiefel zu liefern, welche ein ganzes Jahr lang halten würden, ohne zu reißen oder schief zu werden. Dann fing er an, Maß zu nehmen. Er hatte es von der Sohle und dem Spann genommen und wollte jetzt auch die Dicke der Waden messen, doch dazu langte das Papier nicht, denn die Wade war dick wie ein Balken.

Der Herr zog darauf die Stiefel und den Pelz an und ging zur Thüre, doch vergaß er sich zu bücken und stieß mit dem Kopf an den Querbalken. Er stieß einen Fluch aus, rieb sich die Stirn, stieg in den Schlitten und fuhr fort.

Beim Vesperbrod erhob sich Simon, um Michaels Arbeit anzusehen. Er sah, daß Michael aus dem Leder ein Paar Todtenschuhe gemacht hatte. Er schlug die Hände zusammen und rief: „Was hast Du angestellt! Du richtest mich zu Grunde. Der Herr hat ein Paar Stiefel bestellt und Du hast Gott weiß was gemacht!“

Kaum hatte Simon angefangen, Michael wegen der verpfuschten Arbeit zu tadeln, so klopfte Jemand am Hofpförtchen. Sie blickten zum Fenster hinaus und sahen einen Reiter, welcher sein Pferd am Pfosten anband. Als man die Thüre geöffnet hatte, trat der Bursche des Herrn herein.

„Die Herrin hat mich wegen der Stiefel geschickt. Der Herr ist noch unterwegs im Schlitten gestorben! Als wir nach Hause kamen und man ihm aussteigen helfen wollte, da fanden wir ihn todt und starr im Wagen liegen und konnten ihn nur mit Noth aus dem Schlitten bringen. Nun schickt mich die Herrin, damit Du nicht die bestellten Stiefel machest, sondern ein Paar Todtenschuhe.“

Michael nahm die Lederreste vom Tische, rollte sie zusammen, nahm auch die Todtenschuhe, wischte sie mit der Schürze ab und reichte sie dem Burschen. Dieser nahm die Schuhe und sagte: „Helf Gott, Meister!“

IV.

Es verstrich ein Jahr nach dem anderen. Es war jetzt schon das sechste Jahr, daß Michael bei Simon lebte. Er hatte sich nicht verändert; er ging noch immer gar nicht aus, sprach wenig, und während der ganzen Zeit hatte man ihn nur zwei Mal lächeln sehen. Ein Mal, da die Frau ihm das erste Abendbrot reichte, und das zweite Mal, als er den Herrn sah. Simon hatte viel Freude an seinem Gesellen. Er fragte nicht mehr, woher er komme, und fürchtete sich nur, dieser könnte ihn verlassen. Einst saßen sie Alle in der Hütte. Die Hausfrau stellte die Wasserkessel in den Ofen, die Kinder liefen auf den Bänken herum und schauten zum Fenster hinaus. An dem einen Fenster nähte Simon, bei dem anderen arbeitete Michael an dem Absatze eines Stiefels.

Digitized by Google

Da kam eine reinlich gekleidete Frau mit zwei Mädchen, welche in hübsche Pelze gekleidet waren und Tücher um den Kopf trugen. Die beiden Mädchen glichen sich zum Verwechseln, nur lahmte das Eine am linken Fuße.

„Guten Tag, Meister! Ich möchte für die Mädchen auf den Frühling Lederschuhe bestellen."

Jetzt kehrte sich Simon gegen Michael und sah, daß dieser die Arbeit bei Seite gelegt hatte und die Augen nicht von den Mädchen abwandte. Freilich, es waren recht nette Mädchen, schwärzäugig und rothwangig; auch waren sie hübsch angezogen; doch Michael sah sie an, als kennte er sie.

Nun sprach Simon mit der fremden Frau über die Arbeit, und als sie darüber einig geworden, hob die Frau das lahme Mädchen auf den Schooß und sagte:

„Nimm ihr das Maß und mache einen Schuh für den lahmen Fuß und drei für den rechten; denn beide Mädchen haben gleiche Füße. Es sind Zwillinge."

Simon nahm das Maß und fragte: „Was hat denn das Mädchen? Es sieht sonst recht gesund aus; oder ist es von Geburt an lahm?"

„Nein, die Mutter hat ihr den Fuß ausgerenkt."

Nun trat auch Matriona hinzu. Sie wollte erfahren, wer die Frau sei und wem die Kinder gehörten. Sie fragte: „Bist Du denn nicht die Mutter dieser Kinder?"

„Nein, es sind meine Pflegekinder."

„Wem gehören sie denn?

„Es sind nun schon sechs Jahre, seit diese Kinder verwaist sind. Ihre Eltern starben rasch nach einander; der Vater am Dienstag und die Mutter am Freitag. Ich und mein Mann lebten dazumal im Bauernstande. Wir waren Nachbarn; unsere Höfe stießen an einander. Der Vater dieser Kinder stand allein. Außer der Frau hatte er Niemand. Er arbeitete im Walde. Da geschah es, daß ein Baum auf ihn niederstürzte und erschlug. Seine Frau aber gebar noch dieselbe Woche diese Zwillinge. Arm und verlassen war nun die Frau. Niemand stand ihr bei in der schweren Stunde; Niemand war auch da, als sie gleich darauf starb. Am nächsten Morgen fand ich sie schon todt und kalt. Beim Sterben war sie auf dieses Mädchen gesunken und hatte ihm den Fuß zerdrückt. Die Mädchen waren nun ganz allein. Wo sollte man sie unterbringen? Von allen Nachbarinnen hatte nur ich damals einen Säugling. Mein erster Junge war acht Wochen alt. Da nahm ich die Waisen einstweilen zu mir. Das erste Mal gab ich nur dem gesunden Mädchen die Brust; denn ich meinte, das lahme Kind werde in kurzer Zeit sterben. Doch das Kind dauerte mich, und ich dachte: was soll denn der kleine Engel so leiden? Ich fing an, auch das lahme Mädchen zu säugen. So stillte ich denn meinen Knaben und diese Zwei. Ich war dazumal jung und kräftig, auch fehlte es mir nicht an guter Nahrung. Wenn Eines satt war, nahm ich ein Anderes. So half mir Gott, sie Alle aufzuziehen. Aber mein Knabe starb im zweiten Jahre, und Gott gab mir keine Kinder mehr. Wir wurden mit der Zeit wohlhabender. Jetzt dient mein Mann als Müller bei einem Kaufmann. Er hat einen guten Verdienst, und wir leben sorgenlos. Doch haben wir keine Kinder, und ich wäre ganz allein, ohne diese Mädchen da. Wie könnte ich denn auch anders, als sie recht lieb haben? Ich habe ja Niemand auf der Welt außer ihnen."

Die Frau drückte das lahme Mädchen an die Brust und wischte sich die Thränen aus den Augen.

Matriona sagte mit einem Seufzer: „Das Sprüchwort scheint doch wahr zu sein: Ohne Vater und Mutter kommt man durch die Welt, ohne Gott aber nicht."

V.

Als nun die Frau sich mit den Mädchen entfernt hatte, erhob sich auch Michael von der Bank, legte die Arbeit bei Seite, nahm die Schürze ab, verbeugte sich vor dem Schuster und seiner Frau und sagte: „Gott hat mir verziehen; verzeiht auch ihr mir, wenn ich etwas an Euch verschuldet habe!"

Simon und Matriona sahen, daß ein Schein von Michael ausging. Michael sprach weiter: „Ein Licht geht von mir aus, weil ich bestraft war und Gott mir nun verziehen hat. Gelächelt habe ich drei Mal, weil ich drei Worte Gottes erfahren mußte. Und ich erfuhr sie auch. Das eine Wort vernahm ich, als Deine Frau mit mir Mitleid hatte, und deswegen lächelte ich zum ersten Mal. Das zweite Wort erfuhr ich, da der Reiche hierher kam, um die Stiefel zu bestellen, und ich lächelte zum zweiten Mal; und nun ich die Mädchen gesehen; war mir auch das letzte Wort geoffenbart, und ich lächelte zum dritten Mal."

„Sage mir nun, Michael, wofür Gott Dich gestraft hat und was für Worte Gottes es sind, daß wir sie auch kennen lernen."

„Gott hat mich gestraft, weil ich ihm nicht gehorchte. Gott schickte mich einst auf die Erde, um die Seele einer Frau zu holen. Ich kam herab und sah eine Frau, welche krank da lag. Sie hatte soeben Zwillinge geboren; es waren zwei Mädchen. Die Kinder zappelten an der Seite der Mutter; doch sie hatte keine Kraft, sie an die Brust zu legen. Die Frau erblickte mich, und sagte weinend zu mir: »Engel Gottes, man hat soeben meinen Mann begraben, den ein Baum zerschmettert hat. Ich habe weder eine Schwester, noch eine Tante oder eine Großmutter, Niemand, der meine Waisen erziehen könnte. Lasse mir Zeit, meine Kinder aufzuziehen, denn sie können nicht ohne Vater und Mutter durch's Leben kommen.« Ich schenkte ihr Gehör, legte das eine Mädchen an ihre Brust und gab ihr das andere in die Arme. Dann flog ich zu Gott und sagte ihm, warum ich die Seele der Wöchnerin nicht nehmen konnte. Gott aber befahl mir: »Gehe hin und nimm die Seele der Wöchnerin und Du wirst drei Worte kennen lernen. Du wirst erfahren, was in den Menschen lebt, was ihnen nicht gegeben ist und wovon sie leben. Und wenn Du diese Worte erfahren hast, kannst Du wieder in den Himmel zurückkehren.« Ich flog wieder auf die Erde hinunter und nahm die Seele der Wöchnerin. Die Kinder fielen von ihren Brüsten ab; ihr Leib sank leblos auf das Lager zurück und zerdrückte den Fuß des einen Mädchens. Ich erhob mich über dem Dorfe und wollte die Seele zu Gott bringen. Da ergriff mich ein Wind; meine Flügel brachen und fielen von mir. Die Seele allein stieg zu Gott, ich aber stürzte auf die Erde, an den Rand eines Weges."

Nun erst wurde es Simon und Matriona klar, wen sie aufgenommen, wem sie Kleider und Nahrung gegeben und wer mit ihnen gelebt hatte. Sie weinten vor Freude und Furcht; der Engel fuhr aber fort:

„So blieb ich denn ganz allein und nackt im Felde. Früher kannte ich nicht die Bedürfnisse der Menschen. Ich wußte nicht, was Kälte und Hunger sei; jetzt war ich aber ein Mensch geworden. Ich hatte Hunger und fror, wußte aber nicht, wo ich hin sollte. Auf einmal hörte ich einen Menschen des Weges kommen. Er trug ein Paar Stiefel und sprach mit sich selbst. Ich erblickte nun zum ersten Mal, seit ich ein Mensch geworden war, das Antlitz eines anderen Menschen und ich erschrak vor diesem Antlitz. Der Mensch erblickte mich und machte ein finsteres Gesicht. Er war jetzt noch schrecklicher geworden und ging vorbei. Ich verzweifelte schon; da hörte ich ihn zurückkommen. Ich blickte ihn an und erkannte ihn fast nicht wieder. Vor einigen Augenblicken hatte er den Tod auf seinem Gesichte; jetzt aber hatte es den Ausdruck eines Lebendigen, und ich erkannte Gott in seinem Antlitze. Er trat zu mir, kleidete mich an und führte mich in sein Haus. Dort kam uns eine Frau entgegen und redete uns an. Sie war noch schrecklicher als der Mann. Der Tod sprach aus ihrem Munde, und ich konnte kaum athmen vor dem Modergeruche, welchen der Tod verbreitete. Sie wollte mich in die kalte Nacht hinaustreiben, aber ich wußte, daß sie sterben würde, wenn sie es thäte. Da erinnerte sie ihr Mann an Gott, und die Frau wurde sogleich gut. Als sie mir das Abendbrod reichte und mich anblickte, da sah ich, daß in ihr nicht mehr der Tod war. Sie war lebendig und ich erkannte Gott in ihr. Ich erinnerte mich des ersten Wortes Gottes: »Du wirst erfahren, was in den Menschen lebt.« Und ich erfuhr, daß in den Menschen die Liebe lebt. Ich war erfreut, daß Gott schon angefangen hatte, mir zu offenbaren, was er versprochen hat, und ich lächelte zum ersten Mal. Aber Alles konnte ich noch nicht begreifen. Ich wußte nicht, was den Menschen nicht gegeben ist und wovon sie leben.

„So blieb ich bei Euch, und ein Jahr verstrich. Da kam der Reiche und bestellte sich Stiefel, die ein ganzes Jahr halten sollten, ohne zu reißen oder sich zu krümmen. Ich sah ihn an und erblickte auf einmal hinter seinen Schultern meinen Genossen, den Engel des Todes. Außer mir sah ihn Niemand; aber ich erkannte ihn und wußte nun, daß die Seele des Reichen noch vor Sonnenuntergang von ihm genommen wer-

Digitized by Google

den würde. Und ich dachte an das zweite Wort Gottes: »Du wirst erfahren, was den Menschen nicht gegeben ist«. Ich wußte schon, was in den Menschen lebt, jetzt erfuhr ich, was ihnen nicht gegeben ist. Es ist den Menschen nicht gegeben, zu wissen, was ihr Leib bedarf. Und ich lächelte zum zweiten Mal; denn ich war erfreut, meinen Genossen zu sehen und das zweite Wort Gottes zu erfahren. Doch ich hatte noch nicht Alles begriffen. Ich wußte nicht, wovon die Menschen leben. Und ich wartete immer, daß Gott mir auch das letzte Wort offenbare. Nun kamen im sechsten Jahre die Zwillinge mit der Frau. Ich erkannte sogleich die Mädchen und erfuhr auch, wie sie am Leben geblieben waren. Eine fremde Frau hat sie gesäugt und auferzogen. Und als die Frau vor Freude über die fremden Kinder weinte, da erblickte ich in ihr den lebendigen Gott und begriff endlich, wovon die Menschen leben. Da erfuhr ich, daß Gott mir das letzte Wort offenbart und mir verziehen hatte, und ich lächelte zum dritten Mal."

Nun warf der Engel seine Hülle von sich und ein blendendes Licht strahlte von ihm aus. Er sprach lauter und seine Stimme schien wie vom Himmel zu stammen.

„Und ich erfuhr, daß jeder Mensch nicht von den Sorgen um sich selber lebt, sondern von der Liebe."

Der Engel stimmte einen Lobgesang an, und die Hütte erbebte von seiner Stimme. Das Dach öffnete sich, und man sah eine Flamensäule, die von der Erde bis zum Himmel reichte. Simon und die Seinigen fielen mit dem Antlitz zur Erde. Aus dem Rücken des Engels wuchsen Fittige, und er erhob sich zum Himmel.

Als Simon zu sich kam, war er wieder allein in der Hütte mit den Seinigen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Hochzeit auf dem Aventin.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Paul Heyse.

Dieses Stück, wenngleich seinen Stoff jener schrecklichsten Römerzeit entnehmend, in welcher die Grausamkeit Caligula's täglich Tragödien schuf, ist doch keine „Römertragödie". Vielleicht sollte es auch nach der Absicht des Autors nicht hauptsächlich eine solche sein: das Mark des Römerthums war ja in jener Zeit schon verdorrt und die schroffen patriotischen Tugenden, aus denen sich noch in Cäsars Tagen die tragische Gestalt eines Brutus zusammenfügen konnte, waren vergessen; mit ihnen hatten also die Begebnisse der Kaiserzeit die Züge verloren, welche uns das Wesen einer „Römertragödie" ausmachen. Aber auch die „Liebestragödie", zu deren Schauplatz sich jene Zeiten, nun weichlich genug geworden, nach des Dichters Auffassung besser eignen, fügt sich nur mit einigen Verzerrungen und Gewaltsamkeiten in die Zustände, die an dem Hof des wahnsinnigen Kaisers herrschten. So kommt es, daß der Eindruck dieses neu an das Licht gebrachten Heyse'schen Stückes in doppelter Hinsicht störend ist: einmal wird durch ihn das historische Gefühl verletzt, welches von Römertugenden declamiren hört, die damals doch nur noch ein Schatten waren; nach der anderen Seite wieder läßt dieses historische Gefühl für jene Zeit die Motivirung haltlos erscheinen, welche die Sentimentalität einer Liebesleidenschaft zur Grundlage für geschichtliche Umwälzungen macht. Declamatorisch durch und durch erscheint deshalb der Inhalt dieses Trauerspiels. Wir glauben nicht an die Echtheit des Costüms und in Folge dessen auch nicht an die Echtheit der inneren Motive. Nur die Pracht der Sprache und die geschickte Technik im scenischen Aufbau erzeugen einen rasch vorüberziehenden theatralischen Eindruck. Eine Erschütterung der Seele des Zuschauers bleibt nicht als werthvoller Rest zurück.

Der Inhalt ist rasch erzählt: Gajus Calpurnius, ein Jüngling aus dem ruhmvollen Geschlechte der Pisonen, hat ein Mädchen aus Cumä, die sanfte Clölia, zu seiner Braut erkoren. Er weist deshalb, weil er nur im häuslichen Glück noch Befriedigung finden zu können glaubt, den Antrag des Prätorianer-Präfekten Chaerea, sich an einer Verschwörung gegen den wahnsinnigen Caligula zu betheiligen und Prätendent des Cäsarenthrons zu werden, kaltsinnig zurück. Caligula, der die Pisonen haßt, entdeckt durch Zufall, daß Cloelia ein Sclavenkind ist. Er läßt am Hochzeitstage die Braut aus dem Castell der Pisonen am Aventin rauben und ihr den Sclavenstempel auf die Stirne brennen. Dadurch wird die Rache des Gajus gegen ihn entzündet und sein Untergang besiegelt. Er fällt, als er zur nachträglichen Hochzeitsfeier des jungen Paares hohnvoll erscheint, durch das Schwert des Pisonen. Dieser übte aber nur eine persönliche Rache aus, denn er hatte seine politische Bedeutung in den Augen der Verschworenen schon eingebüßt, als er darauf bestand, die Sclavin zu seiner Gemahlin und also auch zur künftigen Kaiserin zu erheben. Sie lassen ihn zum Werkzeuge ihres Planes werden, rufen aber dann, obgleich Cloelia aufopferungsvoll sich selbst durch Gift aus dem Wege räumt, den schwachsinnigen Claudius zum Kaiser aus und der letzte Pisone stürzt sich über der Leiche seiner Braut in's Schwert.

Ich mußte, als ich diesen Schluß des Trauerspiels gesehen hatte, an eine andere weibliche Leiche in einem anderen Trauerspiele denken, die auch, wie hier, für einen aristokratischen Verschwörer gestorben war, an die der Leonore in Schiller's „Fiesco". Wie schön und großartig wäre es gewesen, so dachte ich bei mir, wenn auch dieser Tyrannenmörder, wie der genuesische dort, von der Leiche des geliebten Weibes „gefaßt und fest" aufgestanden wäre und zu den ihn umringenden Verschworenen gesagt hätte: „Höret, Römer! — die Vorsehung, versteh' ich ihren Wink, schlug mir diese Wunde nur, mein Herz für die nahe Größe zu prüfen. — Es war die gewagteste Probe — jetzt fürcht' ich weder Qual noch Entzücken mehr. Kommt! Rom erwarte mich! sagtet Ihr? — Ich will Rom einen Cäsar schenken, wie ihn noch kein Europäer sah!" Einen Kampf mit dem Prätorianer-Präfekten und dessen kaiserlichen Schützling, Claudius, hätte er noch unternehmen, oder wenigstens wagen sollen und wäre es auch nur gewesen „um seiner unglücklichen Fürstin eine Todtenfeier zu halten, daß das Leben seine Anbeter verlieren und die Verwesung wie eine Braut glänzen sollte!" — dann, in diesem Kampfe, hätte er untergehen können, da nun einmal in der Geschichte Claudius auf den Caligula folgt! Aber so? — Er stürzt sich, nachdem er eine pessimistische Phrase heruntergeleiert, in der langweiligsten Weise in's Familienschwert. Ohne Größe liegt er nun dort neben seiner Cloelia.

Der Schluß, wie ich ihn mir damals als erhaben ausmalte, würde freilich etwas überrascht haben, denn wir hätten durch ihn plötzlich den Gajus Calpurnius als einen jungen Römer erkannt, hinter dem mehr steckte, als wir nach den ganzen vorhergehenden vier Acten vermuthen konnten. Dieser Jüngling, der bisher nur auf den Stelzen einer sentimentalen Liebe und eines übermäßigen Familiendünkels in tragischer Höhe erhalten werden konnte, hätte sich auf einmal als ein Charakter entpuppt, der den Schmerz zu überwinden verstand, der sich durch ihn nicht übermannen, sondern weihen ließ, der neben der negativen Weichlichkeit der Weltverachtung plötzlich in sich den positiven Willen, die Welt zu beherrschen, erstehen fühlt. Es wäre überraschend gewesen, aber es würde dieser Römerfigur doch wenigstens einigen Gehalt verliehen haben. Heyse läßt in consequenter Weise den Gajus auch sterben, wie er lebte und kann in Folge dessen seinem Drama auch durch die Schlußentwickelung keine das Wesen der trivialsten „Liebestragödie" überragende Bedeutung verleihen. Nun hat ja allerdings auch die aufopferungsvolle, unerschütterliche Liebe, wie sie in diesem Trauerspiele sowohl durch den Gajus als auch durch die Cloelia verwirklicht wird, ihre tragische Größe, aber nur, wenn sie im Kampfe gegen den Uebermuth, gegen die Gewalt und die Böswilligkeit geschildert wird, wie etwa in „Kabale und Liebe", durchaus nicht, wenn sie im Wettstreit mit dem politischen Ehrgeiz oder gar mit der patriotischen Tugend erscheint. Diese letzteren Eigenschaften sind von größerer tragischer Wucht, als die duldende oder auch kämpfende Liebe, und es muß nur einen kläglichen, sentimentalen Eindruck machen, wenn uns in einem Trauerspiele vorgeführt wird, wie Liebe durch ihren Conflict mit Heldenmuth oder Vaterlandsliebe tragisch endet. Nicht die Liebe dürfte in diesem Conflicte als die Siegerin erscheinen. In dem Heyse'schen Trauerspiele ist es aber beinahe so. Gajus will seiner Liebe nicht die Verpflichtung aufopfern, die er gegen Rom hat. Er will allerdings den Conflict nicht einsehen, in dem beide stehen; er ist von einer unglaublichen Verblendung in dieser Beziehung und meint, schon der Name seines Hauses müßte über die Abstammung seiner Gemahlin die Verschworenen hinwegtäuschen. Deshalb stellt er sich selbst niemals die Frage: soll ich Cloelia lassen oder den Kaiserthron? und wird erst, als ihm beides aus den Händen schlüpft, zu seinem Schrecken inne, daß er zu Vieles zu gleicher Zeit erstrebt hat. Dieser Ausgang, der nur tragisch wird, weil der Held sich nicht klar über seine Ziele war, weil er liebeverblendet die Hauptsache für sein Leben, das zu rettende Vaterland oder die zu ergreifende Herrscherkrone, nicht erkannte, ist aber durchaus schwächlich. Was soll uns ein Held, der so unklar ist in seinem Wollen? Auch daß er innig liebt, macht ihn nicht interessant.

Und unklar wie dieses Wollen ist auch die sonstige Sinnesrichtung dieses Gajus. Er tritt auf als ein Weltverächter. Der verrottete Zustand des Vaterlandes hat ihn zum Zweifler an der bürgerlichen Tugend überhaupt gemacht und er glaubt nur noch an die Liebe, als die einzige reine Empfindung. Gekränkt in dieser Liebe schreitet er dann zur Rache. Aber neben seiner persönlichen Rache, die ja so leicht zu befriedigen war, betreibt er plötzlich noch seine Erhebung zum Kaiser. Warum das? Ist der Ehrgeiz oder gar das Streben, ein Völkerbeglücker zu werden, in ihm erwacht? Wir bemerken es nicht und müssen annehmen, daß es nur der Stolz auf seine Familie ist, welcher ihn zum Prätendententhum antreibt. Wie äußerlich ist doch diese Empfindung! Macht sie oder auch jene Liebe allein einen tragischen Helden? Auch der Pessimismus, der seine Anschauungen vom Vaterland und von dem Herrscherberufe durchweht, ist nicht fähig, eine dramatische Entwickelung zu schaffen und gibt höchstens dem blutigen Ausgange eine oberflächliche Motivirung.

So sehen wir, daß die Hauptgestalt des Drama's in molluskenhafter, ungreifbarer Art sich vor uns hin- und herbewegt. Jeder tieferen, heroischen Motivirung bar, wird sein Schicksal nur durch den berühmten theatralischen Zufall zu einem tragischen, durch den Zufall nämlich, daß Cloelia von ihrer die Pläne der Verschworenen hindernden Rolle erfährt.

Digitized by Google

Sie würde ruhig und fröhlich am Leben bleiben und Gajus, nachdem er an dem Caligula sich gerächt, würde nach seiner ganzen Anlage ruhig an ihrer Seite den Verlust der Krone verschmerzen, wenn ein aufklärendes Wort zwischen ihm und Chaerea schon vorher darüber gesprochen worden wäre. Nicht die innere tragische Nothwendigkeit treibt also beide in den Tod, nicht der Conflict zwischen Liebe und Ehrgeiz, sondern ein ganz äußerliches, jeden Augenblick zu überwindendes Standeshinderniß.

Es ist übrigens nicht nur aus innerlichen Gründen unrichtig, sondern auch unhistorisch im Colorit, daß Gajus Calpunius allein um der Liebe zu einer Sclavin willen zu dem staatsumwälzenden Entschlusse gegen Caligula getrieben wird. Ein Römer, am wenigsten einer aus des Caligula Zeit, der aus Liebe stirbt, wird uns durch die überzeugendste Darstellung nicht zu einer wahrscheinlichen Figur. Hätte Gajus lediglich aus Familiendünkel darauf bestanden, daß er auch mit der Sclavin als Gemahlin von den Verschworenen als künftiger Kaiser anerkannt würde, so müßten wir das eher glauben; sein „sic volo, sic jubeo weil ich Pisone bin!" hätte sogar seine Gestalt prächtig erhöht, aber sein „ich will es, weil ich liebe" macht ihn uns so lächerlich, wie den Senatoren im Drama. Gegen die dunkelen Gewalten, die in der Faust eines Caligula vereinigt waren, mußte ein Römerjüngling von ehernem Trotze, nicht ein solcher mit einem Herzen voll schwärmerischer Liebe stehen, denn die letztere Eigenschaft galt in jener Welt nichts und dürfte also auch nicht in einem Drama, das einen Kampf aus ihr überzeugend schildern soll, zu alleiniger Geltung kommen.

Diese Degradirung der alten Römertugenden nicht zur Verderbtheit — so wäre es in einem Drama aus der Zeit Caligulas natürlich gewesen — sondern zur unnatürlichen und unhistorischen Schwächlichkeit läßt auch die den Gajus umringenden Verschworenen als haltlose Figuren erscheinen. Besonders ein alter Pisone, ein Oheim des Gajus, fällt durch sein fast erheiterndes Kopfschütteln über die verdorbenen Zeiten auf. Keine Spur von Kraft ist in ihm, obgleich er viel von alten Römerzeiten redet, noch in den jüngeren Genossen des Hauses, nicht einmal die Kraft des Bösen. Sie sind die gleichgültigsten und trockensten Verschwörer, die man sich nur ersinnen konnte. Dagegen ist Caligula mit erstaunlicher Kühnheit und Sicherheit gezeichnet, eine Gestalt, wie sie nur unter dem Griffel eines Meisters entsteht. Die Rohheit des kaiserlichen Bösewichts, sein wahnsinniges Allmachtsgefühl und daneben seine Ironie bei Betrachtung der sclavischen Gesellen, die ihn umwinseln, sind scharf und glücklich hervorgehoben. Ueber Cloelia ist nicht viel zu sagen, denn eine solche einheitliche, rein lyrische Gestalt konnte kaum verzeichnet werden. Sie ist das sanfte, hingebende und schließlich in ihrer Aufopferung zur Heldin heranwachsende Weib, welches der Dichter mit rührender Sorgfalt durch die schönsten Züge der Liebe und Zärtlichkeit zu schmücken verstand.

Wenn man erwägt, daß Heyse es vermochte, wirklich große Scenen in diesem Stücke zu schaffen, so besonders die eine, in welcher Gajus von Caligula in öffentlicher Gerichtssitzung Gerechtigkeit fordert, wird man den guten theatralischen Eindruck begreifen, den die „Hochzeit auf dem Aventin" bei ihrer ersten Aufführung im „Deutschen Theater" hervorrief. Die tiefer liegenden Fehler in der Conception dieser Dichtung treten bei der Aufführung zunächst zurück vor dem prächtigen Gewande, das sie umrauscht. Auch eine höchst ärmliche Inscenirung und eine nur mittelmäßige Darstellung vermochten jene scenische und declamatorische Pracht nicht zu schmälern. Für Herrn Kainz, welcher die Rolle des Gajus schuf, war dieselbe übrigens insofern auch angemessen, als dieser Schauspieler von jeher gewöhnt ist, nur auf der Oberfläche der Declamation zu bleiben und sich nie in eine Rolle seelisch zu vertiefen. Er fand wohl auch in diesem Gajus nicht die Schwierigkeiten, die eigentlich darin liegen und täuschte mit Hülfe einer von Don Carlos und Romeo her eingelernten Leidenschaftlichkeit über alle Tiefen und Untiefen seines Helden hinweg. Den Caligula gab Herr Pohl in meisterhaft ausgearbeitetem und durchdachtem Spiele. Ueber die Darstellung der übrigen, auch von dem Dichter unbedeutend gehaltenen Rollen ist kaum etwas zu sagen. O. B.

Notizen.

Die Aussichten der Wagner'schen Kunst in Frankreich. Von Paul Marsop. (Leipzig, F. Reinboth.) — Diese geistvolle Schrift erscheint zur guten Stunde, um die durch das Pariser Mißgeschick des „Lohengrin" in Paris erregten Gemüther zu besänftigen und zu einer ruhigeren Auffassung der Sachlage anzuleiten. Marsop, selbst ein entschiedener Anhänger der Wagner'schen Kunst, erklärt rund heraus, daß das musikalische Drama in Frankreich niemals Boden finden werde, sondern höchstens etwa eine rasch vorübergehende bloße Mode sein könne, welche nur in den Herzen eines verhältnißmäßig kleinen Verehrerkreises tiefere Wurzeln zu schlagen vermöge. Er begründet in seiner glänzenden aphoristischen Weise diese Ansicht. Weder die Pariser Bühnenkünstler und Musiker noch das derzeitige Publikum an der Seine besitzen genügend musikalische Vorbildung und Verständniß für Wagner. Wenn der Verfasser schon in Deutschland eigentliche Wagnersänger nicht entdecken konnte, so steht es darum in Paris noch schlimmer, weil die künstlerischen Kräfte über den Meyerbeer- oder Auber-Stil nicht hinauskommen: auf der einen Seite Tremoliren, schlechte Vocalisation, undeutliche Aussprache und andere Unarten, auf der anderen die national-französische Grazie der Spieloper. Der große Stil fehlt. Ebenso mangelhaft muß die Uebersetzung des Textes ausfallen. Aber auch das Orchester, welches den großen symphonischen Stil beherrscht, fehlt in Frankreich trotz Lamoureux, Pasdeloup, Colonne u. s. w. Woher nimmt ferner das bunt zusammengewürfelte internationale Weltstadtpublikum, das in Paris und besonders im Theater nur ein leichtes Vergnügen sucht, die für Wagner nothwendige feierliche Stimmung? In der deutschen Kunst ist Wagner nur das Schlußglied einer langen Entwickelung, deren Hauptetappen Weber und Marschner — Voraussetzungen, von denen der Franzose, der sich mit Gluck, Beethoven, Schubert nur dürftig abgefunden, gar nichts weiß. Und endlich die specifisch germanische Ideen- und Gestaltenwelt des Musikdramas! Kurz, aus den Vorführungen des „Lohengrin", des „Tristan", wie sie nach bestehenden Verhältnissen in Paris herauszubringen sind, erwachsen weder Deutschland Ehre noch Frankreich Nutzen. Wir verweisen unsere Leser, die zu dieser „brennend zeitgemäßen" Frage Stellung nehmen, auf die sehr empfehlenswerthe Flugschrift. Auch wer nicht immer mit den Voraussetzungen Marsop's einverstanden ist, wird seine hier angedeuteten Schlüsse billigen und von seiner frischen, glänzenden und schlagfertigen Beweisführung lebhaft angesprochen werden.

Die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, übersetzt von A. Werfer, mit Originalzeichnungen von Carl Gehrts. (Ulm, J. Ebner.) — Ein norddeutscher Protestant illustrirt die Uebersetzung eines katholischen Geistlichen für einen süddeutschen Verleger unter dem Patronat des Bischofs von Rottenburg. Es müssen tüchtige Kräfte sein, wenn sie zusammen ein harmonisches Ganze zu Wege bringen, das wir jedem deutschen Hause, ob im Süden und Norden, ob katholisch oder evangelisch, wünschen könnten. Die Anlagen der Mitarbeiter kamen einander entgegen. Carl Gehrts ist wesentlich Romantiker und gilt auch über die Mauern Düsseldorfs hinaus als einer der sinnigsten Interpreten des deutschen Märchens und der deutschen Dichtung in Zeichnung, Holzschnitt und Aquarell. Für den begabten Erfinder und seinen Geist war es eine erquickliche Aufgabe, den schlichten, tiefen Text der goldenen Lehren des frommen Thomas Stück für Stück anschaulich zu begleiten. In den Titelblättern, Kopfleisten, Schlußvignetten und Nebenbildern der vier Bücher und ihrer Hauptstücke ist jedesmal das biblische Beispiel oder die Lehre historisch oder symbolisch herausgehoben und, bald erhaben, bald traulich, mit sicherem Stifte niedergeschrieben. Auch der Ornamentik, den Initialen, kommen die bewegliche Phantasie und die reine Naturfreude des Illustrators zu Gute. Unter den Holzschneidern findet sich der Name Brend'amour als beste Empfehlung. Es wäre glücklich, wenn es dem modernen Künstler gelänge, auch seinen Autor in Kreise einzuführen, welche ihm ungebührlich ferne stehen. Wer die männlichen, einfachen Worte in der trefflichen Uebertragung auf sich wirken läßt, wird sich ernsthaft fragen, ob dieser deutsche „Mystiker", den unsere heutige Generation so wenig liest, nicht schließlich alle Beredtsamkeit der beliebten englischen Moralphilosophen, selbst des Samuel Smiles, um das Zehnfache aufwiege. Da unsere Ausgabe nicht für Liebhaber, sondern bei mäßigem Preise recht eigentlich für das Volk — im besten und weitesten Sinne — bestimmt ist, so wäre sie ganz geschaffen, dieser Erkenntniß Bahn zu brechen. J.

Aufsätze und Abhandlungen zur Literaturgeschichte. Von Carl von Reinhardstöttner. (Berlin, R. Oppenheim.) — Der bekannte Münchener Professor bietet hier eine Sammlung seiner Essays, die meist schon in Zeitschriften gestanden haben. Das Werthvollste ist jedenfalls der Aufsatz über Camoens, worin es sich weniger um eine ästhetische Würdigung, als um eine biographische Darstellung handelt. Lehrreich sind die vergleichenden Versuche über die dichterischen Behandlungen von Herodes und Mariamne, worin Hebbel die Palme gereicht wird, und von Napoleon I., worin natürlich den Sängern des Befreiungskrieges eine hervorragende Stelle eingeräumt ist. Die übrigen Aufsätze befassen sich mit der portugiesischen Literatur und werden zumal dem Romanisten willkommen sein. Beherzigenswerth ist der Aufsatz über Lernen und Lehren lebender Sprachen. Reinhardstöttner gebietet nicht nur über vielseitige Kenntnisse, sondern auch über einen guten Stil, ein wahrhaft bestrickendes Formgefühl.

Von Hüben und Drüben. Scherz und Ernst in Versen von Julius Bruck. (Dritte vermehrte Auflage von „Bunte Blüthen." Leipzig, Carl Reißner.) — Diese Gedichtsammlung hat ein eigenthümliches und unverdient herbes Schicksal gehabt. Ein Kritiker des Pariser „Temps", welcher unser neuestes vaterländisches Schriftthum in seiner Gesammtheit zu verurtheilen beabsichtigte, nahm sie zum Beleg und führte einige mit Geschick ausgewählte, besonders schwache Stellen, die er noch dazu stümperhaft übersetzte, als Proben an für die Mittelmäßigkeit dieser Sammlung insbesondere und die der gesammten deutschen Literatur im Allgemeinen. Natürlich wehrte sich die deutsche Kritik sogleich gegen diese Unterstellung, und auch in unserem Blatte wurde jenem Recensenten eine Abfertigung zu Theil, wobei der bis dahin gänzlich unbekannte deutsch-amerikanische Dichter, der nicht, wie unser Kritiker vermuthete, in einem Dorf in Delaware wohnt, sondern in einer Nachbarstadt von New York, allerdings etwas derb mitgenommen wurde. Er hat daraus Veranlassung genommen, uns seine Gedichtsammlung zur Einsicht zuzusenden, und wir halten es für unsere Pflicht, zu erklären, daß das an jener Stelle unseres Blattes gefällte Urtheil zu hart war. Die Gedichte gehören allerdings nicht zu den bedeutenden Productionen auf dem Gebiete der anakreontischen Lyrik, verrathen aber eine frische und unmittelbare Lebensauffassung und ein an unseren besten Mustern geschultes Formtalent, so daß sie sich neben vielen anderen derartigen Erscheinungen auf dem literarischen Markte wohl sehen lassen dürfen. B.

Digitized by Google

Deutsches Stil-Musterbuch mit Erläuterungen von Daniel Sanders. (Berlin, H. W. Müller.) — Der treue Eckhard unserer Sprache, der unermüdliche Professor Sanders, hat mit diesem Musterbuch eine seiner nützlichsten Schriften verfaßt. Von anderen Stilbüchern unterscheidet sich das vorliegende zumal durch die zahlreichen sprachlichen Anmerkungen und Erklärungen, in denen wir unserem Sprachwart fast überall Recht geben müssen. Alle Hauptschwierigkeiten unserer Sprache sind da aufgezeigt und gemeinfaßlich an Musterbeispielen erklärt, so daß mit einem Hinweis auf dieses Buch manchem Mißbrauch gesteuert und manche Streitfrage gelöst werden kann. Wir selbst haben in redactionellen Nöthen nie vergeblich an Sanders appellirt: die Unart einiger Mitarbeiter z. B. nach Stahr's Vorgang „in dessem Hause" zu schreiben, wird von ihm gebrandmarkt als eine grammatikalische Ungeheuerlichkeit (ein Genitiv als Dativ!) und ein bei den Schweizern vorkommendes Beiwort: „unwohlgefällig" für keineswegs fehlerhaft erklärt. Interessant ist Sanders Stellung in der „frug"-Streitfrage, für welche Form Wilhelm Jensen s. Z. in unserem Blatte eine Lanze einlegte. Sanders hält diese Abwandlung nicht für falsch, doch erinnert er daran, daß die einmal übliche Form „gefragt" nur zu „ich fragte" stimmt. Wie neben „ich schlug" auch „geschlagen", neben „ich trug", „getragen" vorhanden ist, so würde zu „ich frug" nur „gefragen" stimmen, weshalb strenge Sprachlehrer ausschließlich nur „fragte", „fragst", „fragt" gelten lassen wollen. Ein in Aussicht genommener 2. Theil soll für die Musterbeispiele, die hier bloß die Zeit bis zu Goethe's Tode umfassen, auch unsere neue und neueste Literatur heranziehen. Strenge Auswahl dürfte dort geboten sein.

Il libro dell' amore. Poesie italiane raccolte e straniere raccolte e tradotte da Marco Antonio Canini. (Venezia, C. Coen e figlio.) — Eine überaus reichhaltige Sammlung von italienischen Liebesliedern und Uebersetzungen aus fast allen lebenden und todten, antiken und modernen Kunst- und Volkssprachen. Nicht nur die Weltsprachen, vor Allem die deutsche, sind vertreten, auch die Poesie der Albanesen, Afghanen, Araber, Araukaner, Armenier, Azteken, Basken, Bengalen, Berber, Bulgaren, Kanaken, Catalanen, Czechen, Chinesen, Singhalesen, Circassier, Luisianer, Neuprovenzalen, Kurden u. s. w. hat einige Muster ihrer Liebesdichtung hergegeben, und wir sind eigentlich erstaunt, Pasilingua und Volapuk nicht vertreten zu finden. Von unseren modernen Lyrikern glänzen Ernst Ziel, Wilbrandt, Heyse, Baumbach, Betty Paoli, Carmen Sylva, Fischer, Gerock, Gottschall, Hamerling, Lingg, Lorm, Meißner, Bodenstedt, Redwitz, Rittershaus, Roquette, Schack, Schanz, Storm, Silberstein, Sturm, Wolff, Wehl, Alexis Aar, Endrulat, Gräfe, Oberkamp und drei Müller. Der Uebersetzer zeigt sich auch in der Vorrede als ein guter Kenner und begeisterter Freund der deutschen Poesie. Er schwärmt für „Des Knaben Wunderhorn" und meint, keine andere Volkspoesie gehe über die deutsche. „Die deutsche Liebesdichtung ist die vorzüglichste unseres Jahrhunderts; keine übertrifft an Anmuth, Gefühl und Wohlklang das Lied. Von den Italienern ist nur Leopardi den Deutschen ebenbürtig, aber er kann ihnen nicht verglichen werden, denn er behandelt eine andere Dichtungsart." Und daß Signor Canini unsere Dichter wohl versteht und ihre Schöpfungen in seiner pomphafteren poetischen Sprache wiederzugeben weiß, erhärten die Proben aus dem reichvertretenen Schatze von „Volfango Goethe" und vor Allem die hübsch übertragenen Lieder Heine's, von denen wir das folgende mittheilen wollen:

Lieve nell' alma mia
Si spande armonia:
Suona pur, canzoncina
Di maggio piccolina.

A una casa va: fuori
Vi sbocciano dei fiori.
Una rosa saluta,
Se mai ti vien veduta.

Erinnerungsblätter an Julius Stern. Seinen Freunden und Kunstgenossen gewidmet von Richard Stern. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) — Der vor drei Jahren dahingeschiedene berühmte Dirigent findet in diesen Blättern ein liebevolles und eingehendes Andenken. Für die Berliner Musikgeschichte ist sein Name von großer Bedeutung, denn seine Schöpfungen: der Stern'sche Gesangverein und das Stern'sche Conservatorium greifen tief in das musikalische Leben der letzten 25 Jahre ein. Es wird deshalb diese Biographie nicht nur dem engeren und doch so weiten Freundeskreise, den Stern hinterließ, eine schätzenswerthe Gabe sein, sondern auch den ihm ferner stehenden Kunstgenossen ein großes Interesse bieten. Julius Stern ist mit zu den Begründern und eifrigsten Förderern der großen Vocal-Musikaufführungen zu rechnen, die Berlin in den letzten Decennien genossen hat. Seine Dirigentengabe war bedeutend und brachte das Beste hervor, was sich mit den vorhandenen Mitteln leisten ließ. Das vorliegende Buch hat also neben seinem nächsten, auf dem Titelblatte mitgetheilten Zwecke auch noch eine musikgeschichtliche Bedeutung. B.

Eine Frühlingsfahrt nach den Canarischen Inseln. Von H. Christ. (Basel, H. Georg.) — Die anziehend verfaßte Reisebeschreibung eines Naturforschers, die namentlich für seine Collegen von Fach Interesse hat. Aber über der ihm an's Herz gewachsenen Botanik versäumt er doch nicht, mit kurzen Strichen auch Land und Leute zu zeichnen und beweist dann auch hierin ein geübtes Auge und einen verständnißvollen Sinn. Jedenfalls erzählt er besser, als er zu zeichnen versteht. Die beigegebenen Ansichten nach seinen Skizzen lassen manches zu wünschen übrig, sind aber doch nicht ohne Werth.

Die Amerikanerin. Roman von Sophie Junghans. (Leipzig Carl Reißner). — Die Verfasserin erzählt uns eine harmlose Familiengeschichte, die weder durch Eigenart der Erfindung noch durch frappirende Charakteristik hervorsticht, sondern sich statt dessen in einer so behaglichen Breite gefällt, daß stofthungrige Leser leicht dabei ungeduldig werden mögen. Sie hat es diesmal an der richtigen Oekonomie fehlen lassen und behandelt nebensächliche Dinge, die ihr Gelegenheit zu scharfen Bemerkungen und fesselnder Detailmalerei bieten, mit liebevoller Breite während über manche Hauptpunkte gar zu leicht hinweggehuscht wird. Wie prächtig sind z. B. die eingehenden Schilderungen der Frau Doctorin Lindenberger und ihrer beiden Töchter ausgefallen und wie wenig haben diese Gestalten im Grunde mit dem Gang der Handlung zu schaffen! Ebenso ist es ungenügend motivirt, daß die Heldin Franziska Webster gerade in das kleine, deutsche Nest kommt, wo ihr so leicht Ungelegenheiten entstehen können, statt nach der Hauptstadt zu gehen, wo sie unerkannt glänzen und ihren Zweck erreichen könnte. Wie wenig glaubwürdig ist es auch, daß ein adliger Lieutenant eine Millionärin, die er liebt, wie sie ihn, aufgibt, weil ihr Vater ein Trunkenbold und Verbrecher gewesen! Um einer Million halber könnte er schon seinen Abschied nehmen und sich anderswo in Ruhe mit seiner Frau niederlassen. Und so ließe sich wohl auf manchen wunden Punkt in der Motivirung hinweisen. Aber trotzdem ist das Buch wieder durch seine Vorzüge ein schönes Zeugniß von dem Talent der Verfasserin, und es wäre nur zu bedauern, wenn sie durch ihre allzugroße Produktivität sich verleiten ließe, es weniger ernst mit ihrer Aufgabe zu nehmen. T—n.

Die Philosophie des Thomas von Aquino und die Cultur der Neuzeit. Von Rudolf Eucken. (Halle, C. E. M. Pfeffer [R. Stricker.]) — Als vor wenigen Jahren Papst Leo XIII. den „doctor angelicus" ausdrücklich zum Patron der wissenschaftlichen katholischen Erziehung ernannte, wurde auch von anti-römischer Seite viel gegen das Andenken dieses bedeutenden Mannes gesündigt, der die Scholastik auf ihren Höhepunkt erhob. Ein einseitiges Verkennen seiner gewaltigen wissenschaftlichen Thätigkeit fand mit der Verurtheilung des päpstlichen Ausspruches, welcher seine Philosophie als den Gipfel aller wissenschaftlichen Einsicht verkündigte, zugleich statt und verzerrte das Bild dieses Mannes ohne Rücksicht darauf, daß er ein Sohn seiner Zeit war, nach allen Richtungen hin. Wir müssen deshalb die obengenannte kleine Schrift, die soeben von dem geistreichen Jenenser Philosophen über Thomas von Aquino herausgegeben wurde, dankbar begrüßen, weil in ihr zum ersten Male in streng sachlicher und dabei doch höchst klarer und für alle Gebildeten verständlicher Weise, das System des großen Scholastikers „in seinen geschichtlichen Zusammenhängen geschildert, in seinem inneren Baue geprüft und in seinem Verhältnisse zur neueren Cultur dargestellt" wird. Eine eingehende Beschäftigung mit dieser Schrift wird die Möglichkeit ebenso einer historischen Unterschätzung wie einer nicht zeitgemäßen Verherrlichung der thomistischen Lehre vernichten und in den geistigen Kämpfen der Gegenwart die so oft fehlende klare Erkenntniß, welches eigentlich der Kern des Streites sei, stärken und zur wohlthätigen Geltung bringen. B.

Ergo bibamus. Humoristisches Intermezzo von Oscar Linke. (Minden i. W., Bruns.) — Die erste Abtheilung dieser Gedichte bekundet auf's Deutlichste den Einfluß Scheffel's, aber einen ungünstigen. Linke besitzt — einige kleine Ausnahmen abgerechnet — nicht den feuchtfröhlichen, burschikosen Humor seines populären Vorgängers; ungleich besser ist das „Klassische Intermezzo"; hier ist Linke in seinem Elemente. Vollste Beherrschung antiker Rhythmen, ein geradezu staunenswerthes Einleben in griechisches und römisches Vorstellen und Empfinden zeigt sich in diesen trefflich abgerundeten Genrebildern, auf denen die Lichter des Frohsinns, der Schwermuth spielen. Die letzte Abtheilung besteht zumeist aus patriotischen Gedichten. Linke schlägt da markige, kraftvolle Töne an und einige seiner Lieder mögen den Componisten locken. Alles in allem eine Sammlung mannigfaltigster Gedichte, welche die Vielseitigkeit und edlen Anlagen des Poeten beweisen und selbst auch dort jene Eigenschaften nicht verläugnen, wo der Dichter sich verfehlten Stoffen zuwendet. E. W.

Violanta. Roman von Ernst Eckstein. (Leipzig, Carl Reißner.) — Man wird gut thun, dieses neue Werk des Verfassers nicht mit den besten unter seinen früheren Arbeiten z. B. dem „Vermächtniß" zu vergleichen, da es hinter diesen um ein Beträchtliches zurücksteht. Eckstein hat sich die Sache diesmal zu leicht gemacht. Seine Gestalten haben nichts Eigenartiges, die Intrigue ist ziemlich durchsichtig und die Motive sind nicht neu. Die Geschichte spielt zwar in Toskana, hat aber wenig charakteristisch Italienisches an sich, es sei denn, daß der übliche Bösewicht, der stark nach dem Don Giovanni seligen Andenkens geartet ist, — auch am Leporello fehlt es keineswegs, — schließlich als Carbonari-Verschwörer entlarvt und bestraft wird. Violanta's Fehltritt, oder besser ihr Leichtsinn wird nicht recht glaubhaft, da diese Gestalt im Uebrigen ganz in Blau und Gold gemalt ist. Auch die Leidenschaften der beiden Dienstboten verpuffen so rasch wieder, daß man an ihrer Echtheit zweifeln muß. Trotzdem liest sich das Buch glatt und angenehm, und wer nur Unterhaltung sucht, der wird vollauf seine Rechnung finden. Eckstein sollte freilich sein Ziel höher stecken. T—n.

Digitized by Google

Inserate.

Verlagshandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Skizzen zur Rheinischen Geschichte

von

Karl Lamprecht,

Prof. an der Universität Bonn.

8°. Eleg. brosch. 4 M. 50 Pf. In Leinwand geb. 5 M. 75 Pf.

Als Frucht langjähriger Studien bietet der bekannte Forscher Rheinischer Vergangenheit im gefälligen Gewande dieser sieben frisch geschriebenen Skizzen einen vollen Einblick in die Entwickelung des Rheinlandes, die in ihren Hauptmomenten in ansprechender und leichtverständlicher Darstellung vorgeführt wird. Dank der glücklichen Befähigung ihres Verfassers, die Resultate exact wissenschaftlicher Forschung in eleganter, im besten Sinne populärer Form darzubieten, werden diese Skizzen zur **ersten wirklich lesbaren Rheinischen Geschichte** die wir besitzen.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Reisen und Forschungen

im

alten und neuen Kongostaate

von **Dr. Jos. Chavanne.**

Ein starker Band, Lex.-Oct., hochelegante Ausstattung mit vielen Original-Illustrationen in feinstem Holzschnitt und 2 Karten. Broch. 24 M., eleg. geb. in Halbfranzband 27 M.

Gestützt auf die im Kongostaate gesammelten Erfahrungen und Studien in den Jahren 1884—1885, zum Zweck topographischer Aufnahmen, versucht der berühmte Verfasser in dem Werke ein **klares** und **unparteiisches** Bild des Landes und **seiner Bevölkerung** zu entwerfen. Der Länder- und Völkerkunde wird in diesem Werke die **erste** auf **wirklichen Forschungen** begründete Darstellung der geophysischen Verhältnisse des unteren Kongogebietes geboten.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park, Vorzügl. Orchester, Militair-, Concerte. Theater, Réunions. Illuminationen, Feuerwerke, Saisonfeste. Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Augenblicksbilder

in Photographie und Lichtdruck.

Schnellseher

zur Umsetzung der Serien in die Bewegung.

Moment-Apparat

für Amateure und Touristen.

Moment-Verschluss in allen Grössen.

Gesammt-Katalog mit 2 Probebildern franco gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken.

Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestückes seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Lohmeyer's **Deutsche Jugend.**

Reich illustrirt.

50 Pf. pro Heft.

Anerkannt beste Unterhaltungsschrift für die Jugend in Monatsheften à 50 Pfennig.

Verlag von Leonhard Simion in Berlin.

Neueste Romane

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Erlachhof.

Roman von

Ossip Schubin.

2 Bände.

Preis geheftet ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 9.—

Der Oberförster von Margrabowo.

Roman von

Adolf Streckfuß.

2 Bände.

Preis geheftet ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 9.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXX. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 4. Juni 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die preußische Landtagssession. Von Fritz Olzem, Mitglied des Ageordnetenhauses. — Laut und Sinn. Von Carl Abel. — **Literatur und Kunst:** Johannes Scherr und sein Nachlaß. Von Theophil Zolling. — Zur Geschichte der Schlacht bei Sedan. Von Bruno Gebhardt. — Buchdrama und Lesedrama. Von Otto Buchwald. — **Feuilleton:** Rückblicke auf die Florentiner Feste. Von Friedrich Boettcher. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: „Der G'wissenswurm". Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die preußische Landtagssession.

Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Die am 14. Mai abgeschlossene Session des Landtages des größten Particularstaates im Deutschen Reiche, war die zweite der laufenden Legislaturperiode 1885—1888. In der Regel liefert bei dreijährigen Legislaturperioden, die hoffentlich bald in Preußen nach dem Beispiele anderer constitutioneller Staaten durch fünfjährige ersetzt werden, die zweite Session die größten Ergebnisse, weil leider vielfach in der ersten Session einer neuen Legislaturperiode die Haltung der Parteien durch die eben stattgefundenen Wahlen und in der dritten Session durch die bald stattfindenden Wahlen beeinflußt und durch überflüssige und schädliche Wahlreden der Fortgang der Arbeiten gestört wird. Die zweite Session ist die eigentliche Arbeitssession. Wenn man nun von der abgelaufenen zweiten Session des Preußischen Landtages nicht behaupten kann, daß sie größere Ergebnisse geliefert als die erste Session, so liegt die Schuld nicht an dem Landtage, sondern an der Staatsregierung, welche die parlamentarische Machtstellung der Mehrheitsparteien (Deutschconservativen, Freiconservativen und Nationalliberalen) nicht genügend zu benutzen versteht und in Formulirung organischer Gesetzesvorlagen gegenüber wichtigen Aufgaben des Staatslebens fast unfruchtbar erscheint. Während die erste Session von Mitte Januar bis Ende Juni 1886 dauerte und in derselben 96 Plenarsitzungen des Abgeordnetenhauses stattfanden, weist die verflossene zweite Session eine Dauer von Mitte Januar bis Mitte Mai und nur 55 Plenarsitzungen des Abgeordnetenhauses auf. Das Herrenhaus brachte es zu 17 Sitzungen. Indeß ist die Session dennoch nicht arm an Ergebnissen und auch nicht an befriedigenden Ergebnissen, eine Reihe wirthschaftlich und politisch bedeutsamer Maßnahmen ist durch die Uebereinstimmung zwischen Regierung und Mehrheitsparteien beschlossen worden.

Man darf sagen, daß der Landtag im Ganzen ein stilles Dasein geführt hat. Einmal der Umstand, daß die Staatsregierung mit keinen hervorragend wichtigen Vorlagen herausrückte und dann die Vorgänge im deutschen Reichstag drückten dem Landtage das Gepräge auf. Mit Ausnahme des Kirchengesetzes traten keine politischen Fragen ersten Ranges an den Landtag heran, nur in Fragen zweiten Ranges hatte derselbe zu entscheiden und in mehreren dieser kleineren Aufgaben hatte schon früher die Gesetzgebung die Principien festgelegt, so daß es sich weniger um Entscheidungen, als um Durchführung der früher vereinbarten Principien handelte. Von größtem Einfluß auf den Gang der Landtagsverhandlungen war das Zusammentreffen der Eröffnung des Landtages mit der Auflösung des Reichstages. Am 14. Januar wurde der Deutsche Reichstag mit welfischer Führung zum Wohl des Reiches aufgelöst, am 15. Januar der preußische Landtag eröffnet. Die darauf folgende Wahlbewegung für die Neuwahl des Reichstages regte das deutsche Volk in seiner Tiefe auf und nahm das Interesse und die Thätigkeit der Mitglieder des Landtages so in Anspruch, daß das Abgeordnetenhaus längere Zeit äußerst schwach besetzt war und im Hause die Gegenstände der Verhandlung die Aufmerksamkeit nicht in dem Grade fesselten, wie es wünschenswerth gewesen. Dann kamen die ersten Verhandlungen des neuen Reichstages über die wichtigen, die Wehrhaftigkeit und Sicherheit des Landes betreffenden Vorlagen, welche wiederum nicht nur die Aufmerksamkeit des größeren Publikums von den Arbeiten des Landtages ablenkten, sondern auch die Aufmerksamkeit des Landtages selbst absorbirten.

Ueberblickt man die Thätigkeit des Landtages, so fällt an erster Stelle das Hervortreten des Herrenhauses durch die an den Kaiser gerichtete Adresse auf. Das in der Adresse über den vorigen Reichstag gefällte harte Urtheil hat die Bestätigung des Kaisers gefunden und ist vom deutschen Volke durch die Neuwahlen und von dem neuen Reichstage durch seine Abstimmungen vollkommen gerechtfertigt worden. Ein noch nicht dagewesener Vorgang war, daß zum ersten Mal, seit in Preußen der Landtag bei der Festsetzung des Staatshaushaltes mitzuwirken hat, der Staatshaushalt ganz unverändert nach dem Voranschlag der Staatsregierung angenommen wurde. Der preußische Finanzminister von Scholz kam kürzlich noch einmal auf diesen denkwürdigen Vorgang zurück und verhehlte nicht seine Freude und Genugthuung. Der Vorgang erklärt sich einfach dadurch, daß der Finanzminister bei dem vorhandenen Fehlbetrag bei Festsetzung der Ausgaben sich die größte Beschränkung auferlegt und auch berechtigte Wünsche seiner Collegen nicht berücksichtigt hatte, sodann dadurch, daß dem Hause der Abgeordneten nichts übrig blieb, als in Selbstbeschränkung dem weisen Beispiele des Ministers zu folgen. Hoffentlich setzt der neue Reichstag durch befriedigenden Abschluß der Branntwein- und Zuckersteuervorlage den preußischen Finanzminister bald in die Lage, nicht nur dem Abgeordnetenhaus einen Staatshaushalt ohne Fehlbetrag vorlegen zu können, sondern auch in denselben nothwendigen, lange zurückgesetzten Ausgaben für die allgemeine Wohlfahrt des Landes einstellen zu können. Nicht weniger denkwürdig als die unveränderte war auch die rasche Annahme des Staatshaushaltes. Die ältesten Parlamentarier wissen sich einer auch nur annähernd raschen Durchberathung des Staatshaushaltes nicht zu erinnern. Die erste und dritte Lesung nahm nur je einen Tag, die zweite

Digitized by Google

vierzehn Tage in Anspruch, während in früheren Jahren allein die Berathung des Cultusetats mehr als vierzehn Tage verlangte. Der Staatshaushalt konnte schon Ende Februar dem Herrenhaus vom Abgeordnetenhaus übersandt werden.

Die wichtigste und interessanteste Vorlage der Session, bei deren Verhandlung der Reichskanzler glücklich und entscheidend in die Verhandlungen eingriff und sogar der Reichstag in den Hintergrund gedrängt wurde, war die kirchenpolitische Vorlage. Der Inhalt des Gesetzes ist höchst bedenklicher Natur, namentlich wegen der Zulassung der Orden und der Preisgebung der Jugenderziehung, weshalb viele Abgeordnete, die für einzelne Bestimmungen der Vorlage stimmten, nicht für das ganze Gesetz stimmen konnten. Jedenfalls hat das Gesetz, wenn es auch nicht den Abschluß der Revision der kirchenpolitischen Gesetze bedeutet, doch die Bedeutung des Abschlusses des kirchenpolitischen Kampfes. Die Erklärungen des Papstes und der preußischen Staatsregierung lassen nicht daran zweifeln, daß beide den Willen haben, den Friedenszustand herzustellen und zu erhalten. Die Demagogie der Capläne und die Hetzpresse wünschen allerdings in ihrem eigenen Interesse die Fortdauer des kirchenpolitischen Kampfes, aber der jetzige Papst, den große Gesichtspunkte leiten, geht über diese Wünsche zur Tagesordnung über und deshalb erklärt Majunke, der frühere, streitbare Redakteur der „Germania", mit Recht in einer Abhandlung in den „Historisch-politischen Blättern": „So viel läßt sich nach menschlichem Ermessen annehmen, daß mit den letzten Debatten des preußischen Landtages die Culturkampfuhr nahezu abgelaufen ist."

Auf dem Gebiete der materiellen Interessen wurde die weitere Entwickelung des Eisenbahnwesens wesentlich gefördert. Nicht nur wurde der Ankauf einiger weniger bedeutenden Linien im Interesse des Staatseisenbahnnetzes genehmigt und damit das Ziel der Verstaatlichung der preußischen Eisenbahnen fast erreicht, sondern es wurde auch wiederum der Bau einer Anzahl Bahnen beschlossen, welche für den Localverkehr und die wirthschaftlichen Interessen der weniger begünstigten und entwickelten Gegenden äußerst wichtig sind. Das ist der unbestreitbare Vortheil und Segen der Verstaatlichung der Eisenbahnen, daß die Staatseisenbahnverwaltung solche Linien bauen kann und darf, deren Rentabilität nicht vorauszusehen ist, weil für sie nicht der Ertrag der einzelnen Linie, sondern der des großen preußischen Eisenbahnnetzes maßgebend ist.

Die im vorigen Jahre zum Schutze des Deutschthums gegen die polnische Agitation ergriffenen Maßregeln fanden eine Ergänzung durch das Kreistheilungsgesetz für die Provinzen Posen und Westpreußen. Preußen ist und bleibt entschlossen als erster deutscher Staat den Polen gegenüber die Pflichten und Rechte des Deutschthums zu wahren. Die durch die Mehrheitsparteien des Hauses beschlossene Theilung einer Anzahl Kreise wird die Verwaltung stärken und somit neben Colonisation und Schule zur Hebung und Stärkung des Deutschthums dienen. Die Polen im Abgeordnetenhause gaben sich über die Absicht und Wirkung der Gesetzesvorlage keiner Täuschung hin und machten deshalb heftige Opposition, die Debatte erinnerte häufig an die großen Polendebatten des vorigen Jahres, man sah wiederum deutlich, daß die Polen noch immer den Traum der alten polnischen Herrlichkeit träumen. Freilich ist es mit dieser Herrlichkeit eine eigene Sache. Zu jener Zeit der polnischen Herrlichkeit, als Polen noch nicht verloren war, herrschten in Polen Adel und Geistlichkeit, saugten das Land aus und brachten es dahin, daß das früher wohlhabende Land vollständig verarmte. Erst der energischen und intelligenten preußischen Verwaltung gelang es, die Provinz Posen wieder zu einer verhältnißmäßig blühenden und wohlhabenden zu machen. Daß Adel und Geistlichkeit sich daher nach den früheren Fleischtöpfen zurücksehnen, ist eben nicht wunderbar, daß aber auch die polnischen Volksmassen die alte Zeit, in welcher sie als Heloten behandelt wurden, zurückwünschen, ist unbegreiflich. Hoffentlich wird den polnischen Volksmassen durch die humane aber feste preußische Politik, welche endlich der polnischen Agitation kraftvoll gegenübertritt, allmählich das Bewußtsein kommen, daß die Provinz Posen sich am wohlsten unter der Herrschaft des preußischen Adlers befindet und damit wird die Ostmark des Deutschen Reiches zur sicheren Grenzmark, deren das Deutschthum gegen den Panslavismus bedarf. Uebrigens würde die Theilung vieler Kreise in Posen auch ohne die Germanisirungsbestrebung der preußischen Verwaltung begründet sein, denn nicht nur in Posen, sondern in fast allen preußischen Provinzen, namentlich aber in den westlichen Provinzen, sind eine ganze Anzahl Kreise viel zu groß, um die Zwecke eines Kreises vollständig erfüllen zu können. Die üblen Folgen zu großer Kreise werden um so mehr hervortreten, je mehr die Selbstverwaltung eingeführt wird und Fortschritte macht, da diese sich mit großen Kreisen durchaus nicht verträgt.

Die Verwaltungsreform wurde in der verflossenen Session auch auf die Rheinprovinz ausgedehnt. Der Minister von Puttkamer hat das Glück und das Verdienst, die Selbstverwaltungsgesetze, welche für die östliche Hälfte des preußischen Staates bereits in den siebziger Jahren geschaffen wurden, auch auf die westliche Hälfte zu übertragen. Die Verwaltungsreform verfolgt drei Ziele: Ausdehnung der Selbstverwaltung, Einführung von Rechtscontrolen in die Verwaltung und Decentralisation und Heranziehung der Laien. Die eingeschlagenen Wege sind folgende: Neugestaltung der Selbstverwaltungskörper in Kreis und Provinz, Ordnung der Verwaltungsgerichtsbarkeit und veränderte Organisation der allgemeinen Landesverwaltung. Die Organisation der Landesgesetzgebung ist auf das ganze Staatsgebiet berechnet und wird in der Rheinprovinz gleichzeitig mit der neuen Kreis- und Provinzialordnung eingeführt werden. Die Vorlage der Kreis- und Provinzialordnung für die Rheinprovinz erschien sowohl im Interesse der Rheinprovinz als zum Wohle des Staatsganzen. Das zu Stande gekommene Gesetz ist ein großer Fortschritt für die Rheinprovinz, welche sich bis jetzt mit einer den heutigen Verhältnissen nicht mehr entsprechenden Kreisordnung aus dem Jahre 1827 und einer Provinzialordnung aus dem Jahre 1824 begnügen mußte. Keine Provinz bedurfte mehr der Verwaltungsreform, denn keine Provinz ist bis auf den heutigen Tag so bureaukratisch verwaltet worden als eben die Rheinprovinz. Dort ist, wie im Abgeordnetenhaus richtig bemerkt wurde, ein rein bureaukratisches Fundament unten und eine rein bureaukratische Krönung oben. In der Rheinprovinz fand keinerlei Mitwirkung des Laienelements bei der Verwaltung statt, der Rechtsweg gegen die Verfügungen der Behörden war nur in wenigen Fällen gestattet, es stand in der Regel nur die Beschwerde offen. Durch die neue Kreis- und Provinzialordnung erhält die Rheinprovinz eine bessere Vertretung im Provinziallandtage statt nach Ständen nach wirthschaftlichen Interessengruppen, Ausdehnung der Rechte der Selbstverwaltungsorgane, bessere Vertretung der Bevölkerung im Kreistage, der Kreisausschuß neben dem Landrathe und das beste, die Verwaltungsgerichtsbarkeit, welche gesetzlichen Schutz gegen Polizeiverfügungen gibt. Das sind Aenderungen und Verbesserungen, welche tief in das Leben der Rheinprovinz eingreifen und demselben auf eine lange Reihe von Jahren hinaus eine bestimmte Richtung geben werden. Die Rheinische Gemeindeverfassung wird nur insoweit berührt, als sie in einzelnen Bestimmungen der neuen Kreisordnung angepaßt werden muß. Die Rheinländer hätten allerdings vor den neuen Gesetzen lieber eine Reform der Gemeindeordnung gesehen, welche den Aufbau der Verwaltung in organisch besserer Weise gestaltet hätte. Indeß dieses Bedenken mußte gegenüber dem Umstande, daß von dem Wege, der nun einmal für die anderen Provinzen gewählt worden, für die Rheinprovinz allein im Interesse der einheitlichen Verwaltungsreform nicht abgewichen werden konnte, schwinden.

Die Rheinlande beschäftigten das Abgeordnetenhaus noch durch mehrere andere Vorlagen, die sogenannten rheinischen Justizgesetze, die Cantongefängnisse und die Provinzialhülfskasse betreffend, von denen die beiden ersteren angenommen, die letzte in der Commission begraben wurde. Die rheinischen Justizgesetze über das Rangordnungsverfahren und über das Verfahren bei Theilungen vereinfachen, beschleunigen und machen weniger kostspielig ein bisher schwerfälliges, langwieriges und theures Verfahren, stellen wiederum einen Schritt

Digitized by Google

dar zur Herstellung der Rechtseinheit zwischen dem Geltungsgebiet des Rheinischen Rechts und dem größten Theile der Gesammtmonarchie und bilden die Vorstufe zur Grundbuchordnung, die allein im Stande ist, klare Eigenthumsverhältnisse in der Rheinprovinz zu schaffen.

Die Vorlagen über die rheinischen Cantongefängnisse und die rheinische Provinzialhülfskasse können kein allgemeines Interesse beanspruchen. Derartige kleinere Vorlagen, betreffend Landgüterordnung für den Regierungsbezirk Kassel, Bergwerkseigenthum in der Provinz Hessen-Nassau, Aufhebung der Frankfurter Verordnung über die Radfelgenbreite und andere, meist provinzieller Natur, welche alle angenommen wurden, nahmen in der Regel nur die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Abgeordneten der betreffenden Provinz in Anspruch. Als von allgemeinerem Interesse sind noch das Volksschulleistungsgesetz, die Vorlagen betreffend die Organisation der Berufsgenossenschaften für die landwirthschaftliche Unfallsicherung und die Fürsorge für die Beamten in Folge von Betriebsunfällen zu erwähnen. Das Volksschulleistungsgesetz verdankt seine Entstehung der eigensten Initiative des Reichskanzlers, welcher aus Veranlassung eigener Erfahrungen die allzu unbeschränkte bureaukratische Entscheidung über die Leistungen der Gemeinden für die Volksschule zu Gunsten der Selbstverwaltungsorgane eingeschränkt wünschte. Die liberale Seite des Abgeordnetenhauses war der Vorlage aus Besorgniß für das Gedeihen der Schule nicht geneigt, obgleich dieselbe sonst immer für die Erweiterung der Befugnisse der Selbstverwaltungsorgane eingetreten war. Die Zukunft wird zeigen, ob das der Selbstverwaltung in diesem Falle gezeigte Mißtrauen begründet war. Das Gesetz kam trotz Widerspruch der linken Seite des Abgeordnetenhauses zu Stande. Die vom Landtage angenommenen Gesetze über die Organisation der Berufsgenossenschaften für die landwirthschaftliche Unfallversicherung und über die Fürsorge für Beamte in Folge von Betriebsunfällen beweisen, daß die Sorge der Staatsregierung und des Landtages fortwährend darauf gerichtet ist, eine die Lösung der socialen Frage erstrebende Gesetzgebung consequent und stetig auszubilden.

Die Erneuerung des Accessionsvertrages mit Waldeck wurde genehmigt, obgleich Waldeck zur Einverleibung in den preußischen Staat reif ist und das nominelle Fortbestehen Waldecks als „Bnndesstaat" Preußen jährlich 310,000 Mark kostet. Würde Preußen die Einverleibung Waldecks angeregt haben, so wäre ein Geschrei über unitarische Bestrebungen und Vergewaltigungen entstanden, dem wegen der Aufnahme eines noch so tüchtigen Stammes, „der Nachkommen der Cherusker", der preußische Staat sich zur Zeit nicht aussetzen wollte.

Der Umfang der Landtagsarbeiten ist jedoch mit den hier berührten Punkten keineswegs erschöpft, der Landtag beschäftigte sich noch mit den Fragen betreffend Erhöhung der landwirthschaftlichen Schutzzölle, Berechtigung der Oberrealschulen, Schulpflicht der Kinder, Feuerversicherungsmonopol und anderen Gegenständen, in vielen Sitzungen wurde über die aus dem Lande an den Landtag gerichteten Wünsche, nachdem dieselben in Commissionen geprüft wurden, gründlich berathen und in vielen Fällen dieselben der Staatsregierung zur Berücksichtigung oder als Material überwiesen. Der Landtag hat durch das erfreuliche Einverständniß zwischen Staatsregierung und Mehrheitsparteien die Interessen des Landes gefördert und an der Verbesserung der materiellen und geistigen Zustände des Volkes mit Erfolg gearbeitet. Die gemäßigten Elemente haben immer mehr und mehr gelernt, nicht nur in nationalen, sondern auch in anderen Angelegenheiten zum Wohle des Landes Hand in Hand zu gehen. Die Zahl derjenigen Abgeordneten, welche stolz darauf sind, in einem Vierteljahrhundert nichts gelernt zu haben und die Staatsregierung nur mit negativem Vertrauen beehren, nimmt immer mehr ab, dagegen mehrt sich die Zahl derjenigen, welche nicht an erster Stelle fragen, ob eine Vorlage oder Maßregel liberal oder conservativ, sondern vor Allem, ob dieselben vernünftig und zum Wohl des Landes seien. Das Land kann damit nur zufrieden sein.

Laut und Sinn.

Von Carl Abel.

Wenn Talleyrand sagte, daß die Worte erfunden seien, um die Gedanken zu verhehlen, und wenn so mancher verschämte Nachfolger des unverschämten Pessimisten seine Mittheilungen an den lieben Nebenmenschen in demselben angenehmen Sinne abzufassen pflegt, ohne es allerdings ebenso frivol zu gestehen, so wissen beide nicht, welch schwer errungenes Gut sie zu üblem Zweck mißbrauchen.

Nach dem Zeugniß des Aegyptischen, der ältesten erhaltenen Rede der Menschheit, sowie vieler noch heut gesprochener Idiome unentwickelter Rassen, haben die einzelnen Worte der Menschheit ursprünglich keinen bestimmten Sinn gehabt. Was uns heute vom Wesen der Sprache unzertrennlich zu sein dünkt, die Unterbringung einer verständlichen Bedeutung in einem bestimmten Laut, ist vielmehr erst ganz allmählich und unter den größten Schwierigkeiten erwachsen. Die Fähigkeit, welche wir für eine allgemein menschliche und dem Geschlecht angeborene zu halten versucht sind, einen Begriff nicht allein für uns selber deutlich zu fassen, sondern auch in einem uns und unseren Sprachgenossen sofort begreiflichen Klange niederzulegen, ist im Gegentheil nur das Ergebniß einer langsam fortschreitenden Entwickelung zu klarer Verbindung von Sinn und Laut gewesen. Während wir seit der vollzogenen Sprachschöpfung unsere Cultur durch immer neue Gedanken zu fördern suchen, denen wir mit dem alten Wortmaterial leichten Ausdruck leihen, ist bis zu jenem Termin das Bestreben unserer armen Vorfahren zu nicht geringem Theile darauf gerichtet gewesen, die paar Gedanken, die sie hatten, in einander verständliche Laute zu kleiden. Da Niemand sagen kann, ob die Zeit vor Erreichung dieses Zieles nicht länger gedauert hat, als die seitdem verflossene, so ergibt sich die Perspective auf ein ganzes Weltalter halbverständlicher Rhetorik, die den Aeußerungen manches geehrten Vorredners gegenüber ihre Vorzüge gehabt haben könnte.

Um den Thatsachen, auf denen diese nicht ganz unerfreuliche Folgerung beruht, einigermaßen näher zu treten, erwäge man, daß es im Aegyptischen eine außerordentlich große Menge von Worten gibt, welche eine ganze Anzahl der verschiedensten Bedeutungen, die nichts mit einander zu thun haben können, in sich vereinen. Oder genauer gesprochen, daß in dieser ältesterhaltenen Sprache ein und derselbe Laut regelmäßig zur Bezeichnung des allerverschiedensten Sinnes verwendet worden ist, eine ursprüngliche Fähigkeit für jeden Sinn einen besonderen Laut zu erfinden und zu gebrauchen, also nicht vorhanden gewesen sein kann. Wo, wie im Hieroglyphischen, ein und derselbe Laut ȧa Vogel, Waschen und Dasein bedeutete; wo ȧb Herz, Fleisch, Form, Kalb, Mauer, Durst, weggehen, fordern, springen, linke Hand u. s. w. besagte; wo man ȧpt sprach, und damit einmal Maß, das andere Mal Ente, das dritte Mal Schiff, das vierte Mal Hippopotamus, das fünfte Mal Becher, das sechste Mal Riegel meinte; und wo dieselbe wirre Eigenthümlichkeit den ganzen ältesten Wörterschatz mehr oder minder in Mitleidenschaft mitzog, da kann von Sprache nach unserer heutigen Auffassung überhaupt noch nicht die Rede gewesen sein.

Das ohnmächtige Ringen mit dem Laut, welches das damalige kindliche Lallen bezeichnet, wird in seiner ganzen Schwäche um so ersichtlicher, wenn wir in Betracht ziehen, daß die physische Fähigkeit, artikulirte Laute hervorzubringen, bereits viel größer war, als die intellectuelle, jedem von ihnen eine bestimmte Sonderbedeutung beizulegen. Für jede der obenerwähnten, in mehrdeutigen Worten untergebrachten Bedeutungen gibt es noch eine ganze Anzahl von anderen Worten, denen dieselbe Bedeutung, wiederum mit anderen Bedeutungen gemischt, innewohnt. Neben das ȧb, welches Herz, Fleisch, Form, Kalb, Mauer, Durst, weggehen, fordern, springen, linke Hand u. s. w. besagte, tritt eine ganze Reihe von anderen

Digitized by Google

Worten, deren jedes eine einzelne dieser Bedeutungen entweder allein, oder mit anderen Bedeutungen, die wieder dem ab nicht innewohnen, besitzt. Es war also nicht ein Mangel an differenzirter Lautproduction, welche die Unterbringung verschiedener Bedeutungen in demselben Worte veranlaßte, sondern vielmehr das Unvermögen, den producirten Lauten bestimmte Bedeutungen beizulegen. Sonst hätte ja leicht jedes dieser Worte, die so Gemischtes ausdrücken, auf eine einzelne seiner Bedeutungen specialisirt werden können. Das Gewicht dieser Erwägung wird dadurch erheblich verstärkt, daß die Zahl der auszudrückenden Bedeutungen in der ältesten hieroglyphischen Periode der Sprache, die wenig anders als die nöthigsten sinnlichen Begriffe kennt, eine verhältnißmäßig ungemein geringe ist, während der Reichthum der zur Verfügung stehenden Lautcomplexe bereits in wuchernder Fülle vor uns steht.

Die Lehre, welche das krause Wortmaterial der ältesten erkennbaren ägyptischen, und damit der ältesten erkennbaren menschlichen Rede überhaupt enthält, wird durch seine im Laufe der ägyptischen Sprachgeschichte zu verfolgende weitere Entwickelung bestätigt. Während im Hieroglyphischen die vieldeutigen Homonyme noch außerordentlich zahlreich sind, nehmen sie in der späteren, der sogenannten koptischen Periode, stark ab, ohne auch hier übrigens ganz zu verschwinden. Die Abnahme vollzieht sich in einer, den Fortschritt zu deutlicher Ausdrucksfähigkeit beredt bezeugenden Weise. Eine Unmenge von vieldeutigen Worten, deren Bedeutungen sich in anderen hieroglyphischen Worten ebenfalls vorfanden, verschwindet ganz; eine andere Classe von Vieldeutern zieht sich auf eine oder einige wenige Bedeutungen zurück; in einer dritten spaltet sich das eine, ursprünglich vieldeutige Wort durch den Wandel eines oder einiger seiner Laute oder durch andere Weiterbildungsmittel in mehrere Worte, deren jedes nur eine der anfangs in ihm gemeinsam niedergelegten Bedeutungen enthält. Hier sehen wir mithin den unzweifelhaften Fortschritt von vieldeutigem zu eindeutigem Laut vor unseren Augen vor sich gehen. Hier beobachten wir das Aufsteigen aus einer Kindlichkeit, in der fast jedes Wort fast jeden Begriff ausdrücken konnte, zu einem reiferen Alter, welches sich für jeden Begriff sein besonderes Wort zu schaffen vermochte. Hier stehen wir als Zeugen bei dem großen Vorgang, der wirres Stammeln in verstandene Rede verwandelte. Ehe dies geschah, muß die Geberde, die lange noch die Rede ergänzend begleitete, nicht Begleitung, sondern das wichtigste Verständigungsmittel gewesen sein. Die den so häufig unverständlichen Wortlauten hinzugefügten erklärenden Bilder der Hieroglyphenschrift würden darüber keinen Zweifel lassen, selbst wenn wir die Naturvölker nicht noch heute oft genug mit der Geberde allein sprechen sähen. In Prof. Max Müller's eben erschienenen Werke The Science of Thought wird von einer neuerlichen Entdeckung vorgeschichtlicher Schädel geredet, welche den Knochenansatz, an welchen der die Zunge bewegende Muskel sich fügt, überhaupt noch nicht besitzen, welche also schon aus materiellen Gründen noch nicht gesprochen haben können. So werden die Ergebnisse der Aegyptologie nunmehr von denen der Osteologie bestätigt, und die auf den hochentwickelten Sanskritismus gegründeten irrigen Annahmen einer ursprünglich bestimmten Sprachfähigkeit immer mehr beseitigt.

Je mehr die Begriffe und das Gehör der Nation sich in der dargelegten Weise ausbildeten, desto mehr muß demnach ein inneres Band zwischen beiden entstanden sein, welches gewisse Laute für gewisse Gedanken vorzugsweise wählen ließ. Denn warum wäre schließlich ein bestimmter Laut für einen bestimmten Begriff gewählt worden, außer weil der eine dem anderen besonders zu entsprechen schien? Je weniger der Mensch die Fähigkeit, bestimmte Laute mit bestimmten Begriffen zu verbinden, ursprünglich besaß, desto mehr muß das Entstehen derselben ein vernünftiges, ein zusammenhängendes, ein durch ein geistiges Band verbundenes gewesen sein. Das Rationelle dieses Processes und die deutlichen Spuren davon, die ein Jeder in seiner eigenen Sprache noch heute nachweisen kann, haben den Zusammenhang zwischen Laut und Sinn allen Völkern und Forschern wahrscheinlich gemacht, auch als das ägyptische Beweismaterial noch unzugänglich war. Da sind zuerst die directen Rufnachahmungen anderer Geschöpfe, wie Kukuk, Kikeriki, Baubau, Bukuh, Puthühnchen u. s. w. Da sind ferner die Schallnachahmungen anorganischer Dinge, wie Krachen, Schmettern, Donnern, Rauschen, Rasseln, Knattern, Brausen, Brechen, Knallen, Klingeln, Gurgeln — gar nicht zu reden von noch stärkeren interjectionellen Lauten, wie die modern Berlinischen Bums, Schwapp, Pardautz, Schnedderedeng, Kladderadatsch und vieles ähnliche. Da sind schließlich stumme Dinge, deren Name in seiner unverkennbaren Wortmusik ihren Begriff deutlich wiederspiegelt: der rasche Blitz, die glatte, gleitende, schleichende Schlange, der fließende Fluß, die wiegende, wogende, wellige Woge u. s. w. Da sind die ebenfalls melodisch entsprechenden Eigenschafts- und Thätigkeitsbezeichnungen hart, weich; hell, düster; roth, dunkel; schlank, dick; springen, taumeln; kling, klang, dumpf; frech, sanft; flink, langsam; blink, blank; bleich, schwarz; leicht, schwer; Druck, Schnitt u. s. w. Alle diese und viele andere Worte verrathen noch heute, daß ein geistiges Band zwischen Laut und Sinn bestehe, und je besser Jemand seine Sprache kennt, desto mehr Beispiele wird er in ihr entdecken. Wenn wir nun bedenken, wie sehr sich die ursprünglichen Laute des Deutschen bis auf den heutigen Tag durch Klima, Organwechsel, lässige Aussprache, Völkermischung und viele andere Umstände geändert haben, so wird es uns nicht wundern, daß wir nicht in allen Worten einen solchen Zusammenhang zwischen Laut und Sinn, eine solche Wortmusik mehr nachweisen können; wir werden vielmehr erstaunt sein, noch so viele zu finden, die einen solchen Zusammenhang bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Denn nachdem die Worte einmal in dieser musikalischen Weise geschaffen waren, nachdem Begriff und Klang sich in ihnen einmal gegattet hatten zur Bezeichnung eines gewissen Dinges und, nachdem der so geschaffene Laut einmal als einen bestimmten Begriff bezeichnend bekannt und anerkannt war, brauchte man ja die musikalische Aussprache nicht mehr, um sich den Zusammenhang, den Sinn klar zu machen, sondern konnte nun Zusammenziehungen, Zusätze oder Abfälle eintreten lassen, wie sie Gewohnheit, rasches Sprechen und viele andere stützende, abschleifende und verwitternde Einflüsse im Leben oder Sprechen mit sich zu bringen pflegen. Dazu kommt, daß die größte Anzahl aller vorhandenen Worte Hauptwörter sind, also Dinge bezeichnen, die ursprünglich nach irgend einer hervorstechenden Eigenschaft benannt wurden, daß der Ungelehrte aber in den meisten Fällen die ursprüngliche Bedeutung eines solchen Hauptwortes, d. h. der zu seiner Bezeichnung verwendeten Eigenschaft, nicht mehr kennt, also auch nicht wissen kann, welchen Begriff der gewählte Klang wiedergeben soll und dadurch gegen den Klang längst gleichgiltig geworden sein muß. Die philologische Forschung hat z. B. festgestellt, daß Sonne ursprünglich Licht bedeutet, und daß der Klang des Wortes zuerst sol, sal, hell gelautet hat. Da sind wir also bei sal, hell angekommen, und haben in dem hellen, heiteren Klange dieser Worte noch heute einen verständlichen Fingerzeig für die Erklärung ihrer Wahl zur Bezeichnung des Lichts. Bei dem stärker veränderten Worte Licht würden wir dergleichen heute weniger nachzuempfinden vermögen, wüßten wir nicht mit Hülfe des Aegyptischen, daß Licht eine lautliche Umkehr von hell ist. Warum aber für den Begriff Wort das Wort Wort gewählt wurde, könnten wir nicht eher feststellen, ehe wir nicht wüßten, ob Wort ursprünglich Laut, oder Verstand, oder Mittheilung, oder dergleichen ähnliches bedeutet habe. Denn eines von diesen muß es bedeutet haben, da jedes Ding nach einer seiner hauptsächlichen Eigenschaften bezeichnet worden ist, da jedes Substantiv, um grammatisch zu reden, mithin ein Appellativum ist. Jene erforderliche Feststellung aber zu machen, jene ursprüngliche Bedeutung des Wortes zu finden, kann nur der Etymologie gelingen, die einestheils nicht Jedermanns Sache ist, die andererseits sogar in den Händen ihrer befugten Vertreter sich noch als eine sehr junge Wissenschaft darstellt, welche das Meiste nicht weiß, das was sie weiß nicht immer sicher weiß, und in Wahrheit erst durch die Hülfe des eben erst in sie eintretenden Aegyptischen eine allgemeinere Grundlage und Ausdehnung erlangen wird.

Digitized by Google

Bei Eigenschafts- und Thätigkeitsworten liegt der ausgedrückte Begriff durch die Natur ihrer Bedeutung allerdings gewöhnlich klarer zu Tage, da scharf eben scharf, stumpf stumpf, schneiden schneiden und binden binden bedeuten muß, und sein Lautwerth also auf einen unzweifelhaften Begriff bezogen werden kann. Aber auch hier ist nach mehrtausendjähriger Abschleifung der Laute ihr ursprünglicher Zustand und ihre Verwandtschaft mit anderen Lauten und Lautcomplexen in den meisten Fällen zu fruchtbarer Evidenz erst noch zu bringen. Und auch dann wird der ursprüngliche Laut und sein Eindruck in ältester Zeit sich häufig nicht mehr wiederherstellen lassen.

Einen wie gewaltigen Einfluß das musikalische Element ursprünglich auf die Bildung der Sprache und die Bedeutung der Worte gehabt, zeigt in einer bei uns längst verwischten Stärke das Chinesische mit seinen verwandten Sprachen. Chinesisch, welches von 400 Mill. Menschen, d. h. fast vom dritten Theil der Menschheit gesprochen wird, ist bis auf den heutigen Tag überhaupt keine gesprochene, sondern eine gesungene Sprache. Im Chinesischen kann principiell jedes Wort auf fünf verschiedenen Tonhöhen ausgesprochen werden, und hat auf jeder derselben eine verschiedene Bedeutung. Bei jeder dieser fünf verschiedenen musikalischen Noten erhält also das Wort einen anderen Sinn, der mit den Bedeutungen, die sich den vier anderen Noten anhaften, keine, oder nur wenig nachweisbare Verwandtschaft haben kann. So, wie gesagt, singt der größte Theil der Menschheit noch heute, anstatt zu sprechen. So, oder vielmehr ähnlich, haben wir Alle einmal gesungen. So mußten wir singen, um die lebhafte Lautempfindung, welche die Sprachschöpfung allein ermöglichte, welche den einzelnen Tönen allein einen bestimmten Sinn unterzulegen gestattete, in uns zu erregen. Es war immerwährendes Concert bei der Sprachschöpfung.

Literatur und Kunst.

Johannes Scherr und sein Nachlaß.

Von Theophil Zolling.

Ein halbes Jahr nach seinem Heimgang erscheint der Nachlaß des populären Schriftstellers, der zu den ältesten Freunden der „Gegenwart" gehörte. Noch bis zuletzt bewahrte er unserem Blatte seine Theilnahme, und was er ihm in den letzten Jahren, durch Krankheit und Arbeitslast verhindert, an Mitarbeiterschaft versagen mußte, das suchte er durch seinen werthvollen Rath, sein freundschaftlich aufmunterndes Interesse zu ersetzen. Darf ich doch sagen, daß sein Antheil nicht allein der Zeitschrift galt, sondern sich auch auf meine Person übertrug, die ihm schon vor fast zwei Jahrzehnten näher getreten war. Und wie er dem Herausgeber dieser Blätter gewogen, so freundlich war er schon dem angehenden Studenten, seinem eifervollen Hörer, zugethan, und lenkte er später die schüchternen ersten Schritte seines Kameraden von der Feder. Indem ich nun noch einmal seiner Güte und Theilnahme dankbar gedenke, erscheint vor mir das entrückte irdische Bild des Freundes und Lehrers: eine untersetzte Gestalt, die vom Bauernsohne die Derbheit und vom Magister die Behäbigkeit hatte; das knochige, gelbe Gesicht umrahmt von dem stark beschneiten Vollbart, die fast weißen Haare sorgfältig zu einer bescheidenen Tolle empor gekämmt, die Nase kräftig, wie der sinnlich aufgeworfene Mund, und unter der gefurchten hohen Stirne zwei braune Augen, von denen das rechte lebhaft und durchdringend in die Welt sah, während das linke etwas Starres hatte und viel kleiner schien. Erst jetzt nach seinem Tode erfahre ich — und auch seinen intimsten Freunden mag es nicht minder neu sein —, daß er das eine Auge in seiner Kindheit verloren hatte und seither einen gläsernen Einsatz trug. Scherr einäugig — das ist auch so einer von den Widersprüchen des merkwürdigen Mannes! Und nun klingt mir auch seine Stimme im Ohr, die ich zum ersten Mal in seinem Hörsaale des Eidgenössischen Polytechnikums in Zürich vernahm: ein warmer, wohlklingender Bariton, der mit stark schwäbelndem Accente seine Sätze in mäßiger Eile gut und sicher pointirt vortrug, eine Wonne der Stenographen. Scherr hatte ein zur Hälfte exotisches Publikum vor sich, zumal Amerikaner, Italiener, Russen, Südslaven, deren deutsche Kenntnisse nicht eben groß waren, und da galt es, auf diese mangelhaft Vorgebildeten Rücksicht zu nehmen und hübsch deutlich zu sein. Ueberhaupt war das ganze Wesen des literarischen Keulenschwingers und kampfmuthigen Raisonneurs gemessen und bedächtig. Langsam schritt der beliebte Lehrer ins Auditorium, dessen beiläufig zweihundert Insassen ihn mit dem staubaufwirbelnden Getrampel, bekanntlich einem der unveräußerlichen Menschenrechte des deutschen Studenten, zu begrüßen pflegten; gemächlich bestieg er das Katheder, putzte sich etwas pedantisch mit einem rothseidenen Taschentuche die Brillengläser, ordnete seine Notizenblätter, welche ihm die nothwendigen Daten und Zahlen lieferten, und erst nach einem herzhaften Schneuzen und Räuspern hub er seinen ganz freien Vortrag an. Sein Auge — wörtlich genommen — schweifte unterdessen über die Zuhörer hinweg in die Ferne. Es gibt wohl kein zweites Schulhaus, das eine gleich prächtige Aussicht böte, als Polytechnikum und Universität am Zürichbergabhang. Das wußte der verwöhnte Naturfreund, und er hatte für seinen Unterricht noch obendrein einen gewissen Hörsaal im zweiten Stockwerke des linken Flügels ausgewählt, wo die Aussicht am umfassendsten war. Darum ruhte auch sein Blick wie verklärt auf dem blauen Reich des See's, dem grünen Rebengelände, den dunklen Tannen des Uetli, dem silbern schimmernden Firnenkranze der Hochalpen, indessen sein Geist den Faden der Rede festhielt und die Gesetze des Schönen oder das Geschick der Welt erwog. Nur das laute Gelächter seiner Hörer, wenn er irgend eine witzige Bemerkung machte, z. B. daß Prinz Plonplon kein anderes Pulver gerochen, als Zahnpulver, führte seinen Blick auf kurze Zeit wieder in den Saal zurück, wo die Augen von Jung und Alt unverwandt an seinen Lippen hingen.

Scherr bewohnte in der Vorstadt Unterstraß das ansehnliche Haus „Zum Sonneneck", das von seiner Zürichberghalde eine vielstundenweite Umgegend beherrschte: links den See, zu Füßen die Stadt, rechts das grüne Limmatthal. Hier traf man ihn immer bei der Arbeit. Starke weiße Foliobogen bedeckte er mit seiner großen, schwungvollen Schrift. So saß er mitten in seiner Bücherei und zwischen den auf Stühlen und Tischen lagernden neuesten Erscheinungen der Literatur, die ihm meist als Recensions- und Widmungsexemplare ungerufen und ungebeten in's Haus flogen. Dem Besucher trat er mit robustem Handschlag entgegen. War es ein Student, der seine Matrikel „testiren" lassen wollte, so erkundigte sich Scherr immer theilnahmsvoll nach den Verhältnissen und Studien des Schülers und hielt mit guter Lehre nicht zurück, denn der stark erzieherische Zug seiner Schriften schlug auch in seinem Wesen überall durch. Klopfte ein überrheinischer Besucher bei ihm an, so wurde er stets nach Kräften ausgeholt, denn nichts fesselte den Alten vom Zürichberg lebhafter, als was seine deutsche Heimath betraf. Auch der andere Flüchtling, der sich in seiner Nähe angesiedelt hatte, Gottfried Kinkel, zügelte in solchen Fällen sein verwandtes lebhaftes Mittheilungsbedürfniß, aber er hörte aus Allem nur eine Bestätigung seiner innersten Ueberzeugung, daß das neue deutsche Reich faul und krank und das Niederwerfen des demokratischen Frankreich eigentlich ein allgemeines Unglück sei. Anders Scherr, der den Achtundvierziger längst abgelegt hatte und hoffnungsfreudig in die Zukunft sah. Suchte ihn aber ein literarischer College heim, dann öffnete er alle Schleusen seiner Beredtsamkeit und hielt die meistens pessimistische Stimmung nicht zurück. Den zahllos auftauchenden und bald spurlos untergehenden neuen Zeitschriften galt allezeit sein besonderer Haß. „Nun, hat denn schon ein Jude den anderen abgejudet?" empfing er mich einmal, mephistophelisch lachend. Die Mode, auch in der Literatur, war ihm kein geringerer Greuel. „Die Fritz-Reuterei", polterte er

Digitized by Google

eines Tages, „scheint ja dermalen schon ausgaloppirt zu haben". Und dazu schwang sich der Professor im Schaukelstuhl hin und her, daß die riesigen Pantoffeln an den Füßen klatschten und die Quasten des grauen Schlafrocks flogen, während seine Rede munter fort floß, immer derb, originell und geistreich, wie seine Schrift.

Und nun liegen die „Letzten Gänge von Johannes Scherr" vor mir! Der vierschrötige Schwabe, der selten oder nie krank gewesen und der Ewigkeit zu trotzen schien, hat sich noch tapfer gegen den Tod gewehrt, ein Jahr und länger, bis er zuletzt einer tückischen Herzlähmung erlag. Seine Studirstube hatte er seit Monaten nicht mehr betreten, und so sind die letzten literarischen Arbeiten des Unermüdlichen Bruchstücke geblieben. Sie bestehen zuerst aus einer großangelegten Studie über die Jesuiten und Freimaurer, drei Büchern Culturgeschichte, wovon kaum das erste vollständig, das die ihm herzlich verhaßten Jünger Loyola's bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts verfolgt. Die andere posthume Mittheilung: „Im Hörsaal" setzt sich nur aus gelegentlichen Bemerkungen über Politik und Literatur zusammen — ohne Zweifel stenographische Niederschriften aus dem Colleg. Was diesem literarischen Vermächtniß beigegeben wurde, sind fremde Erinnerungsblätter und Gedenkreden, die offenbar den Band etwas gewichtiger machen sollen. Ein Auszug aus der warmherzigen Grabrede, welche Pfarrer Haggenmacher an der Gruft seines Stiefvaters hielt, eine geistvolle Charakteristik des verewigten Amtsgenossen als Mensch und Schriftsteller von dem feinsinnigen Aesthetiker der deutschen Lyrik Prof. Julius Stiefel und endlich ein pietätvolles Lebensbild, entworfen von seinem langjährigen Intimus, dem Basler Professor Jakob Mähly — alles werthvolle Zeichen der Liebe und Verehrung, die der Freund von Scherr's Schriften gerne vereinigt sieht. Fügen wir zu diesen Rudera der „Letzten Gänge" noch einen wenige Monate vor seinem Tode veröffentlichten Band: „Gestalten und Geschichten", ebenfalls bei W. Spemann in Stuttgart erschienen, so findet man die wichtigsten Züge dieses ausgeprägten literarischen Charakterkopfes in nuce beisammen, ohne sie erst aus den über sechzig Bänden seines Lebenswerkes zusammensuchen zu müssen. Scherr gibt in jeder seiner Schriften seine ganze volle Persönlichkeit, und seine zwei letzten Werke zeigen ihn uns noch so frisch, gediegen und originell und mit all seinen Vorzügen und Mängeln, wie seine ersten Bände. Hier haben wir den Historiker, den Literatur- und Culturgeschichtsschreiber, den Philosophen und Aesthetiker. Schon die Stoffwahl ist charakteristisch für ihn, denn Scherr schrieb nur mit vollem Herzensantheil. Was ihn zuletzt beschäftigte, die Jesuiten, die Familie Borgia, die Königin Christine von Schweden, die Verschwörung von Pichegru und zwei Kaiserbiographien Tiberius und Caligula, das verräth zugleich seine historischen Liebhabereien: Religionsgeschichte, Greuelthaten, Hysterie auf dem Throne, Verschwörungen und Intriguen, cäsarischer Größenwahn. Es ist Mode geworden, Scherr als Historiker nicht mehr für voll zu nehmen. Gewiß, er ist und war nie der Mann kühler Objectivität. Er ist zu warmblütig, zu kampflustig und hat zu viel Phantasie dazu; auch der didaktische Zug in seinem Wesen hindert ihn daran. Er strotzt von Tendenz, läßt die Thatsachen nie für sich reden, sondern spricht überall das fabula docet der Weltgeschichte aus. Wie er den Beruf des Historikers auffaßt, sagt er „Im Hörsaal":

> Die echte Geschichtswissenschaft hat nicht allein die Aufgabe, die Menschen mit den Thatsachen des Entwickelungsprozesses der Menschheit bekannt zu machen, sondern auch und ebenso die, das Unrecht zu brandmarken und das Recht zu vertheidigen, die Lüge zu entlarven und die Wahrheit zu verkünden, die verletzte Freiheit zu rächen und die Tyrannei zu bekämpfen. Ihr Amt ist also ein wesentlich sittlich-sociales.

Scherr ist eigentlich auch als Historiker nur Journalist. Darum seine Vorliebe für alles Actuelle, die Zeitgenossen zunächst Berührende. Er modernisirt durchweg, verweist bei dem urältesten Geschehniß immer auf die Gegenwart und wählt gerne die neuesten Thaten der Geschichte zum Gegenstande seiner Untersuchung und Darstellung. Schon 1873 las er ein Colleg über den Krieg von 1870/71, und diese bald darauf herausgekommenen „Vier Bücher deutscher Geschichte" sind neben dem Generalstabswerke das lebendigste und beste Bild jener gewaltigen Zeit. Noch in seinem letzten Opus vertheidigt er sich gegen den Vorwurf der unwissenschaftlichen Ausbeutung der Actualität:

> Der Einwurf, die Geschichte einer so nahe liegenden Zeit, sei zur Behandlung noch nicht reif, ist nicht stichhaltig, außer in den Augen von Leuten, welche meinen, die Geschichte eines Zeitalters müßte erst überreif, d. h. faul geworden sein, bevor sie sich zur Behandlung eigne. Das mag ganz gut sein für Historiker, welche, weil sie nach keiner Seite hin keinen Menschen und keine Partei verletzen wollen, sich wohlweislich hüten, mit naheliegenden Perioden sich zu beschäftigen.

Man begreift, daß ein solcher Historiker nicht nach dem Herzen der herrschenden Schule sein kann. Um so weniger, als er gar nicht selten in seiner schroffen Parteinahme auch über's Ziel schießt, einseitig und ungerecht wird. Wo er haßt oder liebt, da thut er es eben ganz. Die Charakteristik Napoleon's III. ist eine Caricatur ohne historische Wahrheit, von der Tendenz in's Grobe gemalt. Zwischen dem Genie, das A. Mels verherrlicht, und Scherr's Popanz gibt es eine Mitte, die wohl Fürst Bismarck, einst ein eifriger Leser Scherr's, in seinen gelegentlichen Aussprüchen bei Busch am besten getroffen. Zu Scherr's intimsten Feinden gehört ferner Luther, den er stets als den Urheber deutscher Zerrissenheit befehdet. Hinderten ihn noch Reminiscenzen aus seiner Jugend, dem gewaltigen Reformator gerecht zu werden? Scherr war nämlich geborener Katholik und hatte auf der Klosterschule in Gmünd seinen ersten Unterricht genossen. Jedenfalls überwand er bald, bis auf diesen Lutherhaß, jeden Nachhall ultramontaner Erziehung, sympathisirte lebhaft mit dem Protestantismus Zwingli's, den er aus nächster Nähe in der Züricher Hochburg der Reformirten kennen lernte, und hatte oft stark atheistische oder pantheistische Anwandlungen, — wie der damalige Redacteur der „Gegenwart" erfuhr, welcher für eine allzu rabelaisische Anekdote, die Zacharias Zinnober in den „Briefen eines Elysionärs" im Jahrgang 1874 veröffentlichte, ein paar Wochen im Gefängniß büßen mußte. Allein Scherr verkannte den gewaltigen ethischen Werth des Christenthums und die Nothwendigkeit eines positiven Glaubens keineswegs, wie wir schon aus seiner „Geschichte der Religion" wissen. In den „Gestalten und Geschichten" schildert er, diesmal ganz Feuilletonist, die Wallfahrtskirche von Einsiedeln, aber nicht, wie man etwa von dem „Gotteslästerer" erwarten könnte, in der Art eines überlegenen Skeptikers, sondern wie Einer, der sich der Macht des Gottesbegriffs nicht zu entziehen vermag.

> Ist denn nicht ein wirkliches und wahrhaftes Wunder die ganz unbezweifelbare Thatsache, daß Hunderttausende, Millionen von mühsäligen und beladenen Menschen auf den Steinfliesen vor der Gnadencapelle knieend, der schwarzen Muttergottes ihre Noth und ihr Leid geklagt haben und erleichtert, getröstet und vielleicht auch gebessert weggegangen sind? Item, stehen diese „Armen im Geiste" menschlich und sittlich nicht berghoch über den halbgebildeten oder ganzbildungslosen Pöbelhaufen der großen Städte, welche nur noch an das von dünkelhaften Afterweisen gepredigte rohmaterialistische Dogma: „Der Mensch ist auch nur ein Thier" glauben und daraus die Nutzanwendung ziehen, daß sie sich bestialisch aufführen müßten und dürften? ... Die Propheten der materialistischen Unheilsbotschaft haben in der Bornirtheit ihres Hochmuths, in ihrer läppischen Verdünkelung den gesunden Menschenverstand ganz eingebüßt, wenn sie nichts nach der Thatsache fragen, daß im günstigsten Falle höchstens 5 Procent der Menschheit zum Wissen, 95 Procent dagegen nur zum Glauben das Zeug haben und folglich die „Wissenschaft" nicht zu ihrer Gottheit machen können. Und was hat es denn am Ende aller Enden mit allem unserem stolzen Wissen auf sich? So wenig, daß nur Thoren darauf eitel sein können. Vom Allerwissenswerthesten, vom Urgrund, Sinn und Endzweck der Welt und des Daseins der Menschheit, wissen wir gerade so viel, wie unsere Vorfahren vor tausenden und wieder tausenden von Jahren auch schon gewußt haben, d. h. nichts, gar nichts.

Scherr ist ein Charakterzeichner ersten Ranges. Seine Porträts von Blücher, Bismarck, König Infinitiv, Schiller

Digitized by Google

sind voll Geist, Farbe, Leben und sprechend ähnlich. Auch wo es Haupt- oder Staatsactionen anschaulich zu beschreiben, Cabinetsintriguen zu entwirren, eine große Schlacht zu schildern gilt, da steht der niemals langweilige und pedantische Erzähler groß da. Die Vorliebe für bedenkliche, pikante, ja schlüpfrige Stoffe ist allerdings unverkennbar, doch nirgends ein lüsternes Behagen, sondern vor Allem principieller Drang, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und der Zimperlichkeit einen Possen zu spielen. Man denke nur an die unglaublichen Fußnoten in der ersten Auflage seiner „Geschichte der deutschen Frauenwelt", die für Damenhand bestimmt war! Dieser ungenirte Zug geht auch durch Scherr's Docentenlaufbahn und ist ihm oft sehr übel vermerkt worden. Noch seine letzten Lebensjahre wurden durch eine Razzia getrübt, welche ein paar zartfühlende Collegen gegen ihn in Scene gesetzt hatten. Er sollte seine Schüler mit Zoten vergiften! Ein alter Faun! Nein, das war er nicht. Ging er auch einmal in seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe und seinem satirischen Behagen zu weit, so verließ man doch seinen Hörsal voller Anregung zum Guten, Schönen und Wahren. Oefter hatte seine mephistophelische Laune aber einen besonderen Zweck. Er wollte nur männliche Hörer, und die zumal russischen Studentinnen, die in erklecklicher Anzahl die Züricher alma mater und auch seinen Hörsaal unsicher machten, waren ihm stets zuwider. Er pflegte sie also hinaus zu „graulen", indem er nicht die geringste Rücksicht auf ihre keuschen Ohren nahm — ein verfängliches Mittel, das seine Wirkung meistens verfehlte und seinen academischen Gegnern nur eine gefährliche Waffe in die Hand gab.

Scherr war eine Arbeitskraft ersten Ranges. Solides Wissen und peinliche Gewissenhaftigkeit gingen bei ihm Hand in Hand. Seine Belege schöpfte er aus den Quellen; er urtheilte nie nach dem Hörensagen, nach der Schablone, sondern aus der Fülle eigenster Kenntniß und seines gesunden Geschmacks. Kein Zeitgenosse hat wohl so Vieles, so Verschiedenartiges gelesen und mit solchem Nutzen. Schon in seiner Jugend hatte er zu seiner unheimlichen Belesenheit den Grund gelegt, sein phänomenales Gedächtniß geschärft und zahllose Bücher übersetzt. Noch jüngst las ich auf dem Titelblatt eines alten Schmökers: „Sämmtliche Romane von George Sand, frei in's Deutsche übersetzt von Dr. Scherr u. A." — ohne Zweifel eine Lohnarbeit seiner leidvollen Jünglingsjahre, da er sich als Schulmeister und Literat in Württemberg und in der Schweiz kümmerlich erhielt. So beherrschte er das weite Gebiet der Weltliteratur wie kein Zweiter. Doch ihm eignete auch eine dichterische Ader. Seine Gestaltungskraft bethätigt sich am Glücklichsten in der Satire, wo er offenbar nach Thakeray's Vorbild an ein paar erfundenen Charakterköpfen die Schwächen seiner Mitmenschen lächerlich zu machen liebt. Noch in seinem vorletzten Buch erzählt er „die betrübsame, jedoch sinnreiche Geschichte von dem Bildungsfex Uriel Gumperle und von der Wagnerfurie Fortissima Pianosa." Er, ein geldbegabter Dichter, Philanthrop und Vorstand des „Stromer- und Strolchenheims", wird von zwei interessanten Insassen menschenbrüderlich bis auf's Hemd ausgeraubt, indessen seine Gesponsin auf dem Pianoforte so lange „wahnwild weiter wagnert", bis sie im Irrenhaus angelangt ist — eine der witzigsten Satiren, die Scherr jemals geschrieben. Hier kommt ihm sein reicher Humor, sein sprachschöpferisches Talent sehr zu Statten. Glücklich ist er schon bei der Taufe seiner grotesken Helden: Wimmerle und Wusele, Gottlieb Rabser, Rafael Spruhz, Porkeles und Porkelessa, dann seine ironischen Pseudonyme: Jeremias Sauerampfer, Zacharias Zinnober. Sein reicher Wortschatz genügt aber diesem Sprachkünstler nicht; er wetteifert mit Fischart in der Erfindung komischer Neologismen, die oft treffende Bereicherungen sind und sich zum Theil sogar im Wörterbuch eingebürgert haben. Er spricht von „Knechtschaffenheit", „Metternichtigkeit", „rother und schwarzer Internationale", „Lumpagogie", „Rückwärtserei", „Dichteritis". Auch das schöne Wort „unentwegt", das so viel Glück gemacht, ist von Scherr. Er brachte ferner gute alte Wörter wieder zu Ehren: maßen, sothan, insonderheit... In seinem Bestreben, Alles klar, unverblümt und gerade heraus zu sagen, wird er freilich leicht überdeutlich und sackgrob, wodurch er manchen Leser abschreckt. Es genügt ihm selten ein Kraftwort allein, er verlangt fast immer eine dreifache Steigerung und poltert gleich mit „Löhl, Lümmel und Lump" oder „Dummkopf, dummdreister Nichts und Sturzblechschädel" auf einmal heraus. Dabei verleitet ihn sein wilder Manneszorn oft zu Schrullen, Uebertreibungen, Geschmacklosigkeiten. Der Semitenroman: „Porkeles und Porkelessa" hat ihm manchen Feind in sonst wohlgewogenen Kreisen gemacht. Ebenso hat ihm sein Wüthen gegen die Goethephilologen, die auch Friedrich Vischer zur Zielscheibe seines souveränen Witzes gewählt, grimme Gegnerschaften eingetragen. Als ich einmal Wilhelm Scherer zur Mitarbeiterschaft aufforderte, machte er es beinahe zur Bedingung, daß die „Gegenwart" Scherr aus ihrem Mitarbeiterkreis ausschließen müsse, obgleich seine Beiträge sich bei uns immer eines Erfolges erfreuten, wie er den „Goethepfaffen" — noch ein Wort Scherr's — nur selten oder nie geblüht hat.

Der Satiriker, der so hübsch zu erzählen und zu gestalten weiß, verräth auch den Novellisten, der freilich in den letzten Jahren nichts mehr hervorbrachte. Scherr hat einige große Romane und mehrere Erzählungen, sogar ein zehnbändiges „Novellenbuch" geschrieben. Das Beste daraus ist „Rosi Zurflüh"; auch der biographische Roman „Michel", eine Art versteckter Selbstbiographie, enthält manches Ansprechende; mir ist besonders eine kraftgenialische Novelle: „Brunhild" in der Erinnerung geblieben, wo der gewiß von Victor Hugo's „Travailleurs de la mer" beeinflußten Schilderung, wie die Heldin in's Wellengrab steigt, ein ergreifender Schwung innewohnt. Scherr war aber auch lyrischer Dichter, oder „es gab", wie er sich ausdrückt;

„Die holde Freundin längst verklungner Jugendzeit,
Die Muse, weil doch alte Liebe rostet nicht,
Dem Schlag des Herzens rhythmische Beflügelung."

Er veröffentlichte 1842 in Schaffhausen ein ganzes Bändchen: „Laute und leise Lieder", die alle längst verschollen sind, und hinterläßt ein unvollendetes komisches Epos: „Hans von Dampf". In seinen Dichtungen bediente er sich meist der ungereimten fünffüßigen Jamben, aber auch Octaven voll komischer Reime waren ihm geläufig. Verse von ihm findet man in früheren Bänden der „Gegenwart", auch was er in seinem „Bildersaal der Weltliteratur" schamhaft unter der Rubrik: „Ungenannte Dichter" veröffentlichte, entstammt durchweg seiner Feder, woraus ersichtlich ist, wie schwer es dem Verfasser einer poetischen Anthologie wird, an seinen eigenen Musenkindern Kritik zu üben. Man findet in diesen Versen oft hübsche Bilder, geistvolle Einfälle, wahrhaft poetische Naturschilderungen, aber Härten und nüchterne Wendungen verderben den reinen Genuß, ganz abgesehen davon, daß der Sänger sich gewöhnlich so tief in seine pessimistische Stimmung einwühlt, daß jedes Behagen aufhören muß.

Noch kurz vor seinem Tode hat Johannes Scherr in einem „Offenen Sendschreiben an M. C. in M." (Moritz Carriere in München) die Weltlage mit seinem bewährten weitsichtigen Scharfblick, pessimistischen Humor und hoffnungsfrohen Idealismus „freisam" geprüft. Er preist den unschätzbaren fünfzehnjährigen Frieden, aber beklagt lebhaft, daß dieser nur „durch die fragwürdige Freundschaft mit dem Wiener und Petersburger Hofe, d. h. die völlige Preisgebung des Deutschthums in Oesterreich-Ungarn und Rußland aufrechtzuerhalten war", und sieht mit Bangen einer Zeit entgegen, da unser Volk „mit der Slawerei und Sklaverei um Tod und Leben, um sein Dasein ringen muß." Den socialpolitischen Versuchen der Reichsregierung steht er sympathisch, aber nicht ohne starke Zweifel gegenüber. Der Zollkrieg gegen die Nachbarn scheint ihm ebenfalls problematisch. Den „kirchlichen Frieden" bedauert er und sieht voraus, daß der Staat, sobald er sich in einen do ut des-Schacher mit der Kirche einläßt, sicherlich der verlierende Theil sein wird. Er bespöttelt die Parteibornirtheit des Reichstages, die das Tabakmonopol verwarf, „das ja doch kommen muß, wie das Branntweinmonopol" und ebenso sicher,

Digitized by Google

wie ein neuer Krieg mit Frankreich. Zum Schlusse legt er sein politisches Glaubensbekenntniß nieder. Er nennt sich einen aristokratischen Republikaner, welcher „stets für die Conservirung des gesunden Menschenverstandes und gegen die Lügenlehre von einer absoluten Gleichheit und Gleichberechtigung der Menschen" war, und der „ohne Rücksicht auf die bornirten Parteiloſungen und die Meinung der Menge seinen Weg geht." Sein letzter Haß gilt der Opportunität, dem Byzantinismus, der Realpolitik. Man sieht, dieser starre „Principmann" ist seinem Freiheitsideal mit nichten untreu geworden, wie tief auch der schnell verflüchtigte Rausch des tollen Jahres, Erlebnisse und Erfahrungen in der Schweiz und vor Allem die Mordbrennerei der Commune seine Volksfreundschaft verletzt haben. Vor Allem war er ein Deutscher. Mit welchem Stolze sprach dieser Demokrat es aus, daß „Größeres nie die Sonne geschaut hat, als die Kraftentwickelung der deutschen Nation." Begeistert schlug er sich zu der „Partei, welche Deutschland von der Stellung, welche es endlich in der Welt erlangt hat, nicht wieder herabgebracht sehen will." Und für diese Auffassung, welche sich mit seinem Republikanismus wohl vertrug, für seine Begeisterung für Kaiser und Reich wäre er beinahe zum Märtyrer geworden. Als im Frühjahr 1871 die Deutschen in Zürich eine Siegesfeier veranstalteten, wobei Scherr die schwungvolle Festrede hielt, da stürmte unter Anführung der internirten „Bourbakiker" der Züricher Pöbel die Tonhalle, und nur mit Noth entging der Festredner der Steinigung. Das soll dem Alten vom Zürichberg unvergessen sein, wie es ihm unvergeßlich war.

Und nun möge der kernhafte deutsche Mann mit dem weichen Gemüth und dem stahlharten Geiste seinen ewigen Schlummer am Fuße des grünen Albis träumen. Er ist ein Volksschriftsteller gewesen und hat für die Aufklärung gewirkt, wie Wenige. Das deutsche Volk wird seine Schriften noch lange lesen und verehren. Aus seinem „Blücher" wird es Vaterlandsliebe und Thatkraft schöpfen, aus seinem objectivsten und formvollendetsten Buche wird es die herrliche Gestalt unseres Nationaldichters verstehen lernen, in den „Vier Büchern deutscher Geschichte" wird es sich an der Begeisterung eines Republikaners über die Gründung des Reiches erfreuen, in der „Allgemeinen Literaturgeschichte" und im „Bildersaal" wird es dem kundigen Führer durch die Weltliteratur folgen, und jedes Buch von Scherr wird ihm das Denkmal eines unentwegten Kämpfers für Freiheit und Recht, Wahrheit und Schönheit sein.

Zur Geschichte der Schlacht bei Sedan.

Von Bruno Gebhardt.

Es ist bekannt, daß bald nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges eine wahre Fluth von Schriften — Anklagen und Vertheidigungen — erschien, in denen die französischen Feldherrn die Schuld an ihren Mißerfolgen einander auf die Schultern zu wälzen versuchten. Zu den am meisten Angegriffenen gehörte der General Wimpffen, dessen Name unter der Capitulation von Sedan steht — Anlaß genug, um ihn dem leicht entzündeten Volke als den eigentlichen Sünder hinzustellen, um so mehr, als Mac-Mahon möglichst gedeckt und für eine bessere Zukunft aufbewahrt bleiben sollte. Schon im Jahre 1871 hat deshalb General Wimpffen eine Schrift erscheinen lassen, die zu seiner Rechtfertigung dienen sollte; dieselbe erscheint jetzt, nach dem am 25. Februar 1884 erfolgten Tode des Verfassers, in erneuter Auflage, von Emile Corra mit einer Biographie Wimpffens eingeleitet und reich mit neuen, interessanten Briefen und Actenstücken aus dessen Nachlasse versehen.*) Selbst wenn wir von dem rein militärisch-technischen Darstellungen absehen, bietet das Buch des Mittheilenswerthen genug und wird dem deutschen Publikum, das immer gern die Ereignisse jener großen und bewegten Zeit an sich vorüberziehen läßt, von Interesse sein.

General Wimpffen war in Algier, als der Krieg ausbrach. Sofort wandte er sich an den Viceadmiral Jurien de la Gravière, an Canrobert, endlich an den Kaiser Napoleon selbst mit der Bitte um ein Commando. Mit schmeichelhaften Worten entschuldigte der letztere seine Ablehnung, da alle Stellen besetzt seien. Wenige Wochen später wird er durch ein Telegramm des Ministers Palikao zum Commandanten des fünften Armeecorps ernannt und trifft am 28. August in Paris ein. Der Minister ist über den Zustand der Kriegsvorbereitungen und die Lage der Armee in der größten Verzweiflung; er macht Wimpffen den Vorschlag an die Spitze des in Bildung begriffenen 14. Corps zu treten, das zur Besetzung von Paris dienen soll, da er kein Vertrauen zu Trochu hat. Der General lehnt ab und verläßt Paris mit einem Befehl in der Tasche, der ihn beauftragt, im Falle Mac-Mahon verhindert wäre, das Obercommando weiter zu führen, dasselbe zu übernehmen. Nach mancherlei Fährlichkeiten langt er auf dem Kriegsschauplatz an, wo er die Armee in großer Unordnung antrifft. Napoleon empfängt ihn mit Thränen in den Augen, beklagt die schweren Niederlagen und antwortet auf Wimpffens Frage, weshalb er so spät herbeigerufen sei, man hätte ihm erklärt, jener sei für die Ruhe Algiers nöthig. „Das ist ein Grund, sagt der General, der mir Ehre macht; aber war es weise gehandelt, das Ganze dem Theil, Frankreich Algier zu opfern?" (!) Von dem Befehl, den Palikao ihm für den Eventualfall ertheilt, macht er übrigens weder dem Kaiser noch Mac-Mahon Mittheilung, und der Biograph schlüpft über diesen immerhin heiklen Punkt mit der leeren Wendung hinweg, mehrere Gründe hätten den General zum vorläufigen Schweigen veranlaßt; daß dieselben aber auch noch nach der Verwundung des Oberbefehlshabers und nach Uebernahme des Commandos durch General Ducrot vorhanden waren, läßt sich nicht erweisen und selbst der Apologet muß hier seinen Helden tadeln.

Die Erörterung des Kriegsplanes und der Stellung beider Heere, die sich zu einer heftigen, unaufhörlich wiederholten Anklage gegen Mac-Mahon zuspitzt, lassen wir bei Seite; soviel steht fest, daß bei Sedan an ein Entkommen der Armee nicht mehr zu denken war, daß der eiserne Gürtel, den die deutsche Artillerie um die Festung gezogen hatte, zu fest war, um durchbrochen werden zu können. Das sieht auch Wimpffen ein und schließt die Darlegung der Situation vom 31. August mit den Worten:

> Dans ces conditions, l'armée française devait être inévitablement broyée dans un cercle de fer graduellement rétréci, et la bataille de Sédan, quel que fût le général en chef, ne pouvait être qu'une lutte désesperée: l'incapacité du maréchal de Mac-Mahon, sa faiblesse, ses indécisions, son inconscience de ses devoirs militaires, avaient condamné la dernière armée de l'Empire à ne plus pouvoir jouer aucun autre rôle.

Am 1. September früh zwischen 6 und 7 Uhr wird Mac-Mahon verwundet und überträgt Ducrot den Befehl, obgleich Wimpffen der älteste Corpscommandeur war. Dieser glaubt, daß der neue Chef Instructionen von Mac-Mahon habe und läßt deshalb schweigend diese Veränderung zu; als aber die Rückzugsbewegungen, die er für falsch hielt, fortdauerten, bemächtigt er sich auf Grund jenes Befehls des Obercommandos. Sein Plan war, die französische Armee in ihren Stellungen zu halten und eine Defensivschlacht zu gewinnen, um dann energisch auf die Bayern, die bei Bazeilles standen, loszugehen und sich den Weg nach Carignan zu öffnen. Daß die Ausführung dieses Planes in diesem Augenblicke nicht mehr möglich war, bezeugen Briefe des Feldmarschall Moltke und des Fürsten Bismarck. Der erstere schreibt am 8. Jan. 1872 an Wimpffen: „Im Augenblick, da Eure Excellenz den Oberbefehl der Sedanarmee übernahm, wurde die Lage der Truppen, die sich bis an's Ende tapfer geschlagen haben, von

*) La bataille de Sédan. Les véritables coupables par le général de Wimpffen. Histoire complète politique et militaire d'après des matériaux inédits, élaborés et coordonnés par Emile Corra. Paris, Paul Ollendorff.

Digitized by Google

uns schon als ganz verzweifelt betrachtet"; und der letztere einen Tag später: „Meine Sympathien werden immer einem General bleiben, der seine Fähigkeiten schon anderwärts bewiesen hat und in einem Augenblick auf das Schlachtfeld gerufen wurde, wo das Loos der Waffen schon so geworfen war, daß es seiner Tapferkeit und seinem Genie keine Möglichkeit einer Bethätigung mehr bot."

Am Mittag des Schlachttages theilt Wimpffen den Generälen Douay und Ducrot mit, daß er im Begriff sei auf Carignan loszugehen und schreibt an Napoleon folgenden Brief:

Sire, Je me décide à forcer la ligne qui se trouve devant le général Lebrun et le général Ducrot, plutôt que d'être prisonnier dans la place de Sedan. Que votre Majesté vienne se mettre au milieu de ses troupes; elles tiendront à honneur de lui ouvrir un passage.

Die auf diesen Plan hin gerichteten Befehle wurden von den Generälen nicht befolgt; beide behaupten dieselben erst erhalten zu haben als es zu spät war,*) was Wimpffen bestreitet, und was einen wichtigen Punkt in der Polemik bildet. Der Kaiser antwortete nach dem einen Bericht, die Maßregel hätte wenig Aussicht auf Erfolg, da der Feind schon in Carignan stände, doch solle Wimpffen vorgehen, wenn er sich ein Resultat davon verspräche. Nach dem anderen Bericht ließ Napoleon den General auffordern in Unterhandlungen mit dem Feind zu treten, was dieser allerdings energisch ablehnte. Zu gleicher Zeit wurde auf Befehl des Kaisers die weiße Fahne aufgezogen. Dieses letzte Ereigniß bildet einen heftigen Streitpunkt zwischen den Parteien. Während der Gefangenschaft behauptete nämlich Napoleon den Befehl zum Aufhissen der Flagge erst gegeben zu haben, lorsque, de l'avis de tous les chefs de corps d'armée, toute résistance était devenue impossible. Wimpffen behauptet, und Douay, Ducrot und Lebrun stimmen mit ihm darin überein, daß die weiße Fahne schon geweht habe, ehe der Kaiser einen von ihnen gesehen hätte. Die näheren Umstände sind in interessanten Berichten des General Beurmann, damals Commandant von Sedan, und des Herrn Payard-Poterlot dargelegt.

Kaiser Napoleon war Vormittags auf dem Schlachtfelde gewesen; gegen 11 Uhr kehrte er in die Stadt zurück um zu frühstücken, „während die Truppen sich bis Sonnenuntergang ohne Nahrung schlugen und die Generäle Wimpffen, Lebrun und ihre Stabsoffiziere sich trotz ihrer Ermattung mit einigen Feldrüben begnügten." Uebrigens nimmt unser Autor auch von einem Gerüchte Notiz, nach dem Napoleon die Absicht hatte als Bauer verkleidet zu entfliehen. Als General Ducrot in der Stadt angekommen war, dictirte ihm der Kaiser folgenden Befehl: Le drapeau parlamentaire ayant été arboré, les pourparlers vont être ouverts avec l'ennemi; le feu doit cesser sur toute la ligne. Aber wer sollte ihn unterzeichnen? Der Kaiser hatte ja am Anfang des Feldzuges erklärt qu'il s'était désisté de tout commandement et qu'il préférait le rôle de soldat à celui de souverain; Ducrot weigerte sich, weil er nicht Oberbefehlshaber sei; Wimpffen, dessen Generalstabschef, der älteste Divisionsgeneral, Niemand war anwesend — da erschien Lebrun und erklärte, nach Kriegsgebrauch zeige eine weiße Fahne während einer Schlacht keineswegs an, daß man Waffenruhe fordere, dazu bedürfe es eines Parlamentärs. Lebrun entwirft die Waffenstillstandsforderung und sucht nun Wimpffen, damit dieser unterschreibe, wird aber von ihm heftig zurückgewiesen. Inzwischen hatte Napoleon durch den General Reille den bekannten Brief an König Wilhelm geschickt. Vergeblich sucht Wimpffen die Truppen zu neuen Angriffen zu sammeln und anzufeuern, die Unordnung und Auflösung war zu groß. Nun kehrt auch er nach Sedan zurück und begiebt sich zum Kaiser, der in der Unterpräfektur wohnte. Interessant ist die Scene, die sich jetzt entwickelt. Irgend ein Hofbeamter tritt dem General entgegen und hindert seinen Eintritt unter dem Vorgeben, der Kaiser conferire mit dem kaiserlichen Prinzen, der in Wahrheit zwei Tage vorher nach Belgien gebracht worden war. Man verlangte in diesem kritischen Moment, par respect de l'étiquette, ein vorheriges Audienzgesuch. Als Wimpffen erklärt, sofort zurückzutreten, wenn er nicht vorgelassen würde, wird er nach einigem Verhandeln zum Kaiser geführt, wo ein Kriegsrath der Generäle versammelt ist. „Sire," erklärt Wimpffen, „der Versuch, den ich Ihnen vorgeschlagen habe, ist mißglückt, weil meine Befehle nicht ausgeführt wurden, weil Ihre Generäle mir den Gehorsam verweigert haben." Stürmischer Lärm erhebt sich, Ducrot springt wüthend vor und ruft: „Was sagen Sie? Wer hat Ihnen den Gehorsam verweigert? Soll ich das sein? Ihre Befehle sind nur zu gut ausgeführt worden. Ihrem Dünkel verdanken wir unsere Niederlage. Sie allein sind verantwortlich; hätten Sie nicht die von mir befohlene Rückzugsbewegung aufgehalten, wir wären jetzt in Mézières in Sicherheit oder wenigstens außer Berührung mit dem Feind." Rede und Gegenrede fliegt hin und her, Wimpffen will den Befehl niederlegen, was er schon nach Kenntnißnahme der Mission des General Reille angeboten hatte, der Kaiser und seine Vertrauten interveniren, Ducrot verläßt das Zimmer und Wimpffen erhält Vollmacht im deutschen Hauptquartier zu verhandeln.

Aus der Unterredung mit Moltke und Bismarck heben wir nur zwei Momente heraus. Als der Kanzler von der auf deutscher Seite vorhandenen Absicht sprach, beim Friedensschlusse Elsaß-Lothringen zu annectiren, abgesehen von der Entschädigung von vier Milliarden, sagte Wimpffen:

Vous obtiendrez sans doute les milliards, mais on ne cédera pas une portion de territoire sans une lutte acharnée, et si la France devait succomber et se voir forcée, pour obtenir la paix, d'abandonner l'Alsace et la Lorraine, cette paix ne serait qu'une trêve durant laquelle, de l'enfant au vieillard, on apprendrait le maniement des armes, pour recommencer avant peu une guerre terrible dans laquelle l'un des deux peuples disparaitrait comme grande nation de la carte de l'Europe.

Neben Wimpffen war Castelnau als persönlicher Vertreter des Kaisers bei den Unterhandlungen mit anwesend; als diese dem Scheitern nahe waren, griff er ein und wies darauf hin, sein Kaiser habe bedingungslos seinen Degen übergeben, in der Hoffnung, für die französische Armee günstigere Bedingungen zu erlangen.

„Ist das Alles?" fragte Herr von Bismarck; „Ja," antwortete der General Castelnau. „Aber was ist der Degen, den der Kaiser Napoleon III. übergeben hat? Ist es der Degen Frankreichs oder sein eigener? Wenn es derjenige Frankreichs ist, können die Bedingungen einigermaßen verändert werden, und Ihre Botschaft würde sehr wichtig sein, denn sie würde einem Friedensvorschlage gleich kommen."

„Es ist allein der Degen des Kaisers," entgegnete General Castelnau.

„In dem Falle," sagte schnell General Moltke, „ändert das nichts an der Situation: der Kaiser wird für seine Person Alles erlangen, was ihm zu fordern gefallen wird."

Das Resultat der Verhandlungen, die abgebrochen, dann wieder aufgenommen wurden, ist bekannt. Nach der Capitulation ging auch Wimpffen in Gefangenschaft und wurde in Canstatt detenirt. Aus seinem Nachlasse werden in dem Buche einige interessante Briefe veröffentlicht, die der General an Moltke, an Trochu, an den Cardinal de la Vigerie und mehrfach an Gambetta richtete, den er zu seiner Thätigkeit in Tours beglückwünschte. Das letzte Capitel beschäftigt sich mit dem conseil d'enquête, das bekanntlich einen herben Tadel gegen die Kriegführung des Generals aussprach, und sucht dessen Ungerechtigkeit nachzuweisen. Das ganze Buch liest sich sehr interessant und ist in seiner neuen Gestalt ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des großen Ereignisses, der allerdings mit der nöthigen Kritik verwendet werden muß.

*) Das Generalstabswerk (I, 2, 1252 ff.) hat dieselbe Version.

Digitized by Google

Buchdrama und Lesedrama.

Von Otto Buchwald.

Wenn man die Zahl derjenigen Dramen, welche von geschmackvollen Kritikern hier und da in Journalen mit der Versicherung, daß der Versuch einer Aufführung sich lohnen müsse, anerkennend besprochen werden, mit den wenigen Stücken zusammenhält, denen ein günstiges Geschick wirklich auf die ersehnten Bretter verhilft, so wird man finden, daß die meisten auch noch so warm empfohlenen Schöpfungen nicht auf die Bühne gelangen, sondern sogenannte Buch- oder Lesedramen bleiben. Die Verfasser derselben werden diesen Widerspruch zwischen dem Lob der Kritik und der ablehnenden Haltung der Bühnenleiter in der Regel so auffassen, daß sie der ersteren Recht geben und annehmen, ihr Stück sei von den über die Aufführung entscheidenden Persönlichkeiten gar nicht oder nur obenhin geprüft, jedenfalls aber nicht mit dem nothwendigen Wohlwollen beurtheilt worden.

Mag diese Annahme auch bei unbekannten Autoren häufiger zutreffen, als für das Gedeihen der dramatischen Dichtung und die Reichhaltigkeit des Repertoirs unserer Theater wünschenswerth ist, so zwingt doch der Umstand, daß selbst bewährten Autoren dieselbe unliebsame Erfahrung nicht erspart bleibt, nach einem anderen Erklärungsgrunde zu suchen.

Die Prüfung eines Stückes auf seine Bühnenwirksamkeit hin führt oft zu einem ganz anderen Resultat, als es selbst ein feingebildeter und in Bühnenfragen nicht unerfahrener Kritiker aus der Lectüre gewinnt. Stoff, Führung der Handlung, Actschlüsse, Dialog, dankbare Rollen und andere Eigenschaften, die beim Lesen übersehen oder doch nicht genug beachtet werden, bedingen die Brauchbarkeit eines Stückes für die Bühne. Und daß auch eine mit all diesen Factoren rechnende praktische Erfahrung sich dennoch irren kann, das beweist die Ablehnung mancher Stücke von Seiten des großen Publikums, das einmal in ästhetischen Dingen von ganz unberechenbaren Ansichten geleitet wird und nicht selten die sichersten Hoffnungen des Autors und seines Patrons Lügen straft. Da aber bei jeder Theaterverwaltung, auch der unabhängigsten, die Cassenfrage obenan steht, so entscheidet Beifall oder Tadel der Menge — wie zufällig sie auch zusammengesetzt sein mag — in den meisten Fällen endgültig das Schicksal eines Stückes. Denn welches Theater möchte sich wohl zur Aufführung eines Dramas entschließen, mit welchem bereits ein verunglückter Versuch gemacht wurde? Und wenn es geschah, so ist es wohl nur sehr selten vorgekommen, daß ein bereits abgelehntes Stück anderswo einen Erfolg errang, welcher ihm die Bahn frei machte.

Wenn aber da, wo nach sorgfältiger Prüfung ein günstiger Erfolg zu hoffen war, arge Enttäuschungen nicht ausbleiben, so darf man sich nicht wundern, wenn von Bühnenleitungen Dramen, welche von vornherein Bedenken erregen, in Anbetracht der erforderlichen Opfer an Zeit, Mühe und Geld nicht berücksichtigt werden.

Freilich führt dieses Verfahren zu dem wenig erfreulichen Resultat, daß Stücke von sehr untergeordnetem Werth, weil sie der großen Menge gefallen und das Haus füllen, zur dauernden Beschämung des guten Geschmacks Dutzende von Aufführungen erleben, während gehaltvolle Bühnenwerke entweder nach wenigen Darstellungen — Ehrenrettungen könnte man sie nennen — wieder von den Brettern verschwinden oder überhaupt davon ausgeschlossen bleiben. Das ist die große Schaar der Buchdramen.

Gutzkow, der in seinen Stücken Theater und Theaterfragen oft behandelt, läßt in „Ella Rose“ einen Autor sagen: „Ein Stück, das im Buchhandel erscheint, ist für die Bühne verloren.“ Richtiger lautete meines Erachtens der Ausspruch so: „Ein Stück, das die Bühne abgewiesen, erscheint im Buchhandel und ist in den weitaus meisten Fällen ein todtgeborenes Kind.“ Denn mag es auch in lockender Ausstattung, mit oder ohne Goldschnitt — je nach den Verhältnissen des Autors oder der Vertrauensseligkeit des Verlegers — sich präsentiren, mag auch dieser oder jener einflußreiche Kritiker eine Lanze für dasselbe brechen: stammt es nicht von einem Autor her, dessen berühmter Name den Korkgürtel für das arme Geschöpf abgibt, so versinkt es rettungslos im Meer der Vergessenheit. Mancher sagt sich wohl, daß jene Menge, die vor den Lampen praktische Kritik übt, über den dichterischen Werth eines Werkes ein Urtheil abzugeben gar nicht befugt ist, aber er handelt nur selten nach dieser Erkenntniß; er sieht ein mittelmäßiges Stück an, das nur der ästhetische Mob zur literarischen Leistung gestempelt hat, und läßt ein gehaltvolles Drama, das vor den Augen desselben keine Gnade fand, trotz der empfehlendsten Kritik eines feinen Kopfes ungelesen.

Ein Buchdrama! Es haftet dieser Bezeichnung, weil einmal mit ihr der Begriff des Lebensunfähigen und Verfehlten verbunden wird, etwas Ominöses an, und doch gehört zu dieser Gattung eine stattliche Reihe der bedeutendsten Dichtungen. Byron's Dramen, die meisten Stücke von Kleist, Geibel's „Brunhilde“ und „Sophonisbe“ sind nur selten aufgeführt worden; Grillparzer und Halm werden nur noch ausnahmsweise berücksichtigt, und selbst nicht wenige Schöpfungen Gutzkow's, des erfolgreichsten dramatischen Dichters nach Schiller, sind, wie es scheint, für immer vom Repertoire verschwunden. Bei den einen liegen die Gründe klar da; bei anderen, wie bei Geibel's „Sophonisbe“, Gutzkow's „Patkul“, „Pugatschew“ u. A. begreift man freilich die Lauheit der Bühnen um so weniger, als an neuen Schöpfungen kein Ueberfluß ist und nur sehr wenige von ihnen mit der äußeren Wirkung auch poetischen Werth vereinigen.

Nicht besser würde es einer immerhin großen Zahl von Stücken unserer Classiker ergehen, wenn nicht eine Art moralischer Verpflichtung auf der einen, etwas Bildungsheuchelei auf der anderen Seite ein Interesse äußerte, das, genau genommen, nur schwach vorhanden ist, und was den Zuschauer anlangt, weniger dem Stück, als einer „stilvollen“ Aufführung oder dem Vertreter (resp. der Vertreterin) irgend einer Hauptrolle gilt. Ja, man kann, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, behaupten, daß ungeachtet einzelner Aufführungen bei besonderen Gelegenheiten nicht wenige Stücke Goethe's und Schiller's — von Shakespeare gar nicht zu reden — doch nur Lesedramen sind.

So ist denn eine Reihe vortrefflicher Dramen, wofern sie nicht zu dem eisernen Bestande der Schullectüre gehören, lediglich auf das Interesse des kleinen Kreises angewiesen, der in unserer der Poesie im ganzen so abholden Zeit noch Muße findet, ein Drama zu lesen. Es ist, das wird Jeder zugeben, eine bescheidene Existenz, welche diese Stiefkinder der Bühne haben; aber man denkt doch weniger gering von ihr, wenn man das Schicksal so mancher Stücke in's Auge faßt, deren Verfasser Jahrzehnte lang sicherlich nicht zur Hebung des Geschmacks die Säulen des deutschen Theaters gewesen sind. Wer kümmert sich z. B. noch um ein Birch-Pfeiffer'sches Stück? ja, wie Viele haben jemals eins gelesen? Sie haben von der Bühne herab der großen Menge einige rührselige oder heitere Stunden verschafft, aber daß sie den Besten ihrer Zeit genug gethan, kann man schwerlich von ihnen sagen. Und doch haben nur solche Dramen Anwartschaft, auch dann noch dem Interesse der Gebildeten zu begegnen, wenn die Bühne sie für altersschwach erklärt hat. Die sogenannten Zugstücke ohne tieferen Gehalt sind mit dem Augenblick, wo sie aufhören Zugstücke zu sein, der Vergessenheit anheimgefallen.

Und dieses Loos wird gerade den bühnenwirksamsten Stücken nicht selten zu Theil; bei einer ruhig wägenden und schärfer prüfenden Lectüre schwinden ihre Vorzüge. Da zeigt sich, daß die dramatische Lebendigkeit auf Kosten kunstgemäßer Entwickelung erreicht wurde, da tritt die Trivialität der Gedanken und die Plattheit der Sprache in erkältender Blöße zu Tage, und die Charaktere, nicht mehr durch gewandte Darsteller getragen und gehoben, erscheinen verwaschen, roh und fehlerhaft. Das gilt — ganz zu schweigen von der großen Masse von Stücken, an welche überhaupt ein ästhetischer Maß-

Digitized by Google

stab nicht gelegt werden darf — auch von solchen Dramen, die nicht bloß die Unterhaltung einer mehr oder minder gebildeten Zuhörerschaft im Auge haben, sondern ernstere und höhere Ziele verfolgen. So verlieren beispielsweise die Wildenbruch'schen Stücke, deren Bühnenwirksamkeit mit Recht als ihr besonderer Vorzug gerühmt wird, bei der Lectüre ungemein.

Das Bedürfniß nach neuen Erscheinungen, andere Geschmacksrichtung, ja selbst der Mangel an geeigneten Darstellern bringen es mit sich, daß sogar solche Stücke, die sich als bühnenwirksam erwiesen, immer spärlicher aufgeführt werden, auch wohl ganz vom Repertoir verschwinden. Umgekehrt aber steigt auch die Zahl der Gebildeten, die ihr Interesse für die dramatische Dichtung nur durch die Lectüre befriedigen können.

Schon jetzt ist es den in großen Städten Lebenden im Laufe von Jahren kaum einmal möglich, gewisse Stücke von Shakespeare, Goethe und Schiller zu sehen; noch ungünstiger sind diejenigen daran, welche auf kleinere, schwierigen Aufgaben nicht gewachsene Bühnen angewiesen sind oder überhaupt nur selten in die Lage kommen, ein Theater besuchen zu können. Wie Viele, die sich für die dramatische Dichtkunst interessiren, mögen niemals Gelegenheit gehabt haben, Stücke wie „Uriel Akosta", „Zopf und Schwert", „Der Fechter von Ravenna" u. a. dargestellt zu sehen! Ihnen bleibt nur die Lectüre übrig, und wenn diese auch keinen vollen Ersatz für eine gute Darstellung bietet, so ist sie doch immerhin einer mittelmäßigen vorzuziehen.

Zugegeben, daß die Zahl solcher Leser nicht groß ist: für die in Frage kommenden Stücke, mögen sie niemals einer Aufführung gewürdigt worden oder von der Bühne wieder verschwunden sein, ist diese Theilnahme doch ein Beweis, daß ihnen Vorzüge innewohnen, deren Genuß von der Darstellung unabhängig ist, ja in einer ruhigen Stunde vielleicht voller ausgekostet wird.

Wie sehr auch bisweilen ein Drama, das sich durch Ideengehalt, edle Sprache und feine Charakterentwickelung auszeichnet, bei der Aufführung gefallen mag: seine tiefere und nachhaltigere Wirkung beginnt erst, wenn es Lesedrama, wenn es Gegenstand eines ruhigeren und eingehenderen Studiums geworden ist. Daher kann man mit Fug behaupten, daß über den Kunstwerth eines Stückes nicht die von so vielen Zufälligkeiten abhängige Bühnenaufführung, sondern die Theilnahme entscheidet, die es in seiner stilleren, aber der wägenden Kritik mehr ausgesetzten Existenz als Buchdrama findet.

Feuilleton.

Rückblicke auf die Florentiner Feste.

Von Friedrich Boettcher, M. d. R.

Florenz, 26. Mai 1887.

„Gott sei Dank, daß es vorüber ist!" — so lautete der einstimmige Ruf, mit dem Einheimische und Fremde in der schönen Arnostadt am Tage nach Himmelfahrt aufathmeten. Drei Wochen lang Flaggenschmuck, Feuerwerk und Festjubel, das war selbst für die in diesen Genüssen höchst leistungsfähigen Italiener zu viel. Florenz war diese Zeit hindurch nicht wieder zu erkennen. Sein großer Vorzug vor anderen Städten der Halbinsel ist sonst eine gewisse vornehme Ruhe; statt dessen wogte viele Tage lang in den Straßen ein lärmendes Treiben, wie es in ganz Europa nicht seines Gleichen findet. Dazu die frische, reine Luft des Arnothals verdorben durch einen künstlich erzeugten Staub, der auch den begeistertsten Bewunderer schließlich die gute Laune verdarb. Nun zeigt die Stadt wieder ihr altes Gesicht, und wer Lust hat, kann jetzt in stiller Sammlung über das Erlebte nachdenken.

Mit Recht hörte man in der Festzeit das stolze Wort: „Das Herz Italiens schlägt heute in Florenz!" Noch mehr: die edelsten Empfindungen der ganzen gebildeten Welt begegneten sich an dieser Stelle. Das Fest, welches man feierte, galt im Grunde der unauslöschlichen weltgeschichtlichen Bedeutung dieser Stadt. Ueber diese Bedeutung ist kein Streit möglich. Auch mit der überschwänglichsten Anerkennung derselben braucht man kaum zu fürchten, sich einseitiger Uebertreibung schuldig zu machen. Es gibt kein Gemeinwesen, das für die Entwickelung der modernen Cultur so fruchtbringend gewesen wäre, wie das florentinische. Wie Athen den geistigen Gehalt der antiken Welt auf's Herrlichste offenbart und nach allen Seiten entfaltet hat, sodaß eine vielhundertjährige Civilisation in ihm ihre Wurzeln fand, ähnlich hat Florenz, indem es dem Streben nach Befreiung des geistigen Lebens aus den starren Fesseln einer hierarchischen Weltanschauung den ersten bedeutsamen Mittelpunkt schuf, der Wesensentfaltung der neueren Menschheit die Bahn geöffnet und Jahrhunderte hindurch immer neue Anregungen gegeben. Das alte Athen liegt in Schutt und Asche begraben, Florenz aber lebt, ist bis zu einem gewissen Grade noch für das heutige Geschlecht, was es der Welt vor vier-, fünfhundert Jahren gewesen, und wenn irgendetwas geeignet war, die Continuität seines Wesens auch äußerlich zur Erscheinung zu bringen, so war es die Vollendung des gewaltigen Dombaues, der am Anfang der großen Zeit der Stadt begonnen war.

Von Uralters her ist diese Kirche mit den Schicksalen von Florenz auf's engste verknüpft gewesen. Die Stadt war noch in den ersten Anfängen, als sie im Jahre 405 von den barbarischen Horden des Radagais bedroht wurde. Die Gefahr ward durch den Sieg, welchen der römische Feldherr Stilicho über das feindliche Heer erfocht, glücklich abgewandt. Den Florentinern aber erschien ihre Errettung wie ein Wunder, und zu Ehren der Heiligen des Schlachttages errichteten sie die Kirche Santa Reparata. So war die letztere ein Wahrzeichen der Freiheit und Selbständigkeit der Stadt, und diese Bedeutung hat ihr in noch weit höherem Maße innegewohnt, als in späteren Jahrhunderten die florentinische Republick im Vollbewußtsein ihrer Kraft das alte Gotteshaus durch einen Tempel, wie er großartiger und schöner in der ganzen Welt nicht gefunden wurde, zu ersetzen beschloß. Dieser Dom, nunmehr Santa Maria del Fiore genannt, ist bis auf diesen Tag der höchste Stolz der Florentiner geblieben.

Ein biederer Veroneser sah in den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts den von Giotto erbauten ersten Theil des marmornen Glockenthurms und meinte, ein solches Unternehmen stehe nicht im Verhältniß zu den Kräften der Stadt Florenz, denn, um es zu Ende zu führen, würde kaum die vereinigte Macht zweier Monarchen genügen. Er hatte dies unbesonnene Wort mit zwei Monaten Gefängniß zu büßen. Dann ließ man ihn laufen, sagte ihm aber dabei: wenn die Florentiner gewollt hätten, so hätten sie nicht nur einen Glockenthurm, sondern die ganze Stadt aus Marmor erbauen lassen können. Dies Geschichtchen ist bezeichnend für das Urtheil der Zeitgenossen über dies von den Florentinern begonnene Wunderwerk, ganz besonders aber für den Muth, das Selbstvertrauen und den hohen Sinn der Stadt, die es zu vollenden unternahm. Dennoch schien es im Laufe der folgenden Jahrhunderte, als sollte der Skeptiker von Verona nicht ganz Unrecht haben. Herrlich stand der Campanile da, errichtet und mit Skulpturen geschmückt von den berühmtesten Meistern der Frührenaissance; majestätisch erhob sich die gewaltige Kuppel, mit welcher Brunnelleschi und seine Freunde die erhabensten Aufgaben der Baukunst des Alterthums kühn wieder aufgenommen und der höchsten Vollendung des Kuppelbaues durch Michelangelo den Weg geebnet hatten; aber mit einem anderen Haupttheile des Tempels, mit der Fassade, wollte es nicht glücken. Alles, was die Menschheit bisher an Santa Maria del Fiore bewundert hat, hatte die Stadt während der Blüthe ihrer republikanischen Freiheit geschaffen; für die Fassade war ihr keine Zeit mehr geblieben. Mit den Obsiegen einer despotischen Alleinherrschaft war auch die geistige Schaffenskraft des Florentiner Bürgerthums gebrochen. Später hat die fremdländische Dynastie des toscanischen Kleinstaates wiederholt den Anlauf genommen, dem herrlichsten Denkmal dieser Schaffenskraft die Vollendung zu geben; es ist ihr nicht gelungen und konnte ihr nicht gelingen. Erst unter der neu emporgestiegenen Sonne des italienischen Nationalstaates war es den Florentinern beschie-

Digitized by Google

den, den alten Geist wieder lebendig werden zu lassen und aus ihm heraus das seit Jahrhunderten vergebens Erstrebte zu erreichen.

So lag in der Enthüllung der Domfassade eine unmittelbare Wiederanknüpfung an jene Zeiten der Stadt, die für die Geschichte der menschlichen Cultur von unvergänglicher Bedeutung bleiben werden. Und nicht deutlicher hätte dieser Sinn der deshalb gefeierten Feste kundgegeben werden können, als indem man sie mit dem fünften Centenarium der Geburt Donatello's verband. Kein Anderer hat das eigentliche Wesen jener weltgeschichtlichen Umwälzung des Geisteslebens, welche in Italien das Wiederaufblühen der Künste und Wissenschaften, in Deutschland die Reformation hervorrief, früher und voller zum Ausdruck gebracht, als dieser Wollkämmerssohn von Florenz. Er war der Ersten einer, welche in den Trümmern Roms die Gesetze der Schönheit suchten; aber er ist kein sclavischer Nachahmer der Antike geworden. Die abstrakte Schönheit der Griechen hat etwas Conventionelles. Donatello's Meißel, wenn er von seiner innersten Natur getrieben ward, rang immer vor Allem nach realistischer Wahrheit, nach individueller Freiheit. Und liegt nicht eben in dieser doppelten Richtung, in der Aufnahme der antiken Geistescultur, in der christlichen Weltanschauung einerseits und in der Entfesselung der individuellen Freiheit andererseits das eigentliche Wesen jener Umwälzung? Am Glockenthurm des Domes selbst hat Donatello diesem Zuge seiner Kunst in mehreren Statuen ein dauerndes Denkmal geschaffen.

Auf diesem welthistorischen Hintergrunde betrachtet darf man füglich sagen: dies Florentiner Domfest war ein Ereigniß für die ganze gebildete Welt. Freilich, von den Hunderttausenden, welche die Stadt wochenlang durchwogten, mag den meisten das Verständniß für diesen universalen Zusammenhang gefehlt haben. Die es am ersten gehabt haben könnten, die Florenz seiner Kunstschätze wegen aufsuchenden Fremden, waren zum großen Theil vor dem Ungemach des Festgewirres und aus übertriebenen Theuerungsbefürchtungen geflohen. Der ungeheure Zuzug von außen bestand bis auf eine verschwindende Minderheit aus Italienern, und zwar ganz überwiegend aus Kleinbürgern und Landleuten. Was war dieser profanen Menge, mag der Spötter fragen, Donatello, was war ihr die geschichtliche Bedeutung der Vollendung von Santa Maria del Fiore? Sei's darum! Eines aber war Allen, bis zum letzten Bauerweibe, klar: der nationale Gehalt des Festes. Wie unwiderstehlich auch die Losung „Roma capitale!“ sein mag — darüber ist nirgends ein Zweifel, daß die geistige Vaterstadt des modernen Strebens die Stadt der Dante, Machiavelli und Michelangelo ist. In jenen trüben Zeiten, da die apenninische Halbinsel in eine Unzahl einzelner Territorien zerrissen war, ist Florenz der Mittelpunkt für die Bildung einer nationalen Sprache und einer nationalen Kunst gewesen; und nicht das allein, auch der nationale Gedanke im realpolitischen Sinne hat hier zuerst seine klare Ausgestaltung erhalten. Das ist den oberen Schichten des italienischen Volkes bekannt und wird von den unteren instinctiv empfunden. Daher das allgemeine Gefühl, daß eine Feier zur Verherrlichung des alten Florenz ein Ehrenfest der ganzen Nation sei.

Auch officiell wurde das anerkannt, indem nicht nur die parlamentarischen Körperschaften Vertretungen sandten, sondern auch der königliche Hof, dem die Gesandten der fremden Staaten gefolgt waren, für die Dauer der Feste in Florenz Aufenthalt nahm. Und in diesem Zusammenhange erhielt das Ganze namentlich für den ausländischen Beobachter noch einen ganz besonderen Reiz. Daß das italienische Volk in seiner großen Mehrheit den nationalen Einheitsstaat gewollt hat, unterliegt keinem Zweifel; sehr berechtigt aber erscheint noch immer die Frage, ob es in gleicher Einmüthigkeit mit der monarchischen Staatsform einverstanden ist. Die savoyische Dynastie, als sie an die Spitze des italienischen Staates trat, hatte den Widerstand eines dynastischen Particularismus nicht zu fürchten; aber sie fand in den von der „Fremdherrschaft“ befreiten Bevölkerungen auch nicht jenen festen monarchischen Sinn, der mehr im Gemüth, als im Verstande seine Wurzeln hat. Während bei der Einigung Deutschlands der König von Preußen nur das Gewand des deutschen Kaisers anzunehmen brauchte, um sofort das Herz der Nation gewonnen zu haben, — ein Umstand, der durch die ehrwürdige Heldengestalt des Königs Wilhelm noch erheblich verstärkt ward, jubelte Italien in seiner Geburtsstunde dem kühnen Führer der Revolution entgegen, neben welchem die ritterliche Erscheinung Victor Emanuels in zweite Linie trat. Noch heute ist Garibaldi für die breite Masse der Italiener der Volksheros, und nur sehr allmählich knüpft sich ein sozusagen auf persönlicher Zuneigung beruhendes, innerliches Band zwischen dem Volke und dem Königshause.

Die Florentiner Festtage haben sowohl von den Fortschritten dieses Verhältnisses ein erfreuliches Zeugniß abgelegt, wie sie andererseits für die weitere Befestigung desselben von Werth gewesen sind. Man muß hier nicht mit deutschem Maßstabe messen. Von dem stürmischen Jubel, mit welchem unser Kaiser Wilhelm bei ähnlichem Anlaß in einer großen deutschen Provinzialstadt empfangen sein würde, war hier nichts zu bemerken. Hier und da erscholl aus der dichtgedrängten Menge ein mehr oder weniger lebhaftes Händeklatschen, ein lauter Zuruf aber fast nie. Dagegen hatte die ehrfurchtsvolle Freundlichkeit, mit welcher sich überall die Hüte lüfteten, nichts künstlich Gemachtes. Ein gewisser Zug stiller Herzlichkeit ging durch das Verhalten der Bevölkerung, und er wurde doppelt und dreifach mit herzgewinnender Liebenswürdigkeit erwiedert. Nur einmal, am Tage der Enthüllung der Domfassade, hielt der Hof eine Auffahrt mit vollem Gepränge; sonst bewegte sich die königliche Familie in der einfachsten Weise durch das festliche Gewühl. Ein einzelner Vorreiter genügte, auch in den überfülltesten Straßen dem langsam fahrenden königlichen Wagen Platz zu schaffen. Da war kein gewaltsames Zurückdrängen durch zähnefletschende Polizeibeamte — ganz von selbst ging man auseinander, allerdings immer nur so weit, daß der Mantel der Königin ab und zu einen der zunächst Stehenden streifen mochte. Der König, vorzeitig ergraut, mit den dunkeln, etwas melancholischen Augen freundlich in die Menge blickend, pflegte, wenn er in Civil fuhr, den Hut im Schoße liegen zu haben, die Königin grüßte mit ungezwungenem Lächeln unablässig nach allen Seiten. In der Via Calzapoli oder Tornabuoni schien es nicht selten, als gehöre die königliche Familie mit der umstehenden Volksmasse zusammen, es entwickelte sich etwas wie ein gemüthliches Familienbild.

Den Löwenantheil an der Volksgunst hat hier, wie überall, die Königin davongetragen. Margherita di Savoia ist für die Italiener allmählich ein wahres Zauberwort geworden. Es ist kaum hoch genug anzuschlagen, was diese Frau mit ihrem anmuthigen Wesen für die Befestigung ihres Hauses in den Herzen der Italiener bereits genützt hat. Wenn man heute, Angesichts dessen, was man diese Wochen hindurch beobachten konnte, mit nüchternem Urtheile zu der Ueberzeugung kommt, daß die savoyische Monarchie in Italien keinen Sturm mehr zu fürchten braucht, so muß man es zugleich als die glücklichste Fügung preisen, daß dem Könige Humbert in seiner dornenreichen Stellung gerade diese Gefährtin gegeben war.

Noch in einem anderen Punkte ist die Florentiner Domfeier von hoher symptomatischer Bedeutung geworden. Das einheitliche Italien konnte nicht geschaffen werden ohne die Zerstörung der weltlichen Macht des Papstthumes. Aber daß der feindliche Gegensatz zwischen dem letzteren und dem nationalen Königthume nicht auf die Dauer fortbestehen darf, darüber kann man sich heute weder im Quirinal noch im Vatican mehr täuschen. Ueber den Modus der Aussöhnung wird man sich vielleicht noch lange den Kopf zerbrechen können, aber in der Geschichte sind einfache Thatsachen oft wirksamer als lange Discussionen und Verhandlungen. Daß eine der herrlichsten Kathedralen der Welt ihre Vollendung unter den Auspicien des Königreichs Italien gefunden, ja daß sie dieselbe zum guten Theil der energischen und freigebigen Förderung seitens des italienischen Königshauses zu danken hat, ist ein Umstand, dessen gewichtiger Bedeutung man sich auch in geistlichen Kreisen nicht entziehen konnte. Und ist es nicht schon an sich bezeichnend, daß dies als sacrilegisch verdammte Italien eine dem katholischen Cultus gewidmete Kirche zum Gegenstande einer Nationalfeier machen konnte? Die Staatsmänner der römischen Curie müßten ihren alten Ruf, gewandte Realpolitiker zu sein, vollständig eingebüßt haben, wenn sie inmitten der heutigen Weltlage ein Volk, in welchem die katholische Religion thatsächlich wie eine nationale Institution betrachtet wird, sich gewaltsam entfremden wollten. Genug, die Kirche hat ihre Mitwirkung bei dem Florentiner Domfeste nicht versagt, das ganze Königshaus hat durch den Erzbischof den päpstlichen Segen erhalten. Und wenn der Kirchenfürst von Florenz im Uebrigen noch eine

Digitized by Google

gemessene Zurückhaltung beobachtete, so hat derjenige von Fiesole der Königin bei ihrem Besuche der alten Bergstadt seine Huldigungen in voller Unbeschränktheit entgegengebracht. Das Eis ist gebrochen — wer weiß, ob diese Florentiner Festtage nicht berufen gewesen sind, in dem weltgeschichtlichen Drama, welches 1870 begonnen, den befriedigenden Abschluß einzuleiten!

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der G'wissenswurm.

Bauernkomödie in vier Aufzügen von L. Anzengruber.

Die Ereignisse werfen ihren Schatten voraus: als Vorgeschmack von den guten Dingen, die wir im übernächsten Winter durch die in Aussicht genommene, große Volksbühne zu kosten bekommen werden, führt uns das „Deutsche Theater" jetzt schon eine Bauerncomödie des hervorragendsten österreichischen Volksschriftstellers in musterhafter Darstellung vor. Nur „beispielmäßig" — um ein Lieblingswort einer Hauptfigur dieser Komödie zu gebrauchen — kommt Anzengruber jetzt in Berlin zu Gehör; wir wollen hoffen, daß seine schöne Natürlichkeit auch als die Hauptsache später zur Geltung auf der Bühne gelange.

Denn diese schöne und herzliche Natürlichkeit ist es in erster Linie, welche die Stücke Anzengruber's werthvoll macht; in zweiter Linie erst steht heute ihre Tendenz, obgleich diese allein es war, welche sie vor mehr als einem Jahrzehnt so rasch zum Gegenstande allgemeinster Aufmerksamkeit werden ließ. Damals war durch die Provocation, welche das Papstthum mit der Annahme des Unfehlbarkeitsdogma gegen die natürliche, gerade Urtheilskraft und das sittliche Gefühl des Volkes auch in den streng katholischen Ländern geschleudert hatte, eine moralische Entrüstung geweckt worden, deren besten literarischen Ausdruck Anzengruber's Bauernspiele gaben; damals galt es die Stimme des reinen, unverfälscht in den Tiefen des Volksbewußtseins ruhenden Gewissens gegenüber den Ueberrumpelungsversuchen durch das Vaticanum laut werden zu lassen, und so entstand der „Pfarrer von Kirchfeld", dieser Typus aller culturkämpferischen Volksstücke, so entstanden, an ihn sich anschließend, der „Meineidbauer", die „Kreuzelschreiber" und auch der jetzt hier auf's Neue an das Licht gebrachte „G'wissenswurm". Sie behandeln alle, in ihren weitgehendsten dramatischen Abweichungen von einander, doch nur einen Inhalt: sie predigen das Evangelium der natürlichen Religion gegenüber dem künstlich aufgerichteten Dogma.

Es wäre ein trauriges Zeichen für unsere Zeit, wollten wir sagen, daß jene Tendenz jetzt ganz wirkungslos und veraltet erschiene. Das thut sie nicht, aber die Gegensätze, welche damals noch frisch und scharf waren, sind jetzt vielfach abgestumpft und gleichgiltig geworden vor anderen Fragen, die die Gemüther bewegen, und so kommt es, daß uns bei jenen Stücken nicht mehr so sehr die Sachlichkeit des Inhalts, als der künstlerische Werth beschäftigt, und wir über den dramatischen Vorzügen leicht die Tendenz vergessen. Obgleich bei Anzengruber beide im Grunde unlösbar verbunden sind. Die Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit in der Bildung der einzelnen Gestalten konnten ja nur aus der Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung entspringen, die das Ganze gebar; es war unmöglich, daß uns der Volksdichter Bauern von solcher seelischen und gemüthlichen Tiefe zeichnete, wenn er nicht überzeugt gewesen und vielleicht durch die Erfahrung gelehrt geworden wäre, daß diese Vertiefung des Seelenlebens wirklich im Volke trotz aller Veräußerlichung des religiösen Gefühls durch das Dogma noch vorhanden sei.

Wollte man nach einem literarhistorischen Beispiele für diese bei Anzengruber zum poetischen Ausdrucke kommende tiefinnerliche Religiosität suchen, so würde man die Mystiker des 14. Jahrhunderts anführen müssen, den Meister Eckard, Tauler und Suso, welche in der Predigt das vertraten, was der österreichische Dichter im Drama predigt: die subjective Rechtfertigung des Menschen vor Gott, seine unmittelbare Hingebung an ihn ohne die nur störenden dogmatischen Gnadenmittel. Mystisch angelegt sind alle Hauptfiguren der Anzengruber'schen Dramen. Sie grübeln über sich und ihr Verhältniß zu Gott nach und finden einen Abschluß der Fragen, durch die sie in Verwirrung gesetzt werden, nicht durch die Kirche und ihre Tröstungen, sondern, im schärfsten Gegensatze zu ihr, durch die Bethätigung einer unmittelbaren und natürlichen Religion, welche sie aus sich selbst heraus und aus ihrem Gewissen gewinnen.

So auch der Bauer im „G'wissenswurm". Er hat, nach einem sorglosen Leben, in dem er sich wenig um sein Seelenheil kümmerte, einen „Deuter" vom Himmel erhalten in Gestalt eines leichten Schlaganfalls. Ein Vergehen, welches er sich in früheren Jahren einmal gegen ein in seinen Diensten gestandenen Mädchens schuldig gemacht hat, kommt ihm in die Erinnerung und die Ungewißheit, in welcher er über das fernere Lebensschicksal dieses armen Geschöpfes schwebt, lastet plötzlich auf seiner Seele wie eine schwere Schuld. Sein Schwager, der Dusterer, von früher her ein Duckmäuser, benutzt diese Stimmung, um den Bauer ganz in seine Gewalt zu bekommen. Er macht ihn zu seinem Betbruder, malt ihm mit erschrecklicher Deutlichkeit die Höllenstrafen aus, welche vielleicht jenes Mädchen jetzt schon erdulde und der Bauer selbst später noch erdulden werde und überzeugt ihn, daß nur der Entschluß, nach dem Worte Jesu hinzugehen und sein Gut den Armen zu geben, ihn retten und den nagenden Gewissenswurm in ihm tödten könne. Der Arme, welchem der Bauer sein Gut übergeben könne, ist der Schwager selbst, der mit fünf Kindern schon lange am Hungertuche genagt hat. Schon ist Alles bereit, um diesem Bußact die notarielle Bekräftigung zu verleihen. Aber durch einen Zufall entdeckt der Bauer, daß jenes Mädchen, welches er verführte, noch lebt und Bäuerin auf einem Hofe im Gebirge ist. Er sucht sie auf und erfährt von ihr, daß er sich umsonst um sie gesorgt hat, freilich auch zu gleicher Zeit, daß das Kind, welches sie ihm geboren hat, in Verschollenheit gerathen ist. Dieselben Gewissensbisse, die er sich früher der Mutter wegen gemacht hat, regen sich in ihm jetzt um des Kindes willen, das vielleicht nun zu den Verlorenen gehört. Aber schon ist er in seiner inneren Entwickelung fortgeschritten. Die düstere Höllenstrafen- und Bußtheorie des Dusterer verfängt nicht mehr bei ihm, nachdem er die selbstsüchtigen Nebenmotive dieses „Frommen" durchschaut hat. Er ringt nun mit sich selbst, ohne nach menschlicher Hülfe auszuschauen und seine grundwahre, ehrliche Natur findet einen tiefen Ausdruck in dem erschütternden Aufschrei zu Gott, daß dieser in seiner Liebe ihm helfen möge. Dieses Gebet des alten Bauern im Anfange des letzten Actes ist der Höhepunkt des Drama's und auch der Zielpunkt der Tendenz des Dichters. Es findet seine Erhörung sogleich, als wollte der Dichter hierdurch seine religiöse Ansicht rechtfertigen. Ein junges, frisches und herziges Diandl, das Nachmittags zu Besuch auf den Hof des Bauern gekommen ist und dem umdüsterten Mann einige Augenblicke des Auflebens in der alten gesunden Fröhlichkeit verschafft hat, bringt ihm einen Brief, in welchem zu lesen ist, daß sie sein Kind ist.

Wenn man in dieser Volkskomödie eine innerliche und eine äußerliche Entwickelung der Handlung, beide nebeneinanderherlaufend, annehmen will, so findet man einen schönen poetischen Parallelismus heraus, der des Dichters religiöse Ansicht rechtfertigt: des Dusterers veräußerlichende Lehre von einem nur strafenden Gotte treibt den Bauer zu dem Entschlusse, von Haus und Hof zu gehen und ein einsames Alter als „Auszieher" zu leben; des Bauern selbstthätige Hingabe an einen liebenden Gott aber hat auch die schöne äußerliche Natürlichkeit im Gefolge, daß das Kind wieder in's Vaterhaus kommt. Es war zur Hervorhebung dieser Gegensätze erforderlich, daß der Dichter nur wahre Menschen, keine Heuchler, mit in's Spiel brachte. Auch der Dusterer ist nicht als religiöserer Heuchler geschildert. Er ist, wie gesagt, ein „Duckmäuser", der aber an seine fürchterliche Lehre von den Höllenstrafen selbst glaubt und, ganz entsprechend dieser Lehre, es auch zu des Bauern wirklichen seelischen Vortheil findet, wenn dieser ihm zu seinem eigenen irdischen Vortheile verhilft. Der Sünder muß eben gestraft werden um des Guten willen. Ich habe deshalb der Auffassung von Sigwart Friedmann, welcher, oft dem Texte Zwang anthuend, den Dusterer als Heuchler gibt, nicht beipflichten können, so meisterhaft er auch diese Rolle im Uebrigen ausstattet. Gerade in dem Gegensatze, daß der an die starrsten Aeußerlichkeiten des dogmatischen Christenthums fest Glaubende vor den irdischen Schwächen, darunter der Gewinnsucht, nicht bewahrt bleiben kann, wollte Anzengruber eine Stärke seines Stückes zeigen.

Eine wunderbar schöne Gestalt ist der Bauer selbst. Die innere Wahrhaftigkeit, die sein ganzes Wesen durchleuchtet, die sich immer wieder gegen die eigenthümliche Rechtfertigungslehre des Dusterer aufbäumt und doch schließlich vor den schwersten Opfern, die dieselbe auferlegt, nicht zurückscheut, ist wirklich erhebend. Daneben brechen in diesem Manne immer wieder die natürliche, urwüchsige Kraft und der fröhliche harmlose Lebensmuth durch die Hülle hindurch, die die Seelenangst über diese schönen Eigenschaften gebreitet hat, und lassen den Sieg voraussehen, der am Ende denn auch durch die kräftigste und freieste religiöse Selbstbethätigung gewonnen wird. Die Treuherzigkeit des Landmanns, seine schöne Gastlichkeit, seine Redlichkeit und endlich die aus der Tiefe des Herzens hervorbrechende und auffauchzende Vaterliebe schmücken das Bild, welches Max Pohl durch seine bis in's Kleinste sorgsam und geistreich ausgearbeitete Darstellung dem Dichter meisterhaft nachzuzeichnen verstand.

Und wie die Hauptfiguren so ist jede, auch die unbedeutendste Nebenfigur mit dem Bestreben ausgeführt, einen wahrhaftigen und natürlichen Menschen zu schildern. Besonders schön ist dem Dichter die Horlacherlies gelungen, das junge Mädchen, welches später als die Tochter des Bauern erkannt wird. Sie ist von der Muhme, die sie erzogen hat, auf den Hof des Bauern geschickt worden, um daselbst sich einzuschmeicheln und dem Bauer um den Bart zu gehen. Diese Absicht offenbart sie auf die treuherzigste Weise. „Ich soll erbschleichen", sagt sie lachend, als der Bauer sie nach dem Zwecke ihres Kommens fragt. Dabei ist sie so schalkhaft und lustig, besonders in dem Zwiegespräch und bei der Neckerei mit ihrem Schatze, dem Wastl, daß man von einer Beschränktheit, welche etwa jene offene Antwort veranlaßt haben könnte, gänzlich absehen muß. Wastl, der Großknecht des Hofes, ist ebenfalls der natürliche Bursche, der weit vom Salontyroler entfernt bleibt. Als sein Schatz die reiche Erbin wird, denkt er wohl einen Augenblick, daß sie ihn nun nicht nehmen werde, aber als er des Gegentheiles versichert wird, schreit er gleich laut in die Welt: „Mit dein'm Hof nehm' i di a gern". Auch die Mutter der Horlacherlies, die ehemalige Magd des Bauern, ist in ihrer von jeder Sentimentalität freien Grobheit ein kerniges Stück der niederösterreichischen Natur.

So macht die Komödie, trotz mancher gezwungenen Motivirung der äußeren Handlung, einen überaus günstigen Eindruck, und hat in Berlin für Anzengruber das Feld erobert. Ich mußte mir freilich von Sachverständigen versichern lassen, daß die Aussprache des steyrischen Dialekts

Digitized by Google

auf den Brettern des „Deutschen Theaters" meist sehr „messingsch" sei; ich kann das nicht so beurtheilen und so wird es den meisten Norddeutschen gehen. Das Stück leidet deshalb nicht darunter. Herr L'Arronge hat es übrigens sehr sorgfältig inscenirt und außerdem für die Rolle der Horlacherlies in Fräulein Hausner eine neue Darstellerin gewonnen, die durch ihre Schönheit wie durch ihr frisches, ungezwungenes Spiel alle Herzen entzückt. O. B.

Notizen.

Der Mensch. Von Johannes Ranke. 2 Bde. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) — Das epochemachende Werk des bekannten Münchener Anthropologen und Generalsecretärs der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft Prof. Ranke liegt nun vollständig vor. Ein Prachtwerk im gediegensten Sinne des Wortes, sowohl in Bezug auf den Inhalt, wie auf dessen reichen Bilderschmuck und geschmackvolle Ausstattung. Der erste Band, dem die schwierige Aufgabe zufiel, Entwickelung, Bau und Leben des menschlichen Körpers zu schildern, hat an dieser Stelle bereits durch unseren Mitarbeiter Carus Sterne (in Nr. 43) eingehende Würdigung gefunden. Der zweite Band, welcher die Rassenmerkmale der vorgeschichtlichen und der jetzt lebenden Völker in allgemeiner Vergleichung und die Culturentwickelung der prähistorischen Menschen beschreibt, bietet nicht weniger des Wissenswerthen und Neuen, wobei ebenfalls überall das bedenkliche Feld der ewig schwankenden Hypothesen und politisch-philosophischen Tagesmeinungen mit sorgfältigem Takt vermieden wird. Die Darstellung ist klar, anschaulich, vornehm populär, jede wissenschaftliche Polemik ausschließend. Was andere Forscher bereits in klassischer Form ausgesprochen, wird nirgend nur mit anderen Worten wiederholt: Ranke erkennt neidlos die Forschungen seiner Mitstrebenden an und läßt ihnen selbst gerne das Wort, so wird z. B. dem Altmeister Virchow, den völkerkundigen Gelehrten Bastian, Bartels u. A. öfter Gelegenheit geboten, ihre Meinung hier vor einem großen Laienkreise selbst vorzutragen. In diesem Bande stört auch die stete Rücksichtnahme auf die Benutzung des Buches in der Familie viel weniger als im ersten Theil, wo die theoretischen Auseinandersetzungen über menschliche Abstammung, Entstehung und das Geschlechtsleben mit einer fast übertriebenen Scheu umgangen werden, selbst auf die Gefahr einer gewissen Lückenhaftigkeit hin. Uneingeschränktes Lob verdient auch der vorzügliche Bilderapparat, wie ihn in dieser Güte und Reichhaltigkeit eben nur eine so großartig angelegte Verlagsanstalt zu schaffen vermag. Jeder Schnitt und Stich ist sorgfältig ausgeführt und von der Genauigkeit eines wissenschaftlichen Documents und dabei von einer künstlerischen Schönheit, für die schon die Namen der Zeichner Mützel, Magnussen, Eyrich, Heyn bürgen. Was aber bei den über 1000 Abbildungen, Karten und Tafeln am meisten Anerkennung verdient, ist das überall sichtbare Bestreben, nicht nur die herkömmlichen Tafeln der allbekannten medicinischen und anthropologischen Literatur wiederzugeben, sondern möglichst neue Belege zu bieten. So finden wir denn bereits die Reproductionen der trefflichen Günther'schen photographischen Aufnahmen der in allen deutschen Städten gezeigten wilden Völkerschaften, Riesen, Zwerge und „Phänomene" — kurz ein bis auf die jüngste Zeit reichendes Anschauungsmaterial. Wir empfehlen das in seiner Art einzige Werk.

Stockton's Ruderheim. Häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares. Deutsch von M. Jacobi. (Stuttgart, Robert Lutz.) — Die unter dem Titel: Sternbanner-Serie erscheinende Ausgabe amerikanischer Humoristen und Novellisten konnte in der That nicht glücklicher, als mit dem vorliegenden köstlichen Buch inaugurirt werden. Gewissermaßen eine Art moderner Robinsonade für Alt und Jung, voll frischen Humors und reizender Detailmalerei. Es ist die Schilderung des ehelichen Lebens eines jungen Paares, das sich in einem Boot häuslich einrichtet und in diesem schwankenden Heim manches erlebt — originell, gemüthlich und gut übersetzt.

Die Leiter. Liederbuch von Hermann Buchholtz. (Cöthen, Paul Schettler's Verlag.) — Ich muß gestehen, daß ich mich nicht für competent halte, für die Beurtheilung dieses umfangreichen Liederbuches: ich verstehe es nicht, es ist mir ein sybillinisches Buch! Voran gereimte Lieder, die abscheulich klingen, in jeder Zeile zwei mystische Dunkelheiten, hie und da einige Gedankenblitze, seltsame Wort- und Satzstellungen und räthselhafte Ueberschriften! Versuche, wer da will, diese lyrischen Nüsse zu knacken. B.

Drei venezianische Novellen von Adolf Stern. (Leipzig, B. Elischer). — In diesen Novellen zeigt sich der Verfasser als ein gebildeter, gewandter Erzähler, der, obwohl er auf den Pfaden Heyse's wandelt, sich dennoch eine gewisse Selbständigkeit zu wahren weiß. „Dürer in Venedig" ist eine lebendige, farbenfrische Künstlernovelle, welche Dürer's Aufenthalt in Venedig behandelt und von einen bösen Streich erzählt, den ihm venezianische Maler aus Neid und Eifersucht spielen. „Die Schuldgenossen" sind künstlerisch bedeutender und von ergreifender Tragik. Am schönsten dünkte uns die letzte Leistung: „Der neue Merlin." Hier offenbart sich übrigens am schärfsten Stern's Vorliebe für Heyse'sche Probleme. Das Buch ist einer warmen Empfehlung werth. E. W.

Reisen und Forschungen im alten und neuen Congostaate in den Jahren 1884 und 1885. Von Josef Chavanne. (Jena, Hermann Costenoble.) — Wir gestehen, daß wir mit etwelcher Scheu an die Lectüre dieser neuesten Afrikaschilderung herangetreten sind, denn wir fürchteten, schon wieder ein Stück officieller Beweihrauchung des Congoschwindels vor uns zu haben. Wir wurden angenehm enttäuscht. Wohl ist das Verfasser eher ein Freund dieses colonialpolitischen Unternehmens, aber das hat ihm den freien Blick und den Muth seiner eigenen Meinung mit nichten genommen. Indem er an eine schöne Zukunft des „Unabhängigen Congostaates" unter gewissen Bedingungen glaubt, verhehlt er keineswegs den unerfreulichen gegenwärtigen Stand dieser interessanten Schöpfung der Berliner Afrikanischen Conferenz. Er erörtert namentlich in freimüthiger Weise die Hindernisse, welche der weiteren Ausbreitung des Handels dort im Wege stehen und erklärt als einzig übrig bleibendes Auskunftsmittel die Erschließung des Congobeckens östlich der Kataraktregion durch den Bau einer Eisenbahnlinie, die Stanleypol mit dem für Segler schiffbaren Unterlauf des Stromes verbinden soll. Der größere Theil des Werkes ist aber ein Beitrag zur wissenschaftlichen Erkenntniß des noch vielfach dunklen Congogebietes, seiner Natur und seiner Bewohner. Chavanne bereiste das Land während 14 Monaten zum Zwecke der topographischen Aufnahme des unteren Congoflusses und der Erforschung in cultureller Hinsicht, und bietet nunmehr die Ergebnisse thatsächlicher Untersuchungen in musterhafter Objectivität. Dabei ist er ein vorzüglicher Schilderer und unterhaltender Erzähler, der in möglichster Knappheit anschaulich und klar zur Sache spricht. Die Schilderung z. B. von Lissabon gleich zu Anfang, dann die Beschreibungen der Tropenlandschaften sind ebenso fesselnd, als die ethnographischen Angaben zuverlässig und erschöpfend. Dabei fehlt es nirgend an zu beherzigenden Winken, wenn unsere colonialpolitischen Heißsporne sie nur beobachten wollten, z. B. über den Einfluß der katholischen Missionsthätigkeit. Eine besondere Zierde des empfehlenswerthen Werkes sind die hübschen Holzschnitte nach Aufnahmen des Verfassers und die trefflichen Karten.

System der Finanzwissenschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studirende. Von Wilhelm Roscher. 1. u. 2. Aufl. 1886 und 1887. (Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.) — Der mit Sehnsucht erwartete vierte und letzte Band des Roscher'schen, viel aufgelegten und übersetzten Systems der Nationalöconomie ist jetzt auch erschienen. Es fehlt nur noch die zweite, die Pathologie, Therapie und Vorbeugung der Armuth behandelnde Abtheilung des vierten Bandes. Die beiden berühmtesten Finanztheoretiker des Deutschen Reiches, nämlich Adolf Wagner und Roscher, sind in finanzpolitischer, wie in volkswirthschaftspolitischer Beziehung mehr Gegenfüßler wie Gesinnungsgenossen. Wagner vertritt eine nationale, centralistische, im guten und weniger schönen Sinne des Wortes bureaukratische, ja halb staatssocialistische Richtung; während Roscher eine individualistische und mehr förderalistische Richtung vertritt. Wagner ist z. B. für ein decentralisirtes Reichsbahnsystem; Roscher in erster Linie für Actienbahnen, in zweiter Linie für Staatsbahnen der Einzelstaaten, nicht des Reiches. Wagner hat mehr monarchische und quasi demokratische, gemäßigt volksthümliche, Roscher mehr gemäßigt aristokratische, wenn auch volksfreundliche Ideale u. s. w. Trotzdem zeigen die finanzwissenschaftlichen Lehrbücher beider Forscher hinsichtlich verschiedener Grundfragen eine mehr oder minder weitgehende, fast überraschende und sehr erfreuliche Uebereinstimmung. Das zeigt sich unter Anderem bei Wagner's und Roscher's Ausführungen über die Einkommensteuer, die Erbschaftssteuer, das Verhältniß der directen und indirecten Steuern und wichtige Punkte der Gemeindesteuerfrage. Ja, man kann und muß sagen, daß dieser Boden nicht bloß den genannten beiden Gelehrten, sondern allen oder fast allen unbefangenen Fachmännern gemeinsam ist. Der Hauptmangel der Roscher'schen Finanzwissenschaft besteht darin, daß der Verfasser, abweichend von allen übrigen Volkswirthen und Politikern, z. B. von Geffcken und R. v. Bennigsen, die Zucker- und Branntweinsteuerfrage für eine technisch-chemische, nicht in die Finanzwissenschaft gehörige Frage erklärt. Seite 377, Note 15 scheint sich ein sinnstörender Schreib- oder Druckfehler eingeschlichen zu haben. Blaine kann die Einführung einer nordamerikanischen Bundessteuer auf Tabak und Branntwein um 1883 nicht vorgeschlagen haben, weil diese Steuern schon damals Bundessteuern waren. Er kann höchstens ein Seitenstück zum Antrag Franckenstein und zur „lex Huene" vorgeschlagen haben. Trotz diesen und anderen Mängeln ist Roscher's Finanzwissenschaft ein interessantes, für die Wissenschaft und die Gesetzgebung wichtiges, gemeinverständliches Werk, welches ohne Zweifel ebenso zahlreiche Leser finden wird, wie die früheren Bände des Roscher'schen Handbuches. —l—

Briefe der Königin Luise von Preußen. Gesammelt von Adolf Martin. Mit einem Portrait der Königin. (Berlin, Fr. Luckhardt.) — Es war ein glücklicher Gedanke, die in Scheffner's Selbstbiographien und anderen schwer zugänglichen Büchern versteckten Briefe der herrlichen deutschen Fürstin in populärer Form gesammelt herauszugeben. Die ganze edle, milde, gottergebene Art der königlichen Frau spricht in rührenden Accenten aus diesen schlichten Briefen und Billets. In angustis! könnte das Vorwort lauten. Nicht ohne Rührung wird man auch die zwei unseren nun neunzigjährigen Kaiser betreffenden Stellen von 1807 lesen: „Wilhelm ist auch klug und gut, immer körperlich schwächlich" ... „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußeren hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt." Welche Schätze von Gemüth und Adel mögen in den Briefen der königlichen Märtyrerin liegen, die im Geh. Staatsarchiv und im Königl. Hausarchiv noch zurückgehalten werden!

Digitized by Google

Den trefflichen Monographien: „Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren" und „Berlin im Jahre 1786" läßt F. W. Grunow in Leipzig nun noch ein Seitenstück: Deuschland vor hundert Jahren von Woldemar Wenck nachfolgen. Der Leipziger Professor bietet aber keine bloße Anthologie von Zeitstimmen, sondern ein selbständig durchgearbeitetes Culturbild von künstlerischer Anordnung, philosophischem Geist und geschichtlicher Treue. Wir lernen da vor Allem, daß der politische Sinn der guten Deutschen nicht erst durch Frankreich und die Revolution geweckt wurde, sondern schon in den Jahrzehnten zuvor entstanden und herangewachsen war. Eine willkommene Beigabe ist der siebente Abschnitt, der uns noch ein Stück in die Revolutionszeit führt. Schade, daß der Verfasser manches Interessante zu knapp behandelt oder gar nur flüchtig gestreift hat: die Skizze verdiente zu einem imposanten Gemälde erweitert zu werden.

George Eliot. Ihr Leben und Schaffen nach ihren Briefen und Tagebüchern, dargestellt von Hermann Conrad. (Berlin, Verlag von Georg Reimer.) — Ueber George Eliot's Leben ist schon viel geschrieben worden, aber erst durch die Veröffentlichung ihrer Briefe und Tagebücher, welche ihr zweiter Gemahl, Mr. Croß, herausgab, konnte ihre Biographie einen thatsächlichen und gediegenen Untergrund erhalten. Auf ihm mit Hülfe einer analytischen Betrachtung ihrer Werke auch ein Bild ihres Schaffens zu zeichnen, blieb dem deutschen Schriftsteller vorbehalten, dessen Werk uns jetzt in sich geschlossen vorliegt, nachdem einzelne Theile desselben schon früher den Lesern der „Gegenwart" dargeboten worden waren. Hermann Conrad hat die analytische Betrachtungsweise der Werke Eliot's mit Vorbedacht nicht etwa bloß aus inneren, wissenschaftlichen Gründen, sondern auch einer praktischen Erwägung folgend, gewählt: er glaubt, daß die Romane dieser Schriftstellerin in Deutschland bei Weitem weniger gekannt seien als die Werke anderer Engländer, wie Scott, Dickens und Bulwer, und will durch die Inhaltsübersichten, von welchen seine kritischen Erörterungen ausgehen, auch die Nichtkenner der Eliot'schen Dichtungen zum Genusse derselben anregen. Wir glauben, daß er diesen Zweck noch mehr erreichen wird durch die schöne Art, in welcher er das menschliche und das schriftstellerische Wesen George Eliot's mit einander in Beziehung gesetzt und das eine aus dem andern erklärt hat. Seine Biographie hat sich hierdurch zu einem schönen vollen Lebensbilde ausgerundet, welches mehr als die Berichte über den Inhalt der Romane Eliot's, den Leser zu einer näheren Bekanntschaft auch mit den letzteren anreizen dürfte. Denn überall sucht Hermann Conrad nachzuweisen, daß das, was sich als das eigentlich Charakteristische und Originelle in den Eliot'schen Romanen darstellt, seine innere Begründung in Thatsachen aus dem Leben Miß Evans' findet, und wir müssen anerkennen, daß ihm dieser Nachweis zum größten Theil in überzeugender Weise gelungen ist. Nicht nur die Fabel jener Romane ist oft genug aus Ereignissen entsprungen, welche das reiche und vielbewegte Leben der Miß Evans durchsetzen, sondern auch die Einzelheiten in der Ausführung, die vielen bunten und frischen Scenen, welchen wir überall in jenen Romanen begegnen, beruhen oft genug auf thatsächlichen Erlebnissen und beweisen nur die erstaunliche Beobachtungsgabe der Autorin und ihre Fähigkeit, anschaulich zu schildern, in kräftigster Weise. Durch diesen Nachweis hat aber der Biograph es erreicht, daß es nicht die Werke der Schriftstellerin sind, welche uns schließlich am meisten interessiren, sondern daß ihr Leben, ihre ungekünstelte, offene und stets mit sich selbst ringende Menschennatur, uns am meisten beschäftigt. Die Romane sind nur die künstlerischen Aeußerungen dieser reichen Natur, um sie hervorzutreiben erforderte es eine elementare, in der Tiefe und Stille sich offenbarende Kraft, welche auch in ihren anderweitigen Bethätigungen darzustellen, Aufgabe des Biographen war, eine in diesem Falle gut gelöste Aufgabe. Im Grunde ist ja jene Miß Evans, deren Wesen man aus ihren Romanen nur unvollkommen kennen lernt, eine der merkwürdigsten Frauenerscheinungen in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts gewesen. Sie hatte von der gerechten Natur, gleichsam als Entschädigung für körperliche Häßlichkeit, ein warmes, liebesbedürftiges Herz und einen für alles Hohe und Schöne des Menschenthums empfänglichen Sinn erhalten. In einsamen Jugendjahren legte sie den Grund zu einer geistigen Ausbildung, welche an Umfang kaum von der eines Mannes übertroffen werden kann. Ihr nie zu stillendes religiöses Bedürfniß führt sie aus mystischen Träumereien zu bedeutenden freidenkerischen Menschen und leitet sie auf die schriftstellerische Thätigkeit hin, welche sie anfangs, als Uebersetzerin des „Leben Jesu" von Strauß, nur theologisch auffaßt. Dann reißt sie der Sturm ihres ungeheuren Bildungsdranges hinaus in die Welt: sie wird, das erste Weib in England, Mitarbeiterin einer literarischen Zeitschrift und stellt sich in dieser Thätigkeit Männern an die Seite, deren Namen den besten Klang in England haben. Und spät noch — schon war sie eine „alte Jungfer" im wahrsten Sinne des Wortes — wird sie von einer großen, ihr ganzes übriges Leben ausfüllenden Liebe erfaßt; aber wieder hat sie das seltsame Schicksal, daß sie dem Manne ihres Herzens, dem bedeutenden Lewes, nur in illegaler Weise angehören darf. Dieser Lewes erst ist es, der ihr dichterisches Talent entdeckt und weckt; unter den ungeheuersten Anstrengungen, seelischen Kämpfen, in fortwährenden Zweifeln an ihrer Fähigkeit, werden ihre Dichtungen geschaffen, und erst der große Beifall, den sie finden, die Behaglichkeit des Lebens, welche sie ihr verschaffen, bringen nach und nach ihr unruhiges Herz zu stiller Zufriedenheit und zu behaglicher Ruhe. Wie vielseitig mußten die Spuren sein, welche dieses vielbewegte, unruhige Leben in jenen Dichtungen hinterließ. Hermann Conrad ist ihnen sorgsam nachgegangen, und die besonnene, fleißige und bei allem Enthusiasmus echt kritische Art, in welcher er sie blos legt und dem Leser anschaulich macht, gestaltet sein Werk zu einer Biographie im vollsten Sinne des Wortes. Wir verkennen nicht die Schwierigkeiten, welche die Darstellung der künstlerischen Thätigkeit Eliots auf Grund ihres Lebens bei dem Reichthum des letzteren oft finden mußte, und erklären uns aus denselben die Breite, welche oftmals, und zwar nicht nur in den Analysen der Dichtungen allein, die volle Wirkung beeinträchtigt. Daß diese Breite zum Theil auch der überschäumenden Begeisterung entspringt, mit welchem der Biograph an seinen Gegenstand herantritt, ist eine Eigenthümlichkeit aller Lebensbeschreibungen. Den besonderen kritischen Inhalt des Werkes, welcher übrigens durch einige zum Schluß angefügte, rein kritische Aufsätze vermehrt ist, beeinträchtigt dieser Enthusiasmus im Großen und Ganzen nicht, und es sind deshalb auch die Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit des Tones zu den Vorzügen zu zählen, welche dieses Buch lesenswerth und lobeswürdig erscheinen lassen. O. B.

Vae victis! Roman von Konrad Telmann. (Minden i. W., Bruns.) — Der fruchtbare Autor, der bereits mehr Bände veröffentlichte, als sein Leben Jahre zählt, flüchtet sich in seinem neuesten Roman in's Alterthum; er beschwört die neronische Zeit herauf und schildert ein Complot, von Schlemmern, Ehrgeizigen und echten Römern geschmiedet und wider den Cäser gerichtet. Ein gepeitschter Sclave verräth aber die Verschwörung, der Cäsar ergreift die Missethäter und schlachtet sie grausam. Nicht mit diesen Unthaten allein ist der wahnwitzige Blutdurst Nero's befriedigt; er läßt den größten Theil seiner Stadt in einem gigantischen Brand auflodern und freut sich des funkelnden Farbenspieles. — Der Roman ist geschickt gemacht und verräth in jeder Beziehung die Routine und die Begabung des allzufleißigen Autors. Aber es fehlt dem Buche der weite, historische Ausblick, die Gewalt und tragische Größe, mit der man dieses Zeitalter behandeln muß, wenn man eine volle Wirkung erzielen will. Das Buch ist, wie es uns vorliegt, ein trefflicher, unterhaltender Roman ohne tiefere Bedeutung. E. W.

Ein schlechter Mensch. Roman von Bertha von Suttner. (München, Otto Heinrichs.) — Bertha von Suttner ist eine entschieden geistreiche Schriftstellerin, die früher unter dem nom de guerre „B. Oulot" schrieb und jetzt mit ihrem Gatten um die Wette eine bedeutende Productivität entfaltet. Das vorliegende Buch ist recht frisch, stellenweise sogar burschikos geschrieben. Dazu bringt es im Rahmen einer leichten Unterhaltungslectüre doch viel Scharfsinniges, was zu dauerndem Nachdenken reizt, und behandelt in eigenartiger Weise die Gegensätze zwischen veralteter und moderner Lebensanschauung, wie sie sich auf dem Gute einer österreichischen Adelsfamilie bei deren Gliedern geltend machen. Einzelnes ist da vortrefflich, anderes wird freilich auch wieder ein bischen gar zu nonchalant abgethan. Wir meinen, die Autorin sollte sich, zumal sie die Begabung unstreitig besitzt, ihre Aufgabe mehr erschweren, in der Erfindung der Fabel origineller, in der Charakterzeichnung tiefer und in der Entwickelung der Handlung sorgfältiger und langsamer sein. Auch sind einzelne Partien ein bischen nüchtern, und die reflectirenden Einschaltungen der freigeistigen Verfasserin störend. Sehr rührend, etwas nach Spielhagen'schem Muster gezeichnet, ist die Gestalt des Erich. Der Held selber, „Der schlechte Mensch" wird kaum ganz die Sympathien erobern, welche die Verfasserin ihm zuführen möchte. Weitaus am Besten gelungen sind die weiblichen Charaktere, und in dem ganzen Buche athmet eine erfreuliche geistige Atmosphäre. T—n.

Sonnenbrut. Von Woldemar Kaden. (Dresden, E. Pierson.) — Der bekannte Feuilletonist gibt hier eine Anzahl „Copien realistischer Bilder aus der neuesten italienischen Novellist", wie er sich ausdrückt, d. h. eine Anzahl trefflich verdeutschter Novelletten von Verga, Demarchi, d'Annunzio, Fucini und anderer moderner italischer Erzähler. Es ist höchst erfreulich zu sehen, wie die in ihren Anfängen stark von den Pariser Autoren, zumal Alphonse Daudet, beeinflußte neuere Novellistik Italiens sich von ihren Vorbildern emancipirt hat, selbständig und wahrhaft national geworden ist. Einige dieser Geschichten, z. B. des ausgezeichneten Verga, kannten wir bereits aus anderen Uebertragungen in deutschen Blättern, Anderes ist neu und Alles in Allem interessant und voll von Talent. Wir empfehlen den stattlichen Band.

Nouvelles slaves. Par K. Toursky-Strebinger et Sacher-Masoch. (Paris, L. Westhausser.) — Der bekannte Genfer Deutschenfresser Victor Cherbuliez hat zu diesem Buch eine geistvolle Vorrede geschrieben, worin er sich über die „zukunftsreiche" slavische Literatur verbreitet, doch gehören zu unserem Erstaunen die meisten und besten der hier enthaltenen Novellen der deutschen Literatur an. Vertreten sind Sacher-Masoch mit seiner prachtvollen „Mondnacht" u. A., Ferdinand von Saar mit den nicht minder meisterhaften „Steinklopfern" und „Innocenz", nebenbei einige Kleinigkeiten von Pawlow, Vukelic, Kurolnik. Wenigstens Saar wird gewiß überrascht sein, hier unter die slavischen Schriftsteller zu gerathen. Sehr lächerlich ist Cherbuliez's Bemerkung über die Uebersetzerin: née en pays français et qui vit en Allemagne. Leider heißt die Dame jedenfalls weniger slavisch Toursky, als gut deutsch Strebinger. Wie kann sich nur ein Verleger, der gewiß nicht in französischen Landen geboren, zu solcher Maskerade hergeben?!

Digitized by Google

Inserate.

Zur Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland.
Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Kaiser Wilhelm und sein Reich

von

Ed. Simon.

Autorisirte Bearbeitung.

Aus dem Französischen.

Ein starker Octavband 6 M., eleg. geb. 8 M.

Mit großer Unparteilichkeit, welche man bei einem Franzosen nicht für möglich hält, schildert Autor das Leben unseres **Heldenkaisers** und mit **Hochachtung**, mit **Bewunderung**, ja mit **größter Sympathie** spricht derselbe von unseren großen Männern, **Bismarck, Moltke** u. s. w. Das Werk ist geeignet in Deutschland gleiches Aufsehen wie in Frankreich hervorzurufen. —

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Verlagshandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Skizzen zur Rheinischen Geschichte

von

Karl Lamprecht,

Prof. an der Universität Bonn.

8°. Eleg. brosch. 4 M. 50 Pf. In Leinwand geb. 5 M. 75 Pf.

Als Frucht langjähriger Studien bietet der bekannte Forscher Rheinischer Vergangenheit im gefälligen Gewande dieser sieben frisch geschriebenen Skizzen einen vollen Einblick in die Entwickelung des Rheinlandes, die in ihren Hauptmomenten in ansprechender und leichtverständlicher Darstellung vorgeführt wird. Dank der glücklichen Befähigung ihres Verfassers, die Resultate exact wissenschaftlicher Forschung in eleganter, im besten Sinne populärer Form darzubieten, werden diese Skizzen zur **ersten wirklich lesbaren Rheinischen Geschichte** die wir besitzen.

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer waldreicher ***Höhen-Kurort*** von 568 m. Seehöhe, mit sämmtlichen Erfordernissen eines ***Terrain-Kurorts***, besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche***-Bäder und eine vorzügliche ***Molken-*** und ***Milch-Kuranstalt.*** Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt.

Saison vom 1. Mai bis Oktober.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Roman-Manuscripte

werden zu erwerben gesucht.

Berlin, Lützowstr. 16. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Soeben erschien bei **Gebrüder Borntraeger** in Berlin S.W., Wilhelmstrasse 122:

Victor Hehn, Gedanken über Goethe. 1887. 8. brosch. 7 M.

Victor Hehn, Italien. Ansichten und Streiflichter. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. 1887. 8. geb. 7 M.

Victor Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Fünfte Auflage. 1887. gr. 8. brosch. 10 M.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Zur Moral der literarischen Kritik

Eine moralphilosophische Streitschrift

von

Wilhelm Wundt.

8°. M 1,20.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Deutsch-national.

Kolonial-politische Aufsätze

von

Karl Peters.

186 Seiten gr. 8°. Preis M 4.— broch., M 6.— hlbfz. gebunden.

Verlag von Walther & Apolant in Berlin.

Augenblicksbilder

in Photographie und Lichtdruck.

Schnellseher

zur Umsetzung der Serien in die Bewegung.

Moment-Apparat

für Amateure und Touristen.

Moment-Verschluss in allen Grössen.

Gesammt-Katalog mit 2 Probebildern franco gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken.

Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXX. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 11. Juni 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Friedensarbeit unserer Kriegsmarine. Von Franz Siewert. — Militärische Jugenderziehung. Von Oberstlieutenant a. D. G. v. Marées. — Zur Reform der Universitäten. Von Philosophus. — **Literatur und Kunst:** Vom Pariser „Salon". Von L. M. — Goethe und Minchen Herzlieb. Von H. Düntzer. — Kupferstich und Radirung. Von Wilhelm Lübke. — **Feuilleton:** Rückblicke auf die Florentiner Feste. Von Friedrich Boettcher, M. d. R. (Schlußartikel.) — **Aus der Hauptstadt:** Separatausstellungen in der Nationalgalerie. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Die Friedensarbeit unserer Kriegsmarine.

Von Franz Siewert.

Unleugbar ist nach vielen Richtungen unsere Kriegsmarine für die seit der nationalen Wende lebhaft erkennbar gewordene Kraftentfaltung unseres Reiches ein sprechender Ausdruck geworden. Nicht daß dieselbe mit den vergrößerten politischen Anforderungen aus den gehäuften Mitteln des Reiches als ein bloßes militärisches Machtwerkzeug entstanden ist; auch an den neuen Aufgaben unseres Cultur- und Wirthschaftslebens hat die Flotte nicht nur einen thatkräftigen Antheil genommen, sondern sie ist sogar ein wichtiger Hebel für die Erfolge und Fortschritte auf diesen Gebieten geworden. Wenn auch die militärische Seite naturgemäß die wichtigere geblieben ist, so hat dennoch auch ihre Friedensthätigkeit eine in jener Richtung weit über die engeren Grenzen des speciellen Berufes hinausgehende Bedeutung gefunden und soviel auch die Kriegsthaten zur See, Tage von Eckernförde, Jasmund, Dornbusch u. s. w. dazu beigetragen haben, die Flotte beliebt im Ansehen der Nation zu machen, so ist dennoch die große und fortgesetzt zunehmende Popularität des vaterländischen Seekriegswesens wohl überwiegend auf die werthvolle Friedensthätigkeit zurückzuführen.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung und zugleich wohl eines der vielsagendsten Anzeichen von der Tüchtigkeit und gesunden Kraft des deutschen Volkscharakters, daß Deutschland trotz der Ungunst der Verhältnisse, unter welchen es nach fast zwei jahrhundertlanger wirthschaftlicher und commercieller Stagnation seine ehemals glänzende Stellung auf dem Gebiete, wo die verschiedensten handeltreibenden Völker der Erde die Producte ihres Bodens, die Erzeugnisse ihres Fleißes und ihrer industriellen Geschicklichkeit austauschten, wiederzuerlangen suchte, den großen Wunsch, wieder ein tüchtiger Seestaat zu werden, aus dem alten Vorrathe deutsch-nationaler Hoffnungen in so überraschend schneller Zeit verwirklicht hat. Des Schutzes und des Beistandes durch ein einheitlich großes Staatswesen entbehrend, ohne Gunst der deutschen Fürsten, ja lange Zeit auch ohne Interesse des Binnenlandes hatte sich der deutsche Handel und Verkehr im überseeischen Auslande mühsam seine Wege suchen müssen, bis er erst um die Mitte unseres Jahrhunderts den ersten staatlichen Halt gefunden und damit auch den wichtigsten Impuls zu einem frischen Aufschwung erhalten hatte. Mit rastloser Thätigkeit haben wir seit dieser Zeit das Terrain vorbereiten und muthig und unverdrossen jene Hemmnisse beseitigen gesehen, welche Vorurtheil und Unwissenheit unseren gewerblichen und commerciellen Fortschritten über See in den Weg gelegt hatten, sodaß wir heute, was sonst im Leben eines Volkes erst die Spätfrucht jahrhundertlanger Entwickelung zu sein pflegt, den Wiederbesitz einer herrschenden Stellung im Welthandel als glückliche Thatsache betrachten können. Je lebendiger aber die Theilnahme wird, mit welcher fremde Völker unserer wirthschaftlichen Kraftentfaltung folgen, je kräftiger die Strömung, welche unsere gewerblichen und commerciellen Kreise selbst bewegt, desto hoffnungsreicher und siegesgewisser wird gewiß auch die Zukunft werden.

Es war das Jahr 1851, das Jahr der großen Londoner Weltausstellung, welches in vielen Beziehungen einen Umschwung in den Verhältnissen von Handel und Gewerbe aller Nationen hervorgerufen hatte. Ganz direct aus der Anlage und dem Aufbau dieser Weltausstellung waren die Wirkungen entstanden, welche sich innerhalb eines neuen Zeitrahmens zunächst in einem allgemeinen Bedürfniß nach wirthschaftlicher Kraftäußerung und Ausdehnung im Raume bemerkbar machten. Nachdrücklicher wie je zuvor hatten England und Frankreich an der Eröffnung der ostasiatischen Culturwelt für den europäischen Handelsmarkt gearbeitet und während ihre diplomatischen Missionen einen Hafen nach dem anderen in China und Japan ihren Handelsflaggen öffneten, waren ihnen Nordamerika und Holland bald auf dem Fuße nachgefolgt und hatten sich ebenfalls durch Freundschafts- und Schifffahrtsverträge große Begünstigungen für ihren mercantilen Seeverkehr erworben. Aber auch in den norddeutschen Staaten hatten die Rhederei, der Handel und die Industrie, letztere angespornt von den Erfahrungen der Londoner Ausstellung, in dieser Zeit bemerkenswerthe Fortschritte zu verzeichnen gehabt; auch waren keineswegs unbedeutend die deutschen Anstrengungen gewesen, jene entlegenen Welttheile ebenfalls in den Bereich ihrer Operationen zu ziehen, sodaß der deutsche Handelsstand in jenen Gegenden damals schon nationales Selbstgefühl genug besaß, um das Auftreten der vaterländischen Regierung neben den Unternehmungen anderer Staaten als „ein Bedürfniß zu empfinden". Diese Wahrnehmung nicht übersehend und im Bewußtsein, daß es der Stellung Preußens nicht länger angemessen sei, seine Unternehmungen im Auslande unter dem Schutze fremder Nationalitäten, ihrer Gesandten und Kriegsschiffe zu stellen, glaubte die preußische Regierung nicht länger mit einer selbständigen diplomatischen Action in Ostasien zurückhalten zu müssen, und so wurde denn die erste Expedition preußischer Kriegsschiffe nach Ostasien im Jahre 1858 beschlossen. Es waren die Corvetten „Arcona" und „Thetis", die „Elbe" und der kleine Schoner „Frauenlob", welche zu einem Geschwader vereinigt den Gesandten Grafen Friedrich zu Eulenburg, den späteren Minister des Inneren mit drei Attaché's und einer wissenschaftlichen Commission im Auftrage

Digitized by Google

Preußens und im Namen des deutschen Zollvereins an die Höfe von Jeddo, Peking und Siam zum Abschluß eines Handels- und Freundschaftstractats über den Ocean führten (1858/61). Es bildeten diese Schiffe einen beträchtlichen Theil der ganzen Stärke der jüngeren Schwester der unter dem Auctionshammer der Reaction verstorbenen ersten deutschen Marine — der preußischen Flotte. Die diplomatische Mission Eulenburgs entledigte sich ihrer Aufgabe zur besonderen Zufriedenheit der Zollvereinsstaaten und wir wissen, daß uns die Garantien für den friedlichen Verkehr deutscher Schiffe in den ostasiatischen Gewässern durch die Bestellung von ersten deutschen überseeischen Reichsvertretern gesichert wurden. Die Bedeutung dieser ersten großen transoceanischen Expedition der deutschen Kriegsflagge war nicht allein darin zu suchen, daß die deutschen Rhedereien und der deutsche Handel nunmehr aufgehört hatten, eine bloße geduldete Stellung in den ostasiatischen und benachbarten Gewässern einzunehmen, sondern sie bestand auch darin, daß diese erste Expedition der Kriegsflagge dank ihres Erfolges bestimmend für alle späteren überseeischen Aufgaben unserer Flotte geworden ist. Wenngleich es bei den beschränkten Mitteln der jungen preußischen Marine noch nicht möglich war, sogleich eine umfassende Entfaltung der Kriegsflagge auch in den anderen Meerestheilen zu organisiren, wo dem heimathlichen Unternehmen, wie z. B. in der Südsee, in Westindien, an der Ost- und Westküste von Südamerika, staatlicher Schutz und Schirm gegen die Eifersüchteleien und Ränke der Concurrenzstaaten ebenfalls förderlich genug gewesen sein würde, so war man sich doch des wohlthätigen Einflusses einer überseeischen staatlichen Vertreterschaft vaterländischer Interessen genügend bewußt geworden, um in den späteren Jahren, als mit zunehmender Vergrößerung der deutschen Flottenkräfte die Mittel dazu disponibel wurden, nachdrücklich darauf Bedacht zu nehmen.

Preußen hatte aber einstweilen für sein verhältnißmäßig starkes Landheer zu bedeutende Summen herzugeben, als daß schon in den fünfziger Jahren eine beträchtlich zunehmende Vergrößerung der Marine mit entsprechendem Repräsentationsaufwand durchführbar gewesen wäre, zumal derselben auch eine große und einflußreiche Partei entschieden widerstrebte, welche bekanntlich für nichts Sympathien besaß, was aus den Jahren 1848 und 1849 hervorgegangen war und welche die preußische Marine deshalb lange Zeit auch als eine „revolutionäre Schöpfung" betrachtete. Nur schrittweise hatte man daher die Hindernisse beseitigen können, welche sich ihrer Entwickelung entgegenstellten — und erst als der Dannebrog über die Alsenenge zurückgedrängt und Nordalbingiens deutsches Land dem Reiche wiedergewonnen war, erst als die die deutschen Verhältnisse gründlich umgestaltenden Ereignisse des Jahres 1866 unser Land ganz dem Meere geöffnet und der Marine in den beiden großen Häfen an der Nord- und Ostsee eine festere Grundlage geschaffen hatten, erst da war sie des beengenden Zwanges kleinlicher Concurrenz mit den Ostseegeschwadern überhoben worden und ihr das von Hause aus angehörige Streben nach freier Entwickelung ihrer Kraft zur Erlangung wirklicher militärischer Bedeutung gestattet worden. Als dann die Siegeszüge in Frankreich 1870/71 das deutsche Kaiserthum erneuert hatten, da war mit dem einigen deutschen Reiche ein neues Deutschland zur See entstanden, indem das von den großen Erfolgen der deutschen Culturarbeit im Ausland getragene nationale Streben nach einer Machtgeltung zur See jetzt in der „kaiserlich deutschen Marine" schon in äußerer Erscheinung das Gebiet, auf welchem sich die vollendetste Einigung nationaler Interessen kundgab, Ausdruck gefunden hatte.

Das Jahrzehnt, welches zwischen jenen ersten staatlichen Schritt zum Schutze der vaterländischen Interessen im überseeischen Auslande und der Erneuerung des Reichs lag, hatte der Flagge der Zollvereinsstaaten sowie der des späteren norddeutschen Bundes einen fortschreitenden Antheil an der Ausbeutung der transoceanischen Verkehrsgebiete zugewiesen. Aber ungleich lebhafter noch gestaltete sich unsere wirthschaftliche Kraftentfaltung nach der großen nationalen Wende. Es war das eigene gehobene Kraft- und Sicherheitsbewußtsein, welches jetzt Deutschland schnell auch im Ansehen des Auslandes zu einer commerciellen und industriellen Großmacht empor half. Die deutschen Schifffahrtslinien, welche sich vor 1870/71 überwiegend nur nach den Vereinigten Staaten gerichtet hatten, zogen jetzt weitere Kreise, sodaß nicht nur Westindien und Südamerika, sondern auch die Küsten des Stillen Oceans nach Ost wie nach West die Ziele der unausgesetzt sich mehrenden Fahrten wurden. An den Erfolgen der nationalen Handelsflagge nahm unsere Kriegsmarine sogleich dankenswerthen Antheil, indem sich ihre oberste Leitung zur Einrichtung von ständigen überseeischen Kriegsschiffsstationen entschlossen hatte, mit welchen den Handelsunternehmungen ein fester Halt, Schutz und Sicherheit gewährleistet wurde.

Schon der im Jahre 1867 für die norddeutsche Bundesmarine entworfene und nach der Gründung des deutschen Reiches nach längeren Berathungen im Jahre 1875 vom deutschen Reichstag reorganisirte Flottengründungsplan hatte den Dienst auf den auswärtigen Stationen als eine der wichtigsten Aufgaben der Marine im Krieg und Frieden hervorgehoben und für die Besorgung dieses Dienstes 20 Corvetten und einen großen Theil der auf 18 veranschlagten Kanonenboote verlangt. Jetzt wurden größere Mittel bereit gestellt und das Jahrzehnt nach dem Kriege hat den Dienst der deutschen Marine mit diesen festen bleibenden Stationen allmählich über alle Meere organisirt.

Wenn man sich den Zweck und die speciellen Aufgaben unserer transoceanischen Marinestationen klar macht, dann wird man von dem unleugbaren Vortheile eine Einsicht bekommen, welcher aus diesen Einrichtungen unseren Handelsunternehmungen im Auslande seither erwachsen ist. Das Schutzbedürfniß für den heimathlichen Handel macht sich überall allerdings meistens erst dann bemerkbar, wenn schon ein gewisser Verkehr der nationalen Flagge vorhanden ist. Die Repräsentation der Kriegsflagge tritt aber auch schon dann als wünschenswerth hervor, wenn ein solcher Verkehr noch gar nicht oder nur im geringen Maße vorhanden ist. Das Kriegsschiff kann also mehr als bloß vorhandenes schützen und soll nicht bloß eine Art Memento für etwaige Störenfriede sein; es soll vielmehr auch den Beruf eines Pioniers des Handels verfolgen und die Fahrzeuge der Kauffahrtei zur Nachfolge in seine Curse bestimmen. Deshalb ist auch die Vorstellung wenig zutreffend, daß unsere Kriegsschiffe im Auslande immer nur eine Art militärische Aufsicht, einen Gendarmeriedienst zu versehen hätten. Unsere Kriegsschiffe selbst treiben keinen Handel; aber indem sie den Machtbegriff des Staates verkörpernd zuerst und dann in regelmäßiger Wiederkehr da erschienen sind, wo das deutsche Unternehmen einen ersten Anfang genommen hat, haben sie zur Förderung seines Fortschrittes überall viel beigetragen. Das Beispiel, der Antrieb und die Gewohnheit thuen immer viel da, wo das Gefühl der Unsicherheit zu einem solchen der Sicherheit erstarken soll. Und indem unsere Handelsschiffer in fremden und entlegenen Meeren die Selbständigkeit an der selbstbewußten Kriegsflagge gelernt haben, hat diese durch ihre Aufforderung zur unaufhörlichen Nachfolge auch überall anspornend gewirkt. So haben unsere Schiffe in allen Meeren dem deutschen Unternehmen einen dauernden Charakter durch die Garantie der ferneren Entwickelung gegeben und ihre Stationen sind Gedenkzeichen für den freien Verkehr, eine Art Programm geworden dafür, wie sich Erwerb und Absatz friedlich die Hände reichen, um in guter Wechselwirkung gewinnbringende Erträgnisse zu fördern.

Unter unseren überseeischen Kriegsschiffsstationen ist die ostasiatische die älteste. Bis um die Mitte des letzten Jahrzehntes hatten zur ostasiatischen Station auch die Gewässer der Südsee gezählt. Die Erwägungen, daß Australien als das Herz der ganzen oceanischen Welt, ein Mittelpunkt sozusagen auf der östlichen Halbkugel in seinem vielumworbenen Pacificgebiet die mannigfachsten fremden Interessen mit den rüstig aufstrebenden deutschen Unternehmungen auf zahlreichen Inseln Polynesiens concentrirt und daß mit Rücksicht auf den neuen großen Aufschwung, welchen der Verkehr der Völker erhalten wird, wenn erst durch den Panamacanal die kürzeste Verbindung zwischen der westlichen und der östlichen Hemisphäre hergestellt sein wird, möglichst rechtzeitige und gesicherte

Digitized by Google

Stellungen dem vaterländischen Verkehr gesichert werden müssen, diese Erwägungen hatten sodann im Jahre 1875 zur Trennung der Südsee von Ostasien und zur Einrichtung einer besonderen Station in diesen Gewässern geführt, welche in Apia (Sitz des deutschen Generalconsulates) den Centralpunkt erhielt.

Die Glattdeckscorvette „Augusta" war das erste selbständige Stationsschiff im Pacific. Es folgten im Jahre 1877 die „Ariadne" und 1878 die neue Corvette „Bismarck". Im Jahre 1879 wurden die Corvetten mit Kreuzern III. Klasse vertauscht und zwar mit den Fahrzeugen der „Albatroß"-Klasse, welche einen geringeren Tiefgang besitzen und für geeigneter zum Verkehr in den Inselgewässern Polynesiens befunden wurden. Diese kleineren Schiffe sind bisher in der Südsee verblieben und nur in Fällen, wo sich eine größere Entfaltung der Kriegsflagge nothwendig gemacht hat, sind Verstärkungen von der ostasiatischen oder von der westsüdamerikanischen Station nach der Südsee beordert worden. Auf der ostasiatischen Station verkehrten nach der oben genannten die deutsche Kriegsflagge zum ersten Mal durch's Weltmeer führenden „Arkona"-Expedition nacheinander die Corvetten „Vineta", „Elisabeth", „Arkona", „Hertha", „Freya" u. s. w. Dann später in neuerer Zeit zum Geschwader vereinigt, die großen Corvetten „Leipzig" und „Prinz Adalbert", „Stein", „Bismarck" ꝛc. An den Küsten Südamerikas waren abwechselnd die Glattdeckscorvetten „Victoria", „Medusa" und „Nymphe" (1875—1879), dann die „Hansa" an der Westküste während des Chile-Peruanischen Krieges, später „Freya", „Sophie", „Marie" u. s. w. Westindien ist für unsere Kriegsflagge nicht eine feste Station, sondern ist immer nur vorübergehend von unseren Schulschiffen besucht worden. Die Küsten der Vereinigten Staaten sind abgesehen von einem Besuch der Corvetten „Hertha" und „Arkona" unseres Wissens sonst nie von der deutschen Kriegsflagge berührt worden, so groß sich das Verlangen unserer dortigen Landsleute nach einer Repräsentation der deutschen Kriegsflagge auch gezeigt hat und dieser Wunsch in ihrer Presse auch vertreten ist. Weniger politische Opportunitätsgründe als die einfache Zwecklosigkeit solcher Besuche ist die Veranlassung hiervon; wie denn auch unsere diplomatischen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten bekanntlich keineswegs derartige sind, daß eine beiderseitige Repräsentation der Kriegsflagge besondere Rücksichten der Courtoisie gebieten können. Die Station eines Avisos im Mittelmeer (Konstantinopel), welcher dort seit den 70er Jahren einen ständigen Aufenthalt hat, hat weniger den Zweck eines militärischen Schutzes concreter Interessen, als vielmehr die Bedeutung einer diplomatischen Repräsentation bei der sich in Permanenz befindlichen Orientfrage. Wo sich im Mittelmeer, diesem Brennpunkte intereuropäischer Interessen, Deutschland veranlaßt sehen mußte, im Namen des europäischen Gleichgewichts sein entscheidendes Gewicht in die Wage zu werfen, da sind besondere Escadres oder wenigstens Sondermissionen einzelner Kriegsschiffe die Träger der Aufgabe unserer Machtstellung gewesen wie z. B. das deutsche Panzergeschwader im Sommer 1877 in der Bai von Salonichi, die „Victoria" im Verbande des europäischen Executivgeschwaders unter Lord Seymour vor Dulcigno, so das deutsche Geschwader „Gneisenau", „Habicht" und „Ziethen", unter Commodore v. d. Goltz, während des vorletzten englisch-ägyptischen Krieges.

Die Aufgaben und Missionen aller dieser Schiffsindiensthaltungen in den europäischen und namentlich in den transatlantischen Gewässern lassen sich verschieden beurtheilen. Daß dieselben mit ihren Erfolgen und Resultaten für die Geschichte unserer Schifffahrts- und Handelsverträge während der letzten Decennien eine weitreichende Bedeutung erlangt haben, liegt auf der Hand und die frischen Eindrücke der Vorgänge auf den jüngsten Flottenstationen, vor West- und Ostafrika und in der Südsee werden die Tragweite einer politisch-militärischen Kraftentfaltung zum Schutze und zur Förderung unserer nationalen Commerzien Jedem verständlich gemacht haben.

Die Einrichtung der festen Stationen deutscher Kriegsschiffe von West- und Ostafrika in der Form und unter den Gesichtspunkten, wie sie hier der Kanonendonner verkündet hat, bedeutete für unseren Wirthschaftsbetrieb über See wie auch für den Beruf der Kriegsflagge den Anbruch einer neuen Phase. Ließe sich auch keineswegs sagen, daß unsere Kriegsflagge bisher nur auf die Phantasie des deutschen Volkes gewirkt habe, denn um dieser Auffassung Recht zu lassen, müßte man ihre Thätigkeit, die sie namentlich seit der großen nationalen Wende mit Nachdruck verfolgt hat, unterschätzen. Dennoch aber behalten die afrikanischen Stationen sowie die neuen Positionen am Kaiser Wilhelmsland (Neu-Guinea und Bismarck-Archipel u. s. w.) das vor den anderen überseeischen Actionsgebieten unserer Kriegsmarine voraus, daß sie kein geographischer Begriff mehr, sondern die ersten wirklichen Kriegsschiffsstationen vor heimathlichem Boden sind und daß sie, was noch wichtiger erscheinen muß, hoffnungsvolle Beispiele für eine weitere territoriale Consolidation unserer überseeischen Machtstellung geworden sind. Diese ersten überseeisch-deutsche Territorien mögen die ersten Pfeiler für die feste Brücke sein, auf welcher das nächste Jahrhundert unsere commerzielle und industrielle Großmacht zur Weltenmacht hinüberführen wird und in dem Maße, wie sich das ganze deutsche Volk jetzt weltumfassender Ideen bemächtigt, wird auch unsere Kriegsmarine in höherer Berechtigung zu ihrer Existenz dafür sorgen, daß die bisher von einem Volke mit Krieg oder List verfochtene Theorie vom mare clausum dem Recht des mare liberum zu unserer eigenen aber auch zur Wohlfahrt aller Völker weichen werde.

Militärische Jugenderziehung.

Von Oberstlieutnant a. D. G. v. Marées.

Fast ein halbes Menschenalter ist bereits darüber hingegangen, daß das Kaiserlich französische „Prätorianer"-Heer am Fuße der blauen Wasgenberge, an den blühenden Thalhängen der Saar, Mosel und Maas deutschen Hieben erlag. Frankreich erhielt damals die blutige Lehre von der Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte, die wohl über Araber, Chinesen und Mexikaner, auch in einem „galanten" europäischen Kriege (1859) billigen Ruhm erringen, aber nicht mit Erfolg die Stirne einem festgefügten Volk in Waffen bieten konnten. Daß einem solchen gegenüber selbst ein zum Kampf gerufenes Volk *mit* Waffen noch nicht viel bedeute, zeigte die nächste Folge. In dieser Erkenntniß schritt Frankreich nach beendetem Kriege voll guten Willens und mit ganzer Kraft zur Neubildung seiner Streitmittel. Allgemeine Wehrpflicht, vom verhaßten Gegner länger denn ein halbes Jahrhundert weise und strenge durchgeführt, sollte nun auch das Heilmittel sein, um Frankreichs zu Boden geschmetterte Wehrkraft wieder emporzuheben und bald geeignet zu machen zur heiß ersehnten Revanche. Aber das sah hierbei doch der Verstand der Verständigen in dem von Leidenschaften noch tief erregten Lande, daß manche Vorbedingung fehlte, um selbst mit der allgemeinen Wehrpflicht den hochgespannten Hoffnungen der Nation in kurzer Zeit gerecht werden zu können. Soll die allgemeine Wehrpflicht aus einem Volk *mit* Waffen ein Volk *in* Waffen, ein tüchtig geschultes Kriegsheer schaffen, so beansprucht sie eine möglichst kurze Ausbildungsdienstzeit im Frieden. Je kürzer diese, um so größer die Zahl der jährlich im Rahmen des Friedensheeres Auszubildenden; je länger dieselbe, um so mehr entfremdet sie das Heer dem Volke. Von einer kurzen Ausbildungszeit im stehenden Heere (Dienstzeit) sind aber drei Vorbedingungen unzertrennlich: Militärische Anlagen des Volkes, tüchtige Erziehung in Schule und Haus, ein ausgezeichnetes, im Volk und Heer gleich hochstehendes militärisches Lehrerpersonal (Offizier-Corps). Von diesen drei Vorbedingungen besaß Frankreich eigentlich keine, als es mit der Friedenswiederkehr zur Ein- und Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht schritt. Unter diesen Umständen darf es wohl als das Wählen des kleinsten Uebels bezeichnet werden, wenn man sich zur Einführung einer verhältnißmäßig sehr langen — fünfjährigen — aktiven Dienstzeit entschloß und damit dem sehr

Digitized by Google

bedeutenden, nicht zur Einstellung in das Friedensheer gelangenden Theil der Wehrfähigen nur eine kurze, ganz oberflächliche militärische Ausbildung ermöglichte. Mit dieser Maßregel glaubte man, wenigstens einen erheblichen Theil des Volkes zu einem tüchtigen Stamm für das im Kriege aufgebotene Volk in Waffen zu gestalten. — Nur im heißesten Kampfe der Meinungen war das Heeresorganisations-Gesetz in diesem Sinne zu Stande gekommen, und während einerseits durch Hebung des Schulunterrichts, Einführung des obligatorischen Turnunterrichts (1880), Errichtung von Schülerbataillonen (1882), sowie Schulung des Offizier-Corps die Vorbedingungen für eine kurze active Dienstzeit mehr und mehr geschaffen werden sollten, kämpfte ein von Jahr zu Jahr erheblich anwachsender Theil der Volksvertretung direct für die Einführung einer dreijährigen Dienstzeit und — im Zusammenhange mit derselben — für gleichmäßige militärische Ausbildung aller Wehrfähigen. Wiederholt waren im Laufe der letzten Jahre von Seiten der Heeresverwaltung entsprechende Vorlagen dem gesetzgebenden Körper gemacht worden, — aber der fortwährende Wechsel der herrschenden Parteien und mit ihnen des Kriegsministers — in Frankreich das Haupt der Armee — ließen die Vorschläge bislang nicht über die ersten Geburtsstadien hinausgelangen. Auch General Boulanger, Frankreichs nunmehr abgethaner Kriegsminister, legte dem gesetzgebenden Körper im verflossenen Jahre ein neues umfangreiches Reorganisationsgesetz vor, dessen Mittelpunkt gleichfalls die dreijährige active Dienstzeit mit ihren weitgreifenden Folgen bildet. Von dem damit beauftragten Ausschusse des französischen Abgeordnetenhauses ist das Gesetz in seinen beiden ersten Haupttiteln bereits geprüft und festgestellt worden, so daß bei der Dringlichkeit des Gegenstandes eine baldige Berathung und die unzweifelhafte Annahme dieses Theiles im Abgeordnetenhause sicherlich erfolgen dürfte, wenn nicht die unsicheren politischen Zustände lähmend einwirken. Das Inkrafttreten des Militärorganisationsgesetzes würde auf's tiefste in die gesammten Heeresverhältnisse eingreifen und die französische Armee längere Zeit hindurch auf einen Uebergangsstandpunkt stellen, welcher die volle Kriegsbereitschaft mehr oder weniger beeinträchtigen müßte. Dies und der Umstand, daß das in Frage stehende Gesetz immerhin nur bei gesichertem längeren Frieden durchzuführen ist, haben schon manchen berechtigten Zweifel darüber aufkommen lassen, ob General Boulanger es mit der Einführung des Militärorganisationsgesetzes redlich meinte oder ob er nicht durch Gesetzesvorschläge solcher Art und entsprechende Berathungen die Aufmerksamkeit von seinem eigentlichen Thun und Treiben ablenken wollte.*) Eins ist sicher: Revanchekrieg und Heeresorganisation lassen sich nicht gleichzeitig durchführen; eines schließt sogar das andere aus. Beides wird aber von den treibenden Parteien auf die Tagesordnung gestellt! Wo ist da der Schlüssel?! —

Doch nehmen wir an, daß es unserem großen Kanzler gelingt, den Revanchekrieg unter Wahrung des Vortheils und der Ehre des mächtigen deutschen Reiches vorläufig fern zu halten, und daß Frankreich sich entschließt, den fertig vorbereiteten Theil des Militärgesetzes zur Durchführung zu bringen. Mit demselben tritt dann u. A. eine Einrichtung in's Leben, deren Wellen auch über die Landesgrenze hinaus manchen deutschen Idealisten schmeichelnd berühren werden. Jenes Gesetz verlangt nämlich, im Zusammenhange mit der abgekürzten activen Dienstzeit, eine „militärische Jugenderziehung". Abgesehen von dem obligatorischen Turnunterricht sollen fortan rein militärische Unterrichtsgegenstände von den Schülern gelernt und militärische Uebungen mit der 17—20jährigen Jugend abgehalten werden. Ein Zeugniß über Theilnahme an diesen Uebungen befähigt dann zu einer nur zweijährigen activen Dienstzeit; theoretische Kenntnisse auf militärischem Gebiete unter Umständen noch zu anderen besonderen Vergünstigungen. Das Einjährig-Freiwilligen-Institut hat hingegen in den fünfzehn Jahren seines Bestehens in Frankreich so wenig Wurzel geschlagen, daß man es ganz fallen lassen muß; man erachtet solche Vergünstigung jenseits der Vogesen schon als eine Durchlöcherung der gleichen Wehrpflicht!

„Militärische Jugenderziehung" ist in Wort und Sache so alt, wie die „allgemeine Wehrpflicht" selbst. Diese, bei den Culturstaaten des Alterthums in der ersten Bildezeit überall Staatsgesetz, setzte eine militärische Jugenderziehung voraus, die aber neben der Weckung der geistigen Eigenschaften nur in Entwickelung von Körpergewandtheit sowie in Uebung des einfachsten Waffengebrauches bestand; der Heeresdienst selbst erforderte damals auch nichts anderes, als diese schon für das alltägliche Leben des wehrfähigen Staatsbürgers erforderlichen Bedingungen. Mit dem allmählichen Verschwinden der allgemeinen Wehrpflicht mußte auch die militärische Jugenderziehung hinfällig werden, und je mehr die Staatswehr in die Hände einer besonderen Berufsklasse überging, um so mehr wurde eine besondere Erziehung zu diesem Berufe erforderlich. Nach einer langen, langen Zeitspanne voll Wandlungen und Verirrungen, sollte erst unser jetziges Jahrhundert in Folge der großen französischen Revolution den Staatsgrundsatz wieder zur That machen, daß vor dem Gesetze kein Standesunterschied bestehe und daß gleiche Rechte auch gleiche Pflichten bedingten. Auf dieser Grundlage führte Preußen zuerst die „allgemeine Wehrpflicht" wieder ein und durch. Wohl träumte dort zu jener Zeit des stillen Waffenschmiedens gegen den Unterdrücker mancher tüchtige Mann auch von einer militärischen Jugenderziehung; aber eine kräftige, allseitige neue Staatsentwickelung verbannte bald solche unzeitgemäßen Ideen. Nirgends tauchten dieselben wieder ernstlich auf, bis sie jetzt von Frankreichs Regierung und Volk von Neuem in's Leben gerufen werden sollen. Diese seltsame Erscheinung ist wohl nicht zum wenigsten darauf zurückzuführen, daß die militärischen Einrichtungen des jetzigen Frankreichs nicht unter Zuziehung von erprobten und erfahrenen höheren Offizieren vorberathen, geprüft und festgestellt werden, sondern lediglich von dem Kriegsminister und der Volksvertretung. Mögen deren Mitglieder, wie in dem vorliegenden Falle, noch so pflichtgetreu und hingebend arbeiten und urtheilen, es fehlt ihnen einerseits doch das volle Verständniß für die militärischen Einrichtungen, andererseits die unabhängige Stellung, um ihren persönlichen Anschauungen den gebührenden Nachdruck zu geben. Auch ein um die Volksgunst buhlender Kriegsminister wie General Boulanger hätte niemals ein vollgiltiger Vertreter der militärischen Interessen des Landes sein können. Gewichtige militärische Stimmen verlangen daher mit Fug und Recht zunächst eine Prüfung des Gesetzes durch den oberen Kriegsrath (conseil supérieur de la guerre).

Um nun den Werth einer militärischen Jugenderziehung zu prüfen, muß vor Allem klar liegen, welche Ziele sich die militärische Ausbildung heutigen Tages steckt, und inwieweit diesem Streben mit Nutzen vorgearbeitet werden kann.

Bei der militärischen Ausbildung handelt es sich zuvörderst um das Gebrauchenlernen der verschiedenen Waffen und Kampfmittel, je nachdem es Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Pioniere u. s. w. betrifft; der Gebrauch dieser Waffen und Kampfmittel ist heutigen Tages nichts weniger als ein einfacher und mechanischer; erst durch richtige Anwendung in Bezug auf Ort und Zeit erhalten diese Waffen und Kampfmittel ihre volle Wirkung. Ein Kennenlernen und Einleben in die militärischen Formationen, welche zur Leitung und Führung der Truppen und Heeresmassen erforderlich, ist ein weiteres Bedingniß für den jungen Soldaten. So wichtig diese Kenntnisse nun aber auch sind, ihre Bedeutung bleibt gering, wenn dem jungen Soldaten nicht ganz besondere geistige und moralische Eigenschaften anerzogen werden bezw. sind. Vor Allem muß er voll und ganz durchdrungen sein von der hohen Bedeutung der Vaterlandsvertheidigung und der hervorragenden Stellung des Soldaten hierbei; er muß den ungemein hohen Werth der militärischen Disciplin kennen gelernt und geistig

*) Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es vorläufig zu einer Armeereform unter General Ferron, Boulanger's Nachfolger, überhaupt nicht kommen, denn die französische Abgeordnetenkammer dürfte sich vornehmlich mit der Ordnung der Finanzen nach der Richtschnur äußerster Sparsamkeit zu beschäftigen haben.

Digitized by Google

erfaßt haben, er muß davon durchdrungen sein, daß des Einzelnen Thun und Wollen stets dem Ganzen zu dienen hat; er muß verstehen gelernt haben, was Befehlen, was Gehorchen heißt. In solchem Sinne muß er auch in den wildwogenden, alles auflösenden und zerstörenden Läufen des Krieges als selbständiger und selbstdenkender Mann nach eigenem Entschlusse mit vollem Pflichtbewußtsein, und doch als Glied einer Kette, zu handeln wissen! Wahrlich hohe Ziele und schwere Erziehungsaufgaben, sicherlich werth, daß Regierung und Volk mit allen Kräften und in jeder Weise dieselben erreichen helfen!

Von diesem Gesichtspunkte aus scheint die militärische Jugenderziehung auf den ersten Blick ihre große Berechtigung zu haben. Treten wir aber der Sache näher und fragen was und wie soll schon die heranwachsende Jugend in militärischer Beziehung lernen, so ruft die Umschau nach einem geeigneten militärischen Lehrerpersonal bereits ernste Bedenken wach. Berufslehrer werden sich zu einem solchen Amte weder eignen noch hergeben können; an active Offiziere ist ernstlich wohl nicht zu denken. Auch verabschiedete Offiziere, in den meisten Fällen schon ältere Männer, werden wenig günstige Elemente sein, um Knaben und heranwachsenden Jünglingen persönlich militärischen Elementar-Unterricht zu geben; am wenigsten eignen sich aber sicherlich hierzu alte ausgeschiedene Unteroffiziere. — Wenn dieser Berg wirklich glücklich überwunden ist, dann handelt es sich darum, was der Lehrer seiner Jugend in militärischer Beziehung beibringen soll. Waffengebrauch! Man könnte den Knaben und heranwachsenden Jünglingen doch nur eine ihren Körperkräften entsprechende leichte Waffe geben, deren Handhabung und sehr eingeschränkte Benutzung schließlich in eine kindliche Spielerei ausarten müßte, die auch nicht im entferntesten einen richtigen Begriff von dem Werth der Waffe für den Soldaten schaffen könnte, die er im Kriege wie ein unverletzliches Heiligthum betrachten muß, von dessen Zustand sein ganzes Wohl und Wehe oft mit abhängt. — Einüben militärischer Formen! Marschiren in geschlossenen Abtheilungen und Aehnliches wird sich bei der Schuljugend doch auch nur zu einer mechanischen Fertigkeit ausbilden lassen, die aber keineswegs das Wesen der Sache, die eigentliche Bedeutung dieser Formen für die Truppe, für den Krieg, erkennen läßt. Auch hier würde das, was der Soldat im Ernste des Dienstes erlernen muß, sich zu einer Spielerei gestalten und ganz falsche Begriffe hervorrufen, die nachher nur mit Mühe zu beseitigen sind. Was man auf diesem Wege der Jugend beibrächte, würde schließlich, wenn überhaupt, lediglich für diejenigen von Nutzen sein können, welche später bei der Infanterie eingestellt würden; für Cavalleristen, Artilleristen u. s. w. könnte von irgend einem Vortheil wohl gar keine Rede sein. —

Und welche Erziehungsmittel stehen nun den Jugendlehrern zu Gebote, um Knaben und heranwachsenden Jünglingen Formen beizubringen, von deren eigentlicher Bedeutung sie keine Ahnung haben?! Der Ernst und die Wichtigkeit des militärischen Dienstes werden durch das Verständniß der Lernenden und durch strenge Gesetze der Disciplin und Unterordnung kräftig unterstützt. Will man, kann man solche strengen Gesetze auch bei Kindern anwenden?! Also auch nach dieser Seite nur schädliche Halbheiten! Will man nun gar, wie jetzt in Frankreich, von jungen Leuten, welche das Abiturienten-Examen und ähnliche Prüfungen ablegen, theoretische Kenntnisse über militärische Gegenstände, über inneren Dienst, Felddienst und dergl. verlangen, so findet einerseits die Frage nach geeigneten Lehrern ihre viel schwerere Lösung, andererseits wäre aber auch ernstlich zu erwägen, ob unsere heutige Jugend auf den höheren Schulen nicht schon derartig mit Lernen überbürdet ist, daß jedes Mehr, namentlich aber ein solch einseitiges, ganz außer ihrem Fassungsbereiche liegendes, schädlich ist. Ein theoretisches Erlernen der Pflichten des Soldaten und seines Verhaltens bei den verschiedenen Dienstverrichtungen hat auch nur dann wirklich Nutzen und Werth, wenn der Lernende ganz von der Bedeutung des Gegenstandes durchdrungen ist. Hierzu gehört vor Allem der Ernst und die Strenge des militärischen Dienstes, aber auch das volle Gefühl der Würde, welches ohne den Soldatenrock nicht zu denken ist, jenes Ehrenkleid, das der Soldat mit den höchsten Würdenträgern, mit dem Haupte der Armee gemeinsam trägt. Hierzu gehört ferner der volle sittliche Mannesernst, der auch erst mit den reiferen Jugendjahren kommt.

Darum kein mechanisches Eintrichtern von unverstandenen militärischen Formen und Begriffen bei der gesund heranwachsenden Jugend! Eine solche „militärische Jugenderziehung" ist schädlich für Jugend und Militär. Und doch ist eine militärische Jugenderziehung bei der allgemeinen Wehrpflicht auch heutigen Tages eine unabweisbare Nothwendigkeit; aber eine militärische Jugenderziehung, welche sich darauf beschränkt, in Schule und Haus die geistigen Anlagen der Jugend zu wecken, zu nähren und zu kräftigen, den Körper zu stählen und leistungsfähig zu machen.

Angesichts der namentlich in letzter Zeit besonders scharf zu Tage tretenden Bestrebungen unserer großen Nachbarstaaten, ihre Wehrkraft durch Vermehrung der Streiterzahl mehr und mehr zu erhöhen — Bestrebungen, deren Einfluß wir uns nicht ganz entziehen können — wollen wir uns immer wieder ins Gedächtniß zurückrufen: „Nicht Roß', nicht Reisige sichern die steile Höh'", auf der Deutschland jetzt steht! Ein tüchtiger, gesunder Staatssinn, Pflichtgefühl, Achtung vor dem Gesetz und Vaterlandsliebe, das sind die Pfeiler, welche Heer und Volk, das gesammte Vaterland, unter weiser Ausnutzung der Wehrkraft, am besten gegen jede Gefahr feien! Bilden wir bei der Jugend diese Tugenden aus, dann geben wir ihr eine „militärische Jugenderziehung", die für sie im Heeresdienst wie im bürgerlichen Leben von großen Nutzen sein wird!

Zur Reform der Universitäten.

Es ist ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit, daß in demselben Augenblick in mehreren deutschen Volksvertretungen ein Ansturm gegen das heutige juristische Studium stattgefunden hat, in welchem zwei bedeutsame Kundgebungen aus maßgebenden Kreisen über die Reform der Universitäten erfolgt sind, die eine von dem Curator der Universität Halle, Herrn Geheimen Regierungsrath Dr. Schrader, die andere von dem ordentlichen Professor in Breslau Dr. C. Hasse in seiner Schrift: Die Mängel deutscher Universitätseinrichtungen und ihre Besserung (Jena, Fischer). Nur die letztere, welche ein Glied bildet in der Kette verwandter Publikationen der letzten Jahre, soll uns hier beschäftigen. Freilich vermag der Verfasser als ordentlicher Professor die Stimmen jüngerer Lehrer nicht anzuerkennen, „welche außerhalb des Kreises der wirkenden Faktoren stehend kein objectives Urtheil über den Werth oder Unwerth der bestehenden Einrichtungen haben können," indessen wird man doch bemerken dürfen, daß in der Regel diejenigen zuerst über Schäden einer Einrichtung schreiben werden, welche darunter gelitten haben, und daß auch Extraordinarien durch befreundete Ordinarien soweit in das Berufungswesen eingeweiht werden, daß sie darüber ein Urtheil haben, während sich ihnen die Kenntniß aller anderen akademischen Verhältnisse, wie des Unterrichts, der Honorarfrage u. s. w. doch von selbst erschließt. In diesem Punkt Nichtordinarien den Mund verbieten, würde dasselbe bedeuten, als wenn der Premierlieutenant nicht über Heeresverfassung schreiben dürfte, sondern „der Herr Major", nicht der Amtsrichter, sondern der Landgerichtsrath und ähnliches. Wer aber würde eine solche These aufstellen wollen?

Der Verfasser spricht mit Ruhe und Klarheit über das Berufungswesen, das Privatdocentenwesen, das Pensionswesen, das Vorlesungssemester, das Promotionswesen, das Honorarwesen. Es ist ein eigenthümliches Verhängniß, daß er gerade in den beiden Hauptfragen, der Berufungs- und Honorarfrage ziemlich zu demselben Resultat kommt, das schon vor ihm vernehmlich ausgesprochen worden ist. Freilich ist er vorsichtig genug zu behaupten, „daß mit seltenen Ausnahmen die

Digitized by Google

Facultäten den Regierungen die geeigneten Persönlichkeiten vorschlagen," dennoch ist er durchaus gegen das Vorschlagsrecht der Facultäten, „einmal, weil es sonst in der Staatsverwaltung bei den anderen Beamtenkreisen nicht vorhanden ist, und dann vor allen Dingen, weil die Professoren als die treuesten Hüter der idealen Schätze der Nation eine Stellung einnehmen, so wichtig und erhaben, daß, wie bei dem Richter, jeder Schein der Parteilichkeit von ihnen fern gehalten werden muß." Der Verfasser schlägt also vor, das Recht den Facultäten zu lassen, neue Lehrstühle beantragen zu dürfen, dagegen solle ihnen das Vorschlagsrecht bei der Neubesetzung von erledigten Lehrstühlen genommen werden. Also genau die frühere Forderung, daß die Macht der Regierung im Berufungswesen gestärkt, die der Facultät gemindert werden müsse, nur mit anderer Motivirung, da früher behauptet wurde, daß durch die Stärkung der Regierung auch die Rücksicht auf Persönlichkeiten u. s. w. mehr in den Hintergrund treten würde. Zur Unterstützung dieser Forderung müssen aber Ministerialbeamte, welche das Decernat der akademischen Personalien haben, die einzelnen Universitäten persönlich inspiciren, wie es in der Schweiz längst geschieht, anstatt „durch die Brille einflußreicher, geistig hochstehender Persönlichkeiten zu sehen" und müssen sich ein selbständiges Urtheil über die einzelnen Lehrer bilden, wie es auch auf anderen Gebieten der Staatsverwaltung der Fall ist.

Wenn schon dieser Vorschlag im Kreise des „beati possidentes" auf lebhaften Widerspruch stoßen wird, weil er einen der Grundpfeiler der mittelalterlich-republikanischen Universitätsverfassung erschüttert, so wird die Regelung der Honorarfrage nicht minder angefochten werden. Der Verfasser stellt für die Nebeneinkünfte der Ordinarien, die, abgesehen vom Gehalt, zufließen und theils aus Examen- und Promotionsgeldern, theils aus Vorlesungsgeldern bestehen, das Schema auf, daß an mittleren Universitäten die Nebeneinkünfte der ersten Gattung 300—2000, an großen 600—3000 Mk. betragen, während die der zweiten Gattung zwischen dem Minimum von 200 Mk. und dem Maximum von 30,000 Mk. schwanken. Damit bewegen sich die Einkommen der ordentlichen Professoren in Deutschland zwischen dem Minimum von 6000 Mk. und dem Maximum von 40—50,000 Mk. „Diese Zahlen reden eine brutale Sprache." Da nun anerkanntermaßen der Professor der großen Universität, der Hunderte von Zuhörern hat, gar kein Verdienst mehr hat, als ein anderer, im Gegentheil, „wo 400—600 Zuhörer da sind, jede ordentliche Einwirkung der Persönlichkeit des Lehrers aufhört und die Zuhörer dann auf untergeordnete Kräfte, Assistenten u. s. w. durchaus angewiesen sind, auf Leute, die selber noch das Gewöhnliche zu lernen haben," so verdient in diesem Augenblick der Professor sein Honorar nicht mehr. Der Verfasser schlägt also vor, nur den unbesoldeten Docenten und außerordentlichen Professoren die vollen Einnahmen der Vorlesungen zu lassen, den besoldeten Professoren dagegen außer dem Gehalt „den Durchschnitt der Vorlesungseinnahmen des betreffenden Lehrstuhls während der letzten zehn Jahre" zu geben und ihnen für den Fall der Pensionirung zwei Drittel des Gesammteinkommens zu geben. Für diesen Vorschlag sind zweifellos schon früher verschiedene bessere und gerechtere gemacht worden. Der Gehalt soll so normirt werden, daß die außerordentlichen Professoren überall 4500 Mk. bekommen müssen, die ordentlichen auf kleineren Universitäten (unter 1000 Studenten) 6000—7500 Mk., auf mittleren (zwischen 1000 und 2000 Studenten) 7500—9000 Mk., auf den größten (über 2000 Studenten) 9000—12,000 Mk.

Allseitigen Beifall wird die Kritik über das deutsche Promotionswesen finden. Es ist eine Schande, daß an einer der größten Universitäten noch ein promotus in absentia existirt, und daß andere keinen Druckzwang haben, so daß die Qualität der eingereichten Arbeit keiner öffentlichen Beurtheilung unterliegt. Aber warum nennt Verfasser nicht die Namen? Die Eingeweihten kennen diese Universitäten, die große Menge nicht, und jene Universitäten, auf welche selbst Th. Mommsen's scharfes Wort seiner Zeit nicht den geringsten Eindruck gemacht hat, werden sich auch jetzt nicht rühren, zumal dort der Doctor zu einer gewöhnlichen Einnahmequelle heruntergesunken ist. Sehr hart dünkt uns aber der Vorschlag, daß die Doctorwürde nur solchen verliehen werden dürfte, „welche die Staatsprüfungen vollkommen bestanden haben," und daß die Examina vor allen Professoren stattfinden sollen, deren jeder zehn Minuten prüfen darf. Das führt zu einem oberflächlichen und encyklopädischen Wissen. Viel richtiger ist die süddeutsche Einrichtung des einen Hauptfaches und zweier Nebenfächer (ein Hauptfach und ein Nebenfach, wie der Doctor in Tübingen gemacht wird, ist zu wenig).

Bei der Einrichtung des Priatdocententhums geht Verfasser namentlich von dem juristischen Studium aus und gibt zu, in Uebereinstimmung mit den Klagen, die besonders in den Volksvertretungen laut geworden sind, daß die Vorlesungen der juristischen Professoren nicht selten abschreckend wirken, indem er als Grund davon ansieht, daß junge Männer zur Docentenlaufbahn zugelassen werden „und darin zu hohen Würden und Ehren emporsteigen, welche ganz einseitig in einem Fache oder sogar nur in einem Theil eines Faches ausgebildet sind und es versäumt haben, sich einen weiteren Gesichtskreis auf verwandten oder selbst auf fernliegenden Gebieten zu verschaffen." Man kann sogar noch weiter gehen und nachweisen, daß selbst unter besseren Juristen so außerordentlich beschränkte und in ihrem Horizont eingeengte Persönlichkeiten gefunden werden, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Studenten deren Hörsäle wie Pesthäuser meiden, und lieber in derselben Stunde irgend einer anderen Vorlesung eines anderen Faches beiwohnen, als der von ihnen bezahlten juristischen. Man wird ferner behaupten dürfen, daß die außerordentliche Zunahme der Rechtsirrthümer in Deutschland und die dadurch erzeugte Rechtsunsicherheit, worüber erst vor kurzem Ludwig Fuld-Mainz in einem Artikel gehandelt hat, nicht zum wenigsten auf den schlechten juristischen Unterricht und auf den hauptsächlich durch langweilige Lehrer hervorgerufenen juristischen Unfleiß zurückgeführt werden muß. Das Mittel, welches der Verfasser zur Abhülfe vorschlägt, daß in keiner Facultät Jemand „früher zur Docentur zugelassen werden sollte, als bis er die volle Befähigung erreicht und nachgewiesen hat, daß er die vorgeschriebenen Examina sämmtlich gemacht und damit den Nachweis geliefert hat, daß er die Stellungen im Staatsleben einehmen kann," wird etwas helfen, aber nicht viel. Wir fürchten, daß das juristische Studium an den deutschen Universitäten überhaupt seit langer Zeit ein kranker Mann ist, dem nur durch ganz energische Mittel wird aufgeholfen werden können, besonders auch indem man ruhig das über Bord wirft, was seine Bedeutung gänzlich verloren hat. Wenn aber juristische Professoren, zumal nicht besonders klare und fesselnde, in einer Woche 15 (!!) Stunden in einer Vorlesung über Pandekten lesen, kann man sich da wundern, daß die Studenten mit Naturnothwendigkeit aus den Hörsälen gejagt werden?

Wenig Neues ist in den Abschnitten über das „Pensionswesen" und das „Vorlesungssemester" enthalten. Wenn auch dem Verfasser hin und wieder kleine Irrthümer unterlaufen, die besonders durch die nicht genügende Kenntniß süddeutscher Verhältnisse entstanden sind, so wird doch die kleine sine ira et studio abgefaßte Schrift sehr viele Freunde in allen gebildeten Kreisen Deutschlands finden, und wird, wie man wenigstens hoffen darf, in den Kammern der deutschen Länder bei der nächsten Gelegenheit der Universitätsfrage als Grundlage für bevorstehende Reformen herangezogen werden. Wir aber möchten gerade mit Hinblick auf die ideale Stellung der Universitäten in Deutschland, welche ärgerliche Vorkommnisse, Nepotismus, Gewaltthätigkeiten, Zurücksetzung und ähnliches in einem weit schlimmeren Lichte erscheinen läßt, weil sie von der großen Menge weit gieriger aufgegriffen und härter beurtheilt werden, den Wunsch aussprechen, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern sein möchte, in welchem die Regierungen den von allen Seiten verlangten ersten Schritt thun zur — Reform der Universitäten.

Philosophus.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Vom Pariser „Salon."

Paris, Ende Mai.

Ein gewisser, bedeutender Durchschnittswerth — ein Durchschnittswerth hohen Ranges — das ist der erste Eindruck der diesjährigen Pariser Kunstausstellung. Unwillkürlich sucht man nach Vergleichspunkten zwischen diesem Publikum und diesen Bildern. Sucht man sie, weil unsere Nerven schon den Eindruck der Analogie empfangen haben, oder findet man sie, weil man sie sucht? Jetzt, wo das Fremdengewimmel die Pariser Gesellschaft abgelöst hat, wo deutsch und englisch, oder deutsch-englisches Französisch von allen Seiten ertönt, wo das rührige Skandinavien mit nordischer Gläubigkeit sich im Salon Erleuchtung holt, findet man sie nicht mehr. Aber sie war da in den ersten Tagen. In den zahllosen Portraits an diesen Wänden dieselbe vollendete Eleganz, dieselbe Rücksicht auf äußere Wirkung, auf Façadewirkung, wie in den feinen schlanken Gestalten der durch die Säle wandernden Franzosen, den leichtgebauten, nervösen Gestalten einer sensitiven, beweglichen Race — kleine Hände und Füße, gleichmäßige Blässe des Teints, langgeschnittene Augen, die die Berührung jedes Blicks auffangen, Lippen von einer weichen Anmuth der Linien, die von uralter, künstlerisch-verfeinerter Genußsucht zeugt. Welch unerreichbarer Chic in Haltung und Kleidung, welch conventionelles comme il faut! Und in diesen Bildern, Büsten und Portraits dasselbe Stück Volkspsychologie — hier Alexander Dumas von Bonnat in energischer Pose, dort der greise Chevreul von Bengy, unzählige Berühmtheiten und Unberühmtheiten, die „gesessen" haben, aber gewöhnlich hat der Maler ihnen das Geheimniß ihrer Natur nicht abzustehlen und festzuhalten gewagt in einem Moment, wo sie nicht saßen. Wie bezeichnend sind die Frauenportraits und Büsten! Cocotten und Modelle in langen Reihen und allen Abstufungen der Nacktheit. Lecker gemaltes Fleisch, wie Chaplins träumendes Mädchen, oder Carolus-Duran's Andromeda, manchmal in barocker Einkleidung wie der Tod mit dem Mädchen der Luft. In den Statuen eine unendliche Weichheit der Modellirung, Lockung mit einem Funken Esprit — Geist ist schon ein zu massives Wort, ein halb naives, halb raffinirtes Behagen an den fließenden, hinschmelzenden Linien der weiblichen Form. Dann und wann eine frische Keuschheit ohne Strenge, wie in dem heiteren Bild von Dantan: Abguß nach der Natur. Ein nacktes Mädchen steht auf einem Tisch, während von ihrem einen Bein ein Gypsabdruck genommen wird. Der ganze Raum ist voll Licht. Es spielt in kleinen, warmen Reflexen über ihrem zarten Körper, überall dem verschiedenen Weiß des kalkverstaubten Raumes, den Büsten, dem Abguß des sterbenden Sklaven an der Wand, dem nassen und trockenen Thon, den beiden, vollständig in die behutsame Verrichtung ihres Werks versunkenen Arbeitern. Ein Bild voll Sonne, Frische und Humor. Und der Humor ist selten auf dem diesjährigen Salon und kommt hauptsächlich auf Rechnung der Ausländer in der Landschaft mit Figuren.

Neben der losen und amüsanten Weiblichkeit ist die femme honnête da, mit süßlich gezwungenen Lächeln zwischen ihren Conterfeis umherwandelnd. Da ist zuerst la jeune fille, schlank und geschnürt, mollig und hübsch, mit einem Gesicht, auf dem nichts steht, als eine unschuldige Aufforderung zur Heirath. Da ist die grande dame, pompös und etwas fett, schön und kalt, ein geschlossenes Buch, das nicht für die Oeffentlichkeit zu lesen bestimmt ist. Die galanten Maler haben sich das Befehl sein lassen. Die meisten dieser Portraits verrathen nichts, als wieviel die Toilette gekostet hat; sie sind begeisterte Symphonien über die Wirkung des Lichts auf Sammt und Atlas, wie Bisson's wundervolle Atlasstudie, wie Mlle. Beaury-Saurels Damenportrait mit weichen violetten Lichtern im schönen dunkelbrünetten Gesicht mit einer prächtigen und prächtig gemalten Toilette aus warm violett-blauem Sammt auf einem Hintergrund von broncebraunem Plüsch; ein broncegelbes Atlaskissen wirkt mit einem wahren Zauber zwischen diesen tiefen Tönen. Ein Meisterstück barocker Farbenwirkung ist ein großes Portrait von Doucet, eine junge Dame mit japanesisch gelbem Teint in einem wunderlich blaugrau-rothbraun gemusterten Kleide auf einem Hintergrund von gelbrosa Plüsch darstellend. Wie ein Schlag trifft Einen zwischen all diesen Bildern, die sich mehr mit den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Stoffe, als der Gesichter beschäftigen, das Selbstportrait der Polin Bilinska. Das ist unerschrockener Naturalismus. Diese mageren, nicht mehr jungen Züge, groß-, aber hohläugig, mit einem begehrlichen, entschlossenen Mund, welk von Kämpfen, Leiden und Unbefriedigung, die sind echt und ehrlich angeschaut. Gute Kunst und künstlerischer Muth! Interessant, wie die Portraits, wenn auch weniger durch sich selbst, sind die Büsten einer unendlichen Galerie von Aristokraten, Geld-, Geburts- und Geistesaristokraten, aller derer, die es sich gestatten können, sich in Marmor aushauen zu lassen. Gelehrte und Offiziere und schöne, oder vornehme Damen. Die Bildhauerkunst kann weniger Concessionen machen, als die Malerei. Was hier am meisten überrascht ist: wie wenig doch die Gesichter am Ende des neunzehnten Jahrhunderts sagen. Der Stempel von Beruf und Herkunft ist ja — nicht immer zum Vortheil — deutlich vorhanden. Aber wie selten ist, wie verschwindend unter den Frauen, der Stempel der Individualität. Die Rococobüsten in den französischen Museen haben eine gewisse Koketterie der freien Persönlichkeit — die modernen Damen haben die Anmuth der Stummheit. Oder die Stummheit ohne Anmuth. Diese Frauenköpfe sind durchaus nicht alle schön, aber sie sind alle abwehrend kalt, sie sind alle in der Defensive; sie sehen aus, als ob sie unter dem Gewicht ihrer Tugend erliegen würden, wenn der Gedanke an die Belagerung sie nicht aufrecht erhielte.

Am erwärmendsten und vorzüglichsten ist in dem diesjährigen Salon die Landschaft, mit großer Treue und Vertiefung besonders in den kleineren Bildern vertreten. Da sind zuerst die bekannteren Größen: Duez mit einer großen Abendlandschaft voll Stimmung: weites blaues Meer unter röthlich verdämmerndem Himmel, tiefgrünes Gras, ein paar Kühe im Vordergrund, der Mond sich im Wasser spiegelnd und ein weicher, warmer, feuchter Duft in der stillen Luft. Da ist das prächtige Hochzeitsmahl im Grünen von Albert Fourié, lebendig und mehr genau als humoristisch in der Charakteristik der halbbäuerlichen Hochzeitsgesellschaft, prächtig in dem tiefen, kräftig saftigen Grün der überschattenden Kastanien und den breiten, spielenden Sonnenlichtern auf den Blättern, den Gesichtern, den Kleidern, in den glänzenden, grünlichen Reflexen auf Tischtuch, Speisen u. s. w. Nachmittagssonnenlicht überall. Da ist eine zweite Hochzeitsgesellschaft im Regen. An hochgeschichteten Heuschobern geht es vorbei, die Braut hält mit ihren großen rothen Händen das weiße Kleid ängstlich zusammen, die Alten nehmen die Sache ergebener, der Bräutigam theilt seine Sorgfalt zwischen seiner Erwählten und seinem Cylinder und unterdessen gießt es und gießt es, der Himmel hängt tief und schwarz herab, ein wahrer Gewittersturm braust über die Erde. Das kleine Bild voller Humor und Naturtreue ist von Brispot.

Die meisten dieser Bilder sind Luft- und Beleuchtungsstudien von seltenem Feingefühl der Auffassung. Voll Naturpoesie ist ein vom Staat angekauftes Seestück des Holländers Mesdag: nach Sonnenuntergang auf dem Meer. Ein Bild in den zartesten gelblich röthlichen Tönen, nichts als Himmel und Wasser, einige Boote mit warmbeleuchteten Segeln, unendliche Perspective, ein leises Zittern in der Atmosphäre und kleine kurze leichtgerippte Wellen, die dem Beschauer entgegenrollen. Noch beweglicher, nervöser in der Empfindung und doch voll heiterer Ruhe ist der Morgen in Mortefontaine von Rozal. Wie in weißlichen Flecken liegt der Tag auf dem Wasser, die Luft ist leicht und doch voll Dünste, durchsichtig und doch nicht frei. Junges Laub von fast durchsichtigem zarten Gelbgrün umgibt den flachen Teich voll gelbgrüner

Digitized by Google

Reflexe, ein paar Kühe stehen an ihm und wittern in die Ferne. Eine Landschaft mit Schafheerde von Stengelin gibt eine Abendstimmung mit sehr durchsichtiger Luftperspective und einem ganz fernen letzten Streifen helleren Lichtes. Der Norweger Skredsvig hat einen Johannisabend in einem norweger Fjord gebracht mit stärkeren Umrissen und tieferer Färbung, als es die französischen Naturalisten ihrer Natur absehen. Ein Boot mit nachziehender durchsichtiger Ruderspur gleitet über das blanke, glatte, oben durchsichtig grünliche, tiefer fast schwarzblaue Wasser, ein paar Mädchen und ein Bursche mit einem Zündhölzchen, an dem er seine Pfeife ansteckt, ein anderer mit einer Harmonika sitzen beschaulich darin, in der Ferne sieht man das dichte, wie zusammengeklebte blaugrüne Laub der an der Anhöhe aufsteigenden Bäume.

Mit L'Hermitte's „ruhenden Mähern" kommen wir zu dem ersten und größten Bild in der Reihe der Grauwetterstimmung. In der Luft ist das Träumerische, Unbestimmte, Verschwimmende, die Melancholie des bewölkten Sommerhimmels, die alle Umrisse in einander übergehen läßt und alle schärferen Linien wie in ein ganz leises Zittern auflöst. Es ist die Stimmung des nebligen Nordens, „der diesigen Luft", und die ausstellenden Ausländer, Dänen, Engländer und Amerikaner, übertreffen darin auf dem diesjährigen Salon fast die Franzosen. Monks aus Boston hat ein solches Bild Teich mit Haide und verschwimmendem Hintergrund, das das Beklommene der Grauwetterstimmung tief und eindringlich gibt. Aehnlich in der Grundstimmung ist Montholon's: Abenddämmerung über der Haide, mit ihrer bangen Unendlichkeit und Guignard's melancholisches Bild, grauer Himmel und gelbes Gras: in der Lande. — —

In der Sculpturenabtheilung ist ein Bronceguß von Boucher, drei Wettläufer, die Augen starr, den Mund geöffnet, die Hände aus-, den Nacken vorgestreckt, kaum mit der Spitze des einen Fußes den Boden berührend, einander dicht auf den Fersen, den ganzen Körper vorwärts geworfen, das andere Bein hoch in der Luft, nackt, mager, jeden Muskel gespannt — so stürmen sie vorwärts in der letzten Anstrengung vor dem Ziel, einen Zollbreit Vorsprung, eine Bewegung, die den Hintermann hindert und der erste hat den Sieg. Die Gruppe ist ganz ausgezeichnet modellirt, knapp, streng, mit einer nervösen Nüchternheit in der Beobachtung, von einer hinreißenden Lebendigkeit in der Bewegung. Sie hätte im Vestibul der Gemäldeabtheilung stehen sollen, ein Symbol des Wettkampfes im Sichgeltendmachen, des Ringens dieser Bilder, sich gegenseitig zu erdrücken, dieser Farben sich gegenseitig auszulöschen, dieser Kämpfe, die jeden Frühling hier zwischen den Werken der Meister und Schüler und den Toiletten der Damen geführt werden. Die großen Bilder und les grandes mondaines haben den Vorsprung, sie sind am auffallendsten, man sieht sie zuerst und man sieht sie am längsten, mit ihrer herrschsüchtigen Pracht zwingen sie die Blicke und zerstören sie die Sammlung des Sinnes, der sich den Aufstrebenden, den Jungen und Kleinen zuwenden möchte. Solch ein Farbenbacchanal, das die Sinne verwirrt, ist Cormon's riesige Leinwand: die Heimkehr der Sieger von Salamis. Cabanel hat eine Kleopatra, die an Sklaven Giftproben machen läßt, gebracht, ein süßliches, traditionelles Bild nach traditionellem Recept: Glätte und Grausamkeit. Dupain's „verlorener Sohn" erscheint als Araberhäuptling in buntem Waffen- und Gewänderschmuck, umgeben von halbnackten, weißen, schwarzen und braunen Körpern, „Cäsar's Ermordung" von Rochegrosse ist ein Kunststück weiß in weiß von roher Phantasie: weiße Wände, weiße Lichtreflexe, weiße Togen, dunkelrothe uud schwarze Klexe dazwischen: Cäsar's Stuhl und Toga und die Köpfe der schlachtenden Republikaner. Wertheimer ist mit einem rothglühenden Geisterschiff zwischen grünen Wogen erschienen, eine alte romantische Phantasie und Castaigne mit einer ungeheuerlichen Sündfluth in Grün, Schwarz, Blau und Weiß. Unter den vielen vom Staat bestellten oder angekauften Bildern ragt eins besonders hervor: Die Unterwerfung der Casseler unter Herzog Philipp von Tattegrain. Keine theatermäßig arrangirte Historienmalerei; auf diesem Bild spielen nicht die Menschen die Hauptrolle, sondern das Wetter. Ein fürchterliches Wetter, vor dem die Ueberwundenen zusammengekauert unter einer Anhöhe, hinter ihren Schilden Schutz suchen. Auf der Anhöhe strebt eine Deputation geistlicher und weltlicher Großer dicht aneinander gestemmt, mit Fahnen, deren Schäfte sich im Sturm biegen, einer kleinen Brücke zu, hinter der der Herzog hält, weit zurückgelehnt auf seinem Pferd, den Rücken gegen den Wind wie gegen eine unsichtbare Stuhllehne gestützt. Der Himmel ist fahlgrau und hängt tief, das Bild hat eine schmutziggraue Farbe. Der Regen peitscht in langen Tropfen mit nassem Schnee untermischt über sie, an den Waffen im Vordergrunde hängt das klare Wasser, Niemand hat für den feierlichen Act seine guten Kleider angezogen, das wenige Roth, das man erblickt, ist wie durchweicht. Mit Ausnahme der sehr gelassenen Gesichter im ersten Plan ist das Bild voll Lebendigkeit und Bewegung.

Drei große, moderne Gruppenbilder sind nur mit Schwierigkeit zugänglich, das Publikum steht wie eine Mauer vor denselben. Nicht gerade überwiegend aus künstlerischem Interesse. Alle drei sind eine Verherrlichung berühmter Aerzte in einem Experimentalmoment, Pasteurs bei einer Tollwuthimpfung, Charcots bei einer Hypnotisirung und P:ans bei einer Arterienabschnürung während einer Operation. Wem es weder bis in die Salpetrière, noch eine der anderen Kliniken vorzudringen gelungen ist, wo diese ärztlichen Größen ihre Experimentalvorträge halten — und das sind die Meisten — der kann hier seine Neugierde an einer populären Darstellung stillen. Peans Abschnürung der Blutgefäße von Gervex ist außerdem ein Bild von hervorragendem malerischem Werth; die Chloroformirte in ihren weißen Laken, die den Mittelpunkt bildet, sammelt all das weiße kalte Licht aus den hohen, kahlen Hospitalfenstern auf sich, die Gestalten der Assistenten und Krankenpflegerinnen treten mit scharfen Umrissen ohne Härte hervor, das kalte, selbstbewußte Südfranzosengesicht des berühmten Arztes dominirt, von zwei Seiten beleuchtet, die Gruppe, Alles ist klar, präciß, nüchtern, wie das fahlhelle Tageslicht. Aber für mich lebt auf dem ganzen Bilde nur eins: der Tisch links im Vordergrunde mit den ärztlichen Instrumenten. Es ist, als hätte dieser Tisch alle Luft aus dem übrigen Raum an sich gesogen. Wie steht und liegt und hebt sich das ab und wie ist das gemalt: das hohe Deckelglas mit Schwämmen, diese Scheeren und Zangen auf der blendenden Weiße des Tischtuches, diese weiße Waschschüssel mit der blutigen Scheere darin und das Schwämmchen mit den leichten, hellrothen Flecken. Man möchte das ganze Bild sammt Experiment für diesen Tisch geben. Brouillets Hypnotisation, eine tüchtige, sehr figurenreiche Arbeit, fällt dagegen ab. Die Gestalten sind flach, die Beleuchtung ohne Leben, und der Vorgang läßt kalt.

Da ist eine andere Energie und Gluth in Rixens' Eisenschmiede. Der niedrige Raum ist voll Dampf und Hitze, das Tageslicht scheint blaß durch die kleinen Fenster ohne sich zu verbreiten. Mit rothangeglühten Gesichtern stehen die muskulösen fleischigen Männergestalten, mit geschwollenen Händen die Stangen haltend, vor dem Feuer. Auf den nackten Oberkörpern spielt das Licht in heißen, blanken, dunkelröthlichen Reflexen, an den bekleideten Unterkörpern schimmert es röthlich, violett und grünlich überall, wo die Falten sich brechen, der aufgewirbelte Staub ist weißlich-roth und die Holzpfeiler, die das Dach tragen, sind dunkel überglüht. Hitze, Schweiß, Bewegung, feuriger Glanz und schwere, dicke Luft überall.

Treten wir von hier vor das fahle, graue, feuchtkalte Bild des Amerikaners Reichardt. Eine Leiche ist ausgeworfen, alle Farben sind wie ausgezogen vom Wasser, der Strandcommissär im dreieckigen Hut nimmt geschäftsmäßig den Rapport auf, ein paar alte Weiber gruseln sich, ein alter Fischer rapportirt mit kindischer Wichtigkeit, hinter ihm schneidet eine schroffe Felswand die Aussicht ab, zur Rechten liegt neblig, endlos und kalt das Meer. Eine unendliche Trostlosigkeit ist über dem Bild ausgegossen, die Gestalten sind in ihrer halbkomischen Nichtigkeit mit einem scharfen Beobachterblick erfaßt, mit einem fröstelnden, kränkelnden Einsamkeitsgefühl, das nichts mit ihnen gemein hat, wiedergegeben.

Digitized by Google

Grau in Grau ist auch das kleine ausdrucksvolle Bild: ein Straßenjunge vor einer Anschlagsäule vom Elsässer Zwiller. Ein blasses, altkluges Kind in der Haltung eines alten Mannes unter den großen gelbrothen Zetteln, die den Vergnügungstaumel der Hauptstadt verkündigen.

Nun noch einige glänzende Namen bekannter Ausländer, die im Salon erschienen sind. Payer hat seine beiden großen Nordpolgemälde ausgestellt: Der Untergang der Franklinexpedition und die Bay des Todes. Matejko ist mit einem in Berlin ebenfalls bereits ausgestellten decorativen Gemälde großen Stils, schwungvoll in der Bewegung, glänzend in den Farben, aber ohne besonderen Anspruch an historische Charakteristik der Personen erschienen: Der Einzug der Johanna von Orleans in Rheims. Von Munkaczy ist ein Schüler erschienen, Uhde, mit einem stimmungsvollen Abendmahl: Christus und seine Apostel, die im grauen Abendlicht beim Brodbrechen sitzen, kümmerliche kleine Leute mit dem Stempel des Bibelwortes: selig sind, die arm an Geist sind. Ein Portrait Munkaczy's von seinen Landsmann Temple in starken, reinen Farben, das den Meister im hellen Sommeranzug vor der Staffelei seines „Christus vor Pilatus" sitzend zeigt, ist erwähnenswerth, ebenso die Baptistentaufe in einer großstiligen Landschaft mit glühendem Abendlicht vom Schweden Cederström. Die beiden vortrefflichen dänischen Maler Kröyer und Viggo Johannsen sind, der erstere mit einem Musikabend bei Lampenlicht und Tabaksrauch, in etwas outrirter graugrünlicher Beleuchtung, und einem prächtigen, sonnigen Mittagsbild vom Strande bei Skagen mit badenden Kindern, der andere mit einem dunklen Interieur voll Gemüthlichkeit und tiefen warmen Farben erschienen.

Man erkennt sie leicht unter den Franzosen heraus, die Fremden, die Südländer an ihren tieferen, bräunlicheren Tönen, die Nordländer an ihrem gänzlich verschiedenen Colorit und Vortrag. Es ist in den Farben und der Darstellung der Franzosen ein fließender, geschmeidiger Zauber, ein nervös eleganter Wurf, der die Blicke fesselt wie der Schuß einer Sternschnuppe. Die anderen, die Engländer, Amerikaner und Skandinaven (die Deutschen sind ja nicht vertreten) haben eine ernsthafte prunklose Ehrlichkeit, eine unbewußte Naivetät, wie die französische eine wissende Naivetät ist.

Zum Schluß sei noch eines eigenthümlichen Bildes erwähnt, das in seinem Licht und seinen Farben ganz ohne Gleichen dasteht. Es ist Ruth und Boas, von Girardot, mit dem Victor Hugo'schen Motto: „Die Nacht war bräutlich, voll erhabener Stille". Ein Bild in langen Strichen und allen Nuancen von Weiß zu Violett. Boas schläft in einer offenen Hütte, sitzend an die Garben gelehnt, Ruth vor ihm knieend, den Kopf an seiner Brust, hingegebene Sicherheit in der Haltung. Alles ist undeutlich und wie bläulich verschleiert, Unendlichkeit und Undurchdringlichkeit voll geheimnißvollen Zaubers. Die tiefe feierliche Ruhe der Nacht strömt Einem aus dem Gemälde in großen Athemzügen entgegen. Wie erzählt wird, hat Girardot lange Vollmondnächte in Amerika mit der Beobachtung der Lichtwirkungen in den Prärien verbracht.

L. M.

Goethe und Minchen Herzlieb.

Von H. Düntzer.

Als ich die erste Kunde von der überraschenden Entdeckung empfing, das wunderbare Mädchen von Züllichau, von dem Goethe manche Züge zum Bilde seiner Ottilie hergenommen, habe in den Jahren 1806 und 1808 Briefe an eine Herzensfreundin geschrieben, mußte ich mir sagen, daß diese, wie werthvoll sie auch für die nähere Kenntniß der scheu in sich verschlossenen Natur von Minchen Herzlieb sein möchten, kein Zeugniß von Goethe's leidenschaftlicher Liebe bieten könnten. Vollauf bestätigt dies die jetzt erfolgte Herausgabe der Briefe in der sauber ausgestatteten, eben in Bremen bei Müller erschienenen Schrift: „Goethe's Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert von Karl Theodor Gädertz. Mit dem bisher unbekannten, von Johanna Frommann [1806] gemalten Portrait Wilhelmine Herzliebs (?) und Facsimile [Namensunterschrift]." Bisher war nur ein späteres Portrait von Louise Seidel bekannt. Von den sechs Briefen sind die beiden von Johanna Frommann 1812 und 1828 an Minchens Busenfreundin und deren Schwester gerichteten von geringerem Belang, von Werthe sind dagegen die vier 1806 und 1808 von Minchen selbst an jene Freundin, Christiane Selig, verehelichte Dr. Albert, in Lüneburg. Leider hat Gädertz die Uebersicht dadurch sehr erschwert, daß er die Briefe in seine Darstellung verwoben und mit einem Schwalle breiter Erörterungen in Wiederholung von Bekanntem und Widerlegung sattsam zurückgewiesener Behauptungen umhüllt hat. Der Abdruck der Briefe nach der Zeitfolge mit Zugabe des zum Verständnisse durchaus Nöthigen wäre erwünschter gewesen. Den vollständigen Stoff bieten demjenigen, der sich genauer mit der Sache bekannt machen will, meine „Abhandlungen zu Goethe's Leben und Werken".

Was erfahren wir aber aus Minchens Briefen über ihre Liebe? Der erste ist am 10. Februar 1808 geschrieben, also erst zehn Wochen nach dem Tage, wo sie auf Goethe jenen mächtigen Eindruck übte, sieben nach des Dichters Rückkehr, mehr als drei nach dessen kurzem Besuch mit seiner Gattin, die in Jena auf den Ball gehen wollte. Höchst spannend und auffallend beginnt sie ihre Antwort auf den Bericht der Freundin von ihrer Hochzeit und ihren Erlebnissen: „Könnt' ich Dir mein reuiges Herz zu Füßen legen, so wäre ich der Vergebung gewiß; da dieses nun aber nicht geht, was soll ich anfangen, um mich vor mir selber zu rechtfertigen? Ich weiß mir nicht zu helfen. Die Scham über mein Vergehen beklemmt mir das Herz so, daß ich immer hinaus möchte, um ihm Luft zu machen, wenn es nur was helfen wollte. Könnt' ich Dir gegenüberstehen und Dir so mein Herz eröffnen, wie ich es gerne möchte, da hätt' ich Hoffnung, daß es sich beruhigen ließ', aber so muß ich der Gewalt unterliegen und darf nicht das mindeste dawider sagen, da das Gewissen nicht rein ist. Ich habe leider schon gegen manchen Menschen ähnliche Sünden [ihn zu lieben] begangen, aber noch nie in meinem Leben hat es mich so sehr geschmerzt! ja wenn Du ein Gemüth hättest, was weniger liebend wäre, und was Befriedigung darin fände, wenn es sich recht gegen seine Beleidiger ausschelten kann! Die Erlaubniß wollt' ich Dir herzlich gerne geben, wollte Dich sogar dringend darum bitten. Aber Du kannst nun einmal nicht schelten." Welches Vergehen, welche Sünde, welche Befleckung ihres Gewissens mußte die Freundin zu erfahren fürchten — wenn sie nicht Minchens überspanntes Wesen kannte! Und seltsam, es folgen zunächst statt eines Geständnisses eine Menge ganz andere Dinge, nur gelegentlich unterbrochen durch die Klage: „Die Gefühle sind bei mir so unendlich stark und der Verstand so schwach, daß ich rechte Mühe habe, daß das Starke das Schwache nicht ganz verdrängt... Könnt' ich nur so unschuldig und froh wie Du in die Welt hinein leben und dabei doch so gut und besonnen handeln. Aber ich bin zu leidenschaftlich. Wüßt' ich nur ein Mittel! Ich habe schon viele Versuche gemacht, aber, ehe ich mich's versah, war ich wieder beim Alten." Endlich kommt sie auf den jetzigen Winter, den sie „im ganzen recht froh" zugebracht habe, ohne gerade viele Menschen zu sehen. „Goethe war aus Weimar herübergekommen, um hier recht ungestört seine schönen Gedanken für die Menschheit bearbeiten zu können, und so denen, die sich so sehr bemühen, immer besser zu werden, auf den rechten Weg zu helfen und ihnen Nahrung für Herz und Kopf zu geben." Nachdem sie bemerkt, daß sie ihn, da er ihnen so nahe gewohnt, jeden Abend (?) bei sich gesehen hätten, fährt sie fort: „Er war immer so heiter und gesellig, daß es einem unbeschreiblich wohl, und doch auch weh [seiner geistigen Höhe wegen!], in seiner Gegenwart wurde. Ich kann Dir versichern, daß ich manchen Abend, wenn ich in meine Stube kam und alles so still um mich herum war, und ich überdachte, was für goldene Worte ich den Abend wieder aus seinem Munde

Digitized by Google

gehört hatte, und dachte, was der Mensch doch aus sich machen kann, ich ganz in Thränen zerfloß [weil sie so wenig dagegen sei] und mich nur damit beruhigen konnte, daß die Menschen nicht alle zu einer Stufe geboren sind, sondern ein jeder da, wo ihn das Schicksal hingeführt hat, wirken und handeln muß, wie es in seinen Kräften ist, und damit Punktum." Weiter bekennt sie auch der Herzensfreundin nichts, obgleich sie sich gegen sie eines Vergehens angeklagt hat und sich in der Unterschrift des Briefes als strafbar bezeichnet. Klar ist es, daß ihr Goethe, dessen Gedichte (es war davon nur ein Band erschienen) sie verehrte, dessen Lied „Trost in Thränen" sie mit Vorliebe sang, nicht allein der größte Dichter war, wie besonders deutlich die darauf folgende gegensätzliche Schilderung von Zacharias Werner zeigt, sondern auch der edelste zur Besserung der Welt wirkende Mensch. Worein aber setzte sie ihre Sünde? Nicht darein, daß sie seine Größe beneidete, sondern sie fühlte, daß die Verehrung, die sie für ihn empfand, auch einen Funken der Neigung in ihre Seele geworfen, die sie bekämpft hatte, aber noch immer als Sünde empfand. Bemerkenswerth ist, daß sie der Freundin nur von den Empfindungen erzählt, die sie an jenen Abenden zur Zeit von Goethe's Anwesenheit beunruhigt hatten, nicht von der Fortdauer derselben; das Gefühl der Sünde bezieht sich nur auf diese Zeit, hat sie aber noch immer nicht verlassen. Davon, daß Goethe ihre Liebe empfunden und sich zur Gegenliebe habe verleiten lassen, ist gar keine Rede, und daß sie absichtlich dies der Freundin verschwiegen, nicht anzunehmen, da das Bild des Dichters bei ihr ganz rein dasteht, nicht bloß ihre Schuld dadurch gestiegen wäre, sondern sie sich ganz unglücklich darüber gefühlt haben würde, daß die Macht der Verhältnisse ihrem Herzensbund entgegenstehe.

Diese sonderbare Schuld, von der sie vergebens sich zu befreien sucht, verfolgte sie auch nach ihrer Heimath, aus der sie den zweiten Brief acht Monate nach dem ersten an die Freundin schreibt, die gewiß den wärmsten Antheil an ihrem „jetzt so frohen Leben" nehmen werde. Gegen den Schluß bemerkt sie: „Ich genieße die Zeit recht, und alles, was mich trübe machen könnte, verbanne ich aus meiner Seele. Wer weiß, ob ich nicht ganz geheilt werde, und dann ist mir geholfen. Wenn ich nur mein begangenes Unrecht wieder gut machen könnte!" Dieses Unrecht ist das, was sie früher als Vergehen, als Sünde bezeichnet hat, dagegen das, wovon sie geheilt zu werden hofft, ihre Schwermuth, wie sie ihre Stimmung im vorigen Briefe bezeichnet hatte, deren Grund sie freilich damals darin gesucht, daß ihr die Freundin fehle „oder doch jemand, dem ich gern offen sagte, was ich zu viel habe [an leidenschaftlichen Gefühlen] und was mir fehlt." Freilich genoß sie jetzt die Gegenwart der Geschwister, vor denen sie kein Geheimniß hatte, und doch war sie noch nicht geheilt, aber sie verzweifelte nicht daran.

Die beiden Briefe sind nicht nur durch das bedeutend, was sie sagen, sondern auch dadurch, daß sie eines fordauernden Verhältnisses zu Goethe und einer Sehnsucht nach ihm gar nicht gedenken. Die beiden anderen, aus dem Jahre 1806, überraschen uns durch eine glühende Neigung der Vierzehnjährigen zu einem Jenaer Studenten, dem Lievländer von Manteuffel. Die Freundin hatte ihr geschrieben, „ein Gewisser" trage Minchens Porträt auf seiner Brust; da meinte sie denn, dieser könne nur von Manteuffel sein. „Ich habe ihm nie Gelegenheit gegeben, daß er hätte glauben können, er sei mir mehr als alle die anderen Herrn, die zu seiner Zeit bei uns aus und ein gingen. Du weißt aber wohl, wie ich für ihn glühte, und wie er gegen mich gesinnt war. Ach, was habe ich da alles gelitten! denn ich war mir ja ganz selbst überlassen [und doch standen ihr die treu über sie wachenden Pflegeeltern zur Seite], ein Mädchen von noch nicht 14 Jahren. Mein Porträt hat er nicht von mir, und ich kann nicht begreifen, wie er dazu kömmt. Du glaubst, er hätte mich noch nicht vergessen? Ach, er denkt gewiß nicht mehr an mich! und wenn er es auch thäte, was könnte es uns helfen? denn er ist ja von Adel, und ich? — — — Die Geschichte hat meine Liebe wieder recht angefacht, ich mache mir aber recht ernstliche Vorwürfe darüber, und werde gewiß auch wieder vernünftig werden." Dennoch würde die Freundin ihr einen rechten Gefallen thun, wenn sie Näheres über Manteuffel zu erfahren suchte. Und noch am Schlusse des längeren Briefes kommt sie auf Manteuffel zurück. Es bleibe ihr kein Zweifel, daß dieser es sei, der ihr Porträt auf der Brust trage; sie wünsche, die Freundin möge es herausbringen, ob er nach Hause zurückkehre oder vielleicht noch einmal nach Jena komme. Auch im zweiten nach der Schlacht bei Jena geschriebenen Briefe erkundigt sie sich wieder nach dem „Bewußten". Den Namen möge sie kaum nennen, die Frage nach ihm sei recht albern, da doch nie ein anderes Verhältniß zwischen ihnen stattfinden werde. „Und doch bin ich so neugierig, was er treibt; aber nun genug von dem Menschen, nie will ich wieder von ihm reden." So mächtig herrschte bei ihr das Gefühl über den Verstand.

Wenn Gädertz den frühesten Geliebten Minchens entdeckt hat, so verwirft er dagegen Stahr's Bericht von ihrem späteren Verhältnisse zu einem schlesischen Adligen, von Schweinitz, auf der Anstalt in Züllichau, das Minchen selbst gelöst, weil dessen Mutter ihre Einwilligung versagt hatte. Aber wie frei auch Stahr im Unbekannten seine Einbildung walten läßt, rein erfunden hat er nie, und so auch nicht diese Geschichte. Auch wird sie dadurch nicht widerlegt, daß Frau Frommann im September 1812 gelegentlich kurz berichtet, Minchen habe mehrere Partien ausgeschlagen, wobei ihr Herz nach ihrer Aeußerung Nein gesagt habe. Auf manche andere Punkte, in denen wir Gädertz nicht zustimmen können, dürfen wir hier nicht eingehen. Was wir hauptsächlich den von ihm gefundenen Briefen verdanken, ist die Thatsache, daß Minchen den Funken, den die Liebe zu dem als ein Ideal verehrten Dichter in ihre Seele geworfen, als eine Ueberhebung ihrer Natur empfand, da ein solcher die Welt erleuchtender Geist für sie zu erhaben sei und sie nicht an seine Gegenliebe glaubte. Die Sonette betrachtete sie mit Recht als Galanterien, wie denn selbst das „Epoche" überschriebene nur das Glück ausspricht, sich der an jenem merkwürdigen Advent ihm so wundervoll aufgegangenen Erscheinung heiter immerfort zu erfreuen. Weniger bedeutend ist, daß jetzt die Phantastereien, mit denen man Minchens Verhältniß zu Goethe umsponnen, ihre urkundliche Widerlegung gefunden haben. Wissenschaftlich waren diese bunten Schaumblasen längst zerplatzt, die leider gleichsam typisch sind für so manche Mißforschungen, die, durch bedeutende Namen gedeckt, die Wahrheit zeitweise entstellen und erst zerstieben müssen, ehe Goethes Bild wieder rein hervortreten kann.

Noch ein Wort über den Titel der Schrift. Minchen war keineswegs in dem gangbaren Sinne eine Geliebte des Dichters, daß man, wie von „Goethe's Friederike, Lotte, Lili", von „Goethe's Minchen" reden darf. „Minchen Herzlieb" hieß sie und dieser Name sollte ihr bleiben. Aber man hat einmal die Unart, Goethe's Freundinnen zu seinen Geliebten zu machen. Haben ja sogar, als man im vorigen Jahre Goethe's hundertjährige Anwesenheit am Walchensee feierte, deutsche Zeitungen sich skandalisirt über das „galante Abenteuer der gewöhnlichsten Art", mit einem Harfenmädchen, „in dessen Begleitung er sich den Sonnenaufgang unter einem Ahornbaume angesehen". So verfälscht man, um auf die Goetheverehrung zu schelten, die Geschichte. Daß Goethe mit einem Harfenmädchen den Sonnenaufgang unter einem Ahornbaume angesehen, ist rein ersonnen, und von einem Liebesabenteuer kann gar keine Rede sein. Auf den Wunsch des Vaters, eines Harfners, nahm Goethe dessen müdes elfjähriges Mädchen zu sich in den Wagen, mit dem er sich als Kinderfreund unterhielt. Auf dessen Frage, was das für ein Baum sei, an dem sie vorüberfuhren (es war der erste Ahornbaum auf dem ganzen Wege), nannte er ihr den Namen und freute sich an ihrem geweckten Wesen. Daß man am Walchensee den deutschen Dichter feierte, wo er sich damals dem elfjährigen Kinde so freundlich gezeigt, ist hübsch, nicht aber, daß ihm ein gemeines Liebesabenteuer mit einem Harfenmädchen untergeschoben wurde.

Digitized by Google

Kupferstich und Radirung.

Von Wilhelm Lübke.

Wenn wir mit besonderer Vorliebe von Zeit zu Zeit zu den Leistungen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien zurückkehren, so sind wir dazu vollauf berechtigt durch die Fülle und Bedeutung des in den Publikationen dieser rastlos fortschreitenden Vereinigung Dargebotenen. Neben den ungemein anziehenden, eine Fülle von Anregung und Belehrung bietenden Separatpublikationeu über die „Geschichte der modernen vervielfältigenden Künste" mit Text von C. v. Lützow, und der durch W. Bode geleiteten „Bilderlese aus kleineren deutschen und österreichischen Galerien", haben auch die „Graphischen Künste" unter Redaction von Dr. Oscar Berggrün in den letzten Heften des neunten und dem ersten des zehnten Jahrganges wieder eine Anzahl werthvoller Arbeiten gebracht. In erster Linie steht die schöne Veröffentlichung Bode's über die Großherzogliche Gemäldesammlung zu Schwerin, auf welche uns vor Kurzem (1882) der sorgfältig gearbeitete Katalog von Dr Friedrich Schlie, dem Director der Sammlung, vorbereitet hat. Die Schweriner Galerie, erst kürzlich aus dem Grundstock der Sammlungen von Ludwigslust und Schwerin neu gestaltet und in einem stattlichen Neubau aufgestellt, hat ihren Schwerpunkt in den Bildern der holländischen Schule, die daher auch der Bode'schen Arbeit ihr Gepräge gibt. Zunächst kommen hier zwei Bilder Rembrandt's in Betracht, beides Greisenköpfe, der eine sogar nach dem Zeugniß des noch sehr complicirten aus R. H. und L. zusammengesetzten Monogramms ein Werk seiner frühesten Zeit, denn gewiß hat Bode Recht, wenn er in dem L. die Bezeichnung der Vaterstadt des Künstlers (Leiden) vermuthet. Daß derselbe diese Bezeichnung mit seiner Uebersiedelung nach Amsterdam aufgab, ist selbstverständlich. Bode gibt nun eingehende kritische Erörterungen über die Bilder des Meisters und seiner Schule, wobei man wie immer aus den Mittheilungen dieses ungewöhnlich bewanderten Bilderkenners manche Belehrung gewinnt. Eine Anzahl gut ausgeführter Abbildungen ist dem Text beigegeben, und zwar die beiden Bilder von Rembrandt, sowie der Zahnarzt von Gerhard Dou in Hochätzungen, nach Zeichnungen von Raudner, die alte Frau am Spinnrad von Gerhard Dou nach einer Zeichnung desselben Künstlers in Holz geschnitten von W. Hecht, wobei freilich eine gewisse Härte und Trockenheit nicht vermieden ist, welche dem Holzschnitt gewöhnlich anhaftet, wenn er mit der Radirung concurriren will. Ganz vortrefflich aber sind drei Radirungen, und zwar zwei davon von Halm nach dem äußerst gemüthlichen und effectvollen Bilde „Der Landsknecht" von C. Fabritius, und nach dem in Rembrandt'scher Weise phantastisch und geistreich behandelten Bilde von Salomon Koninck, „Joseph deutet dem Pharao die Träume". Hier namentlich sind die pikanten Lichtwirkungen im Gegensatze zu dem tiefen Dunkel der weiten Halle meisterlich wiedergegeben. Endlich haben wir noch eine nicht minder vorzügliche Radirung von Kühn nach dem interessanten Greisenkopf von Koninck hervorzuheben. Derselbe Stecher hat dann noch eine ebenso lebendig aufgefaßte wie fein durchgeführte Radirung nach einem liebenswürdigen Bilde von Franz Hals dem jüngeren „Musik und Kartenspiel" beigesteuert.

Von Bildern neuerer Meister ist die Märtyrerin am Kreuz von Gabriel Max zu erwähnen, deren etwas raffinirt zurecht gemachte Sentimentalität in einer schönen Radirung von Kühn zur Geltung kommt. Anziehender ist eine andere Composition desselben Meisters, welche unter der Bezeichnung „Adagio" sich stimmungsvoll, ja ergreifend darstellt, hier in einer zinkographischen Nachbildung einer Radirung von Wörnle mitgetheilt. Beide Blätter sind Nachzügler zu dem eingesandten Aufsatz über Gabriel Max, welchen die vorigen Hefte enthielten.

Das folgende Heft bringt einen interessanten Aufsatz des Herausgebers über moderne russische Kunst, welchem Nachbildungen nach Werken von Kowalewsky und Beggrow beigegeben sind. Sodann folgt die Fortsetzung von W. Bode's Arbeit über die Schweriner Galerie, und hier sind es zunächst die holländischen Naturalisten unter dem Einfluß des Caravaggio, besonders aber Franz Hals und seine Schule, welche die Aufmerksamkeit fesseln. Von dem lustigen Harlemer Meister kommen in der Schweriner Galerie zunächst zwei jener Genrebilder in Betracht, in welchen Hals mit genialer Freiheit sittenbildliche Darstellungen aus dem wirklichen Leben in stupender Keckheit der Pinselführung voll kecken Humors hingeworfen hat. Bode macht darauf aufmerksam, daß der Künstler in diesen rasch skizzirten Studien nach dem Leben sich wahrscheinlich zuerst jener souveränen Kühnheit der Behandlung hingegeben habe, welche später dann auch auf seine Bildnisse übergegangen ist. Er meint daher, daß auch die Hille Bobbe des Berliner Museums, die man der letzten Zeit des Meisters zuzuschreiben gewohnt war, vielleicht ebenfalls seiner früheren Epoche angehöre. Hier sind es zwei lachende Knabenköpfe, von denen der erstere eine Rohrflöte in der Hand hält, während der andere voll Behagen aus einem Glaspokale schlürft. Die Vermuthung, daß nach der allegorisiren-Sitte der Zeit hier Gehör und Geschmack dargestellt sei, und daß die beiden Rundbilder zu einer Folge der fünf Sinne gehört haben, hat viel Wahrscheinlichkeit. Die beiden großen Radirungen von W. Rohr gehören zum Markigsten und Lebensvollsten ihrer Art. Dem Text ist sodann noch eine nicht minder vorzügliche Radirung desselben Künstlers nach einem ähnlichen Bilde der Galerie zu Königsberg beigegeben.

Weiter finden wir eine Radirung von Halm nach einem angezweifelten, übrigens geistreich behandelten männlichen Brustbild des Meisters. Wie seine Nachfolger den von ihm gegebenen Impulsen gehorchten, sieht man an einem von L. Kühn mit großer Feinheit radirten Bilde von Job Berckheyde, welches einen fröhlichen Gesellen beim Frühstück darstellt. Die beigegebenen Instrumente und Noten lassen in ihm einen Musiker vermuthen, und die joviale Selbstvergnügtheit, mit welcher er seine Stange Bier und seinen Hering triumphirend am offenen Fenster emporhält, versetzen den Beschauer in eine gemüthliche Stimmung des Mitempfindens. Von Pieter Codde ist sodann in einer ebenfalls vorzüglichen Radirung von Rohr eine jener Scenen aus den höheren Gesellschaftskreisen dargestellt, wo es sich um feinere Vergnügungen handelt.

Das erste Heft des zehnten Jahrganges bringt einen gediegenen Aufsatz von Charles Ephrussi über Dürers Allerheiligenbild zur Erklärung des zu gleicher Zeit als selbständige Publikation erschienenen großen Stiches von Victor Jasper. Dieser Stich, in der bedeutenden Größe von 60 zu 67 Centimeter ausgeführt, bringt uns endlich dieses bedeutendste Werk des großen Meisters in wahrhaft künstlerischer Ausstattung vor Augen. Bekanntlich hat Dürer dasselbe im Auftrage des Nürnberger Bürgers Mathäus Landauer für das von diesem gestiftete Zwölfbruderhaus ausgeführt und dasselbe im Jahre 1511 vollendet. Es stellt die von den himmlischen Schaaren und von der ganzen Menschheit, den Papst und den Kaiser an der Spitze, verehrte Dreifaltigkeit dar. Das Ganze ist als Vision gedacht, denn selbst der untere Reigen der Gestalten schwebt über den Wolken, und unter diesen fällt der Blick auf eine reiche Landschaft mit tiefem Seebecken, an dessen hügeligen Ufern eine Stadt mit Mauern und Thürmen und einem alten Schloß sich aufbaut. Hoch oben im Mittelpunkte ist die Dreifaltigkeit nach alterthümlicher Auffassung so dargestellt, daß Gottvater mit weit ausgebreiteten Armen den am Kreuze hängenden Erlöser vor sich hält, während die Taube des heiligen Geistes darüber schwebt. Diese Gruppe allein gehört zum Großartigsten, was deutsche Kunst jemals geschaffen hat, und die feierliche Erhabenheit des Kopfes von Gottvater findet ihres Gleichen nur etwa auf dem Genter Altar der Brüder van Eyck. Zu beiden Seiten rauscht mit ausgebreiteten Flügeln ein Chor anbetender Engel heran, welche den ausgebreiteten Mantel Gottvaters halten und die Marterwerkzeuge herbei bringen. Etwas weiter unten in einer zweiten Gruppe knieen zu Gottvaters Rechten, angeführt von der Madonna, zahlreiche heilige Jungfrauen und Märtyrerinnen, Palmen in den Händen tragend, während links unter Anführung von Johannes dem Täufer, Moses und David eine dicht gedrängte Schaar männlicher und weiblicher Gestalten sich verehrend naht. Den untersten Kreis endlich füllt die ganze Menschheit aus, zur Rechten der Papst mit seiner Geistlichkeit, wo denn auch die knieende Gestalt des Stifters ihren Platz gefunden hat, zur Linken der Kaiser sammt den Vertretern der weltlichen Stände, alles dies wieder in unvergleichlicher Mannigfaltigkeit, voll Kraft und Leben. Gewandfiguren von solcher Macht und Größe, wie namentlich der Papst und der

Digitized by Google

Kaiser, und der neben ihnen knieende Kardinal und Herzog sind selbst in der italienischen Kunst jener Zeit nicht herrlicher zu finden, und wenn irgendwo so wird es hier klar, wie Dürer mit den größten Meistern des Südens an Erhabenheit und Lebensfülle wetteifert. Im feierlichen Aufbau, im Tiefsinn der Composition, im Reichthum der Anordnung haben wir hier das würdige Gegenbild zu Rafaels Disputa, nur daß der deutsche Meister auf einen engen Raum zusammendrängen mußte, wozu dem italienischen die größte Fläche bereit gehalten wurde. In berechtigtem Selbstgefühl stellte Dürer in der linken Ecke des Vordergrundes sich selbst in seinem stattlichen Pelzmantel dar neben der Tafel, welche in lateinischer Schrift seinen Namen trägt.

Als Kaiser Rudolf II., der große Bewunderer Dürer's, im Jahre 1585 das Bild um 700 Gulden erwarb, blieb der nach Dürer's Angabe geschnitzte prachtvolle Rahmen im Landauer Brüderhause zurück. Der höchst interessante eigenhändige Entwurf des Meisters zu dem Bilde sammt Rahmen und krönendem Abschluß vom Jahre 1508 befindet sich in der Sammlung des Herzogs von Aumale und ist dem Aufsatze Ephrussi's in einer vorzüglichen Radirung Gaucherel's beigegeben. Merwürdigerweise haben sich nur zwei Studien des Meisters zu dem großen Werke erhalten, der Kopf des knieenden Stifters und die Taube des heiligen Geistes, die ebenfalls hier mitgetheilt sind. Endlich ist der ganze ungemein reiche Rahmen des Bildes in einer trefflichen Zeichnung vorgeführt.

Was nun die Arbeit Jasper's betrifft, so muß vor Allem gesagt werden, daß es sich hier um eine der großartigsten und schwierigsten Aufgaben handelte, die dem Grabstichel gestellt werden konnte. Der Künstler hat mit außerordentlicher Hingabe, mit treuem Fleiß sich dieser Arbeit gewidmet, und man wird beim genauen Mustern bis in die fernsten Tiefen des Hintergrundes über die unabsehliche Fülle von Leben, Charakter und Schönheit, die sich hier bietet, in Erstaunen gerathen. So wie hier in dem Stich wird man selbst im Originale nicht leicht den unermeßlichen Schatz, der in diesem wunderbaren Werke ruht, sich zum Bewußtsein bringen können. Ein besonderer Vorzug des Werkes liegt in der wohlberechneten malerischen Gesammtwirkung, die von außerordentlicher Kraft und Harmonie ist. Im Einzelnen sind die großartigen Gruppen der Dreieinigkeit, des Papstes und des Kaisers mit den sie umgebenden Figuren vortrefflich wiedergegeben. Dagegen blieb bei der Tendenz des Künstlers auf das malerische Ganze Manches in den zahlreichen Köpfen hinter der Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit Dürer'scher Formgebung und Darstellungsweise nicht unerheblich zurück, so daß man hierin nicht den ganzen vollen Eindruck der unvergleichlichen Größe des Meisters gewinnt. Trotz alledem aber muß das Werk als ein hocherwünschtes bezeichnet werden, denn es wird in besonderem Grade geeignet sein, Verständniß, Verehrung und Liebe zu dem großen Meister in immer weitere Kreise zu tragen.

Feuilleton.

Rückblicke auf die Florentiner Feste.

Von Friedrich Boettcher, M. d. R.

(Schlußartikel.)

Die altbekannte Meisterschaft der Italiener im Arrangiren von Festlichkeiten haben auch die Florentiner wieder bewährt. Freilich, wenn es wahr ist, daß die Meisterschaft sich in der Beschränkung zeigt, so muß man zweifelhaft sein, ob sich dies Urtheil auf die Gesammtheit dieser Festepoche ausdehnen läßt. Es war zuviel des Guten. Die einzelnen Veranstaltungen jagten sich dermaßen, daß, wer gewissenhaft Alles beobachten wollte, nicht mehr zu Athem kam. Fünf beispiellos großartige Feuerwerke im Laufe von zehn Tagen — was Wunder, wenn da selbst die Florentiner Straßenjugend schließlich übersättigt war! Höchst wirkungsvoll blieb inmitten dieses Ueberflusses von Lichteffecten trotzdem die allgemeine Illumination der Stadt. Auf die Florentiner selbst machte das bei dieser Gelegenheit zu öffentlichen Zwecken zum ersten Male zur Verwendung gebrachte elektrische Licht den größten Eindruck. Für den an diese Beleuchtungsart schon mehr gewöhnten Nordländer indeß hatte die althergekömmliche Illuminationsweise der Italiener überwiegenden Reiz. Bei uns besteht eine „große" Illumination im Allgemeinen in der Erleuchtung der Fenster durch Stearinkerzen im Innern der Häuser; die mehr oder weniger vereinzelten Glanzpunkte bilden die stereotypen Gassterne, -Adler u. dergl. Hierzulande macht man von dem Gas, wohl seines theuren Preises wegen, noch einen bescheidenen Gebrauch. Mit Vorliebe benutzt man es zu die Straße überspannenden Bogen, was namentlich bei berganssteigendem Terrain, so z. B. auf der Via nazionale in Rom, einen eigenthümlichen Zauber hervorbringt. Die Privatleute vermeiden die Verwendung des Gases fast ganz. Dagegen ist allgemein üblich, außerhalb des Hauses, an eigens zu diesem Zwecke in die Mauer eingelegten Haltern, Lichter in weißen oder farbigen Glasglocken, letztere in Gruppen zu drei, vier, fünf Stück, anzubringen; auch die bunten Papierlampen kommen vielfach zur Anwendung. Auf diese Weise werden die eintönigen, geradlinigen Lichterreihen unserer Illumination ganz vermieden, und jede Straße bietet in der Perspective, während man bei uns nur die wenigen vorspringenden Sterne, und zwar höchst ungenügend von der Seite, sieht, ein reiches farbenprächtiges Bild.

Diese Vergleichung drängte sich einem am Abend des 12. Mai in jeder beliebigen florentiner Gasse auf. Den entzückendsten, oder sagen wir lieber den überwältigendsten Eindruck aber hatte man von den Arnobrücken aus. Die Ufermauern des Flusses waren in der ganzen, die Stadt von Osten nach Westen durchschneidenden Länge an den inneren Seiten mit je zwei Reihen bunter Lämpchen besetzt, Boote mit farbigen Lampions kreuzten umher, zu beiden Seiten strömten die Straßen ihren Lichtglanz aus, und darüber erhob sich der trotzige Thurm des Palazzo vecchio, die majestätische Kuppel und der Campanile des Domes, dann die zahlreichen sonstigen Kuppeln und Thürme — alle in ihren architektonischen Linien mit Hunderten und Tausenden von Flämmchen besetzt, desgleichen, als Abschluß, droben am Piazzale Michelangelo S. Salvadore, sowie der Thurm und die Fassade der alten Basilica von S. Miniato. Ein ähnlich zaubervolles Bild bot einige Tage später die Beleuchtung, welche Fiesole aus Anlaß des Besuches der Königin veranstaltete. Unter den mancherlei schönen Punkten der Florentiner Landschaft ist die alte Etruskerstadt, wie sie sich, von ihrer charakteristischen Akropolis überragt, oben auf schmalem Bergkamme hinzieht, ihre aus immergrünen Hainen hervorschimmernden Villen den Abhang hinunter bis an die Vorstadt von Florenz ausdehnend, immer der anziehendsten einer. Aber der Reiz war verdoppelt, als im Dunkel der Nacht die Zickzackstraße sich wie eine feurige Linie die steile Höhe hinanzog, die zahllosen Villen ringsum ihren leuchtenden Festgruß herniedersandten und hoch oben über der in einem Lichtmeer schwimmenden Stadt die bunten Racketen in gewaltigen Garben emporstiegen.

Es könnte unmöglich erscheinen, solche Effecte noch zu übetreffen. Und dennoch geschah es — durch die kirchliche Feier im Dom. Für gewöhnlich macht das Innere dieser weiten Kathedrale in Folge seines weißen und grauen Anstriches einen etwas nüchternen Eindruck. Jetzt war durch Verhängung der Fenster ein tiefes Halbdunkel hergestellt und unzählige Krystallkronleuchter, sowie Tausende von Kerzen auf den Gesimsen warfen in den ungeheuren Raum jenen milden, warmen Schein, der dem Wachslicht eigen ist. Das am Tage der Fassadenenthüllung mit diesem Apparat abgehaltene Tedeum litt erheblich unter dem übergroßen Andrange der Massen bezw. der Unzulänglichkeit der polizeilichen Vorkehrungen; dagegen war die einige Tage später mit der gleichen Inscenirung celebrirte große Messe von durchschlagendstem Erfolge. Die Wirkung der in ästhetisch-vollendeter Weise geordneten Beleuchtung wurde unendlich erhöht durch die mit großem Orchester und herrlichen Stimmmitteln zur Aufführung gebrachte Cherubinische Musik. Dazu denke man sich noch die Pracht des bei solchen Gelegenheiten in den großen Kirchen Italiens sich vollziehenden Rituals, vor Allem aber jenes unnennbare Etwas, welches jedem würdigen Gottesdienste für jedes empfängliche Gemüth anhaftet — und man kann sich denken, daß der Eindruck dieser Messe überwältigender war, als irgend ein anderer. Das Empfinden der Italiener ist in letzterem Punkte freilich anders, als das unsere. Von dem, was wir Deutsche An-

Digitized by Google

dacht nennen, ist in italienischen Domen gewöhnlich wenig oder gar nichts zu finden. Der Italiener betrachtet eine kirchliche Feier nicht viel anders wie jedes sonstige Schauspiel. Wie man sich in der Oper, ohne auf der Gang der Handlung zu achten, laut über alles Mögliche unterhält, ähnlich geschieht es in der Kirche während der Messe. Selbst in Sanct Peter zu Rom kann man sehen, wie die würdigen Domherren während der ergreifendsten Stellen eines feierlichen Requiems ihre Prisen austauschen und gemüthlicher Zwiesprach pflegen. Das ist nun einmal italienisch. Dennoch ist jenes unnennbare Etwas auch für die Italiener vorhanden, und der Einfluß der Kirche auf sie ist vielleicht deshalb nur um so größer, weil sie ihn als etwas Selbstverständliches, das ihnen gar nicht erst besonders zum Bewußtsein kommt, hinnehmen.

Von den übrigen, festlichen Veranstaltungen sei nur noch die merkwürdigste hervorgehoben — merkwürdig, weil sie das Wesen dieser Florentiner Feier am unmittelbarsten berührte: der historische Festzug und das damit im Zusammenhange stehende Turnier. „Historische Festzüge" sind neuerdings Modesache geworden, nicht selten unternimmt man sie ohne jede tiefere Veranlassung. Wo sie indeß bestimmt sind, in den Geist einer vergangenen Zeit, an welche das Fest, das man feiert, verknüpfen will, zurückzuversetzen, da sind sie sicherlich eine sehr zweckmäßige Form, der geschichtlichen Erinnerung einen concreten Ausdruck zu geben. So war es in Köln bei der Vollendung des Domes und im vorigen Jahre in Heidelberg der Fall. Diese Vorbilder haben auch in Florenz den Gedanken angeregt; aber man ist hier anders zu Werke gegangen, indem man nicht eine Reihe verschiedener Begebenheiten aus verschiedenen Jahrhunderten, sondern einen einzigen Vorgang zur Darstellung brachte. Dadurch verzichtete man auf eine größere, die schaulustige Menge unterhaltende Mannigfaltigkeit. Zugleich war das Ereigniß, um welches es sich handelte, etwas mühsam hervorgesucht. Es war der Einzug Amadeus VI., Grafen von Savoyen, des sog. Grünen Grafen (Conte Verde) in Florenz im Jahre 1367. Der Gedanke, diesen Vorfahren des heutigen italienischen Herrscherhauses, der auf der Rückkehr von Konstantinopel Florenz passirt haben soll, auf den Schauplatz zu bringen, war mit Rücksicht auf die königliche Familie, sowie auch in dem Betracht, daß der Held seiner Zeit zum Papste in sehr guten Beziehungen gestanden hat, gewiß sehr anerkennenswerth, nur war das fragliche Vorkommniß weder für die Geschichte der Stadt Florenz, noch für die des Domes von irgendwelcher Bedeutung, und so stand die große Menge dem Sujet des Festzuges mit einer gewissen Gleichgiltigkeit gegenüber. Der eigentliche Werth des Zuges bestand sonach füglich darin, ein Bild des Aussehens, insbesondere der Trachten der florentiner Bürgerschaft im 14. Jahrhundert zu geben. Unter diesem Gesichtspunkte aber wurde auch das möglichst Vollständige geleistet. Die Idee, Einholung des Grafen von der Porta S. Croce durch die Beamten der Signoria, Empfang desselben durch die Signoria am Palazzo vecchio und Geleitung nach seiner Wohnung durch die Signoria, die Gonfalonieri der 16 Quartiere, die gewerblichen Corporationen und viel Kriegsvolk zu Pferd und zu Fuß, bot Gelegenheit, dem Zwecke nach jeder Seite hin zu genügen. Sämmtliche Costüme waren auf's Peinlichste in den Grenzen der historischen Genauigkeit gehalten. Dazu kam das Aussehen der Stadt. Florenz hat sich durch die Menge seiner Frührenaissancepaläste mitten in allem modernen Treiben den Charakter früherer Jahrhunderte lebendig bewahrt. Und nun waren alle die Paläste noch obendrein geschmückt mit den Bannern und den kostbarsten Wappenteppichen der aristokratischen Geschlechter. Auch die Namen der Straßen, welche durchzogen wurden, prangten in mittelalterlicher Schrift. Kurz, mehr, als dieser Festzug bot, hätte auch der strengste Historiker nicht verlangen können. Nur Eines konnte man dabei bedauern: daß all' der Glanz dieser aus den echten Stoffen verfertigten Gewänder und Rüstungen nur für den Augenblick bestimmt war.

Aber wie es das Schicksal aller derartigen Feste ist, rasch vorüberzurauschen, so auch hier.

Von dauernderem Bestande sind nur zwei Veranstaltungen geblieben, deren Genüsse sich der Beschauer nunmehr mit voller Muße hingeben kann: eine möglichst vollständige Zusammenstellung der Werke Donatello's, sei es im Original, sei es in Nachbildungen, und eine Ausstellung der in Toscana producirten Baumaterialien. Die erstere gewährt eine schlechterdings einzige Möglichkeit, den großen Meister ganz zu würdigen; in der anderen, bietet sich ein überraschendes Bild modernen Schaffens. Im Augenblicke der Vollendung eines der bewundernswerthesten Bauwerke der Welt war es ein sehr angemessener Gedanke, einmal in einem umfassenden Ueberblicke zu zeigen, was der Boden, dem es entsprossen, für die Baukunst zu leisten im Stande ist. Alle Welt weiß, daß Toscana in der Provinz Massa-Carrara den berühmtesten Marmorschatz der modernen Zeiten in seinem Schoße birgt, und Jedermann, der die gewaltigen Sandsteinpaläste und das unvergleichliche Straßenpflaster von Florenz gesehen hat, sagt sich, daß so nur gebaut werden konnte, wo man das beste Material in unmittelbarer Nähe hatte. Aber was in dieser Ausstellung an Proben des unerschöpflichen Steinreichthums dieses Landes zusammengetragen ist, übertrifft auch die weitestgehenden Vorstellungen. Mit Bewunderung und Entzücken geradezu erfüllt die unabsehbare Sammlung von Marmorarten, von dem blendenden, fleckenlosen Statuenmarmor durch alle Nuancen des weißen, des gelben, des grünen, des rothen, des gemischten hindurch bis zum tiefsten Schwarz. Aber auch die Mannigfaltigkeit der übrigen Steinarten, namentlich der Sandsteine, setzt in Erstaunen. Dazu die Preise überall in sehr mäßigen Grenzen.

Ziemlich stiefmütterlich, wie das heutige Italien überhaupt, ist auch Toscana mit Holz bedacht. Immerhin weist die Ausstellung eine recht ansehnliche Collection einheimischer Hölzer auf; namentlich einige Pinienstämme von bedeutendem Umfange fallen in die Augen. Der dritte Hauptfactor des Bauens, das Eisen, ist vor Allem durch die Werke der Insel Elba vertreten. Sie haben ihre Erze und Roheisen, aber auch fertige Fabrikate, namentlich Röhren für Wasserleitungen und Maschinen für Ziegeleien ausgestellt. In letzterem Punkte sowie überhaupt in der Lieferung von allerlei Maschinen zur Förderung und Herstellung von Baumaterialien thun sich auch andere Firmen hervor. Man gewinnt den Eindruck, daß die Maschinenfabrikation in Toscana in einem bedeutsamen Aufschwunge begriffen ist. Was der Entwickelung der modernen Großindustrie in Italien am hinderlichsten im Wege steht, ist der Mangel an Kohlen. Da ist es denn von besonderem Interesse, daß wir in der Ausstellung auch einem toscanischen Steinkohlenwerke begegnen. Es sind die Bergwerke vom Tatti und Montemassi bei Piombino, die, nachdem der Versuch ihrer Ausbeutung fünfzig Jahre hindurch ohne nennenswerthen Erfolg geblieben, nunmehr durch eine capitalkräftige Gesellschaft in die Wege einer rentabeln Production geleitet zu sein scheinen. Die Kohle steht der fremden in verschiedenen wesentlichen Eigenschaften nach, hat aber durch die Möglichkeit billigeren Preises für Toscana voraussichtlich eine große Zukunft.

Die Bauausstellung hat ihre Aufgabe im weitesten Umfange gefaßt, so daß sie nicht allein die rohen, sondern auch die bearbeiteten Materialien, sogar die meisten Gegenstände der Einrichtung eines Wohnhauses in Betracht zieht. Für den Nordländer ist es in dieser Beziehung eine wahrhaft tröstliche Beobachtung, zu sehen, welche Fortschritte in Florenz und Umgegend die „Fumistik", die Industrie der Heizungs- und Kocheinrichtungen macht. Jeder Deutsche, der im Winter in Florenz gewesen, hat unter dem Mangel eines ordentlichen Ofens gelitten, und wer hierzulande jemals selbst hausgehalten hat, dem ist die Küche mit dem offenen Herdfeuer, wie es in Deutschland, zum mindesten in den Städten, nur Wenige noch in ihrer Kindheit gekannt haben, tagtäglich ein Gegenstand des Ungemachs gewesen. Jetzt begrüßen wir in der Ausstellung unsern heimischen Freund, den Sparherd, hier cucina economica genannt, in allen Größen und Einrichtungen, und, was die Hauptsache ist, nicht wie bisher, aus dem Auslande eingeführt, sondern hier selbst fabricirt. Daneben erscheint der glasirte Thonofen allerdings noch recht spärlich und in ziemlich winziger Gestalt. Im klassischen Lande der Keramik wäre gerade hier dieser Kunst eine schöne neue Aufgabe gestellt. Bis jetzt wird, unter dem künstlerischen Gesichtspunkte, noch alle Sorgfalt auf den herkömmlichen Kamin verwendet. Er ist auf der Ausstellung sowohl in Sandstein wie namentlich in Marmor auf's Mannigfaltigste und Schönste, theilweise sogar in verschwenderischer Pracht vertreten.

Ueberhaupt, wenn es galt zu beweisen, daß Florenz noch heute, wie in den Zeiten seiner höchsten Blüthe, das Haus und seine Einrichtung künstlerisch zu schmücken weiß, so ist er hier erbracht. Freilich, in

Digitized by Google

der Hauptsache ist es nur Nachahmung der klassischen Vorfahren. Die herrlichen Thore und Candelaber in Schmiedeeisen, die wunderbaren in Holz geschnitzten Möbel und Zimmerdecken, die reizenden Figuren an den im Haushalt zur Verwendung gelangenden Terracotten — sie alle schließen sich streng an die Meister der Rennaissance an. Nur die Bildhauerei, wo sie vollständig frei schaffen kann, hat sich einen eigenen Weg gesucht, indem sie ihre Vorwürfe der unmittelbaren Gegenwart entlehnt. Dieser moderne Realismus der italienischen Skulptur ist bekannt. Im Princip soll seine Berechtigung nicht bestritten werden; aber wenn wir jetzt auf der Ausstellung in kostbarstem carrarischen Marmor eine Croquettspielerin mit ihrem Handwerkszeuge dargestellt sehen, so dürfte das denn doch ein recht bedenklicher Auswuchs einer der edelsten aller Künste sein. Zum mindesten ist zu bezweifeln, ob man es auf diesem Wege der alten Meister, deren Gedächtnißfeier mit dieser Ausstellung so eng verknüpft ist, gleichthun kann.

Zu befriedigenderen Betrachtungen jedenfalls regen zwei Zimmer der Ausstellung an, in denen sich die Pläne, eine Anzahl Modelle und eine plastische Gesammtdarstellung der Eisenbahn Florenz-Faenza befinden. Die kühnen Bauten einer Gebirgseisenbahn gegenübergestellt dem Marmortempel von S. Maria del Fiore, der praktischste Materialismus dem uneigennützigsten Idealismus — welch' ungeheurer Gegensatz! Und doch sind beide Bauwerke erhabene Aeußerungen desselben Menschengeistes, und getrost darf das heutige Geschlecht sich sagen, daß, wie auch die Gedanken und die Dinge sich geändert haben, die Enkel der großen Ahnen nicht unwerth sind.

Aus der Hauptstadt.

Separatausstellungen in der Nationalgalerie.

Die fünfundzwanzigste dieser dankenswerthen Zusammenstellungen der erreichbaren Werke jüngst verstorbener Maler reiht sich ihren Vorgängerinnen würdig an. Sie ist dem Andenken von vier Meistern gewidmet, die im Laufe dieses und des vergangenen Jahres ihrem Wirkungskreise entrissen sind.

Einem Maler von der Fruchtbarkeit Meyers von Bremen gegenüber war natürlich auf Vollständigkeit von vornherein zu verzichten. Von seinen mehr als tausend Bildern ist der größere Theil in das Ausland, besonders nach Amerika gegangen. So hat man sich denn begnügt, eine beschränkte Anzahl seiner Werke, meist aus Berliner und Bremer Besitz, zusammenzustellen, um eine Uebersicht seiner Thätigkeit zu ermöglichen. Die fünfundzwanzig fertigen Oelgemälde in dem ersten Saale der Ausstellung umfassen den Zeitraum von 1844—1886 und zeigen Meyer von Bremen als unumschränkten Herrscher in der Welt der Kleinen. Es wäre ein unfruchtbares und aussichtsloses Beginnen, all' diese Brüderchen und Schwesterchen classificiren und in der Auffassung und Wiedergabe ihrer runden, von der rauhen Luft des Lebens noch nicht geformten Kindergesichter nach Stilunterschieden und Manieren suchen zu wollen. Im Großen und Ganzen hat Meyer von Bremen stets unter dem Einflusse der sorgfältigen und glatten Technik der fünfziger Jahre gestanden. Von dem Düsseldorfer Carl Sohn gebildet, hat er seinen Mitstreber Franz Eduard Meyerheim weder in der Correctheit der Zeichnung noch in der Tiefe der Auffassung des Familienlebens erreicht. Seine Hauptstärke liegt in dem warmen, meist rosigen Colorit, in das er seine Kinderstubenbildchen zu tauchen versteht. Er weiß durch dieses Kunstmittel seinen Darstellungen jenen märchenhaften Reiz zu verleihen, der uns die Urbilder seiner Bübchen und Mägdlein eher in dem Volksbuche der Gebrüder Grimm, als in der Wirklichkeit suchen läßt. Sein Kinderideal ist aus der hessischen Dorfjugend abstrahirt und mit großem Geschick so verfeinert, daß jede für Gemaltes empfängliche Mutter in demselben eine Aehnlichkeit mit ihrem Herzblättchen entdeckt.

Höchst dankenswerth ist die Zusammenstellung der Skizzen und Studien in Oel aus dem Besitz der Frau Professor Julia Meyer in Berlin. Diesen kräftigen Vorarbeiten gegenüber lernen wir die Unmittelbarkeit der Anschauung des Künstlers schätzen und gleichzeitig bedauern, daß er sich so unsägliche Mühe gegeben, das scharf Erfaßte und im ersten Entwurf energisch Hingeworfene zu einem liebenswürdigen Bildchen abzuschwächen, Der Empfindungsgehalt entwickelt sich nicht selten zur Sentimentalität, das tiefsatte Colorit verdünnt sich zu einer matten, nicht genügend motivirten Gesammtfärbung, und die Schwäche der Zeichnung guckt überall aus den Falten der Röckchen und aus den kurzen Aermeln heraus.

Aus den demselben Besitz entstammenden Aquarellen und Zeichnungen erfahren wir gelegentlich, daß Meyer von Bremen sich im Anfange seiner künstlerischen Laufbahn auch auf dem Gebiete der religiösen Malerei versucht hat. Sein Moses, das Wasser aus dem Felsen schlagend, Abraham mit Sarah und Hagar beim Untergange Sodoms, Abraham mit Isaak zum Opfer schreitend und Christus die Zerstörung Jerusalems verkündigend sind in Composition und Zeichnung achtbare Leistungen, aber sie stehen durchaus unter dem Einflusse der idealistischen Richtung der dreißiger und vierziger Jahre. Die Schönheit der ewig wiederholten Typen erweckt wahre Sehnsucht nach einer einzigen charakteristischen Häßlichkeit.

Den Corridor und einen Theil des Hauptsaales füllen die Arbeiten des im besten Mannesalter gestorbenen Berliners Rudolf Schick. Auch seine vielseitige Begabung kommt am besten in den Studien und Skizzen zum Ausdruck. Hier zeigt sich ein verständnißinniges Eingehen auf das Mildschöne in der Naturerscheinung, das überall da in das fertige Bild übergeht, wo es sich, wie in seinem Schloß Beynuhnen, um eine concrete, Phantasmen ausschließende Aufgabe handelt. Die ursprüngliche Vorliebe für die Schlichtheit der Darstellungsmittel läßt den Künstler auch im Porträtfach zu recht hübschen Erfolgen gelangen. Leider gerieth der junge Künstler in der Mitte der siebziger Jahre unter den Einfluß Böcklin's, der bisher noch jedem Nachstreber verderblich geworden ist. Die beiden Bilder „Quelleinsamkeit" und „Junger Hirt und Landmädchen am Quell" sind nicht aus künstlerischer intuitiver Conception, sondern aus einer künstlichen Mischung des wirklich Gesehenen und mühsam Zusammenphantasierten entstanden. Als Mitarbeiter an dem bei Engelhorn erschienenen Prachtwerke „Italien" hat sich Schick durch seine landschaftlichen Illustrationen viele Freunde im Publikum erworben. Auch seine zwölf Zeichnungen zu Goethe's Stella zeugen überall von jenem ernsten Studium des Dichters und der von ihm dargestellten Zeit, das unsere Modeillustratoren durch Nachahmung der Theaterpose zu ersetzen suchen.

Die in demselben Saale befindliche Ausstellung der Werke Friedrich Carl Hausmann's führt uns an den Ausgangspunkt der Entwickelung der modernen Malerei, in jene Zeit, wo der Satz, daß der Maler vor Allem malen müsse, nicht nur wie eine neue Offenbarung theoretisch gepredigt, sondern von Belgien und Frankreich aus praktisch herüberdemonstrirt wurde. Die eigentlich schöpferische Thätigkeit Hausmann's umfaßt einen Zeitraum von kaum fünfzehn Jahren, von 1849—1864, aber sie documentirt sich als der Ausfluß ernster und eifriger Arbeit. Von dem Studium der alten Niederländer und der modernen Belgier ausgehend zeigt sein „Pfaff, Grethchen's Schmuck entführend" noch ein gewisses Schwanken zwischen der alten und der neuen Richtung, während sein um zwei Jahre später entstandener „Faun mit Nymphen" schon mit voller Kraft für die sieghafte Herrschaft des Colorits eintritt. Die beiden folgenden Jahre 1852 und 1853 brachten die „Pariser Gamins" und das „Zigeunermädchen auf der Haide". Hier macht sich neben den Einflüssen der französischen Technik ein ernstes und erfolgreiches Streben nach Charakteristik bemerkbar. Wie der Künstler dann den energischen Gefühlsausdruck im Einzelnen zu variiren und doch zu einer mächtigen Gesammtwirkung zusammenzufassen wußte, das zeigte er in seinem großen für die Hamburger Kunsthalle gemalten Hauptwerke „Galilei vor dem Concil 1633". Aus den beiden hier ausgestellten geistreichen Farbenskizzen läßt sich deutlich erkennen, wie das gewaltige Wort des Märtyrers der Wissenschaft gleich einem Sturmwind über die illustre Gesellschaft der Purpur- und Kuttenträger hinfegt. Von der späteren stillen Thätigkeit Hausmann's als Director der Zeichenakademie in Hanau zeugt eine Reihe kunstgewerblicher Zeichnungen und Entwürfe, die überall einen feinen, künstlerisch durchgebildeten Geschmack verrathen.

Wenn man dieses Aufgeben des selbständigen Schaffens bei Hausmann bedauern muß, so wird bei August Behrendsen, dem dritten jüngst Verstorbenen, den man der Ehre einer Separatausstellung gewürdigt, das Hauptgewicht auf seine Thätigkeit als Lehrer der Königsberger Akademie zu legen sein. Er hat die Traditionen seines Meisters Wilhelm Schirmer, des berufensten Malers der mit Unrecht schlecht beleumundeten Stimmungslandschaft, auf seine Schüler Scherres, Knorr und Monien hinübergerettet. Seine Oelstudien wie seine Zeichnungen muthen ausnahmslos durch ungekünstelte Harmonie der Linienführung und durch ein mildes, geschlossenes Colorit an, das jeden im Augenblick erhaschten, oder mühsam erkünstelten Lichteffect verschmäht.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Anna Luise Karschin, ihr Leben und ihr Dichten. Von Adolph Kohut. (Dresden, E. Pierson.) — Eine mit wohlthuender Wärme geschriebene Biographie der einst überschwänglich die deutsche Sappho genannten Dichterin und Improvisatorin. Für die Lebensgeschichte sind die besten Quellen herangezogen, doch hätte sich in den Autographenmappen unserer Sammler gewiß noch manches Ungedruckte, das der Veröffentlichung werth wäre, aufstöbern lassen. Die Audienz beim Alten Fritz, dieser Glanzpunkt im Leben der Karsch, ist hübsch erzählt; auch ihrer Beziehungen zu berühmten Zeitgenossen, vor Allem zu dem trefflichen Gleim, zu Sulzer, Klopstock, Lessing, Mendelssohn wird gedacht. Der Besuch Goethe's aber auf seiner Berliner Reise 1778 nicht erwähnt. Bekanntlich hat die Karsch auch ihn mit ihren huldigenden Versen bedacht. Willkommen sind besonders die angeführten Proben aus ihren längst vergessenen Gedichten.

Digitized by Google

Matthäus Merian. Eine culturhistorische Studie von H. Eckardt. (Basel, H. Georg.) — Eine liebevoll ausgeführte Lebensbeschreibung des verdienstlichen Herausgebers der „Topographia Germaniae", des bekannten herrlichen Kupferstichwerks des 17. Jahrhunderts, dessen hoher culturhistorischer Werth in unseren Tagen immer allgemeiner anerkannt wird. Dieser biographische Theil enthält manches Neue, während der das Werk Merian's und seiner Mitarbeiter beschreibende Theil mehr nur katalogisirender Art ist und die künstlerische Seite des berühmten Verlagsbuchhändlers fast gar keiner Würdigung unterzieht. Vielleicht holt der Verfasser sein Versäumniß bei einer zweiten Auflage nach; die Vorarbeiten dazu haben schon Gwinner, Füßli, Heyden u. A. geliefert.

Die Statthalterschaftszeit in Liv- und Estland (1783 bis 1796). Von Friedrich Bienemann. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Ein beredter Wortführer in dem Selbsterhaltungskampfe des Deutschthums in den Ostseeprovinzen zeichnet hier ein Capitel aus der Regentenpraxis Katharinas II. mit so lebendigen Farben, daß wir mit einem Blick den ganzen Zeitlauf der für die Verfassungsgeschichte jener Gebiete wichtigen Epoche überschauen können. Wenn die Studie auch nur ein Segment aus einem wechselvollen Volksgeschicke heraus hebt und veranschaulicht, so eröffnet sie doch dem Auge eine Reihe von Begebenheiten, welche Vergangenes verstehen und Kommendes befürchten lehrt. St.

Bibliotheca germanica. Bearbeitet von Alwin Weise. (Paris und Leipzig, H. Le Soudier.) — Unter diesem Titel erscheint ein Verzeichniß aller auf Deutschland und Deutsch-Oesterreich bezüglichen Originalwerke, sowie der bemerkenswerthen Artikel, die in den hervorragenden periodischen Schriften (mit Ausschluß der Tageszeitungen) in den Jahren 1880—1885 im Auslande, vornehmlich in Frankreich, erschienen sind. Die fleißige Arbeit wird Gelehrten, Schriftstellern und Buchhändlern willkommen sein. Die Vollständigkeit ist angestrebt, die einzelnen Artikel sind alphabetisch nach den Autoren und in einem Sachregister sehr übersichtlich geordnet, und gelegentliche Fortsetzungen sollen erscheinen. Es ist lehrreich, hier zu sehen, was denn an uns das Ausland am meisten interessirt: in der Politik Bismarck und der Krieg von 1870/71, in der Literatur Goethe, Heine, Hamerling, in den Künsten Wagner, in der Wissenschaft Schopenhauer, im öffentlichen Leben der Culturkampf, die Judenfrage, das Unterrichtswesen und vor Allem militärische Zustände. Ein starkes Contingent stellen die beliebten deutschen Reise- und Sittenschilderungen von Tissot, Didon, Grand-Carteret, Amic, Valbert, Vasili und Consorten.

Novellen von A. R. Rangabé. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung aus dem Griechischen. (Breslau, S. Schottländer.) — Eine große Mannigfaltigkeit der Naturschilderungen, wie eine geschickte Wahl interessanter, packender Probleme ist der Hauptvorzug dieser Novellen; leider haftet aber an manchen Stücken etwas Grelles, phantastisch Bizarres, theatralisch Zugestutztes, so daß eigentlich nur ein starknerviger Leser Novellen wie „Die Gefängnisse", in denen eine wüste Phantasie ihre Orgien feiert, vertragen könnte. „Ein Ausflug nach Paros" hat ebenfalls, aber in niederem Grade, den Stich in's Grelle und Geschminkte. Etwas zu romantisch und daher unwahrscheinlich wirkend, ist die Erzählung „Ernach", trotzdem sie einige packende und ergreifende Stellen enthält. „Die Reitpeitsche" und „Der Diamant" sind ganz gelungene, theilweise drastisch gehaltene Skizzen. Die Perle der Sammlung sind unstreitig „Die Weber der Hansa", hier entfaltet Rangabé an einem interessanten Stoff ein außerordentliches Darstellungstalent; mag auch hier und da auf rohe Effecte gezielt werden, im Großen und Ganzen aber liegt eine wirklich hervorragende novellistische Leistung vor. E. W.

Abgründe des Lebens. Novellen von Ida Boy-Ed. (Leipzig, Carl Reißner.) — „Es giebt Bücher, die man wohl mit ehrlichem Herzen, aber nicht in bester Könnenskraft in die Welt setzt und andere, von denen man sich sagen darf: das ist ein Stück von dem was ich kann", so erklärt die unleugbar talentvolle Verfasserin des vorliegenden Novellenbandes selbst die Ungleichmäßigkeit ihrer Werke. Mehrere große Romane aus ihrer Feder haben mit Recht den Beifall der Kritik und des Publikums gefunden und legen Zeugniß von dem Können dieser Schriftstellerin ab, von den drei jüngst erschienenen Novellen aber müssen wir annehmen, daß die erste Hälfte des obenstehenden Urtheils sich auf sie bezieht. Sind es wirklich „Abgründe des Lebens," die in ihnen vor unseren Blicken aufgeschlossen werden? Daß ein geschwätziger Alter durch seine selbstgefällige Mittheilsamkeit die Ehre seines Hauses zu Grunde richtet und seinen stolzen Sohn zum Selbstmorde treibt, wie es in der ersten Novelle „der alte Randolph" erzählt wird, oder daß ein strenger Lehrer in einem widerspänstigen Schüler seinen illegitimen Sohn erkennt und diesen selbst in's Verderben zu stürzen sich durch sein Pflichtgefühl gezwungen sieht, wie es die dritte Novelle „Sein Schüler" schildert, — sind das wirklich „Abgründe" oder, um kritisch zu reden, wirklich künstlerisch behandelte Probleme? Sind es nicht vielmehr künstlich ausgeklügelte und auf möglichst krasse Effecte hin zugespitzte Situationen, wie sie nur einer sensationslustigen und durch unnatürliche Reizungen zu befriedigenden Leselust behagen können? Der Gegenstand der zweiten Novelle: „Das stumme Gericht" ist einfacher und natürlicher, aber ebenso peinigend. Ein Fischer ermordet seinen Bruder um einer Geldsumme willen und freit das Mädchen, das jenem zugethan war; aber ihr Blick, der ihn ahnen läßt, daß sie um sein Verbrechen weiß, wird ihm zum stummen Gericht. Diese zweite Novelle ist auch hinsichtlich der Darstellung und des Tones, der so düster und niederdrückend ist, wie die Wintertage an der jütischen Küste, hervorstechend, aber selbst durch sie gewinnen wir keinerlei künstlerische Befriedigung. Möge die Verfasserin die Laune, sich in solche Abgründe der Prosa-Dichtung zu verlieren, in Zukunft bändigen, denn durch keine auch noch so große formelle Gestaltungskraft, wie sie Frau Ida Boy-Ed in hervorragendem Maße besitzt, werden solche krasse Phantasien zu Kunstwerken gestempelt.

Die Abgaben, Auflagen und die Steuer vom Standpunkte der Geschichte und der Sittlichkeit. Von Wilhelm Vocke. (Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.) — Dieses vom Verfasser „seinem theueren Freunde und Meister" Lorenz von Stein gewidmete Werk erinnert an die Lichtseiten, aber auch an die Schattenseiten der Schriften des ausgezeichneten Wiener Nationalöconomen, den Vocke seinen Meister nennt. Dasjenige, was der Verfasser über die vorgeschichtliche Zeit sagt, ist zu kategorisch, zu wenig hypothetisch gehalten. Auf dem Titelblatte fehlt ferner ein Hinweis darauf, daß das Werk nur, oder fast nur die deutsche Steuergeschichte behandelt; wobei überdies die großen Verschiedenheiten der geschichtlichen Entwickelung der deutschen Territorien, Staaten, Provinzen und Gemeinden, z. B. der bayerischen Alpengegenden und Schleswig-Holsteins, der mittel- und niederrheinischen Gegenden und des preußischen Litthauens, ja, selbst Brandenburgs, Kursachsens, Mecklenburgs und Hannovers viel zu wenig beachtet, kaum berührt werden. Mit manchen steuerpolitischen Ansichten steht der Verfasser ziemlich isolirt da. Die bereits in früheren Schriften und Abhandlungen des Verfassers bewiesene wissenschaftliche und praktische Tüchtigkeit, sowie die patriotische, staatsbürgerliche Gesinnung desselben zeigt sich aber auch in seiner neuesten Schrift. —l—

Candidat Müller. Von Gotthold Ephraim Walter. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — In diesem psychologischen Romane ist der Versuch unternommen worden, die „Unvereinbarkeit des sogenannten positiven Christenthums mit der gegenwärtigen Lebensordnung" darzulegen. Der Held der Erzählung ist ein junger Prediger, welcher, mit der vollen Hingabe seines Herzens pietistisch gesinnt, sich bemüht, sein Christenthum auch in das Leben zu übertragen. Er versucht in einer Töchter-Erziehungsanstalt eine wahrhaft apostolische Wirksamkeit zu entfalten, natürlich vergebens. Die Mißerfolge, welche er erntet, welche aber meistens gar nicht auf seine Thätigkeit, sondern auf viele andere gleichgültige Umstände zurückzuführen sind, bringen ihm nicht nur Spott und Hohn der Ungläubigen, sondern auch die schmählichste Verleumdung seiner gläubigen Mitbrüder ein und öffnen sein Herz, das schon zu verzweifeln beginnt, der milderen und vermittelnden Lebensweisheit eines alten Lehrers; der Entschluß, das geistliche Amt ganz aufzugeben und den Lehrerberuf zu wählen, ist die Folge dieser inneren Umwälzung. — Das Bemerkenswertheste an diesem Romane ist die Einfachheit des Inhaltes und der Darstellung. Selbst da, wo der Verfasser in der Schilderung des pietistischen Treibens und der Heuchelei eines Jünglingsvereines in eine satirische Tonart zu fallen für nöthig hält, verleugnet sich die etwas farblose Art seiner Anschauungs- und Ausdrucksweise nicht. Das Ganze erscheint in Folge dessen mehr wie eine Skizze, als wie ein fertig ausgearbeitetes Gemälde. Aber gerade für einen psychologischen Roman ist solche skizzenhafte Darstellung sehr gefährlich, weil sie oft die Tiefe der Auffassung vermissen läßt, die allein so schwerwiegenden Fragen, wie sie hier zur Lösung gestellt wurden, gerecht werden kann. Wir wollen nicht verkennen, daß der Verfasser ernstlich bemüht ist, Licht und Schatten für die von ihm geschilderten beiden Weltanschauungen gleichmäßig zu vertheilen, glauben aber, daß ein näheres Eingehen auf die Glaubensfreudigkeit seines Helden und die Gründe, welche ihn aus einem Pietisten so rasch zu einem Humanisten umwandeln, für die reichere Entwickelung und bessere Entfaltung seines Stoffes geboten gewesen wäre. B.

Grundlegung der theoretischen Staatswirthschaft. Von Emil Sax. (Wien, Alfred Hölder.) — Der Prager Professor Sax, der sich längst durch seine Untersuchungen über die Arbeiterwohnungsfrage, das Eisenbahnwesen und andere Gegenstände, vortheilhaft bekannt gemacht hat, faßt den Begriff Staatswirthschaft in einer sehr weiten, wenig üblichen und leicht zu Mißverständnissen Anlaß gebenden Weise. Er versteht darunter nicht bloß die Fianzwirthschaft, sondern die gesammte öconomische Seite des öffentlichen Lebens, einschließlich der sog. Volkswirthschaftspflege, der Agrar-, Gewerbe- und Handelspolitik. Man kann überhaupt mit dem Verfasser über die Richtigkeit seiner Systematik und seiner Ansichten nicht selten rechten. Auch entschiedene Gegner des Socialismus werden z. B. bestreiten, daß Marx und F. Engels, trotz der sonstigen Unhaltbarkeit ihrer Theorien, auf die öconomische Erklärung der staatswirthschaftlichen Erscheinungen verzichten. Die Sprache des Verfassers ist ferner nicht ganz frei von Provinzialismen. Er sagt z. B. „zur Gänze" statt „vollständig". Andererseits muß man anerkennen, daß das Sax'sche Werk für Volkswirthe, Staatsgelehrte und Historiker, überhaupt für denkende Leser von großem Interesse ist. Als neu und anregend sind z. B., neben verschiedenen anderen Ausführungen, die Uebersicht und die Kritik der verschiedenen Theorien über die öconomische Beschaffenheit der Staatsthätigkeit zu bezeichnen. Sax unterscheidet die cameralistische, hauswirthschaftliche Theorie, die Tauschtheorie der sogen. Manchesterschule, die Consumtionstheorie J. B. Say's, die Productivitätstheorie F. List's, die capitalistische Productionstheorie Karl Dietzel's, die neuere Productionstheorie A. Wagner's und Schäffle's und die Reproductivitätstheorie L. v. Stein's. Kurz, das Sax'sche Buch ist ein verdienstliches, an Herman's „Staatswissenschaftliche Untersuchungen" erinnerndes Werk. —l—

Digitized by Google

Inserate.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

In unserem Verlage erschien soeben:

Die Säulen der Maurerei.

Vorträge

über Weisheit, Schönheit und Stärke

von

Br. **Carl Pilz,**

Redner der ☐ Apollo in Leipzig und Redacteur der Frmr.-Zeitung.

Zweite Auflage.

8°. geh. Ladenpreis 60 ₰.

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** **½ Stunde von Frankfurt a. M.**

Wirksamste Brunnenkur bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, **Fettleibigkeit**) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie **Massage.**) **Kaltwasser-Heilanst.** Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. **Mineralwasser-Versandt** in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Bad Nauheim bei Frankfurt a. M., Station d. M.-W.-H.

Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, saliuische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern, auch vor bez. nach dieser Zeit.

Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. **Jäger.**

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer waldreicher ***Höhen-Kurort*** von 568 m. Seehöhe, mit sämmtlichen Erfordernissen eines ***Terrain-Kurorts***, besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche***-Bäder und eine vorzügliche ***Molken-*** und ***Milch-Kuranstalt.*** Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt.

Saison vom 1. Mai bis Oktober.

Zur Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Kaiser Wilhelm und sein Reich

von

Ed. Simon.

Autorisirte Bearbeitung.

Aus dem Französischen.

Ein starker Octavband 6 M., eleg. geb. 8 M.

Mit großer Unparteilichkeit, welche man bei einem Franzosen nicht für möglich hält, schildert Autor das Leben unseres **Heldenkaisers** und mit **Hochachtung**, mit **Bewunderung**, ja mit **größter Sympathie** spricht derselbe von unseren großen Männern, **Bismarck, Moltke** u. s. w. Das Werk ist geeignet in Deutschland gleiches Aufsehen wie in Frankreich hervorzurufen. —

Augenblicksbilder

in Photographie und Lichtdruck.

Schnellseher

zur Umsetzung der Serien in die Bewegung.

Moment-Apparat

für Amateure und Touristen.

Moment-Verschluss in allen Grössen.

Gesammt-Katalog mit 2 Probebildern franco gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken.

Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Neueste Romane

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Die Lehnsjungfer.

Roman

von

Emile Erhard.

5 Bände.

Preis geheftet ℳ 20.—; fein gebunden ℳ 25.—

Dunst.

Roman

von

Karl Frenzel.

Preis geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.,** Oppelstr. 44.

Soeben erschien bei **Gebrüder Borntraeger** in Berlin S.W., Wilhelmstrasse 122:

Victor Hehn, Gedanken über Goethe. 1887. 8. brosch. 7 ℳ.

Victor Hehn, Italien. Ansichten und Streiflichter. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. 1887. 8. geb. 7 ℳ.

Victor Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Fünfte Auflage. 1887. gr. 8. brosch. 10 ℳ.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 18. Juni 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die „Gegenwart" und Herr Katkow. — Ein österreichischer Hochtory. Von G. J. Guttmann. — **Literatur und Kunst:** Gehört die Baukunst zu den freien Künsten? Von Eduard von Hartmann. — Zur neuesten Shakespeare-Forschung. Von E. W. Sievers. — **Feuilleton:** Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Von Heinrich Ehrlich. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: „Therese Raquin". Von Z. — E. v. Gebhardt's Cartons für das Kloster Loccum. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Die „Gegenwart" und Herr Katkow.

St. Petersburg, Ende Mai.

Die Beantwortung der Frage: „Ist Rußland noch zu Europa zu rechnen?" in Nr. 13 der „Gegenwart" (vom 26. März d. J.) hat in den Blättern der russischen Panslavisten und Slavophilen einen Sturm der Entrüstung und eine Reihe leidenschaftlicher Entgegnungen hervorgerufen. Die „Moskowskija Wjedomosti", das Blatt des bekannten Führers der conservativen Nationalisten und geistigen Hauptes der Partei der Deutschenhasser im Czarenreiche, Geheimraths Katkow, haben mit der in ihren Spalten nicht ungewöhnlichen Geschicklichkeit und Unverfrorenheit, die Wahrheit zu fälschen, Thatsachen zu verdrehen und durch Auslassungen und absichtliche Entstellungen gegnerischer Erörterungen das Weiße schwarz und das Schwarze weiß zu färben, den Artikel der „Gegenwart" der russischen Leserwelt mundgerecht gemacht und einer abfälligen Kritik unterzogen. Die gesammte slavophile Presse aber hat von der Leistung des Katkow'schen Organs mit sichtlichem Wohlgefallen Notiz genommen und sie, mit Randglossen der eigenen Redactionen verbrämt, theils ausführlich, theils nur im Auszuge nach Kräften weiterverbreitet.

Es kann der „Gegenwart" natürlich nur schmeichelhaft sein, daß eine kritische und polemische Betrachtung in ihren Blättern ein so deutliches Echo an der Stelle hervorgerufen hat, gegen welche sich diese Betrachtung richtete. Es war eine publicistische Pflicht, auf die zeitgemäße Frage, ob Rußland in den Errungenschaften seiner Cultur auch nur einen Schein des Rechts finden dürfe, in der Geschichte der zeitgenössischen Civilisation die seit Jahrzehnten angemaßte Rolle ungestört weiterzuspielen, und es muß der „Gegenwart" ferner ungeheuer gleichgiltig sein, daß sie bei der Erfüllung dieser Pflicht von den slavophilen Chauvinisten mit Steinen beworfen worden ist: erscheinen doch alle Angriffe nur als schwacher Abklatsch dessen, was sich die deutsche Presse, die deutsche Regierung und das Deutschthum überhaupt lange vorher seitens der nationalrussischen Blätter hat gefallen lassen müssen! Hält man einem Kalmücken den Spiegel vor und zwingt man ihn zur Erkenntniß, daß seine Physiognomie trotz des europäischen Frackes, der Pariser Binde und des hohen Hutes, mit denen er sich bekleidet, von ihrer asiatischen Eigenthümlichkeit nichts eingebüßt hat, so kann man nur bedauernd die Achseln zucken, wenn der unverändert gebliebene Sohn der asiatischen Steppe statt der Einsicht, daß Kleider nicht immer Leute machen, aus seinen Schlitzaugen boshafte Blicke schießt und nur Grimassen und Zähneknirschen als Antwort findet. Es ist eine mehrfach erhärtete Thatsache, daß die Herren Katkow und Genossen eine Idiosynkrasie vor dem Spiegel haben. Deshalb hat es der „Gegenwart" völlig fern gelegen, dieselben zu bekehren; wohl aber bezweckte der Artikel: „Ist Rußland noch zu Europa zu rechnen?", durch ein unverfälschtes Bild der wirklichen Zustände im Czarenreiche den Schmerz des wahren russischen Patriotismus zu erregen, damit vielleicht in den Anschauungen dieses oder jenes Russen eine heilsame Gegenwirkung gegen das Gift des nationalen Größenwahns erzeugt würde. Freilich, die „Gegenwart" hat — und sie braucht dieses Eingeständniß nicht zu scheuen —, voll und ganz auf den Grnndlagen der ethischen Errungenschaften der europäischen Civilisation stehend, außer Acht gelassen, daß die asiatische Tradition des Slavophilenthums auch in den Gepflogenheiten der großen russischen Presse die unbeschränkte Herrschaft übt und daß in Folge dessen die Wortführer im Czarenreiche eifrig dafür Sorge tragen würden, den Inhalt und die Tendenz des gen. Artikels zu verhüllen und in's Gegentheil zu verkehren. Unter diesen Umständen erübrigt nur, zur Vervollständigung des entworfenen russischen Culturbildes auch diese letztere Thatsache zu constatiren und dem Geheimrath Katkow dankend für die Mühe zu quittiren, mit der er den Beweis geliefert, wie recht wir thaten, die Vorkämpfer der sog. slavischen Idee aus den Listen der Träger europäischer Cultur zu streichen. Es fehlt uns der Raum, dem Organe Katkow's in extenso das Wort zu geben; wir wollen aber dem deutschen Leser ein so hervorragendes Actenstück zum Beweise dessen, was man in den Kreisen der Moskauer Nationalisten für journalistischen Anstand und erlaubte Polemik hält, doch nicht ganz der Kenntniß entziehen. — Unter dem Datum des 27. (15.) April schreiben also die „Moskowskija Wjedomosti" u. A:

„Unser Pariser Correspondent hat wiederholt auf die Einstimmigkeit hingewiesen, mit welcher die französische Presse aller Schattirungen ihre Sympathien für Rußland und ihre Erkenntlichkeit für seinen Herrscher Ausdruck gibt. Es ist bekannt, welches Gegenstück hierzu die deutsche Presse bildet; welche Verleumdungen und Insinuationen täglich in den zahllosen deutschen Zeitungen erscheinen, und mit welchem Eifer diese Presse alles Russische, Alles, was dem russischen Herzen theuer und heilig ist, in den Schmutz tritt; mit welcher Raserei die deutschen Politiker das Attentat vom 13. (1.) März (sc. 1881) ausgebeutet haben! Indeß, die Tagespresse läßt sich bisweilen, in der Hitze der Polemik, weiter fortreißen, als die Autoren selbst es möglicherweise wünschen. Was soll man aber von periodischen Zeitschriften, die monatlich oder wöchentlich erscheinen, sagen, — von Zeitschriften, in denen Doctrinen auseinander gesetzt werden und in denen nicht die

Digitized by Google

Leidenschaft spricht, sondern die Idee sich entwickelt, — wenn auch dort bei jedem Anlaß derselbe tiefe Haß gegen Rußland zum Vorschein kommt? Fürst Bismarck bombardirt unsere Diplomatie mit Klagen über jeden Protest, der wider seine Politik in einem unabhängigen Organe der russischen Presse erscheint, selbst wenn dieser Protest weder Beleidigungen noch Feindseligkeiten gegen das deutsche Volk enthält. Wie wäre es, wenn die russischen Diplomaten als Antwort auf solche Klagen nun auch ihrerseits dem Fürsten Bismarck eine Auswahl von Beispielen dessen übergeben würden, wie täglich die deutsche Presse nicht nur diese oder jene Richtung unserer Politik, sondern das russische Volk selbst, seinen Geist, seine Sitten, seine Eigenart behandelt?

Kürzlich erschien in der »Gegenwart«, bekanntlich eine der solidesten periodischen Zeitschriften in Deutschland, ein Artikel, betitelt »Ist Rußland noch zu Europa zu rechnen?« Der deutsche Politiker urtheilt folgendermaßen: »Rußland ist in letzter Zeit mehr wie je im Munde der Leute gewesen. Sein Eingreifen (!) in die bulgarischen Angelegenheiten, seine von der sogenannten »slavischen Idee« inspirirte Politik, welche in der offenen Lobpreisung von Verschwörern und Empörern besteht, ... Alles dies hat Rußland die Aufmerksamkeit des Westens zugezogen und sogar veranlaßt, daß die ausschlaggebenden Führer der europäischen Politik offen eine feindliche Haltung in Bezug auf Rußland haben nehmen müssen. Wenn man aber die interessante Reden liest, welche der deutsche Reichskanzler in jüngster Zeit über die auswärtige Politik gehalten hat, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob seine unzweifelhafte Großherzigkeit gegen die russische Regierung wohl auch in dem russischen Volke den entsprechenden Anklang finden werde?" Der Verfasser gesteht verzweifelt ein, daß die Frage verneinend beantwortet werden muß. O weh, das russische Volk erkennt die Großherzigkeit Bismarcks nicht an, »wegen Mangels an Bildung im russischen Volke. Eine ungeheure Mehrzahl desselben kann weder lesen noch schreiben und weiß ganz und gar nicht, was in der Welt vorgeht. Und die sogenannten Gebildeten? Zu ihnen muß man vor Allem die Deutschen in den baltischen Provinzen und in Moskau, St. Petersburg und in den Ortschaften an den großen Eisenbahnlinien rechnen ... Aber diese Deutschen können nur bedauern, wenn sie sehen, wie der erste Vertreter der deutschen Regierung sich einer Regierung gegenüber ausspricht, welche seine Landsleute mit Füßen tritt!« Ist das nicht herrlich? Die baltischen Landsleute Bismarcks, die über seine Großherzigkeit gegenüber Rußland trauern!

Herr Katkow läßt hierauf einige Auszüge folgen, zu denen er seine spöttelnden Bemerkungen macht. Am meisten scheint ihn unser Urtheil über den fehlenden Rechtssinn, den Mangel an Moral im russischen Volke, die abfällige Kritik russischer Wissenschaften und Künste, unser Bild von der asiatischen Sphinx verschnupft zu haben. Dann schließt er:

„Der tiefsinnige Mitarbeiter der „Gegenwart" erkennt übrigens großmüthig an, daß Rußland immerhin eine historische Mission habe: die uralten Handelswege zwischen Europa und Indien auf dem Landwege wieder aufzuschließen und sicherzustellen. Das ist keine leichte Aufgabe, und Rußland hat eine Zeit lang geglaubt, sich dieselbe erleichtern zu sollen, indem es darauf ausging, die Wasserstraße der Dardanellen sich anzueignen. ... Das erlauben aber nicht politische, durch das europäische Gleichgewicht bedingte Interessen, und Rußland wird schwerlich jemals dieses Ziel erreichen, — um so weniger, als seine kurzsichtig egoistische Politik in den letzten Jahren (?) diejenigen zu Feinden gemacht hat, deren Freundschaft allein dem Vorgehen auf der Balkanhalbinsel einen Schein des Rechts verliehen hat. Wenn Rußland noch des offenen Meeres bedarf, so möge es dasselbe am Persischen Meerbusen oder an der indischen Küste suchen."

So, — also Rußland hatte nur einen Schein des Rechts auf die Balkanhalbinsel Dank der Freundschaft Deutschlands und Oesterreichs. Aber „seine Politik der letzten Jahre", d. h. seine Betheiligung am Dreikaiser-Bündnisse, hat diese Freunde in Feinde verwandelt, und wir dürfen von den Dardanellen auch nicht einmal mehr träumen. Die Deutschen gestatten uns großmüthig die Rolle von Schildwachen, welche den Handelsweg zwischen Berlin und Calcutta bewachen, und rathen uns deshalb, unsere Frontstellung völlig zu verändern: unser Antlitz, d. h. die Ostseeprovinzen, ans Kaspische Meer zu übertragen und unser entgegengesetztes Theil Deutschland zuzuwenden.

Bei uns gibt es trotzdem immer noch Diplomaten, welche das Ende des Dreikaiserbündnisses beklagen, während die Deutschen selbst anerkennen, daß dieses Bündniß unsere Freunde in unsere Feinde verwandelt und uns sogar des Scheines eines Rechts auf die Balkanhalbinsel beraubt hat! Genug."

Indem wir vorausschicken, daß die Aufmerksamkeiten, welche unserem Artikel und der „Gegenwart" von den übrigen slavophilen Zeitungen geschenkt worden sind, sich von denjenigen der „Mosk. Wjed." nur durch einzelne Invectiven gegen die deutsche Presse ꝛc. unterscheiden, sich aber inhaltlich mit dem Elaborate des Moskauer Blattes decken, erklären wir, bereitwilligst verzichten zu wollen, auf die vielen Fälschungen einzugehen, welcher sich das Organ Katkow's beim Uebersetzen schuldig gemacht, oder gar den genauen Nachweis zu führen, wo ein Wort ausgelassen, ein den Sinn entstellendes Wort eingefügt oder der ganze Text durch Zusammenziehungen und Streichungen geradezu unkenntlich gemacht worden ist. Wir ergreifen ferner gern die Gelegenheit, von den vielen Druckfehlern in dem vom Blatte Katkow's mißhandelten Artikel den einen zurechtzustellen, daß nicht „1/4 Procent der Bevölkerung" in Rußland keinen Schulunterricht genießt, sondern „ein Viertel der Bevölkerung". Im Uebrigen aber halten wir alle unsere Mittheilungen und vor Allem unser Urtheil aufrecht. Und hat Herr Katkow uns auch nur in einem Punkte widerlegt? Gegen schwerwiegende Thatsachen operirt man nicht, ist man im Recht, lediglich mit Fragezeichen und Exclamationen! Aber es kam dem Moskauer Publicisten keineswegs auf eine Widerlegung an. Sein Räsonnement beweist, daß er die Gelegenheit benutzte, um in Rußland glauben zu machen, die „Gegenwart" habe das russische Volk und was ihm heilig sei herabgewürdigt, und um einen neuen Streich gegen die ihm verhaßten sog. freundschaftlichen Beziehungen der russischen Regierung zu Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu führen. Die Absicht Katkow's war einzig und allein: gegen den verhaßten Deutschen zu hetzen. Deshalb hat er sorgfältig aus dem Artikel der „Gegenwart" jedes anerkennenswerthe Wort ausgemerzt; deshalb hat er, in einer Ueberhebung sonder Gleichen sich selbst und seine Gesinnungsgenossen, die Panslavisten und Slavophilen, gegen die allein wir in denkbar schärfster Weise vorgegangen waren, für das russische Volk setzend, die Tendenz des Artikels in's Gegentheil entstellt; und deshalb hat er sogar das Akrobatenkunststück nicht verschmäht, in absichtlichem Mißverstehen, welches die Freunde wären, von denen wir gesagt, daß Rußlands Politik der letzten Jahre sie der slavischen Sache entfremdet, die Serben und Bulgaren, uns unterzuschieben, als hätten wir mit Genugthuung das Ende des Dreikaiser-Bündnisses constatirt! Mit der Absicht zu hetzen, verband Katkow aber auch die Absicht, zu verbinden. Jedes Band, das noch von Rußland zu Deutschland hinüberleitet, soll zerschnitten und dafür Frankreich mit unzerreißbaren Ketten an das Czarenreich gefesselt werden: dieses ceterum censeo der Slavophilen findet auch in der Polemik Katkow's gegen die „Gegenwart" seine übliche Betonung. Unmittelbar an die oben wiedergegebenen Auslassungen knüpfen nämlich die „Moskowskija Wjedomosti" einen ausführlichen Auszug aus einem Artikel von Anatole Leroy-Beaulieu in der „Revue des Deux Mondes", welcher „la religion, le sentiment religieux et le mysticisme en Russie" betitelt ist und dem russischen Volke viel Angenehmes und Schmeichelhaftes sagt. An der Hand dieses Artikels, der nachzuweisen sucht, welch tiefes religiöses Gefühl im russischen Volke wurzele, führt das Katkow'sche Blatt aus, daß Rußlands Stärke und Zukunft auf der Religiosität seiner Bevölkerung beruhe, daß die Verderbtheit eines Theiles der Intelligenz — welch' unerwartetes Zugeständniß! — dem Verlorengehen tief inneren religiösen Lebens zuzuschreiben sei, und daß mit der Widerkehr der höheren Stände zur naiven Gläubigkeit der unteren Volksschichten der Sieg der slavischen Idee gesichert sei. In diesem Punkte bleibt Katkow sich und dem Programm seiner Gesinnungsgenossen treu, denn das griechisch-orthodoxe Glaubensbekenntniß in mystischer Verhimmelung bildet das Hauptfundament der slavophilen Weltanschauung. Was aber die Religiosität des russischen Volkes betrifft, so hat uns

Digitized by Google

eigene Anschauung belehrt, daß sie in großen Kreisen zwar vorhanden, aber in ebenso großen Kreisen theils stark erschüttert, theils lediglich eine gedankenlose Hingabe an die Gewohnheit geworden ist. Was man in Italien wahrnimmt, kann man auch in Rußland häufig genug sehen: daß z. B. der Bandit, bevor er an sein dunkeles Gewerbe geht, sich fromm bekreuzigt und den Himmel um seinen Beistand anfleht! Und ist das etwa bewußte Frömmigkeit? Die angelernte Formel, die Aeußerlichkeiten der Religionsübung sind desto mehr in den Vordergrund getreten, je mehr das Verständniß für die reiche Symbolik der griechisch-orthodoxen Kirche weiten Bevölkerungsschichten abhanden gekommen ist. Bei dieser Thatsache müßten die Slavophilen ebenso ansetzen, wie bei der „Verderbtheit eines Theiles der Intelligenz", wenn sie das Glaubensbekenntniß für ihre Ziele ausnützen wollen.

Indeß, in ihrer Polemik gegen die „Gegenwart" ist es den „Moskoskija Wjedomosti" wenig darauf angekommen, für die slavophile Weltanschauung eine Lanze zu brechen. Ihr lag nur die praktische Politik des Tages am Herzen und die Verfolgung des zur Zeit nächstliegenden Zweckes derselben, den Russen zu sagen: Seht, das sind die Deutschen! So urtheilen sie über Euch! Sie müßt ihr hassen und verachten! Die Franzosen dagegen u. s. w. u. s. w. Und wider diese Politik der Verhetzung gegen den nächsten Nachbar haben wir uns gewandt, nicht um Rußland zu schmähen, sondern in der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß sie für den Weltfrieden verhängnißvoll werden und Unheil nicht nur über das Czarenreich, sondern über Deutschland, über Europa heraufbeschwören müsse. Wenn wir dabei weit ausholten und den Stand der Civilisation in Rußland untersuchten, so sind wir hierzu durch das Auftreten der russischen Presse veranlaßt worden: es lag nahe, zu constatiren, auf wie schwachen Füßen die Anmaßung ruhte, mit welcher diese Presse sich tagtäglich in die Erörterung europäischer politischer und socialer Fragen mischt und auf eigene Faust auswärtige Politik treibt. Fiel aber von unserer Seite dabei manches, dem Russen schmerzliche Wort, so ist dasselbe dem Vergleiche auf die Rechnung zu setzen — dem Vergleiche, zu welchem die Haltung der führenden Parteien im Czarenreiche herausforderte. Würden wir Rußlands historische Entwickelung und seine Culturgeschichte allein zum Gegenstand historischer Betrachtungen gemacht haben, so würde Vieles milder und nachsichtiger beurtheilt worden sein. Es galt jedoch festzustellen, was Rußland als integrirende Erscheinung des Culturlebens und der Staatenentwickelung in der Weltgeschichte bedeute, was es gewesen und geworden als Glied der europäischen Völkerfamilie und was es für die Fortentwickelung der gesammten Menschheit gethan habe. Und daß das riesige Czarenreich gegenüber diesem großen Maßstabe zu einem nichtigen Faktor zusammenschrumpft — ist das unsere Schuld? Die Wahrheit ist herb und spröde, der nationale Größenwahn aber verdient ein schonungsloses Urtheil!

Wir haben endlich unsere Ansicht darüber verlautbart, welche Wege Rußland zu gehen habe, wenn es ernstlich bestrebt sein will, in Zukunft nicht gänzlich als Mitarbeiter in der Geschichte der europäischen Civilisation ausgelöscht zu werden. Und da haben wir die Rückkehr zur inneren und äußeren Politik Peters des Großen und seiner Nachfolger als einzig aussichtsvolle Wendung zum nationalen gesellschaftlichen und staatlichen Aufschwung bezeichnet. Wenn also das Blatt Katkow's uns insinuirt, daß wir für einen Ausschluß Rußlands aus dem Dreikaiserbündnisse gesprochen, so ist das ein Schlag in's Gesicht der Wahrheit. Im Gegentheil, wir wollen den Frieden und wir glauben, daß derselbe nur erhalten bleiben wird, wenn Rußland zum engen Anschluß an Westeuropa, vor Allem aber an Deutschland und Oesterreich-Ungarn zurückkehrt, wenn es aufgibt, seine Mission in der Rettung des „faulen Westens" vor dem sittlichen, religiösen und wirthschaftlichen Untergange zu suchen, und wenn es sich mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, statt vor fremden Thüren zu kehren. Freilich, von dem slavophilen Rußland erwarten wir keine so weit gehende Einsicht. Zwischen dem Russenthum des Triumvirats Katkow-Ssuworin-Komarow und dem Germanenthum gibt's keinen Ausgleich: hier gibt es nur einen Kampf bis auf's Messer. Und wenn auch die gesammte Regierungszeit des gegenwärtigen Czaren eine unablässige Reihenfolge von Zugeständnissen an den Panslavismus und die slavophile Staatsidee darstellt; wenn auch der geheime und offene, mit den verderblichsten Mitteln geführte Guerillakrieg gegen die deutsche Cultur, so weit sie im Czarenreiche Boden gewonnen und Wurzel geschlagen, immer heftiger und rücksichtsloser wird und dieser Tage selbst zu einem so ungeheuerlichen Gesetze, wie die Aufhebung oder Beschränkung des Rechts der Ausländer auf Immobilienbesitz in den westlichen Provinzen des Reiches, geführt hat, — so sind die Vertreter der „slavischen Idee" doch noch nicht Alleinherrscher über den Czaren und sein Reich. Daß dies geschehe, halten wir für die Pflicht jedes sehenden Politikers und nicht zum wenigsten jedes Deutschen, der seine Nationalität rechtzeitig vor unabsehbaren Gefahren in der Zukunft bewahren will. Wie gesagt: mit den Herren Katkow und Consorten gibt es für uns keine Verständigung; wohl aber scheint uns eine Versöhnung zwischen Deutschthum und Russenthum über die Köpfe derselben hinweg möglich, wenn den einsichtigen Russen klar geworden, daß sie im Banne des nationalen Chauvinismus stetig rückwärts marschiren — nach Asien hin. Sollten wir uns hierin täuschen und das Unvermeidliche über zwei Völker hereinbrechen, die kein historisches Zwangsgesetz, sondern nur der Instinct und die Leidenschaft nationalistischen Streberthums auf einander hetzt, — nun, so wird es uns keineswegs gereuen, in letzter Stunde unter Aufdeckung der Blößen des Gegners ein ernstes Wort der Warnung zu ihm selbst gesprochen zu haben.

Ein österreichischer Hochtory.

Von G. J. Guttmann.

Am 5. Juni, am „Rosensonntag", hat im Hotel zum schwarzen Roß am Prager Graben, wo die Mitglieder des „historischen Adels" von Böhmen einzukehren pflegen, wenn sie das „goldene Prag" besuchen, ein lebensmüder, kranker Mann die Augen geschlossen. An diesem Tage ist, nachdem ein schmerzvolles Rückenmarkleiden ihn durch Jahre gequält, Heinrich Jaroslaw Graf Clam-Martinitz an einem Blutsturz gestorben. In zehn Tagen hätte er sein 61. Geburtsfest gefeiert.

Was er in Oesterreich gewesen und für Oesterreich bedeutet hat, ist kaum jedem Inländer vollkommen gegenwärtig. Fast unmöglich erscheint es, dies einem, seiner Mehrheit nach jedenfalls aus Nicht-Oesterreichern bestehenden Lesepublikum klar zu machen. Graf Clam war nie Minister, er war nie Botschafter, er war nicht einmal Statthalter. Aber es gibt wenig Personen, die seit 1860 Minister oder Botschafter oder Statthalter waren und die eine solche Rolle gespielt haben, wie er. Er war seit siebenundzwanzig Jahren nur noch „ein Cavalier, wie andere Cavaliere", aber er hat entscheidend in die Geschichte und in die Geschicke Oesterreichs eingegriffen. Insofern kann man ihn als einen beredten, wandelnden Beleg für den Satz, daß geistige Kraft Macht bedeutet, ansehen. Von dem Bibliothekzimmer seines Schlosses Smecna aus, half er in stillem Wirken die Geschicke eines Reiches bestimmen. Er schrieb sich „Herr und Regierer von Smecna" auf Grund eines alten Privilegs seiner Familie, aber er war zu Zeiten mehr als bloß Regierer von Smecna. Er schien berufen, nach dem Höchsten trachten zu dürfen; jedesmal aber wenn er die Frucht erreichen zu können glaubte, schnellte der Zweig in die Höhe. Es war die Tragik seines Lebens, daß er stets für andere arbeitete: „Quos ego versiculos feci, tulit alter honores, sic vos non vobis . . ." Aus den Steinen, die er gebrochen, aus den Bäumen, die er gefällt, bauten sich andere Häuser.

Graf Clam entstammt einer alten deutschen Familie.

Digitized by Google

Die Höchenperger hatten ihren Stammsitz in Ober-Oesterreich. Von ihrem später erworbenen Schlosse Clam, nahmen sie den Titel an; als ein Clam die letzte Erbtochter jenes Martinitz heirathete, der durch seinen historischen Sturz aus den Fenstern des Prager Hradschin mitgewirkt hatte, den dreißigjährigen Krieg einzuleiten, vereinigten sie den Namen und das Wappen der Martinitze mit dem ihrigen. Graf Clam war das Haupt der Mehrheit des „historischen Adels" von Böhmen, der die großen deutschen sowohl als czechischen Häuser jenes Landes umfaßt. Es ist eine vornehme Gesellschaft, aber doch eine gemischte! Neben den Vertretern der echten altböhmischen Geschlechter, die schon den Przemysliden und den Luxemburgern dienten, neben den Kinsky und Lobkowitz und Deym finden wir darin die Sprößlinge der Oberste und Generale Tilly's und Albrecht Waldstein's, die ihre Grafenkronen und ihre fürstlichen Domänen damals erwarben als „der Grätzer Ferdinand" den Majestätsbrief mit eigner Hand zerschnitt und als Czechismus und Protestantismus gleichzeitig mit eiserner Faust niedergeschmettert wurden. Vielleicht die Hälfte des „historischen Adels" von Böhmen ist reich geworden an confiscirten protestantischen Gütern. Geschichte war das freilich auch, was damals gemacht wurde und so sind die Clary-Aldringen, die Clam-Gallas, die Boucquoi und so viele andere in den „historischen Adel" Böhmens hineingekommen. Die Gesellschaft wie gesagt sucht ihres Gleichen auf der Welt, reich, sogar sehr reich — elf Prozent vom Grund und Boden Böhmens sind fideicommittirt, 25 Procent sind überhaupt adeliger Besitz — ist sie exclusiv über alle Maßen, streng katholisch. Politisch sind alle Farben in diesem „historischen Adel" vertreten. Die Kinsky, die Auersperge und andere sind „liberal". Das Gros aber ist conservativ — nicht junkerlich, sondern hochtoryistisch. Die Deutschen sind die Minorität, die Majorität ist aber deswegen noch nicht czechisch. Sie spricht mit den Dienstleuten und den Bauern gern böhmisch und läßt die Kinder böhmisch lernen — von Czechismus ist bei ihr in Wirklichkeit nicht viel zu finden. Georg Lobkowitz, der derzeitige Oberstlandmarschall, hat selbst erzählt, daß er erst als Erwachsener böhmisch gelernt hat, Leo Thun soll es noch heute nicht correct schreiben und ebenso viele andere. Der ungarische Adel ist national, specifisch-magyarisch. Er empfindet wie seine Nation, er steht in ihr, lebt mit ihr und macht auch ihre Thorheiten gerne mit. Der „historische Adel" Böhmens, der im Gegensatz zur ungarischen Aristokratie, wirthschaftlich streng rangirt ist, der „historische Adel" Böhmens steht über dem Land und dem Volk, in das ihn die Geschichte gestellt hat. Er fühlt sich als Herr, weil das schönste Stück des Landes ihm gehört, er geht politisch mit den Czechen, weil er in ihnen ein vortreffliches Machtmittel erkannt hat; weiter reicht seine „nationale Gesinnung" nicht. Natürlich gibt es Ausnahmen, besonders unter den Jüngeren, aber sie bestätigen nur die Regel. Auf seinen Schlössern, die überall im Lande verstreut sind und in seinen Palästen auf der Prager Kleinseite, übt dieser historische Adel fürstliche Gastfreundschaft im allergrößten Stile gegen — Seinesgleichen. In Budapest, in Wien, in Lemberg mag Talent oder sociale Liebenswürdigkeit einen gewöhnlichen Sterblichen in die Atmosphäre der Höchstgeborenen bringen, in Böhmen nicht; am Thore jedes böhmischen Herrensitzes steht ein „lasciate ogni speranza" nicht für jene, die eintreten, sondern für jene, die eintreten wollen, ohne hierzu legitimirt zu sein.

Aus solchem Boden, aus dieser Gesellschaft ist Heinrich Jaroslaw Graf Clam-Martinitz entsprossen. Sein Großvater war ein hoher Staatsbeamter, sein Vater ein hoher General. Jeder böhmische Aristokrat findet den Marschallsstab oder sein Beamten-Decret in der Wiege. Kann seine Hand es fassen und halten, ist es sein. Graf Clam erstieg die unteren Stufen der Beamtenhierarchie schnell. Nach Solferino schien seine Saat zu reifen. An jenem 24. Juni 1859 brach auf den Höhen, die sich von San Martino bis über Cavriana hinaus erstrecken und die die Spia d'Italia krönt, ein System zusammen, das System Bach's, das nur die Fortsetzung des Systems von Felix Schwarzenberg und Stadion war. „Wie es zu machen ist, weiß ich nicht", sagte damals Graf Grünne, der allmächtige General-Adjutant des Kaisers, „aber so darf's nicht weiter gemacht werden". Leider wußten auch andere nicht, wie es eigentlich hätte gemacht werden sollen. Graf Clam schien berufen, einer der Helfer und Reorganisatoren zu sein. Er wurde nach Wien beschieden, kam, sah und — fiel in Ungnade. Er verließ den Staatsdienst, wurde aber in den „verstärkten Reichsrath" berufen, jene Körperschaft, die für Oesterreich in kleinem Maßstabe das wurde, was die Notablen-Versammlung, die Ludwig XVI. einberief, für Frankreich gewesen war, der Johannes, der den constitutionellen Messias ankündigte. Der „verstärkte Reichsrath" hielt Gericht über das gefallene System. Majlath, Barkoczy und Szechen verlangten die Wiederherstellung der ungarischen Verfassung, Karl Maager rief nach einer Reichsverfassung und einem Reichs-Parlament für die gesammte Monarchie, Heinrich Clam empfahl, den Staat auf Grund der „historisch-politischen Individualitäten" der einzelnen Länder und Ländergruppen zu reorganisiren. Er übernahm die Führung der Torygruppe und vereinigte alle Ungarn und einen Theil der Cisleithanier zu einer, einmüthig ein „Schuldig" über das gestürzte System aussprechenden Majorität. Nach seinem und nach Graf Emil Dessewffy's Plan, wurde das October-Diplom ausgearbeitet und erlassen. Dann wurde Nikolaus Vay ungarischer Hofkanzler, Agenor Goluchowski österreichischer Staatsminister — Dessewffy und Clam fielen durch. Sie sind beide gestorben, ohne je regiert zu haben.

Bis dahin war Clam in seiner Thätigkeit stets constructiv gewesen. Er hatte ein Oesterreich empfohlen, halb nach de Maistre, halb nach Stahl, halb Paraguay, halb Venedig des dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderts, halb christlich-socialen Staat, halb Adels-Republik. Man weiß nicht recht, hätte in seinem Staat der Tory den Pfarrer oder der Pfarrer den Tory geführt. Sie sollten jedenfalls zusammengehen. Die Krone sollte mächtig bleiben, ihr blieb die große Reichspolitik vorbehalten, alles andere sollte Domäne der historischen Geschlechter werden, die die breiten Latifundien besitzen. Das Oktober-Diplom aber war todt, bevor es noch recht zu leben begonnen hatte, und Graf Clam ging in die Opposition. Er wurde Kritiker. Er war gegen Schmerling in der Opposition, er leitete die Abstinenzpolitik der Czechen, er führte sie im Prager Landtage, je nach Gunst und Ungunst des Schicksals zu Sieg oder Niederlage. Als Hohenwart an's Ruder kam, war es Clam, der von Smecna aus seit zehn Jahren die böhmische Opposition geleitet und mit dessen Kalbe die aristokratisch-conservative Opposition überall in der ganzen Monarchie gepflügt hatte, der sofort an der Spitze der Armada stand, die die Entscheidung erzwingen zu wollen schien. Er war ein so reicher Mann, daß von den Brosamen seines Geistes alle die kleinen Leute, die damals sich eine kurze Spanne Zeit hindurch in Wien wichtig machen durften, leben und sich ernähren konnten. Er organisirte den Generalsturm auf die Reichsverfassung; die böhmischen Landtags-Adressen, die Fundamental-Artikel und anderes sind sein Werk. Hohenwart's Versuch mißglückte. Clam und Dr. Rieger wurden nach Wien berufen, im letzten Moment wurde irgend ein Ausgleich angestrebt, ein moyen terme gesucht, der der Krone erlaubt hätte, zwischen Deutschen und Czechen zu vermitteln. An Clam's Unbeugsamkeit scheiterte der Versuch. Hohenwart fiel — „Im Hafen gescheitert!" — schrieb damals sein Leibjournal, Clam ging nach Smecna und pflanzte Runkelrüben. Nebenbei las er jedes gute Buch, das irgendwo unter der Sonne erschien. Das Ministerium Auersperg-Lasser hatte nach einigen Jahren abgewirthschaftet, die „Herbstzeitlosen" hatten den Berliner Friedensvertrag zu zerreißen gesucht, Graf Taaffe suchte mit Laternen nach Unterstützung. Die „Herbstzeitlosen" konnte er nicht brauchen, so wenig als sie ihn, die Männer der „bosnischen Linken," die Coronini, Plener junior gaben ihm in den Conferenzen im Hotel zur Stadt Frankfurt einen Korb, ein Provisorium — das beliebteste aller Auskunftsmittel — wurde arrangirt, da erschien der Schloßherr von Smecna auf der Bühne. Eine Deputation des „historischen Adels" von Böhmen machte bei wohlgewählter Gelegenheit dem Kaiser ihre Aufwartung — der Wahlkompromiß in Böhmen wurde vereinbart, die Czechen von

Digitized by Google

Heinrich Clam und Rieger geführt erschienen im Reichsrath; aus den disparaten Elementen der Czechen, Polen, Slovenen, Dalmatinern und Deutsch-Conservativen bildeten Clam, Hohenwart und Dunajewski die heutige Majorität. Hohenwart wurde Präsident des Rechnungshofes, Dunajewski Finanzminister, — ein Ordensstern war Clam's Lohn. Vom Tage, da er in den Reichsrath trat, bis zu dem Augenblick, da Krankheit ihn zwang, den parlamentarischen Arbeiten fern zu bleiben, war er die Seele der Rechten, nicht immer ihr Arm, stets aber ihr Kopf. Das parlamentarische Coulissen- und Vorzimmerwerk war nicht seine Sache, aber er lieferte die Ideen. Er componirte und dirigirte; ein Instrument selbst zur Hand zu nehmen, entschloß er sich nur, wenn Noth an Mann ging. Die bureaukratisch-centralistische Gruppe auf der Rechten hat er stets zu paralysiren, die föderalistische zu moderiren versucht. In seinen Prinzipien war er eisenfest, und seine Unerschütterlichkeit hat Allen imponirt, schwachen Charakteren natürlich am meisten. Dabei war er kein Prinzipienreiter; im Gegentheil hat er selbst in seiner ersten Rede nach seinem Wiedereintritt ins Abgeordnetenhaus von der „versöhnenden und rechtsbildenden Wirkung der Zeit" gesprochen. Weder mit Graf Taaffe, noch mit Graf Hohenwart, dem formellen Oberhaupt der Rechten, stand er übertrieben gut. Taaffe ist ein Opportunitätspolitiker, der Jules Ferry Oesterreichs, mehr klug als kräftig, mehr gewandt als kühn. Hohenwart ist ein politischer Träumer, der im Grase stolpernd gefallen ist. Clam war ein Mann der Ideen und der Grundsätze. Was die conservative Partei in Oesterreich seit 27 Jahren in Gutem und Bösem gethan hat, ist fast alles auf seine Anregung zurückzuführen. Die Czechen nennen ihn den Ihrigen — weit eher waren sie die Seinigen.

Man stelle sich ein Bild des Tizian aus dem Rahmen getreten vor, und man hat Heinrich Clam's Erscheinung. Ihm fehlten nur das Barett und der Sammetmantel um einen Venetianer Senator des sechszehnten Jahrhunderts darzustellen. Aristokratische Passionen hatte er nicht, er hatte viel Verständniß für die Kunst, passionirt war er nur für die Politik. So wie Machiavell interessirte ihn eigentlich nur der Staat, höchstens, daß ihm die Zuckerindustrie, die „nationale Industrie Böhmens" noch besonderes Interesse einflößte; über Dinge, die mit ihr im Zusammenhang standen, konnte er sich stundenlang mit Fachmännern unterhalten. Er war der Sohn einer Tochter eines Pairs von Irland, und der kräftige politische Zug in ihm, der Sinn für öffentlich-staatliches im Gegensatz zu bureaukratischem Leben mag ihm daher kommen. Seine Frau war eine geborene Salm, einstens in ihrer Jugend der schönsten Eine in dem damals so berühmten Wiener Comtessen-Kreise. Die Ehe ist kinderlos geblieben, und so konnte Heinrich Clam seine ganze Liebe der Staatskunst zuwenden, „Dame Politik", war wohl das einzige Wesen, dem zu Liebe er seiner Frau untreu geworden ist.

Wie groß innerhalb seiner Partei er war, sieht man erst an der Lücke, die er zurückläßt. Ein „Reaktionär" wie man ihn geheißen hat, war er nicht, denn er wollte keineswegs Altes wiederherstellen. Auch ein Conservativer war er nicht, denn noch weniger dachte er daran, das Bestehende zu erhalten. Er träumte einen Neubau, eine gothische Kirche, inmitten einer feudalen Ritterburg. In vielen Dingen eilte er seiner Partei weit voraus, in vielen blieb er weit hinter ihr zurück. Bald war er der Bolingbroke der österreichischen Hochtories, bald ihr Don Quixote. Von dem aber, was bei ihm unter den Tisch fiel, haben sie gepraßt und alle, die übrig bleiben, sind zusammen nicht fähig, ihn zu ersetzen.

Sein Leben ist unvollendet, weil man ihn immer nur planen und kritisiren, niemals aber handeln gesehen hat. Wir sehen eine Skizze, aber kein Bild vor uns, eine Silhouette grau in grau. In zwei Jahren wird kein Mensch mehr von ihm sprechen, in fünfzig Jahren wird die österreichische Torypartei noch mit seinen Ideen arbeiten, die eine geistreiche Adaptirung der Gedanken eines de Maistre und Stahl auf österreichische Verhältnisse sind. Er hat nie regiert. Würde ihm dies Glück, das er ersehnte, beschieden worden sein, von dem Oesterreich Maria Theresia's wäre wenig, von dem Josephs II. nichts übrig geblieben sein; aber auch von den Wünschen der Czecho-Slaven würde nur weniges realisirt worden sein. Er war „der letzte der Barone", der letzte echte Hochtory.

Und das sollte man ihm auf den Grabstein schreiben.

Literatur und Kunst.

Gehört die Baukunst zu den freien Künsten?

Von Eduard von Hartmann.*)

Die unfreien Künste müssen unbedingt einen eigenen Platz im System der Aesthetik erhalten, nicht nur, weil sie von der höchsten culturgeschichtlichen Bedeutung und von dem schwerwiegendsten kunstgeschichtlichen Einfluß auf die freien Künste sind, sondern vor allem deshalb, weil das unfreie Kunstschöne aus rein ästhetischem Gesichtspunkt ein eigenthümliches und selbständiges Gebiet im Dasein des Schönen bildet. Die unfreien Künste gliedern sich nach demselbem Eintheilungsprincip wie die freien Künste, aber dies berechtigt doch nicht dazu, die ersten bei den entsprechenden Abtheilungen der letzteren so bloß nebenbei und anhangsweise als „anhängende Künste" zu behandeln, um so weniger, als deren kunstgeschichtliche Entwickelung in der Regel derjenigen der freien Künste zeitlich voraufgeht, wenn sie auch andererseits durch die letztere auf höhere Stufen emporgehoben wird und neue Anstöße zu höherer Blüthe erhalten kann. Die Kunstgeschichte der letzten Jahrzehnte hat die frühere Vernachlässigung der unfreien Künste als einen sachlichen Fehler erkannt und ist seitdem eifrig bemüht, das Versäumte nachzuholen, so eifrig, daß sie für den Augenblick denselben geradezu eine übertriebene Wichtigkeit beizumessen scheint; die Aesthetik hat aber noch nichts gethan, um die frühere Vernachlässigung und ungerechtfertigte Mißachtung der unfreien Künste zu sühnen und denselben den ihnen gebührenden Platz im System anzuweisen. Die überkommene Unterschätzung der unfreien Künste im Allgemeinen hat sich an der Aesthetik dadurch gerächt, daß sie dieselbe dazu verleitet hat, die wichtigste und hervorragendste der unfreien Künste, um sie nicht an jener Mißachtung theilnehmen zu lassen, unter die freien Künste einzureihen, und diese falsche Eingliederung hat sich mit dem ganzen Beharrungsvermögen der Tradition bis heute aller Logik zum Trotz behauptet.

Das unfreie Kunstschöne dient wesentlich und in erster Reihe einem außerästhetischem Zweck; das freie Schöne dient als Schönes ausschließlich einem ästhetischen Zweck, und wenn es nebenbei auch noch zu außerästhetischen Zwecken gebraucht wird, so ist das vom rein ästhetischen Gesichtspunkt aus ein Mißbrauch, der sehr entschuldbar, sogar aus ethischem und pädagogischem Gesichtspunkt sehr empfehlenswerth sein kann, aber doch immer eine dem Schönen als solchen angethane Gewalt bedeutet. Insoweit das freie Kunstschöne durch diesen Gebrauch oder Mißbrauch zu außerästhetischen Zwecken in

*) In meinem Werk „Die deutsche Aesthetik seit Kant" habe ich im zweiten Buch Cap. II, 1, S. 461–484 „Die Stellung der Baukunst im System der Künste" erörtert, wie sie sich in den Lehren der verschiedenen Aesthetiker spiegelt, und habe nachzuweisen versucht, daß alle bisher aufgestellten Ansichten entweder logisch unhaltbar oder schwankend und unklar seien. Die vorläufige Veröffentlichung dieses Abschnittes in Westermann's „Illustrirten deutschen Monatsheften" (1886 im Märzheft) rief eine Entgegnung des Herrn Professor Carriere in der „Gegenwart" (1886, Nr. 17) hervor, in welcher derselbe die Zugehörigkeit der Baukunst zu den freien Künsten vertheidigte und meine dagegen erhobenen kritischen Bedenken bekämpfte. Die nachfolgenden Bemerkungen möchten einen Beitrag zur Erörterung der Frage liefern, durch welche Merkmale die unfreien und freien Künste zu unterscheiden seien und zu welchen von beiden die Baukunst zu zählen sei.

Digitized by Google

seiner Beschaffenheit nicht geändert wird, kann es gutmüthig lächelnd auf denselben herabblicken, etwa wie ein Schiller'sches Gedicht auf die Anstrengungen des Schulmeisters, an ihm Grammatik zu dociren, oder ein Beethoven'scher Trauermarsch auf die Benutzung bei einem Leichenzuge. Wo aber der Mißbrauch das Kunstwerk beschädigt, wird er zur Barbarei, z. B. wenn ein werthvolles Oelbild in einem Schlosse von feindlichen Soldaten als Kaminvorsatz gemißbraucht wird. Der außerästhetische Zweck des unfreien Kunstwerkes hingegen bleibt selbst dann maßgebend für sein Dasein und seine Formgestaltung, wenn er zu einem rein fingirten Zweck verflüchtigt ist, z. B. in dem Prunkofen, der gar keinen Heizraum hinter der Ofenthür mehr hat, oder in der Vase mit geschlossenem Halse, oder in dem Freundschaftstempelchen auf einem Aussichtspunkt. Abstrahirte man von diesem, wenn auch nur fingirtem, außerästhetischem Zweck, so zöge man dem unfreien Kunstschönen den letzten Halt hinweg und machte es zu einer ästhetisch völlig unmotivirten Existenz; das freie Kunstschöne hingegen ist das, was es ist, ohne jede Rücksicht auf einen außerästhetischen Zweck. Dem unfreien Schönen ist die Dienstbarkeit zu einem außerästhetischen Zweck wesentlich, und selbst, wenn man weiß, daß es zu diesem Dienste thatsächlich nicht mehr gebraucht werden soll, muß man doch ihm ansehen, daß es von diesem fingirtem Zweck bis in's Kleinste bestimmt und von ihm als seinem immanenten Formbildungsprincip durchdrungen ist. Dem freien Schönen hingegen ist die Freiheit von jedem außerästhetischem Zweck wesentlich, und wenn es doch nachträglich von den Menschen zu außerästhetischen Zwecken gebraucht oder gemißbraucht wird, so muß dieser Gebrauch als etwas Zufälliges an dasselbe herantreten, auf dessen Eintritt bei seiner Formgestaltung niemals die geringste Rücksicht genommen werden darf.

Also nicht das ist entscheidend, ob ein Object wirklich zu außerästhetischen Zwecken gebraucht wird oder nicht — sonst wäre ja der Prunkofen ein freies Kunstwerk und die Kirchenmusik im Gottesdienst ein unfreies Kunstwerk, — sondern nur darauf kommt es an, ob der eventuelle Gebrauch zu außerästhetischen Zwecken für die Existenz und Formgestaltung des Kunstwerkes bestimmend war oder nicht, und dann ist es gleichgiltig, ob ein solcher Gebrauch thatsächlich eintritt oder unterbleibt, ob er zufällig unterbleibt, oder ob schon auf sein Unterbleiben gerechnet war. Auch nicht das ist entscheidend als Merkmal des freien Schönen, ob und in welchem Maße die vom Gebrauchszweck nicht geforderten ästhetischen Zuthaten und Ornamente über die constructive Schönheit der passiven Zweckmäßigkeit hinausgewachsen sind, ob und in welchem Maße die zwecklos verziernde Schönheit über die wesentliche Schönheit überragt; vielmehr kann von einem freien Kunstwerk trotz der unverhältnißmäßigsten Ueberwucherung zweckloser Ornamente im Großen und Ganzen keine Rede sein, so lange überhaupt noch in irgend welchem Maße ein außerästhetischer Zweck für die Formbestimmtheit des Werkes mitbestimmend gewesen ist.*) Dagegen dürfen die Motive, welche zu einer gegebenen Zeit den Künstler zum Schaffen bestimmen und für die Richtung, nach der sein zeitweiliges Schaffen sich lenkt, maßgebend sind, niemals mit einem außerästhetischen Zweck des Kunstwerkes verwechselt werden, und deshalb kann ein Schaffen um des Verdienstes willen oder ein Arbeiten auf Bestellung niemals die Freiheit eines Kunstwerkes beeinträchtigen, vorausgesetzt, daß der Künstler freie Hand in der Ausführung behält, also nicht durch den Inhalt der Bestellung zu unkünstlerischen Zugeständnissen an außerästhetische Forderungen der Besteller genöthigt wird.

Aus diesem entscheidenden Unterschiede in Bezug auf das Verhältniß zum Zweck ergeben sich eine Anzahl secundärer Merkmale, von denen bald das eine, bald das andere geeignet sein kann, die Erkennung des Unterschiedes zwischen freiem und unfreiem Kunstschönen zu erleichtern.

1. Das unfreie Kunstwerk dient seinem außerästhetischen Zweck als das, was es wesentlich ist, d. h. als Realität; das freie Kunstwerk dient seinem ästhetischen Zweck ebenfalls als das, was es wesentlich ist, d. h. als ästhetischer Schein.

2. Das unfreie Kunstwerck erweckt reale Gefühle, sofern es als Realität überhaupt Gefühle erweckt; das freie Kunstwerk erweckt als Schönes nur ästhetische Scheingefühle, und insofern es doch reale Gefühle erwecken sollte, so liegt das an einem Fehler des Beschauers, der den ästhetischen Schein mit Realität verwechselt und aus der ästhetischen Auffassung herausfällt.

3. Das unfreie Kunstwerk wird erst insofern als Schönes aufgefaßt, als der Beschauer dessen ästhetischen Schein von dessen Realität ablöst; das freie Kunstwerk bietet bereits den ästhetischen Schein als einen schon durch den Künstler von der Realität abgelösten dar.

4. Das unfreie Kunstwerk kann nur in dem Fall ästhetische Scheingefühle erwecken, daß der Beschauer die Ablösung des ästhetischen Scheins von der Realität vollzieht; sofern aber dasselbe als Realität reale Gefühle erwecken sollte, concurriren diese mit den ästhetischen Scheingefühlen und erschweren durch diese Concurrenz die Ablösung des Scheins. Beim freien Kunstwerk fällt sowohl die Arbeit der Ablösung des Scheins von der Realität als auch die erschwerende Concurrenz von realen Gefühlen weg.

5. Das unfreie Kunstwerk gewährt der Arbeit des Künstlers, den ästhetischen Schein für alle anderen Leute von der Realität abzulösen, ein Bethätigungsfeld, das freie Kunstwerk nicht mehr, deshalb gibt es eine malerische Nachbildung des Augenscheins von unfreien räumlichen Kunstwerken, aber nicht eine solche von freien räumlichen Kunstwerken. Wer Bilder copirt, oder Statuen zeichnet oder malt, übt damit entweder bloß Vervielfältigung, oder treibt technische Studien, liefert aber keine neuen Kunstwerke; dagegen ist die Landschaftsmalerei, auch wo sie bloß Producte der Gartenkunst wiedergibt, die Architekturmalerei sowohl in Bezug auf Exterieurs wie auf Interieurs und die Stillebenmalerei in Bezug auf schöne Geräthe sehr wohl als Zweig der productiven freien Kunst anzuerkennen. Man kann sicher sein, daß alles, dessen malerische Abbildung nicht bloß Studien, sondern Kunstwerke liefert, selbst noch nicht freies Kunstwerk sein kann, sondern nur unfreies Kunstwerk, falls es nicht Naturschönes ist.

6. Das unfreie Kunstwerk, sofern es ein dauerndes materielles Ding ist, berechtigt dadurch, daß es wesentlich Realität ist, dazu, dem Material, in welchem diese Realität besteht, an und für sich und ganz abgesehen von dessen Einfluß auf den ästhetischen Schein, einen selbständigen Werth beizulegen; bei dem freien Kunstwerk, wo das Material nur der gleichgiltige Träger des ästhetischen Scheins ist, kommt demselben kein selbständiger Werth zu, sondern es wird nur nach seinem Einfluß auf den ästhetischen Schein geschätzt. An einem Tafelaufsatz schätzt man Gold höher als Silber und dieses höher als Bronce, obwohl die letztere für den ästhetischen Schein des Kunstwerks bei weitem günstiger ist; ein Siegelring wird um so höher geschätzt, je edler sein Stein ist, obwohl dadurch der ästhetische Schein des Abdrucks um nichts besser ausfällt, und das vertiefte Relief im Steine selbst schlechter zu sehen ist. Auf echte Stoffe wird in allen unfreien Kunstwerken der höchste Werth gelegt, obwohl der ästhetische Schein der Imitationen oft gar nicht hinter dem der echten Stoffe zurücksteht. Bei der Ausstattung von Innenräumen wird trotz der Feuergefährlichkeit Holz und Leder zur Wandbekleidung vor dem getünchten Putz bevorzugt, und beim Bauen schätzt der Architekt sich glücklich, wenn der Kostenanschlag ihm gestattet, edleres Material anzuwenden, obwohl die architektonischen Verhältnisse und die Licht- und Schattenwirkung dadurch gar nicht berührt werden. Dagegen wird der Marmor vom Bildhauer nur darum bevorzugt, weil seine schwach durchscheinende und doch körnige Ober-

*) Eine plastische Figur auf einem Tafelaufsatz oder ein Relief auf einem Schilde kann in seiner Isolirung genommen ein freies Kunstwerk heißen, als Ornament an dem Ganzen eines unfreien Kunstwerkes aber kann es den Charakter der Unfreiheit des Ganzen niemals aufheben, sondern wird als decoratives Glied des Ganzen mit in dessen Unfreiheit heruntergezogen. Dasselbe gilt von den Giebelsculpturen eines Tempels.

Digitized by Google

fläche der ästhetischen Auffassung des reinen Formenscheins am günstigsten ist, und diese Gunst würde sich nicht vermindern, wenn er unter allen Gesteinarten die billigste wäre.

7. Das unfreie Kunstwerk, sofern es durch die Sprache hergestellt wird, muß, um reale Gefühle anzuregen und seinen außerästhetischen Zwecken als Mittel zu dienen, nothwendig Anspruch auf realistische Wahrheit des Wortsinns machen; das freie Kunstwerk hingegen hat sich um realistische Wahrheit gar nicht zu bekümmern und nur der idealistischen Wahrheit Genüge zu thun. Ein didaktisches Gedicht, das nicht Wahrheit im realistischen Sinne enthält, steht mit sich selbst im Widerspruch, und selbst, wenn der Irrthum sich in die Wahrheit einschleicht, muß doch der gute Glaube, Wahrheit zu bieten, gewahrt werden. Dasselbe gilt für eine Lobrede oder eine Predigt. Mag der Lobredner auch die Verdienste des Gepriesenen herausstreichen und seine Fehler mit dem Mantel der Liebe bedecken, so soll doch immer das idealisirte Bild noch Wahrheit im realistischen Sinne sein. Der Prediger, der noch andächtig erbauen will, während er selbst seine angepriesenen Glaubenssätze nur noch für eine schöne Dichtung der Phantasie hält und ausgibt, wird bald genug sehen, daß das Volk ihm den Rücken kehrt, denn das Volk sucht die Wahrheit in der Kirche, nicht den schönen Schein. Aehnlich verhält es sich mit der politischen und forensischen Beredsamkeit. Wenn der Redner in den Zuhörern nicht zu allererst die Ueberzeugung zu erwecken vermag, daß es ihm um die reine Wahrheit und um nichts als diese zu thun sei, so wird er vergebens die Schleusen seiner Rhetorik öffnen, denn Niemand läßt sich durch Phrasen und Beweisgründe überreden, denen er von vornherein als einem sophistischen Gaukelspiel mißtraut. Nur durch realistische Wahrheit gehört die Rede dem Gebiete der Realität im objectiven Sinne des Wortes wenigstens mittelbar zu, während die Realität des Redeactes als solchen, ganz abgesehen von der Wahrheit seines Inhalts nicht in Betracht kommt; durch ihre Entfaltung realistischer Wahrheit wird der Redeactus erst zum praktischen Ernst im Gegensatz zum Spielen der freien Kunst mit ästhetischem Schein, und erst durch diesen Ernst gliedert er sich einem ernsten Vorgang des realen Lebens (z. B. einem Gottesdienst, einer Parlamentssitzung oder einer Gerichtsverhandlung) ein, während der ästhetische Schein des freien Kunstwerks eine Welt für sich außerhalb der Realität des praktischen Lebens ist.

Nimmt man die angeführten sieben secundären Merkmale zusammen mit dem vorangestellten Grundunterschied, so kann es im besonderen Falle nicht schwer werden, zu entscheiden, ob ein Kunstwerk der freien oder der unfreien Kunst zuzuzählen sei.

Die unfreien Künste des ruhenden Augenscheines werden unter der Bezeichnung „Kunstgewerbe" zusammengefaßt und zerfallen in drei Gruppen: die Tektonik, welche ohne Naturvorbild aus todtem Material schöne Werke von praktischer Nützlichkeit hervorbringt, die Garten- und Forstkunst, welche die untermenschliche Natur zu verschönern oder zu idealisiren bemüht ist, und die Kosmetik (Bekleidungskunst, Frisirkunst und künstliche Kosmetik im engeren Sinne), welche die menschliche Erscheinung zu idealisiren strebt. Die Architektur oder schöne Baukunst gehört offenbar weder zur Kosmetik noch zur Gartenkunst, sondern zur Tektonik; sie steht zur Gartenkunst, mit welcher sie von vielen Aesthetikern ganz richtig zusammengestellt wird, in einem Verhältniß, das in mancher Hinsicht demjenigen von Plastik und Malerei unter den freien Künsten analog ist. Die Baukunst ist der hervorragendste Zweig der Tektonik, sowohl wegen der Größe und Kostspieligkeit seiner Werke, als auch, weil er bei der Ausstattung der Innenräume alle übrigen Zweige der Tektonik in seinen Dienst nimmt, als auch weil seine außerästhetischen Zwecke zum Theil den höchsten und wichtigsten Gebieten des realen Lebens (religiöser Cultus, Staats- und Gemeindedienst, Pflege der Künste und Wissenschaften, Rechtssprechung, Verkehrswesen u. s. w.) angehören. Sowohl in Folge der idealen Würde der außerästhetischen Zwecke als auch durch die Größe und innere Vielseitigkeit der Erscheinung ragen die Baukunstwerke über alle anderen tektonischen Kunstwerke hervor und sind fast allein unter ihnen fähig, das Schöne in der Modification des Erhabenen, und zwar in entschiedenster Ausprägung, zu versinnlichen. Unter allen Zweigen der Tektonik hat deshalb auch die Baukunst die größte culturgeschichtliche Bedeutung und den stärksten Einfluß auf die Geschichte der freien Künste gehabt; in keinem gelangt in so hohem Maße als in ihr die ästhetische Bedeutung und Würde der unfreien Kunst zu durchschlagender Geltung auch auf das Gemüth des Laien. Es ist deshalb kein Wunder, daß die Kunstgeschichte von jeher der Geschichte der Architektur eine besondere Beachtung gewidmet und ihre Wechselwirkung mit den übrigen Künsten schon zu einer Zeit eifrig verfolgt hat, als der Geschichte des Kunstgewerbes im Uebrigen noch wenig oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Es ist ebensowenig zu verwundern, daß unter solchen Umständen die Aesthetik die Baukunst nicht übergehen mochte und dieselbe einfach unter die „Künste" einreihte, worunter sie so lange, als sie die unfreien Künste noch mißachtend bei Seite schob, stillschweigend die freien Künste verstand.

So ist es gekommen, daß man sich daran gewöhnt hat, die Baukunst als eine der freien Künste zu betrachten, wofür es gar keine wissenschaftliche Rechtfertigung gibt. Jeder Versuch, das überkommene Vorurtheil nachträglich zu rechtfertigen, beweist schon darum nichts, weil er zu viel beweist, nämlich für die höheren Producte des Kunstgewerbes (z. B. der Goldschmiedekunst oder Zuckerbäckerkunst) ganz ebenso beweisend sein würde. Entweder gehören alle Zweige der Tektonik in die Reihe der freien Künste, oder keiner; im ersteren Falle gehören dann aber auch alle anderen unfreien Künste ebensogut wie die Tektonik in die Reihe der freien Künste, d. h. der Unterschied zwischen freien und unfreien Künsten müßte als ein Irrthum und Mißgriff wieder beseitigt werden.

Die Baukunstwerke dienen allemal einem außerästhetischen Zwecke, der sich zunächst ganz allgemein als Raumabschließung, sei es nach den Seiten hin (Einfriedigung), sei es nach oben (Bedachung), sei es nach unten hin (Bodenbereitung durch Substruction) bezeichnen läßt. In der Regel ist die Raumabschließung eine allseitige, indessen kann auch entweder der natürliche Erdboden den künstlichen Fußboden ersetzen, oder die Bedachung fehlen, oder die Einfriedigung zu einer bloß ideellen Andeutung einschwinden (z. B. als Brückengeländer oder dachtragende Säulenreihe). Gleichgiltig ist es für den Zweck, ob der abgeschlossene Raum durch Aufbau der Wände oder durch Wegnahme des füllenden Stoffs (Höhlenbau, Kellerung) erfolgt, ob das Gebäude fest in die Erde gefügt ist, oder auf Rädern rollt (z. B. als Eisenbahn-Salonwagen) oder auf dem Wasser schwimmt; wesentlich ist nur die Raumabschließung für einen realen Zweck der Raumbenutzung. Gleichgiltig ist es ferner, welcher Art die Zwecke der Raumbenutzung sind, ob individuell oder social, volkswirthschaftlich oder ideal, weltlich oder religiös, privat oder politisch, banausisch oder ethisch, da alle diese dem Ernst des realen Lebens angehören und außerhalb des Selbstzwecks der Schönheit liegen. Der außerästhetische Zweck ist schlechthin bestimmend als constructives Princip, zunächst für die dem Gebrauchszweck unmittelbar dienende Seite, vermöge des Correlationsgesetzes dann aber auch mittelbar für die dem Gebrauchszweck nicht unmittelbar zugekehrten Seiten, und wirkt so als bestimmendes Formgestaltungsprincip bis in die kleinsten Einzelheiten hinein.

Den vom teleologischen Formprincip gelassenen Spielraum benutzt der künstlerische Gestaltungstrieb beim Bauwerk wie bei jedem anderen Kunstgeräth zu luxurirender Entfaltung von schönen Zuthaten, die teleologisch überflüssig sind; wenn irgend möglich aber bindet die künstlerische Phantasie selbst diese praktisch zwecklosen Zuthaten mit dem außerästhetischen Zweckprincip indirect zusammen vermittelst einer auf diesen Zweck hindeutenden Symbolik. Dieses Streben ist ebenfalls allem Kunstgewerbe gemein, ohne daß durch dasselbe das unfreie Kunstwerk über die Sphäre der Unfreiheit emporgerückt würde; das Ueberwuchern des zwecklos spielenden und des symbolisch auf den Zweck hindeutenden Ornaments wirkt um so erdrückender, je größer die Dimensionen des Werkes sind, wird also bei

Digitized by Google

Colossalbauten am bedenklichsten, obschon es auch en miniature sich breit machen kann.

Das Bauwerk ist eine Realität, die als Realität ihrem außerästhetischen Zwecke dient, und durch diese Dienstbarkeit mehr oder minder reale Gefühle (heimische Traulichkeit, Besitzerstolz, Patriotismus, Ehrfurcht, religiöse Andacht u. s. w.) erweckt.

Die Baukunst ist nicht eine bildende Kunst, sondern eine bauende Kunst, sie producirt nicht Bildwerke, sondern Bauwerke, nicht Bilder, Nachbilder oder Abbilder von Realitäten, sondern Realitäten. Es ist ganz irrthümlich, die Baukunst zur bildenden Kunst zu rechnen, weil sie dreidimensionale Werke schafft wie die Plastik; wenn dieses Argument zuträfe, so gehörte ebensogut auch die ganze Tektonik zur bildenden Kunst, und der Tischler und Töpfer, welche dreidimensionale Kunstschränke und Kunstöfen produciren, wären denn ebensogut „bildende Künstler" wie der Bildhauer, der das Marmorbild eines Gottes oder Helden producirt. Der Beschauer muß erst in seiner subjectiven Auffassung den ästhetischen Schein von der Realität des Bauwerkes ablösen; der Maler kann im Architekturbilde die Trennung von Schein und Realität ein für allemal für alle künftigen Beschauer seines Bildes vollziehen und ihnen den ästhetischen Schein überliefern ohne die im Bauwerk mit ihr verwachsene Realität. Ein solches Architekturbild erregt dann die ästhetischen Scheingefühle, welche den von dem wirklichen Bauwerk bei gleicher Beleuchtung u. s. w. erregten realen Gefühlen entsprechen. Der Werth des Bauwerkes wird nicht nur nach seinem ästhetischen Scheine geschätzt, sondern auch nach dem Marktwerthe der Materialien, welche zu seiner realen Herstellung benutzt worden sind. Ein Object, das nur den ästhetischen Schein eines Bauwerkes vorführt, ohne praktisch benutzbar zu sein, z. B. die aus Holz und Stuck errichtete Fassade eines Tempels, wäre eben kein Bauwerk mehr, sondern nur das plastische Abbild eines solchen. Käme es bei Bauwerken nicht auf den realen Gebrauch, sondern nur auf den ästhetischen Schein an, so würden solche plastische Architekturbilder in natürlicher Größe ohne Zweifel den Vorzug der Billigkeit haben und sonst ganz dasselbe leisten; man gebraucht die Kunstbauten also nicht bloß, weil sie einmal da sind, sondern sie sind nur dazu da, um praktisch gebraucht zu werden, und dieser Gebrauch ist weder etwas zufällig hinterdrein an sie Herankommendes, noch eine Gewalt, die ihnen angethan wird, sondern die Erfüllung ihres Daseinszweckes.

Wo die Möglichkeit des Gebrauchs für ein Bauwerk aufgehört hat, da ist dasselbe nicht etwa zu einem *reinem*, sondern zu einem todten, *abgestorbenen* Kunstwerk, zu einer mehr oder minder gut erhaltenen *Mumie*, zu einer *geistigen Ruine*, zu einem geschichtlichen Denkmal *vergangenen* Kunstlebens herabgesetzt. Es ist dann viel leichter geworden, den ästhetischen Schein von denselben abzulösen, weil es trotz seiner stehen gebliebenen materiellen Realität seine geistige Realität als Mittel für einen realen Lebenszweck eingebüßt hat. Das todte Baukunstwerk erscheint in Folge dessen dem Beschauer weit leichter als freies Kunstwerk, aber doch nur, weil es der Realität des Lebens abgestorben und geistig zur Ruine geworden ist. Der Beweis für die Richtigkeit dieser Erklärung liegt in der Thatsache, daß bei lebenden Bauwerken jedes Zeichen des Verfalls den ästhetischen Eindruck *stört*, bei todten aber denselben *erhöht*; der bauliche Verfall ist nämlich bei lebenden Bauwerken zweckwidrig, bei todten nicht, vielmehr wird bei letzteren der elegische Eindruck der geistigen Ruine durch einen äußerlich ruinenhaften Zustand gesteigert, so lange der letztere das Erkennen der Formen nicht allzu sehr erschwert. Aber auch beim todten Bauwerk hängt der ästhetische Eindruck davon ab, daß man die Zwecke, denen es während seiner Lebensdauer diente, kennt und als formbestimmendes Princip im Ganzen wie im Einzelnen wiedererkennt; der Schein, ein freies Kunstwerk vor sich zu haben, ist also selbst beim todten Bauwerk ein falscher Schein, wenngleich er psychologisch erklärlich ist.

Das Verhältniß des Bauwerkes zu seinem realen Zwecke ist ganz dasselbe beim prachtvollen Dom, Königsschloß, Theater, Museum wie beim schmucklosesten Wohnhaus; der Unterschied in der Erfüllung ästhetischer Ansprüche neben den praktischen ist nur graduell, und jede Scheidung in nützliche und schöne Baukunst beruht in der Ziehung ihrer Grenzlinien auf reiner Willkür. Man kann diese Scheidung im Großen und Ganzen gelten lassen, sofern sie die Bauten, welche gar keine Kunstwerke mehr zu nennen sind, von denen, welche unfreie Kunstwerke sind, oder die „unschöne" Architektur von der „unfreischönen" sondert, aber niemals in dem Sinne, als ob sie unfreie und freie Kunstwerke von einander sonderte. Dies alles beweist zur Genüge, daß die Baukunst, auch sofern sie schöne Kunst ist, doch nur und ausschließlich eine unfreie schöne Kunst ist, aber in keiner Weise zu den freien Künsten gehört oder auch nur einen Uebergang zu denselben anbahnt.

Zur neuesten Shakespeare-Forschung.

Von E. W. Sievers.

Wer zuerst die großen politischen Katastrophen, die wir mit dem Namen Revolution bezeichnen, mit dem griechischen Chronos oder dessen römischem Alter ego, Saturn, verglichen hat, der, um mit dem ehrlichen alten Hederich zu reden, „gewohnt war, alle die Kinder, so ihm Rhea gebahr, wieder aufzufressen", vermag ich nicht anzugeben. Es existirt, wenn ich nicht irre, sogar ein geflügeltes Wort, das denselben Gedanken ausspricht, das ich aber in meinem Büchmann nicht finde. Daß es eine tiefe Wahrheit einschließt, beweist die Geschichte aller bis zu den letzten Consequenzen fortgehenden Revolutionen von den Tagen Griechenlands und Roms bis in unser Jahrhundert hinein. Die Kinder der Revolution, die gewaltigen und gewaltthätigen Charaktere, die sie erzeugt, sie werden auch wieder von ihr verschlungen. Das gilt selbst von den revolutionären Bestrebungen auf literarischem Gebiet, auch auf dem engeren der Shakespeare-Literatur. Es sind zwar keine so gewaltigen Kämpen, wie sie z. B. Shakespeare selbst in seinem ersten mittelalterlichen Cyklus aus der durch den Herzog von York zu Gunsten seines legitimen Rechts herbeigeführten Staatsumwälzung hervorgehen läßt, diejenigen, die *ihn* von seinem Throne haben herabstürzen wollen, um den Philosophen *Baco* an seine Stelle zu setzen. Weder die unglückliche Miß Delia Bacon, noch alle die zahlreichen Adepten ihrer Weisheit, insbesondere Herrn Morgan und dessen deutschen Apostel Müller-Mylius, wird man als solche gelten lassen wollen. Eine Revolution aber haben sie doch angestrebt, ja — nach ihrer Meinung — sogar siegreich durchgeführt, und nun kommt auch über sie der größere Revolutionär in der Person eines Herrn *Eugen Reichel* und stürzt durch sein Buch mit dem sonderbaren Titel „Shakespeare-Literatur" (Stuttgart, Adolph Bonz & Co.) nicht nur den seines Thrones noch nicht einmal recht froh gewordenen Baco wieder herab, sondern erhebt auch einen neuen Herrscher auf denselben, den bis dahin nur in der Verbrecherwelt heimischen „großen Unbekannten". Freilich nicht auf lange. Wie er sie und ihr Werk vernichtet, so dann auch das seinige und sich selber.

Daß der „reich gewordene Schauspieler und Theatersocietär" William Shakspere — man beachte die Orthographie des Namens! — nicht der große Dichter ist, gibt Herr Reichel zu. Ebenso wenig aber ist es Baco; vielmehr hat uns in Zukunft ein erst von ihm entdeckter hoher Genius dafür zu gelten, ein Freund Edmund Spenser's, den dieser in zwei kleineren Gedichten verherrlicht, „eine stille, von der herz- und urtheilslosen Menge übersehene Größe", die Herr Reichel wenigstens soweit aus ihrem unverdienten Dunkel hervorgezogen hat, daß wir jetzt doch ihren Namen kennen: er lautet im Unterschied von dem jenes „Theatersocietärs" William *Shakespeare*. Was Baco betrifft, so ist er nur der Ueberarbeiter der Werke dieses Dichters und das Verdienst der Baconianer reducirt sich darauf, daß sie zuerst nicht nur alle die zahlreichen, bis dahin

Digitized by Google

als unanfechtbar geltenden und in der That auch sicher verbürgten Zeugnisse von Zeitgenossen über die hohe Geltung, die der „Schwan vom Avon" sich erworben, als in sich nichtig oder sogar, wie Ben Jonson's begeisterten Hymnus auf ihn, als gegen ihn zeugend aufgewiesen, sondern dann auch auf die dichterischen Bestrebungen Baco's und insbesondere darauf hingewiesen haben, daß Baco triftige Gründe gehabt habe, sich nicht öffentlich als Verfasser von Dramen, wie die auf der Bühne des Stratforder Shakspere aufgeführten, zu bekennen. Was sie nach diesen beiden Seiten hin gegen des Letzteren und für Baco's Anspruch, als Verfasser derselben zu gelten, zu Tage gefördert haben, das werden unsere „Shakespeare-Priester" „nicht wieder aus der Welt schaffen". Wenn sie nun aber Baco deshalb an die Stelle Shakespeare's setzen wollen, weil seine Werke einerseits in dichterischer Beziehung so unvergleichlich herrlich, andererseits so voll der sprechendsten Beweise für die alle Gebiete des menschlichen Wissens umfassende Gelehrsamkeit ihres Verfassers sind, daß nur ein Geist wie Baco's reich genug war, sie zu schaffen, so sprechen sie sich damit selbst ihr Urtheil und Herr Reichel ist ganz der Mann dazu, dasselbe in geradezu vernichtender Weise zu formuliren — Herr Morgan z. B. „weiß auf einer Seite nicht immer, was er auf einer vorhergehenden gesagt hat" — und wenn nun auch seine Beweisführung hier theils für uns Deutsche überflüssig, theils nichts weniger als überzeugend ist: das Selbstbewußtsein der Herren Baconianer, deren Hauptargument das von ihnen selbst erst geschaffene „Wunder" der Gelehrsamkeit des „Stratforder Metzgerjungen", bildet, hat er ohne Frage gründlich erschüttert. Er, der selber das Bekenntniß ablegt, daß er ohne die Bemühungen dieser Revolutionäre auf dem Gebiet der Shakespeare-Forschung nie zu der epochemachenden neuen Entdeckung gelangt sein würde, die er der Welt in seinem Buch „enthüllt" — er gerade hat ihnen, wenn auch für alle Einsichtigen sehr unnöthiger Weise, den Garaus gemacht.

Und nun diese seine eigene Entdeckung, durch die er wieder über sich selbst das Vernichtungsurtheil ausspricht. Ich resumire, so kurz es gehen will. Daß Baco in seiner hohen Stellung im öffentlichen Leben zum Verbrecher wurde, wußten wir längst; Herr Reichel aber beweist nun, daß er es auch in seiner ganzen literarischen Thätigkeit gewesen ist. Er ist schon gar nicht der Verfasser des Novum Organon, das er sich vielmehr auf unrechtmäßigem Wege angeeignet und „überarbeitet", d. h. „verhunzt" hat, wie Herr Reichel an der offenbar absichtlichen Verdunkelung des großen Grundgedankens des Werkes nachweist, der uns nöthige, als ursprünglichen Verfasser desselben einen Atheisten anzunehmen. Verdunkelt ist aber dieser große Grundgedanke durch vielfach eingeschwärzte specifisch christliche religiöse Phrasen, die nur von dem nominellen Verfasser, also Baco, herrühren können, der klug genug war, sich nicht als Atheist compromittiren zu wollen, der sich aber nun, eben durch ihre Einschwärzung, einerseits selbst zum Fälscher und Betrüger stempelt, andererseits den Anspruch, als epochemachender Philosoph zu gelten, um so sicherer verwirkt, als ein solcher — nach Herrn Reichel — nothwendig immer Atheist ist. Wirklich ist auch Baco nicht nur im Allgemeinen ein grober Ignorant, selbst auf dem naturwissenschaftlichen Gebiet, sondern er kehrt sich auch „mit dem stumpfsinnigsten Eifer gegen Alles, was nicht auf dem alten Standpunkt verharrt" — er steckt eben noch ganz in der mittelalterlichen Scholastik. — Ganz ähnlich, wie das Novum Organon, hat er sich dann auch die Shakespeare'sche Dichtung auf unrechtmäßigem Wege angeeignet, zwar nicht, um nun, wie dort, den Ruhm zu ernten, vor der Welt als ihr Schöpfer dazustehen, nein, hier hielt er sich als „heimlicher Dichter" bescheiden im Hintergrund. Wohl aber hat er auch diese herrlichen Werke, vermuthlich mit Hülfe Ben Jonson's und anderer Dichter seines Gelichters, durch Ueberarbeitung dermaßen „verhunzt", daß keins derselben mehr als Kunstwerk gelten kann, und dann — wieder vermuthlich durch Ben Jonson, der ja mit dem Stratforder Shakspere befreundet war — diesen gegen hohe Geldentschädigungen, die Hauptquelle seines späteren Reichthums, bestimmt, sie auf seiner Bühne aufzuführen. Kurz, auch hier entlarvt Herr Reichel Baco als Betrüger, denn daß kein Anderer als er der Betrüger sein kann, dafür zeugt wieder, abgesehen von den Beweisen, die die Baconianer für seine Autorschaft beigebracht haben, und von der ästhetischen Beschaffenheit der Dramen selbst, die durchweg auf einen Dichterdilettanten, wie Baco es war, hinweist — insbesondere aber der christlich-religiöse Sinn, der sich — nach Herrn Reichel — allerdings nur an einzelnen, doch aber recht zahlreichen Stellen der Shakespeare'schen Dichtung ausprägt. „Wir kennen den Christen!" ruft Herr Reichel aus, als er in dem ersten Monolog Hamlet's auf die Stelle trifft: „Oder hätte der Himmel sein Gebot nicht gerichtet gegen Selbstmord!" Er streicht sie also als offenbar interpolirt von dem frommen Baco, der sich überdies auch hier wieder, trotz seines vorsichtigen Auftretens als „heimlicher Dichter", vor Schaden hüten wollte. Und ebenso ist denn auch Romeo's Gebet bei seinem Eintritt in Juliens Haus, ebenso der tief erschütternde Versuch des Königs Claudius im „Hamlet" zu beten u. s. w. u. s. w. interpolirt und muß gestrichen werden. Denn wie der epochemachende Philosoph, so ist auch der weltgeschichtliche Dichter nothwendig Atheist, und da sich nun der ursprüngliche Verfasser des Organon als Atheisten ausgewiesen hat, so ist eben dieser selbstverständlich auch der ursprüngliche Dichter, dessen „überwältigende Größe" wir heute leider! dank dem „sauberen" Lord, nur noch aus mehr oder minder bedeutenden Bruchstücken seiner herrlichen Dichtungen zu ahnen vermögen. Seinen Namen und sein Freundschaftsverhältniß zu Spenser, dem Dichter der „Feenkönigin", kennen wir bereits, und Herr Reichel theilt uns auch noch mit, daß er spätestens um das Jahr 1586 gestorben ist.

Damit haben wir nun den Schlüssel zur Lösung der ganzen räthselvollen Shakespeare-Frage in der Hand. Mit Spenser war nämlich natürlich auch Baco befreundet, durch ihn also fand dieser Gelegenheit, mit dem großen William Shakespeare in Verbindung zu treten, und als derselbe dann um das Jahr 1586 starb, eignete er sich dessen gesammten literarischen Nachlaß, auch die Dramen, an und konnte diese nun, da der Stratforder Shakspere eben damals nach London kam, in der von ihm herrührenden Bearbeitung „von Jahr zu Jahr in je einem Stück" — wieder eine neue Entdeckung, auf die Herr Reichel nicht wenig stolz ist — auf dessen Bühne zur Aufführung bringen. Denn natürlich war derselbe auch schon „Theatersocietär" und besaß daher Einfluß genug, um das Repertoire festzustellen. Solche rein willkürliche und absolut haltlose Phantasien wagt Herr Reichel dem deutschen Publikum aufzutischen. Und wenn er noch wenigstens selbst an seine große Entdeckung glaubte! Aber auch das ist nicht der Fall: er weiß sehr gut, daß er mit lauter selbstgeschaffenen Factoren rechnet. Den Vornamen seines Dichters z. B. gewinnt er aus Spenser's Teares of the Muses, in denen ein Will als „kürzlich verstorben" beweint wird, weil er nämlich, statt rüstig zu schaffen, seit Kurzem „müssig in seiner Zelle sitze". Herr Reichel erklärt: „in seinem Sarge" sitze! und gewinnt so, da er die Entstehung des Gedichtes willkürlich in das Jahr 1586 setzt, zugleich sein Todesjahr. Den Zunamen verräth ihm dann das heroisch klingende Pseudonym Aetion in Spenser's nicht vor 1594 entstandenem Colin Cloute's come home again, in welchem eben dieser Aetion, also sein Shakespeare — acht Jahre nach seinem Tode! — als noch lebend und in voller freudiger Thätigkeit dichterisch schaffend geschildert wird! Ja, schließlich zieht Herr Reichel seiner ganzen mühselig aufgebauten Beweisführung noch selbst wieder den Boden unter den Füßen weg. Er beweist nämlich, daß Spenser für Shakespeare's Dichtergenius kaum irgend welches Verständniß gehabt haben könne, woraus dann für andere Leute mit gesundem Menschenverstand ohne Weiteres folgt, daß er ihn überhaupt nicht besungen haben kann.

Den Gipfel erreicht die Willkür des Verfassers da, wo er nun die schon in dem Motto seines Buches angekündigte „Herculesarbeit" vollbringt, das „vernichtende Urtheil unwiderleglich festzustellen", das er, wie über die ganze bis-

Digitized by Google

herige Shakespeareliteratur — daher der Titel seines Buches —, so über die nur in Baco's Ueberarbeitung vor uns liegenden Shakespearedramen selbst auszusprechen leider genöthigt ist. Was er hier über unsere deutsche Shakespeareforschung sagt, enthält viel Treffendes. Ulrici's, Gervinus', Werder's Schwächen werden zwar durchweg in ein äußerst grelles, man kann aber nicht sagen: in falsches Licht gerückt. Desto haltloser und willkürlicher ist die Kritik der Dramen. Weil der Timon in Anlage und Ausführung große Mängel aufweist und weil einer der Kritiker dieses Stückes, Tschischwitz, zu dem „nunmehr unanfechtbaren" Resultat gekommen ist, „daß wir in diesem Drama ein ursprüngliches Kunstwerk des großen Dichters vor uns haben, das erst nachträglich, möglicher Weise erst nach dem Tode Shakespeare's, die Beschädigungen erlitt, die es als ein Werk desselben bis auf einzelne Partien fast unkenntlich machen"; weil ferner Ulrici an dem „Sturm", Gervinus an „Cymbeline" Einzelnes auszusetzen gefunden hat und Herman Grimm — dem wir die Entdeckung verdanken, daß der Zauberer im Sturm und Bellario mit seinen Söhnen im Cymbeline in einem Calderon'schen Stück sich zusammenfinden, — der Ansicht ist, „die Episode bei Shakespeare, wo Imogen zu den wilden Höhlenbewohnern geräth, sei nur lose in den Cymbeline eingesetzt;" weil also diese beiden Dramen — denn das gilt Herrn Reichel damit als erwiesen — ebenso wie der Timon, „in lose Stücke zerbröckeln": deshalb sind alle Dramen Shakespeare's, in erster Linie die erst nach seinem Tode in der Folioausgabe erschienenen, zunächst mindestens „verdächtig". Es bedarf also einer gründlichen Prüfung derselben, und diese führt Herrn Reichel, der so peinlich gründlich zu Werke geht, daß er z. B. am Schluß Heinrich's IV. Theil I, den Prinzen Heinrich eine Flasche Sekt (aus seiner Tasche) herausziehen und sie dem „dicken Bruder" an den Kopf werfen läßt — also sie führt den Herrn Kritiker zu dem, natürlich wieder „unanfechtbaren" Resultate, daß es mit keinem der Dramen Shakespeare's wesentlich besser stehe, als mit dem Timon, ja, mit einer ganzen Reihe derselben noch ungleich schlimmer. Othello ist „ein trostloses, wahnwitziges lächerliches Machwerk", in dem, wie im Macbeth, in Antonius und Kleopatra u. s. w., von denen dasselbe gilt, nur noch ganz vereinzelte Spuren auf die Künstlerhand des ursprünglichen Dichters zurückweisen. Lear ist von Anfang an und durchweg ein „Hanswurst" von einem König. „Wie es Euch gefällt" heißt einfach „unsinnig". Romeo und Julia überbietet selbst „Prachtwerke wie Othello und Macbeth an unfreiwilliger Komik", insbesondere stehen die Vorgänge bei Juliens Scheintod und dann in dem Grabgewölbe, ebenso wie die bei Desdemona's und Duncan's Tode, wie das Gebet des Königs Claudius im Hamlet u. s. w., im Wesentlichen auf gleicher Stufe mit den Vorgängen in der Rüpeltragödie des Sommernachtstraums, ja, es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß es den großen Dichter, der hier ein Mal in eigener Person vor uns steht, der aber freilich, als Othello und jene anderen Stücke zuerst aufgeführt wurden, nach dem Verfasser längst „müssig in seinem Sarge saß" „gereizt" habe, derartige „Dramen" übertreibend zu verspotten.

Uebrigens ist die Kritik des Herrn Reichel keineswegs durchweg nur negativ; dem Coriolan und Hamlet gegenüber wird sie zur positiven. Er unternimmt es, diese beiden Stücke aus den „echten" Bruchstücken, die uns von ihnen erhalten sind, neu zu construiren, und wenn er sie nun auch, natürlich „alle Rechte vorbehalten", vorläufig nur als „Fragment" veröffentlicht, so erwartet er doch sicher, daß die Theaterdirectionen sich zum Zweck, erst einer Bearbeitung dieses Fragments und dann der Aufführung der fertigen Stücke mit ihm in Verbindung setzen werden. Verweilen wir also noch einen Augenblick bei diesen beiden Dramen. Zuerst der Coriolan. Wie wichtig hier die Worte sind, die Shakespeare gleich in der ersten Scene Coriolan in den Mund legt: Were I anything but what I am, I would wish me only he (Aufidius), wird klar, sowie man sich vergegenwärtigt, daß er das ganze Drama, die Entwickelung der Charaktere ebenso wie die der Handlung, auf die Macht der Rivalität im Menschen, der Eifersucht der Einzelnen sowohl wie politischer Parteien auf einander, begründet. Als der „echte Poet" Goethe's, d. h. als „verkappter Bußprediger", will er „das Gefährliche" dieser Leidenschaft „an den Folgen nachweisen". Er schafft sich daher Vertreter der verschiedenen Seiten derselben, der niedrigen und gemeinen Seite in den Volkstribunen, der edlen in den beiden großen Rivalen um Ruhm und Ehre, Aufidius und Coriolan selbst, und natürlich ist er nun bestrebt, dem Zuschauer zunächst den Helden des Stücks als ganz erfüllt von edlem Wetteifer mit dem Größten, den er kennt, mit Aufidius, vorzuführen. Deshalb leiht er ihm gleich zu Anfang die Worte: „Wär' ich (überhaupt) etwas Anderes, als ich bin, so möchte ich nur er sein!" Und anstatt dieser Worte läßt Herr Reichel ihn — zugleich eine Probe seiner Kenntniß der Sprache seines Dichters — sagen: „Wär' ich nur etwas, was ich bin" u. s. w., was er dann in vollster Naivität als „das Gestammel eines Dilettanten" bezeichnet. Schon ein übles Omen für seine Restauration des Werks und leider lügt es nicht. Ich greife einen Punkt heraus. Shakespeare knüpft den furchtbaren Zornesausbruch Coriolan's (Act 3, 1), in dem dieser schließlich dahin kommt, die Wiederabschaffung des Tribunats zu fordern, an den Wankelmuth des Volks, das ihn plötzlich nicht mehr zum Consul will, und an das Unterfangen der Tribunen, ihn unter ihre Autorität zu beugen. Coriolan, der schon als Aristokrat mit Verachtung auf das Volk herabsieht und die neuerrungene Macht der Tribunen als Usurpation betrachtet, empfindet Beides bei seinem stolzen Selbstgefühl als tiefe persönliche Kränkung, und das Gefühl dieser Kränkung ist es, das ihn in unserem Stück über alle Schranken hinaustreibt und ihn so selbst zum Schmied seines Schicksals macht. Hier ist Alles echt dramatisch, tragisch, mit innerer Nothwendigkeit aus der Ohnmacht des Helden gegenüber der Grundmacht seiner gewaltigen Natur hergeleitet. Herr Reichel dagegen, der zunächst die Scene von dem Forum in den Senat verlegt, verwischt gerade dies persönliche Moment, er erhebt Coriolan zum Vorkämpfer der Aristokratie, zum großen politischen Charakter, der allein würdig ist, als Held einer historischen Tragödie zu gelten. Er motivirt jenen gewaltigen Zornesausbruch mit der Forderung des Volks, „das Korn um eignen Preis zu kaufen," und obgleich es nun auch bei ihm schon hier zu offenem Kampfe kommt, zum Kampf mit dem bewaffnet in den Senat eindringenden Volk, fragt Coriolan dann in der dritten Scene, gleich als ob er das eben Erlebte nicht erlebt hätte, auf das: „Halt! Nicht weiter", das die Tribunen ihm entgegenrufen: „Woher der Wechsel?" nämlich in der Gesinnung des Volkes gegen ihn! Und dabei erlaubt sich Herr Reichel, was übrigens bei ihm nicht ganz ungewöhnlich ist, noch eine kleine Fälschung. Er beruft sich nämlich auf Plutarch, der nach seiner Angabe Coriolan's Antrag auf Abschaffung des Tribunats dem Umschlag der Volksstimmung vorangehen lassen soll. Plutarch aber berichtet über diesen im 15., über jenen im 16. Capitel! — Man sieht, wie es um seine Restauration des Coriolan steht, dieses Stückes, das „unter der Faust eines Barbaren zu einem Unding von Drama" geworden war, jetzt aber wieder als „eine wirkliche, wenn auch trostlos verstümmelte, kunstvoll aufgebaute Tragödie" vor uns steht.

Dann der Hamlet. Wie im Coriolan, so sind auch hier einzelne Theile „unzweifelhaft echt"; daneben aber „befinden sich andere, die von dem Schöpfer des Othello, Macbeth, Romeo und Julia und anderer Narrheiten herrühren". Eine solche Narrheit ist gleich die Einführung des Geistes. Der „Verfasser der Geisterscene" steht, wie alle Kritiker des Dramas, „auf dem Standpunkt der Brutalität", der Blutrache nämlich. Der Geist verwirft zwar den Mord absolut, er nennt ihn selbst „im besten Falle" noch „im höchsten Grade schlecht" — murder most foul, as in the best it is; er läßt Hamlet ferner mit den Worten: „Doch wie Du immer diese That betreibst" die Wahl der Rache frei; und er bittet ihn dann inständig, „sein Herz nicht zu beflecken, noch auch (nor) irgend etwas zu ersinnen gegen seine Mutter" — kurz, er will ein reines Werkzeug seiner Rache und diese Rache selbst, sie soll in

Digitized by Google

nichts Anderem bestehen, als in der Wiederaufrichtung der durch den „schnöden Mord" umgestürzten sittlichen Ordnung. Deshalb soll Hamlet auch nicht dulden, daß „das königliche Bett Dänemarks ein Lager für Wollust und verruchte Blutschuld sei". Das die Aufgabe, die „der Verfasser der Geisterscene" dem Helden des Stücks durch den Geist in sorgfältig herausgearbeiteter Deutlichkeit stellt; den Mord, die Blutrache, schließt er so bestimmt wie nur möglich aus — was freilich auch die große Mehrzahl der Shakespeare-Kritiker, auch noch Oechelhäuser, nicht gesehen hat — und dennoch steht er auf dem Standpunkt der „Brutalität." Die Geisterscene muß daher gestrichen, ja, der Geist selbst, für dessen Einführung wieder allein Baco verantworlich ist, muß eliminirt werden, was auch weiter keinerlei Schwierigkeiten macht, da er — nach Herrn Reichel — „nach dem ersten Act nicht wieder vorkommt." Sein Wiedererscheinen nämlich in der großen Scene am Schluß des dritten Actes ist ebenso eine Interpolation, wie jede der verschiedenen Stellen, an denen Hamlet von seinem ersten Erscheinen spricht; nicht einmal der Plan, den dieser mit dem Schauspiel verfolgt, die „verborgene Schuld" des Königs an den Tag zu bringen, zu welchem Zweck er selbst noch „einen Auftritt" eingelegt hat, der „einem Umstand von seines Vaters Tode nahe kommt" — nicht einmal diese ausdrückliche Anknüpfung des Schauspiels an die Enthüllungen des Geistes vermag Herrn Reichel im Mindesten irre zu machen. Wie sollten es diese Enthüllungen selbst, auf die Shakespeare den ganzen weiteren Entwickelungsproceß seines Helden begründet, die ihm in unserem Stück hier schon seinen Glauben an alle seine Ideale rauben und ihn damit ebenfalls schon hier absolut unfähig machen, die „große That", die der Geist „auf seine Seele gelegt", zu vollbringen, die ihn in jene geistige Zerrüttung stürzen, in der dann dieser Mensch, die Incarnation der reinsten und edelsten Gesinnung, selbst zum Verbrecher wird, wie sein Oheim, zu dem „fünffachen Mörder" Rümelins, zugleich aber auch zum Verkündiger der Nichtigkeit des einst von ihm vergötterten Menschen? Von diesem großartigen und tief erschütternden Proceß Hamlet's findet sich keine Spur in der von Herrn Reichel „unwiderleglich" festgestellten neuen Auffassung des Dramas, wie er denn überhaupt für alle tief innerlich verlaufenden Processe der Charaktere Shakespeare's weder Sinn noch Verständniß hat. Aber man meine nun nicht, daß es mit der Eliminirung des Geistes schon gethan sei. Dasselbe Schicksal bedroht auch Polonius sammt Sohn und Tochter, und obwohl es nun Herrn Reichel nach seinem eigenen Geständniß beim besten Willen nicht gelingen will, diese drei gar zu tief in die Handlung verwebten Charaktere so ohne Weiteres auszuscheiden: die geistreiche Hypothese, die er hier aufstellt und die das Geheimniß des Dramas endlich löst, daß nämlich der Hamlet eine politische Tragödie und Hamlet selbst ursprünglich als politischer Charakter gedacht sei, bleibt darum doch aufrecht. Wenn Coriolan und Julius Cäsar politische Tragödien sind, so ist ja — nach Herrn Reichel — damit im Grunde schon bewiesen, daß ursprünglich, also ehe Baco seine sacrilegische Hand an das Stück legte, auch der Hamlet eine solche gewesen ist.

Was bei einer so weitreichenden Zerstörung der einstigen Herrlichkeit der Werke Shakespeare's Herrn Reichel eigentlich noch für den Dichter selbst begeistert hat, darüber hat er in seinem 500 Seiten starken Buche keinen Raum gefunden sich auszulassen. Er führt zwar unter den Forderungen, die er an das Drama stellt, auch „eine einheitlich durchgeführte Idee und (sic) Größe des Gesichtspunktes innerhalb des engen Weltausschnitts" auf; aber er macht nirgendwo auch nur den Versuch, diesen oder jene — daß beide zusammenfallen, sieht er nicht — zu fixiren. Ebensowenig wie für die Seelenprocesse der Menschen Shakespeare's, hat er Verständniß für den subjectiven Ursprung seiner Schöpfungen in seinem Innern, für die großen Geisteskämpfe, die hinter so manchem derselben liegen, für die poetische Stimmung, die ihnen zu Grunde liegt. Um so widerwärtiger berührt es, wenn er nun seinem Schmerze Ausdruck gibt, daß er berufen war, der Menschheit ein so hohes Gut, wie die Shakespeare'schen Dichtungen, zu rauben. „Es ist tief traurig", ruft er aus, als Romeo und Julia sich unter seiner Kritik als ein elendes Machwerk entpuppt hat: „es ist tief traurig, daß es so ist; aber es ist so und wir Alle müssen uns in das Unabänderliche finden." Und am Schluß des Ganzen spricht er die Hoffnung aus, daß der Leser ihn bei seiner unerfreulichen Thätigkeit mit Trauer begleitet, daß er ihm „nicht mit dem Behagen des Ungebildeten an der Zerstörung eines Götterbildes" gefolgt sein werde. Er sorgt ja, wie man sieht, dafür, daß vor dem unwiderstehlich komischen Contrast zwischen der Sicherheit seines Auftretens und der absoluten Haltlosigkeit des Bodens unter seinen Füßen der widerwärtige Eindruck alsbald wieder schwindet, um dem befreienden Gelächter des Humors Platz zu machen. Aber er hätte sich doch solcher leeren Phrasen um so mehr enthalten sollen, als er sich selber sagen konnte, daß der Leser sie sofort als Phrasen erkennen müsse. Auch der mindest Scharfblickende sieht durch, daß es ihm nicht um die Sache, sondern allein um seine Person, um seine Selbstvergötterung zu thun ist. „Es ist immer nur dem Einzelnen gegeben", heißt es gleich im Vorwort, „Schwierigkeiten zu lösen, Geheimnisse zu enthüllen und höhere Gesichtspunkte für das Verständniß großer Geisteswerke aufzustellen", und dieser Einzelne ist für Shakespeare eben Herr Eugen Reichel. Nur freilich hat er keine Lust, eine „stille, übersehene Größe" zu werden, wie sein großer Unbekannter; er hat, was in seinen Kräften stand, redlich gethan, um dessen Schicksal von sich abzuwenden. Aber entgehen wird er demselben doch nicht; er wird todtgeschwiegen werden, wie jener, es müßte denn sein, daß man seinen Namen eines Tages brauchen wird zur Bezeichnung einer Pietätlosigkeit, die ihre Hauptquelle in der Großmannssucht hat, oder der Gottverlassenheit eines literarischen Herostrat, der freilich den Muth nicht hat, sich zu seinem Werk zu bekennen, dem es auch nicht gelingt, das von ihm zum Schemel seiner Größe ausersehene Heiligthum zu vernichten, der vielmehr, ohne es zu merken, mit jedem Schlag, den er gegen dasselbe führt, nur sich selber trifft.

Feuilleton.

Charakterbilder.

Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin.

Von Heinrich Ehrlich.*)

Hans von Bülow und Anton Rubinstein.

Hans von Bülow — — Anton Rubinstein: die denkbar stärksten Gegensätze der Anlagen, Entwickelung, der äußeren Erscheinung und des Gebahrens, der künstlerischen Richtung und Thätigkeit! Den Parallelen, den Betrachtungen und Schlußfolgerungen zum Charakterbilde mögen hier einige Hauptmomente persönlicher Erinnerungen vorangehen, die ja auch manchen Charakterzug erkennen lassen.

Ich begegnete Hans von Bülow zuerst 1852, als ich auf der Reise

*) Unser geschätzter Musikreferent, einer der ältesten Mitarbeiter der „Gegenwart", hat die Erinnerungen seines reichen Künstlerlebens, das ihn mitten in unsere musikalischen, literarischen und gesellschaftlichen Kreise führte, niedergeschrieben. Unser Feuilleton wird nun aus diesem bedeutsamen Memoirenwerke, das künftigen Winter erscheinen soll, gewissermaßen die Quintessenz bieten, indem der Verfasser das Interessanteste, das sich in dem Buche chronologisch in die verschiedenen Capitel vertheilt, für unser Blatt in abgerundeten Charakterbildern zusammenfassen wird. Der obigen Parallele: Bülow und Rubinstein sollen Erinnerungen an Lassalle, Brahms, Niemann, Joachim, Auerbach, Julian Schmidt, Frau Lucca, die Patti u. A., sowie bunte Bilder aus dem politischen und künstlerischen Leben der letzten 25 Jahre folgen. Die Redaction.

Digitized by Google

nach Paris Liszt in Weimar besuchte, und er mir seinen „begabtesten und zukunftreichsten Schüler und Freund Hans", vorstellte, der im Momente als ich Weimar verließ von Leipzig kam; die geistreichen, scharfen Züge, damals noch von wallenden Haaren umgeben, das energische Gebahren, das eigenthümliche stolze Zurückwerfen des Hauptes erregten sofort mein Interesse. Ein Jahr darauf begegneten wir uns beim Karlsruher Musikfest, das Liszt dirigirte, in welchem Bülow und Joachim wirkten, und Stücke aus Lohengrin vorgeführt wurden. Liszt reiste damals noch mit der Fürstin Wittgenstein; ich sehe diese noch vor mir, wie sie am Bahnhofe mit einer Handarbeit stand, und dabei eine große und sehr starke Cigarre rauchte, die mir fast den Athem benahm. 1854 traf ich auf der Durchreise in Berlin Bülow im Salon des Grafen Redern, wo wir beide an einem Abende musicirten. Von da ab begegneten wir uns erst 1861 in Wiesbaden; mein zweiter Roman „Kunst und Handwerk" war eben erschienen, und Herr v. Bülow — er saß mit F. Hiller an einem Tische — sprach mir seinen Antheil in den lebhaftesten Worten aus. Im Winter desselben Jahres kam er nach Frankfurt am Main, wo ich seit anderthalb Jahren wohnte und nunmehr die Gelegenheit ergriff, meine Bewunderung seiner hohen Kunst im Frankfurter Journal auszusprechen.

Im Jahre 1862 übersiedelte ich nach Berlin — nicht als Musiker, sondern als politischer Correspondent der russischen, seither verschwundenen, damals aber hochangesehenen Zeitung „Nordische Biene". Hier lebte und wirkte in jener Zeit Hans von Bülow, Hofpianist und Claviermeister am Stern'schen Conservatorium. Er empfing mich in der liebenswürdig gastfreundlichsten Weise und stellte mich seiner Gemahlin vor.

Cosima von Bülow, Tochter Liszt's und der Gräfin D'Agoult, galt allgemein für eine sehr bedeutende Frau, „femme supérieure"; und ich kann wohl sagen: unter all den originellen, genialen Frauen, die ich kennen gelernt habe, und die sich berechtigt fühlen mochten, das Gewöhnliche, Bürgerliche, „Philiströse" unbeachtet zu lassen, ist mir Cosima v. Bülow, spätere Frau Richard Wagner, als die weitaus bedeutendste erschienen. Sie war eine durchaus ernste Dame, ausnehmend höflich, sehr zurückhaltend, voll Geist und Gründlichkeit in ihren Bemerkungen; sie witzelte nicht, und zeigte sehr wenig Antheil an elegantem Hof- und Stadtklatsch. Sie war eine Anhängerin der Schopenhauer'schen Philosophie — über die, wenn ich nicht sehr irre, sie einen Artikel in einer französischen Revue veröffentlicht hat — sprach aber niemals in salbungsvollem Tone über philosophische Fragen und ließ auch nicht Ungeduld merken, wenn man ihrer Meinung nicht unbedingt zustimmte. Im Gespräche, in der Bildung und im gesellschaftlichen Gebahren stand sie hoch über den berühmten großen „genialischen" Damen vom Genre der Frau von Kalergi-Muchanoff — ich nenne die geistreichste und anmuthigste — geschweige denn vom Genre unserer neumodischen Ritterinnen vom freiesten Geiste. Wenn mir jemals der Ausdruck „femme supérieure" annehmbar erschien, so war es Frau Cosima gegenüber. Sie kannte meinen Roman und war günstig für ihn gestimmt. Liszt, der mich im Frühjahre 1861 auf der Reise nach Rom in Frankfurt am Main mit seinem Besuche überraschte, hatte mir erzählt, daß Vieles aus dem Buche ihm von seiner Tochter vorgelesen worden war. Jeder Andere hätte sich nun bemüht, die dem Buche günstige Stimmung auch für seine Person zu gewinnen; aber mein Wesen war hierfür nicht geeignet, und es ist mir noch heute eine schmerzliche Erinnerung, daß ein Zusammenfluß ungünstigster Umstände sie zu einer irrigen Meinung über meine Gesinnungen verleitete.

Von Bülow's Benehmen während des ersten Jahres meines Aufenthaltes kann ich nur mit vollstem Gefühle der Dankbarkeit sprechen, das ich seither bei jeder Gelegenheit öffentlich in Wort und Schrift zu bethätigen bemüht war, wenn auch meine Privatbeziehungen zu ihm sich nach und nach anders gestalten mußten. Er führte mich bei seinen Freunden ein; zuerst bei dem Piano-Hoffabrikanten (jetzigen Commerzienrath) Bechstein, der heute überall als der erste Künstler seines Faches anerkannt ist, damals im Beginn seiner ruhmvollen Thätigkeit stand, und sich mir immer als ein wahrer Freund erwiesen hat; dann in einen Kreis geistreicher Männer, Künstler und Kunstfreunde, die sich meistens im Gasthause Schubert (jetzt Lantsch) gegenüber dem Schauspielhause versammelten.

Zwei Monate nach meiner Ankunft brachte eine ganz eigenthümliche Verkettung von Mißgeschicken, unerwarteten Zwischen- und Zufällen*) mich zu dem plötzlichen Entschlusse die (zuerst von mir zurückgewiesene) Aufforderung Rob. Radecke's**) zur Mitwirkung in seinem Abonnement-Concerte anzunehmen, und Beethoven's G-dur-Concert vorzutragen. Zu den mancherlei Schwierigkeiten und Bedenken, die gleich nach meiner Zusage hervortraten, kam auch der Umstand, daß im Hause Bechstein kein Concertflügel verfügbar war, da „alle für Herrn v. Bülow's Concerte nach verschiedenen Städten vorausgesendet" waren; vielleicht auch — und dann mit vollem Recht — hatte das Haus Bedenken, ein Instrument seiner Firma einem Berliner Mißerfolge auszusetzen. Herr v. Bülow, dem ich die Noth klagte, gab mir seinen von Bechstein eigens für ihn gebauten Flügel. Er selbst war, früheren Bestimmungen in den Provinzen nachkommend, im Concerte nicht anwesend, hatte aber seiner Gemahlin sofortige Benachrichtigung aufgetragen; sie bekundete ihm, daß mir Publikum wie der größte Theil der Kritik eine unverhoffte günstige Aufnahme gewährt hatten, und nach seiner Rückkunft gab er mir seine Theilnahme und Befriedigung in den wärmsten Worten zu erkennen. Bald darauf verreiste er wieder und übertrug mir (wie auch in späteren gleichen Fällen) seine Stellvertretung im Stern'schen Conservatorium. Ich habe das nicht vergessen und werde es nicht vergessen, wenn auch im Laufe der Jahre unsere äußeren Beziehungen vielfache Aenderungen erlitten.

Diese Aenderungen sind leider durch die große fast krankhafte Reizbarkeit des Herrn von Bülow herbeigeführt worden; denn ich meinerseits habe mit Ausnahme eines einzigen weiter unten zu erwähnenden Falles keine Gelegenheit verabsäumt, meine Hochschätzung und mein Erinnern an sein Benehmen bei meiner Ankunft zu bethätigen. Bülow läßt seine Haltung von jedem momentanen Eindrucke bestimmen, ist leider zu sehr geneigt, Zuträgereien und Einflüsterungen (die ja schon an und für sich wenig Achtbares bekunden) williges Gehör zu leihen, um dann selbst gegenüber Personen, denen er wohl will, ja denen er im Grunde des Herzens Achtung schenkt, jede Rücksicht zu vergessen. So entstehen Wallungen und Wandlungen in seinem Gebahren, welche den Umgang mit ihm selbst den aufrichtigsten Bewunderern seiner Kunst und seines Grundcharakters, zu denen ich gehöre, auf's Höchste erschweren, wenn man nicht jede Unabhängigkeit, ja Selbstachtung aufgeben will. Nach verschiedenen „Mißverständnissen" zwischen dem Jahre 1862 bis zum Frühjahr 1864, die alle schnell und zur beiderseitigen Zufriedenheit gelöst wurden, ließ sich Herr von Bülow nach einem von ihm dirigirten Concerte der Musikfreunde von guten Freunden erzählen, ich hätte mich ganz abfällig über eine von ihm vorgeführte Liszt'sche Cantate (Prometheus) und über seine Führung geäußert, und schrieb mir einen Brief, der mit den Worten begann: „Verehrter Herr und Freund — meiner und meines Meisters Feind!" Ich antwortete im ruhigsten, fast demüthigen Tone und bat um eine Unterredung, die seinen großen Irrthum bald aufklären würde. Als ich in seine Wohnung kam, ließ er mir sagen, er könne mich nicht empfangen, ich solle mit seiner Frau sprechen. Mir erschien die Angelegenheit als eine solche, die mit einer Dame nicht zum Austrage gebracht werden konnte; ich ging zu Professor Waitzmann, der im Erdgeschosse desselben Hauses wohnte und zu Bülow's besten Freunden zählte, bat ihn um Verwendung bezüglich eines Zwiegespräches mit Herrn von Bülow. Er willfahrte meinem Ersuchen sofort, kam nach einer Weile unverrichteter Dinge wieder; da entfernte ich mich. Andern Morgen kam ein zweites noch heftigeres Schreiben Bülow's, dessen erste Worte lauteten: „Meine Frau hat Ihnen die Ehre erweisen wollen, Sie zu empfangen, und Sie haben diese Ehre abgelehnt" u. s. w. Das Verletzende dieses Schreibens lag für mich weniger in den heftigen Worten, als in dem Umstande, daß Herr von Bülow dasselbe erst unmittelbar vor seiner Abreise nach Petersburg abgesendet, mithin alle Möglichkeit einer Verständigung mir benommen hatte. Und so kam es, daß meine in der ersten Aufregung abgefaßte nach Petersburg gerichtete Antwort die ein-

*) Sie sollen später in meinen Concerterinnerungen erzählt werden.

**) Jetzt Capellmeister an der Königl. Oper, damals Musikdirector und Veranstalter von Abonnementsconcerten mit der Liebig'schen Capelle.

Digitized by Google

zigen heftigen Worte enthielt, die Herr von Bülow jemals aus meiner Feder erhielt.

Zehn Jahre vergingen; ich hatte im Jahre 1873 mehrere Concerte gegeben, und als 1874 Bülow durch Berlin reiste, sandte ich ihm durch Vermittelung des gemeinschaftlichen Freundes Bechstein ein Schreiben, worin ich in herzlichen Worten aussprach, wie ich bei meinen letzten Erfolgen mich wohl erinnert habe, daß ich den ersten im Jahre 1862 seiner Unterstützung verdankte. Seine Antwort war freundlich und würdevoll; und ich konnte nun wieder auf geregelte und angenehme Beziehungen hoffen.

Aber jene Reizbarkeit nahm immer mehr zu, und die Zwischenfälle, die sie herbeiführten, waren bis auf den letzten von 1885 manchmal so eigenthümlicher Art, daß sie fast einer humoristischen Auffassung Raum boten. Hier einige Beispiele. Im Jahre 1880 waren einige seiner Verehrer der Ansicht, man müsse den Einfluß der Frau Gräfin Schleinitz dahin zu gewinnen suchen, daß Bülow irgend eine feste Stellung in Berlin geboten würde. Ich stattete der Frau Gräfin den einzigen Besuch während meiner Anwesenheit in Berlin ab und sprach mit ihr über diese Angelegenheit. Dieses Zwiegespräch fand insofern ein kleines „pikantes" Nachspiel, als die Frau Gräfin eine mir befreundete ganz verläßliche Persönlichkeit fragte, was ich denn zu erreichen dächte; daß ein Künstler ihren Einfluß nicht im eigenen Interesse anrief, mußte der hohen Dame wohl ganz unverständlich erscheinen, wenn er sich auch durch 18 Jahre als ganz unabhängig und uneigennützig erwiesen hatte. Gleichzeitig mit meinem Besuche bei der Frau Gräfin bat ich Herrn von Bülow, der damals in Breslau concertirte, schriftlich, mir bei seiner Ankunft in Berlin eine Viertelstunde Unterredung gewähren zu wollen, in einer rein künstlerischen, nicht mich betreffenden Angelegenheit. Darauf kam aus „Schweidnitz, 18. März" eine „tachygraphische Erwiderung", daß er Berlin nur als „Wittenberger Aufenthalt tractiren" könne, daß wir aber uns nicht verständen, daß ihn mein Urtheil über dieses und jenes indignirt habe u. s. w. Etwa acht Tage nach diesem Briefe kam ich von einem Morgenausgange nach Hause, traf meine Frau mit hochrothem Gesichte: Bülow war bei mir gewesen, wie ein Löwe im Käfig eine halbe Stunde in meinem Zimmer auf und ab gewandelt und hatte ein Quartett von Bierling, das auf meinem Clavier lag, ganz durchgespielt. Wir trafen uns noch am selben Tage und speisten mit einander. Am 13. April bekam ich einen Brief aus München, mit einem „bravo de poitrine" über meinen letzten Artikel im Tageblatte, meine Correspondenzen im Hannover'schen Kurier und „den splendiden Lucca-Artikel" in der „Neuen freien Presse", und mit anderen höchsten Complimenten. Im Jahre 1882, fast unmittelbar nachdem Bülow mit der Meininger Capelle und als Pianist die Brahms-Abende veranstaltet hatte, kam mir die Aufforderung der Redaction von „Nord und Süd" zu, über Brahms eine Studie zu schreiben. Ich wandte mich an ihn, der sich gerade in den letzten zwei Jahren ungemein freundlich gezeigt hatte, mit der Bitte um einige Angaben und Meinungsäußerungen. Seine Antwort aus Erfurt, 28. März 1882, begann mit einem „non possumus" und endigte mit einer boshaften Bemerkung über „Meistermerker-Mäkeln" (Anspielung auf Beckmesser in den „Meistersingern") u. s. w. Ich erwiderte im humoristischen Tone mit Hinweisen auf seine eigenen früheren Aussprüche und endigte mit der „herzlichsten Bitte", er möge mir doch vergönnen, nur immer in „aufrichtiger Dankbarkeit" an seine große Freundlichkeit bei meiner Ankunft zu denken. Hierauf kam sofort ein sehr ungeschlachter Brief, dessen letzte Worte lauten: „Dieses sind in diesem Jahrhundert die letzten Zeilen, mit welchen Herr Professor Ehrlich von mir direct geärgert wird. Wir haben nichts, absolut nichts mit einander zu thun." Nicht lange darauf kam ein anderer Brief: „Verehrtester Confrère! Man sagt mir, Sie zürnten, bezw. groll-schmollten mir. Merkwürdige Uebereinstimmung zwischen uns Beiden im Unrechte." In dieser geistreichen Weise ging es weiter. Wer sollte da widerstehen? Ich durfte nun- und umsomehr auf bleibende freundliche Beziehungen hoffen, als ich selbst nach jenem ersten Briefe und nach einigen wenig freundlichen Ausfällen des Herrn von Bülow gegen mich in einer Zeitung meinen künstlerischen Gesinnungen treu geblieben war, in der oben angedeuteten Studie über Brahms, sowie in all meinen Berichten die großen Eigenschaften Bülow's in wärmsten Worten gepriesen und nur jede Beziehung vermieden und jeden Versuch einer Vermittelung abgelehnt hatte.*)

Aber es sollte wieder anders kommen. Im Juni verflossenen Jahres entdeckte ich zufällig in einer Musikzeitung eine Notiz vom Januar, des Inhaltes, daß ich im November 1885 während des Concertes, das Herr v. Bülow in Köln**) mit den Meiningern gab, sein Gespräch mit einer Pianistin quasi behorcht und dann im „Tageblatte" unrichtig dargestellt hätte. Der Redacteur der Zeitung willfahrte meiner Aufforderung vollständigsten Widerrufes sofort, und entschuldigte sich später persönlich dahin, daß ihm die Mittheilung von Herrn v. Bülow angedeutet war. Diese Entdeckung mußte mich um so schmerzlicher berühren, als ich zehn Minuten vor dem Concerte im Hause des Directors Hoffmann Herrn v. Bülow's Preis gesungen, sein Benehmen bei meiner Ankunft in Berlin, dann einige geistreiche Bemerkungen von ihm erzählt und seine Wallungen in humoristischer Weise erklärt hatte. Herr v. Bülow gab mir bei einer Zusammenkunft hier (die ich nicht gesucht habe) zu verstehen, daß seine Worte von der Redaction mißverstanden worden seien, daß er sich in übelster Laune befunden u. s. w. — Ich habe nach seinem ersten Concert einen Artikel im Tageblatte geschrieben, den mehrere Zeitungen mit ehrender Weise wiedergaben. Meine Gesinnung ist sich gleich geblieben. — Wer aber will bestimmen mit welchen „letzten Worten in diesem Jahrhundert" Hans v. Bülow mich ärgern wird? Doch was immer die Zukunft bringe, wie immer die äußerlichen Beziehungen sich gestalten mögen — ich werde das Jahr 1862 nicht vergessen.

(Schluß folgt.)

*) Der Concert-„Director" Herr Herm. Wolff erzählte mir öfters, wie entzückt Bülow von meinen Kritiken spreche u. s. w.; ich erklärte ihm jedoch sehr entschieden, daß ich auf diesen Köder nicht anbisse.

**) Ich war daselbst, um Brahms' Vierte Sinfonie und im Theater die neue Oper „Johann von Lothringen" von Joncières zu hören.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Therese Raquin.

Drama in vier Acten von Emile Zola.

Das Gastspiel der Mitglieder des Ostend-Theaters im Operettenheim der Friedrich-Wilhelmstadt brachte uns eine aufregende Novität: das erste jener drei Originalstücke des naturalistischen Romandichters, welche den bisher einzigen Band seiner Dramatischen Werke bilden, und von denen er in der Vorrede selbstbewußt äußert: „Es sind die drei ersten Soldaten einer Armee; wenn sie ihrer zwanzig sind, werden sie sich Achtung zu verschaffen wissen." Nun, die Reise nach Berlin, die der erste dieser Tapferen unternommen, ist ihm nicht eben gut bekommen; er fand hier ebenso wenig Beifall, wie vor 14 Jahren bei seinem ersten Auftreten im heimischen Paris. Die Zischer behielten dort wie hier die Oberhand, und es ist noch fraglich, ob er an der Spree auch bloß neun Mal wie in Paris vor die Rampe treten darf.

„Therese Raquin" ist ein kleinbürgerliches Ehebruchsdrama, ganz grau in grau. Um die dunkle Stimmung schärfer zu markiren, hat Zola im ersten Act eine Art Vorspiel vorausgeschickt, welches mit seiner idyllischen Lustspielstimmung höchst behaglich wirkt. Mit jener minutiösen Vertiefung ins Gegenständliche, welche die stärkste Seite des französischen Naturalismus bildet, wird uns in diesem Aufzuge das Heim und das Leben einer Pariser Krämerfamilie geschildert. Schon die vorgeschriebene Decoration, le milieu, ist charakteristisch. Alle vier Acte spielen in derselben ärmlichen Wohn- und Schlafstube; abgenutzte Möbel, einige Pappschachteln mit Kurzwaaren da und dort; eine Wendeltreppe führt in den Laden hinab; durch das Fenster sieht man das Glasdach der Passage Pont-Neuf, und rechts dämmert der Alkoven, der in den Pariser Sittenbildern eine so große Rolle spielt. Es ist Donnerstag, Feierabend, der Laden wird bald geschlossen; man erwartet ein paar gute Freunde zur altgewohnten Partie Domino. Und nun die Menschen! Alles französische Spießbürger mit unglaublich beschränktem Horizont, leicht chargirt, aber komisch, lebendig und wahr, wie aus einem Philisterromane von Flaubert geschnitten. Ein jovialer Bureauchef, ein ehemaliger Polizeicommissär, dann die Familie Raquin selbst: zuerst Herr Camille, der Ehemann, kränklich, egoistisch, einfältig und harmlos; seine Schwiegermutter, Frau Raquin, eine alte Frau voll kleinstädtischer Gesichtspunkte, aber ehrenhaft und gut; ihre Tochter Therese, und endlich ein unzertrennlicher Hausfreund, der Commis und Maler

Digitized by Google

Laurent. Ein Stillleben, das ein bescheidenes Glück, Frieden, Ruhe athmet und sich von selbst zur Idylle gruppirt. Sed latit anguis in herba. Thereſe ist verschlossen, in tiefe Gedanken versunken, zerstreut, nervös. Ein verstohlenes Zwiegespräch mit Laurent verräth uns ihre innersten Gedanken, die ganze Verworfenheit ihrer Natur, die raffinirte Verlogenheit ihres Daseins. Der arglose Camille ist mit dem Portrait, das Laurent von ihm auf die Leinwand gepinselt, so sehr zufrieden, daß er ihn zu einer gemeinsamen Kahnpartie für nächsten Sonntag einlädt. Bei diesem Vorschlage wechseln Laurent und Thereſe einen bedeutungsvollen Blick miteinander. Der Keim des Verbrechens ist in ihre Seele geworfen und geht schnell auf. Wenn sich der Vorhang wieder erhebt, ist der Ehemann ertrunken oder „ertränkt, wenn das hübscher lautet", wie Verrina sagt.

Ein Jahr ist vergangen. Das friedliche Daheim der Passage Pont-Neuf existirt noch, nur der Ehemann fehlt. Mutter Raquin hat sich über den Tod ihres Sohnes noch nicht trösten können, wenn sie auch von Thereſe und Laurent, den zwei vollendeten Heuchlern, stets auf den Händen getragen wird. Kein Wunder, daß der schlaue Polizeicommissär auf den capitalen Einfall kommt, Thereſe und Laurent seien eigentlich für einander geschaffen und ein wohl assortirtes Paar. So sollen die Liebenden denn Eheleute werden, und die Zukunft der ganzen Familie wird gesichert sein. Nachdem es sich ein wenig bitten ließ, willigt das saubere Pärchen ein, und auch die alte Raquin gibt ihren Segen.

Aber im dritten Acte beginnt die Sühne. Brautnacht. Laurent und Thereſe sind von den Hochzeitsgästen allein gelassen worden. Allein und doch wieder nicht. Ein Dritter reckt sich zwischen ihnen empor, um sie zu schrecken, zu trennen, zu vernichten. Es ist der Geist des ermordeten ersten Gemahls. Die Neuvermählten denken nur an ihn, reden nur von ihm, sehen nur ihn, überall. Laurent beschreibt den schaurigen Anblick, wie der Ertrunkene auf dem Marmortisch des Leichenschauhauses lag, die Augen verglast, den Leib aufgequollen, die Zunge violett. Alle Freude und Liebe ist schon verscheucht, als Laurent plötzlich aufschreit, denn von der Wand, aus dem von ihm selbst gemalten Bilde, starrt ihm das Antlitz des Ermordeten entgegen. „Ja, so blickte er uns an, als wir ihn ins Wasser stießen." Ihr Angstgeschrei ruft Frau Raquin herbei. Wie, also ist ihr Sohn nicht ertrunken, sondern von seiner Frau und deren Geliebten ersäuft worden wie eine Katze! Und ein Schlagfluß, der die Alte lähmt und ihr die Sprache raubt, folgt der gräßlichen Enthüllung.

Die Gewissensqual gewinnt nunmehr für die Mörder in der stummen Jammergestalt der Mutter Fleisch und Blut. Ihre vorwurfsvollen, anklagenden Augen, die einzig noch sprechen, sind unablässig auf die Mörder gerichtet. Darob gerinnt diesen das Blut in den Adern, ihre Liebe verkehrt sich in Haß, sie stoßen gegeneinander Drohungen aus, dem Zwist folgen Prügel, brutale Raſereien, und am Ende zucken sie das Messer und mischen Gift. Dabei zittern sie unablässig vor der Möglichkeit, daß die paralytische Alte den Gebrauch ihrer Glieder und ihre Sprache wieder gewinnen könnte. Diese noch immer drohende Entlarvung muß um jeden Preis verhindert werden, und schon schreitet Laurent auf die unbequeme Schwiegermutter zu, sie zu erwürgen. Da erhebt sich die Lahme, die Stumme spricht, um die Mörder ihres Sohnes zu verfluchen, und schaudernd winden sich diese vor ihr im Staube, sie um Gnade, um Verzeihung, um Erlösung flehend, und wäre es auch durch den Tod von Henkershand. Doch die unentwegte Rächerin schüttelt das Haupt: „Nein," befiehlt sie, „dieses Gericht richtet zu schnell. Ihr sollt am Leben bleiben. Ich will mich noch an Euren Qualen weiden. Ihr seid mein!" Und da das Stück und ihre Folterqual zu Ende gehen muß, schlucken die Beiden Blausäure. „Schade," meint Frau Raquin, „sie sind sehr schnell gestorben." —

Unser Publikum hat in der neulichen Aufführung von Ibsen's „Gespenstern" und „Rosmersholm" eine gute Vorschule im Gruseligen und Peinlichen durchgemacht. Aber Zola's Nachtgemälde der Sühne eines Verbrechens, das in manchen Höhenpunkten an die Behandlung desselben Thema's in Dostojewski's genialem „Raskolnikow" hinanreicht, läßt in seinem farbigen, unerbittlichen Realismus die doctrinären, mystischen Spitzfindigkeiten des nordischen Dichters, der seinen Zola übrigens mit Fleiß und Nutzen studirt hat, weit hinter sich. Man kann sich denken, welchen Eindruck diese Häufung von Schreckensscenen erst auf den weniger blasirten Zuschauer ausüben muß. Die wahrhaft Gefolterten bewegen sich nicht auf der Bühne, sondern sitzen im Saal, und man verläßt das Theater mit demselben Gefühl, womit man von einer Hinrichtung kommt. Gewiß, ein Stück, wo das Verbrechen so furchtbar gesühnt wird, kann nicht unmoralisch sein, aber hier wird die sittliche Wirkung — von einer künstlerischen kann keine Rede sein — schon dadurch beeinträchtigt, daß kein Gefühl von Reue und Besserung in den beiden Verbrecherseelen dämmert, sondern nur das feige, erbärmliche Gefühl der Furcht regiert, ins Ungeheure wächst und die Strafe herbeiführt. Der Triumph der Gänsehaut. Wir können wider den Dramatiker Zola denselben Vorwurf, wie gegen den Novellisten erheben. An die Stelle der Psychologie setzt er das Physiologische. Seine Menschen haben nur Fleisch und Bein und Nerv, aber keine Seele. Allein bei aller Versenkung ins Animalische hat er doch wieder geniale Eingebungen, findet er Naturlaute von erschütternder Wahrheit, charakteristische Worte, die das innerste Wesen seiner Geschöpfe blitzartig erhellten, hübsche Einzelzüge, stimmungsvolle Accorde. Andererseits hat die Theaterperspective auch den starren Naturalisten zu bedenklichen Concessionen gezwungen: er malt ins Grobe, Rohe, zielt auf den Effect und verfällt ins Melodramatische. Auf der Bühne bleibt Zola ewig linkisch. Wie ungeschickt ist nicht das ganze Stück aufgebaut, wie schleppt es sich in loser Scenenfolge dahin, wie novellistisch gemahnt das viele Schildern und Erzählen, wie wenig plastisch hebt sich der Dialog ab! Da merkt man, daß das Nachtgemälde nicht von Anfang an für die Bühne erdacht war, sondern erst nachträglich mühsam aus seinem 1867 erschienenen gleichnamigen Romane zurechtgeschnitten wurde. Wie in den theatralisch übrigens unvergleichlich gemachten Dramatisirungen der Birch-Pfeiffer, so zerfällt auch hier das Ganze in eine Reihe in sich abgeschlossener Tableaux, Situations- und Stimmungsbilder, welche sich nicht allmählich entwickeln, sondern nur ausbreiten, zeitlich (einmal sogar durch ein Jahr) von einander getrennt sind und den wichtigsten Fortschritt in die Zwischenacte verlegen. Hier und überall durchbricht das epische Element den straffen dramatischen Bau, so redlich Zola auch sonst bemüht ist, ein effectvolles Bühnenstück zu liefern. Komisch sieht es auch aus, wenn der naturalistische Romandichter seine Gewohnheit, mit charakteristischen Beiwörtern Verschwendung zu treiben, in seine Bühnendiction bringt. Lehrreich ist in dieser Hinsicht die Schilderung der ehemännlichen Wasserleiche mit den malenden Epitheta. Der Roman und das Romanhafte durchdringt aber auch den Stoff und einzelne Peripetien z. B. die fragwürdige plötzliche Heilung der Mutter Raquin, die im Roman viel langsamer vor sich geht und dort wohl motivirt erscheint. Kurz, Zola hat uns auch mit diesem Schauerstück nicht von seiner dramatischen Begabung überzeugt, und die nachfolgenden Soldaten, die seine Schlachten schlagen sollen, müssen jedenfalls ganz andere Kerle sein, wenn der Naturalismus sich noch einmal auf der Bühne siegreich behaupten soll.

Am Schlusse der Vorrede zu seinem dramatischen Erstling bemerkt der Verfasser: „Ich sage, was jeder Feldherr am Abend einer Schlacht zu seinen Soldaten sagen sollte: Ich danke meinen Mitarbeitern, denn nur mit ihrer Hülfe habe ich gesiegt." Wir bezweifeln, daß Zola, wenn er der Berliner Aufführung beigewohnt hätte, ein gleiches Lob seinen deutschen Darstellern gespendet haben würde, denn sie ließen den Dichter fast überall im Stich. Nur Frl. Ziegler in der Titelrolle hatte einige gute Momente, und Fr. Becker-Nelidow als Mutter Raquin erhob sich noch zuletzt zu wahrhaft tragischer Wucht; sie war wirklich, wie der Dichter es vorschreibt „cette haut figure du châtiment implacable et muet". Und dabei verlor sie sich keinen Augenblick im Melodramatischen. Z.

E. v. Gebhardt's Cartons für das Kloster Loccum.

Die Malerei der Gegenwart, offenbar in einem hoffnungsreichen Uebergangsstadium befindlich, bietet dem Auge des aufmerksamen Beobachters eine Reihe von überraschenden Erscheinungen. In der Mitte der sechziger Jahre ansetzend hat sich besonders die religiöse Malerei allmählich aus dem starren Conventionalismus herausgearbeitet und tritt uns plötzlich in erstaunlicher Kraftfülle und Jugendfrische entgegen. Das katholische Süddeutschland hat sich künstlerisch abgewirthschaftet und in handwerksmäßige Wiederholung überkommener Typen verloren, der protestantische Norden tritt muthig die entwerthete Erbschaft an und gewinnt ihr durch ernste Arbeit erkleckliche Erträgnisse ab, das schablonenmäßige Andachtsbild verschwindet im mythischen Halbdunkel der Kirchen, das religiöse Geschichtsbild wagt sich an das helle Tageslicht und hat dasselbe trotz aller Anfeindungen nicht zu scheuen.

In der modernen Auffassung der neutestamentlichen Legende lassen sich zwei Richtungen unterscheiden, die symbolische und die historische. Die Erstere, durch Fritz von Uhde glänzend vertreten, überträgt den Ideengehalt des Christenthums, in der Person des Religionsstifters verkörpert, unmittelbar in die Gegenwart, die Letztere behandelt den biblischen Mythus wie jedes andere Geschehniß, bald die psychologische Motivirung, bald den äußeren antiquarischen Apparat betonend.

Als berufenster Vorkämpfer der historischen Richtung erregte Eduard v. Gebhardt zuerst durch sein Abendmahl allgemeine Aufmerksamkeit. Da es sich hier um die Darstellung der nächsten Umgebung Christi handelte, hielt er an dem hergebrachten Idealcostüm fest, brach aber endgiltig mit der traditionellen Gesichtsbildung der Jünger. Besonders sein rothköpfiger Johannes stieß auf heftigen Widerspruch, bis man sich allmählich an die historisch treuere Gestaltung der Anhänger Christi als biederer Fischer und Handwerker gewöhnte. Schwieriger wurde die reformirende Aufgabe Gebhardt's, wo es sich darum handelte, Christus in seinen Beziehungen zu dem jüdischen Volk darzustellen. Hier trat zunächst die praktische Costümfrage in den Vordergrund. Die Maler aller Zeiten haben sich bekanntlich bei dem Mangel sicherer historischer Nachweise je nach ihrer Individualität mit derselben abgefunden. Der typischen Idealtracht war künstlerisch nichts mehr abzugewinnen, von dem Streben nach schönem Faltenwurf beherrscht, ließ sie für die Ausgestaltung des ungebunden Charakteristischen keinen Raum. Die Anlehnung an das moderne Costüm war bei der Gefahr, lächerlich zu werden, ausgeschlossen, und so lag denn der Ausweg nahe, an die niederländisch-deutsche Tradition anzuknüpfen und das jüdische Volk, wie die ehrsamen Spießbürger des späteren Mittelalters zu kleiden. Damit war vor Allem der Vortheil verbunden, daß unsere Anschauung an diese Art der Darstellung gewöhnt, nicht mit der Ueberwindung eines Neuen Absonderlichen zu kämpfen hatte.

Man hat nun Gebhardt vielfach den Vorwurf der antiquarischen Nachbeterei gemacht. Wie ungerechtfertigt derselbe ist, das beweisen die in dem langen Quersaal der Nationalgalerie ausgestellten Studien, Cartons und Farbenskizzen zu dem im Collegiensaal des Klosters Loccum in Hannover auszuführenden Wandgemälden. Sie liefern den übergenügenden Nachweis, daß Gebhardt weit entfernt von sklavischer Nachahmung, sich an die modernste Wirklichkeit anlehnt, seine Modelle aufgreift, wo er sie findet, und mit eminenter Gestaltungskraft und tiefem historischem Verständniß in die von ihm gewollte mittelalterliche Sphäre erhebt.

Wir stehen nicht an, die Cartons zu den sechs Bogenfüllungen des

Digitized by Google

Collegiensaales unter das Bedeutendste zu zählen, was überhaupt auf dem Gebiet der religiösen Malerei zu allen Zeiten geschaffen worden. Die Hochzeit zu Kana ist in erster Reihe zu nennen. In seltener Schlichtheit des Vortrages vollzieht sich das Ganze wie eine mittelalterliche Eheschließung. Das junge Paar an der Spitze des von rechts her auftretenden Brautzuges wird von Vater und Mutter dem Heiland zugeführt, der segnend ihre Hände in einander legt. Die sinnige Auffassung des Künstlers tritt besonders darin hervor, daß er das kräftige Wunder von der Verwandlung des Wassers, das er in der linken Ecke eben nur andeutet, ganz zurücktreten läßt gegenüber der ethischen Bedeutung des Vorganges als Vorbildes der kirchlichen Ehe. Die aus Christus, den Eltern und den Brautleuten bestehende Gruppe zeigt jene knospenhafte Anmuth und Keuschheit, die wir in den prärafaeliten und einzelnen Meistern der altdeutschen Schule bewundern. Das Ganze ist von einem stimmungsvollen, durch Blumengewinde belebten mittelalterlichen Interieur umschlossen. Bewegter in der Composition ist Christus und die Ehebrecherin. Die Schuldige liegt im Mittelgrunde an einem Treppengeländer niedergesunken. Der ergrimmte Volkshaufen ist links durch ein Portal eingedrungen. Sein wilder Anprall bricht sich an der abwehrenden Gestalt des Erlösers, während eine Reihe von Schriftgelehrten und Pharisäern, ruhig im Chorgestühl sitzend, dem Vorgange mit hämischem Interesse folgen. Die leidenschaftlichen Affecte von den stürmisch Nachdrängenden, bis zu dem jungen Mann im Vordergrunde, der von den Worten Christi getroffen, zweifelnd den Stein in seiner Hand betrachtet, sind meisterhaft abgestuft. Die versöhnende Gruppe, aus Christus und der jungen Frau bestehend, markirt sich als ruhender Punkt zwischen wilder Rachgier und mühsam unterdrücktem Haß. Ein wenig wirr in der Composition und unglücklich in der Wahl des Schauplatzes ist die Heilung des Gichtbrüchigen. Sie geht auf der erhöhten und überdachten Veranda eines Hauses vor sich, von der man nach links hin einen Einblick in eine Straße gewinnt. Das Volk drängt von unten eine Treppe hinauf und muß sich diesem Arrangement gemäß gefallen lassen, zum großen Theil in der Höhe der Brust vom unteren Bilderrahmen durchschnitten zu werden. Die Hauptgruppe, von allen Seiten, auch durch die Holzarchitektur eingeengt, verliert sich unter einem Gewirr gleich interessanter Köpfe und Gestalten. In dem vierten Bilde, der Austreibung der Krämer und Wechsler aus dem Tempel ergießt sich der mächtige Strom der Handlung von Oben rechts her nach der linken unteren Ecke. In wildem Durcheinander stürzen die Schänder des Heiligthumes, von blökenden Schafen und brüllenden Rindern gefolgt, die breite Freitreppe herab, während auf der Höhe derselben die leidenschaftlich bewegte Gestalt Christi mit der Geißel erscheint. In dieser leidenschaftlichen Bewegung scheint uns der Künstler ein wenig zu viel gethan zu haben. Der Zorn des Heilandes kommt zu sehr als persönlicher Grimm und zu wenig als heiliger Eifer zum Ausdruck! Durch die Darstellung der Bergpredigt weht ein Hauch stillen Friedens und andächtiger Ruhe. Das Volk hat sich an dem amphitheatralisch aufsteigenden Rande einer Thalmulde niedergelassen und lauscht mit geschickt variirtem Ausdruck der Aufmerksamkeit den Seligpreisungen Christi, der auf einem Felsen ruht, während die Jünger sich hinter ihm gruppiren. Die Zuhörerschaft besteht zum größeren Theil aus Frauen, unter denen auch die eingeschlafene Alte nicht fehlt. Am wenigsten befriedigt Johannes, seine Anhänger der Gemeinde Christi zuführend. Der an sich unbedeutende Vorgang ist zu äußerlich gefaßt. Die Johannesschüler treten in nichts weniger als einnehmender Gestalt links aus einem Walddickicht heraus, um sich einem rechts vorüberziehenden Zuge Volks anzuschließen. Das Ganze macht den Eindruck des Zufälligen, dem man beliebige Motive unterlegen kann. Mit geringen Aenderungen könnte man das religiöse Bild in ein recht profanes umwandeln und aus den Anhängern des Vorläufers Christi Buschklepper machen, die auf arglose Reisende lauern.

Die kleineren Farbenskizzen zeigen überall ein ernstes geschlossenes Colorit, das durch dunkle Abtönungen jede Buntheit vermeidet, sind aber natürlich nicht geeignet, eine Idee von der an Ort und Stelle beabsichtigten Wirkung zu geben. Dagegen sind die zahlreichen Studien von Figuren und Köpfen zu den eben besprochenen Gemälden eine unerschöpfliche Quelle des Genusses. Die nackte Actstudie für die zusammengesunkene Figur der Ehebrecherin, die gleichartige Vorarbeit für die Gruppe des Brautpaares sind wohl geeignet, jüngeren Strebern zu Gemüthe zu führen, wie auch der routinirte Meister arbeiten soll, um an sich unbedeutende, aber immerhin störende Fehler der Zeichnung zu vermeiden. Ungleich wichtiger für die Beurtheilung der Art und Weise, wie Gebhardt malt, sind die für die Cartons verwertheten Portraitstudien. Aus einem eckigen Bauerngesicht entwickelt sich ein kluger Pharisäerkopf, die unbedeutenden Züge eines Landmädchen veredeln sich zu dem lieblichen Antlitz der Braut, und überall ist der individuelle Ausdruck dem historischen Gesichtstypus untergeordnet. Gebhardt entlehnt auch nicht eine einzige Figur seinen niederländischen und altdeutschen Vorbildern, er sucht seine Modelle auf der Straße und verarbeitet die charakteristische Einzelheit zum typisch Allgemeinen, ohne jemals eintönig und langweilig zu werden.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Ein städtisches Volkstheater und Festhaus. (Worms, Jul. Seere.) — Die Passionsspiele zu Oberammergau haben in mir den Gedanken angeregt, daß auf ähnliche Weise in großen festen Zügen entworfen, im Frescostil ausgeführte Bilder aus der vaterländischen Geschichte dargestellt werden können, ich dachte an die Reformation, die Befreiungskriege; selbst Karl der Große und Wittekind, der Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum und die erste Gründung eines deutschen Reiches, oder dessen Aufrichtung im Kampf gegen die Ungarn durch Heinrich I. schwebten mir vor; das kommende Geschlecht möchte sich auf diese Weise die großen Erlebnisse und Männer unserer eigenen Zeit veranschaulichen. Das Lutherfest brachte vor einigen Jahren in Worms und Jena einen prächtigen Anfang dazu; und Feiertage der Nation sollen es auch sein, an denen zur Erhebung des Volksgemüthes die Poesie ihres Amtes waltet, und aus dem Kreise des Volkes selbst zu einzelnen berufsmäßigen Schauspielern die geeigneten Kräfte herantreten. In Worms hatte der Dichter Hans Herrig eine passende Form gefunden. Ein Herold hielt den Faden der Geschichte in der Hand und verknüpfte die Scenen miteinander, welche die bedeutendsten Ereignisse aus dem Leben des Reformators in lebendiger Action vorführten, und ein Sängerchor trug an geeigneten Stellen Lieder vor, welche der Stimmung der Situation einen künstlerischen Ausdruck gaben. Die Dichtung ward in einer Kirche aufgeführt, und als der Chor den Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ anstimmte, da erhob sich das Publikum und sang begeistert mit. Das Alles hat nun nachgewirkt, und mit Hans Herrig hat Friedrich Schön die Errichtung einer Volksbühne im Anschluß an die Shakespeare'sche und die mittelalterliche berathen. Sie nehmen eine Vorderbühne ohne Seitencoulissen an, und hinter derselben eine Wand mit drei Balkonen im oberen Stockwerk und einem Mittelraum, den ein Vorhang abschließt; öffnet sich der Vorhang, so blicken wir auf eine zweite geschlossene kleinere Bühne, ähnlich wie in England. Vor der Bühne erheben sich auf schiefer Ebene die Sitzreihen bis zu der Erhöhung für den Sängerchor, welcher der Bühne gegenüber die Mitte des halbkreisförmigen Abschlusses einnimmt; ihr zur Seite und über ihr sind zwei Logenreihen angebracht. Der Architekt Otto March in Charlottenburg hat die Zeichnungen hierfür hergestellt, und Friedrich Schön hat sie mit begleitendem Texte veröffentlicht. Wie ich höre, hat die Stadt Worms die Ausführung des Baues beschlossen und ein Comité dafür eingesetzt; man hofft, daß im Jahre 1889, „dem 200. Jahre nach der Zerstörung von Worms, dem hundertsten nach der französischen Revolution“, ein neues Festspiel von Herrig dort aufgeführt werde; „da kann mit dem französischen Geiste deutsch geredet werden, da können Katholiken und Protestanten gleichermaßen patriotisch sich betheiligen, und kann etwas Erhebendes geboten werden, das hoch über die Alltäglichkeit gewöhnlicher Feste hinausragt“. Schön denkt sich die Sache so: alle Jahre ein vaterländisches Festspiel, und in der Zwischenzeit jede Woche ein Theaterabend zur Unterhaltung, wofür die Schauspieler von Darmstadt (und Mannheim) herangezogen werden, gute classische Stücke darzustellen, für deren Aufführung aber die kleinere zweite Bühne sich eignet. Und werden nicht auch der „Götz“ und der „Faust“ von Goethe, der „Wallenstein“ und der „Tell“ von Schiller auf der Gesammtbühne wirksam aufgeführt werden und an Festtagen mit anderen Werken abwechseln können? Mit Recht legt Schön darauf Gewicht, daß solche neue Werke geschaffen und geboten werden, daß unsere Dichter ihre beste Kraft daransetzen, und daß auf diese Weise ein volksthümlicher dramatischer Stil errungen werde. Das Theater soll keine bloße Unterhaltungsanstalt sein, welche der Mode und den Launen des Publikums folgt, sondern eine den Geschmack bildende, dem Idealen geweihte Kunstanstalt werden. Herrig's Lutherspiel ist in Brieg, Berlin, Erfurt, Siegen, Torgau, Wittenberg aufgeführt worden, für Braunschweig, Eisleben, Halle, Hannover, Magdeburg in Aussicht genommen, halte man den Tag der Reformationsfeier oder der Geburt Luther's dafür fest. Den Wormsern wünschen wir Glück zu dem guten Anfang und dem muthigen Entschluß, ihn fortzusetzen, und schließen mit dem Ausspruche von Constantin Franz, welcher dem Büchlein Schön's vorangestellt ist: „Was schon in der Gegenwart sich als zukünftige Entwickelung ankündigt, darüber kann kein Zweifel sein, nämlich, daß es mit einer Cultur, die nur ausgewählten Kreisen dienen will, unaufhaltsam zur Neige geht. Davon zeugt das bereits überall sich regende, sehr gerechte Verlangen der Massen, daß die Cultur auch ihnen zu gute komme. Droht aber damit zunächst ein wüster Massengeist hereinzubrechen, — davon hängt dann Alles ab, daß dieser bloße Massengeist sich zu einem wahren Volksgeiste läutere und umbilde. Dazu also beizutragen wäre darum auch die schöne Aufgabe der Kunst, wozu aber wieder eine Kunst gehörte, welche, anstatt von dem Boden des Volkslebens sich abzulösen, immer tiefer darein einzudringen strebte.“ M. Carriere.

Ole Bull, der Geigerkönig. Frei nach dem Original der Sarah C. Bull, bearbeitet von L. Ottmann. (Stuttgart, R. Lutz.) — Man wird darüber streiten können, ob diese Biographie des 1880 gestorbenen norwegischen Paganini die Mühe der Uebersetzung werth war. Jedenfalls ist es ein pietätvoller Beitrag zur Musikgeschichte, einfach, warmherzig und liebenswürdig.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Otto Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung. Erster Band: Dichtung der Republik. gr. 8°. VIII u. 348 Seiten. M. 7.—

Hermann Baumgart, Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. gr. 8°. XII u. 735 S. M. 10.—

L. Arndts von Arnesberg, Juristische Encyklopädie und Methodologie. Achte Auflage, nach des Verfassers Tode besorgt von Dr. Erwin Grueber. 8°. 88 Seiten. M. 1.50.

Finanz-Archiv Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Hofrat Dr. Georg Schanz, Professor der Nationalökonomie an der Universität Würzburg. Vierter Jahrgang. Erster Band. gr. 8°. IV u. 568 Seiten. M. 12.—

Martin Greif, Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 159 Seiten. M. 2.50.

Martin Greif. Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 117 Seiten. M. 2.—

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

In unserem Verlage erschien:

Geschichte unserer Zeit

von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges.

Von **Arnold Ruge.**

gr. 8. geh. Ladenpreis 5 Mark.

Dieses Werk aus dem Nachlasse **A. Ruge's**, des berühmten Uebersetzers von **Buckle's „Geschichte der Civilisation in England"** verdient die Aufmerksamkeit der Gebildeten aller Stände in besonders hohem Grade. Sowohl die Eigenart der Darstellungsweise **Ruge's**, als auch die Originalität seiner Gedanken verleihen dem Buche einen hohen und bleibenden Werth.

Soeben wurde vollständig:

Kulturgeschichte der Menschheit

in ihrem organischen Aufbau

von

Julius Lippert.

Zwei Bände. gr. 8. geh. Preis brosch. M. 20.—, elegant in Halbfranzband geb. M. 25.—

(Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.)

Julius Lippert's Kulturgeschichte, ausgezeichnet durch Originalität und Tiefe der Auffassung, wie durch schöne klare Sprache, hat sich in kurzer Zeit **den Ruf eines Werkes ersten Ranges** auf diesem Gebiete erworben. Vermöge seiner gemeinverständlichen Darstellung ist das Buch geeignet in den weitesten Kreisen der Gebildeten Verbreitung zu finden.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Bad Nauheim

bei Frankfurt a. M., Stat. d. M.-We. B.

Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern, auch vor bez. nach dieser Zeit.

Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. **Jäger.**

Ein **Schriftsteller**, mit buchhändl. Vergangenheit, dessen novell. Arbeiten in angesehenen Zeitungen zum Abdruck gelangten, **sucht** an einer **Berliner** Zeitung oder Zeitschrift bei **sehr bescheidenen** Ansprüchen **Anstellung.** Eintritt event. sofort. Gütige Off. unter **Z. 38** durch die Expedition erbeten.

Verlag von Rob. Lutz, Stuttgart.

Jeder Bd. M 2.50 (geb. M. 3.—)

Amerikanische Humoristen und Novellisten der Sternbanner-Serie:

I. **Anderheim.** (Häusl. Erlebn. eines Ehepaars) von **F. R. Stockton**, dtsch. v. M. Jacobi.
II. **Unterwegs und Daheim;** Neue Sammlung von Humoresken **Mark Twains.**
III. **Novelletten u. Skizzen** amerik. Meister der „Short Story".
„Short Story": **Aldrich, O'Brien, Hale, Stockton** u. A.

Wird fortgesetzt.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Aletter, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestückes seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Augenblicksbilder

in Photographie und Lichtdruck.

Schnellseher

zur Umsetzung der Serien in die Bewegung.

Moment-Apparat

für Amateure und Touristen.

Moment-Verschluss in allen Grössen.

Gesammt-Katalog mit 2 Probebildern franco gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken.

Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

CACAO-VERO

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per 2/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
350 200 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Roman-Manuscripte

werden zu erwerben gesucht.

Berlin, Lützowstr. 16. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 25. Juni 1887. Band XXXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Zuckersteuer. Von Karl Walcker. — **Literatur und Kunst:** Der Briefwechsel von Goethe und Carlyle. Von Ludwig Geiger. — Aus dem Pariser Kunstleben. Von L. M. — Die Aussprache des Griechischen. Von Philosophus. — **Feuilleton:** Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Von Heinrich Ehrlich. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Unsere Theater. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Die Zuckersteuer.

Von Karl Walcker.

Die Gefahren, welche der europäischen Rübenzuckerindustrie von Seiten des Rohrzuckers in Zukunft möglicher Weise drohen, pflegen heutzutage von allen zuckerpolitischen Richtungen, selbst von entschiedenen Reformfreunden, unterschätzt, oder ganz übersehen zu werden. In den 1840er und 50er Jahren wurden diese Gefahren nicht bloß von einseitigen Manchestermännern, sondern auch von gemäßigten Freihändlern und Schutzzöllnern mit Recht betont, manchmal sogar überschätzt. Kein Geringerer als der überdies gemäßigt schutzzöllnerischen Ansichten huldigende Agrarhistoriker G. Hanssen schrieb damals: „Der letzte Act des Dramas, oder sollen wir es Tragödie nennen, ist noch nicht gespielt." Eine dereinstige Vernichtung der Rübenzuckerfabrikation durch die Rohrzuckerfabrikation wäre menschlichem Ermessen nach selbst beim strengsten Freihandelssystem nicht zu befürchten, weil der Rohrzucker allein schwerlich den ganzen Zuckerbedarf decken kann. Selbst das weitgehendste Schutzzoll- und Prämiensystem, welches überhaupt praktisch durchgeführt werden könnte, dürfte indeß in den nächsten Jahrzehnten, wenn nicht gar Jahren, nicht im Stande sein, eine ziemlich empfindliche Concurrenz des Rohrzuckers abzuhalten. Unter einer Exportbonification oder Ausfuhrvergütung versteht man bekanntlich eine solche Steuerrestitution, welche dem Betrage der wirklich gezahlten inländischen Steuer oder Accise auf die betreffende Waare gleichkommt. Noch höhere Exportbonificationen nennt man Exportprämien.

Der Rohrzucker ist schon gegenwärtig ein keineswegs zu verachtender Concurrent des Rübenzuckers. F. X. v. Neumann-Spallart gibt folgende Daten. Die Rohrzuckerproduction der Welt betrug in den Jahren 1880—85 ungefähr 28,8 Mill. Kilogramm, während die Rübenzuckerproduction der Welt 1884/85 nur ca. 25,5 Millionen Kilogramm betrug. Ja, die Zahl von 28,8 Mill. ist noch viel zu niedrig, weil in Ermangelung bezüglicher statistischer Daten nur die Ausfuhr, nicht der innere Consum Javas, Brasiliens, Britisch-Westindiens, Chinas u. s. w. in Rechnung gezogen ist; während der innere Consum der wichtigsten Rübenzuckerländer mit berücksichtigt ist. Die Rohrzuckerländer haben ferner große natürliche Vortheile, die nur in Folge heilbarer wirthschaftlicher und politischer Mißstände bisher in der Regel nicht zur vollen Geltung gelangt sind. Nach J. Wolf gewann man 1882 in Deutschland, Rußland und Oesterreich 10—12 Procent Zucker aus der Rübe. Die neuesten und höchsten Schätzungen gehen nur bis 15 oder 15,87 Procent. Der nationalliberale Zuckerfabrikant Sombart-Ermsleben, einer der ersten und unbefangensten Sachverständigen, gab im December 1886 an, daß man zur Erzeugung eines Centners Zucker nicht mehr 10, sondern nur noch 6,3 Centner Rüben braucht (d. h., daß man 15,87 Procent Zucker gewinnt. In den 1840er Jahren brauchte man fast allgemein 20 Centner, d. h. man gewann nur 5 Proc. Zucker). Das Zuckerrohr enthält dagegen von Natur 17 bis 18 Procent Zucker, und mit der fortschreitenden Entwickelung der sehr zurückgebliebenen Rohrzuckertechnik dürfte eine noch viel höhere Ausbeute möglich werden. Der Zinsfuß der Colonien beträgt ferner nach Wolf 12—26 Procent (!); und ein großer Theil der Rohrzuckerproduction befindet sich in den Händen träger Neger und nicht viel weniger träger, meist romanischer Pflanzer. Wenn dagegen angloamerikanische, englische und deutsche Unternehmer in Mexiko, Cuba, Deutschafrika und anderswo die Sache mit der ganzen Wucht der modernen Technik und Capitalmacht und mit der ganzen Rührigkeit chinesischer Arbeiter (vielleicht sogar unterstützt durch Sonnenkraftmaschinen, oder elektrische Maschinen) in die Hand nehmen, so ist ein großartiger Aufschwung der Rohrzuckererzeugung sehr wahrscheinlich.

Die deutsche Rübenzuckerindustrie wurde 1801 von Achard, einem Schüler Marggraff's, auf dem Gute Cunern im Regierungsbezirk Breslau begründet. Nach dem Falle Napoleon's und des Continentalsystems ging diese Industrie zurück, hob sich indeß wieder seit den 1830er Jahren. Man kann fünf Perioden der Geschichte der deutschen Rübenzuckerindustrie unterscheiden: 1) Die Zeit von 1801 bis zur Begründung des Zollvereins im Jahre 1834, die Kindheitsperiode des neuen Industriezweiges. 2) Die Periode der Steuerfreiheit (Accisefreiheit) von 1834—1841, diejenige Zeit, in welcher von Seiten des Zollvereins keine Accise, keine sog. inländische Steuer, auf den Rübenzucker gelegt wurde. 3) Die Periode der Einführung und allmählichen Steigerung der Rübensteuer von 1841—69, die Zeit einer verhältnißmäßig stetigen und gesunden Entwickelung. 4) Die Periode der Entstehung und des ungehemmten Fortwucherns des Prämienunwesens von 1869—1883. 5) Die Periode des Zuckerkrachs von 1884/85 und der ungenügenden Reformversuche von 1883, 1886 und 1887. Der Schutzzoll gegen den Rohrzucker war in den 1840er Jahren sehr hoch, er betrug nach Rau 36 Procent des inländischen Preises. Die landläufige Behauptung, daß die sog. Materialsteuer, die Rübensteuer im Gegensatze zur Fabrikatsteuer, die deutsche Rübenzuckerindustrie groß gemacht habe, ist ferner eine Fabel. Professor Scheibler, der wohl die erste lebende Auto-

Digitized by Google

rität auf diesem Gebiete ist, jedenfalls zu den ersten Autoritäten gehört, wies 1886 in schlagender Weise darauf hin, daß alle wichtigeren landwirthschaftlichen und technischen Fortschritte der deutschen Rübenzuckerindustrie aus Frankreich, England und Oesterreich stammen. Er sagt sogar: „In der That finde ich nichts, was einem wohlthätigen Einfluß der Rübensteuer zuzuschreiben wäre; und ich bin daher der Meinung, der oben citirte Satz könnte richtiger heißen: die Materialsteuer hat die Steuereinnahmen klein gemacht." Letzteres bezieht sich namentlich auf die 1870er und 1880er Jahre.

Preußen führte bereits 1840 eine sog. Controlabgabe von $^1/_4$ Silbergroschen (= $2^1/_2$ Reichspfennigen) pro Centner (= 50 Kilogramm) Rüben ein. Die Hauptpunkte der Steuergesetzgebung des Zollvereins und des Reiches sind aus folgender Tabelle zu ersehen:

Gesetz von	Steuer vom Centner Rüben in Mark	Ausfuhrvergütung vom Centner Rohzucker in Mark
1841	0,05	—
1844	0,15	—
1850	0,30	—
1853	0,60	—
1858	0,75	—
1861	—	8,25
1866	—	8,60
1869	0,80	9,40
1883	—	9,00
1886	0,85	9,00 bezw. 8,625

Der Satz von 8,625 Mk., = 17,25 Mk. pro 100 Kilogramm, sollte erst am 1. October 1887 in Kraft treten. Das Gesetz von 1869 nahm an, daß $12^1/_2$ Centner Rüben nöthig seien, um 1 Centner Zucker zu erzeugen. Diese Annahme war schon damals zu hoch, und die Zahl der betreffenden Centner Rüben sank in Folge der fortschreitenden Technik mehr und mehr. Wenn ein Fabrikant z. B. 1882 aus 9 Centnern Rüben 1 Centner Zucker gewann, was häufig vorkam, besonders in den Gegenden mit zuckerreichen Rüben, so bezahlte er pro Centner Rohzucker 9×80 Pf. = 7,20 Mk. Die Ausfuhrvergütung betrug dagegen 9,40, so daß der Fabrikant eine Ausfuhrprämie von 9,40 − 7,20 = 2,20 Mk. bezog. Der 1869 festgesetzten Ausfuhrvergütung lag nämlich die viel zu hohe Annahme zu Grunde, daß man $11^3/_4$ Centner Rüben zur Gewinnung eines Centners Zucker brauche. Dies Prämienunwesen führte zu einer starken Ueberproduction, zu einer krankhaft gesteigerten Ausfuhr nach England, zum Zuckerkrach von 1884/85 und zu einem gewaltigen Sinken der Reichseinnahmen aus dem Zucker; obgleich der Consum und die Ausfuhr stark stiegen. Näheres ersieht man aus folgender Tabelle:

Jahr	Rübensteuer Mill. Mark	Zolleinnahme Mill. Mark	Ausfuhrvergütung Mill. Mark	Bruttoeinnahme Mill. Mark	Nettoeinnahme Mill. Mark
1869/70	41,4	1,5	4,0	38,8	37,2
1875/76	66,6	5,7	10,3	61,9	58,3
1883/84	142,7	1,4	108,9	35,2	29,4

Diese Zahlen sind der von W. Herbertz redigirten Zeitschrift „Die deutsche Zuckerindustrie" entnommen. Aehnlich gab der Staatssekretär Jacobi am 25. Mai 1887 im Reichstage an, daß die Zuckersteuer in früheren Jahren 50 und mehr Millionen Mark brachte, daß sie indeß in den Jahren 1883/84 bis 1885/86 auf 37,7, 32,4 und 18 Mill. Mark sank und 1886/87 voraussichtlich nicht mehr als 15 Mill. Mark bringen wird. Die obige Tabelle zeigt, daß der Ertrag der Rübensteuer 1869—84 in starker, ja, man kann fast sagen abnormer Weise gestiegen ist; daß indeß der noch viel enormere, nach Art einer Schmarotzerpflanze gewachsene Betrag der Exportbonificationen und verkappten Exportprämien den starken Rückgang der Brutto- und Nettoeinnahmen von der Zuckersteuer, sowie der Zollerträge verschuldet hat. Aehnlich dem Spiritus ist der Zucker im Deutschen Reiche viel niedriger besteuert, als in den meisten übrigen Staaten. 1885 kamen nach J. Wolf auf einen Metercentner, d. h. einen Doppelcentner, 100 Kilogramm Zucker in deutschen Reichsmark folgende Steuersätze: Norwegen 50, Portugal 45, Italien 42,4, Holland 40,4, Rußland 39,7, Frankreich und Belgien 36, Schweden 29,4, Vereinigte Staaten 25,7, Finnland 24,9, Dänemark 23,6, Deutsches Reich 18, Oesterreich-Ungarn 16,8, Griechenland 12, Rumänien 9,2, Serbien 7,2, Schweiz 6. In Bezug auf den Zuckerverbrauch wird dagegen das Deutsche Reich nur von sechs Staaten übertroffen. Der Verbrauch beträgt nämlich nach Wolf in Kilogramm auf den Kopf in England 30, Dänemark 15,5, in der Schweiz 14,25, in Holland 12, Frankreich 11, Schweden 10 und in Deutschland 8,05.

Im Mai 1887 machte die Reichsregierung dem Reichstage eine neue Zuckersteuervorlage. Die Hauptbestimmungen derselben sind: Vom 1. August 1888 wird die Rübensteuer auf 1 Mark pro 100 Kilogramm (0,5 Mark pro Centner) herabgesetzt und eine Verbrauchssteuer von je 10 Mark für 100 Kilogramm eingeführt. Die Ausfuhrvergütung für Rohzucker wird auf 10 Mark pro 100 Kilogramm (5 Mark für 1 Centner) herabgesetzt. Der jährliche Reinertrag der neuen Steuer wird in den Motiven, wohl zu hoch, auf 46—52 Millionen Mark geschätzt. Die Vorlage nimmt an, daß zur Erzeugung eines Centners Zucker zehn Centner Rüben nöthig sind. In den Motiven wird indeß zugestanden, daß diese Annahme zu hoch ist; daß der Satz von 1 : 10 nur angenommen ist, um den Zuckerfabrikanten eine Exportprämie zu gewähren. Die Ueberflüssigkeit und Verwerflichkeit dieser Prämie erhellt schon daraus, daß sie nur den ohnedies begünstigsten Fabriken und gar nicht denjenigen Fabriken zu gute kommt, welche die zuckerärmsten Rüben verarbeiten. Nach Wolf gibt es Fabriken, welche bis 14,25 Center Rüben zu 1 Centner Zucker brauchen. Diese Fabriken erhalten gar keine Exportprämie, ja nicht einmal eine vollständige Exportbonification. Sie zahlen $14{,}25 \times 85 = 12{,}11$ Mark Steuer, erhalten nur eine Exportbonification von 9 Mark und machen trotzdem noch einen Gewinn. Daraus kann man schließen, wie enorm die Gewinne der Fabrikanten der zuckerreichsten Gegenden, der sogenannten Zuckerbarone, waren und großentheils noch jetzt sind. Wenn die Vorlage unverändert zum Gesetze erhoben würde, was übrigens unwahrscheinlich ist, so würden jene Fabrikanten der zuckerärmsten Gegenden $14{,}25 \times 50 = 7{,}12$ Mk. Steuer zahlen und eine Exportbonification von 5 Mark erhalten. Sie bekommen jetzt $9/12{,}11 = 74{,}3$ Procent ihrer Steuer in der Form einer unvollständigen Exportbonification zurück, und sie würden künftig nur $5/7{,}12 = 70{,}2$ Procent zurück bekommen.

Die Lichtseiten des Gesetzentwurfes bestehen darin, daß er nach den Motiven und nach den Erklärungen des Staatssekretärs Jacobi nur ein Provisorium schaffen, den Uebergang zu künftigen Fortschritten der Steuergesetzgebung nicht verhindern will; daß er, zunächst im Interesse der neuen Verbrauchsteuer, Einrichtungen schafft, welche zur dereinstigen Einführung der Fabrikatsteuer nöthig sind; und daß er die Exportprämien wenigstens etwas herabsetzt. Ja, der Staatssekretär Jacobi machte sogar am 25. Mai 1887 im Reichstage die sehr erfreuliche Mittheilung, daß die verbündeten Regierungen völlig bereit sind, sich künftig einem internationalen Vertrage über die Aufhebung der Exportprämien anzuschließen. Noch 1880 lehnte das Deutsche Reich eine bezügliche Aufforderung Englands kurzweg ab.

Am Anfange der 1840er Jahre, zur Zeit der Kindheitsperiode der deutschen Zuckerindustrie, mag die Rüben- oder Materialsteuer vielleicht als Nothbehelf eine relative Berechtigung gehabt haben; aber gegenwärtig hat sie ihre Daseinsberechtigung längst verloren. Die Hauptgründe gegen die Rüben- und für die Fabrikatsteuer lassen sich etwa folgendermaßen formuliren:

1. Die Rübensteuer und das Prämienunwesen haben den Reichsfiscus und die Steuerzahler schwer geschädigt.

2. Die Rübensteuer begünstigt die ohnedies fruchtbarsten

Digitized by Google

und reichsten Gegenden mit den zuckerreichsten Rüben; sie verhindert die im nationalen Interesse, im Interesse der Viehzucht, der Landwirthschaft, überhaupt im Interesse des Publikums so dringend wünschenswerthe möglichst gleichmäßige Ausbreitung der Rübenzuckerindustrie über das gesammte Reichsgebiet. Dieser hochwichtige Punkt ist 1879 vom conservativen Abgeordneten Baron v. Behr-Schmoldow, 1882 von J. Wolf und von vielen anderen Sachverständigen, auch in der Zuckerenquête von 1883, mit Recht betont worden.

3. Frankreich beschloß zwar 1884 den Uebergang von der Fabrikat- zur Rübensteuer. In der Kammer gaben indeß nach Wolf „burleske", blind-chauvinistische Gründe den Ausschlag, die französische Fabrikatsteuer war mangelhaft organisirt, und die obligatorische Einführung der Rübensteuer in allen Fabriken soll erst am 1. September 1887 erfolgen. Vielleicht wird eine verbesserte Fabrikatsteuer noch beibehalten, ähnlich wie man die 1879 vom deutschen Reichstage durch seinen übereilten Flachszollbeschluß gefährdete Zollfreiheit des Flachses schließlich doch beibehielt. Die Fabrikatsteuer besteht ferner in Dänemark, seit 1877 in Italien, seit 1881 in Rußland und seit 1884 in Holland. Wolf sagt in Schanz's Finanzarchiv 1886 über die russische Fabrikatsteuer: „Wie verlautet, functionirt dieselbe auf das beste und befriedigt allerseits." Diese von vielen anderen Seiten bestätigte Nachricht ist sehr wichtig. Da die deutsche Zuckerindustrie im Großen und Ganzen viel besser situirt ist, als die russische; so muß die Fabrikatsteuer in Deutschland noch bessere Resultate ergeben, als in Rußland.

1865, 1875 und 1877 wurden bereits internationale Zuckerconventionen zwischen England, Frankreich, Holland und Belgien geschlossen. Das Fiasco dieser Conventionen beweist keineswegs die Unmöglichkeit der Sache; denn es handelte sich um vermeidbare Mißgriffe, überhaupt Hindernisse der Sache:

1. Das Deutsche Reich, welches der größte Rübenzuckerproducent der Welt ist, Oesterreich-Ungarn ꝛc. nahmen nicht an der Convention Theil; obgleich der letztgenannte Staat 1880 seine Bereitwilligkeit zum Beitritt erklärte.

2. Man vergaß die Sprichwörter „Das Bessere ist der Feind des Guten" und Qui trop embrasse, mal etreint. Man ging zu weit, man erstrebte eine fast zollvereinsartige Gleichstellung der Zuckersteuer- und Zollverhältnisse so verschiedener Länder wie Frankreich, England, Holland und Belgien.

3. Man unterließ es andererseits, die allmähliche Aufhebung der Exportbonificationen als letztes Ziel in's Auge zu fassen.

4. Dazu kamen noch gewisse steuertechnisch-fundamentale Mängel der Convention, die von R. v. Kaufmann in seinem bekannten Werke über die Zuckerindustrie näher dargelegt worden sind.

Die bloße Abschaffung der Exportprämien und die Conservirung der Exportbonificationen wäre eine widerspruchsvolle, unpraktische Halbheit. In der abstracten Theorie kann man solche Prämien und Bonificationen wohl unterscheiden, in der Praxis hängen sie indeß auf's engste zusammen. Die manchmal in Deutschland aufgestellte Behauptung, die Fabrikatsteuer mache Exportprämien unmöglich, ist falsch, wie Frankreich, Rußland und Dänemark beweisen. Bei den großen technischen Schwierigkeiten einer wirklichen Gleichstellung der Steuer und der Bonification und bei dem großen politischen Einflusse der Zuckerfabrikanten verwandeln sich Bonificationen immer, oder fast immer in Prämien; oft sogar in Prämien, die mit den Fortschritten der Fabrikation immer höher und schädlicher werden. Die grundsätzliche Verwerflichkeit einer Bonification geht schon daraus hervor, daß der Export von Zucker kein Selbstzweck ist; und daß das concurrirende, zum Theil feindliche Ausland den Zucker eben wegen der Bonification viel billiger erhält, als das Inland (!). Solche Geschenke an's Ausland auf Kosten der schwer belasteten inländischen Steuerzahler widersprechen dem Interesse, ja sogar der Würde des Staates. Deutsche Zuckerraffineure können z. B. gegen französische Concurrenten nicht aufkommen, weil die Letzteren den deutschen Rohzucker um den Betrag der Exportbonification (und Prämie) billiger erhalten, als ihre deutschen Concurrenten. Die englischen Zuckerconsumenten, Conditoren, Chocolade- und Liqueurfabrikanten erhalten in Folge der deutschen, österreichischen und französischen Exportbonificationen und Prämien ungeheure Zwangsgeschenke der deutschen, österreichischen und französischen Steuerzahler. Schon 1880 betrugen diese Summen nach J. Wolf fast 5 Mark pro 100 Kilogramm, also 40—45 Mill. Mark; und seitdem sind diese Summen noch gestiegen. Die deutsche Ausfuhr betrug 1883/84 über 595, fast 596 Mill. Kilogramm. 595×5 sind 2975. Die deutschen Steuerzahler schenkten also 29,75, fast 30 Mill. Mk. dem Auslande, namentlich dem Hauptconcurrenten Deutschlands, dem englischen Industrie- und Handelsstaate! Das Bonificationsunwesen führt auch, trotz der bona fides der Bonificationsfreunde, zu einer krankhaften Ausdehnung der Zuckerindustrie, der künstlich Capitalien zugedrängt werden, die rationeller Weise zur Production von Rindfleisch, Schweinefleisch, Geflügel, Eiern, Milch, Gemüse, Obst, Fischen und sonstigen landwirthschaftlichen und gewerblichen Erzeugnissen zu verwenden wären. In Folge dessen kommt es zu einem unnatürlichen Sinken der Zuckerpreise und zu einem Zuckerkrach. Die allmähliche, aber vollständige Beseitigung der Bonificationen liegt also im wohlverstandenen Interesse der Rübenbauer und Zuckerfabrikanten wie des Fiscus und der Steuerzahler.

Der Einwand, daß auch nach Beseitigung der Bonificationen und directen Prämien durch Zuckerschutzzölle indirecte Prämien gewährt werden könnten, wäre nicht stichhaltig, höchstens von geringer Bedeutung. Die deutschen Schutzzölle auf Schienen und Locomotiven haben den Erfolg gehabt, daß die betreffenden Waaren im Auslande billiger verkauft werden, als im Inlande; und dieselbe Erscheinung ist wohl noch bei manchen anderen zollgeschützten Waaren Deutschlands und Frankreichs zu constatiren. Dieses Prämienwesen ist indeß mit dem Zuckerprämienwesen an Schädlichkeit kaum entfernt zu vergleichen; denn es schädigt den Fiscus direct gar nicht, und es hat von 1873 bis jetzt zu keinem Schienen- und Locomotivenkrach nach Art des Zuckerkrachs von 1884/85 geführt. (Der Börsenkrach von 1873 war nur zum Theil auf die Schienen- und Locomotivenzölle zurückzuführen. Es wirkten noch viele andere, meist wichtigere Ursachen bei der Entstehung des Börsenkrachs mit.) F. List, Roscher und Lexis constatiren ferner mit Recht, daß die Entwickelungstendenz der höchsten Culturstufen auf die Dauer zum Freihandel drängt. Die Schutzzollbewegung der 1870er Jahre entstand mit einer gewissen naturgesetzlichen Nothwendigkeit in Folge des Sinkens der Kornpreise des Weltmarktes und ähnlicher Gründe. In England und Schweden gelangte sie jedoch nicht zum Siege; und das allmähliche, aber dauernde Steigen der Bevölkerung der Vereinigten Staaten und Europas muß in einer nicht sehr fernen Zukunft mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit zum Steigen der Kornpreise und zu freihändlerischen Fortschritten führen; wie auch das neueste Heft der conservativen Londoner „Quarterly Review" statistisch nachweist.

Die Möglichkeit der dereinstigen, allmählichen Aufhebung der Exportbonificationen wird schon dadurch bewiesen, daß die Nordamerikaner nach K. v. Hock für 12 Waaren, bezw. Waarenklassen, darunter für Spiritus und Tabakfabrikate, keine Bonificationen zahlen, und daß der russische Zuckerexport nach J. Wolf bis 1871 ohne Exportbonificationen stattfand. Die Zuckerexportprämien waren, ebenfalls nach Wolf, 1881 bis 1885 in Frankreich und Rußland bereits abgeschafft; und Würtemberg zahlte bis 1885 gar keine Branntweinexportbonification. Aus den angeführten Gründen wären selbst temporäre Erhöhungen der Zuckerschutzzölle unter Umständen als das kleinere unter zwei Uebeln gerechtfertigt; d. h. der Fiscus und die Steuerzahler würden ein gutes Geschäft machen, wenn sie für dies temporäre Uebel die allmähliche, aber völlige und dauernde Beseitigung der Zuckerexportbonification und Exportprämien eintauschten. Ein übermäßiges Steigen der Preise wäre schon wegen der in- und ausländischen Ueberproduction

Digitized by Google

und Concurrenz nicht zu befürchten. Französischer Zucker wird z. B. nach Süddeutschland eingeführt.

Der Kaffee- und Zucker-, zum Theil auch Theeverbrauch können ferner noch gewaltige, segensreiche Eroberungen auf dem Gebiete des Branntweinconsums machen, besonders wenn die Militärverwaltung (z. B. bei Märschen), Bauunternehmer und andere Arbeitgeber, Kaffeeschenken gründende Aktiengesellschaften*) und vor Allen die Zuckerfabrikanten selbst das Ihrige dazu thun. Ein ausgezeichneter Fachmann, der Commerzienrath K. Salomon, führt in seiner lesenswerthen, 1883**) erschienenen Schrift über die Zuckersteuerfrage treffend aus, daß die geringeren Zuckersorten nur durch ihren verhältnißmäßig hohen Preis und durch ihre ungenügende Reinheit verhindert werden, einen für die Zuckerfabrikanten und das Volkswohl gleich vortheilhaften Massenabsatz zu finden. Kurz, die Zukunft der deutschen Zuckerindustrie beruht hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, auf der systematischen Beförderung des inländischen, nationalen Massenabsatzes.

Das Schicksal der Zuckersteuernovelle oder, besser gesagt, der einzelnen Bestimmungen derselben ist heute (am 17. Juni) noch nicht definitiv entschieden. Es ist indeß sehr wahrscheinlich, daß die Exportprämien in mindestens gleicher Höhe beibehalten werden, und daß eine Consumsteuer eingeführt wird. Ein näheres Eingehen auf die betreffenden Reichstags- und Commissionsverhandlungen würde hier zu weit führen. Ich beschränke mich daher auf folgende Punkte. Englische Repressalien, sog. Retorsionen, gegen unsere Exportprämien wären ohne Zweifel ein schwerer Schlag für unsere Zuckerindustrie. Die von deutschfreisinniger Seite häufig, auch kürzlich im Reichstage, ausgesprochene Besorgniß vor solchen Retorsionen dürfte jedoch eine Gespensterfurcht sein. England hat sehr gewichtige, von englischen Ministern und noch 1886 von J. Wolf in Schanz's „Finanzarchiv" treffend dargelegte Gründe, am Zuckerfreihandel festzuhalten. Viel mehr Grund hat leider die auch von nationalliberaler Seite geäußerte Befürchtung, daß es in Folge der Prämien früher oder später zu einer neuen Ueberproduction und Zuckerkrisis kommen wird. Trotzdem ist wenigstens ein Punkt des Gesetzentwurfes, nämlich die in der Consumsteuer liegende Anbahnung der Fabrikatsteuer, als ein erfreulicher Fortschritt zu bezeichnen, wie nationalliberale Stimmen mit Recht betont haben.

Literatur und Kunst.

Der Briefwechsel von Goethe und Carlyle.

Von Ludwig Geiger.

Von seinen Beziehungen zu Thomas Carlyle sprach Goethe selbst in Briefen an vertraute Freunde und in Aufsätzen, die noch während seines Lebens erschienen. In diese sowie in die Einleitung der deutschen Uebersetzung von Carlyle's Schiller-Biographie nahm er Bruchstücke seiner Briefe und der Antworten des englischen Freundes auf. Einzelne kleine Gedichte, mit denen Goethe Geschenke dem Freunde und dessen Gattin überschickte oder deren Sendungen beantwortete, fanden sich in den Gelegenheitsgedichten. Aber der eigentliche Briefwechsel der Beiden blieb unbekannt. Erst nach Carlyle's Tode wurde Einzelnes von diesen Briefen bekannt. Froude in seiner großen Carlyle-Biographie begann den Reigen; Einzelnes erschien in deutschen Zeitungen und Zeitschriften.***) Aber erst jetzt liegt uns der Gesammtschatz der Correspondenz vor. Prof. Charles Eliot Norton legt sie dem englischen, Prof. H. Oldenberg dem deutschen Publikum vor.*) Die Briefe Goethe's fanden sich wohlverwahrt in Carlyle's Nachlasse vor, die Briefe Carlyle's, die uns hier im englischen Originaltext und in einer sinngetreuen geschmackvollen Uebersetzung geboten werden, befinden sich im Goethe-Archiv in Weimar, deren hohe Besitzerin, die Frau Großherzogin von Sachsen den Abdruck gestattet hat.

Unter den englischen Schriftstellern, die mit Goethe in Berührung kamen, ja man kann sagen, unter allen Engländern, die über Goethe geschrieben haben, ist Carlyle der geistvollste, am tiefsten in das Wesen und Wollen des Deutschen eindringende. Als er, etwa 28 Jahre alt, über Goethe und die deutschen Schriftsteller des 18. Jahrunderts zu schreiben und ihre Schriften zu übersetzen begann, lag ihm Goethe's gesammtes Wirken vor. So verdienstvoll es auch für ihn, den Fremden, den in menschenverlassener Einöde Lebenden ist, Goethe's Genius klar erkannt zu haben, — das Material war doch wenigstens vorhanden und auch Andere hätten, wenn ihnen ein schärferer Blick beschieden gewesen wäre, diese Erkenntniß erlangen können. Goethe aber konnte von Carlyle nichts wissen, als er seinen ersten Brief erhielt, und Alles, was er von Jenem zu Gesicht bekam, beschränkte sich auf einige Uebersetzungen, ein paar, freilich meisterhafte Aufsätze über deutsche Literatur und die Biographie Schiller's. Daß Goethe trotzdem Carlyle so entgegenkam, daß er, ohne eine Ahnung haben zu können von allen den großen Leistungen, die später Carlyle's Weltruhm begründeten, doch die Bedeutung des schottischen Schriftstellers erkannte, das zeugt von seinem genialen Blick, der ihn bei der Beurtheilung der Menschen selten verließ.

Man hat bei Gelegenheit neuerschienener Goethe'scher Briefwechsel häufig gesagt — zumal wenn die Briefe Goethe's seiner letzten Lebenszeit angehören —, daß die Briefe der Goethe'schen Correspondenten bedeutender sind, als die seinigen; bei dem nun veröffentlichten wird man dies nicht sagen können. Auch Goethe's Briefe sind gehaltvoll, nach Inhalt und Form bemerkenswerth. Freilich für Goethe ist die Beziehung zu Carlyle nur eine Episode seines an derartigen persönlichen Berührungen überreichen Lebens, eine schöne Einzelbestätigung seines Traumes von der Weltliteratur; für Carlyle ist es eine Beziehung, die sein Leben bestimmt.

„In Tagen der Qual und Finsterniß" hatte Carlyle (1823) seine Uebersetzung von Goethe's „Wilhelm Meister" begonnen; zu einer Zeit, da er an seinem Können verzweifelte und von den scheinbar Berufensten hören mußte, daß seine Beschäftigung mit der deutschen Literatur übel angebracht sei. Die Verehrung Goethe's zwang ihn, „viele Heilige aus seinem literarischen Kalender auszustreichen," aber der Name des Meisters blieb leuchtend stehen. Goethe antwortete auf die enthusiastischen Zeilen, mit welchen Carlyle seine Uebersetzung eingeschickt hatte, mit freundlicher Kühle: er dankte für die Theilnahme, schickte einige Gedichte, verzichtete aber, im Hinblick auf seine hohen Jahre, auf einen Vergleich des Originals mit der Uebersetzung.

Trotz dieser freundlichen Kühle war Carlyle entzückt; Goethe's Brief kam ihm wie eine Botschaft aus dem Märchenlande; es war ihm als hätte sein geistiger Vater zu ihm dem Sohne geredet. Trotzdem ließ er fast drei Jahre verstreichen, ehe er sich wieder an Goethe wandte. Er wollte nicht mit leeren Händen kommen; er überreichte dem Meister das Leben Schiller's und eine Sammlung von Uebersetzungen deutscher Gedichte; er berichtete von dem allmählichen Eindringen Goethe'scher Werke in's englische Publikum und freute sich über seinen Antheil an diesem schönen Siege. Aber auch in anderem Sinne kam er nicht mit leeren Händen: er übersendete eine Börse, die seine Frau für Goethe gearbeitet hatte. Und nun beginnt ein liebenswürdiges Hin- und Hersenden von kleinen Gaben und Geschenken. Neben Goethe wird auch Ottilie mit kleinen Spenden englischen Kunstfleißes bedacht; von Weimar kommen

*) Vergl. A. Lammers' interessante Broschüre: Branntwein- und Kaffeeschenken. Berlin, 1882, L. Simion.

**) Leipzig, Roßberg, S. 33 ff.

***) Diese Briefe sind im Goethe-Jahrbuch Bd. IV. VII. VIII. wiederholt, leider hat der Herausgeber unserer Briefsammlung nicht auf diese früheren Drucke hingewiesen.

*) Berlin, Wilh. Hertz. 1887.

Digitized by Google

Goethe's Werke, Zeichnungen, zierliche Schmuckgegenstände. Die Correspondenten freuen sich, und wenn sie auch Monate auf die Ankunft einer Sendung warten müssen, wie prompt und sorgfältig das Haus Parish in Hamburg Alles besorgt; sie kommen sich durch solche Zeichen gegenseitigen Wohlwollens persönlich nahe, wenn auch weite Ferne sie auseinander hält. Nirgends erscheint Goethe liebenswürdiger, als wenn er solche anmuthige Gaben mit sinnigen Versen auszutheilen vermag. Er übersendet der Freundin ein — wohl aus den Befreiungskriegen stammendes — Halsband, mit dem Zuruf:

Denke, daß nichts besser schmückt,
Als wenn man den Freund beglückt —

und empfängt von ihr den gerührten Dank für das Geschenk, „das ich höher schätze als ein Halsband von Diamanten und mit wahrster Verehrung küsse".

Aber der Briefwechsel würde nicht die hervorragende Bedeutung haben, welche ich ihm zuschreibe, wenn er nur einen Austausch geselliger und gesellschaftlicher Liebenswürdigkeiten enthielte. Er enthält vielmehr zunächst geistvolle Urtheile Carlyle's über Goethe's Werke. Oft ist freilich das, was Carlyle dem verehrten Meister berichtet, nur Ausdruck eines allgemeinen Enthusiasmus; die specielle Begründung seines Urtheils behält er sich für seine kritischen Abhandlungen vor; aber manchmal setzt er auch in Briefen die Gründe für seine Begeisterung in helles Licht. Zwei Stellen mögen dafür Zeugniß ablegen. Die eine handelt über das Märchen (in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten"). Sie berichtet von Frau Carlyle's Lectüre derselben und fährt fort: „Ein wahres Universum der Phantasie, für dessen mannigfaltige unerschöpfliche Bedeutung (denn das weibliche Auge vermuthete Bedeutung darin) ich häufiger um Erklärung angegangen wurde, als ich sie geben konnte, und schließlich das Drängen zu beschwichtigen, versprechen mußte, später einen Commentar zu schreiben als über eines der tiefsten poetischsten Dinge, die selbst Goethe je geschrieben hat." Carlyle hat dies Versprechen erfüllt. Auch über den Schiller-Goethe'schen Briefwechsel, den er mit Begeisterung las, schrieb er einen seiner schönen Aufsätze und äußerte gleichzeitig Goethe seinen Enthusiasmus. Er sagt an einer Stelle:

„Eine so reine und edle Verbindung wie die Ihre mit Schiller, auf so redlichen Grundsätzen beruhend, auf so erhabene Ziele gerichtet und in ihrer Entwickelung so schön, stetig und hülfreich ist ganz und gar ohne Gleichen in dem, was wir Neueren Literatur nennen; es ist eine Freundschaft werth der classischen Tage, als die Menschenherzen noch nicht unfähig für dies Gefühl geworden waren und als die Kunst war, was sie immer sein sollte, ein Wirken der Eingebung und der Künstler ein Priester und Prophet. — — Ein absonderlich freundlicher Zufall brachte zwei solche Männer einander nahe; ihre Verbindung, so voll edler Hülfeleistung und höchsten Strebens thut uns besonders in den jetzigen Zeiten gut zu betrachten; Ihnen besonders als dem freier Dastehenden von den beiden, durch den der kranke, zurückgezogene, fast klösterlich lebende Schiller noch in einiger Verbindung mit der Welt gehalten wurde, wird, wer den Genius liebt, tiefen Dank schuldig sein; zuerst dafür, daß Sie diesem edlen Mann so freundliche Hülfe erwiesen haben, und jetzt, daß Sie dieses Zeugniß von einem so seltenen Bunde verewigt haben. In Schiller selbst ist eine fast geisterhafte Abstraction und Erhebung; doch auch eine schmerzliche Isolirung außer Ihnen gegenüber läßt sich erkennen: wir könnten ihn uns als einen Prometheus vorstellen, der wohl das Feuer vom Himmel raubt, aber dem die Götter auch als Strafe Ketten und einen nagenden Geier gesandt haben."

Goethe erwiderte solche enthusiastische Bemerkungen nicht mit dem nämlichen Enthusiasmus. Manchmal lobte er zwar den englischen Kritiker, bedingt dessen kleinere Aufsätze über deutsche Literatur, unbedingt seine Biographie Schiller's. Diese erscheint Goethe als eine bewunderungswürdige Leistung; er rühmt, wie Carlyle in den „Charakter und das hohe Verdienstliche dieses Mannes" eingedrungen; er freut sich, wie vollkommen der Fremde dem deutschen Manne gerecht geworden. Gewöhnlich aber bleibt er der Meister dem Schüler gegenüber, der Gönner gegenüber dem Strebenden und seine Unterstützung Verlangenden. Dieses Gönnerhafte hatte Goethe, geradezu auf Carlyles Wunsch, manchmal zu gewähren. Denn Carlyle war ohne Stellung und ohne die vielseitigen literarischen Beziehungen, über die er während seines späteren Lebens gebieten konnte. Eine Stelle aber wünschte er, und als der Lehrstuhl der Moralphilosophie an der alten schottischen Universität von St. Andrews vakant war, meldete er sich und erbat, zur Unterstützung seiner Meldung ein Zeugniß Goethe's (10. Jan. 1828). Dieses Zeugniß traf bei dem Empfohlenen zu spät ein, um bei der Meldung benutzt zu werden (obwohl es schon am 14. März ausgestellt wurde), wurde aber von dem Empfänger als ein ganz besonders ehrenvolles Document betrachtet und mit großer Sorgfalt aufbewahrt. Dies Zeugniß ist in der That merkwürdig genug: keine persönliche Empfehlung, sondern allgemeine Bemerkungen über die deutsche Literatur, ihre Bedeutung und Eigenart, mit einer Schlußwendung für Carlyle; sodann „einige Erfahrungsbetrachtungen" über das Princip, woraus die Sittlichkeit abzuleiten sei und über die Art, in welcher Moral von Verschiedenen z. B. von Gellert gelehrt worden sei. Der Zweck dieser scheinbar unzusammenhängenden Betrachtungen ist ein ganz durchsichtiger: es soll nachgewiesen werden, wie ein Schriftsteller, voll Geist und Gemüth, der insbesondere der deutschen Literatur Beachtung geschenkt, auch ohne gerade Fachphilosoph zu sein, würdig und fähig sei, eine Stelle wie die ausgeschriebene zu bekleiden. Besondere Wirkung jedoch würde das Schreiben schwerlich geübt haben, selbst wenn es zur rechten Zeit in die Hand der zur Entscheidung Berufenen gelangt wäre. Carlyle aber war stolz auf das Urtheil des Meisters, und namentlich eine Stelle konnte ihm als der schönste Lohn seines bisherigen Strebens erscheinen. Sie lautet so:

„Ich habe Herrn Carlyle's bewundernswürdig tiefes Studium der deutschen Literatur mit Vergnügen zu beobachten gehabt und mit Antheil bemerkt, wie er nicht allein das Schöne und Menschliche, Gute und Große bei uns zu finden gewußt, sondern auch von dem Seinigen reichlich herübergetragen und uns mit den Schätzen seines Gemüthes begabt hat. Man muß ihm ein klares Urtheil über unsere ästhetisch sittlichen Schriftsteller zugestehen und zugleich eigene Ansichten, wodurch er an den Tag gibt, daß er auf einem originalen Grund beruhe und aus sich selbst die Erfordernisse des Guten und Schönen zu entwickeln das Vermögen habe".

Soviel persönliche Beziehungen der Briefwechsel auch aufweist, so gerne Goethe den Jünger fördert und so gerne dieser den Meister preist, diese persönlichen Beziehungen bilden nicht den einzigen Inhalt der Correspondenz. Vielmehr sprechen beide Briefschreiber sich gern über die Literatur aus, die ihnen am nächsten liegt. Carlyle spricht von seinen Zeitgenossen und Landsleuten; Goethe frägt nach schriftstellerischen Leistungen derselben und gibt sein Urtheil ab über Einzelnes, das ihm zugänglich gewesen. Was er über Walter Scott, besonders über dessen „Leben Napoleons" sagt, ist auch anderweitig von Goethe verwerthet worden und bekannt genug. Beachtenswerth ist ein Urtheil über den schottischen Balladendichter Robert Burns, den Carlyle, wie die Schotten überhaupt, außerordentlich hochhielt. Goethe äußert sich etwas kühler: „An seinen Gedichten hab' ich einen freien Geist erkannt, der den Augenblick kräftig anzufassen und ihm zugleich eine heitere Seite abzugewinnen weiß. Leider konnt' ich dies nur von wenigen Stücken abnehmen, denn der schottische Dialect macht uns Andere sogleich irre, und zu einer Aufklärung über das Einzelne fehlt uns Zeit und Gelegenheit." Diese Erkenntniß von dem mangelhaften Verständniß eines hochbedeutenden Poeten veranlaßte Goethe ein jüngeres Mitglied seines Kreises zu einer Uebersetzung der Gedichte anzuregen; dieselbe scheint aber nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen zu sein.

Weit lebhafter jedoch als Goethe's Interesse für englische, war dasjenige Carlyle's für deutsche Literatur. Während Jener sich damit begnügte, das Gewordene mit großem Blicke zu überschauen, bestrebte sich dieser das Werden klar zu erkennen und hielt das Vergangene nicht bloß deshalb hoch, weil er in ihm eine Entwickelungsstufe für das Gegenwärtige erkannte. Ihm, der die vollkommenen Früchte der deutschen Literatur so

Digitized by Google

genau kannte und so schön zu würdigen wußte, war es ein Bedürfniß, den allmählichen Fortschritt dieser Literatur zu studiren und das von ihm Erkannte auch Anderen darzulegen. So entstand Carlyle's Plan einer Geschichte der deutschen Literatur. Von diesem Plane erfährt man auch aus den sonstigen Carlyle'schen Briefen, die in neuerer Zeit veröffentlicht worden sind; nur sind die in unserm Briefwechsel darüber gemachten Mittheilungen deshalb die interessantesten, weil sie an den competentesten Beurtheiler des Gegenstandes gerichtet sind und durch dessen Bemerkungen eine eigenartige Beleuchtung empfangen.

Die erste Mittheilung über diesen Plan machte Carlyle am 3. November 1829. Londoner Buchhändler hatten ihn zu einer geschichtlichen Uebersicht der deutschen Literatur angeregt; nach einigem Zögern machte er sich an die Ausführung und dachte im Laufe eines Jahres den ersten Band zu übersenden. Das Ganze sollte, nach der Idee der Herausgeber, eine Art „Hausbibliothek" werden, welche dem Leser eine Uebersicht der wichtigeren europäischen Literaturen, der französischen, italienischen, spanischen, englischen außer der deutschen gewähren sollte. Die deutsche Literatur sollte vier Bände umfassen. Von diesen vier wurde einer geschrieben, und zwar in sehr kurzer Zeit — schon am 23. Mai 1830 meldet Carlyle Vollendung und Absendung desselben — aber auch dieser wurde nicht gedruckt; das ganze Unternehmen zerschlug sich in Folge des Zurücktretens des Herausgebers und der dadurch bewirkten Unlust der Buchhändler. Aber wenn auch nicht einmal der vollendete erste Band gedruckt wurde — Carlyle war überhaupt froh, das Manuscript zurückzuerhalten — so ist uns doch in unseren Briefen eine Inhaltsangabe des ersten Bandes und eine kurze Andeutung über den Inhalt der folgenden Bände erhalten.

Carlyle begann mit Betrachtungen über die hohe Bedeutung der Literatur, und gab die Methode literargeschichtlicher Forschung an. Als vornehmste Eigenschaften des Charakters der alten Deutschen, deren Stammesverwandtschaft die Engländer sich rühmten, hob er Tapferkeit und Tiefe des Gedankens hervor. Unter den literarischen Denkmälern, in welchen diese Gedankentiefe sich kundgab, würdigte er die Uebersetzung des Ulfilas, die Volksmärchen, das Heldenbuch und das Nibelungenlied. Ein letztes Capitel „Die Minnesänger" umspannte eine Zeit von etwa 5 Jahrhunderten, von Karl dem Großen bis Rudolph von Habsburg; „es versucht den ritterlichen Geist der schwäbischen Kaiserzeit zu schildern und zu zeigen, daß es da wirklich ein Zeitalter der Poesie gegeben hat, wenngleich ein schwaches, einfaches und junges: denn jetzt zum ersten Male wurde der Mensch von einer unendlichen Idee begeistert, indem er jetzt zum ersten Mal erkannt hatte, daß er ein Mensch war."

Der zweite Band sollte das ausgehende Mittelalter und die neue Zeit bis Gottsched enthalten. Carlyle nennt diese ganze Periode, aber nur den frühern Theil derselben die didaktische. Er nennt wenige Namen; doch schließt man aus dieser Hervorhebung weniger vielleicht mit Unrecht, daß ihm nur diese Wenigen bekannt gewesen seien. Interessant ist der Vergleich von Opitz mit Pope, von Hoffmannswaldau mit Dryden.

Die beiden letzten Bände behandeln die Hauptperiode der deutschen Literatur von Lessing an. Carlyle nennt Lessing zuerst, dann Wieland mit Hagedorn, Gellert u. A., aber da er selbst sagt, daß ihm die Eintheilung, Unter- und Nebenordnung noch recht unklar seien, so braucht man nicht anzunehmen, daß er wirklich eine derartig unhistorische Anordnung gewählt haben würde. Goethe und Schiller sind ihm die Gipfelpunkte einer neuen Cultur; ihre Zeit und ihre Leistungen diejenigen, welche für die Engländer die wichtigsten sind und für alle Nationen die meisten Anregungen bieten. Carlyle nennt diese Periode „ein Zeitalter neuer Vergeistigung und neuen Glaubens mitten in dem alten Zweifel und Leugnen, gleichsam eine neue Offenbarung der Natur und der Freiheit und Unendlichkeit des Menschen, in welcher Ehrfurcht wieder vereinbar gemacht wird mit Wissen, und Kunst und Religion eins sind." Aber er verzweifelte, den gewaltigen Inhalt dieser Periode ganz zu erschöpfen; nicht bloß die Eintheilung des Stoffes macht ihm starkes Kopfzerbrechen, sondern auch die Gewinnung desselben; über Manches, das ihm, dem Fremden, unverständlich ist, möchte er Aufklärung haben, z. B. den Xenienkrieg, die Nicolai's und die deutschen Utilitarier.

Auf solche Einzelheiten läßt sich Goethe in seiner unmittelbar nach Empfang der Anfrage ertheilten Antwort nicht ein. Er billigt den Plan vollkommen, weist aber nachdrücklich darauf hin, daß die erste Ausgabe eines solchen Werkes immer nur ein Concept sein könne, welches in den folgenden Ausgaben gereinigt und bereichert werden müsse. Zu Carlyle's Belehrung übersendet Goethe zwei von ihm hochgehaltene und auch sonst öffentlich gelobte Schriften L. Wachlers, deren eine einen Abriß der deutschen Literaturgeschichte überhaupt, deren andere Betrachtungen über den Zustand der damaligen deutschen Literatur (1829) in historischem Rückblick gewährt. Er erklärt sich bereit, auf Einzelnes später gelegentlich einzugehen.

Schon im nächsten Briefe meldet Carlyle das Scheitern des ganzen Unternehmens. Aber er selbst gedachte nicht völlig seine Hand von demselben abzuziehen, ja er wollte es sogar beendigen oder wenigstens in solche Form bringen, daß es später einmal veröffentlicht werden könnte. Noch immer freilich schreckte ihn die Massenhaftigkeit des Stoffes ab, und um dieser, soweit es möglich war zu entgehen, hatte er den seltsamen Gedanken, den letzten Band fragmentarisch zu behandeln, statt einer zusammenhängenden Darstellung einzelne Aufsätze zu geben und zu diesen manches früher Niedergeschriebene und Gedruckte zu benutzen.

Eine solche kenntnißreiche, liebevolle, begeisterte Theilnahme für deutsche Literatur erfreute und beglückte Goethe. Er sah in Carlyle nicht bloß den Bewunderer seiner Leistungen, sondern einen Mitarbeiter auf dem Gebiete der Weltliteratur. Darum hütete er ihn nicht eifersüchtig für sich, sondern machte ihn gern mit Anderen bekannt, mit dem „guten" Eckermann, der nun auch Carlyle wie manchen Anderen gegenüber Goethe's Sprachrohr sein mußte, mit Hitzig, dem Vorsitzenden der Berliner Gesellschaft für ausländische Literatur, welcher, Goethe's Anregung folgend, Carlyle zum auswärtigen Mitglied ernannte. Goethe's Streben beim Anknüpfen dieser Beziehungen war nicht etwa das, dem Apostel seines Ruhmes Gefälligkeiten zu erweisen, sondern das, die Verbindung beider Nationen enger zu knüpfen, die Gleichstrebenden aller Länder zu gemeinsamer Arbeit zu vereinen. Schon in einem seiner ersten an Carlyle gerichteten Briefe spricht sich Goethe über dieses sein Streben folgendermaßen aus: „In dem nächsten Hefte von »Kunst und Alterthum« denke ich mich über diese Berührungen aus der Ferne freundlich zu erklären und eine solche wechselseitige Behandlung meinen ausländischen und inländischen Freunden bestens zu empfehlen, indem ich das Testament Johannis als das meinige schließlich ausspreche und als den Inhalt aller Weisheit einschärfe: Kindlein, liebt Euch! Wobei ich wohl hoffen darf, daß dieses Wort meinen Zeitgenossen nicht so seltsam vorkommen werde, als den Schülern des Evangelisten, die ganz andere, höhere Offenbarungen erwarteten."

Aus dem Pariser Kunstleben.

Paris, Mitte Juni.

Cazin und Ribot — diese Namen kommen Einem auf die Lippen, zwischen ihnen wandert der Blick hin und her, wenn man über die augenblicklich stattfindenden Gemäldeausstellungen in Paris referiren will. Sie üben die magnetische Anziehung des Contrastes aus — die Exposition Petit und die Exposition Bernheim, die beiden Endpunkte der neuen französischen Kunst; Ribot, in drei Sälen bei Bernheim ausgestellt, die Incarnation der großen Traditionen von Rembrandt, Rubens und Velasquez, mit Allem verknüpft, was vergangen ist, ganz Stil und ganz Manier; Cazin, in einem Dutzend Bilder bei Petit — ja, es sind schon Andere nach ihm gekommen und über ihn

Digitized by Google

hinausgegangen, in welchem Anderen aber spiegelt sich die moderne Naturauffassung und das moderne Vorstellungsleben mit größerer Zartheit und Unmittelbarkeit? Keine fremde Beimischung, nichts, was ablenkt und irreführt von dem Gefühl des Allverknüpftseins und Allbedingtseins, das in seinen Sujets, seiner Landschafts- und Figurenbehandlung, seiner Farbengebung mit der stillen Selbstverständlichkeit das Natürlichen hervortritt. Der Salon Petit enthält frappirendere Gemälde, ausgeprägtere Richtungen, stärkere Individualitäten — für den aber der vorstehen will, wie unsere Zeit sich selbst empfindet, ist Cazin ein Centrum, von dem die Anderen als Strahlen ausgehen. Und ganz wird er das erst mit Ribot als Folie. Sie erklären einander kraft ihrer Verschiedenheit. Der Salon Bernheim mit seinen dunklen Tönen, seinen reliefartigen Porträts, dem großen Stil in der Uebertreibung des einzigen Meisters, der in ihm vertreten ist und sich selbst in zahlreichen Selbstporträts, krummnasig und bewußt, in Velasquez'schem Colorit präsentirt, ist wie ein Reif, ein dunkler zusammenfassender Rahmen, den der Zuschauer unwillkürlich um all das durchsichtige Licht in Stimmung, Farbe und Atmosphäre im Salon Petit legt. Nur die Impressionisten Monet und Sisley brauchen keinen Ribot, um sich stärker abzuheben, sie drängen sich hinreichend auf mit ihren glühenden, outrirten Farbenreliefs.

Und fast vergißt man über den Neuesten den Vater der neuen französischen Kunst, Millet, dessen gesammelte Bilder, Zeichnungen und Pastelle jetzt im Palast der beaux arts ausgestellt sind. Diese drei Ausstellungen mit ihrer ausgeprägten Physiognomie sind wie Text und Commentar zu dem schon durch seine Masse ziemlich physiognomielosen Salon, in dem die zusammengeströmten Richtungen und Individualitäten sich gegenseitig auslöschen und den Boden wegziehen.

Aber wie alt, verglichen mit den Neuen, ist schon der brave Millet, der einmal so jung und so neu war. Bei seinen scharfen Umrissen, seinen nüchternen Farben, seiner gewissenhaften Zeichnung kommt man durch eine nicht ganz correcte Ideenassociation fast dazu, an Cornelius zu denken. Mit diesen schärferen Umrissen und nüchternen Farben führt sich jetzt wieder ein so junger Maler wie Raffaelli ein, zugleich mit derselben großen Linie, die Millet auszeichnete. Von Raffaelli befindet sich außer einigen Landschaften mit Figuren im Salon Petit ein Bronceguß, ein kleines Meisterstück treuen Sehens und realistischer Genauigkeit, die sitzende Statue eines sehr reducirten Subjects, das die Hände auf den Knien, Hut und Regenschirm nebenan auf der Bank, vor sich hinstiert. Die Bank ist aus Stein.

In der langen Reihe von Millets Bildern verfolgt man mit Interesse den Streit zwischen der Gebundenheit seiner Mittel und der frischen Freiheit seines Blicks. Er hat die Gabe unmittelbar, einfach und natürlich zu sehen, und um sich in der Darstellung des Gesehenen aufzuüben, wählt er mit Vorliebe die einfachsten Sujets: ein Arbeiter auf dem Felde, auf seinen Spaten gestützt vor sich hinschauend, ein Sämann zwischen den Furchen, in die sich Schaaren von Vögeln niederschlagen. Das umgebrochene Feld wird er nicht satt, zu zeichnen und zu malen. Ein anderes Motiv, das noch häufiger wiederkehrt, sind dichtgedrängte Schafheerden auf der Haide, wollige Rücken wie in einer Wellenbewegung lang hingestreckt bis zum Horizont, zwischen ihnen Hüter oder Hüterin in ihrem Kittel, über ihnen ein gleichmäßiges Abendlicht. Ein Mann auf dem Acker, der seinen Rock anzieht, ein Weib in der Stube, das sein Zeug flickt, ein junges Mädchen hinter einem Topf mit Maßliebchen am ärmlichen Fenster, ein schlechtes Nadelkissen und eine alte Scheere vor sich — das sind die Stoffe, die ihn anziehn, weil mit ihnen auf keinen Effect auszugehen und keine Manier an ihnen zu zeigen ist. Millet starb vor zehn Jahren als Sechzigjähriger. Inmitten einer auf glänzende Wirkung angelegten elegant-heroischen oder geleckt sentimentaler Kunst brach er der neuen Richtung mit ihrer Hingebung an das Wirkliche Bahn.

Und langsam vorwärtsschreitend sieht man seine Sujets sich vermannigfaltigen, die atmosphärische Wirkung mehr Raum gewinnen, die Härte und Trockenheit schwinden. Ueber seinen Kühen, die zum Trinken an's Meer hinabgestiegen sind, liegt ein wunderbar durchsichtiger, zarter Abendhimmel, um das segelnde Boot rollt das flüssige Mondlicht auf den Kämmen der Wellen. Ein wundervolles Bild, das in mehreren Entwürfen und vom Einfachen zum Complicirteren fortschreitender Ausführung wiederkehrt, ist der Garten mit Gewitterbeleuchtung und hochgelegener Allee, über der sich ein Regenbogen wölbt. Hier ist Alles durchsichtig, leicht, voller Luft und Licht, und Luft und Licht sind voller Schmelz und Zauber.

An denen, die in diesem Jahre ausgestellt haben, ist Millet's Vaterschaft nicht mehr leicht zu erkennen. Sie sehen die Natur nicht mehr in ihrer alltäglichen Nüchternheit, sie suchen ihre phantasievoll zusammengesetzten Wirkungen auf, sie belauschen sie in ihren Geheimnissen, in den Stunden, wo der Mensch nicht unter ihr umherzuwandeln pflegt. In der Begrenzung des Salons Petit kommt man dieser Richtung näher, als im großen Salon. Da ist zunächst Cazin — unter den dort Vertretenen wohl der Aelteste. Seine Motive sind sehr einfach. Von einer gesuchten, nicht mehr von einer ganz naiven Einfachheit: über einem Bauerngehöft geht der Mond auf, der Fahrweg zwischen umgebrochenen Feldern zieht sich dem Beschauer entgegen, über Allem liegt ein zartbläulicher Ton, in dem die Conturen wie aufgelöst erscheinen. Oder: Sonnenuntergang hinter einem gemähten Feld. Die Luft ist klar und die gelben, hochgeschichteten Garben, die kurzen Stoppeln treten Einem mit voller Deutlichkeit entgegen, die Perspective ist weit und rein, am Horizont versinkt der rothe Ball, ein röthlicher Lichtstreifen schwimmt über der Erde. Oder ein drittes: Das Meer liegt in weißlicher Mittagshitze, dicht geballte, weiße Wolken wiederspiegelnd, im Vordergrunde ein Stückchen Ufer mit bewachsenen Steinen. Das ist Alles. Aber diese Bilder nehmen uns ganz in Beschaulichkeit gefangen, wir fühlen ihre tiefe Naturstille sich über uns senken, wir werden ein Theil der Stimmung, die in ihnen herrscht. Die große Poesie der in sich selbst ruhenden, sich selbst genügenden Natur erfüllt sie, nichts bewegt sich, als die vibrirende Atmosphäre, und bewegungslos im Anschauen ruhen auch wir.

Die Perle unter diesen Bildern ist die Landschaft mit badenden Frauen. Schläfrig und windstill liegt der Mittag wie ein zarter grauer Schleier über dem Bild, die Hitze brütet, nichts zeichnet sich recht deutlich, und doch scheint Alles so präcis und genau, als sähen nur unsere Augen nicht scharf genug in der Blendung des Lichts. Ein gras- und blumenbewachsenes Ufer, hügelig aufsteigend, ein Stück alter Mauer umgeben einen kleinen flachen Teich. Halb versunken im Gras sitzt an ihm im Hintergrunde eine nackte Frau, die etwas in den Armen hält, vielleicht ein Kind, das sie säugt, zwei andere kleine Frauengestalten plätschern bis an die Hüften im Wasser, mit den Händen in demselben und ihre Gestalten spiegeln sich verkehrt in dem silbergrauen Teich, im Vordergrunde ist eine blendend weiße Serviette über das Gras gebreitet, ein einfacher Korb, eine Weinflasche, etwas Frühstückreste stehen darauf. Ein tiefes Insichgenügen, eine unendliche Ausgeglichenheit liegt über dem Bild. Die menschlichen Gestalten verlieren sich unmerklich als ein Theil im Ganzen. Sie sind kaum Personen, sie sind ein Stück Natur, wie die Blumen im Vordergrunde, die man sieht und nicht sieht, eine Nuance, die wie ein Ton in der Totalität der Stimmung verklingt.

Diese Natureinheit ist in Harrison's nebenanhängenden Bildern noch mehr durchgeführt. Die vier Bilder stellen vier nackte Mädchen im üppigen Gras halb liegend, halb sitzend, von dem saftigen, satten Grün des dichten sommerlichen Laubwaldes beschattet und umgeben, dar. Ein Stückchen tiefblauer Sammt ist hier oder dort unter sie gebreitet. Es sind Studien der Reflex- und Lichtwirkungen, wie sie bisher hauptsächlich auf Architektur und andere sogenannte todte Gegenstände angewandt wurden, hier auf den menschlichen Körper angewandt. Halb in dem hohen Gras verschwindend, halb von den gelben und grünlichen Lichtflecken übertupft, verlieren und verziehen sich seine Formen und er wird zu einem Stück Natur. Ein gestürzter Baumstamm, auf dem das gebrochene Sonnenlicht

Digitized by Google

in gelben und lichtgrünen Reflexen spielt, oder ein Mädchenleib, das ist für den Künstler dasselbe, denselben Gesetzen unterworfen. Das Experiment ist sehr originell. Das Licht ist hier das Einzige und Absolute, die Erscheinung eine Complication von Wirkungen, das Momentane, der beständige Uebergang im Wirklichen. Und das Alles soll eine Kunst ausdrücken, deren Ausdruck bleibend ist!

Ein noch größerer und raffinirterer Anbeter des Lichts ist Besnard. Auf dem „Salon" ist eine nackte Frau von ihm, die sich am Feuer wärmt. Sie hockt mit untergezogenen Füßen auf einem Divan, den Rücken zum Beschauer und trinkt Thee. Auf diesem Rücken begegnen sich die warmen und kalten Reflexe des unsichtbaren Kaminfeuers und des unsichtbaren Tageslichtes. Von der einen Seite zittern die gelblichen Reflexe der Gluth um sie wie eine Aureole. Auf dem Salon Petit hat er ein Paar in der Farbe bedeutend wunderlichere Bilder, denen er den symbolischen Titel „Die alte und die neue Zeit" gegeben hat. Es sind milchige, grau-weißlich-lila Nuancen, die in ihnen vorherrschen. Das eine, Familienkreis drinnen bei der Lampe und draußen auf dem Altan über einem Hafen mit Leuchtfeuer, Schiffen, Krähnen u. s. w. hat etwas von der Undurchsichtigkeit der Abendausdünstung, das andere, die alte Zeit, mit einem Menschaffen und fischenden Frauen mit denselben Farben bei Tageslicht und unter so völlig anderen Bedingungen ist ganz unwahrscheinlich. Dasselbe eigenthümliche Colorit aber wirkt mit feierlicher Schlichtheit in seiner großen Composition im Vestibul des „Salon": der Abend. Die Atmosphäre ist graubläulichweiß, einzelne Sterne blitzen in ihr auf, zwei uralte Leute, Mann und Weib, sitzen auf der Schwelle ihres Hauses, magere Gestalten, von stiller Größe in den ausdrucksvollen Linien, der Alte blickt spähend zu den Sternen auf, wie mit dem Verlangen unendlicher Fortsetzung, das Weib lehnt sich müde und befriedigt an seine Schulter, hinter ihnen in der Halle hängt der warmbeleuchtete Kessel über dem Feuer und eine junge Frau, ein Kind auf dem Arme, tritt durch die Thür — Begrenzung und Unendlichkeit in einfachen Symbolen.

Unter den Fremden, die im Salon Petit vertreten sind, steht keiner in schärferem Gegensatz zu den Franzosen als Leibl. Er hat nur ein Bild ausgestellt, aber dies genügt, um die deutsche Malweise und Auffassung in ihrer Grundverschiedenheit hervortreten zu lassen. Diese Tyroler mit den gespannten vierschrötigen Gesichtern, den Stutzen in der Hand, diese in's genaueste Detail gehende Zeichnung, die ernste, anspruchslose Farbe, der starke Firniß — Alles läßt den Vorübergehenden vor diesem Bild stutzen mit dem Gefühl: das ist der einzige Fremde unter den hier versammelten Fremden. Alle die Anderen haben von den Franzosen gelernt und stehen unter französischem Einfluß. Der bedeutendste unter ihnen, der Däne Kroyer, sieht und empfindet gewiß originell, aber diese durchsichtigen flüssigen Farben in seinen Strandbildern mit dem hellen Sand und dem hellen sonnenwarmen Blau der See, diese Atmosphäre auf dem prächtigen Bild mit den Abends am Strande liegenden Fischern hat er nicht allein der dänischen Natur abgesehen. Liebermann's nähende Waisenmädchen an einem grauen Sommertage Sperlinge fütternd, ist ein treugesehenes Bild, etwas flach in der Zeichnung, der Schwede Larsson hat einiges Gute, der Finnländer Edelfelt ein reizendes Hafenbild mit durchsichtigem Wasser und rudernden Damen, eine zartgemalte Straße im Winter, feinsinnig in Luft und Schneewirkung, von oben herab aufgenommen, der Norweger Heyerdahl einen auf dem Bollwerk sitzenden und sich nach dem Bade trocknenden Knaben mit Sonnenreflexen auf dem warm bräunlichen Fleisch und ein großes Squarebild von Paris mit fashionablen Ammen, Damen und Kindern. Von Verwée sind besonders seine Ochsen auf dem Felde erwähnenswerth, kleine landschaftliche Ansichten, haarfein gemalt, voll zarter Poesie, aber kaum mit den bloßen Augen zu sehen, hat Pokitonow gebracht, und ihm gegenüber flammen, leuchten, schreien Monet's Bilder doppelt stark. In der Nähe ein Gewimmel von Klexen, im gehörigen Abstand wilde Seestudien in den glänzenden Farben des Mittags mit sich reliefartig hervorhebenden Felsen und Steinen, Orgien von blau, roth und violett, das ist die Natur, impressionistisch gesehen. Eine minder verblüffende und nüchterner gesehene Arbeit ist Monets Eisenbahnhalle mit einfahrendem Zug, wo besonders der abgelassene, weiße Dampf eine eigene Wirkung hervorbringt. Andere Impressionisten sehen minder energisch; in einer flachen Landschaft mit Kühen sind lauter bunte Klexchen regelrecht wie Mosaikstiftchen neben einander gesetzt. Das gibt auch ein Bild. Auch ein Spanier, Egusquiza, ist mit zwei lebensgroßen, tüchtigen, aber uninteressanten Männerporträts vertreten.

Man kommt zu Ribot und man glaubt sich in einer anderen Zeit; Portrait neben Portrait in endloser Reihe, zuweilen eine Kalbskeule oder ein Gruppenbild als Abwechselung. Hier ist der Mensch alles, die Umgebung nichts. Ein Stück holländisch-spanischer Renaissance mit ihrer Freude an massiven Gestalten, an kolossalen Formen und beleuchtetem Fleisch, aber Ribot hat nicht das heidnische Entzücken der Rubens und Jordaens am Nackten. Anklänge an Rembrandt, doch ohne Rembrandts goldig-bräunlichen Schmelz und Rembrandtsche Tiefe. Ein Anbeter des Gigantisch-Charakteristischen, ist Ribot im ersten Augenblick höchst frappirend, bei näherem Beschauen monoton — ein geistreicher Manierist, ein selbständiger Nachahmer, wenn ich so sagen darf. In seiner Auffassung und Malweise macht er Profession aus dem Ungeheuerlichen und Ueberenergischen. Diese Sammlung ist eine wahre Galerie alter dicker Weiber von der herausfordernsten Häßlichkeit, dafür haben seine alten Bettler und Matrosen etwas Königliches in dem großen Stil ihrer vornehm-ruhigen Gesichter. Seine Kunst besteht darin das Einzelne zu isoliren, alles Licht darauf zu sammeln, jede Einwirkung der Umgebung fern zu halten. Aber indem sich nun seine Aufmerksamkeit in das isolirte Einzelne vertieft, wächst es in seiner Phantasie, dehnt sich über Verhältniß aus und wird gigantisch. Nicht wenige dieser Köpfe, z. B. „die böhmischen Musikanten" sind über Lebensgröße. Selbst etwas so Zartes, ja Körperloses wie Feldblumen wird unter seinen Händen wie aus Wachs geformt. An ein paar Seestücken zeigt sich sein Unvermögen, oder seine Verachtung für das Leichte, Flüssige, Veränderliche, wie Luft und Wasser am deutlichsten. Ein paar Dampfschiffe pflügen unter einem dicken grauschwarzen Gewitterhimmel durch eine grauschwarze See, als ginge es durch grauen Sand. Es ist Alles so compact. — Unter den Portraits junger Leute sind einige Männer- und Frauenköpfe von großer Schönheit der Behandlung, die Haut von einem elfenbeinzarten Glanz, Lippen und Augen feucht. Am natürlichsten charakterisirt sind seine Köpfe vlämischer und normannischer Bäuerinnen, deren grobe, aber nicht unschöne Züge die halbkomische Ernsthaftigkeit geistig-seelischer Gebundenheit haben.

Im Salon hängen die vertheilten Auszeichnungen an den Gemälden und die Schaaren der Beschauer werden dünner. Die Sonne brennt, die Bäume schatten mit sommerlich dunklem Laub, die Saison morte beginnt. Cormons großes Decorationsbild: „die Schlacht von Salamis" hat die große Medaille erhalten, die freigebigen ehrenvollen Erwähnungen begegnen Einem auf Schritt und Tritt. Hier und da hält man noch einmal Abschied nehmend vor einem Bilde an, das unter besonders günstiger Beleuchtung alle seine Vorzüge entfaltet. So vor Cains ausdrucksvollen Nonnen auf dem Spaziergang. In regenfeuchter Luft sitzen vier Nonnen auf einem Erdwall. Die älteste, gutmüthig-beschränkt, dämmert über ihrem Brevier, zwei andere, auch schon in einer soliden Altersphase, klatschen mit sittlicher Entrüstung, die jüngste blickt mit schwimmenden Augen sehnsuchtsvoll gläubig hinauf zu dem himmlischen Bräutigam, dessen Ring sie am Finger fühlt. Von einer wunderbar zarten Durchsichtigkeit der Luft, der Gewänder und des Wassers ist die große Procession in Böten von Guillou. Marty's „Fischer und Picards" Schenke haben Medaillen, ein prächtiges Stillleben, leuchtend frische Aprikosen und Kirschen hält uns noch einen Augenblick, nicht bloß um des künstlerischen Genusses willen fest, dann geht es hinab in den Skulpturensaal vorbei an Dampts wollüstiger Diana, an Bouchers kriegerisch begeisterter Gruppe: „siegen, oder sterben", an Beguine's

Digitized by Google

siegendem David, mit der kräftigen Magerkeit der Jugend — und Wagengerassel, Hitze, die schwüle Süßigkeit des Akaziendustes umfangen uns, Droschken mit Koffern fahren vorüber, Paris zieht auf's Land, und die Kunst, die ruhelose Arbeiterin mit dem angestrengtem Lebensgefühl, steigt herab aus dem Palast auf Straße, Feld und Wald und verliert sich für ein Jahr wieder unter der Menge. L. M.

Die Aussprache des Griechischen.

In der französischen Akademie soll eine Bestimmung existiren, daß derjenige zu einer Geldstrafe verurtheilt werden sollte, der über den „Ursprung der Sprache" eine Vorlesung hält. Es ist dies gleichsam die Selbsthülfe der Gesellschaft gegenüber der Unbequemlichkeit, über ein niemals zur wissenschaftlichen Erledigung kommendes Thema stets dieselben Argumente anhören zu müssen. In ähnlicher Weise soll eine der größten deutschen Verlagsfirmen erklärt haben, niemals wieder eine Schrift über „die Entstehung der homerischen Gedichte" verlegen zu wollen, weil auch diese Frage, so lange uns keine anderen wissenschaftlichen Hülfsmittel zu Gebote stehen, einem zwingenden Beweise stets Widerstand zu leisten geeignet ist.

Soweit ist es nun mit der Streitfrage über die Aussprache des Altgriechischen noch nicht gekommen, obwohl die letzten Jahre mehrere Publikationen darüber an das Tageslicht gefördert haben, unter denen die kleine (bei Weidmann in Berlin erschienene) Schrift von Professor Friedrich Blaß wohl mit Recht in Deutschland die meisten Verehrer gefunden hat, ohne daß wir damit behaupten wollen, daß Alles richtig sei, was Blaß gesagt hat, während die von Rangabé, die Aussprache des Griechischen (Leipzig 1883) vorzugsweise in Griechenland beachtet worden ist.

Die umfangreichste, von dem neugriechischen Standpunkt aus verfaßte Schrift über diesen Gegenstand ist vor Kurzem erschienen. Ihr Verfasser ist Eduard Engel, der sich durch seine frische und warme Auffassung des Griechenthums in dem Buch „Griechische Frühlingstage" besonders in Griechenland sehr schnell bekannt gemacht hat, und ihr Titel lautet: Die Aussprache des Griechischen, ein Schnitt in einen Schulzopf (Jena, Costenoble). Indem wir dem Verfasser dankbar sein müssen für die große Sorgfalt, mit welcher er diese Frage behandelt hat, für die mehrfache und zum Theil ganz neue Beleuchtung, in welcher er sie hat erscheinen lassen und endlich für die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er der Entstehung der erasmischen Aussprache und der darüber und von seinen Nacheiferern vorhandenen Literatur nachgeforscht hat, können wir nicht umhin, das Resultat des Buches als völlig verfehlt, das wissenschaftliche Ergebniß als in keiner Weise adäquat mit dem aufgewandten Fleiß zu bezeichnen, und wir werden dieses Urtheil im Folgenden zu begründen versuchen.

Desiderius Erasmus von Rotterdam veröffentlichte im Jahre 1528 in Basel ein Buch: „De recta latini graecique sermonis pronunciatione dialogus", in welchem er die Grundsätze einer richtigen Aussprache des Altlateinischen und Altgriechischen behandelte. Für uns kommen hier nur die Lehren in Betreff der griechischen Aussprache in Betracht, die im Gegensatz zu der neugriechischen, damals von den griechischen Gelehrten nach Italien übertragenen und besonders von dem berühmten Philologen der Renaissancezeit Reuchlin angenommenen und vertretenen Aussprache aufgestellt wurden. Von diesen beiden Vertretern heißen die Methoden der Aussprache die Erasmische und die Reuchlinische. Ohne auf die historische Entstehung jener Schrift einzugehen, genügt es, die fundamentale Verschiedenheit beider Aussprachsmethoden so zu bezeichnen, daß die Neugriechen eine Reihe von Vocalen und Diphthongen, und zwar ι, υ, η, ει, οι, υι wie Jota aussprechen (Itacismus, von der neugriechischen Aussprache des η im Gegensatz zur deutschen und holländischen Aussprache = Etacismus), während Erasmus die moderne, den Buchstaben nachgebende Aussprache dafür einführte. In dieser Aufstellung des holländischen Gelehrten war manches fehlerhaft, z. B. daß die Diphthonge οι, ου, υι auf holländisch-französische Weise ausgesprochen werden sollten, d. h. οι = oa (wie in le roi), ου = au, υι = eu. Wir fügen aber gleich hinzu, daß die holländischen Gymnasien sich von diesen Fehlern frei gemacht haben und heute auch die deutsche Aussprache sprechen. Verständig war es, den Vocalen ι, υ und den Diphthongen αι, ει, ευ ihren richtigen Werth zu geben, ebenso dem ω seine Länge zurückzugeben, während die heutigen Griechen, die ο und ω in der Aussprache nicht unterscheiden, bekanntlich den größten Fehler machen (auch von Engel zugestanden). Diese Aussprache ist in Deutschland im Wesentlichen angenommen, nicht nur weil sie die bequemste und zweckmäßigste ist, sondern vor allen Dingen, weil sie die größte Wahrscheinlichkeit hat. Denn es braucht nicht bewiesen zu werden, daß bei einer todten Sprache gerade die Gesetze der Aussprache nur in einzelnen Fällen mit völliger Sicherheit, im Allgemeinen nur mit Wahrscheinlichkeitsgründen aufgestellt werden können. Und wenn wir auch Engel wie Ernst Curtius darin beistimmen können, „daß mit Ausnahme einiger Grenzpunkte des griechischen Sprachgebietes der geringste Grieche heute neugriechisch spricht", so ist doch die Sprache selbst etwas zu wenig stabiles, als daß wir die moderne Aussprache ohne Weiteres als maßgebend für die alte Aussprache betrachten können. Ebensowenig aber wollen wir behaupten, daß unsere Aussprache überall das Richtige trifft, und wir gestehen unserem Verfasser gern zu, daß der deutsche Schüler niemals zwischen αι und ει, ευ und οι, ευ und ηυ einen Unterschied machen lernt, was eigentlich sein sollte. Daß der heute in Griechenland übliche Itacismus aber in der classischen Zeit Griechenlands, d. h. im fünften und vierten Jahrhundert vor Christo in Attika nicht üblich gewesen ist, geht aus dem gesammten inschriftlichen Material, das hauptsächlich für jene Frage maßgebend ist, mit solcher Sicherheit hervor, daß wir bedauern, daß ein so scharfsinniger Beobachter, wie Engel, es versäumt hat, dieses Material sorgfältig durchzunehmen und daraus Schlüsse zu ziehen. Um so naiver klingt für uns eine gelegentliche Bemerkung, daß die Anhänger von Blaß wohl niemals eine Inschrift gesehen haben; allerdings eine seltsame Verkennung der Verhältnisse bei Professoren, welche griechische Epigraphik lesen. Weit eher hätten andere Argumente völlig außer Acht gelassen werden können, wie z. B. nach den maßgebenden Arbeiten von Lobeck nicht mehr von uns mit Gründen der Euphonie und Kakophonie operirt werden sollte, daher Vieles, was in dem Capitel „Die Gründe des Wohllautes" gegen Blaß bemerkt ist, seine volle Berechtigung hat. Wie wenig aber Engel in der Lage ist, in eine sprachlich-historische Entwickelung einzudringen, beweisen unter Anderem fast sämmtliche Stellen, in denen er über das Archontatsjahr des Eukleides und die darin vorgenommene orthographische Reform handelt, die an Oberflächlichkeit und Mißverständnissen nichts zu wünschen übrig lassen.

Die alten Griechen haben von dem Alphabet der Phönizier nur etwa 16 Buchstaben angenommen. Sehr früh haben sie von nichtphönizischen Buchstaben υ, φ, χ (ursprünglich ein stehendes oder liegendes Kreuz + oder ×) eingeführt, Digamma oder Vau (F) ist in der östlichen Gruppe sehr früh ausgestoßen worden, etwas später das Koppa (Ϙ). In der uns durch Inschriften aufgeschlossenen jonisch-attischen Zeit bis zum Jahre 403 lassen sich zwei Perioden unterscheiden, deren erste vom Anfang des sechsten Jahrhunderts bis zum Jahre 440 (Ol. 84, 1) reicht. In dieser hat Σ eine schiefe Gestalt, Lambda und Gamma die specifisch attische Schreibung; für ξ wird geschrieben χσ, für ψ φσ. Ein Omega (ω) gibt es nicht, und η (H) ist das Zeichen des Spiritus asper. Das Zeichen für ε (E) drückt gleichzeitig ε, η, ει aus, das Zeichen für ο gleichzeitig ο, ω, ου. In der Periode 440—403 tritt η und ω, besonders in nichtofficiellen Inschriften, als Vocalzeichen zerstreut auf, in manchen Urkunden ziemlich constant; die gewöhnliche Form des Σ ersetzt die ältere. Mit 403 werden η und ω in Attika als Vocalzeichen officiell eingeführt, ebenso er-

Digitized by Google

scheint seit dieser Zeit officiell Xi (Ξ) und Psi (Ψ), *H* als Asper wird nicht mehr gebraucht; ei und u werden durch *ει* und *ου* ausgedrückt, wenn auch gerade darin noch später vereinzelte Schwankungen vorkommen. In der Uebergangszeit von 440—403 finden sich in einer und derselben Inschrift *H* als Hauch- und Vocalzeichen, z. B. in der von Engel (S. 77) mitgetheilten Inschrift oder in der Urkunde über die Methonäer (I. A. I, 40).

Es braucht für keinen Sprachkenner bewiesen zu werden, daß die Griechen in der Aussprache die Laute *η* (lang ē), ei und u längst hatten, bevor sie deutliche und von andern unterscheidbare Zeichen dafür ersannen. Die frühere Zeit ist charakteristisch wegen der Verlegenheit, in der sie sich befanden. Indem sie aber ei durch das Zeichen des e wiedergaben, u durch das Zeichen des o, liefern sie für uns den Beweis, daß sie in *ει* deutlich das e hörten, in *ου* deutlich das o, mit andern Worten, daß der zweite Vocal in jenen Diphthongen etwas secundäres, mehr oder weniger bedeutungsloses war. Beides ist historisch bestätigt, jenes durch die in der klassischen Zeit fast nirgends vorkommende Verwechselung von *ει* und *αι*, dieses durch den Zustand der altlateinischen Sprache, in der bekanntlich o und u ineinander übergehen. Der Diphthong *ου* entsprach also zweifellos ursprünglich nicht unserm langen ū, sondern klang nach o hinüber, wie das lateinische u. Daß die phonetische Bedeutung des Iota in *ει* eine minimale war, erhält nicht nur durch den alten Gebrauch des *ε* seine Bestätigung, sondern ganz besonders durch eine analoge, und auch erst durch die Inschriften erschlossene Erscheinung. In derselben Zeit nämlich, in welcher jenes *ει* in der Schrift regelmäßig zu werden beginnt, zeigen sich in der attischen Schrift auch zahlreich die Schwankungen von *α* und *αι*, *ο* und *οι*. So gehen neben einander *ποεῖν* und *ποιεῖν*, *Βοηδρομιών* und *Βοιηδρομιών*, *βοηθήσαντες* und *βοιηθήσαντες*, *ὄγδοος* und *ὄγδοιος*, Stellen, die den Epigraphikern aus dem Inschriftenband von Dittenberger geläufig sind. Und nicht nur das. Sogar dort, wo etymologisch nur ein *ε* erwartet wird, findet sich nebenbei *ει*, z. B. *δωρειά* für *δωρεά* (J. A. II, 115), *δείωνται* für *δέωνται* (a. O. 119), *βασιλεῖα* für *βασιλέα* (263), *γραμματεῖα* für *γραμματέα* (277). Nun hat noch niemals Jemand den Unsinn zu behaupten gewagt, daß in diesen Fällen die alten Griechen ein i gesprochen haben, vielmehr legen sie den deutlichsten Beweis ab, daß die vocalische Kraft des Iota in jenen Verbindungen fast Null war, voraussichtlich weil das Iota etymologisch in vielen Verbindungen aus consonantischem Jod entstanden war, als dessen letzter Ueberrest es in einzelnen Wörtern, wie *ποιεῖν*, *ποίημα* u. s. w. erhalten blieb, in andern ausgestoßen wurde. Wenn aber die Diphthonge *ει* und *οι* in irgend einem Wort wie Iota gesprochen wurden, so würden jene Steinmetzen sie in den genannten Fällen nicht gebraucht haben, wo sie zweifellos nicht durch Iota wiedergegeben wurden. Aus diesem Grunde konnte die Behauptung aufgestellt werden, daß *ει* um jene Zeit (4 Jh.) wie ē gesprochen wurde (Brugman). Ganz die analoge Erscheinung finden wir bei *υ* und F (Digamma). Wenn in der Inschrift von Naxos (C. J. 10) *ἀϝυτοῦ* gelesen wird, so ist *ϝυ* „der graphische Ausdruck für den Spiranten, den man hier vielleicht deutlicher vernahm, so daß also eigentlich *ταϝυτοῦ* gemeint war," worüber der berühmte Wiener Philologe Wilhelm Hartel in seinen „Homerischen Studien" ausführlich gehandelt hat.

Für die minimale vocalische Kraft des Iota spricht ferner auch die Krasis, freilich nicht in dem Sinn von Georg Curtius und den ihm folgenden Grammatikern. Wenn nämlich in Griechenland aus *καὶ ἐγώ* ein *κἀγώ* werden konnte, so beweist dies nichts für das Ueberwiegen des Alpha, sondern für den Rest des consonantischen Jod. Denn da im Homer *καὶ ἐγώ* (⏑⏑–) gelesen wird, so hat Hartel überzeugend nachgewiesen, daß die Stufenfolge bis zur Krasis ist *καἰεγώ* (homerischer Zustand), *καεγώ*, *κἀγώ* (attische Zeit). Diese Untersuchungen scheinen Engel vollständig unbekannt geblieben zu sein, wogegen er auf das Geschwätz der Philologenversammlungen zu großes Gewicht legt.

Vollständig entscheidend für die Frage der gleichartigen Aussprache sind die orthographischen Fehler der Steinmetzen und Schreiber. Jeder, der Handschriften gelesen hat, weiß, daß ein großer Theil der Schreibfehler daher kommt, daß der Schreiber irrthümlich so abschreibt wie der das Wort spricht, ohne die ältere überlieferte Orthographie zu berücksichtigen. Nun wird man nicht leugnen können, daß in einzelnen griechischen Dialecten (so den böotisch-kretischen) schon frühzeitig *ι* und *ει*, *ει* und *η* in der Schrift durcheinander gegangen, also in der Aussprache gleich gewesen sind. Für die jonisch-attische Sprache des 5. und 4. Jahrh. v. Chr. muß dies entschieden bestritten werden, da derartige Verwechselungen niemals vorkommen. Dagegen finden sich diese Fehler zahlreich in den ägyptischen Papyrusurkunden des 3. und 2. Jahrh. v. Chr. und ebenso in den aus jener Zeit gefundenen wenigen klassischen Handschriften auf Papyrus. Sowohl die 1847 und 1856 in Aegypten gefundenen Hyperideshandschriften, wie der 1821 aufgefundene Papyrus Bankes des Homer zeigen Verwechselungen von *ι* und *ει*, *η* und *ει*, *ι* und *υ* u. a., ein sicherer Beweis, daß damals schon der Itacismus in Aegypten und Syrien allgemein verbreitet war, und von dort aus die Welt eroberte, so daß der Philologe Rost vollständig Recht hatte, wenn er sagte: „Die Reuchlinische Aussprache läßt sich bis auf die Zeit vor Christi Geburt und zum Theil bis auf noch weitre frühere Zeit als die richtige durch Zeugnisse belegen." Eben aber nur nicht für die attische Sprache. Hier hat jeder Vocal und jeder Diphthong seine bestimmte Stellung und Aussprache. Nach einem Grund des Eindringens des Itacismus in die alexandrinischen Reiche braucht man nicht lange zu suchen; es war das Griechisch des macedonischen Heeres, das in Asien und Afrika den Sieg behauptete, und das jenes Vulgärgriechisch (*κοινή*) erzeugte, welches schließlich als Sprache des Neuen Testamentes benutzt wurde. Die Aussprache dieser Periode wurde auch den Römern vermittelt, weshalb sie in zahlreichen Fällen *ει* durch i ausgedrückt haben.

Mit welcher Reinheit sich aber gerade im Gegensatz zu den Liederlichkeiten des Vulgärgriechisch die von Grammatikern geprüfte und sanctionirte Schreibung der alten Classiker erhielt, dafür ist das glänzendste Beispiel jenes Geblöke der Schafe *βῆ βῆ* aus dem attischen Komiker Kratinos (um 460 v. Chr., gestorben 423). Eustathius (im 12. Jahrh. n. Chr.) fand den Vers in seinem Lexikon, die Lexika hatten es von den alexandrinischen Grammatikern der aristarchischen Schule, und diese von ihren besten Handschriften. Sowohl die Alexandriner, wie Eustathius haben dies *βῆβῆ*, bibi (oder wiwi) gesprochen; sie wagten es aber nicht, die sichere Ueberlieferung zu ändern, die ihnen doch in hohem Grade sonderbar vorkommen mußte. Daß diese einzig richtig ist, und daß Kratinos, wie sein athenisches Publikum bebe gesprochen haben, braucht nicht bewiesen zu werden. Auch die Schafe der Neugriechen blöken nicht bibi. Die Argumentation von Engel darüber ist kindlich: er weiß nicht einmal, daß lange vor 403 ein *H* als langes ē in nichtofficiellen Urkunden geschrieben worden ist.

Vielleicht dürfen wir auch an die homerischen Kühe erinnern, deren Gebrüll durch *μῡκάομαι* ausgedrückt wird. Auch heute brüllen noch deren Nachkommen my my (tief) und nicht mimi mit dem Geflüster eines Liebenden.

Nur Weniges ist über die Consonanten zu sagen, weil wir sehr wenig darüber wissen. Am sichersten ist, daß die alten Griechen *τ* und *ϑ* in der Aussprache unterschieden haben, was wir nicht thun oder nicht können. Ebenso ist uns unbekannt, worin die Differenzirung bestand, und ob die heutigen Griechen das *ϑ* richtig sprechen. Ferner ist sicher, daß unsere Aussprache des *ζ* fehlerhaft ist, weil zu scharf, da der Laut zu den sanftesten gehörte und einem s nahe kam. Daß *β* sehr frühzeitig wie w gesprochen wurde, ist auch zweifellos; seit welcher Zeit, wissen wir nicht. Aber jedenfalls nicht in der Zeit, als das Vau noch durch einen besonderen Consonanten (Digamma) ausgedrückt wurde, und ebenso wenig bei den äolischen Dialecten. Dies Moment hat Engel in jenem sehr lesenswerthen Capitel übersehen.

Digitized by Google

Wir schließen mit folgender These. Die Franzosen haben ihre Aussprache des Griechischen, ebenso die Engländer, deren Griechisch bekanntlich uns nervenkrank machen kann, die Holländer mit den Deutschen die ihrige, und eine andere die Neugriechen. Unter den Deutschen zeichneten sich früher sächsische Gymnasien aus durch die neugriechische Aussprache des $\alpha\iota = \bar{e}$. Vor allen diesen ist, einzelne Kleinigkeiten abgerechnet, besonders was die Frage des Vocalismus anbetrifft, diejenige Aussprache die beste, welche auf den preußischen Gymnasien gelehrt wird (in Württemberg wird z. B. nicht nach Accenten gesprochen), weil sie sich am meisten und im wesentlichsten jenem Zustand der Aussprache nähert, wie er voraussichtlich im 5. und 4. Jahrh. v. Chr. in Attika und Athen gewesen ist. Die Reuchlin'sche (neugriechische) Aussprache des Altgriechischen ist für die classische Zeit Athens ein grober historischer Fehler. Zu den Füßen des Verfassers dieser Zeilen haben viele griechische Studenten gesessen, zum Theil sehr tüchtige und begabte Gelehrte, die sich später einen Namen erworben haben und mit denen er oftmals das in Rede stehende Thema ausführlich besprochen hat. Es war ihm die sonderbarste Erscheinung, daß alle wissenschaftlichen Gründe der deutschen Gelehrsamkeit an dem Starrsinn, mit welchem die Griechen an ihrer Auffassung festhalten, völlig gescheitert sind. Es ist zu bedauern, daß sie durch die Schrift von Engel wieder etwas Oberwasser bekommen haben.

Philosophus.

Feuilleton.

Charakterbilder.

Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin.

Von Heinrich Ehrlich.

Hans von Bülow und Anton Rubinstein.

(Schluß.)

Rubinstein's Bekanntschaft mit mir ist noch älteren Datums als die Bülow's. Wir trafen uns zuerst 1846 oder 1847 in Wien an einer Wirthstafel, wo wir um den bescheidenen Preis von 11 Kreuzern (etwa 36 Pfennige) zu Mittag aßen. Rubinstein, der aus den Wunderkinderin die Jünglings-Uebergangsjahre getreten war, befand sich momentan in wenig günstigen Verhältnissen. Er hatte im Vereine mit dem ungemein genialen Flötisten Heimtl*) eine Kunstreise durch Ungarn gemacht, und da die Einnahmen gering waren, und sie Beide nicht zu den Sparsamen gehörten, so brachten sie nach Wien nur die leeren Taschen, mit denen sie ausgezogen waren. Rubinstein wohnte vier Treppen hoch im Hofe in einem Hause der Annagasse, nnd componirte fleißig. Schon in jener Zeit der Entbehrung und trüben Aussichten zeigte seine Haltung das ruhige Selbstbewußtsein und die ernste Freundlichkeit, Eigenschaften die im gesellschaftlichen Leben den höchsten Werth darstellen. Schon damals auch leuchteten in seinen Compositionen geniale Blitze, und ganz lebhaft steht vor mir die Erinnerung, wie entzückt ich von einem Liedchen war, ihm Großes prophezeite, und er ruhig sprach: „Vielleicht gelingt mir ein neues Genre in dieser Richtung". Im Sommer 1855 kam er nach Wiesbaden, wo ich als Lehrer bei Hofe und in der Aristokratie quasi zur Mode gehörte. Ich verkündete seine Ankunft mit Begeisterung in der „Mittelrheinischen Zeitung", und schrieb, als er bei seinem ersten Auftreten nicht die verdiente ganz enthusiastische Aufnahme fand, einen zweiten Artikel, um dem Publikum die Augen zu öffnen. Die Musikanten und auch Mitglieder der guten Gesellschaft bespöttelten meine Preisung eines ihnen fast Unbekannten als „berühmten Künstler" und daß ich mich so „heruntersetzte" — sie wußten nichts von der Ocean-Symphonie, die er damals in Leipzig vorgeführt hatte. Doch meine Preisung war insofern fast unnöthig, als seine Persönlichkeit binnen vierzehn Tagen das ganze Publikum beherrschte. Nachlässig, fast schlecht gekleidet, ernsthaft höflich, ohne irgend Jemandem besondere Rücksicht zu erweisen, flößte er den Männern Respect ein, bezauberte die Frauen. Ich habe außer Liszt keinen Mann gesehen, der eine so wahrhaft dämonische Wirkung auf die Frauen ausübte, wie Rubinstein.*) Das zeigte sich auch in Wiesbaden. Eine der schönsten Damen aus Mitteldeutschland trug ihre Neigung für ihn fast zur Schau. Eine Andere, aus altadeligem Geschlechte, die sich von ihrem ersten Manne getrennt hatte, um einen zweiten, geliebteren (ebenfalls Hochadeligen) zu ehelichen, faßte eine unbezwingliche Leidenschaft für Rubinstein und reiste mit ihm. Und immer und überall, wo er sich zeigte, flogen ihm die Herzen der Frauen zu; und noch heute, wo er im reifsten Mannesalter steht, ist der Zauber ungebrochen.

Anton Rubinstein wohnte damals in Biebrich, kam oft nach Wiesbaden, um Roulette zu spielen und verlor immer. Spiel und Liebesabenteuer störten seinen großartigen Schaffensdrang nicht im mindesten. In Biebrich hat er binnen zwei Monaten das „Verlorene Paradies" und eine „Suite" für Clavier componirt, die ganz unbekannt geblieben ist, aber bestimmt zu seinen besten Werken gehört. 1857 sah ich ihn in London wieder; er kam im vollen Glanze seiner Pariser Triumphe und spielte im Philharmonischen Concerte sein G-dur-Concert und eine (recht unbedeutende) Polonaise, in der Musical union sein B-dur-Trio, das sozusagen unter meinen Augen in 10 oder 12 Tagen entstanden ist. In den sechziger Jahren begegneten wir uns öfter in Berlin; 1872 in Düsseldorf, als er seinen „Thurm von Babel" aufführte; dort, bei einem Mittagsfeste, gab er seinen Entschluß kund, nach Amerika zu gehen, um „für seine Familie ein Capital zu sammeln", nicht mehr den Capellmeister abzugeben und nur mehr „geistliche Opern" zu componiren. Dort prophezeite ich ihm, daß er das Nessushemd des Pianisten nicht ausziehen würde. In einer Studie über ihn, 1868 (im „Salon") und in einer zweiten, die 1879 in „Nord und Süd" erschienen ist, habe ich diese Ueberzeugung ausgesprochen und halte sie noch heute fest, obwohl 1885 von Neuem das Losungswort der „allerletzten Concertreise" verkündet ward. Ebenso habe ich an ihm die Erfahrung bestätigt gefunden, daß kein hochgefeierter Künstler auf die Länge gegenüber dem ewigen Weihrauchkessel-Schwenken freien Kopf behält, daß ihn nach und nach das Gefühl der Unfehlbarkeit überkommt, und er nur diejenigen als wahre Verehrer betrachtet, die auch seine Schwächen preisen, und die jede freie Bemerkung eines Anderen, Unabhängigen als einen persönlichen, aus unlauteren Motiven herzuleitenden Angriff, wo möglich als ein Vergehen gegen die Kunst bezeichnen. Bei den Frauen ist derartige Verehrung eines Künstlers nicht zu tadeln, sondern selbstverständlich; es ist ja ein liebenswerthes Vorrecht der Frauen, daß sie künstlerische Leistungen und Persönlichkeit nicht trennen, daß sie über ihre Gefühle sich nicht Rechenschaft geben, sich ihren Sym- und Antipathien überlassen, ohne nach Gründen zu fragen. Aber was in Kunstfragen beim Weibe echt weiblich ist, das ist beim Manne weibisch oder aus anderen Beweggründen als dem wahren Kunstsinn zu erklären.

Seit Liszt sind keinem Künstler vom großen Publikum derartige glänzende Huldigungen dargebracht worden, wie dem genialen und allbeliebten Rubinstein. Sein Ruhm stieg von Jahr zu Jahr, und seine Einnahmen erreichten eine colossale Höhe. Allerdings lag der Schwerpunkt der Erfolge in der Wagschale des Pianisten, nicht in der des Componisten; seine größeren Werke, Opern und Symphonien fanden enthusiastische Aufnahme, wenn er sie dirigirte, die Huldigung galt mehr seiner Person, nicht seiner Schöpfung; und man konnte sagen, wenn er die

*) Heimtl spielte auf der Flöte a vista die Violinparthie der Bach'schen Sonaten für Clavier und Violine! Er war ein bildhübscher, gutmüthiger Mensch, ganz zerfahren, aber von den Frauen vergöttert. Die schöne Freundin eines reichen österreichischen Grafen wollte ihn heirathen nnd zum „soliden Mann" bilden. Auf einer Donaufahrt (1850) kamen sie in die Nähe eines Schießplatzes, eine unglückliche Kugel traf den Künstler, der in den Armen der verzweifelten Braut sein junges Leben endete.

*) Daß ihn Liszt an umfassendem Geiste, Genialität der Auffassung, Herzensgüte, besonders aber im Wohlwollen und Interesse für die Kunstbestrebungen Anderer weit überragte, sei gleich hier festgestellt.

Digitized by Google

Stadt verließ, in welcher er ein größeres Werk vorgeführt hatte, so reiste dieses mit ihm ab. Nur die Oper „Die Makkabäer" gewann in Berlin festen Halt, und wurde erst beseitigt, als die unersetzbare Trägerin der Hauptrolle, Frl. Brandt, die Hofoper verließ; die „Ocean-Symphonie" wird als ein höchst interessantes Werk immer wieder mit Theilnahme gehört werden; daß die Oper „Der Dämon" von der Bühne vernachlässigt wird, ist bedauerlich; sie ist, wenn auch in der Handlung nicht genug „dramatisch", bei weitem Rubinstein's genialste und bestgearbeitete Schöpfung.

Für den Geschmack und die Kunstrichtung des eleganten Publikums höchst bezeichnend ist es, daß Rubinstein überall die größten Triumphe bei seiner letzten Kunstreise 1885/86 feierte, als seine künstlerischen Leistungen unbestreitbar die ungleichartigsten — ich wähle das bestlautende Wort — waren, als er den Componisten ganz in den Hintergrund und den Pianisten voranstellte. Er gab sieben „historische" Concerte, in welchen er die Clavierliteratur aus alter bis zur neuesten Zeit (mit Ausnahme von Brahms) vorführte. Er zeigte darin das Großartigste, Unerhörteste an Kraft, Ausdauer und Gedächtnißstärke, spielte in manchem Concerte fast dreißig Stücke nacheinander. Aber sein Beethoven-Abend, in welchem er acht große Sonaten durch die rasendsten Tempi in den Zeitraum von dritthalb Stunden zwängte, zeigte von vollständiger Mißachtung dieser höchsten Schöpfungen des Genies, die in Jedem, der es redlich mit der Kunst meint, schmerzliche Gefühle erwecken mußte. Es erschien ihm gleichgiltig ganze Stellen im fortissimo wiederzugeben, bei denen Beethoven semper pp vorgeschrieben hatte, die Harmonie zu ändern u. s. w. Er hatte offenbar den Sonaten kein anderes Studium gewidmet, als das im Gedächtniß-Behalten benöthigte; den geistigen Inhalt unterwarf er vollständig seinen momentanen orgiastischen Stimmungen. Ich habe damals diese Entweihung des Evangeliums in einem längeren Artikel — mit allem schuldigen Respecte für seine großartigen Gaben und für einzelne Glanzmomente — besprochen, die Gefahren dargelegt, welche sie der Kunst durch Neigung zur Nachahmung bringt. Alle ehrenhaften Kritiker haben meine Bedenken getheilt, wenn sie denselben auch nicht so entschiedenen Ausdruck gaben. Auch will ich hier betonen, daß mir nicht eingefallen wäre, eine Verwahrung zu erheben, wenn Rubinstein in einem Concerte eine Sonate Beethoven's verfehlt vortrug; er hat in den siebziger Jahren einmal die große C-dur-Sonate sozusagen unter das Clavier geworfen, am selben Abend jedoch die Phantasien von Schumann, Schubert (Wanderer) und Mozart (Eingang der C-moll-Sonate) in geradezu unvergleichlicher Weise gespielt. Wer konnte da ehrenhafterweise auf jene eine verfehlte Leitung besonderes Gewicht legen? Aber wenn ein Künstler acht Sonaten Beethoven's nach einander vorführt, also zeigen will, wie er Beethoven spielt, dann muß er mit künstlerischer Sammlung vorbereitet sein, mit Weihe an die Erfüllung solcher Aufgaben treten, nicht mit nonchalanter Genialität. Doch das Publikum jubelte ihm überall zu, und gab ihm das Recht, seine Stimmung über Beethoven's Vorschrift zu stellen.

Diese in den letzten Jahren immer mehr hervortretende Nichtachtung der höchsten Kunstgesetze, die geringe Sorgfalt der Arbeit in seinen neuen Werken, auch seine unverhehlte, sehr oft unumwunden ausgesprochene Nichtanerkennung des so hochbedeutenden und durchwegs künstlerisch ernsten, von mir hochverehrten Brahms haben mich bewogen, von dem Schwarm der Weihrauchkesselschwenker immer mehr ferne zu bleiben, obwohl ich von den persönlichen Beziehungen nur das Beste sagen darf. Einen kleinen Zwischenfall im Jahre 1871 abgerechnet, hat Rubinstein mir gegenüber in den vierzig Jahren unserer Bekanntschaft immer dieselbe ernste, freundliche Haltung, Verläßlichkeit und Liebenswürdigkeit bewahrt, die ihm von jeher allüberall die größte Beliebtheit sicherte.

Ein Vergleich der Wesenheit Bülow's und Rubinstein's führt nicht allein zu psychologischen Prüfungen der Persönlichkeit, sondern zu weitergreifenden allgemeinen culturhistorischen Betrachtungen; denn die Beiden sind in ihrer ungleichartigen und entschiedenen Geistesrichtung und künstlerischer Kundgebung zu gleicher Zeit bedeutende eigenthümliche Individuen und auch urbildliche (typische) Vertreter einer Gattung. Rubinstein ist ein echtes Kind der russischen Gesellschaft, Bülow ist — das wird nun recht paradox klingen, soll aber später bewiesen werden — ein richtiger deutscher hyperidealistischer Künstler.

Bülow, von altadeligem Geschlechte entsprungen, widmete sich zuerst juristischen Studien; Leidenschaft für Musik, glühende Verehrung Wagner's bewogen den Zwanzigjährigen, seine ausgezeichnete musikalische Begabung zum Lebensberufe auszubilden. Mit eisernem Fleiße, mit unvergleichlicher Energie und Ausdauer erklimmte er die Höhen einer in ihrer Art einzigen Meisterschaft. Seine Wiedergabe der letzten fünf Sonaten Beethovens, die er fast ohne Unterbrechung nach einander aus dem Gedächtnisse zu Gehör brachte, war nicht etwa wie jener oben erwähnte Beethoven-Abend Rubinstein's eine erstaunliche Kraftäußerung mit einigen glänzenden Momenten, mit Wetterleuchten des Genies, sondern eine ganz hochkünstlerische Wiedergabe, eine wahrhafte Entsiegelung dieser sibyllinischen Bücher. Rubinstein, der Sohn sehr einfacher israelitischer moldauischer Bürgersleute, ward schon als neunjähriges Wunderkind in Europa berühmt; fast mühelos wandelte er den Weg zur Meisterschaft, denn die Natur hat ihn mit den reichsten Gaben nach allen Richtungen ausgestattet; und trotz der Ungleichheiten in seinen Vorträgen hat er die Bewunderung, ja das Entzücken selbst der strengeren Beurtheiler erregt — wer wollte sich den Eindruck dieses herrlichen, vollen, aller Färbungen fähigen Anschlages, dieses dämonischen Feuers, dieses Schwunges der Auffassung entziehen, so lange nicht das Heiligste mit ungeweihter Hand angetastet ward? Bülow, der sich erst spät der Künstlerlaufbahn widmete, hat gerade in den Disciplinen, welche lange von Jugend auf geübte Hantierung verlangen, im Lehrfache, in der Leitung des Orchesters Bewunderungswürdiges geleistet. Seine Ausgaben Beethoven'scher Compositionen und unzähliger Studienwerke zeugen von tiefstem gründlichsten Eindringen und praktischem Blicke. Und was hat er als Dirigent vollbracht! Seine Führung von „Tristan und Isolde" in München, von „Carmen" in Hannover ist noch unvergessen. An die Spitze der kleinen Meininger Hofcapelle berufen, deren Existenz kaum bekannt war, deren beste Mitglieder keine höhere Anerkennung beanspruchten, als gute Musiker zu sein, trat er nach zweijähriger Thätigkeit mit ihr in die Oeffentlichkeit und bot Leistungen, welche durch unfehlbare Sicherheit, durch Feinheit und Schwung selbst den verwöhntesten Hörer zur lautesten Bewunderung hinrissen; es war, als ginge ein elektrisches Fluidum von seinem Tactstocke aus, und die überlegene Festigkeit und Sicherheit dieses sonst so übernervösen Mannes erscheint ein Räthsel! Rubinstein, der so viel ruhigere, ist ein sehr erregbarer Dirigent. Selbst seine großen Verehrer unter den Sängern beiderlei Geschlechtes, die seine Opern fleißig vorher studirten, bevor er an das Dirigentenpult trat, fürchteten seine Aufgeregtheit und Unsicherheit im Zeitmaße. Und die Aufführung der achten Symphonie Beethoven's, die er auf dem Rheinischen Musikfeste in Düsseldorf 1872 leitete — das Orchester bestand aus den tüchtigsten Künstlern — gehörte nicht zu den besten; wie glanzvoll ward sie von der kleinen Meininger Capelle unter Bülow wiedergegeben!

Als schaffender Künstler hat Bülow nur wenig geleistet, aber Interessantes, ernsthaft Gearbeitetes. Von Rubinstein dagegen existiren wohl an 115 oder mehr Werke, darunter manche für Clavier, die zehn bis zwanzig einzelne Nummern zählen, viele Opern, zwei Oratorien, viele Lieder, Concerte u. s. w. In fast jedem seiner größeren Werke finden sich Gedankenblitze, die nur aus einem genialen Kopfe leuchten konnten. Das Thema des Finale seiner „dramatischen Symphonie" ist eines Großmeister der Tonkunst würdig. Seine Oceansymphonie hat überall beste verdiente Aufnahme gefunden, seine fünfte (russische) Symphonie sprudelt von geistreichen Einfällen, seine geistliche Opern „Thurm von Babel", „Sulamith", die Opern „Makkabäer", der „Dämon" selbst der „Feramors" enthalten schöne Nummern; manche seiner Lieder sind über die ganze Welt verbreitet; die meisten seiner Clavierconcerte, Trio's, Sonaten bieten vieles Interessante, und manche seiner Salonstücke gehören zu den anmuthigsten der Gattung. Wenn nun ein so überaus reich ausgestatteter Künstler dennoch nicht die unbedingte Zustimmung der Künstler und Kenner gewann, vielmehr berechtigte Bedenken erweckte, hier und da sogar eine unverdient geringe Würdigung seiner Werke begegnen mußte; wenn seine Opern sich nicht auf den Bühnen erhalten, seine Symphonien nur sehr selten in den Programmen der Orchesterconcerte erscheinen, wenn er entschieden als Pianist unvergleichlich größere Erfolge erzielte, so liegt ein Hauptgrund in der Wechselwirkung zwischen seiner Wesenheit und der russischen Gesellschaft, in welcher

Digitized by Google

er seit seinem zwanzigsten Jahre lebt und webt, zu der er nach jedem Triumphe zurückkehrt. In ihr fühlt er sich am meisten heimisch, und ihr sagt sein Wesen am besten zu. Rußland ist der jüngste Civilisationsstaat in Europa; aber er hat durch Kunst der Diplomatie und durch Waffengewalt unglaubliche Macht und Einfluß auf alle Verhältnisse gewonnen; so auch hat die russische Gesellschaft sich in einer Weise entwickelt, daß sie in Eleganz der Formen, im Raffinement geistiger und materieller Genüsse, sich den ältesten Staaten gleichstellt, ohne dabei die nationale Denkart im mindesten zu ändern. Keine Nation besitzt eine derartige Leichtigkeit, fremde Sprachen mit voller Sicherheit zu handhaben, fremde Literatur und Kunst aufzufassen, wie der Russe, keine ist in ihrem Denken und Trachten von den Einflüssen fremder Civilisation unberührter geblieben als der elegante Russe. Mag er für deutsche oder italienische Musik schwärmen, englischer oder französischer Literatur den Vorzug geben, realistischer oder idealistischer Malerei seine Neigung schenken, aus Hegel oder Schopenhauer philosophische Ansichten und Phrasen schöpfen, Alles das wird an seiner ursprünglichen Sinnesart nichts ändern. Die Kunst wird ihm die angenehmste geistig-sinnliche An- und Aufregung nach bloß materiellen Genüssen sein; was ethische Anschauungen der Kunst und des Lebens betrifft, so lehrt ihn die Geschichte seines Landes in der inneren Entwickelung wie in den Beziehungen zu anderen Ländern, daß Ausdauer, Energie und gänzliche Unbekümmertheit um alles Andere am sichersten zum Ziele gelangen; er ist auch überzeugt, daß seinem Lande die Zukunft gehört — in dieser Ueberzeugung treffen der erzconservative, strenggläubige Russe mit dem Dynamit-Nihilisten zusammen. In einer Gesellschaft, welche ohne culturhistorische organische, allmähliche Entwickelung so schnell in den Besitz der durch die letzten Anregungen der Civilisation, durch den Luxus geschaffenen Genüsse gelangt ist, die immerwährende, durch künstliche Reizmittel beförderte Erregung anstrebt, sich zwischen Enthusiasmus und Abspannung bewegt, in einer solchen Gesellschaft wird der Künstler leicht verleitet, das Genialische*) über das Künstlerisch-Einheitliche zu setzen, neben glänzenden Einfällen Banales, Abgebrauchtes stehen zu lassen; er verliert alle Selbstprüfung, und widmet dem Formellen, der schematischen Arbeit der Durchführung des musikalischen Gedankens, der Instrumentation nicht die Sorgfalt, ohne welche ein wahres Kunstwerk nimmer geschaffen wird. Und wenn nun Rubinstein's persönliche Neigungen in vielen Dingen denen der ihn umgebenden Gesellschaft ganz entsprechen, wenn er ihr durch seine eheliche Verbindung und seine Stellung angehört**), so ist es leicht erklärlich, daß die Eindrücke sich in seinen Werken wiederspiegeln, und daß diese eine Ungleichheit zeigen, welche über den Glanz der einzelnen Gedanken einen oft ganz verdunkelnden Schatten wirft. So erscheint es auch leicht erklärlich, daß die Werke mancher weniger reich begabten Componisten viel nachhaltigere Wirkung üben — sie sind eben künstlerisch einheitlicher und sorgfältiger gearbeitet.

Bülow ist ein Deutscher, ein schrullenhafter, aus allen Gleisen fahrender, manchmal bis zur Thorheit querköpfiger, aber echter Deutscher, weil eine Individualität wie die seinige überhaupt nur in Deutschland geboren werden und sich entwickeln kann. In jenem anderen Lande dürfen auch die unbändigsten Sonderlinge nicht die eigene Nation angreifen, wenn sie nicht vollständige Vereinsamung ertragen wollen. Aber in Deutschland findet größte Rücksichtslosigkeit, Verachtung der öffentlichen Meinung in Wort und That nicht bloß Entschuldigung, sondern vielfache Anerkennung, ja Bewunderung, weil die Flagge „Individualismus" und „Idealismus" bei uns alle möglichen Ladungen deckt. Das Hauptwerk Schopenhauer's blieb unbeachtet, bis er in seinen kleinen und trefflich geschriebenen Aufsätzen „Parerga und Paralipomena" unbändig schimpfte; Richard Wagner gesteht in seiner Widmung an Frau von Muchanoff, daß erst sein Pamphlet „Judenthum in der Musik" die Aufmerksamkeit der Leserwelt auf seine anderen Schriften gelenkt hat. Zu Bülow's großem Verdienste muß hier bemerkt werden, daß seine Angriffe auf Andere nicht wie bei jenem Philosophen und beim Dichtercomponisten persönlichen Motiven entsprangen; die Beiden haben die ärgsten Invectiven geschleudert oder durch ihre Trabanten schleudern lassen gegen die, welche ihnen Anbetung verweigerten oder sonst unbequem erschienen. Bülow aber hat um seiner Interessen willen fast nie Jemanden angegriffen; doch wenn Einer, den er hoch ehrte, eine seiner Ansicht nach nicht genug laute Anerkennung fand oder gar beleidigt wurde, da schlug er um sich, ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht, unbekümmert, wen er gerade treffen mochte. Er ist eben ein hyperidealistischer Deutscher trotz all seiner Koketterie mit Ausländischem, trotz seiner oft unvernünftigen Ausfälle auf deutsche Art und Anschauungen. Wäre er gleich bei seinen Anfängen auf jenen allgemeinen Widerstand gestoßen, den andere Nationen gerne spüren lassen, so hätte er gewiß seinen Geist minder originellen Aeußerungen zugewendet. Ich will diese nicht entschuldigen, nur aus den allgemeinen culturhistorischen Verhältnissen erklären. Das Verhalten Bülow's und Rubinstein's bei ihrem öffentlichen Auftreten erschien mir immer wie ein psychologisches Räthsel. Rubinstein, der fast ohne Vorbereitung spielt, und sich ganz den monotonen Regungen überläßt, sieht aus wie ein ganz in Musik Versunkener; nicht bloß das Auge der Frauen betrachtet diesen merkwürdigen Kopf und die poetisch ausdrucksvollen Zügen mit Interesse — er behandelt manchmal die weihevollsten Werke der Tonkunst willkürlich unpoetisch, sieht aber begeistert aus. Bülow dagegen, der immer ganz ernsthaft, mit weihevoller Sammlung an die Lösung seiner Aufgabe tritt, blickt manchmal um sich und hinab in das Publikum, als dächte er gar nicht an die Musik, und wollte mit irgend Jemandem Streit beginnen! Welch eine räthselhafte Erscheinung! Fast unerschöpflich wird der Stoff der Betrachtungen über die beiden Künstler, wenn man die jetzige Gestaltung des Kunstlebens, die dabei wirkenden Hebel, die Gruppen, die Beziehungen des Künstlers zum Publikum mit hineinziehen wollte.

Rubinstein ist ein vielseitiger, genialer, allgemein gefeierter Künstler; das große Publikum erträgt seine Fehler gern, selbst wo dieselben den wichtigsten höchsten Kunstgesetzen widersprechen, will sie gar nicht erörtert wissen. Bülow ist eine nicht so reiche, aber durchaus geistvolle, tiefe Künstlernatur; alle *seine* Fehler sind die eines Mannes, der persönliche Beliebtheit nicht anstreben kann; wie hochkünstlerisch müssen nun seine Leistungen sein, auf welch künstlerisch sittlichem Boden müssen sie stehen, daß man jene Fehler ganz übersieht!

*) „Pour la musique il faut avoir le diable au corps" äußerte er scherzhaft oft.

**) Rubinstein ist geadelt; seine Gemahlin ist die Schwester der Frau v. Arapoff, die einst in Berlin, wo ihr Mann als Gesandschaftsrath angestellt war, zu den gefeierten Damen zählte; er gehört also fast zur Aristokratie.

Aus der Hauptstadt.

Unsere Theater.

Die Saison ist zu Ende. Der Schluß fast aller reichshauptstädtischen Bühnen steht bevor. Da mag es an der Zeit sein, an dieser Stelle einmal die künstlerische Bilanz des verflossenen Winterhalbjahres zu ziehen. Deficit überall. Die Hofoper fand mit ihrer sorgfältig vorbereiteten pièce de résistance, Rüfer's „Merlin", nur eine laue Aufnahme; das Königl. Schauspielhaus hielt einen durch nichts gestörten Winterschlaf; das Wallnertheater erfreute sich erst zuletzt mit einer Berliner und einer französischen Posse eines gewissen Erfolges; im Friedrich-Wilhelmstädtischen- und Walhalla-Theater wollte keine einzige der neuen Operetten einschlagen; das Victoriatheater endete kläglich die Reihe seiner Durchfälle mit dem geistlosen Ausstattungsstück, „Das 20. Jahrhundert". Am Besten, aber ohne eigentlichen Treffer überstand das Residenztheater diese schwierigen Zeitläufte. Auch das Deutsche Theater kann sich nicht sonderlich brüsten. Der Erfolg von Blumenthal's „Schwarzem Schleier" erwies sich nicht als nachhaltig, woran übrigens auch die unglückliche Besetzung der Hauptrolle die Schuld tragen mag. In seiner Genügsamkeit erklärte sich das Publikum schon von den nichtigen „Goldfischen" befriedigt. Den einzigen großen Erfolg hatten Gäste von auswärts: die Meininger mit ihrer geschmackvollen Ausstattung der „Jungfrau von Orleans", wobei wenigstens die

Digitized by Google

Darstellerin der Titelrolle auch einen schauspielerischen Sieg errang. Den eigentlichen Ausländern ging es minder gut. Sir Sullivan's Oratorium fiel ebenso durch, wie seine paradistische Operette „Patience", und Ibsen fand mit den „Gespenstern", dem „Volksfeind" und „Rosmersholm" nur bei der Claque einer vorlauten literarischen Clique Beifall und nach der ersten Aufführung leere Häuser — ganz wie es in Augsburg und München der Fall gewesen. Nur um wenig besser wollte es den Franzosen glücken. „Georgette" erreichte die fast obligatorische 100. Aufführung nicht, Feuillet's „Chamillac" war ein unerbittlicher Durchfall, und nur die „Nachbarinnen" von Raymond hielten sich im Wallnertheater einige Zeit über Wasser. Kurz, überall Mißerfolge für Bühnenleiter und -schreiber. Kein Wunder, daß eine allgemeine kleine Umwälzung an beinah sämmtlichen Bühnen sich vorbereitet. Die Directoren wechseln und mit ihnen hoffentlich auch der Unstern. Victoria-, Walhalla- und Residenztheater bekommen neue Leiter und ändern zum Theil ihre künstlerische Richtung. Director Steiner verläßt Berlin, um das Wiener Carltheater zu übernehmen, und damit werden wir von dem verderblichen Pleonasmus zweier Operettenhäuser befreit. Dagegen bleibt der rührige Leiter des Wallnertheaters, Herr Hasemann, noch knapp vor dem Abschiede seinem Kunstinstitut erhalten. Herr Anno, der das Residenztheater wieder in Flor gebracht hat, wird Director des Kgl. Schauspielhauses.

Diese Bühne leidet noch schwer unter den Nachwirkungen des Systems Hülsen, dem es gelungen war, so ziemlich jeden künstlerischen Geist und Zug daraus zu vertreiben. Graf v. Hochberg, der neue Intendant, fand ein ganz im Verfall befindliches Institut vor. Er bringt einen schönen Eifer und namentlich für die Oper ein feines Verständniß mit. Ein schweres Amt! Er soll die gerechten künstlerischen Ansprüche befriedigen und nach oben neue Lasten vermeiden; dabei kämpft er gegen eine mächtige Partei bei Hofe, die Launen und Empfindlichkeiten einer durch eine lange Protectionswirthschaft verwöhnten Künstlerschaar, die bureaukratisch engherzigen Traditionen einer nur auf den Beamtenton gestimmten Administration, die zahllosen Obliegenheiten einer exponirten Stellung als Leiter fünf königlicher Bühnen, die rücksichtslose Controle einer mit Fug ungeduldigen und strengen Kritik. Da werde man nicht nervös, da begehe ein Neuling auf den heißen Brettern keinen Fehltritt! Schon die ersten Schritte waren gestolpert. Das an sich lobenswerthe Prinzip, die nicht immer zweifellosen Dienste der Theateragenten durch directe Verhandlungen mit den Künstlern entbehrlich zu machen, führte gleich anfangs zu Ungeschicklichkeiten bei neuen Engagements. Unglücklich, wie sich schon jetzt herausgestellt, war ferner die Wahl eines Chordirigenten zum ersten Kapellmeister, wodurch die Verhandlungen mit zwei renommirten Musikern, welche sich begreiflicherweise durch das Monopol eines Anderen auf die Leitung klassischer Opern gehemmt fühlten, scheitern mußten. Ferner kleinliche Vorschriften, wie die lächerliche Maßregelung des armen Buchstaben G auf dem Wege einer gedruckten Verordnung, statt einer an sich ja verdienstvollen Erstrebung einer einheitlichen Aussprache auf den Proben. Dagegen ist die allgemein getadelte Ausweisung eines berühmten Pianisten, wie uns versichert wird, ganz und gar nicht auf das Schuldconto des neuen Intendanten zu setzen, das schon schwer genug belastet ist. Aber bei so vielen Fußangeln tritt der Gewandteste fehl. Selbst ein vollendeter Cavalier wird alsdann Augenblicke haben, wo er die angeborene Galanterie vergißt und Liebhaberinnen und Naive an ihren Taufschein erinnert, oder wo er erst durch ein hohes Machtwort daran gemahnt wird, daß Herr Liedtke nun einmal das Privilegium der ewigen Theaterjugend genießt. Nun, damit scheint die Zeit der Fehltritte vorüber zu sein. Der Herr Generalintendant hat es seinen Anhängern lange schwer gemacht, seine Absichten zu errathen und zu vertheidigen, und sich zur Sammlung und Vorbereitung redlich Zeit gelassen. Erst kurz vor Ende der Saison trat er mit einigen künstlerischen Thaten hervor. Die Annahme und Aufführung eines Stückes von Wildenbruch — selbst wenn es keinen Erfolg erzielt, wie der „Fürst von Verona" — ist eine Ehrenpflicht der Berliner Hofbühne, und auch mit der Aufführung des Wallenstein hat Graf Hochberg sich künstlerisch legitimirt. Obwohl keine Freunde dieser prunksüchtigen Betonung des decorativen Beiwerks, können wir doch nicht umhin, diese Vorstellungen als verheißungsvolle Abschlagszahlungen zu betrachten. Endlich einmal ein liebevolles Herausarbeiten des künstlerischen Gedankens, ein harmonisches Zusammenklingen der Einzelleistungen, eine feinfühlige Besetzung, kurz das sichtbare Walten einer geistvollen Regie. Manches war freilich den gerade in der gewaltigen Trilogie groß da stehenden Meiningern bloß nachempfunden, aber wenigstens mit Geschick, und in vielen Einzelnheiten verriethen sich doch wieder ein schöpferischer, feiner Kunstverstand und ein künstlerisches Auge, das wir seit Jahren im Schauspielhause vermißt haben. Auch in den neuen Engagements scheint der angehende Intendant eine glückliche Hand zu verrathen. Frl. Barkany sahen wir ruhig scheiden. Ersatz für sie ist schon hinreichend da oder in Sicht. Frau Seebach-Niemann wird mit der Zeit gewiß auch völlig als Meisterin von dem Rollenfach der unvergeßlichen Frieb-Blumauer Besitz nehmen, wenn sie erst einige allzu gretchenhafte Minauderien und amerikanische Schlager sich abgewöhnt haben wird. Auch für den sehr conservativ gewordenen Herrn Kahle dürfte das Engagement eines zweiten Charakterspielers, das des reichbegabten Max Grube, der mittlerweile hoffentlich seine in den großen Tragödienstil wenig passenden Detailüberladungen à la Haase ablegt, ein nützlicher Ansporn sein. Namentlich aber verspricht der eben mit großem Erfolge gastirende Hamburger Heldenspieler Matkowsky einst eine Zugkraft ersten Ranges zu werden. Von einigen Fehlern abgesehen, bringt er echte lodernde Leidenschaft, scharfe Charakteristik, ein wohllautendes Organ und eine prachtvolle Diction mit, die auch im Wirbelwind der Affecte keine Silbe verschluckt. Der größte Mangel des ohne Zweifel genial veranlagten Schauspielers ist, daß er, wie der gebildete Hausknecht, bloß „kommt um zu gehen," indem er sein Engagement erst in — — drei Jahren antreten kann. Wird er bis dann, mit dem alten Homer zu reden, das heilige Feuer (σπερμα πυρός) nicht hinweggetragen und verpufft haben?

Von den wohlthätigsten Folgen für unsere Hofbühne dürfte der Bruch zwischen dem Intendanten und dem artistischen Director sein. Daß Herr Deetz, obwohl ein Schüler des unvergeßlichen Heinrich Marr, sich in dieser wichtigen Stelle an einer ersten Hofbühne so lange Jahre behaupten konnte, war nur unter einem Herrn v. Hülsen möglich. Auch Graf Hochberg hätte zuallererst mit dessen Entlassung debutiren sollen. Nicht nur mangelt Herrn Deetz als Inscenesetzer jeder feinere Geschmack, sondern auch alle höhere literarische Bildung. Die Schneidigkeit des ehemaligen Lieutenants pflegte er bei jeder Gelegenheit herauszukehren, auch im Verkehr mit den Bühnendichtern, die er auf den Proben gar nicht zu dulden geruhte. Er hat sich darob nach einander mit Paul Heyse, Richard Voß, Wildenbruch u. A. entzweit und dadurch der Hofbühne manche schätzenswerthe dichterische Kraft entfremdet; ein künftiger Heyse-Biograph z. B. wird einst einen pikanten Briefwechsel zwischen dem Dichter und dem Berliner Inscenesetzer des „Alkibiades" zu veröffentlichen haben. Sein Nachfolger, Herr Anno, der von der Pike auf beim Theater gedient hat und selbst Bühnendichter ist, bringt jedenfalls gewinnendere Formen mit. Zwar hat er im Residenztheater nur etwa bei Anlaß eines Gastspieles einmal ein classisches Stück inscenirt, es ist jedoch anzunehmen, daß er unter günstigeren Verhältnissen auch großen Aufgaben mit jenem Geschmack und Geiste gerecht wird, die seine mises-en-scène französischer Bühnenstücke auszeichnete. Die Stellung eines „artistisch-technischen" Directors an unserer Hofbühne ist schwierig und wenig dankbar, denn ein solcher hat stets den Intendanten über sich und alle Ehren werden diesem, alle Mißerfolge werden jenem zugeschrieben werden. Aber wenn es Herrn Anno gelingt, die vielen Klippen gleich anfangs zu umgehen und par droit de conquête jene Autorität zu gewinnen, die für ein selbständiges Auftreten nothwendig ist, so wird er sich halten und mit der Zeit auch behaglich fühlen können. Jedenfalls hat die Kritik die Wahl dieses intelligenten und rührigen Theatermannes mit Recht sympathisch begrüßt. Möge es ihm gelingen, dem schwer geprüften Hoftheater die ihm gebührende Stellung der leitenden deutschen Bühne wiederzugeben!

Allein große Dinge schlummern noch in der Zeiten Hintergrunde. In das bisherige Operettenheim des Walhallatheaters soll die edle Muse des Volkes ziehen. Ludwig Barnay wird dort sein „Volksschauspielhaus" für die unteren Hunderttausende ansiedeln. Natürlich wird er den Begriff des Volksstücks möglichst weit ziehen müssen, so weit, daß sein Repertoire dem der anderen Schauspielhäuser zum Verwechseln ähnlich sein wird. Einmal das ganze classische Repertoire in jener pracht- und

Digitized by Google

pietätvollen Darstellung, an die uns schon der von Barnay inscenirte „Don Carlos" im Deutschen Theater gewöhnt hat. Dann das moderne Repertoire, möglichst viel Neues, denn nur aus der lebendig sprudelnden Quelle gewinnt ein Theater seine beste Lebenskraft. Französische Ehebruchsstücke werden zu vermeiden sein. Im Ganzen, wie schon gesagt, dürfte es sich wohl im Grunde nur um eine neue Concurrenz des Schauspielhauses und Deutschen Theaters handeln. Namentlich auf das letztere scheint es abgesehen, denn Herr Barnay, der ehemalige Mitbegründer und Societär jener Bühne, hat keine Ursache, besonders zärtliche Gefühle für dasselbe zu nähren. Es ist ihm denn auch schon richtig gelungen, nicht nur seinen ehemaligen Collegen Friedrich Haase, sondern neben diesem auch die besten Stützen des Deutschen Theaters wegzuengagiren: Hedwig Niemann-Raabe, deren Name auf dem Theaterzettel allein schon genügt, um volle Häuser zu machen, Frl. Haverland, Kainz (vom Herbst nächsten Jahres ab) und vivant sequentes. Rechnet man hinzu, was auch das Schauspielhaus dem Deutschen Theater an Kräften z. B. Frl. Jürgens, Oscar Höcker u. A. weggenommen hat, so begreift man, daß die Societäre dieser Bühne ihren Collegen Förster, der einen Ruf an's Burgtheater erhalten, um keinen Preis seiner Verpflichtungen entbinden wollten. Es muß den Herren, die sich so lange schöner concurrenzloser Zeiten erfreut, nachgerade unbehaglich zu Muthe werden. Alle ihre stars sind fort oder im Begriffe zu schwinden. Es bleiben fast nur noch Friedmann und Herr Förster, der ein ausgezeichneter Regisseur ist, sich jedoch leider den darstellenden Künstler nicht abgewöhnen will. „Leichengeruch" hat Ludwig Speidel schon am Eröffnungsabend des Deutschen Theaters gewittert; heute kann man jedenfalls constatiren, daß die Bühne nicht entfernt gehalten hat, was sich ihre Freunde von ihr versprochen, und daß sie längst zu einem Theater zweiten Ranges herabgesunken ist. Ihre causa movens war selten die Kunst, sondern nur die Kasse. Ihrem einzigen Verdienst, das schöne Talent Blumenthal's gefördert zu haben, steht ein langes Sündenregister gegenüber. Die beiden talentvollsten tragischen Dichter Wildenbruch und Richard Voß wurden durch rücksichtsloseste Behandlung verscheucht; daß Heyse ein Dramatiker sei, gelang nicht zu erweisen, und der modernen Production entnahm man mit Vorliebe nur billige Einacter und L'Arronge'sche Erzeugnisse, z. B. die schauerliche „Lorelei". Einzig für die nicht tantièmepflichtigen Classiker schien man sich einigermaßen zu erwärmen, ohne rechte Gegenliebe zu finden. Seit dem Abgange Barnay's ging es mit diesen Inscenirungen rasch bergab — wir erinnern nur an den mißrathenen Macbeth, an Emilia Galotti und andere Unglücksfälle —, denn Herr Förster ist ein ausgezeichneter Regisseur nur für das moderne Schauspiel. Da nun die kleinen Herren des Deutschen Theaters unter sich sind, wird es einer Concurrenzbühne nicht schwer werden, die künstlerische Erbschaft jenes idealen Deutschen Theaters anzutreten, das eigentlich niemals gelebt hat. Das Publikum wird aus diesem edlen Wettbewerb den meisten Vortheil ziehen, und darum heißen wir eine dritte Schauspielbühne von Herzen willkommen.

Doch da steigt in schon bald greifbaren Formen ein viertes, ganz neues Komödienhaus vor den Blicken der theaterfrohen Berliner empor. Oscar Blumenthal mag der richtige Gedanke, daß die Societäre des Deutschen Theaters vornehmlich seinem dramatischen Geschick ihr Glück verdanken, dazu angeregt haben, eine eigene Schauspielbühne zu bauen, welche noch nicht getauft, aber vom Volksmund bereits kurz und treffend das Blumenthal-Theater benannt worden ist. In seinem vorläufigen Programm hat der erfolgreiche Dramatiker von einem „Theater der Lebenden" gesprochen, welches vor Allem der modernen Production gerecht werden will; wir gehen aber wohl nicht fehl mit der Annahme, daß Blumenthal dabei in erster Linie an seine eigene Schaffenskraft gedacht hat. Er wird der Hausdichter seines Hauses sein. Sehr zum Schaden des kleinen Residenztheaters, das kaum einer solchen Concurrenz gewachsen sein dürfte, wird er nebenbei sein Augenmerk auch auf die französische Dramenfabrik richten. Bereits verlautet, daß er mit den bewährtesten Pariser Autoren Verträge abgeschlossen habe. Zu ihnen werden sich die deutschen Bühnendichter gesellen, die dem warmherzigen Appell ihres Collegen gewiß gerne Folge leisten dürften. Jedenfalls war es ein trefflicher Einfall Blumenthal's, sich als Societär und artistischen Director die gewaltige Arbeitskraft, den Geschmack und das theatralische Wissen eines Ernst Possart beizugesellen. Possart ist ohne alle Frage, man mag über ihn als Schauspieler und Mensch urtheilen wie man will, der beste deutsche Regisseur. Wer die Leistungen der Münchener Hofbühne zur Zeit seiner unumschränkten Herrschaft gesehen hat, wird uns beipflichten. Wenn es im Interesse des gemeinsamen Unternehmens gelingt, Possart als Darsteller jene edle Mäßigung aufzuerlegen, die dieser öfter vermissen läßt, und als Bühnenstrategе das ewige Intriguiren und die Sucht nach Sonderstellung abzugewöhnen, so wird er aus dem Blumenthal-Theater gewiß eine wahre Musterbühne machen. Freilich liegt der Schwerpunkt seiner Begabung mehr auf dem Gebiete der klassischen Tragödie, und da wird das „Theater der Lebenden" mit seinem Programm in Conflict und den übrigen drei Schauspielhäusern in arge Concurrenz gerathen. Aber jenes steht am Ende ja nur auf dem Papier und wird in Anbetracht unserer schwachen Bühnenproduction gewiß bald Einschränkung erfahren, und der Wettkampf dürfte ohnehin ein außerordentlich heftiger werden. Man hat leicht eine Arbeitstheilung vorzunehmen und dem Schauspielhause etwa die Pflege des klassischen Dramas in Meininger Ausstattung, dem Deutschen Theater das höhere moderne Repertoire, dem Volksschauspielhaus das Volksstück und dem Blumenthal-Theater die leichtere französische und deutsche Production unserer Tage zuzuweisen, der Kampf ums Dasein wird alle Fächer verwischen und einen rücksichtslosen Wettstreit hervorrufen, der die Kunst vielleicht fördert, dem Publikum jedenfalls angenehm ist und für die Production ermunternd sein wird. Der Schwache wird eben unerbittlich dabei zu Grunde gehen.

Vier Schauspielbühnen! Aber noch scheint die Theatergründungsepidemie nicht zu Ende, denn schon regt sich ein neues Project: Das internationale Theater. Kein schlechter Einfall, denn die echt deutsche Vorliebe des Berliners für fremdländische Erzeugnisse, wie das Beispiel der Pariser, von Ibsen, Sullivan ꝛc. beweist, motivirt schon hinreichend eine solche Speculation. Hier sollen auch die ausländischen Gäste auftreten, die Rossi und Salvini, Booth und Coquelin, Sarah Bernhardt und Gorewa. Und wenn die Hofschauspiele die Concurrenz des Deutschen Theaters, des Residenztheaters, des Volksschauspielhauses und des neu zu erbauenden Blumenthal-Theaters auszuhalten haben werden, warum soll der Hofoper, welcher die alljährlichen Opernsaisons im Kroll'schen Theater keinen sonderlichen Eintrag thun, nicht auch einmal eine ernsthafte Nebenbuhlerin erstehen? Und wo die Idee ist, da steht heute bei uns auch schon der Plan auf dem Papier. Ein zweites ständiges Operninstitut, ein Volksopernhaus, soll im Entstehen begriffen sein. Ein imposantes Opernensemble, das durch 6—8 Monate echt künstlerische Genüsse bietet, soll zusammengebracht werden; Mitglieder des Opernorchesters und bekannte Musikkritiker interessiren sich, wie es heißt, dafür, und auch gewichtige Financiers garantiren angeblich die Lebensfähigkeit und Solidität des Unternehmens. Ja ja, Berlin ist Theaterweltstadt, und wenn auch dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel und die Theater nicht über die ganze Reichshauptstadt wachsen, so stehen doch unserer Kritik jedenfalls noch bedenklich viele schöne Abende bevor.

Z.

Notizen.

Auch von der neuen Ausgabe von Heine's Sämmtlichen Werken, die das Bibliographische Institut in Leipzig (in 6 Bänden) herausgibt, liegt nunmehr der schön gebundene erste Band uns vor. Nicht nur ihres billigen Preises und ihrer sehr sorgfältigen Ausstattung, auch ihres kritischen Werthes wegen darf diese Ausgabe Anspruch auf Beachtung erheben. Sie schließt sich in der Anordnung der Schriften möglichst getreu den vom Dichter selbst besorgten Einzelausgaben an, beseitigt zahlreiche willkürliche Aenderungen und Verderbnisse des Textes und ist von E. Elster, dem Herausgeber, mit guten Einleitungen, erläuternden Anmerkungen sämmtlicher Lesarten versehen worden. Eine allgemeine Einleitung, die eine Biographie und eine zusammenfassende Würdigung der dichterischen Bedeutung Heine's enthalten wird, sowie einige Autographen und ein bisher noch nicht veröffentlichtes Bild des Dichters sollen diese elegante und handliche Ausgabe abschließen.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Aus Frankreich.

Bilder und Skizzen

von

J. C. Petersen.

30 Bogen. Brosch. **5 Mark**, hochelegant gebunden **6 Mark**.

Dieses hochinteressante Buch ist zu haben in allen Buchhandlungen und in J. Zenker's Verlag in Berlin, Wilhelmstraße 12.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

In unserem Verlage erschien:

Geschichte unserer Zeit

von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges.

Von **Arnold Ruge.**

gr. 8. geh. Ladenpreis 5 Mark.

Dieses Werk aus dem Nachlasse **A. Ruge's**, des berühmten Uebersetzers von **Buckle's „Geschichte der Civilisation in England"** verdient die Aufmerksamkeit der Gebildeten aller Stände in besonders hohem Grade. Sowohl die Eigenart der Darstellungsweise **Ruge's**, als auch die Originalität seiner Gedanken verleihen dem Buche einen hohen und bleibenden Werth.

Verlagshandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Skizzen zur Rheinischen Geschichte

von

Karl Lamprecht,

Prof. an der Universität Bonn.

8°. Eleg. brosch. 4 M. 50 Pf. In Leinwand geb. 5 M. 75 Pf.

Als Frucht langjähriger Studien bietet der bekannte Forscher Rheinischer Vergangenheit im gefälligen Gewande dieser sieben frisch geschriebenen Skizzen einen vollen Einblick in die Entwickelung des Rheinlandes, die in ihren Hauptmomenten in ansprechender und leichtverständlicher Darstellung vorgeführt wird. Dank der glücklichen Befähigung ihres Verfassers, die Resultate exact wissenschaftlicher Forschung in eleganter, im besten Sinne populärer Form darzubieten, werden diese Skizzen zur **ersten wirklich lesbaren Rheinischen Geschichte** die wir besitzen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Otto Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung. Erster Band: Dichtung der Republik. gr. 8°. VIII u. 348 Seiten. M. 7.—

Hermann Baumgart, Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. gr. 8°. XII u. 735 S. M. 10.—

L. Arndts von Arnesberg, Juristische Encyklopädie und Methodologie. Achte Auflage, nach des Verfassers Tode besorgt von Dr. Erwin Grueber. 8°. 88 Seiten. M. 1. 50.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Hofrat Dr. Georg Schanz, Professor der Nationalökonomie an der Universität Würzburg. Vierter Jahrgang. Erster Band. gr. 8°. IV u. 568 Seiten. M. 12.—

Martin Greif, Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 159 Seiten. M. 2. 50.

Martin Greif, Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 117 Seiten. M. 2.—

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in den Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Entwickelung.

Eine sozialphilosophische Darstellung

von

Leopold Jacoby.

Zweite Auflage.

I. Theil 2 M 50 Pf. II. Theil 3 M.

Zürich 1886.

Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Augenblicksbilder

in Photographie und Lichtdruck.

Schnellseher

zur Umsetzung der Serien in die Bewegung.

Moment-Apparat

für Amateure und Touristen.

Moment-Verschluss in allen Grössen.

Gesammt-Katalog mit 2 Probebildern franco gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken.

Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Bücherfreunden sendet die Verlagsbuchh. O. Hendel in Halle a/S. d. Verzeichnis der **Bibliothek der Gesamtlitteratur**, welche das Beste der in- u. ausl. Litteratur zum Preise von **25 Pf.** pro **einzeln käufliche** Nummer in guter Ausstatt. bietet, **gratis u. portofrei!**

Ein **Schriftsteller**, mit buchhändl. Vergangenheit, dessen novell. Arbeiten in angesehenen Zeitungen zum Abdruck gelangten, **sucht** an einer **Berliner** Zeitung oder Zeitschrift bei **sehr bescheidenen** Ansprüchen **Anstellung.** Eintritt event. sofort. Gütige Off. unter **Z. 38** durch die Expedition erbeten.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Zur Moral der literarischen Kritik

Eine moralphilosophische Streitschrift

von

Wilhelm Wundt.

8°. M 1,20.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

89012118113
b89012118113a

Digitized by Google

Digitized by Google

89012118113
b89012118113a